Weber, Georg, 1808-1888

Allgemeine Weltgeschichte

Bd.: 14

Leipzig 1888

Allgemeine Weltgeschichte

von

Georg Weber.

Zweite Auflage

unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidiert und überarbeitet.

Vierzehnter Band.

Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts.

1. Abteilung: **Bis zur Julirevolution und deren unmittelbaren Folgen.**

Leipzig

Verlag von Wilhelm Engelmann

1888.

Allgemeine Weltgeschichte.

Vierzehnter Band.

Allgemeine
Weltgeschichte

von

Georg Weber.

Zweite Auflage.

Unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidiert und überarbeitet.

Vierzehnter Band.

Leipzig
Verlag von Wilhelm Engelmann
1888.

Geschichte

des

neunzehnten Jahrhunderts.

Erste Abteilung.

Bis zur Julirevolution und deren unmittelbaren Folgen.

Leipzig
Verlag von Wilhelm Engelmann
1888.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

A. Europa unter Bonapartischem Einfluß 1
Litteratur . . . . —

I. Von Campo Formio bis zum 18. Brumaire. 2

I. Französische Eroberungspolitik und demokratische Propaganda . . —
1. Direktorium und Bonapartische Pläne. . . . . —
2. Gründung der Helvetischen Republik 7
3. Die Vorgänge in Italien 13
4. England und Irland 24
5. Die Expedition nach Ägypten 34
6. Rußland unter Kaiser Paul 40
7. Der Rastatter Kongreß und der Gesandtenmord 45

II. Der zweite Koalitionskrieg und der 18. Brumaire 53
1. Der neue Völkerkrieg und die Wechselfälle in Italien . . . . —
2. Bonaparte in Syrien und Ägypten und der Staatsstreich des 18. Brumaire 66

II. Das Konsulat 77

I. Das konsularische Frankreich und dessen Stellung zum Ausland. . —
1. Die Konsularverfassung und das Bonapartische Regiment . . . . . —
2. Marengo und Hohenlinden 88
3. Der Friede von Luneville und seine Folgen. 99
4. Die französische Kolonie in Ägypten 106
5. Die Palastrevolution in Petersburg und die englische Politik. . . . 111
6. Der Friede von Amiens und Bonapartes Machtstellung in den Nachbarländern 117
7. San Domingo 127
8. Konsularische Diktatur. Neue Zerwürfnisse mit England 131
9. Wiederausbruch des französisch-englischen Kriegs und die Besitzergreifung Hannovers 134

II. Das konsularische Frankreich und der Übergang zum Kaisertum . 141
1. Der Erste Konsul und die Parteien . . . . —
2. Konkordat und öffentlicher Unterricht 143
3. Das Konsulat auf Lebenszeit. Napoleon und die Zeitgenossen . . . 148
4. Royalistische Verschwörung. Ermordung des Herzogs von Enghien. Papst Pius VII. 151
5. Das Napoleonische Kaisertum 159

III. Die Jahre der Napoleonischen Weltherrschaft 163
Litteratur . . . . —

I. Das imperatorische Frankreich als europäische Vormacht 164
1. Das Napoleonische Kaisertum in Frankreich und in den Nachbarstaaten —

Seite
2. Die ersten Regierungsjahre Alexanders I. von Rußland 170
a. Reformthätigkeit im Innern . . . . —
b. Rußland und die europäischen Großmächte 175
3. Der dritte Koalitionskrieg 181
a. Boulogne. Ulm. Trafalgar . . . . —
b. Der Potsdamer Vertrag und die Schlacht bei Austerlitz 189
c. Der Preßburger Friede und seine Folgen 196
4. Von Preßburg bis Tilsit 206
a. Politische und diplomatische Winkelzüge . . . . —
b. Der Rheinbund 211
c. Der Krieg von 1806 und 1807 213
1. Ausbruch des Kriegs. Jena und Auerstädt . . . . —
2. Die Kapitulationen 221
3. Der Krieg in Ostpreußen, Schlesien, Pommern. Schlacht bei Eylau 228
4. Schlacht bei Friedland und Friede von Tilsit 235
5. Europa nach dem Frieden von Tilsit 240
a. Politische Lage . . . . —
b. Die Vorgänge in Skandinavien 243
c. Die verbündeten Kaiser und der Erfurter Fürstentag 248
d. Das kaiserliche Frankreich im Innern 252
6. Preußens Wiedergeburt und die Staaten des Rheinbundes 257
a. Preußen nach dem Tilsiter Frieden und der Freiherr vom Stein . —
b. Die Steinsche Reformgesetzgebung 261
c. Die Reform des Heeres 268
d. Der Geist der Zeit 273
e. Steins Entlassung und die Wirksamkeit Hardenbergs 275
f. Aus den Rheinbundsstaaten 279

II. Gewaltherrschaft und Völkerkämpfe 283
1. Die Ereignisse in der Pyrenäischen Halbinsel . . . . —
a. Besitzergreifung von Portugal . . . . —
b. Das Hofleben in Madrid und die spanische Nation 287
c. Das Intrigenspiel in Bayonne 298
d. Bonapartismus und Volkskrieg 307
e. Napoleon in Madrid 315
2. Der französisch-österreichische Krieg vom Jahr 1809 und die Bewegungen in Tirol und Norddeutschland 320
a. Patriotischer Aufschwung in Österreich . . . . —
b. Der Donaufeldzug und Napoleons zweiter Einzug in Wien . . . 326
c. Aspern und Wagram. Der Wiener Frieden 328
d. Die Episoden des Hauptkriegs 337
1. Napoleonische Kriegspolitik . . . . —
2. Der Volkskrieg in Tirol 338
3. Die Bewegung in Norddeutschland 342
4. Die Engländer auf Walcheren 345
3. Das Ende des spanischen Kriegs 348
a. Fortgang des Kriegs und die Zentraljunta . . . . —
b. Kriegerische Wechselfälle und die Cortesverfassung von Cadiz . . 357
c. Ausgang des peninsularischen Kriegs 364
4. Der Kirchenstaat, Neapel und Sizilien 371
a. Das moderne Kaisertum des Abendlandes und das Pontifikat . . —
b. Neapel unter Joseph Bonaparte und Joachim Murat 376
5. Die Napoleonische Machtherrschaft auf der Höhe 384
a. Das Reich im Innern. Scheidung und Wiedervermählung . . . —
b. Ausdehnung des Reichs über Holland und das nordwestliche Deutschland 390
6. Der Krieg gegen Rußland 395
a. Veranlassung und Vorspiel . . . . —
1. Zerwürfnisse . . . . —
2. Diplomatische Schachzüge und Allianzen 398
3. Sieg der altrussischen Partei in Petersburg und Moskau . . . 403

Seite
b. Der russische Feldzug vom Jahr 1812 407
1. Die Weltlage und die Vorgeschichte des Kriegs . . . . —
2. Die Heerfahrt nach Moskau 411
3. Rückzug der großen Armee 417
IV. Umsturz und Neubau 422
Litteratur . . . . —
I. Die Befreiungskriege und die Auflösung des Napoleonischen Kaisertums 423
1. Die Konvention von Tauroggen und die Vorgänge in Ostpreußen . . —
2. Der Bund von Kalisch und die Erhebung Preußens 429
3. Berlin befreit. Aufruf von Kalisch. Fall von Hamburg 435
4. Lützen und Bautzen 441
5. Die Zeit des Waffenstillstands 446
6. Die Lage der Heere. Schlachten bei Dresden und Kulm 452
7. Katzbach. Großbeeren. Dennewitz. Wartenburg 459
8. Die Verträge von Teplitz und Ried 465
9. Die Völkerschlacht bei Leipzig 468
10. Der Zug zum Rhein und die Befreiung Deutschlands 477
11. Der Krieg in Frankreich. Einzug der Verbündeten in Paris 482
II. Herstellung der Bourbons und neue Staatenbildungen. 492
1. Sieg der Legitimität und Napoleons Abdankung . . . . —
2. Die Friedensverträge von 1814 und 1815 497
a. Der Pariser Friede und das erste Jahr der Restauration . . . . —
b. Der Wiener Kongreß (18. Sept. 1814 — 19. Juni 1815) . . . 502
1. Allgemeiner Charakter und Gesellschaft des Kongresses . . . . —
2. Die territoriale Neuordnung Deutschlands und Europas . . . 506
3. Die Gründung des Deutschen Bundes 517
3. Napoleons Wiederkunft. Das restaurierte Italien und Murats Schilderhebung 525
4. Belle-Alliance. Napoleons und Murats Ausgang 533
5. Der zweite Pariser Friede 543
6. Die heilige Allianz und der royalistische Fanatismus in Frankreich. . 552
B. Vom Wiener Kongreß bis zur Julirevolution 560
Litteratur . . . . —
I. Die Jahre der reaktionären Experimente und der revolutionären Gegenschläge 562
I. Die Zeichen der Zeit . . . . —
II. Frankreich unter König Ludwig XVIII. 574
1. Parteien und Gegensätze . . . . —
2. Die letzten Regierungsjahre Ludwigs XVIII. 587
III. Die Verfassungskämpfe in den Peninsularstaaten Südeuropas. . . 596
1. Absolutismus und revolutionäre Erhebungen . . . . —
a. Spanien . . . . —
b. Portugal. 606
c. Neapel und Piemont 612
1. Zustände Italiens nach dem Wiener Kongreß . . . . —
2. Das Königreich beider Sizilien 618
2. Intervention der verbündeten Großmächte und Herstellung des Absolutismus 627
a. Niederlage der italienischen Patrioten . . . . —
b. Umsturz der Cortesverfassung in Spanien 637
c. Abfall der spanischen Pflanzlande in Südamerika 641
d. Der Prinzipien- und Parteienkampf in Portugal 648
IV. Deutschland und die deutschen Großmächte 655
1. Die Stimmungen und Gegensätze in Deutschland . . . . —
2. Das Wartburgsfest und die That Sands 659
3. Die Karlsbader Beschlüsse, die Wiener Konferenzen und die Demagogenverfolgung 662

Seite
4. Die Thätigkeit des Bundestags in den zwanziger Jahren 669
5. Das politische Leben der Einzelstaaten 675
6. Preußen 677
7. Mittlere und kleinere Staaten Norddeutschlands 687
8. Die süddeutschen Staaten. 696
9. Österreich 708

V. Großbritannien 722

VI. Rußland. Türkei. Griechenland. 732
1. Die Bewegungen im Orient . . . . —
2. Griechenlands Freiheitskämpfe bis zum Fall von Missolunghi . . . 744
3. Rußland unter Alexander und Nikolaus und das Osmanenreich unter Mahmud II. 751
4. Griechenland und die europäischen Großmächte 761

VII. Frankreich unter Karl X. und die Pariser Julirevolution 768
1. Das neue Regiment und das alte Ministerium . . . . —
2. Liberalisierende Versuche und Umschlag 778
3. Staatsstreich und Revolution 785
a. Die Regierung und die liberale Opposition. Der Krieg gegen Algier —
b. Die große Woche 791
c. Die Krisis 800
d. Ludwig Philipp, König der Franzosen 808

VIII. Politische Bewegungen infolge der Julirevolution 818
1. Allgemeine Erregung in Europa . . . . —
2. Die Losreißung Belgiens von Holland 820
a. Die vereinigten Niederlande . . . . —
b. Aufstand und Abfall des Südens 825
c. Gründung des Königreichs Belgien 833
3. Polens Erhebung und Fall 837
a. Polen unter russischer Herrschaft und die Geheimbünde. . . . . —
b. Der Revolutionskrieg und das Organische Statut 843

II. Litteratur und Geistesleben in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts 846
Litterarische Hilfsmittel. . . . . —

A. Litteratur und Zeitbildung in Deutschland 847
I. Die romantische Schule und Goethes Alter. . . . . —
II. Philosophie und Theologie 869
1. Die deutsche Philosophie nach Kant . . . . —
2. Schleiermacher und die protestantische Theologie 889
3. Die geistige Zeitströmung 902

B. Die französische Litteratur während und nach der Revolution . . . 906
1. Die Litteratur unter dem Einfluß der liberalen politischen Zeitströmung . . . . —
2. Romantik und katholische Litteratur 919

C. Die englische Litteratur 928
1. Volksdichtung. Walter Scott. . . . . —
2. Die Seeschule und die englische Naturdichtung 932
3. Byron, Shelley, Moore 938

D. Das litterarische Leben in Italien. 947
1. Die Übergangszeit vom Klassizismus zur Romantik . . . . —
2. Romantisch-patriotische Poesie 951
3. Manzoni und die Roman- und Geschichtschreibung seiner Zeit . . 956

A. Europa unter Bonapartischem Einfluß.

Litteratur. Mehrere von den im vorigen Bande S. 707 f. und S. 931 angeführten Werken reichen auch in die Periode herein, welche den Inhalt des nachfolgenden Abschnitts bildet, so besonders die Hist. parlement. von Buchez et Roux; die „Geschichte Napoleons" von Lanfrey, dessen fünfter und letzter Band bis in das Jahr 1811 führt; die Werke von Wachsmuth, Sybel, Schlosser u. a.; das große Sammelwerk: Correspondance de Nap. Bon., 31 Bde., Paris 1858—1870 und Corresp. militaire de Nap., 10 Bde., Paris 1875—1877; die Memoiren von Bourrienne, Marmont, Lavalette; die Mémoires pour servir à l'hist. de Fr. sous Napol. écrits à St.-Helène u. a. m. Andre eigne Schriften Napoleons sind in seinen »Oeuvres«, 6 Bde., Par. 1821. 1822 gesammelt. — Henri Martin, Hist. de France depuis 1789 jusqu'à nos jours, Paris, in mehrfachen Auflagen. — Die Spezialgeschichten über Deutschland (von Häusser, Perthes u. a.), über Italien (Botta, Coppi, Coletta, neuerdings Franchetti, Storia d'Italia 1789—1799, Milano 1878 u. a.), über Spanien (Baumgarten), über die Niederlande (van Kampen), über Rußland (Bernhardi, ferner Bienemann, Aus den Tagen Kaiser Pauls, Leipzig 1886; Kobeko, Der Cäsarewitsch Paul Petrowitsch, Berlin, 1886). — Über die Schweiz die Monographien von A. Tillier: Gesch. der helv. Rep. von ihrer Gründung 1798 bis zu ihrer Auflösung 1803. Bern 1843. 3 Bde., u. Gesch. der Eidgen. während der Vermittelungsakte v. 1803—1813. Zürich 1845. 2 Bde. u. a. Die Geschichte des Feldzugs von 1799 in Deutschland und der Schweiz hat der Feldherr dieses Kriegs, Erzherzog Karl von Österreich, selbst beschrieben (2 Bde., Wien, 1862). — Die Zeit des Konsulats ist ausführlich behandelt in den bekannten Werken von Thibaudeau, Hist. du consulat et de l'empire, in verschiedenen Ausgaben. P. 1827 ff. 1834. 1835. 10 Bde. und in Mémoires sur le consulat; Thiers, Hist. du consulat et de l'empire (Par. 1845 ff., 20 Bde. Auch Deutsch von W. Jordan. Leipzig 1845—1850); Capefigue (Hist. de l'Eur. pend. le consul. et l'Emp. de Nap. Brux. 1839—1841. 10 Bde.); Lacretelle (Hist. du Cons. et de l'Emp. Par. 1846—1848. 6 Bde.); Bignon (Hist. de Fr. depuis le 18. Brumaire cet. Par. 1827 ff. 10 Bde. Auch D. von Hase u. v. Alvensleben); Norvins, Hist. de Napoléon. Par. 1828. 4 Bde.; sowie in dem umfangreichen englischen Werk von Alison (History of Europe from the fr. revolut. to the restorat. of the Bourb. Edinb. and Lond. 1861. 10. Aufl. 14 Bde. Auch D. von L. Meyer): Für die europ. Politik der Zeit sind von besonderer Wichtigkeit die französische Staatszeitung der Moniteur und die Sammlung von Staatsverträgen in dem bekannten Recueil des traités mit seinen Supplementen von Martens. Die meisten Ereignisse in den Kriegen wie im gesamten Staats- und im Hofleben wurden in einer Menge von Monographien, Partikulargeschichten, Denkwürdigkeiten (Savary, Herzogin d'Abrantes, Constant, Gaudin, Duc de Gaëte, Pelet, Fouché, Prinz Eugen Beauharnais u. a.) dargestellt; für das häusliche und Familienleben des Kaisers liefern die Memoiren der Mad. de Rémusat und der Generalin Durand (beide auch deutsch) interessante Schilderungen. Eine umfassende, sehr anerkennende Würdigung von „Napoleon als Feldherr" hat neuerdings Graf York von Wartenburg (Berlin 1886)

erscheinen lassen. — Eine ganze Litteratur ist über den Rastatter Kongreß und Gesandtenmord erschienen; wir erwähnen die Monographien von Mendelssohn-Bartholdy, v. Reichlin-Meldegg, Vivenot, Helfert, G. Müller, Böhtlingk; ferner Hüffer, Der Rastatter Kongreß und die 2. Koalition, Bonn 1878. 1879 (2. und 3. Band von dessen „diplomatischen Verhandlungen aus der französischen Revolution").

I. Von Campo Formio bis zum 18. Brumaire.

I. Französische Eroberungspolitik und demokratische Propaganda.

1. Direktorium und Bonapartische Pläne.

Die Politik der Gewalt.

Der Friede von Campo Formio mit dessen ergänzendem Abschluß, dem Rastatter Kongreß, bildet den Ausgangspunkt eines neuen politischen und staatsrechtlichen Systems in dem geschichtlichen Leben der europäischen Völkerfamilie. Der Zerstückelung der Adelsrepublik Polen trat nun die Aufteilung des venetianischen Geschlechterstaats ebenbürtig zur Seite; und warum sollte nicht das gelockerte Gefüge von fürstlichen Territorien geistlichen und weltlichen Charakters, von städtischen Gemeinwesen, von überlebten kleinen Staatsbildungen, das den Namen „Römisches Reich deutscher Nation" führte, dasselbe Schicksal erleiden? Die demokratische Tyrannei im Westen hatte dem monarchischen Absolutismus im Osten nichts mehr vorzuwerfen. Dort wie hier ging Macht über Recht; dort wie hier betrat man ohne Scheu und Rücksicht den Weg der Gewalt, wo es galt, sich auf Kosten des Schwachen zu vergrößern; dort wie hier war der Egoismus das höchste Lebens- und Staatsprinzip. Hatten einst die drei Ostmächte den polnischen Reichskörper zerschnitten und sich in die Glieder geteilt, so hatte die französische Republik sich die österreichischen Niederlande und mehrere deutsche Territorien auf der linken Rheinseite einverleibt, hatte die altberühmte Markusrepublik zerschlagen und verfolgte jetzt den Plan, mittels eines systematischen Propagandakriegs sich mit einem Wall von demokratischen Tochterrepubliken auf der ganzen Grenze zu umgeben, eine Schutzwehr gegen die monarchischen Großstaaten, ein Tummelplatz für die trotzigen Soldaten und die gebieterischen Häuptlinge des Lagers, welche die Revolution geboren, eine ergiebige Hilfsquelle für die eignen Bedürfnisse, ein Abbild der französischen Staatsform im kleinen.

Die Batavische Republik.

Wir wissen, daß das einst so reiche und seemächtige Holland durch einheimische Patrioten und französische Armeen in eine demokratische Republik mit einem Nationalkonvent, Munizipalitäten, Volksausschüssen verwandelt worden, wobei der ganze staatliche Partikularismus von ehedem verschwand, Freiheit, Gleichheit, Menschenrechte und alle Errungenschaften der Revolution ihren Einzug hielten, zugleich aber Flotten und Kolonien eine Beute der Engländer wurden, und die Reichtümer des Landes durch Kriegskontributionen, durch Verpflegung französischer Truppen, durch eine progressive Einkommensteuer und durch Zwangs-

anlehen dahin schwanden (XIII, 915 f.). Als in Paris die Direktorialregierung ins Leben trat, setzten es die Freunde des demokratischen Einheitsstaates mit Hilfe der französischen Propaganda durch, daß auch im Haag eine ähnliche Verfassungs- und Regierungsform eingeführt ward: eine „unteilbare Batavische Republik" mit acht neu benannten Departements, in welche die alten Provinzen aufgingen, sollte der Republik Frankreich als Bundesgenosse zu Schutz und Trutz zur Seite stehen, die Vollzugsgewalt einem Direktorium oder Staats-Bewind von fünf Personen samt Ministerium übertragen, die gesetzgebende Macht und die Überwachung des Staatshaushaltes in die Hände von zwei Räten gelegt werden. Aber wie in Frankreich war auch in Batavien der gesetzgebende Körper und die Regierung in Parteien gespalten; erst nach dem 18. Fructidor, der seine rückwirkende Kraft auch auf die Filialrepublik im Norden übte, gewann die Demokratie durch einen ähnlichen Staatsstreich Sieg und Herrschaft.

Unter Mitwirkung des französischen Generals Joubert und des Gesandten Delacroix wurde nämlich im Haag durch den jakobinischen General Daendels und den Präsidenten Midderigh ein Reinigungsakt vorgenommen, infolgedessen eine größere 23. April 1798.
Anzahl gemäßigter und föderalistischer Mitglieder der Nationalversammlung in Haft gebracht, und eine Zentralregierung mit unbedingter Verfügung über alle Hilfsquellen des Landes und unbegrenzter Dienstwilligkeit gegen Frankreich geschaffen wurde. Als jedoch die jakobinische Partei, die durch diesen Staatsstreich ans Ruder kam, allzu gewaltthätig vorging, brachte der von den Radikalen zurückgesetzte Daendels mit Hilfe des Pariser Direktoriums eine neue Umgestaltung der Regierung zustande, durch welche 12. Juni 1798.
ähnlich wie in Paris nach dem Gewaltstreich vom Floreal ein Gleichgewicht der republikanischen Parteien hergestellt ward und das Staatsleben auf kurze Zeit in einen ruhigeren gemäßigteren Gang kam. „Aber Handel, Schiffahrt und Fischerei lagen danieder, Armut und Entbehrung lasteten auf der Bevölkerung und eine dumpfe Unzufriedenheit erfüllte das Land von einer Grenze zur andern."

In einem ähnlichen Verhältnis stand die Cisalpinische Republik zu Frankreich. Ehe Bonaparte nach Abschluß des Friedens von Campo Formio das Apenninenland verließ, richtete er im Hochgefühl des Siegers eine seiner schwungvollen Proklamationen an die neue „Eine und unteilbare Republik", seine Lieblingsschöpfung. Er selbst hatte die fünf Direktoren ernannt, welche in Verbindung mit einem Ministerium die vollziehende Gewalt bildeten, Männer von Ansehen und altberühmten Namen aus den verschiedenen Bestandteilen des neuen Freistaats, und unter seinen Auspizien war die Verfassung auf Grund der Volkssouveränität und der Selbstbestimmung mit einem gesetzgebenden Körper in zwei Räten, mit freier Wahl der Beamten und Richter, mit allen Errungenschaften der Revolution in Beziehung auf das öffentliche und soziale Leben begründet worden. Er rühmte die Besonnenheit und Weisheit, mit welcher das freiheitliebende Volk bei der Neubildung des Staatsorganismus zu Werke gegangen, und verhieß eine glänzende geschichtliche Zukunft. Französische Besatzungstruppen, über das ganze Land zerstreut, hüteten in Verbindung mit eingebornen Wehrmannschaften das neue Staatswesen und setzten die französisch-gesinnte Patriotenpartei und

Die Cisalpinische Republik. 17. Nov. 1797.

die radikalen Heißsporne des Großen Rats instand, die gegnerischen und unzufriedenen Elemente, die in dem Senat oder Rat der Alten großen Einfluß hatten, niederzuhalten. Ein Schutzbündnis nebst Handelsvertrag, welches Talleyrand namens des Pariser Direktoriums mit cisalpinischen Bevollmächtigten
21. Febr. 1798. abschloß, und dessen Durchführung mittels Ausschließung oppositioneller Mitglieder des Rats der Alten bewirkt ward, vollendete den innigen Bund zwischen Mutter- und Tochterstaat, aber auch die Abhängigkeit der Mailänder von der Pariser Republik. Fortan führten der französische Gesandte und der Obergeneral der Besatzungstruppen das gebietende Wort; französische Glücksritter und Parteigänger gelangten zu einträglichen Stellen, zu Einfluß und Reichtum. Aber Ordnung und Sicherheit wollten nicht zurückkehren. Die verletzende Härte, womit der herrschende Radikalismus gegen Kirchen- und Klostergüter, gegen Reliquien und Priestermacht vorging, reizte das Landvolk zu feindseligen Kundgebungen gegen das Jakobinerregiment.

Die Cisalpinische und die Batavische Republik waren nur Trabanten im Dienst der republikanischen Großmacht. Sobald sich zentrifugale Kräfte regten, wurden die Elemente der Opposition durch Staatsstreiche unterdrückt. Und wie sollte das Direktorium in Paris, das im eignen Land ein Regiment der Willkür führte, das im alten Jakobinergeist alle rückläufigen Strömungen durch Schreckensmaßregeln niederzuhalten suchte, das gegen heimgekehrte Emigranten und Priester den gewohnten Terrorismus in Anwendung setzte, in den abhängigen Ländern Gesetze und Ordnung schirmen, den revolutionären Gesinnungsgenossen einen Zügel anlegen? Wenn einmal der Radikalismus zu weit vorging, so wurde wohl durch einen Gewaltstreich die Überflutung eingedämmt. Als im August General Brune und der Regierungskommissar Fouché mit Hilfe der jakobinischen Demokratie in Mailand das terroristische Regiment fester begründen wollten, trat ihnen der Gesandte Trouvé mit einem gemäßigteren Verfassungsentwurf entgegen, durch den die Zahl der Volksvertreter auf die Hälfte herabgesetzt und der Radikalismus in engere Schranken gewiesen ward. So wogte das politische Partei-
Ligurische Republik. treiben ruhelos hin und her. In der Ligurischen Republik konnte die Uneinigkeit unter den höchsten Gewalten nur dadurch gemildert werden, daß der französische Gesandte Belleville den 18. Fructidor im kleinen nachmachte, indem er fünfzehn Räte, die sich nicht fügsam genug zeigten, aus dem gesetzgebenden Körper ausstieß. Die italienischen Republiken wurden von der Direktorialregierung wie abhängige Provinzen behandelt.

Republikanische Propaganda. Wenn aber schon in den Klientelstaaten der demokratische Despotismus so unverhüllt hervortrat, was ließ sich erst erwarten, wenn derselbe als politischer Feind mit roter Fahne und bewaffneter Hand über die Grenze drang, gerufen oder unterstützt von einer neuerungssüchtigen Revolutionspartei, von unruhigen Volkselementen, welche auf den Trümmern des Bestehenden eine bessere Zukunft zu gründen suchten! Es ist uns bekannt, wie sehr die Revolution gleich bei ihrem ersten kriegerischen Auftreten gegen die Nachbarstaaten durch die Sympathien der Völker für die Ideen der Freiheit und Gleichheit gefördert worden ist, wie sehr die lockende Verheißung, daß Frankreich allen gegen die monarchische, feudale

und priesterliche Zwingherrschaft ankämpfenden Völkern Beistand leisten würde, den Umsturz der bestehenden Herrschaften beschleunigt, wie sehr die Furcht der Regierenden vor dem neuen unheimlichen Feind den revolutionären Elementen zum Sieg verholfen. Aber eine weit größere Gefahr drohte dem alten Europa, als die Revolution die wilden Parteierschütterungen im Innern durchlebt hatte, in starker militärischer Rüstung dastand und im Bund mit einer rührigen politischen Propaganda, angetrieben von wühlerischen Leidenschaften, von Habgier und Raubsucht, gegen die alten Ordnungen in den Nachbarstaaten zermalmende Stöße führte. Mit schrankenloser Geschäftigkeit mischte sich die republikanische Regierung in die innern Angelegenheiten der Staaten, enthüllte die schwachen oder schadhaften Seiten der bestehenden Zustände, um dort die Brecheisen einzusetzen, wiegelte die unzufriedenen demokratischen Volksklassen wider die monarchischen und aristokratischen Obrigkeiten auf, um als Beschützer der Freiheit und der Menschenrechte einzutreten und eine Veranlassung zu bewaffneter Intervention, zu Raub und Erpressung, zu Bedrückungen aller Art zu finden. In diesem ruhelosen Umhergreifen nach allen Seiten stimmte Bonaparte mit dem Direktorium vollständig überein: nicht nur daß er die Cisalpinische und Ligurische Republik nach eigner Willkür einrichtete, daß er die Jonischen Inseln für Frankreich in Besitz nahm und sicherte, daß er auf Malta und in den türkischen Provinzen Anknüpfungen für das französische Interesse suchte: als er das Veltlin von Graubünden abriß, begründete er das eigenmächtige Verfahren durch ein Manifest, welches in dem Satz gipfelte, „daß nach dem Völkerrecht der neuen Freiheit kein Volk der Unterthan eines andern sein könne". Damit gab er den Direktoren ein verlockendes Beispiel zu Gewaltthätigkeiten und Willkürhandlungen; nur daß Barras und Rewbell ihrer Gier und Leidenschaft folgten, während Bonaparte mit seiner Herrschsucht planmäßige Berechnung verband. Auch in der Weise, wie er auf dem Rastatter Kongreß seine souveräne Überlegenheit in Worten und Handlungen geltend machte, den Grafen Fersen, den vormaligen Günstling Marie Antoinettes, den Schweden auf Grund der Westfälischen Friedensverträge als Bevollmächtigten nach Rastatt geschickt hatte, schroff zurückwies, an die deutschen Diplomaten bald freundliche, bald drohende Worte richtete und bei seiner Abreise die französischen Staatsmänner Treilhard und Bonnier mit der Leitung der Geschäfte betraute, erkannte man bereits den künftigen Herrscher, der gewohnt war, diplomatische Knoten nicht mühsam zu entwirren, sondern zu zerhauen.

Die Bewunderung und Neugierde des Volks begleitete Bonaparte auf allen Wegen, mochte er im einfachen Kleid und in kurzen, bündigen Worten die pomphaften Empfangsreden der Direktoren und des gesetzgebenden Körpers im reich geschmückten Vorhof des Luxembourg entgegennehmen, mochte er den durch Carnots Flucht freigewordenen Sitz im National-Institut antreten, mochte er als „Oberbefehlshaber der englischen Armee" die französischen Häfen in Brest, Bonaparte in Paris und das Direktorium.

Febr. 1798. Cherbourg, Boulogne besuchen, die Rüstungen und Landungsanstalten in Augenschein nehmen, die Truppen zu der beabsichtigten Expedition nach England bestimmen, „um die Freiheit der Meere zu erstreiten", oder mochte er in bewußter Zurückgezogenheit sich den Volkshuldigungen entziehen: seine ganze Haltung glich dem Auftreten eines Fürsten und Souveräns, eines obersten Kriegsherrn über die gesamte Heeresmacht. Mit welchen Empfindungen mochte das Direktorium aus dem Mund des kleinen Mannes mit dem fremdartigen Wesen und den eigentümlichen Gesellschaftsformen die Worte vernehmen: Wenn Frankreich erst bessere organische Gesetze haben wird, dann wird für Europa ein Zeitalter der Freiheit und Wohlfahrt anbrechen! Mit solcher Sicherheit und Planmäßigkeit ging er bei allen Unternehmungen zu Werke, daß man zu dem Glauben berechtigt ist, die ganze wunderbare Herrscherlaufbahn sei dem Geist des achtundzwanzigjährigen Feldherrn schon ahnungsvoll vor der Seele gestanden. „Es ist als wäre der Weltherrscher fertig aus der Wiege emporgestiegen, wie die geharnischte Minerva aus Jupiters Haupt." Die durch Bonapartes politische und militärische Thätigkeit herbeigeführte Neugestaltung der europäischen Staatsverhältnisse war erst im Werden begriffen, als er seinen Plan eines orientalischen Feldzugs, der durch die Scheinvorbereitungen zu einer Landung in England verdeckt werden sollte, ins Werk setzte; er ließ somit eine große und schwierige Aufgabe der Direktorialregierung zur Lösung zurück. Diese folgte seinem Beispiel, fügte aber der willkürlichen Eroberungspolitik des Generals noch die Derbheit und Rücksichtslosigkeit jakobinischer Machthaber hinzu. In Italien und in der Schweiz wurde die demokratisch-revolutionäre Umsturzpolitik mit derber Faust durchgeführt; auf dem Rastatter Kongreß der jämmerliche Zustand des deutschen Reichs zu Handlungen des Übermuts und brutaler Willkür mißbraucht; in Irland der Bürgerkrieg gegen die englische Regierung entzündet und unterstützt und zugleich durch strenge Gesetze ein vernichtender Schlag gegen den englischen Seehandel und die Rechte der neutralen Schiffahrt geführt. Der Krieg mußte den Krieg ernähren; das Aussaugen und Ausplündern der verbündeten und neutralen Völker sollte die Mittel zu neuen Unternehmungen und Vergewaltigungen gewähren, eine terroristische Seepolizei das gesamte Handelsleben in Fesseln schlagen. Diese Politik des Umsturzes und der Gewaltthätigkeit, welche das Direktorium und sein allmächtiger General befolgten, war eine Verhöhnung aller bestehenden und überlieferten Rechtsordnungen, die das europäische Staatensystem in ein Chaos von Willkür und revolutionärer Anarchie stürzte; aber sie war eine Sturmflut, die eine Menge verdorrter und abgestorbener Organismen mit fortriß und einen fruchtbaren Boden für neue lebensvolle Pflanzungen schuf.

Staatsstreich vom 22. Floreal. Dabei dauerte im Innern das Willkürregiment fort. Hatte man am 18. Fructidor die Royalisten und die Männer der Mäßigung mit brutaler Hand ins Exil gestoßen, so beseitigte man „im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt" durch den Staatsstreich

vom 22. Floreal mehr als sechzig Radikale, welche bei der Erneuerung des Drittels 11. Mai 1798. der Volksvertretung in den gesetzgebenden Körper gewählt worden waren, indem man eine Anzahl von Wahlen vernichtete und die Abgeordneten der Minderheit als die rechtmäßigen Vertreter in die Versammlung berief. So suchte die Regierung zwischen den beiden feindlichen Parteien, den Anarchisten und Royalisten durchzusteuern und durch gesetz- und verfassungswidrige Willkürmaßregeln ihr Leben zu fristen. Die ganze Welt sehnte sich nach Befreiung von dieser charakterlosen und despotischen Gewaltherrschaft, aber der einzige Mann, von dem man die Rettung erwarten konnte, verließ gerade zu derselben Zeit den Boden der Heimat, um im fernen Orient einem Phantasiebild nachzujagen.

2. Gründung der Helvetischen Republik.

Der Ausspruch Bonapartes, daß nach dem Völkerrecht der neuen Freiheit Schweizerische Zustände. kein Volk einem andern unterthan sein könne, gab dem Direktorium und seinem mächtigen General Grund und Vorwand, sich in die innern Angelegenheiten der Schweiz einzumischen. Die Gewalthaber in Paris hatten schon lange gierige und grollende Blicke auf das Alpenland geworfen, das kraft seiner von ganz Europa anerkannten Neutralität französischen Flüchtlingen und Emigranten ein schützendes Obdach gewährte, und wie uns bekannt, häufig als Herd konspiratorischer Umtriebe mißbraucht ward. Was lag daher der jakobinischen Eroberungspolitik jener Tage näher, als daß sie Versuche machte, auch die Eidgenossenschaft in die Reihe der französischen Vasallenstaaten aufzunehmen, mit denen sie die Ostgrenze gleich einem starken Gürtel zu umgeben bestrebt war? Nicht nur daß die Republik sich dadurch den Besitz der für militärische Zwecke so wichtigen Alpenstraßen, dieser „Bastionen Europas" sicherte: die in den großen Städten während eines langen Friedensstandes angehäuften Reichtümer versprachen auch treffliche Beute, womit man die Pariser Staatskasse ausstatten und die Kosten für die Rüstungen gegen England und für die orientalischen Eroberungspläne decken konnte. Und bestand denn nicht auch im Land Helvetien ein ähnliches lockeres und zerbröckeltes Staatengefüge, in das man leicht den Sprengkeil einschieben konnte, wie in den südlichen und nördlichen Niederlanden, wie in den deutschen Reichslanden am Rhein, wie in der Apenninischen Halbinsel? An unzufriedenen Elementen, an gedrückten Volksklassen und Ständen, an Unterthanen mit ungleichen Rechten war auch in der Eidgenossenschaft kein Mangel, und an diese konnte die französische Propaganda anknüpfen. Die Ideen der Aufklärung und des Demokratismus hatten in den bürgerlichen Kreisen der Städte viele Anklänge gefunden; die französische Bevölkerung der südwestlichen Landschaften fühlte sich hingezogen zu den stammverwandten starken Nachbarn; in den „zugewandten Orten", die mit den dreizehn auf der Tagsatzung vertretenen Kantonen nicht im Verhältnis der Rechtsgleichheit standen, und in den „Unterthanenlanden" oder „gemeinen Vogteien" deutscher oder italienischer Nationalität, die durch Bauernvögte regiert und zum Teil wie die Heloten im alten Lake-

dämonien behandelt wurden, herrschte tiefer Groll gegen die „gemeinen Herrschaften“ (vgl. IX, 175). In den größern Städten führte eine Anzahl Patrizierfamilien, „die vetterschaftlich zusammenhielten und in allen Ämtern und Würden einander ablösten“, das Regiment, ein Stadtjunkertum, das sich stolz gegen die untern Stände abschloß, im Genuß ererbter Privilegien jede Neuerung fernzuhalten suchte, und wenn auch meist wohlwollend und leutselig, verständig und gerecht gegen die Untergebenen, doch auch oft durch aristokratischen Hochmut, durch zurückweisende Herrschsucht verletzte; in der sozialen Rechtsstellung der Kantonsangehörigen und städtischen Gemeindebürger herrschte dieselbe Verschiedenheit und Abstufung, dieselbe gewerbliche und ständische Abgeschlossenheit, dieselbe Belastung mit unlösbaren Grundzinsen, dasselbe Zunft- und Monopolsystem wie unter dem alten Regime in Frankreich, wie in den Kleinstaaten des Deutschen Reichs. Die Aufklärungsideen waren in die Kreise der Gebildeten eingedrungen, und doch hielt man im politischen und bürgerlichen Leben an dem Überlieferten fest, wies jede zeitgemäße Reform zurück, unterdrückte alle liberalen Regungen, die Abstellung der Mißbräuche anstrebten, mit der Strenge eines engherzigen Kastengeistes, fesselte das freie Wort in Rede und Presse, verfolgte die Mitglieder des „Helvetischen Bundes“, die sich die Verbreitung patriotischer und nationaler Ideen zur Aufgabe stellten.

Bern und das Waadtland. Am tiefsten fühlten die Waadtländer den Druck der Abhängigkeit von den Berner Ratsherren. Wir wissen aus Bd. X, 631, daß die schönen Hügellandschaften im Norden des Lemanischen Sees im Jahr 1536 den Grafen von Savoyen entrissen und unter die Herrschaft der Berner Ratsherren gestellt wurden. Die Berner Patrizier unterließen es, die Bevölkerung zu gleichen Rechten mit den eignen Kantonsbürgern aufzunehmen, ihr eine selbständige Stellung auf der Tagsatzung einzuräumen, die höhern Stände in den Berner Geschlechterverband heranzuziehen, den nationalen Gefühlen durch eigne Landtage gerecht zu werden. Man konnte der hauptstädtischen Obrigkeit nicht vorwerfen, daß sie ihre Herrschaft mißbraucht hätte: sie regierte und beschützte das Land und waltete mit väterlicher Fürsorge; aber die regierenden Geschlechter gestatteten den Unterworfenen keine politische Gleichberechtigung und hielten den waadtländischen Herrenstand von jedem Anteil am Regiment fern. Schon öfters war das Gefühl der Verbitterung über die unwürdige Stellung hervorgetreten, aber durch die mächtige Kantonalregierung mit raschem Erfolg unterdrückt worden. Allein seit der französischen Revolution wuchs die Gärung und die demokratische Propaganda schürte die Flamme. Man machte sogar geltend, daß die Französische Republik als die Nachfolgerin der Grafen von Savoyen auch berechtigt und verpflichtet sei, die einst bei dem Übergang der Waadt an Bern gewährleistete Rechtsstellung der Landschaften herzustellen und zu schirmen. Ein angesehener Mann von liberalen weltbürgerlichen Ansichten, von Geist und Charakterfestigkeit, Friedr. Cesar Laharpe, der einst die Enkel der Kaiserin Katharina von Rußland,

Alexander und Konstantin im Französischen unterrichtet hatte, dessen Verwandter Amadeus Laharpe als General in der italienischen Armee unter Bonaparte auf dem Schlachtfeld geblieben war, stellte sich an die Spitze der patriotischen Partei, welche nicht bloß die Gleichberechtigung der Waadt mit den übrigen Kantonen, sondern eine Umgestaltung der Eidgenossenschaft in eine Helvetische Republik nach dem Vorbild Frankreichs anstrebte. In Lausanne, Nyon u. a. Orten bildeten sich Klubs, welche mit Ménard, dem Anführer der französischen Truppen in Savoyen, Verbindungen anknüpften, in einer Denkschrift an das Direktorium ihre Rechte darlegten und zu deren Wiedererlangung die Hilfe Frankreichs anriefen.

Basel und die französisch gesinnte Schweiz.

Eine ähnliche Bewegung ging von Freiburg, von Unterwallis und insbesondere von Basel aus. In der rheinischen Bischofs- und Kantonsstadt war die Seele der liberalen reformatorischen Partei der Zunftmeister Peter Ochs, ein litterarisch und philosophisch gebildeter Mann, aber von schwachem Charakter und maßloser Eitelkeit. Wie bei Laharpe war auch sein Ideal die „eine und unteilbare Helvetische Republik" mit der Verfassung und den revolutionären Errungenschaften Frankreichs. Es machte auf diese doktrinären Patrioten wenig Eindruck, daß der Eigennutz und die Eroberungssucht der französischen Republik bereits in der ganzen Nacktheit hervortraten, indem die bischöflichen Reichsterritorien auf der linken Rheinseite, die sich als „Raurakische Republik" konstituiert hatten, sowie das Münster- und Immerthal, die Stadtgebiete von Mühlhausen und Biel, die zu den „zugewandten Orten" der Eidgenossenschaft gehörten, in Besitz genommen wurden. Die Abgeordneten der Kantone hielten gegen Ende des Jahres eine Tagsatzung in Aarau, wo sie den alten Eid auf den Schweizerbund erneuerten und gemeinsame Maßregeln zur Erhaltung des Vaterlandes beschlossen; es war zu spät. Die Abgeordneten konnten mit dieser Feierlichkeit nur eine unheilbare Wunde mit Blumen bedecken; die alte Eidgenossenschaft war nicht mehr zu retten. Was half es, daß der große Rat von Basel die Gleichberechtigung der „Unterthanen" aussprach und Zürich, Schaffhausen, Appenzell dem Beispiel folgten? Die Revolution hatte bereits da und dort Eingang gefunden; die französische Propaganda hatte einen günstigen Boden in dem morschen Staatenbund.

27. Dez. 1797.

20. Jan. 1798.

Die Lemanische Republik.

Die Denkschrift der Patrioten von Lausanne hatte das Pariser Direktorium erinnert, daß Frankreich im Jahr 1564 für die Freiheiten der Waadt Bürgschaft geleistet. Mochte auch immerhin die Gewährleistung durch einen spätern Vertrag mit Bern aufgehoben sein, die französischen Machthaber, welche für ihre Pläne Soldaten, Geld und militärisch wichtige Plätze bedurften, erklärten für die Rechte der Waadtländer einstehen zu wollen. Unter dem Schutz französischer Mannschaften, die das Südufer des Genfer Sees besetzt hatten, trat eine Volksversammlung zusammen und sprach die Unabhängigkeit der „Lemanischen Republik" aus. Das Berner Patriziat zeigte in der kritischen Lage so wenig Ent-

24. Jan. 1798.

schlossenheit und standhaften Mut wie die venetianischen Nobili. Mochte auch der Landammann Steiger noch im Geist der Väter für kräftige Abwehr stimmen, die schlaffe Friedenspartei, an ihrer Spitze der Säckelmeister Frisching, lähmte jeden mutigen Aufschwung; Oberst Weiß, der mit etlichen Bataillonen die Waadt besetzte, begnügte sich mit einigen unfruchtbaren Proklamationen und patriotischen Flugblättern. Die Berner waren nicht mehr die Männer von Murten und Granson; und doch hätte ein festes männliches Auftreten die Revolutionspartei leicht niederhalten können; denn das Landvolk war nicht für Losreißung von Bern; nur der ehrgeizige Herrenstand und das städtische Bürgertum strebten nach Unabhängigkeit. Auf den Hilferuf der Neuerer schickte General Ménard einen Adjutanten an Weiß nach Yverdun mit der Aufforderung, das Land zu
26. Jan. 1798. räumen. Als der Offizier mit seinem Gefolge an dem Dorf Thierrens vorüberritt, wurde durch ein Mißverständnis von dem Wachtposten gefeuert und zwei Husaren von der Bedeckung getötet. Dieser Vorfall gab dem französischen General die gewünschte Veranlassung, in das Berner Gebiet einzurücken. Die Waadtländer empfingen die Franzosen als Befreier; die Berner Vögte verließen eilig das Land; revolutionäre Flugschriften, durch die Geschäftigkeit des französischen Gesandten Mengaud massenhaft verbreitet, forderten die Bauern, Hintersassen und Schutzbürger auf, sich von der Herrschaft der Patrizier und der Zünfte freizumachen, ihnen den Beistand der französischen Nation verheißend. Zugleich rückte eine Abteilung der Rheinarmee unter General Schauenburg an die Nordwestgrenze des Kantons Bern, indes General Brune, ein alter Jakobiner aus Dantons Schule, den Oberbefehl im Waadtland übernahm.

General Brune im Kanton Bern. In Bern herrschte kein einträchtiger Geist. Während der Landammann Steiger die streitfähige Mannschaft unter die Waffen rief und einen Veteranen berühmten Namens, Karl Ludwig von Erlach, der in französischen Kriegsdiensten seine militärische Schule gemacht, an die Spitze des Verteidigungsheeres stellte, war die Friedenspartei für eine Änderung der Verfassung im Sinn völliger Gleichberechtigung aller Bürger, um der revolutionären Agitation die Spitze abzubrechen. Brune, ein gewandter Klubist und geschickter Militär, wußte im Geist der direktorialen und Bonapartischen Staatskunst die unsichere und schwankende Haltung des Stadtbürgertums trefflich zu benutzen, um eine Entscheidung hinauszuschieben. Wie Bonaparte gegenüber Venedig, so griff auch Brune zu treuloser machiavellistischer Politik. Mit dem drohend geschwungenen Schwert verband er diplomatische Überlistung und demagogische Verführungskünste. Er suchte durch lähmende Unterhandlungen und Friedensversicherungen die Berner Kriegspartei von einem thatkräftigen Vorgehen abzuhalten, bis er seine Truppen verstärkt und seine Vorbereitungen getroffen. Die Französische Republik, ließ er sich vernehmen, habe keine andern Absichten, als dem Schweizer Volk zur Aufrichtung einer Verfassung im Sinne der Freiheit, der Gleichheit und der Menschenrechte zu verhelfen. Er gewährte den Bernern einen Waffenstillstand, damit

sie Zeit fänden, den Großen Rat mit Abgeordneten der niedern Stadtbürger und der Bauernschaften zu vermehren und einleitende Schritte zu einer Verfassungsreform auf demokratischer Grundlage zu thun. Auch in Freiburg, Solothurn und anderwärts traf man ähnliche Anstalten.

Nichts konnte jedoch den Eidgenossen verderblicher und der französischen Propaganda förderlicher sein, als diese Waffenruhe. Nicht nur, daß in den Schweizer Regimentern die ursprüngliche Kampflust bei dem unthätigen Felddienst und der schlechten Verpflegung mehr und mehr dahin schwand, daß innere Auflösung und Zersetzung um sich griff, während dagegen Brune seine Ausrüstung und Verstärkung eifrig betreiben konnte und Schauenburg mit seiner Division Biel besetzte: die aufreizenden Flugblätter und Manifeste, welche französische und Schweizer Demagogen in alle Welt ausgehen ließen, mehrten die Zwietracht und Parteisucht. In den gemeinen Vogteien vertrieb man die Beamten der souveränen Kantone; im Züricher Gebiet forderten die Landgemeinden mit gewaffneter Hand Gleichberechtigung mit den Stadtbürgern; in Freiburg und Solothurn wurden demokratische Reformen eingeleitet. „Wenn ihr nichts wollt als Verfassungsänderung," schrieb Brune den Direktoren, „so braucht ihr keinen Tropfen Bluts zu vergießen." Das war aber keineswegs die Meinung der Pariser Machthaber. Die Schweiz sollte durch gänzliche Umgestaltung der Verfassung nach französischem Zuschnitt in einen Klientelstaat verwandelt und zugleich für die Republik ausgeplündert werden. Dazu bedurfte man eines Waffenganges. Steiger und Erlach waren zum Kampf entschlossen; kriegsmutig zog die eidgenössische Volkswehr ins Feld. Aber Brune wußte die Friedenspartei mit neuen Hoffnungen hinzuhalten. Die Majorität des Großen Rats beschloß, die dem General Erlach erteilte Vollmacht zum kriegerischen Vorgehen zurückzunehmen und in Peterlingen mit Brune neue Unterhandlungen anzuknüpfen. Nun verschwand aber in den Reihen der eidgenössischen Streiter Mut und Vertrauen; die Einflüsterungen französischer Sendlinge über Verrat der Führer fanden Glauben und lockerten die Mannszucht; massenhaft traten die Soldaten den Rückzug an. Und nun benutzte Brune den Ablauf des Waffenstillstandes, um durch einen militärischen Handstreich Herr der Situation zu werden. Solothurn und Freiburg wurden nach kurzer zum Teil tapferer Gegenwehr zur Kapitulation gezwungen. Erlach zog seine Mannschaften in die Nähe der Hauptstadt, eine kleine Armee, kaum halb so stark als die der Feinde, nachdem Brune und Schauenburg sich vereinigt. Und hätten sie nur Vertrauen und Zuversicht besessen! Allein die Zwietracht und Unschlüssigkeit der Regierung übte ihre zersetzenden und lähmenden Wirkungen auch auf die Truppen. Die Mehrheit des Rats war für Unterwerfung und ernannte eine provisorische Regierung; Befehle und Gegenbefehle gingen in das Hauptquartier ab und zerstörten den letzten Rest von Disziplin und kriegerischer Ordnung; Märsche und Gegenmärsche setzten die Krieger in Verwirrung und Verzweiflung, so daß die Hilfs-

Die alte Schweiz und die neue Demagogie.

1. März 1798.

mannschaften größtenteils wegzogen. Aber die kleine Berner Kriegsschar, nicht über 3500 Mann stark, rettete in der Stunde der Entscheidung die alte Waffen-
5. März 1798. ehre. Die Kämpfe bei Frauenbrunnen und vor dem Grauholz erinnerten an die Heldenthaten der Väter. Auch der alte Schultheiß Steiger war in das Lager geeilt und feuerte die Soldaten durch Blick und Wort zum Ausharren an, auf einem Eichstamm sitzend, „der Leib zitternd, aber das Herz fest". Links und rechts flogen die Kugeln an seinem Haupt vorbei, aber keine traf ihn. An der Sensenbrücke stritten 2300 Helvetier Mann gegen Mann wider den übermächtigen Feind und drängten ihn mit Kolben und Bayonett über den Fluß. Diese Waffenthaten waren die letzten Trophäen der alten Eidgenossenschaft. Während an der Sense das Gefecht noch im Gange war, erscholl die Nachricht, daß die Franzosen um Mittag ihren Einzug in Bern gehalten. Und nun zogen auch die letzten Streiter heim zu ihren Häusern, den bösen Argwohn im Herzen, der Verrat ihrer Führer habe den Fall der alten Heldenstadt verschuldet. Auf der Straße nach Thun stieß eine Schar Landwehrmänner auf den General Erlach: im wilden Grimm rissen ihn die Wütenden vom Pferd; unter ihren Streichen hauchte er sein Leben aus.

Umgestaltung der Schweiz u. Beraubung Berns.

Mit dem Fall Berns war auch das Schicksal der Eidgenossenschaft besiegelt. Überall wurden zur Leitung der Staatsgeschäfte provisorische Regierungen eingesetzt bis die neue Verfassung Helvetiens, welche Ochs unter den Augen des Direktoriums in Paris ausarbeitete, zur Annahme und Einführung reif wäre. Mittlerweile wurde das System der Ausplünderung und Erpressung, das Bonaparte so erfolgreich in Italien angewendet, auch in der Schweiz ins Werk gesetzt. Der reiche Berner Staatsschatz wurde von Brune, nachdem er selbst und seine Kommissare, Kriegsbeamten und Lieferanten ihre Habgier befriedigt, nach Paris und Toulon geschafft; überall wurden die öffentlichen Kassen und die Zeughäuser geleert; die aristokratischen Geschlechter der Hauptorte mußten eine Kriegssteuer von fünfzehn Millionen bezahlen; die Requisitionen für die Bedürfnisse des Heeres waren endlos. Dazu durchstreifte das Soldatenvolk das Land und nahm weg was es finden konnte. Nach einigen Wochen verließ Brune mit Gold und Silber schwer beladen die Schweiz, um an die Spitze der italienischen Armee zu treten. Er war den Pariser Gewalthabern zu eigenmächtig. Lecarlier, ein ehemaliger Konventsdeputierter, übernahm die Leitung der politischen Dinge, und setzte in Verbindung mit Rapinat, einem Schwager Rewbells, „dessen Erpressungen seinem Namen Ehre machten", das Raubsystem fort; Schauenburg erhielt den Heerbefehl.

Die Helvetische Republik.

Der von Brune vorgeschlagene Plan einer Teilung der Schweiz in drei Staatengruppen wurde aufgegeben und die ursprüngliche Organisation der einen und unteilbaren Helvetischen Republik nach französischem Vorbild durchgeführt. Danach sollten fünf Direktoren, unter ihnen Laharpe und Ochs, die Haupturheber der Umgestaltung, nebst einem Staatsministerium, und ein in Urversammlungen gewählter gesetzgebender

Körper, in Senat und Großen Rat gespalten, dem republikanischen Gemeinwesen vorstehen, die Zahl der Kantone um neun neue, darunter Waadt oder „Leman", Aargau, Wallis, Thurgau, St. Gallen vermehrt und alle völliger Rechtsgleichheit teilhaftig werden. Mühlhausen und Genf wurden durch demagogische Künste dahin gebracht, daß sie um die Aufnahme in den Schoß der großen Republik nachsuchten.

Auf einer Landesversammlung in Aarau fügte sich die Mehrheit der neuen Ordnung, einer repräsentativen Demokratie mit allen Errungenschaften der Revolution und mit einem Schutz- und Trutzbündnis beider Republiken. Nur die Urschweiz am Vierwaldstätter See, unzufrieden, daß die gesetzgebende Gewalt der Landsgemeinde auf eine Gesamtvertretung übergehen und das Religionswesen in rationalistischem Sinn umgestaltet werden sollte, sowie Glarus und Oberwallis widersetzten sich auf Anstiften ihrer Priester. Statt den geforderten Eid zu leisten, griffen sie zu den Waffen und zogen unter dem Landeshauptmann Aloys Reding von Schwyz, der vor kurzem aus spanischen Diensten heimgekehrt war, zur Verteidigung der Religion und der alten Bundesverfassung ins Feld. Aber die Zeit des eidgenössischen Partikularismus und des ungleichen Rechts war vorüber. Zwietracht und Unbotmäßigkeit, genährt durch Priester und Mönche, die mit dem Säbel umgürtet den Scharen voranzogen, lähmten die Unternehmungen und lockerten die Mannszucht in den Rotten. Nach dem tapfersten Widerstand und vielen blutigen Kämpfen bei Morgarten, Rothenthurm und Schindellegi wurden die einzelnen Heerhaufen von den französischen und eidgenössischen Truppen besiegt und die Landsgemeinden gezwungen, dem Beschluß der übrigen beizutreten und sich in die neue Verfassung der einen und unteilbaren Republik zu fügen. Den hartnäckigsten Widerstand leisteten die Nidwaldner, im Vertrauen auf himmlischen Beistand, den ihnen Priester und Mönche verhießen. Erst als die tapfern Männer am Alpnacher See im blutigen Kampf unter den Augen der knieenden und betenden Weiber und Kinder auf den Höhen der Übermacht der französisch-helvetischen Legionen erlegen waren, und der Hauptort Stanz, wo bis in die Nacht hinein gekämpft ward, ein verheerter rauchender Kirchhof geworden, beugten sich auch die Unterwaldner unter die Machtgebote der helvetischen Regierung in Aarau und des Generals Schauenburg. Die Teilnahme von ganz Europa wendete sich den unglücklichen getäuschten Besiegten zu und Pestalozzi fand im Waisenhaus zu Stanz ein großes Feld für seine aufopfernde Menschenliebe (XIII, 663).

Widerstand der Urschweiz.

12. April 1798.

Mai 1798.

9. Sept.

3. Die Vorgänge in Italien.

In Italien wurde die von Bonaparte eröffnete Bahn der Eroberungen und Umwälzungen durch die Direktoren weiter verfolgt. Es war nicht nach dem Sinn der republikanischen Machthaber, daß in der Halbinsel noch monarchische Regierungen fortbestehen sollten. Deshalb waren sie bedacht, an allen Orten,

Revolutionäre Regungen.

wo Zündstoff zu republikanischen Volkserhebungen vorhanden war, Gesandte oder Kommissare von echt jakobinischem Schlag einzusetzen, welche die demokratischen und revolutionären Elemente in Fluß brachten und zu Aufständen ermunterten, die dann als Äußerung des Volkswillens, als öffentliche Meinung erklärt, zur Einführung von Konstitutionen auf demokratisch-republikanischer Grundlage gebraucht werden konnten. So wurde nach dem Friedensschluß von Campo Formio in der ganzen Halbinsel eine Propaganda genährt und unterstützt, welche in allen Ländern revolutionäre Volksbewegungen ins Dasein rief, aus deren Schoß demokratische Republiken nach Pariser Zuschnitt hervorgingen und der Herrschgier, Raubsucht und Gewaltthätigkeit Frankreichs als Werkzeuge und Bahnbrecher dienten. Und wo so viele verjährte Mißbräuche, so viele politische und soziale Gebrechen, Jahrhunderte hindurch vererbt und fortgepflanzt, den heißen Wunsch nach Reformen, nach einer Verjüngung des verdorrten öffentlichen Lebens erzeugten und rechtfertigten, wurde die Hand, welche Abhilfe versprach, mit Begierde ergriffen. Die Schöpfungen, welche die italienische und französische Demokratie ins Dasein rief, waren weder segensreich, noch dauernd; es waren militärische Gewaltherrschaften, „mit einigen Fetzen republikanischer Gleichheit behangen"; aber sie fegten viel Schutt weg und ebneten den Boden zu neuer Aussaat.

1. Rom. Im Winter 1797 entstanden in Rom und andern Gegenden des Kirchenstaats republikanische Bewegungen, zum Teil aus Unwillen über den von der päpstlichen Regierung geübten Druck, zum Teil durch französische Einwirkungen.
28. Dez. 1797. Einige hundert Demokraten durchzogen unter großem Lärm und Vorantragen der dreifarbigen Fahne die Straßen und suchten dann, als päpstliche Truppen und Polizeimannschaft die Aufrührer zerstreuten, im Palast des Gesandten Joseph Bonaparte Zuflucht. Vergebens forderte der Gesandte und der bei ihm weilende General Duphot die Soldaten zum Abzug auf; durch die trotzige Haltung und die Hohnreden der Republikaner gereizt, feuerten die Dragoner einige Schüsse ab. Mehrere fielen, unter ihnen auch Duphot. Dies gab den Direktoren, die schon längst den Sturz des Papsttums wünschten, die willkommene Veranlassung, in Übereinstimmung mit Napoleon den General Berthier mit einem Heer in Rom einrücken zu lassen, begleitet von einigen Kommissaren, welche die Umsturzpläne ausführen sollten. Die päpstlichen Truppen mußten die Waffen
10. Febr. 1798. ablegen; auf dem römischen Forum wurde ein Freiheitsbaum errichtet; dem Papst ward die weltliche Gewalt entzogen und einer aus Konsuln, Senatoren
15. Febr. und Tribunen bestehenden, der französischen Verfassung nachgebildeten republikanischen Regierung übertragen. Berthier war ein zu anständiger, ordnungsliebender, ritterlicher Mann, als daß er dem jakobinischen Terrorismus hätte die Hand reichen mögen. Er wurde daher durch General Massena ersetzt. Unter der Ägide dieses harten Soldaten setzten dann die neuen Befreier mit Hilfe des radikalen Gesindels der Tiberstadt die Befehle des Direktoriums in Vollzug.

Sie legten der Stadtgemeinde schwere Kriegssteuern auf, plünderten Kirchen und Paläste, pflegten und kleideten die Armee auf Unkosten der Einwohner und schleppten die öffentlichen Kunstwerke als Trophäen nach Paris. Ja, als das römische Volk in Trastevere und in den Bergen Umbriens Anstalt machte, sich der aufgedrängten Freiheit wieder zu entledigen, wurden die Aufstände durch General Dallemagne und andre Hauptleute blutig und grausam unterdrückt, der greise Papst Pius VI., nach kurzem verborgenen Aufenthalt in einem toscanischen Kloster, nach Frankreich abgeführt und über die Kardinäle schwere Verfolgung verhängt. „Hernach folgten auf die blutigen und grausigen Szenen des Mordens und Plünderns republikanische Lustspiele," so erzählt Schlosser den Hergang. „Die Kardinäle wurden gezwungen, ihre Würde niederzulegen und das Land zu verlassen; dann ward am 20. März unter dem gewöhnlichen Pomp und mit allen möglichen feierlichen Reden der Phrasenmacher, mit Prahlen, Singen, Spielen und Tanzen die neue Republik auf dem Kapitolium ausgerufen und ihr Bund mit Frankreich theatralisch verkündet. Dallemagne entfaltete dabei mit seiner vom Blut der Römer noch triefenden Hand die Fahne ihrer Freiheit, und auf Berthier ward eine Medaille geschlagen, die ihn als den Wiederhersteller des alten Roms (Restitutor Urbis) und die Franzosen als Retter des Menschengeschlechts (Gallia salus generis humani) in unsern Medaillenkabinetten verewigt."

Nur zögernd und widerstrebend hatte einst das Direktorium seine Zustimmung zu dem Vertrag Bonapartes mit Viktor Amadeus gegeben und das Königreich Sardinien-Piemont bestehen lassen, allerdings unter Bedingungen, welche die Monarchie zu einem Klientelstaat Frankreichs machten. Fünf Monate nachher schied der greise König aus der Welt, tief gekränkt, daß seine Hoffnung, für die Abtretung von Savoyen und Nizza im Mailändischen entschädigt zu werden, getäuscht ward. Sein Sohn und Nachfolger Karl Emanuel IV., Schwager des unglücklichen Ludwig XVI., ein frommer und gutmütiger, aber schwacher und kränklicher Herr, war den Schwierigkeiten nicht gewachsen, von denen das Königreich im Innern und von außen bedrängt ward. Wie hätte ein monarchischer Staat mit feudalen und klerikalen Einrichtungen und einem Söldnerheer von Schweizern inmitten demokratischer Republiken sich gegen die Einwirkung einer revolutionären Aufhetzung erhalten können, zumal da in Paris kein guter Wille für den gekrönten Verbündeten vorhanden war? So wurde denn Piemont fort und fort von bewaffneten republikanischen Banden aus Ligurien und Cisalpinien bedroht und angegriffen; und wenn auch die Truppen, unterstützt von dem der Dynastie und der Geistlichkeit ergebenen Landvolk, die Bewegungen niederzuschlagen im stande waren, wenn auch mehrere der rebellischen Rädelsführer standrechtlich erschossen wurden: die gegnerischen Elemente unter der gebildeten und städtischen Bevölkerung gewannen immer mehr Boden. Die französischen Feldherren in Mailand und Genua, insbesondere Brune, der jakobinische Peiniger

2. Sardinien-Piemont.

16. Okt. 1796.

der Berner Patrizier, der Oberbefehlshaber der Festungsgarnisonen in Piemont, General Casabianca, ein Vertrauter von Barras, der französische Gesandte in Turin, Ginguené, ein gelehrter Schriftsteller, aber hochmütiger und anmaßender Jakobiner, republikanische Agenten und Sendlinge italienischer und französischer Nationalität schürten das Feuer und leisteten den agitatorischen Umtrieben der Revolutionspartei Vorschub. Liberale Reformen, wodurch der Einfluß des Feudaladels und der Geistlichkeit gebrochen ward, sollten die allmähliche Republikanisierung des monarchischen Staats vorbereiten und einleiten. Als ein neuer Koa-
28. Juni 1798. litionskrieg drohte, nötigte Brune den König zu einem Vertrag, kraft dessen die Franzosen außer den übrigen Festungen des Landes auch die Citadelle von Turin besetzten und somit Karl Emanuel nötigten, in seiner eignen Hauptstadt „unter der Mündung republikanischer Geschütze zu wohnen“. Er mußte seine bisherigen Freunde, Vertrauten und Ratgeber entfernen und ward fast wie ein Gefangener behandelt. Mittlerweile setzte die demokratische Propaganda ihre Wühlereien und Aufwiegelungen fort, so daß die Gärungen und Aufstandsversuche kein Ende nahmen. Bei dem Ausbruch des Kriegs gegen Neapel verlangte der französische Befehlshaber von Mailand, General Joubert, daß die piemontesischen Truppen sich der republikanischen Armee anschließen sollten. Die Zögerung des Königs wurde einem geheimen Einverständnis desselben mit der Koalition zugeschrieben, ein Verdacht, der durch einen aufgefangenen Brief des Fürsten Belmonte an den sardinischen Minister Priocca voll konspiratorischer Aufreizungen verstärkt ward.
6. Dez. Dies hatte den Einzug französischer Regimenter und bald die Kriegserklärung von seiten des Direktoriums zur Folge. Die Städte wurden besetzt, die piemontesischen Truppen, Einheimische und Schweizer entwaffnet und Karl Emanuel in eine Lage gebracht, die einer Absetzung gleichkam. Er war aller Regierungsgewalt entkleidet. Verletzt durch solche unwürdige Behandlung, beschloß der König das Festland aufzugeben, das er doch nicht mehr gegen die republikanische Übermacht zu behaupten vermochte. Er schloß mit dem französischen Gesandten
9. Dez. eine Konvention, worin er sein Land und sein Heer den Franzosen überließ und dafür freien Abzug nach Sardinien für sich und seine Familie erhielt. Noch in derselben Nacht reiste er ab und gelangte über Parma und Livorno nach Cagliari, wo er seine Residenz aufschlug. Ein feierlicher Protest gegen die ihm mit Gewalt abgenötigte Übereinkunft hatte keine Wirkung. Joubert ordnete eine vorläufige Regierung an und nahm die Truppen in den Dienst der Republik.

3. Toscana. Diese Vorgänge wirkten auch auf die Nachbarstaaten Toscana und Neapel zurück. Großherzog Ferdinand bemerkte mit Unruhe, daß die von Rom und Cisalpinien ausgehenden Umtriebe der republikanischen Partei auch die städtische Bevölkerung seines Landes in gärender Bewegung halte. Er wandte sich um Schutz an seinen kaiserlichen Bruder nach Wien. Aber alles, was sein Gesandter Manfredini von Thugut erlangen konnte, war die unbestimmte Zusage, man werde thun, „was nach den Umständen möglich sei“. Auch Toscana konnte dem

Schicksal des übrigen Italiens nicht entgehen, doch bewirkte die Rücksicht auf die österreichische Verwandtschaft, daß die Umwälzung sich nicht sofort vollzog. Erst im nächsten Frühjahr, als der zweite Koalitionskrieg das Apenninenland neuen Erschütterungen preisgab, erfuhr auch das schöne etruskische Land revolutionäre Umschläge. Der Großherzog, dem man zum Vorwurf machte, daß er dem Papst eine Zufluchtsstätte in Toscana gewährt und dem neapolitanischen Feldzug Vorschub geleistet, mußte Florenz verlassen; ein republikanisch-militärisches Regiment wurde eingesetzt; der Palazzo Pitti mußte die Perlen seiner Kunstschätze abgeben, die Handelsstädte sich durch Brandschatzungen loskaufen.

4. Neapel. Regierungssystem und öffentliche Meinung.

Rascher erfüllte sich das Geschick Neapels, wo der träge, stumpfsinnige, gefühllose König Ferdinand IV. im Laufe der Jahre sich immer mehr dem Hang zu gemeinen Zerstreuungen und der Lebensrichtung hingab, die wir schon früher kennen gelernt (XIII, 373). Ein Feind aller ernsten Beschäftigung und ohne alle Kenntnisse und geistige Interessen, befaßte er sich am liebsten mit Jagd und Fischerei, und lebte unter den Lazzaroni seiner Hauptstadt an rohen Vergnügungen sich ergötzend, während seine stolze leidenschaftliche Gemahlin Karoline, eine Tochter der Kaiserin Maria Theresia, den größten Einfluß auf Politik und Staatsverwaltung gewann und ihren Gemahl ganz unter ihren Willen beugte. War doch Ferdinand so unwissend, daß er die Hinrichtung Karls I. in der englischen Revolution für eine verleumderische Erfindung der Pariser Jakobiner hielt, da eine so loyale Nation wie die englische eines solchen Verbrechens unfähig sei. Die Königin übertrug die Leitung des Ministeriums einem in Frankreich gebornen und erzogenen katholischen Engländer, dem General John Francis Acton, einem listigen, eigensüchtigen und gewaltthätigen Mann, und wandte ihr ganzes Vertrauen dem britischen Gesandten Lord Hamilton zu, von dessen Gemahlin, einer ehemaligen berüchtigten Buhlerin, sie sich gänzlich leiten und bestimmen ließ. Königin, Minister und Hofkamarilla trugen den königsmörderischen Republikanern, die den Schwager und die Schwester Karolinens unter die Guillotine gebracht, gleichen Haß, und so war es denn kein Wunder, daß Neapel in die Koalition eintrat und daß im Innern jede geistige Regung mit Argusaugen überwacht, jedes Anzeichen einer freien liberalen Gesinnung mit despotischer Hand niedergedrückt wurde. Die Königin selbst, versichert Coletta, leitete das Späherwesen und hielt mit den Polizeispionen mitten in der Nacht Besprechungen in dem sogenannten dunkeln Saal des Palastes. Marie Karoline besaß die leidenschaftliche junonische Natur ihrer Mutter; sie verzieh niemals ihren Feinden, verfolgte die Grundsätze der Revolution bis auf die letzten Spuren und erblickte in jedem freisinnigen Mann einen Bekenner jakobinischer Grundsätze. Die Kerker und Festungsverliese füllten sich mit Gefangenen; eine finstere Zensur mit strengen Strafen und Verboten knebelte die Presse; die Geistlichkeit verfluchte auf der Kanzel und im Beichtstuhl den revolutionären religionsfeindlichen Zeitgeist. Aber kein Unterdrückungssystem, keine Polizei- und Preßtyrannei,

kein Geistesdruck war vermögend das Licht auszulöschen, das während der Aufklärungszeit unter Tanuccis Verwaltung in die höhern Bürgerklassen eingedrungen; die Doktrinen der französischen Revolution von Menschenrechten, von Freiheit und Gleichheit fanden auch in Neapel Eingang und Verbreitung, nicht bei dem von Klerus und Adel in Knechtschaft und geistiger Verdumpfung gehaltenen niederen Volk, wohl aber in dem Mittelstand, in dem Kreis der Gebildeten (XIII, 372). Der Krieg gegen das republikanische Frankreich, für den die Regierung die größten Anstrengungen machte und die höchsten Opfer heischte, brachte dem Land viel Schaden und regte die Gemüter mächtig auf. Die Finanzen kamen in Zerrüttung; die öffentlichen Banken wurden ihrer Geldvorräte beraubt; man mußte zu Kriegssteuern, zu Zwangsanleihen, zu freiwilligen Beiträgen, zu Erpressungen aller Art greifen. Ein furchtbarer Ausbruch des Vesuvs, begleitet von einem verheerenden Erdbeben, vermehrte das Elend und die Verzweiflung des Volks. Strafgerichte und Hochverratsprozesse, durch welche Hunderte von Menschen wegen konspiratorischer Umsturzpläne hingerichtet oder zu Galeerenstrafen verurteilt wurden, ängstigten die Gemüter und steigerten die Unzufriedenheit. Der ehrgeizige, ränkesüchtige Minister Acton benutzte die allgemeine Aufregung, um alle Verdächtigen oder Rivalen aus den höhern Ständen aus dem Weg zu räumen, und organisierte in Übereinstimmung mit der Königin eine Herrschaft des Schreckens, die der jakobinischen nicht nachstand.

Stellung zu Frankreich.

Die eigne Notlage und die Unfälle der Österreicher in Oberitalien zwangen endlich die Regierung, mit der Republik Frieden zu schließen. Wie uns bekannt, wurde durch die staatskluge Mäßigung des Generals Bonaparte ein leidliches Verhältnis hergestellt. Dies änderte sich als in Rom eine republikanische Verfassung eingeführt ward. Sofort erging die Erklärung an Neapel, die Republik sei die Rechtsnachfolgerin des päpstlichen Stuhles; der König habe somit die Lehnshoheit derselben anzuerkennen, den Lehnszins samt den Rückständen zu entrichten, die beiden Fürstentümer Benevent und Pontecorvo abzutreten. Zugleich legte man Beschlag auf die farnesischen Besitzungen im ehemaligen Kirchenstaat und forderte die Entfernung des der Republik feindlich gesinnten Ministers Acton. Diese anmaßenden Forderungen setzten den Hof von Neapel in Wut, der ganze Haß und Abscheu gegen die Republikaner entbrannte von neuem in der Brust der leidenschaftlichen Habsburgerin. Die blutige Unterdrückung aller liberalen Regungen, die ausgedehnten Kriegsrüstungen, die Besetzung der Grenzprovinzen, die Herstellung und Verstärkung der Festungen in Unteritalien und auf Sizilien, die emsige Thätigkeit in den Häfen und Seeplätzen gaben Zeugnis, daß man mit aller Energie den Franzosen und den republikanischen Staatsideen entgegenzutreten gesonnen sei. Das Direktorium, das eine Erneuerung des Kriegs mit Österreich erwarten mußte und gerade damals mit den Ausrüstungen für die ägyptische Expedition Napoleons beschäftigt war, hielt es nicht für ratsam, den Bogen gegen Neapel zu scharf zu spannen; es begnügte sich mit einem

Abkommen, durch welches die königliche Regierung für die beiden Fürstentümer eine Zahlung von zwanzig Millionen zu entrichten versprach. Auch wurde zum Schein Acton von den Staatsgeschäften entfernt und durch den Marchese di Gallo, den Unterhändler von Campo Formio, ersetzt.

Die Übereinkunft war von keiner Seite aufrichtig und darum von kurzer Dauer. Durch ihre nahe Verwandtschaft mit dem Kaiserhof erfuhr Karoline, daß ein neuer europäischer Kriegsbund gegen Frankreich im Werk sei. Sie bewirkte daher, daß der Herzog von Campochiaro nach Wien gesandt ward, um über den Beitritt Neapels zu der Allianz zu verhandeln; und schon am 19. Mai wurde zwischen ihm und Thugut eine Vereinbarung zu Schutz und Trutz geschlossen. Man ging darum so rasch zu Werke, weil man in Neapel fürchtete, die französische Armada, deren Abfahrt aus Toulon um dieselbe Zeit vor sich ging, sei zu einer Landung auf Sizilien bestimmt. Als diese Gefahr sich verzog, wurde man zurückhaltender. Doch gab die Zulassung Nelsons in den Hafen von Syrakus einen deutlichen Beweis, wohin die Neigungen des Hofes gerichtet seien. Und als nun seit der Gründung der Republik Rom eine demokratisch-republikanische Propaganda ihre wühlerische Kraft entfaltete, und trotz der barbarischen Strafen, die über alle Verdächtigen verhängt wurden, auch nach Neapel vordrang, in den Kreisen der Gebildeten, unter dem Adel und Bürgerstand, ja selbst bei der Armee Anhänger fand, da kannte die Wut der Königin gegen Revolution und Liberalismus keine Grenzen mehr. Alle Gefängnisse waren mit angeblichen Hochverrätern gefüllt. Neumodische Tracht, Hut, Bart, gewisse Bänderfarben genügten, um als Revolutionär eingezogen zu werden. Karoline wandte ihren ganzen Einfluß an, um ihren Gemahl zu bewegen, daß er den revolutionären Feuerherd in Rom auslösche, daß er voranziehe im heiligen Kampf gegen die feindlichen Gewalten, welche Throne und Altäre umzustürzen drohten. Sie wandte sich nach Wien um einen erfahrenen General, der das neapolitanische Heer feldtüchtig machen und gegen die neue Tiberrepublik führen möchte. Thugut kam ihrem Wunsch entgegen; er entsandte den General Mack, der unerschöpflich an Plänen und Entwürfen, aber mit mäßigen militärischen Gaben ausgerüstet war, nach Neapel. Als Mack nach längerem Verweilen in Wien endlich in Caserta anlangte, empfing ihn Karoline mit den Worten: Seid uns zu Lande, was Nelson uns zur See gewesen ist. Dieser englische Flottenheld lag nämlich damals im Hafen von Neapel vor Anker, teils um seine schadhaften Schiffe ausbessern und sich von seiner bei Abukir erhaltenen Stirnwunde heilen zu lassen, teils weil ihn die reizende Lady Emma Hamilton mit Liebesnetzen umstrickt hielt. Noch niemals ist ein Sieger in einem fremden Land mit solchen Auszeichnungen und Huldigungen empfangen worden wie Nelson bei seiner Ankunft in Neapel. Der König fuhr drei Stunden weit in die See hinaus, umarmte den „Helden von Abukir" an Bord seines Admiralschiffes und verehrte ihm einen kostbaren Degen; die Königin bereitete

Die Kriegspartei in Neapel. Nelson und Mack.

19. Mai 1798.

9. Okt.

ihm einen glänzenden Empfang im Schloß. Der Rausch der Freude teilte sich der Hauptstadt mit; alle Straßen waren mit Fahnen geschmückt und drei Nächte hindurch glänzend beleuchtet. Wo sich Nelson mit dem Königspaar sehen ließ, drängte sich die Volksmasse in seine Nähe und begrüßte ihn als „unsern Befreier" mit jubelnden Hochrufen. Das Entzücken hätte nicht größer sein können, bemerkt Coletta, wenn das neapolitanische Geschwader den Sieg erfochten und den Thron gerettet hätte. Nelsons Anwesenheit steigerte die Kriegslust auf eine leidenschaftliche Höhe; der Marchese Gallo, der immer noch an Friedensgedanken festhielt, trat ganz in den Hintergrund; der französische Gesandte Garat, welcher der Königin ohnedies als ehemaliger Justizminister des Konvents ein Dorn im Auge war und den König oft durch seine phrasenreiche Beredsamkeit im Geist der republikanischen Doktrinärs gelangweilt hatte, wurde verächtlich behandelt, die drei Engländer Acton, Nelson und Hamilton, die auf Krieg drängten, waren die leitenden Männer am neapolitanischen Hof. König Ferdinand trug sich mit der stolzen Hoffnung, Rom zu befreien und dabei einen erklecklichen Landgewinn einzuthun, die Ionischen Inseln zu erwerben, Malta unter sein Zepter zu beugen oder wenigstens die alte Lehnsabhängigkeit des Eilands von Sizilien herzustellen. Seine Gesandten in London und Petersburg verhandelten über Bundesverträge, die denn auch noch vor Ende des Jahres zum Abschluß kamen. England versprach eine Flotte in die italienischen Gewässer zu entsenden, Rußland die neapolitanischen Streitkräfte mit ansehnlichen Hilfsmannschaften zu verstärken.

Kriegerische Wechselfälle. In ihrem Haß gegen die Republikaner drängte Karoline hastig und ungeduldig zum Einmarsch in das römische Gebiet. Es ging ihr sehr gegen den Sinn, daß Mack, dem die neapolitanische Armee, obschon sie durch eine drückende Zwangsaushebung zu einer Stärke von mehr als 50,000 Mann gebracht worden, von sehr zweifelhafter Feldtüchtigkeit erschien, den Auszug von Tag zu Tag hinausschob, daß das Wiener Kabinett von jeder Übereilung, von jedem Vorgehen auf eigne Hand abriet. Denn in Österreich war man noch keineswegs zum Losschlagen entschlossen; wie sicher auch ein neuer Waffengang bereits in Aussicht stand, das letzte Wort war noch nicht gesprochen. Thugut fürchtete, der englische Einfluß in Neapel möchte so übermächtig werden, daß im Fall einer vorzeitigen Kriegsaktion Österreich nicht mehr selbständig handeln könnte, sondern von dem Strom der Begebenheiten fortgerissen werden würde. Und doch war der Subsidienvertrag mit England noch nicht festgestellt, an den das Donaureich
23. Nov. 1798. bei seiner Finanznot unbedingt gebunden war. Endlich brachte ein Schreiben des neapolitanischen Gesandten in Wien die Nachricht, daß in Graubünden die französischen und österreichischen Truppen aneinander geraten seien, der Krieg somit bereits begonnen habe. Die Nachricht war verfrüht, aber die Ungeduld der Königin ließ sich nun nicht mehr zurückhalten, der Abmarsch auf die römische Grenze wurde beschlossen. Der König selbst eilte ins Lager, um mit dem österreichischen General an die Spitze des Heeres zu treten; die Königin fuhr als

Amazone gekleidet auf einem altertümlichen Viergespann durch die Reihen der Krieger; Nelson, an der Seite der reizenden Lady Hamilton, und die Gesandten der befreundeten Mächte bildeten ihr Gefolge. In dem Auftreten der Königin leuchtete noch ein Zug von heroischer Herrschernatur hervor, wie sehr auch Besonnenheit und Überlegung von der Heftigkeit ihrer Leidenschaft überflügelt wurden. „In klarer Hingebung an eine große Sache war sie entschlossen, den zündenden Funken hinauszuwerfen, auf die Gefahr, zuerst das eigne Haus im Brande zusammenbrechen zu sehen.“ Schon am nächsten Tag überschritten die 24. Nov. 1798.
neapolitanischen Truppen in vier Heersäulen geteilt die römische Grenze, um, wie ein vorausgesandtes Manifest verkündete, dem römischen Volk seinen rechtmäßigen Beherrscher zurückzugeben. Die französischen Befehlshaber wurden aufgefordert, den Kirchenstaat zu räumen. Die Antwort war eine Kriegserklärung 6. Dez.
des Direktoriums an Neapel. Wir wissen, daß der gleichzeitige Sturz des piemontesischen Königtums mit diesen Vorgängen zusammenhing. Er war der Vorbote der Katastrophe, die nun in unglaublicher Schnelligkeit in Neapel nachfolgte. Die Streitkräfte, mit denen der König und Mack in den Kirchenstaat einfielen, waren den französischen fast um das Dreifache überlegen; aber die Soldaten, meistens Neulinge, die man zur Fahne gepreßt, waren ohne Kriegslust, ohne Mut und Mannszucht, die Offiziere unerfahren, feig und zum Teil im Einverständnis mit dem Feind. Dazu ein Oberbefehlshaber, der wenig Tüchtigkeit und noch weniger Glück besaß. Der ganze Feldzug war eine Reihe von Fehlern. Anstatt seine Streitkräfte zusammenzufassen und einen starken Keil in die zerstreuten feindlichen Heerabteilungen zu treiben, zerbröckelte Mack seine Armee, um den einzelnen französischen Aufstellungen entgegenzutreten. Wohl konnte der König mit dem Hauptheer ohne Widerstand an den Tiber vordringen und seinen Einzug in Rom halten, da Championnet mit seinen Truppen und den 29. Nov.
republikanischen Beamten nordostwärts nach Terni gezogen war, wo Macdonald mit einigen Regimentern Stellung genommen hatte. Ferdinand bezog den Farnesischen Palast, ließ einige Republikaner, die im Vertrauen auf das Manifest zurückgeblieben waren, erschießen und meldete dem Papst in einem triumphierenden Schreiben seinen Sieg. „Die Neapolitaner, angeführt von General Mack,“ hieß es darin, „sind die ersten gewesen, die den Franzosen die Totenglocke geläutet und von den Zinnen des Kapitols herab dem gesamten Europa die Kunde gegeben, daß die Stunde des Erwachens der Fürsten geschlagen hat.“ Unterdessen begingen die räuberischen zuchtlosen Soldatenbanden Unthaten und Verbrechen, welche die frühern Gewaltthätigkeiten der Franzosen weit in Schatten stellten. Wie von der Kette losgelassen, sagt Coletta, verübte der Pöbel unter dem Schild der Treue gegen Gott und den Papst Mord und Plünderung. Aber schnell genug trat es zu Tage, wie wenig die zusammengerafften neapolitanischen Heerhaufen der militärischen Zucht, Tapferkeit und Kriegskunst der Franzosen gewachsen waren. Als Championnet, durch die bei Terni aufgestellte

Division verstärkt wieder vorrückte, hielten die Neapolitaner nirgends Stand. Überall zogen sie sich nach einigen leichten Gefechten in fluchtähnlicher Eile zurück, Geschütz und Gepäck dem Feind überlassend; das ganze Gebirgsland füllte sich mit Ausreißern. Um dieselbe Zeit, da Kaiser Paul ein Heer durch Südrußland nach Dalmatien vorrücken ließ, um den neapolitanischen Feldzug zu
10. Dez. 1798. unterstützen, verließen der König und Mack wieder die Tiberstadt, wo sie nicht einmal die von einer kleinen französischen Besatzung verteidigte Engelsburg zu erobern vermocht, und eilten nach der Grenze zurück, während Championnet und die geflüchteten Republikaner Rom von neuem besetzten. Der furchtsame Ferdinand, der noch vor wenigen Tagen so hochtönend der Welt seinen Triumph verkündigt, tauschte jetzt mit seinem Adjutanten die Kleidung, um unerkannt sich nach Caserta zu retten. Wie zersprengte Flüchtlinge kamen die durch Desertion um die Hälfte verminderten Truppen in Neapel an.

Der einzige General Damas, ein französischer Emigrant, den Mack bei dem Abmarsch des Hauptheeres im Stiche gelassen, warf sich mit etlichen tausend Mann in die damals den Neapolitanern gehörige Festung Orbetello, wo er sich mit Tapferkeit und Geschick solange hielt, bis er den Abzug zu Schiffe bewerkstelligen konnte.

Aufrichtung der Parthenopeischen Republik. Die Franzosen folgten den flüchtigen Scharen auf dem Fuß. Vergebens hoffte Mack, der den Rest seiner Truppen in einem verschanzten Lager sammelte, den Vormarsch der Feinde aufzuhalten; die Soldaten waren so entmutigt und demoralisiert, daß sie massenweise ausrissen, daß die unüberwindliche Felsenfestung Gaeta, wo der Oberst Tschudi, ein Schweizer, den Oberbefehl führte, bei der ersten Annäherung einer französischen Truppe sich mit allen Kriegsvorräten widerstandslos ergab, daß die Besatzungen der Gebirgspässe nach allen Winden zerstoben. Diese Vorgänge erzeugten bei der Landbevölkerung und unter den Lazzaroni der Hauptstadt eine furchtbare Aufregung. Der König selbst hatte bei dem Anmarsch der Franzosen die Bauern der Abruzzen zu den Waffen gerufen gegen die Feinde der Altäre und des Thrones, gegen die Räuber und Frauenschänder, und manche Republikaner wurden von den wilden fanatisierten Bergbewohnern einzeln oder in kleinen Haufen überfallen und erschlagen. Bald verbreitete sich der Aufruhr über die Terra di Lavoro und nahm einen drohenden Charakter an. Ein wilder Ruf über Verrat der Fremden in der Armee und Staatsverwaltung durchlief das Land. Die Aufregung steigerte sich, als die Königsfamilie, um der doppelten Gefahr zu entrinnen, mit den Schätzen und öffentlichen Kassen sich auf Nelsons Flotte flüchtete und begleitet von den Spitzen des Hofes und den hohen Staatsbeamten über die vom Wintersturm aufgewühl-
25. Dez. 1798. ten Fluten nach Palermo übersetzte, die Verteidigung des Landes dem Oberbefehlshaber Mack und dem zum Statthalter und Reichsverweser ernannten Fürsten Pignatelli überlassend. Dieser letztere begann seine Verwaltung damit, daß er höherer Weisung folgend alle Schiffe im Meerbusen verbrennen ließ, damit sie nicht eine Beute des Feindes würden. Nach der schmachvollen Flucht des Hofes

trat eine volle Anarchie ein. Die Vertreter der Stadtgemeinde Neapel, die Eletti, verweigerten dem Reichsverweser den Gehorsam und nahmen in Verbindung mit einer in der Eile errichteten Bürgerwehr das Regiment in die eigne Hand, mehr bedacht Leben und Gut gegen den hauptstädtischen Pöbel zu schützen, als das Reich gegen die auf Capua losrückenden Republikaner zu verteidigen, für welche sich in den gebildeten Kreisen und bei der Bürgerschaft viele Sympathien regten. Die Lage war so ratlos und verzweifelt, daß sowohl der nur an knechtischen Gehorsam gewöhnte Statthalter Pignatelli als der Obergeneral Mack alle Besonnenheit verloren. Anstatt mit den noch unter Waffen stehenden Heermannschaften das Land solange zu verteidigen, bis die bereits im Anmarsch begriffenen russischen und österreichischen Truppen Abhilfe brächten, schlossen sie mit dem Feind einen Waffenstillstand und Vertrag, vermöge dessen sie Capua und die Kastelle von Neapel den Franzosen zu überliefern und zehn Millionen 12. Jan. 1799.
Frank durch Kriegsumlagen herbeizuschaffen sich verpflichteten. Die neapolitanische Armee sollte sich nach Aversa zurückziehen. Diese Übereinkunft setzte das Volk in Wut gegen die Jakobiner und die „Verräter". Als die französischen Kommissare in Neapel erschienen, um die bedungenen Geldsummen zu erheben, entstand ein furchtbarer Pöbelaufstand. Scharen zerlumpten Gesindels, verbunden mit Bauern, Galeerensklaven und Sträflingen aus den geöffneten Gefängnissen, bemächtigten sich der Stadt, entwaffneten die Bürgerwehr oder nötigten sie zum Eintritt in ihre Reihen, und wählten den Oberst Moliterno, einen schönen stattlichen Mann, der viel von seinen Kriegsthaten zu erzählen wußte, zum Anführer. Der Statthalter, feig und kopflos, wußte nichts Besseres zu thun, als 17. Jan.
sich eilig einzuschiffen und dem König nach Sizilien zu folgen. Mack, dessen Armee auf dem Weg nach Aversa sich fast gänzlich auflöste, suchte Schutz im französischen Lager zu Capua. Championnet behandelte ihn seinem militärischen Range gemäß und erlaubte ihm freie Rückkehr nach Deutschland. Da aber mittlerweile der neue Koalitionskrieg ausgebrochen war, so wurde der General im Mailändischen festgenommen und als Kriegsgefangener nach Paris gebracht. Von der Ausführung des Waffenstillstandsvertrags konnte unter diesen Umständen keine Rede mehr sein. Die Stadtbehörden und der von ihnen als Befehlshaber anerkannte Moliterno standen unter der terroristischen Gewalt des schrecklichen Pöbels, der von Priestern und Mönchen zum Kampf wider die Franzosen und ihre neapolitanischen Gesinnungsgenossen angefeuert ward. Diese elementaren Volkskräfte voll Wut und Fanatismus konnten nur durch die französische Militärgewalt gebändigt werden. Daher begab sich der „Volksgeneral" Moliterno begleitet von einer Deputation des Stadtrats in das Lager von Championnet, mit der Aufforderung, Neapel und die Kastelle zu besetzen, damit in Sicherheit eine neue Landesregierung aufgerichtet werden könnte. Das war auch Championnets Absicht. Aber die Ausführung sollte die Franzosen teuer zu stehen kommen. Schon auf dem Marsch hatten sie schwere Kämpfe gegen die tumultuarischen

Volkshaufen zu bestehen. Bei dem Durchzug durch die Caudinischen Pässe fürchtete Oberst Broussier das Schicksal der römischen Konsuln im Samniterkrieg zu erleiden. Und als sie vor den Thoren der Hauptstadt erschienen, stießen sie auf den heftigsten Widerstand und erlitten so große Verluste, wie der ganze Krieg ihnen keine gebracht hatte. Die rasende Volksmasse, angefeuert von einem verwegenen Anführer, den sie selbst gewählt, und aufgereizt von dem fanatischen Klerus, wies die Aufforderung zur Unterwerfung mit Hohn zurück und verteidigte Thore, Straßen, Häuser mit grimmiger Wut. Über Blut und Leichen bahnten sich die Franzosen den Weg in die Hauptstadt. Tausende von Aufständischen wurden in den Straßenkämpfen niedergemacht. Nachdem der blutige Kampf beendigt war, trat Championnet mit dem Oberst der Bürgerwehr und den städtischen Abgeordneten zur Beratung zusammen. Man errichtete eine provisorische Regierung, worin neben Moliterno der Fürst Mario Pagano das höchste Ansehen hatte, und traf Vorbereitungen zu einer neuen Staatsform nach französischem Vorbild. Die königliche Herrschaft wurde für abgeschafft erklärt, eine „Parthenopeische Republik" mit einer dem Pariser Direktorium nachgebildeten Vollziehungsgewalt nebst gesetzgebendem Körper eingeführt und das gesamte öffentliche Leben nach den politischen und sozialen Grundsätzen der Revolution umgestaltet. Freiheitsbäume wurden gepflanzt, Volksvereine gegründet, die neue Ordnung mit Jubel und Begeisterung begrüßt. Alle angesehenen, gebildeten und von vaterländischem Gefühl durchglühten Neapolitaner schlossen sich, erfreut über die Erlösung von dem langjährigen Druck des königlichen und priesterlichen Despotismus, den Fremdlingen an. — Championnet, ein ritterlicher ehrenhafter Militär, beleidigte die Direktorial-Regierung, als er die neue Republik vor der Habsucht des Kriegskommissars Faypoult schützen wollte; er mußte daher den Oberbefehl an Macdonald abtreten, wurde zurückgerufen und einige Zeit in Haft gehalten. Im nächsten Jahr fand er seinen Tod in Italien.

4. England und Irland.

Lage und Stimmungen in England. England hielt am standhaftesten an dem Krieg gegen Frankreich fest. Nicht als ob der leitende Minister Pitt besonders kriegerische Neigungen gehabt hätte, er war vielmehr in hervorragender Weise ein Staatsmann des Friedens, der innern Reformen. „Ein Meister der Verwaltung, der Finanzen, der parlamentarischen Taktik, war Pitt für diplomatische Leistungen nur mäßig begabt und hatte keine Ader von Eroberungslust und militärischer Ruhmbegier in sich." Von ähnlicher Gesinnung waren auch Dundas, der Kriegs- und Kolonialminister, und Lord Grenville, der Minister des Auswärtigen. Dagegen trug König Georg III. den königsmörderischen Jakobinern tiefen Groll und die konservative Partei, die sich um Burke und Portland scharte, seitdem sich diese von ihren ehemaligen liberalen Gesinnungsgenossen Fox, Sheridan, Grey losgesagt (XIII, 843), der

grundherrliche Adel und die Gentry im Land, die Geldmacht und die große Industrie in London wie in den andern Handelsstädten, stimmten im Haß gegen den demokratischen Radikalismus, „dessen Existenz mit dem Bestand jedes geordneten Staats unverträglich sei", vollständig überein. Wie schwer immer die ärmere Bevölkerung unter der sich mehrenden Steuerlast zu leiden hatte, wie drückend immer die Matrosenpresse und im Fall der Unzulänglichkeit freiwilliger Meldungen die gewaltthätigen Einstellungen in die Landarmee empfunden werden mochten, die Kriegspolitik behielt die Oberhand bei der Regierung wie im Parlament. Vereinzelte Versuche einer Ausgleichung blieben stets erfolglos. Freilich wußte auch England seine Anstrengungen zu verwerten. War auch die Landarmee nicht im stande, die Franzosen von Belgien und Holland fern zu halten, so errang die Nation durch die Überlegenheit ihrer Kriegsmarine, auf deren Verstärkung sie mit allen Kräften hinwirkte, auf dem Meer und in der Kolonialwelt ein solches Übergewicht, daß alle andern Seemächte nicht dagegen aufkommen konnten. Und wie wußten die englischen Flotten dieses Übergewicht zur Vermehrung der auswärtigen Besitzungen zu benutzen! Es wurde schon angedeutet, wie sehr die Batavische Republik für ihren Bund mit Frankreich geschädigt wurde. In den Jahren 1795 bis 1797 gingen die holländischen Besitzungen in Ostindien, Malakka, Ceylon, Amboina, Ternate, in Afrika das Kapland an die Briten verloren. Bald folgten noch andre Erwerbungen. In Westindien brachten die Engländer nach heftigen Kämpfen mit den Franzosen und den aufständischen Eingebornen und Negern die meisten der Antillen wieder in ihre Gewalt. Corsica wurde, wie uns bekannt, längere Zeit von einem englischen Landvogt regiert. Und als auch Spanien eine Allianz mit der französischen Republik einging, wurde das Feld der überseeischen Eroberungen für Großbritannien noch ausgedehnter. Wohl fehlte es auch nicht an Unzufriedenen: im Frühjahr 1795, als infolge des Kriegs, der hohen Verbrauchsabgaben und einer mangelhaften Ernte bei den untern Klassen Not und Elend einriß, entstanden Volksbewegungen von meuterischem Charakter. Vereine und Versammlungen forderten eine Änderung des Ministeriums, Reform des Parlaments, Friede mit Frankreich. Bei einer Fahrt durch die Stadt wurde auf den Wagen des Königs mit einer Windbüchse geschossen. Darauf wurden durch den Lordkanzler Loughborough, einen strengen ehrsüchtigen Mann, so einschneidende Gerichts- und Polizeimaßregeln ergriffen, daß man seine Verwaltung als „englische Schreckenszeit" bezeichnete. Zugleich wurden neue Strafgesetze zum Schutz des Königs und der Verfassung erlassen und umfangreiche Vorkehrungen gegen Hungersnot und Teurung getroffen, wobei der Wohlthätigkeitssinn der reicheren Klassen der Regierung thatkräftig unter die Arme griff.

Aber das britische Reich hatte eine schwere Wunde, die infolge der französischen Revolution den ganzen Staatskörper in einen fieberhaften Zustand versetzte, die Insel Irland. Wir haben in frühern Blättern oft genug die unver- Irische Zustände.

söhnlichen Gegensätze dargestellt, welche zwischen der herrschenden angelsächsischen und der unterworfenen keltischen Bevölkerung der beiden zu einem unglückseligen Bund zusammengejochten Eilande seit Jahrhunderten bestanden, Gegensätze, welche durch die Verschiedenheit der Religion seit der englischen Kirchenreform noch wesentlich gesteigert wurden. War ehedem die religiöse Spaltung hauptsächlich der Punkt gewesen, in welchen die spanische und römische Agitation ihre Hebel eingesetzt hatte, so war jetzt die unerträgliche politische und soziale Lage die kranke Seite, welche die republikanische Propaganda Frankreichs ins Auge faßte. An den klerikalen Fanatismus konnten die priesterfeindlichen Demokraten von Paris sich nicht wenden. Da bot aber die gedrückte Lage der Irländer Stoff genug zu revolutionären Aufreizungen. Die anglikanische Kolonie von Grün-Erin, welche in dem Ober- und Unterhaus zu Dublin ihre gesetzgebende Körperschaft, in dem englischen Lordstatthalter oder Vizekönig das Haupt der vollziehenden Gewalt besaß, bildete ein Viertel der Gesamtbevölkerung und war im Besitz von drei Vierteln des Bodens. Die Nachkommen der alten eingebornen Eigentümer verbrachten, seitdem durch Cromwell und Wilhelm von Oranien das rebellische Inselvolk niedergeworfen und aller politischen Rechte beraubt worden, als Pächter, Tagelöhner und Knechte auf den Ländereien, die einst ihren Vorfahren gehört, ein ärmliches Dasein, ausgeschlossen von allen Gütern, die ein menschenwürdiges Leben begründen. Das Parlament in Dublin war nur den Angehörigen der anglikanischen Kirche zugänglich; die Ämter im Heer und Staatsdienst der angelsächsischen Kolonie vorbehalten; englische Bischöfe erhoben auch von Katholiken den Zehnten; Schulen und Bildungsanstalten waren an die Staatskirche geknüpft; irische Produkte und Industrieerzeugnisse durch hohe Zölle vom englischen Markt fern gehalten. Es wurde erwähnt, daß während des amerikanischen Kriegs Irland treu zu England gestanden, alle Verlockungen zum Abfall von seiten Frankreichs zurückgewiesen hatte. Dafür suchten englische Irländer, insonderheit Edmund Burke und Henry Grattan die Regierung in London zu bewegen, den nationalen Haß und Zwiespalt durch Reformen im Sinne der Billigkeit, Gerechtigkeit und Humanität auszugleichen. Den Bemühungen dieser liberalen Staatsmänner gelang es, wenigstens die Unabhängigkeit des irischen Parlaments von der englischen Legislatur zu erwirken. Aber in der Kolonie selbst suchten die Tories und Orangemänner alle Rechtserweiterungen der Eingebornen zu hintertreiben: die Staatskirche sollte in ihren Privilegien, die Regierung in ihrer Vollgewalt, der englische Handel in seiner bevorzugten Stellung erhalten werden; der Rassenhaß und der religiöse Fanatismus des irischen Volks, so lautete das Evangelium der Hochtories, könne nur durch Strenge niedergehalten, niemals durch Milde und Reformen versöhnt werden. Nach dem amerikanischen Krieg erlangte diese Partei der Konservativen die Oberhand, obwohl selbst Pitt die Forderungen der Liberalen als berechtigt anerkannte und zu Reformen die Hand bieten wollte. So blieben denn die beiden Inseln

auf dem innern Kriegsstande; der angestammte Haß bestand fort; hartherzige Gutsherren erlagen hier und da dem Dolch ergrimmter Pächter und Bauern; englische Landsitze wurden manchmal von irischen Banden überfallen und verwüstet; dem tyrannischen Druck setzte man Heimtücke und Meuchelmord entgegen.

Als nun die französische Revolution mit dem neuen Evangelium der Völkerfreiheit auftrat und die Gemüter aller Bedrückten mächtig entflammte, als England in den Krieg gegen die Republik eingriff, dem nationalen und demokratischen Fanatismus einen Kampf auf Tod und Leben erklärte, da nahmen die Gegensätze einen feindseligeren Charakter an; da erhitzte sich das keltische Blut zum tödlichen Haß wider den alten Erbfeind, zu begeisterter Zuneigung für den stamm- und religionsverwandten Nachbar über dem Meer. Es half nicht viel, daß die Regierung, den Anstrengungen Burkes und der liberalen Opposition nachgebend, durch einige Erleichterung in den Religionsgesetzen die Aufregung der Patrioten zu beschwichtigen, den Makel des Helotentums von den keltischen Bewohnern zu verwischen und den Zugang zu den Ämtern und Parlamentshäusern zu erleichtern suchte; die revolutionären Ideen gewannen immer mehr Boden, besonders als der Versuch Grattans und der liberalen Parlamentsglieder diesseits und jenseits des Georg-Kanals, im Einvernehmen mit dem freisinnigen Lordstatthalter Fitz William ein Emanzipationsgesetz für alle Katholiken zu erwirken, an der Opposition der Tories und Konservativen scheiterte und Fitz William abberufen wurde. Eine mächtige Gärung ergriff die heißblütigen Insulaner; die patriotische Gesellschaft, welche unter dem Namen der „Vereinigten Irländer" schon seit Jahren für Emanzipation der Katholiken und für freisinnige Reformen gearbeitet hatte, die unter allen Konfessionen und selbst im Dubliner Unterhaus Teilnehmer zählte, nahm nun einen revolutionären Charakter an: Losreißung von England, Bündnis mit Frankreich, Gründung einer irischen Republik nach dem Vorbild der Direktorialverfassung, schwebten den Häuptern und Führern des Bundes als letztes Ziel vor Augen. Wolfe Tone, ein geistvoller politischer Schriftsteller, Gesinnungsgenosse von Thomas Payne, Napper Tandy und andre Patrioten entfalteten eine erfolgreiche Thätigkeit. Der Bund war so geschickt organisiert und gegliedert, daß die Fäden der Verschwörung über die ganze Insel, über Stadt und Land liefen, ohne daß die Namen der Führer an die Öffentlichkeit gelangten. Geheime Zeichen ließen die Eingeweihten einander erkennen. Die Seele des ganzen Vereins war Lord Edward Fitzgerald, aus dem altirischen Adelsgeschlecht der Geraldinen, tapfer, erregbar, von ritterlichem Wesen und gewinnenden Manieren. Der neue revolutionäre Geist gab sich bald durch aufrührerische Volksausschreitungen kund. Bewaffnete Banden durchzogen die Grafschaften der Insel, verhinderten die Eintreibung der Pachtzinsen, der Kirchenzehnten, der Herdsteuern, übten Gewaltthaten und Meuchelmord an Gutsherren. Vergebens setzte das Ministerium die Habeaskorpusakte außer Wirksamkeit und bedrohte die Ausschreitungen mit Tod und Verbannung; weder die Polizei noch die Gerichte

Parteikämpfe und Bürgerkrieg.

1794 u. 1795.

waren im stande, die Sicherheit von Personen und Eigentum dauerhaft zu begründen, so daß die anglosächsische Bevölkerung endlich zur Selbsthilfe griff, der Verschwörung der Patrioten und den anarchischen Banden den Bund der Orangemänner entgegensetzte. Schon im September 1795 kam es zu blutigen Gefechten zwischen den katholischen Banden und den Anglosachsen. Mit Hilfe eines Gendarmeriekorps, das den „Verteidigern" der alten Rechte und Zustände von England zugeschickt wurde, erhielten die letztern die Oberhand. Sie mißbrauchten aber ihren Sieg zu Thaten wilder Grausamkeit und Mißhandlung gegen die katholischen Irländer. Unter dem Vorgeben nach Waffen zu suchen, durchzogen die wutentflammten Orangisten, englischen Milizen und Gendarmen die verdächtigen Dörfer, drangen in die Häuser ein und begingen empörende Handlungen der Rache, der Parteiwut, des Glaubenshasses. Sie zehrten von dem Gut des armen Volks, mißhandelten Frauen und Mädchen in empörender Weise und begingen grobe Ausschreitungen. Selbst englische Schriftsteller müssen eingestehen, daß Greuel und Schandthaten verübt wurden, die zum Himmel schrieen und ein friedliches Zusammenleben auf Generationen unmöglich machten. Jetzt warfen die „Vereinten Iren", in deren Liga Episkopale und Presbyterianer mit Katholiken Hand in Hand gingen zur Befreiung des armen Vaterlandes vom unerträglichen Joch, jede Scheu und Zurückhaltung von sich und trafen Vorbereitungen zu einem bewaffneten Widerstand, kühn und großartig in Anlage und Ausführung. Während in aller Stille und Heimlichkeit die Bauern und Pächter aller Provinzen militärisch nach Rotten, Kompanien und Bataillonen organisiert und zuverlässigen Führern eigner Wahl unterstellt wurden, reisten zwei der thätigsten Häupter des Vereins, Fitzgerald und Arthur O'Connor nach der Bretagne, um
Mai 1796. mit General Hoche die Landung einer französischen Flotte und Hilfsarmee zu verabreden. Wie einst das Kolonieland Amerikas, so sollte jetzt Irland mit französischer Hilfe zu einer unabhängigen Republik mit einer Direktorialregierung umgewandelt werden. Neben Lord Fitzgerald und O'Connor waren Emmett, Oliver Bond und Mac Nevin die Häupter des Bundes, dessen Teilnehmer auf eine halbe Million berechnet wurden. Hoche ging mit jugendlichem Feuer auf den Plan ein und wußte auch Carnot dafür zu gewinnen. In Brest wurden Anstalten zum Einschiffen eines Landungsheeres getroffen, welches dann in den Dienst des revolutionären Direktoriums treten sollte. Aber die Ausrüstung zog sich tief in den Winter hinein, so daß das Unternehmen nicht nur durch die Jahreszeit sehr erschwert ward, sondern daß auch die konspiratorischen Umtriebe trotz aller Vorsicht und Heimlichkeit nicht verborgen blieben. Die Anhänger der englischen Regierung, nicht nur die anglosächsische Kolonie, die Orangemänner, die Episkopalen und Presbyterianer gerieten in Sorge, sondern auch viele katholische Irländer, Bürger, Gutsbesitzer, Pächter erschraken über die Aussicht auf eine Revolution, auf einen Bürgerkrieg, der an Schrecklichkeit kaum hinter den Greueln des französischen Südens und Westens in den Tagen der Robespierre-

schen Gewaltherrschaft zurückbleiben konnte. Der Lordstatthalter Camden empfing daher zahlreiche Anerbietungen zu freiwilliger Bewaffnung, so daß die Regierung auf eine Streitmacht von 37,000 loyalen Irländern rechnen konnte, allerdings nur eine geringe Wehrmannschaft, auch wenn man die englische Gendarmerie hinzurechnete, gegenüber den Rebellenscharen, die an die Hunderttausend zählten und täglich aus Frankreich eine bemannte Flotte erwarteten. Aber die Notwendigkeit, um die Existenz kämpfen zu müssen, gibt Kraft und Entschlossenheit, und stand nicht das royalistisch-protestantische England im Rücken?

So war denn im Winter 1796 Irland in zwei feindliche Heerlager geteilt. Die Kriegsflamme, die Pitt gegen die französische Republik gerichtet, schlug über dem eignen Haus zusammen. Hoche erhielt Befehl, auf der im Hafen von Brest liegenden Kriegsflotte eine Landungsarmee nach Irland abgehen zu lassen. Wolfe Tone trat in den französischen Heerdienst, und General Clarke, der in Frankreich geborene und erzogene Sohn eines irischen Emigranten, derselbe, den wir bereits in der Umgebung Bonapartes haben kennen lernen, wurde von Carnot über die Expedition zu Rate gezogen. Ernste Tage standen in Aussicht. Pitt schickte Lord Malmesbury, den bewährtesten Diplomaten der Zeit nach Paris, um mit dem Direktorium die Möglichkeit und die Bedingungen eines Friedens zu beraten. Schwerlich hoffte er großen Erfolg von der Mission, aber die Zurückweisung warf die Schuld und Verantwortlichkeit für die Fortdauer des Kriegs auf die französische Regierung und stärkte sein eignes Ansehen im Parlament. Wie sollte auch das Direktorium in dem Augenblick, da ein entscheidender Schlag auf den Nationalfeind im eignen Haus geführt werden sollte, in Unterhandlungen sich einlassen, die das ganze irische Unternehmen in Stockung gebracht hätten? Man erklärte dem englischen Bevollmächtigten in Paris, daß man sich nicht auf ein Sonderabkommen, sondern nur auf einen allgemeinen Friedensschluß einlassen könne. Dafür war aber von seiten Österreichs keine Aussicht. Stand doch gerade damals die Kaiserin Katharina II. im Begriff, ernstlich in den Kriegsbund einzutreten und durch ein Heer von 64,000 Russen unter Suwarow die österreichischen Streitkräfte am Rhein zu verstärken. Wir wissen, daß ihr plötzlicher Hingang im November desselben Jahres diese Hoffnung niederschlug (XIII, 568). Damit war die Koalition vollends gelöst und jedes kriegerische Zusammengehen der europäischen Großmächte vereitelt. Österreich mußte auf eigne Hand die Wiedereroberung Italiens versuchen, England auf Abwehr des irischen Aufruhrs und der französischen Invasion bedacht sein. Die barsche Abweisung, die Malmesbury in Paris erfuhr, enthüllte die feindseligen Absichten des Direktoriums gegenüber der britischen Regierung. Durch Irland sollte England besiegt werden. Nichts kam der Politik Pitts mehr zu statten als die Kundwerdung der unversöhnlichen Feindschaft der republikanischen Regierung Frankreichs. Der angeerbte Haß gegen das Nachbarreich vereinigte sich mit dem verletzten Nationalstolz und erzeugte Kampflust und Opferwilligkeit. Das Parlament bewilligte ein neues

England und der irisch-französische Revolutionskrieg. 1796, 1797.

Anlehen und neue Steuern, es gestattete, daß 60,000 Milizen in das Linienheer eingereiht, in den Grafschaften freiwillige Reiterei gebildet, die Royalisten Irlands verstärkt und unterstützt würden. Alles beeiferte sich, seine loyale und nationale Gesinnung durch Anerbietungen von Geldbeiträgen und Waffendienst zu bethätigen. Für den Augenblick bedurfte es dieses Aufschwunges nicht einmal, um die drohende Gefahr von Irland abzuwenden. Als General Hoche mit den Vorbereitungen der Expedition fertig war und eine Flotte von siebzehn Linienschiffen,
15. Dez. 1796. dreizehn Fregatten und etwa 20,000 Mann Landungstruppen von Brest in See gehen konnte, war die Witterung bereits so ungünstig geworden, daß die Schiffe durch Sturm und Nebel getrennt und verschlagen wurden und nach manchen Verlusten unverrichteter Dinge wieder umkehrten. Die „Schwarze Legion", aus Galeerensträflingen und Vagabunden zusammengesetzt, welche die reiche Handelsstadt Bristol heimsuchen sollte, konnte ihre Aufgabe nicht lösen. Das Frühjahr brachte jedoch Gefahren und Schwierigkeiten genug über das englische Reich. Die Fortschritte Bonapartes in Italien nötigten die Regierung, dem bedrängten Bundesgenossen Österreich mit neuen Subsidien unter die Arme zu greifen; in der Lon-
Febr. 1797. doner Bank entstand eine Geldklemme, die nur mit großen Anstrengungen von seiten der öffentlichen Gewalten und durch den opferwilligen Patriotismus der Nation, insonderheit der Kaufmannschaft gehoben werden konnte; die Allianz Spaniens mit Frankreich verstärkte die Seemacht der Feinde; und wenn es gleich
14. Febr. dem Admiral Jervis und dem Kommodore Nelson gelang, in der Seeschlacht bei Kap St. Vincent mit fünfzehn Linienschiffen über fünfundzwanzig spanische einen glänzenden Sieg davonzutragen, ein Sieg, der dem Admiral den Titel eines Earl of St. Vincent einbrachte; wenngleich der Ruhm der Kriegsmarine Englands durch neue Beweise von Tapferkeit und Entschlossenheit erhöht wurde, so mußte doch die englische Flotte sich aus dem Mittelmeer zurückziehen, konnte daher weder den Fall von Corsica hindern noch Österreich und die italienischen Staaten gegen Napoleon unterstützen. Dazu kam noch eine bedenkliche Meuterei der Schiffs-
15. April. mannschaft, die auf dem Admiralschiff beginnend, sich bald über die ganze Kanalflotte ausbreitete und nur mühsam unterdrückt werden konnte, teils durch strenge Bestrafung der Rädelsführer, von denen der Schuldigste, Richard Parker, kriegsrechtlich erschossen ward, teils durch Abstellung der Mißstände, welche die Veranlassung zur Unzufriedenheit der Matrosen gegeben hatten. Pitt hatte somit alle Ursache, auch für England friedlichere Tage zu ersehnen; er benutzte daher die Verstimmung, welche der Abschluß der Präliminarien von Leoben in der Nation erzeugte, zu neuen Versuchen der Friedenstiftung. Abermals setzte Mal-
1. Juni. mesbury über den Kanal, um mit der Direktorialregierung in Unterhandlungen einzutreten. Aber der Zeitpunkt, da in Irland der Ausbruch einer Empörung stündlich erwartet werden konnte und in Brest Anstalten zu einer neuen Landung getroffen wurden, schien dem Direktorium zu einem Friedensschluß noch weniger geeignet als im vorhergehenden Jahr. Der französische Bevollmächtigte Maret

stellte so hohe Forderungen, daß die Konferenzen in Lille nach mehrwöchiger Dauer ohne Ergebnis abgebrochen wurden. Man verlangte die Rückerstattung aller Kolonien, welche England den Holländern, Franzosen und Spaniern während des ganzen Kriegs entrissen hatte. Während daher auf dem Festland die Friedensaussichten mehr und mehr Bestand gewannen, nahm nunmehr der Krieg mit England einen schärfern Charakter an. Mit der ganzen Glut seiner Beredsamkeit ermahnte Burke kurz vor seinem Tod (9. Juli 1797) in seinen „Briefen über den königsmörderischen Frieden" die Nation zum standhaften Ausharren im Kampf gegen den Nationalfeind. Um die Zeit, da der Vertrag von Campo Formio, den England umsonst in Wien zu hintertreiben suchte, sich dem Abschluß näherte, fand auf der Höhe der Kamper Dünen unweit des Texel eine große Seeschlacht statt zwischen einer englischen Flotte unter Admiral Duncan und dem batavischen Geschwader im Dienst Frankreichs unter de Winter, ein Zusammentreffen, in welchem die Engländer trotz der tapfern Haltung der Gegner schließlich den Sieg davontrugen und neun Linienschiffe und zwei Fregatten erbeuteten. Noch gewaltiger gestaltete sich der Kampf zwischen den beiden Großstaaten diesseit und jenseit des Kanals, seit durch den Friedensschluß auch Österreich aus der Koalition ausschied und nun Frankreich mit den verbündeten Seestaaten an den Maas- und Rheinmündungen und in der Pyrenäischen Halbinsel dem großbritannischen Reich in geschlossener Waffenrüstung gegenüberstand. Fortan war das Hauptbestreben der Republik auf die Bewältigung des seemächtigen England, auf die Vernichtung seiner maritimen Herrschaft gerichtet. Wie erwähnt, ernannte das Direktorium den siegreichen General Bonaparte zum Befehlshaber einer an der Küste des Kanals aufzustellenden „Armee von England". Offen verkündete man in pomphaften Reden, daß man Albion auf seinem eignen Boden bekämpfen, in London den Frieden diktieren werde. Die gärenden Geister in Irland wurden in Atem gehalten, der Bund der „Vereinigten Iren" durch die Zusage einer Hilfsarmee zu neuer Thätigkeit aufgemuntert. Allein Bonaparte verfolgte auch diesmal wie in Italien eine von den Absichten des Direktoriums abweichende Politik. Während die Blicke der Welt nach den westlichen Seehäfen gerichtet waren, wo die Kriegsanstalten eine bevorstehende Expedition gegen den insularischen Nationalfeind erwarten ließen, während die Regenten in Paris zu patriotischen Gaben aufforderten und in die Kriegsposaune gegen das unversöhnliche Albion stießen, traf Bonaparte seine Vorbereitungen zu dem ägyptischen Feldzug. Man wollte dem Inselreich einen Herzstoß versetzen: im eignen Land sollte der Bürgerkrieg Englands Kräfte gefesselt halten, nach außen seine Machtstellung im Mittelmeer, sein Einfluß im Orient und in der Kolonialwelt gebrochen werden.

[Juli u. Aug. 1797.] [11. Okt.]

[Die Empörung in Irland unterdrückt.]

Drohende Wolken zogen sich damals über dem britischen Reich zusammen: um dieselbe Zeit, da Bonaparte zum ägyptischen Kriegszug rüstete, brach in Irland die lange vorbereitete Rebellion in hellen Flammen aus. Die barbarischen Mißhandlungen der Eingebornen durch das verwilderte englische Soldatenvolk

bei Gelegenheit der Entwaffnungen; die Aufstachelungen des katholischen Klerus, welcher sich massenhaft an der Union der Irländer beteiligte, sich den Aufständischen anschloß und dem Kampf den Charakter eines Religionskriegs verlieh, der zu dem Rassenhaß und der politischen Leidenschaft noch den religiösen Fanatismus hinzufügte; das Vertrauen auf die Hilfe Frankreichs, welche das Direktorium den Häuptern des Aufstandes in sichere Aussicht gestellt; diese und andre Gründe führten zu dem Entschluß einer allgemeinen Volkserhebung, die im Mai gleichzeitig in allen Provinzen vor sich gehen sollte. Aber wie konnte bei der großen Zahl der Teilnehmer ein solcher Plan geheim bleiben? Ein kleiner Gutsbesitzer von Dublin, Thomas Reynolds, selbst ein Genosse des Bundes, machte der Regierung Mitteilungen von allem was vorging und beschlossen ward. So konnte diese ihre Vorkehrungen treffen. Ansehnliche Truppenverstärkungen wurden nach Dublin geschickt, eine sorgfältige Küstenbewachung angeordnet, mehrere Häupter des Bundes bei einer Sitzung überrascht und samt den Schriftstücken in Gewahrsam genommen. Fitzgerald war nicht unter ihnen; aber Polizeisoldaten entdeckten ihn bald darauf in einem kleinen Dubliner Kramladen, wo er sich verborgen hielt. Er leistete mutigen Widerstand, empfing aber nach verzweifelter Gegenwehr eine Wunde, die einige Wochen nachher ihm den Tod brachte. Die Engländer verglichen ihn mit Catilina, aber das Urteil der Geschichte kann den Vergleich eines patriotischen Freiheitskämpfers gegen fremde Zwingherrschaft mit einem ehrgeizigen Verschwörer nicht als zutreffend anerkennen. Mit Fitzgeralds Fall empfing der Aufstand einen tödlichen Stoß; die Entwaffnung wurde mit neuer Energie und unter ähnlichen Mißhandlungen und Roheiten wie früher fortgesetzt. Aber gerade die Greuel und Unmenschlichkeiten, die von den wüsten Soldatenhorden über alle Verdächtigen verhängt wurden, erfüllten die katholisch-keltische Bevölkerung derart mit Ingrimm und Verzweiflung, daß der Aufruhr dennoch an verschiedenen Orten ausbrach. Priester führten die Scharen zur Schlacht und entzündeten den Fanatismus. Wie sollten aber die schlechtbewaffneten ungeübten Banden den englischen Armeen widerstehen? Auf Vinegar Hill, unweit Wexford, wo der Aufstand am heftigsten tobte, wurde ein Haufen von 15,000 Insurgenten von General Lake nach leichtem Kampf auseinander gesprengt. Und nun wurden Greuel und Scheußlichkeiten verübt, die den Unthaten der jakobinischen Schreckenszeit nicht nachstanden. „An meiner eignen Tafel,“
24. Juli 1798. schrieb der neuernannte Vizekönig, Lord Cornwallis, „dreht sich das Gespräch unaufhaltsam um Köpfen, Hängen, Brennen, und ist ein Priester hingerichtet worden, so lärmt ein wilder Jubel durch die ganze Gesellschaft.“ Als der menschlich gesinnte Feldherr, dessen edles Herz sich über die Ausbrüche roher Leidenschaftlichkeit empörte, dem blutigen Gebahren Einhalt thun und einen gesetzlichen Gerichtsgang herstellen wollte, stieß er bei seinen angloſächsischen Landsleuten in Dublin auf heftigen Widerstand, auf gehässige Verdächtigungen und Ver-
22. Aug. leumdungen. Im August landete General Humbert mit drei Fregatten und

1100 Mann in der Bucht von Killala in Connaught und zog einige Insurgentenbanden der Umgegend an sich. Ein schwungvolles Manifest von Napper Tandy rief die Einwohner zu den Waffen gegen die tyrannischen Unterdrücker. Was vermochte aber eine so geringe Streitmacht gegen die englische Armee unter einem Feldherrn wie Cornwallis? Als der französische General nach einem siegreichen Gefecht über einige Bataillone irischer Milizen unter Lake bei Castlebar in der Grafschaft Mayo weiter in das Land vordrang, sah er sich von Cornwallis bei Ballynamuck in der Umgegend von Tuam mit so großer Übermacht bedroht, daß er nach dem heldenmütigsten Kampf zur Kapitulation gezwungen war. Edelmütig entsandte er zuvor alle Irländer, die sich ihm angeschlossen, in ihre Heimat, um sie der Rache des Feindes zu entziehen. Wolfe Tone, der durch Schrift und Wort den Aufstand angefacht und lebendig erhalten, wurde auf der See gefangen und durch das Dubliner Militärgericht zum Tod verurteilt. Ein Selbstmord im Gefängnis befreite ihn von der Schmach einer öffentlichen Hinrichtung. Sein Gesinnungsgenosse Napper Tandy entkam nach Hamburg. Er wurde später auf Andringen Rußlands von dem dortigen Senat ausgeliefert, entging jedoch dem Tod. Ein zweiter Landungsversuch, den im Oktober Admiral Bompart mit einem größern Linienschiff, acht Fregatten und 3000 Seesoldaten in derselben Bucht unternahm, hatte keinen bessern Erfolg. Von einem englischen Geschwader unter Sir John Warren überfallen, gerieten sie bis auf zwei Fregatten in die Hände der Engländer. Zwei Monate früher war die französische Mittelmeerflotte in der Nähe von Alexandria erobert und damit die britische Seeherrschaft aufs neue befestigt worden. Um so unbarmherziger lastete die eiserne Hand Englands auf der besiegten irischen Insel. Nachdem die Strafgerichte manches schuldige Haupt getroffen und die Reihen der Rebellen durch die Macht des Schreckens gelähmt hatten, wurde durch Pitt die Vereinigung Irlands mit England in Verwaltung und Gesetzgebung bewerkstelligt und damit die Unterwerfung der unbotmäßigen Insel vollendet. Nur der Weigerung des Königs Georg III., in die Zulassung der Katholiken in das Parlament und zu den hohen Staatsämtern als seinem Krönungseid widerstrebend zu willigen, war es zuzuschreiben, daß die Union nicht in dem Umfang vor sich ging, wie der Minister gewünscht hatte. Unter solchen Eindrücken hat Thomas Moore die Gefühle in sein Herz aufgenommen, die in den „irischen Melodien" und in seinen historischen Schriften über Irland und Fitzgerald nachklingen.

8. Sept. 1798.

11. Okt.

Die Unterdrückung des irischen Aufstandes und Nelsons Sieg bei Abukir setzten England in den Stand, mit neuen Kräften in die Aktion gegen den Nationalfeind einzutreten. Kommodore Duckworth entriß den Spaniern die Insel Minorca; an Nelson erging die Weisung, seine maritime Übermacht zu verwerten, um Napoleon von jeder Verbindung mit Malta und Frankreich abzuhalten, die italienischen Küsten zu schützen und die Unternehmungen der Russen und der Türken in den griechischen Gewässern zu fördern. Zugleich setzte die Londoner Regierung in Petersburg und Wien alle diplo-

Englands kriegerischer Aufschwung.

Nov. 1798.

matischen Hebel ein, um den Krieg von neuem in lebhaften Gang zu bringen. Englische Subsidien wurden wieder flüssig und trugen wesentlich bei, die zweite Koalition ins Leben zu rufen.

5. Die Expedition nach Ägypten.

Bedeutung u. Beweggründe der Expedition.

Um dieselbe Zeit, da wiederum ein Weltkrieg in Aussicht stand, die Übergriffe und Anmaßungen der Pariser Machthaber in Italien, in der Schweiz, in Deutschland die Regierungen und Völker Europas mit Entrüstung füllten und einen neuen Waffenbund ins Dasein riefen, führte Napoleon den besten Teil des Heeres aus dem Reich, um ein fernes Wunderland aufzusuchen und sein Haupt mit frischen Lorbeeren zu umflechten. Im gewöhnlichen Gang des Lebens wäre der Zauber seiner Heldenthaten bald dahingeschwunden. Nur das Ungewöhnliche und Wunderbare vermochte das Interesse lebendig zu erhalten, die Menschheit mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß er der Mann des Jahrhunderts sei. Er wollte den Traum von einem zweiten Alexanderzug verwirklichen, der seit den Tagen, da er von Ankona aus den Blick über das Adriatische Meer schweifen ließ, in seine Seele eingedrungen war, und der Phantasie des französischen Volks seinen Namen im romantischen Glanz vorführen. Napoleons Heerfahrt nach Ägypten erinnerte in der That an die kühnen Unternehmungen des alexandrinischen Heldenalters; doch war sie weder so abenteuerlich noch so verwegen, wie man häufig behauptet hat. Nicht nur daß seit den Tagen des heiligen Ludwig und der Kreuzzüge das Nilland und die syrische und nordafrikanische Küste der französischen Nation fortwährend als lockendes Ziel ihrer Eroberungspolitik, als Preis ritterlicher Waffenthat und Unternehmungslust vorgeschwebt, daß das verjüngte Frankreich an Ruhm und Erfolgen hinter dem alten in keinem Punkt zurückstehen wollte und der kriegerische Glanz der letzten Jahre die Einbildungskraft für das Wunderbare und Außerordentliche empfänglich machte, auch hohe praktische Ziele konnten im Fall eines glücklichen Fortganges erreicht werden. Es ist uns bekannt (XII, 438), daß schon Leibniz in einer Denkschrift die Vorteile eines solchen Unternehmens dargelegt. Von Ägypten aus konnte das Mittelmeer beherrscht werden, wo Frankreich bereits in den Ionischen Inseln einen Stützpunkt besaß; von Ägypten aus konnte man die morsche Herrschaft der Türken in Kleinasien und Griechenland erschüttern oder den Großsultan zu einem Bündnis zwingen; von Ägypten aus konnte Frankreich seine Arme nach Ostindien strecken, die einheimischen Fürsten zu Abfall und Empörung reizen und Englands Macht in seinen Kolonien untergraben. Auch war der Augenblick günstig gewählt. Wir wissen, daß die britische Regierung den größten Teil ihrer maritimen Kräfte aus dem Mittelmeer weggezogen hatte, da die feindselige Haltung Spaniens und Hollands sowie die Kriegsrüstungen in den französischen Seehäfen, die auf einen Landungsplan in dem Inselreich zu deuten schienen, die Engländer nötigten, ihre Flotten in der Nähe zusammenzuhalten. So konnte die Einschiffung, zu welcher

wochenlang mit der größten Umsicht und Thätigkeit alle Vorbereitungen und Anordnungen getroffen waren, ohne Hindernisse in Toulon und einigen andern Seeorten bewerkstelligt werden. So fest stand Napoleons Plan, daß die Verwickelungen mit dem Wiener Kabinett, die eine baldige Erneuerung des Kriegs erwarten ließen, die Abfahrt nur um einige Wochen hinauszuschieben vermochten. Nachdem der General bei Gelegenheit einer Musterung eine Anrede an die Armee gehalten und den Soldaten ins Gedächtnis gerufen, was er ihnen einst bei dem Einzug in Italien versprochen, und wie er sein Versprechen erfüllt, nachdem er ihre Phantasie und Begierde mit neuen glänzenden Verheißungen von Ruhm, Ehre und Reichtümern entflammt, fuhr am 19. Mai die Flotte unter Admiral 1798.
Brueys aus dem Hafen von Toulon aus. In der Meerenge von S. Bonifacio stießen die Geschwader aus Genua, Ajaccio und Civita Vecchia mit den Divisionen der Generale Baraguay d'Hilliers, Vaubois und Desaix dazu. Und nun segelte Napoleon mit dem besten Teil der italienischen Armee unter den ausgezeichnetsten Feldherren auf der stattlichen Armada in die hohe See hinaus, begleitet von Künstlern und Gelehrten, welche das Land der Pharaonen und Ptolemäer erforschen und beschreiben sollten, von Mathematikern und Naturkundigen, wie Monge, Bertholet, Comte, von Astronomen, Ärzten und andern Männern der Wissenschaft. Das Direktorium, schon längst voll Argwohn und Eifersucht auf Napoleons eigenmächtiges Eingreifen in alle politischen und militärischen Angelegenheiten, wünschte und begünstigte die Abreise und erteilte dem Oberfeldherrn die größten Vollmachten. Man gab ihm gleichsam eine Art Königtum im Ausland, bemerkt Lanfrey, um zu verhindern, daß er sich der Herrschaft in Frankreich bemächtige. Der General sah übrigens voraus, daß die kopflose Demagogie der fünf jakobinischen Machthaber seinen Herrscherplänen den Boden bereiten würde. Schrieb er doch selbst mit naivem Machiavellismus: „Damit er sich zum Herrn Frankreichs machen konnte, war es nötig, daß das Direktorium während seiner Abwesenheit einige Niederlagen erlitt und daß seine Rückkehr unsern Fahnen den Sieg wieder zuführte.“ Und je mehr die Lage der Republik sich nach seiner Entfernung verdunkelte, desto mehr folgten die Sympathien der Nation dem Feldherrn, den der Neid unfähiger Gegner „deportiert“ habe.

Die Rüstungen in Toulon und den italienischen Seehäfen waren den Engländern nicht entgangen; die Londoner Regierung hatte daher eine ansehnliche Flotte unter dem Vizeadmiral Nelson in das Mittelmeer abgeschickt, um die Pläne des Feindes zu vereiteln. Aber teils ungünstige Witterung, teils falsche Voraussetzungen über Napoleons Vorhaben, machten es dem britischen Flottenführer unmöglich, die Ausfahrt zu verhindern, so daß die französischen Schiffe unbemerkt und ungefährdet bei der Insel Malta anlegten, wo schon alle Einleitungen zur Besitznahme getroffen waren. Die Ordensritter, einst die heldenmütigen Vorfechter der Christenheit gegen die Mohammedaner, standen mit dem veränderten Zeitgeist ebenso sehr in Widerspruch, wie die Aristokratie von Venedig und Bern. Unter einem thaten- Übergabe von Malta.

losen bequemen Leben waren Wollust, Selbstsucht und Zuchtlosigkeit in ihre Reihen eingedrungen; die Festungswerke der Felseninsel, an denen so oft die Macht des Halbmondes gescheitert, waren in schlechtem Stand, die Ausrüstung unvollständig, die Disziplin des Heeres gelockert, die Treue und Zuverlässigkeit vieler Offiziere gebrochen, teils durch Verführung, teils durch Zuneigung für die Republik, der Großmeister, Ferdinand von Hompesch, ein schwacher Mann von beschränkter Einsicht und geringem militärischen Ehrgefühl. Bonaparte, der schon während seines italienischen Feldzugs und nachher mehrere französische Ordensglieder von Rang und hohen Stellungen gewonnen hatte und durch sie von allem was vorging unterrichtet war, konnte dem Befehlshaber und vielen Rittern feindselige Gesinnung gegen Frankreich zum Vorwurf machen. Sie hatten schon zur Zeit Katharinas II. den Plan gehegt, die Insel unter das Protektorat Rußlands zu stellen, und seitdem diesen Plan mit regem Eifer verfolgt. Kaiser Paul und seine Söhne waren trotz der Religionsverschiedenheit in den Orden eingetreten, für dessen vergangene Heldenthaten der Zar durch Vertots romantisch ausgeschmückte Geschichte begeistert war. Auf Grund alter Ansprüche der Ritter an gewisse Adelsgüter in dem polnischen Wolhynien, sollte ein russisches Großpriorat mit zweiundsiebzig Kommenden als besondere Zunge gegründet werden. Der Ordensgesandte Litta, der dem Kaiser das Ordenskreuz überbrachte, das einst der Großmeister Lavalette getragen, erfreute sich am Petersburger Hof besonderer Gunst. Aber als die französische Flotte vor der Hauptstadt anlegte und Napoleon drohend die Übergabe forderte, vollendete sich fast ohne Kampf das Schicksal der Insel. In wenigen Tagen wurde eine „Konvention“ geschlossen, kraft deren das Felseneiland, das festeste Bollwerk des Mittelmeers, sich der Republik ergab. Das wichtigste Anliegen der Ritter war die Sicherstellung ihrer Pensionen. Am
13. Juni 1798. 13. Juni wehte die Trikolore auf allen Kastellen; eine französische Besatzung hütete die Insel und ein französischer Gouverneur leitete die Verwaltung. Viele Johanniter traten in die Dienste der Republik; andre zogen weg. Ein so klägliches Ende nahm der einst so berühmte und mächtige Ritterorden auf Malta. Wie ein morscher Stamm brach er unter den Stürmen einer neuen Zeit zusammen.

Landung in Ägypten. Auf Malta vernahm Napoleon mit einiger Besorgnis, daß eine englische Flotte im Ägeischen Meer kreuze. Aber auch diesmal segelten die französischen Schiffe unbemerkt vom Feind an Kandia vorüber und langten am 1. Juli vor Alexandrien an. Ein Manifest machte das Heer mit den Absichten des Feldherrn bekannt, ermahnte die Soldaten, die Vorurteile der Mohammedaner zu schonen, und schärfte ihnen strenge Disziplin ein. Mit großer Eilfertigkeit wurde die Ausschiffung bewerkstelligt und die Hauptstadt des Nillandes, die Schöpfung des großen Alexander, nach kurzem aber blutigem Kampf zur Unterwerfung gebracht.

Politische Lage. Ägypten galt damals für abhängig vom türkischen Reich, so schildert der neueste französische Geschichtschreiber Napoleons die Lage des Nillandes, aber der Sultan wurde nur durch einen Pascha ohne wirkliche Macht vertreten, der in Kairo lediglich einen

Ehrenposten bekleidete. Die eigentliche Gewalt lag allein in den Händen der Mameluken, einer Miliz, deren Ursprung in die Zeiten Saladins zurückreichte, und die in der Geschichte ohnegleichen ist. Aus Sklaven gebildet, die man als Kinder in Georgien und Cirkassien kaufte, und nur den vierundzwanzig Anführern unterthan, denen sie gehörten und die unter dem Namen von Beis über sie herrschten, bildete diese Miliz eine Art seltsamer Ritterschaft, die keine andre Religion kannte, als die der soldatischen Brüderlichkeit, und kein andres Gesetz, als den Willen ihrer Herren. Seit langer Zeit schon übte die Pforte nur eine Art von nomineller Oberhoheit über die Mameluken aus und schätzte sich glücklich, daß man ihr diese wenigstens gelassen. Unter dieser eigentümlich gestalteten Herrschaft vegetierte eine Bevölkerung, deren gleichsam übereinander liegende Schichten die aufeinander folgenden Invasionen bezeichneten, welche über Ägypten hingegangen waren. Auf der untersten Stufe standen die Kopten, die elenden, herabgewürdigten, mit mancherlei fremden Elementen zersetzten Nachkommen der ursprünglichen ägyptischen Rasse, von denen ein Teil gewisse Ämter bekleidete und den Mameluken als Agenten und Steuereinnehmer diente. Dann kamen die ersten Eroberer, die Araber, die teils unter dem Namen Beduinen das Leben der wandernden Herdenbesitzer aus der biblischen Zeit fortführten, teils unter dem Namen Fellahs Ackerbauer waren oder als Scheiks große Ländereien besaßen. Endlich kamen die Türken, deren Herrschaft derjenigen der Mameluken vorangegangen, und welchen man, rein der Form nach, in der Person des Pascha noch immer huldigte.

Nach der Landung erließ Napoleon eine Proklamation in arabischer Sprache, worin die Ägypter aufgefordert wurden, sich an die Franzosen anzuschließen, die gekommen wären, das Joch der Mameluken zu brechen, dem Großherrn in Stambul die Herrschaft zurückzugeben und die Rechte des Volks herzustellen. Ihre Religion solle geachtet werden, denn im Grunde seien die Franken auch Mohammedaner. Hätten sie denn nicht den Papst und die Malteser bekriegt? Aber bei den Orientalen, denen die Vorstellungskreise des Abendlandes gänzlich unbekannt waren, fielen die demagogischen Künste und Schlagwörter wirkungslos zu Boden. Weder die seit Jahrhunderten an Knechtschaft und Despotismus gewöhnten Einwohner koptischen oder arabischen Ursprungs, noch der türkische Pascha, der im Namen des Sultans von Konstantinopel eine Scheinherrschaft über das Nilland führte, faßten Vertrauen oder Freundschaft zu den Fremdlingen, und die in ihrer Herrschaft bedrohten Mameluken rüsteten sich zu energischer Gegenwehr. Ihre Reiterscharen in glänzendem Kriegsgewand, unter dem Hauptanführer Murad Bei, suchten, durch weite Sandflächen und wellenförmige Erhebungen gedeckt, das Vorrücken des Feindes durch unerwartete Überfälle herumstreifender Rotten zu verhindern oder zu erschweren. Wie groß war der Kontrast der Wirklichkeit zu den erträumten Herrlichkeiten und Genüssen für die Soldaten, die nun in den heißen Sommertagen von Alexandrien aus durch die ägyptische Wüste gen Kairo zogen! In dem glühenden Sonnenbrand, ohne Wasser und hinreichenden Mundvorrat, fortwährend im Rücken und auf den Flanken von umherschwärmenden Reiterhaufen beunruhigt, geriet das Heer bald in entsetzliche Not. Erst der Anblick des mächtigen Stromes weckte neuen Lebensmut. Nun ging der Marsch stromaufwärts bis nach dem Dorf Embabeh, wo etwa 10,000

Der Zug nach Kairo und die Schlacht bei den Pyramiden.

12. Juli 1798.

Mameluken und große Haufen bewaffneter Bauern und Knechte ein durch Erd-
20. Juli 1798. wälle verschanztes Lager bezogen hatten. Hier entbrannte der erste Kampf, der den Namen einer Schlacht verdiente. Wie hätten aber die schlechtbewaffneten und zuchtlosen Horden dem im geschlossenen Viereck vorrückenden geübten Heer Napoleons namhaften Widerstand leisten sollen? Sie wurden mit leichter Mühe zersprengt. 2000 Mameluken gerieten in Gefangenschaft oder ertranken im Nil; die Franzosen zählten 20 bis 30 Tote und 120 Verwundete. Die Beute war groß, da die Mameluken ihr Gold und ihre Kostbarkeiten bei sich zu tragen pflegten. Darum waren auch die Soldaten bemüht, die Leichen aus dem Strom zu ziehen. Nach dieser „Schlacht an den Pyramiden", von deren Höhen, wie es im Bericht hieß, vier Jahrtausende auf die französischen Kämpfer herabblickten, hielt der Feldherr seinen Einzug in Kairo.

Seeschlacht von Abukir.

Auf die Phantasie der fernen Zeitgenossen machten diese Vorgänge und Namen einen zauberartigen Eindruck; dagegen wurde die Stimmung der Soldaten von Tag zu Tag trüber und niedergeschlagener. Statt der erwarteten Genüsse, des orientalischen Luxus, der erträumten Schätze, fanden sie überall Not, Entbehrungen und Gefahren. Sie verwünschten die Gelehrten, welche den General durch lügenhafte Schilderungen des Landes zu der Unternehmung verlockt hätten. Und wie wuchs erst diese düstere Stimmung, als die Hoffnung auf baldige Rückkehr durch einen unerwarteten Schlag in weite Ferne gerückt ward! Gegen den Befehl Napoleons hatte sich Admiral Brueys mit der Flotte auf der offenen Rhede von Abukir vor Anker gelegt. Er wollte Nachrichten von dem Fortgang des Wüstenzuges und der Einnahme Kairos abwarten. Hier wurde von Nelson, der mittlerweile vergebens in den syrischen, griechischen und sizilianischen Gewässern nach den Spuren der feindlichen Schiffe geforscht, die Flotte entdeckt und nach zweitägigem furchtbaren Kampf bis auf wenige Fahrzeuge
1. 2. Aug. 1798. vernichtet. Die Seeschlacht von Abukir, wenige Stunden ostwärts von Alexandrien, war eine der großartigsten Kriegsthaten in dieser ereignisvollen Zeit. Die französische Armada war in langgedehnter Linie möglichst nahe dem Land in der Art aufgestellt, daß sie durch eine Uferbatterie und das Fort von Abukir im Rücken gedeckt war. Bei einem Angriff von der Seeseite her konnte Brueys dem Feind erfolgreichen Widerstand leisten, wenngleich sowohl die Schiffe als die Mannschaften den englischen an Tüchtigkeit weit nachstanden. Allein Nelson unternahm das kühne Wagstück, mit einem Teil seiner Streitkräfte in den engen seichten Raum zwischen der französischen Flotte und dem Ufer einzudringen und somit die feindlichen Fahrzeuge des linken Flügels und des Zentrums unter doppeltes Feuer zu bringen. Das Unternehmen gelang vollständig. Brueys wurde durch eine Kanonenkugel getötet, das Admiralschiff „Orient", ein riesengroßes Werk, ging in Flammen auf, neun Linienschiffe und zwei Fregatten gerieten in die Gewalt des tapfern Seehelden, den selbst eine schwere Kopfwunde nicht von dem Verdeck zu entführen vermochte. Von 11,000 Mann, welche die

Flotte getragen, waren über 5000 umgekommen, über 3000 gefangen, während die Engländer nur einen Verlust von 900 Toten und Verwundeten zählten. Mühsam entkam der Admiral Villeneuve mit zwei Linienschiffen und zwei Fregatten nach Korfu.

Kein härterer Schlag hätte den französischen Heerführer treffen können! Seine stolzen Pläne waren dahin. Abgeschnitten von Europa, der Möglichkeit einer baldigen Rückkehr beraubt, von Offizieren und Soldaten umgeben, die immer trostloser und verzweiflungsvoller in die Zukunft schauten, aller Hilfsmittel von außen entbehrend, da die Engländer an der Küste Wache hielten, wahrlich eine entsetzliche Lage! Aus Bourriennes Memoiren erfährt man, wie sehr der Feldherr die Schwere des Geschicks empfunden. Es waren sorgenvolle Stunden; er klagte, daß die unbeständige Glücksgöttin sich von ihm abgewendet habe. Nach außen aber zeigte er Ruhe und Festigkeit, um durch sein Beispiel den Mut der andern zu beleben. Zugleich traf er zweckmäßige Anordnungen, um die Hilfsquellen des Landes zum eignen Lebensbedarf zu öffnen und zu mehren, um die Verwaltung, Rechtspflege und Polizei in Gang zu setzen, um die Einwohner der Güter der Zivilisation teilhaftig zu machen. In diesen Bestrebungen leisteten ihm die Männer der Wissenschaft in seinem Gefolge nützliche Dienste. Sie begnügten sich nicht damit, die Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst dieses Wunderlandes zu erforschen und zu beschreiben, sie standen dem Oberbefehlshaber auch in praktischen Dingen, im organisatorischen Wirken zur Seite. Während Napoleon das Nilland gleich einer ausländischen Kolonie mit europäischen Einrichtungen und Kulturerrungenschaften auf friedliche Weise zu erobern suchte, mußte er zugleich auf Mittel sinnen, die noch immer zahlreichen Feinde, vor allem Murad Bei in Oberägypten und Ibrahim Bei an der syrischen Grenze zu überwinden. Die Hindernisse und Gefahren wuchsen mit jedem Tag, insbesondere als Sultan Selim III., der sich durch Napoleons Vorspiegelungen von Freundschaft und Ergebenheit nicht täuschen ließ, den Franzosen den heiligen Krieg erklärte, den Geschäftsträger der Republik in die Sieben Türme einschließen ließ und der russischen Pontusflotte in ihren Angriffen auf die Jonischen Inseln allen Vorschub leistete. So sehr Bonaparte und seine Soldaten die Religionsgebräuche der Mohammedaner schonten und ihren Priestern, Moscheen, Zeremonien und Gebräuchen alle äußere Achtung zollten, ihren Festen anwohnten, in ihre Glaubensformeln eingingen, ja von „unserm Propheten" sprachen, so entbrannte doch der Fanatismus in der Brust der Muselmanen und machte ihnen die Herrschaft der Christen höchst verhaßt. Die französischen Staatsorganisationen mit der Vielgeschäftigkeit der Behörden, dem Eingreifen der Beamten und Militärpersonen in alle Verhältnisse, waren den Morgenländern viel drückender als der gewohnte Despotismus. Als nun infolge des neubegründeten europäischen Finanzwesens Steuern und Kriegsumlagen auferlegt wurden und die Pforte die Mohammedaner Ägyptens und Syriens zum Kampf wider die Christen aufrief,

Margin notes: Die Franzosen in Ägypten. — 1. Sept. 1798.

21. Okt. 1798. entstand in Kairo eine fürchterliche Empörung, die nur mühsam durch die überlegene europäische Kriegskunst unterdrückt ward, nachdem gegen 6000 Mamelucken erschlagen oder von den Kartätschen hingerafft worden.

6. Rußland unter Kaiser Paul.

Pauls Charakter und Regierungsantritt. Am 5. April 1797 alten Stils wurde der bisherige Großfürst Paul in Moskau zum Kaiser aller Reußen gekrönt und trat die Regierung an, von der er durch die gewaltthätige Herrschsucht seiner Mutter fern gehalten worden war. Wir haben den Zarewitsch und seine Stellung am Hof Katharinas früher kennen gelernt (XIII, 533, 568): schlecht erzogen, von der Kaiserin gehaßt und zurückgestoßen, von allen Staatsgeschäften eifersüchtig fern gehalten, von den Hofleuten und Günstlingen geringschätzig behandelt, hat Paul frühzeitig den argwöhnischen, mißtrauischen, menschenfeindlichen Charakter in sich ausgebildet, der vereint mit einer vom Vater ererbten krankhaften Geistesanlage und einer maßlosen Vorstellung von der Würde und Machtvollkommenheit eines Selbstherrschers in dem neuen Zaren eine fürstliche Gestalt erscheinen ließ, über deren Eigenschaften und Handlungen die Welt betroffen und verwundert war. Man erblickte einen Fürsten, der auf die schwindelnde Höhe einer unbeschränkten Machtherrschaft in einem kolossalen Reich emporgehoben, allen Regungen und Stimmungen seiner Seele rückhaltlos Folge gab, alle Eindrücke auf seine bewegliche reizbare Natur einwirken ließ, die Antriebe für sein Thun weniger aus Überlegung, aus staatsmännischen Erwägungen und Vernunftgründen, als aus plötzlichen Impulsen, aus augenblicklichen Launen und Aufwallungen hernahm, Personen und Sachen nach den unmittelbaren Empfindungen und Eingebungen eines rasch zufahrenden Geistes, eines leidenschaftlich erregbaren Gemüts beurteilte und behandelte. Kaiser Paul I. war eine ritterlich angelegte, für höhere Ideen und Interessen empfängliche Natur, erfüllt von dem Bewußtsein seiner Herrscherpflichten, durchdrungen von Liebe für das Wohl der Menschheit, für die Größe seines Vaterlandes, für Ruhm und Ehre, und beseelt von dem Wunsch, die Gebrechen und Schäden des russischen Reichs durch zeitgemäße Reformen zu heilen, auch nicht ohne Verstand und Einsicht, wenngleich ohne echte Schöpferkraft. Aber ihm fehlte das Gleichmaß der Seele, die innere Zucht und Zügelung seiner leidenschaftlichen Anwandlungen; er war heftigen, aufbrausenden Wesens, wütend im Zorn, launenhaft in seiner Gunst und Zuneigung, unberechenbar und sprunghaft in seinen Entschlüssen und Handlungen, eifersüchtig und eingebildet auf seine Herrschergewalt und unfähig, irgend einen Widerspruch zu ertragen, rasch in überspannten Entwürfen, hastig überstürzend in der Ausführung. Mit Erstaunen blickte die Welt auf die fieberhafte Thätigkeit, womit der junge Zar die verschiedensten Dinge zu gleicher Zeit in Angriff nahm, täglich neue Ukase folgen ließ. Es ließ sich nicht verkennen, daß er bei seinen Reformen zunächst die Absicht

hatte, in Gegensatz zu dem vorausgegangenen Regierungssystem zu treten. Der Unwille über das Unrecht, das ihm selbst widerfahren, bewog ihn, die Anordnung Peters des Großen umzustoßen, der zufolge der regierende Kaiser seinen Nachfolger ganz nach freier Willkür ernennen konnte, und dafür durch Reichsgesetz eine Erbfolgeordnung nach Erstgeburtsrecht in männlicher Linie einzuführen. Die Kriegs- und Eroberungspolitik wurde aufgegeben und dagegen ein Reformsystem in Angriff genommen, das sich über das gesamte innere Staatsleben erstreckte.

Zunächst wurde eine neue Heeresorganisation eingeführt, indem Paul die Gatschinaischen Truppen, die ihm Katharina mehr zur Unterhaltung und Beschäftigung als zu praktischen Zwecken überlassen hatte, in die Garde einfügte, zum großen Verdruß der adligen Offiziere, welche bisher auf die „Gatschinaischen" mit Verachtung herabgesehen hatten. Zugleich wurde der Kriegsdienst sorgfältiger überwacht, die Disziplin durch angestrengte Exerzierübungen, taktische Regeln und Vorschriften, durch Paraden und Revuen verschärft und das ganze Militärwesen in Beziehung auf Uniformen, Haltung und Einrichtung einem pedantischen kleinlichen Regelzwang unterworfen, allen Unterschleifen, Betrügereien und Listenfälschungen mit Strenge entgegengetreten. Wie Peter III. legte auch Paul den größten Wert auf Pünktlichkeit, auf Gamaschendienst, auf äußerliche Regelrechtigkeit, und traf dabei oft die unzweckmäßigsten Anordnungen. Reformen im Heerwesen.

Aber nicht bloß Heerverfassung und Militärwesen, dem Paul stets das höchste Interesse zuwandte, auch alle andern Seiten des öffentlichen Lebens wurden von ihm mit reformatorischer Hast und Ungeduld angefaßt. Er gebot, daß das Finanzwesen und die Staatsschulden vereinfacht und in bessere Ordnung gebracht würden; er ließ in der Landesverwaltung und Statthalterschaftsordnung vielerlei Veränderungen vornehmen; den Ostseeprovinzen gab er ihr altes Ritter- und Landrecht, den Kosaken ihre frühere Heer- und Stammverfassung zurück; er erließ ein Gesetz über „die Reinhaltung der adligen Geschlechter" und befreite die Geistlichen von körperlicher Züchtigung; er befahl, aus den bestehenden Gesetzen und Verordnungen drei Sammlungen für bürgerliches Recht, für Straf- und Staatsrecht aufzustellen; er traf Anstalten für rascheren Geschäftsgang in allen Zweigen des Dienstes; er wendete dem Städtewesen, dem Handel- und Verkehrsleben, dem Berg- und Ackerbau, der Industrie, den Unterrichtsanstalten, der Polizei seine gesetzgeberische Fürsorge zu; in alle Anliegen des öffentlichen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens, große wie geringfügige, mischte er sich ein. Reformen im Staatsleben.

War Paul als Großfürst vor dem Glanz der Mutter in den Schatten getreten, so wollte er sich jetzt der Welt mit ungeduldiger Hast als organisatorischen Selbstherrscher zeigen. Manches gelang ihm; im Staatshaushalt wurde mehr Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben hergestellt, die Masse des Papiergelds vermindert, die Staatsschuld durch Umwandlung erleichtert und gesichert; in der Armee durch bessere Gliederung der Heerkörper, durch neue Uniformierung, durch Dienst- und Fechtreglement, durch sorgfältigere Verpflegung mancher Übelstand beseitigt. Aber alle seine Schöpfungen trugen den Stempel einer fieberhaften Überthätigkeit, einer krankhaft überreizten Sinnesart. Und wie oft durchbrach er mit launenhafter Willkür und heftigem Jähzorn seine eignen Anordnungen und Gebote! Der Gegensatz zu dem Regierungssystem der toten Mutter leuchtete aus seinem ganzen Verhalten hervor. Er ließ die Leiche seines Vaters in feierlichem Zug nach der Peter-Pauls Kathedrale verbringen, die Gebeine Potemkins in einen Festungsgraben werfen; er befreite die polnischen Gegensatz zu Katharinas Regierungssystem.

Insurgentenführer Kosciuszko und Ignaz Potocki von der polizeilichen Aufsicht und berief den König Stanislaus Poniatowski von Grodno nach Petersburg, wo er bis zu seinem Tod rücksichtsvoll behandelt ward; er suchte alle Spuren der von Katharina begünstigten französischen Aufklärung zu vertilgen, indem er die strengste Bücherzensur einführte, die neumodischen Trachten verbot, Reisen in das Ausland und die Einwanderungen Fremder erschwerte, ja zuletzt gänzlich untersagte, die Staatsmänner und Hofleute, die bei der verstorbenen Kaiserin in Ehren und Ansehen gestanden, fast sämtlich entfernte und neue Leute in seinen Rat berief. Nur der Kanzler Besborodko, der sich durch eilige Auslieferung wichtiger Aktenstücke bei dem neuen Herrscher Gunst und reichlichen Lohn zu verschaffen wußte, und Fürst Repnin vermochten sich in ihren Stellen zu erhalten.

Neue Günstlinge. Araktschejew. Neue Männer von untergeordnetem Range gelangten jetzt zu Macht und Einfluß, vor allen die beiden Emporkömmlinge Araktschejew und Rostoptschin. Der erstere, Sohn eines unbedeutenden armen Landedelmannes und Gardisten, hatte sich unter großen Anstrengungen und Entbehrungen in der Artillerieschule zu Petersburg die nötigsten militärischen Kenntnisse erworben und dann als Offizier in der Gatschinaischen Truppe sich durch geschmeidiges Eingehen auf die Natur und das pedantisch-pünktliche Wesen des Großfürsten dessen Zuneigung gewonnen. Nach dem Thronwechsel stieg er rasch zu den höchsten Militär- und Staatsämtern empor, zu denen jedoch weder seine Talente und Kenntnisse, noch seine Eigenschaften und sein Charakter ihn befähigten. Für die Verachtung und Not, die er in seiner Jugend erlitten, rächte er sich durch Übermut, Grausamkeit und heimtückische Bosheit, und trotz seiner hohen Militärstellung war er feig und unkriegerisch. Nie trat er einem Schlachtfeld nahe. Auch der zweite Rostoptschin. Günstling Feodor Wassiljewitsch Rostoptschin, den Paul zum General ernannte und zuerst zum Kriegsminister, dann zum Leiter des Auswärtigen Amtes erhob, war weder ein edler Charakter, noch ein Sprößling des hohen Adels. Er selbst rühmte sich gern, ein Nachkomme Dschingischans zu sein; aber es war nur soviel gewiß, daß er tatarischer Herkunft und sein Vater ein verabschiedeter Unterleutnant war. Er wird geschildert als ein Mann von unermeßlichem Ehrgeiz, von außerordentlicher Verschlagenheit und Feinheit des Geistes, begabt mit der Kunst sich einzuschmeicheln, zu blenden, seine Gedanken und Vorsätze sorgfältig zu verstecken.

Die Kaiserin Maria Feodorowna. Wenn die Thätigkeit dieser Männer für Kaiser und Reich ohne Segen war, so übte dagegen Pauls zweite Gemahlin Maria Feodorowna, eine württembergische Prinzessin, einen sehr heilsamen, wohlthuenden Einfluß. Auch sie hatte unter Katharina manche Kränkung und Zurücksetzung erlitten; aber ihr feiner weiblicher Takt, ihr anmutiges Wesen, ihr harmonisches Walten im Haus und Familienkreis in edler Sitte und Pflichttreue, führten sie über die Schwierigkeiten hinweg. Sie wußte ihren Gemahl an sich zu fesseln und ihm Vertrauen einzuflößen; wie stürmisch und leidenschaftlich seine lebhafte Natur an die öffentlichen Dinge herantreten mochte, ihr gemäßigter besonnener Geist hielt ihn längere Zeit vor übereilten unklugen Schritten zurück.

Pauls kriegerisches Vorgehen. So sehr Paul das revolutionäre Franzosentum mit seinen dem göttlichen Recht der Monarchie und dynastischen Herrschergewalt feindseligen Tendenzen haßte und verabscheute, so hielt er sich doch anfangs von dem Krieg zurück. in den Katharina einzutreten im Begriff gestanden; er pflegte die freundschaftlichen Beziehungen mit Preußen und suchte zwischen Wien und Berlin das Einverständnis zu vermitteln. Erst die Besetzung der Ionischen Inseln durch die Franzosen, die deutlich hervortretenden Absichten Napoleons, im Orient festen Fuß zu fassen, und

insbesondere die gewaltthätige Unterwerfung des Malteser Ordensstaats, zu dessen Großmeister er sich hatte ernennen lassen, brachten den Zaren zu dem Entschluß, eine neue europäische Koalition gegen das jakobinische Frankreich ins Dasein zu rufen. Die russische Politik war seit einem Jahrhundert so sehr auf die Türkei gerichtet, daß jeder Versuch, in jenen Gegenden einen fremden Einfluß zu begründen, als ein Eingriff in des Zaren Machtbereich angesehen ward. So vereinigten sich in der Seele des russischen Selbstherrschers moralische und politische Gründe zu einem Kampf gegen die Republik für Wiederherstellung der gestörten Legitimität und der alten Zustände und Anschauungen. Paul hatte nicht, wie Thugut und Pitt, selbstsüchtige Zwecke, territoriale Machtvergrößerung im Auge: er wollte zunächst nur verhindern, daß der republikanische Radikalismus alle göttlichen und menschlichen Rechte umstürze, das Polentum aufwiegle und die Revolution an die Grenzen des Zarenreichs trage, das monarchische Europa aus seinen Fundamenten reiße; er wollte den Papst wieder in seine Rechte einsetzen, den Malteserorden herstellen, die feudalen und hierarchischen Ordnungen wieder aufrichten. Großmütig bot er den Engländern die russische Flotte zur Blockade von Holland an, damit sie ihre eigne im Mittelmeer verwenden könnten. Er bewog den Sultan, welcher in der ägyptischen Expedition Napoleons einen feindseligen Angriff gegen die Türkenherrschaft erblickte, dem Krieg gegen Frankreich sich anzuschließen, und ließ mit dessen Einwilligung russische Kriegsschiffe durch den Bosporus und die Dardanellen in das Ägeische Meer segeln, wo sie bald die Ionischen Inseln in Besitz nahmen. Wie freute sich Thugut, an der Seite eines solchen Bundesgenossen den Krieg gegen das übermütige Frankreich erneuern zu können! War doch Paul als Bürge des Teschener Friedens sogar bereit, für die Unverletzlichkeit des Deutschen Reichs einzutreten und „Frankreich in seine Grenzen zurückzuweisen“. Und was die Freude des österreichischen Ministers noch vermehrte, König Friedrich Wilhelm III. ließ sich weder durch Rußland noch durch England bewegen, den Frieden zu brechen und aus seiner neutralen Stellung herauszutreten; so brauchte Österreich bei einer künftigen Länderteilung auf den verhaßten Rivalen gar keine Rücksicht zu nehmen.

Die Weigerung Friedrich Wilhelms III., der Koalition beizutreten, stellte eine Zeitlang den ganzen Kriegsbund in Frage, da Paul sich nicht gern von Preußen trennte; auch die Kaiserin wirkte in dieser Richtung. Aber mehrere Umstände trafen zusammen, um den Zaren in seinem Entschluß zu befestigen. Gerade damals hatte das gute Einvernehmen, das bisher zwischen Paul und seiner Gemahlin bestanden, eine Störung erlitten: der heftige Fürst zürnte, daß sich Maria in alles einmische; ein Höfling türkischer Herkunft, Iwan Kutaissow, der einst bei dem Sturm von Bender als Waisenknabe in die Hände der Russen gefallen war und sich bei Paul einzuschmeicheln wußte, weckte in ihm den Argwohn, daß das Wort der Kaiserin mehr gelte als sein eignes, daß er von ihr

Hofeinflüsse und politische Wandlungen in Petersburg.

beherrscht werde. Dies reizte seine Eifersucht um so mehr, als er gerade damals einer vornehmen jungen Dame, Lapuchin, seine Neigung zugewendet hatte, aber seine Gemahlin nicht bewegen konnte, sie in ihren Hofstaat aufzunehmen. Vor allem aber war der Einfluß des Grafen Cobenzl, der nach den vereitelten Konferenzen in Selz eine diplomatische Mission nach Petersburg erhielt und den Zaren durch seine gesellschaftliche Gewandtheit und Unterhaltungsgabe zu gewinnen wußte, von entscheidendem Gewicht auf die Entschließung Pauls. Er gab den
31. Aug. 1798. Ausschlag zu gunsten Österreichs. Zu Ende August konnte Cobenzl nach Wien melden, daß eine russische Hilfsarmee bereits marschfertig sei; man warte nur auf englische Subsidien. Nun erfolgte in Petersburg ein gänzlicher Umschlag in der Politik. Nicht nur, daß alles, was auf französische Sympathien gedeutet werden konnte, mit der größten Strenge verfolgt ward, selbst gegen Preußen, das Cobenzl und Besborodko als heimlichen Verbündeten und Gesinnungsgenossen des Direktoriums verdächtigten, wurde die Stimmung immer feindseliger: die Kaiserin ward zurückgesetzt und lieblos behandelt; die beiden Kurakin, die für Frieden und für ein freundschaftliches Zusammengehen mit Preußen gewirkt, wurden ihrer Ämter enthoben, alle Männer, die im Verdacht liberaler oder „jakobinischer" Ansichten standen, durch Freunde des Kriegs und der österreichischen Allianz verdrängt. Selbst auf den Großfürsten Alexander dehnte sich die Ungnade aus, womit Paul die Kaiserin und alle die zu Preußen oder Frankreich neigten, belegte. Fräulein Lapuchin, die nach einigem Widerstand den stürmischen Bewerbungen des Zaren nachgab, wurde die gefeiertste Dame am Hofe. In leidenschaftlicher Aufregung stürzte sich nun Paul in ein ununterbrochenes Genußleben, welches die Hitze und Reizbarkeit seiner Sinnesart ins Maßlose steigerte. Bald nahm der Kriegseifer in Petersburg einen Grad an, der über die Wünsche Thuguts hinausging. Denn noch war man äußerlich im Frieden mit Frankreich; noch hatte der Rastatter Kongreß seinen Fortgang; und die bisherigen Erfahrungen waren nicht geeignet, das Herz des Ministers mit sanguinischen Hoffnungen bei einem neuen Waffengang zu füllen. Zudem war es gar nicht nach dem Sinn des österreichischen Staatsmannes, daß Paul den ganzen Krieg als einen Kreuzzug und Prinzipienkampf auffaßte, bei dem aller Landerwerb ausgeschlossen bleiben sollte. Und wie unzuverlässig und wankend war die Bundesgenossenschaft eines so von Launen und unmittelbaren Eindrücken abhängigen Fürsten! Als das russische Hilfsheer bereits in Galizien eingerückt war, drohte ein Zornausbruch des Kaisers über die Verpflegung der Soldaten durch österreichische Kriegskommissare den ganzen Feldzug rückgängig zu machen. Und als nach der Einnahme der Ionischen Inseln durch die Pontusflotte die Einwohner von Korfu mit Thuguts Ermächtigung die österreichische Fahne aufpflanzten, brauste der Zar heftig auf. Er meinte, Österreich wolle die Hand nach jenen günstig gelegenen Eilanden ausstrecken, die er doch zu einem Freistaat unter türkischem Schutz machen wollte! Dieses eifersüchtige Mißtrauen zwischen den beiden Kaiserstaaten

dauerte während des ganzen gemeinschaftlichen Kriegs fort und hemmte den italienischen Waffengang Suwarows. Je deutlicher Österreichs Vergrößerungspläne hervortraten, um so gereizter zeigte sich Paul gegen die „habgierigen Absichten“ seines Verbündeten.

7. Der Rastatter Kongreß und der Gesandtenmord.

Nach den Abmachungen von Campo Formio konnte niemand mehr zweifelhaft sein, daß der Rastatter Kongreß nur die Aufgabe habe, die vereinbarten oder angedeuteten Bestimmungen zu vollziehen und das System der Vergewaltigung gutzuheißen. Was wollte es bedeuten, daß noch immer der Schein aufrecht erhalten ward, die alten Reichsgrenzen sollten nicht verletzt werden, während doch Österreich, um möglichst bald in den Besitz von Venedig zu kommen und den französischen Plünderungen und Auspressungen ein Ende zu machen, Mainz nebst den übrigen Reichsfestungen räumte und durch die Entfernung seiner Truppen bis auf das kleine Reichskontingent die Verteidigung unmöglich machte? So kam es denn, daß noch vor Ablauf des Jahres die Franzosen die Festungen Mainz, Mannheim, Philippsburg, die Österreicher die venetianischen Lande nebst der Hauptstadt besetzten. Und daß auch Preußen sowie die kleineren Fürsten und Stände, die ihr politisches Forum im Regensburger Reichstag besaßen, nicht mehr an das Dogma von der Unantastbarkeit des Reichskörpers glaubten, ging aus ihrem ganzen Verhalten hervor. In Rastatt wiederholte sich das klägliche Schauspiel, welches neunzehn Jahrhunderte früher die griechischen Klientelstaaten vor dem römischen Senat und seinen Kommissaren aufführten. Wir wissen, daß Preußen gern seine Klevisch-Geldernschen Lande gegen eine entsprechende Gebietserweiterung in Franken oder Westfalen abgegeben hätte, daß aber der Neid und die Rivalität Thuguts jeden derartigen Plan hintertrieb. Mit der Zeit, dachte er, muß die Abtretung doch erfolgen, dann hat aber Preußen keinen Anspruch auf Entschädigung. Und wie sehr immer die kleinern Reichsstände sich die patriotische Miene gaben, das gesamte Reichsgebiet in seiner Integrität behaupten zu wollen, so war es doch kein Geheimnis, daß mehrere derselben in Sonderverträgen die Abtretung ihrer linksrheinischen Territorien gegen Entschädigungen auf der rechten Seite zugesagt hatten. Allenthalben Täuschung und Lüge, allenthalben betrogene Betrüger, allenthalben selbstsüchtige Ziele und Zwecke auf Kosten der Gesamtheit, Egoismus ohne Nationalgefühl. Aufgaben und Ziele.

Die Vertreter der französischen Republik ließen die Ausgleichungsfrage nicht lange im Dunkeln. Schon in den ersten Wochen des neuen Jahres gaben sie die Erklärung ab, daß Frankreich die Abtretung des ganzen linken Rheinufers begehre und daß die Reichsstände, die dadurch Einbußen erleiden würden, auf der rechten Seite entschädigt werden sollten. Daß dies nur durch Säkularisation geistlicher Territorien geschehen könne, war schon längst jedermann klar. Es ent- Die Ausgleichungsfrage. 17. 20. Jan. 1798.

sprach dies dem der Kirche abgewandten Zeitgeist und war schon in geheimen Sonderverträgen als möglicher Fall angenommen worden. Selbst Österreich hatte sich das Erzstift Salzburg nebst der Innlinie mit Passau als Ersatz für seine linksrheinischen Abtretungen zusprechen lassen. So gestaltete sich denn der Rastatter Kongreß bald zu einer Ringbahn der eigennützigsten und selbstsüchtigsten Bestrebungen, zu einem Auflösungsprozeß voll der widerwärtigsten und unwürdigsten Erscheinungen. Der Kongreß von Rastatt war die Leichenfeier des heiligen römischen Reichs deutscher Nation; und es schien, als sollte die ganze Zerrissenheit, Pedanterie und Starrheit desselben noch einmal vollständig zu Tage kommen. Man weiß nicht, soll man mehr über die Frivolität und den Leichtsinn der Diplomaten erstaunen, oder über die Niederträchtigkeit oder Charakterlosigkeit, womit die Gesandten der kleinen Höfe durch Kriecherei und Bestechung des französischen Botschaftspersonals bis zum Kammerdiener und Kutscher herab um Frankreichs Protektion buhlten, oder über die Dreistigkeit und jakobinische Roheit der republikanischen Geschäftsführer, welche die entzweiten Großen gegenseitig durch Erregung ihrer Eifersucht in Schach hielten, die Mittleren und Kleinen abwechselnd liebkosten oder schreckten und dadurch die hilflose Lage des Reichs vollkommen auszubeuten verstanden. „Wenn es in einer so trüben Geschichte ein Trost sein könnte," sagt Häusser, „daß alle die Mächte und Stände, die das alte Reich bildeten, gleichmäßig zu dessen Auflösung mitgewirkt haben, so ist uns dieser Trost in vollem Maße zu teil geworden. Österreich und Preußen, Bayern, Baden wie Pfalz-Zweibrücken, die weltliche wie die geistliche Fürstenschaft, sie sind alle in diese Schuld gleich tief verstrickt und keiner hat Ursache, den andern um seines geringen Patriotismus willen vor der Nachwelt anzuklagen." In allen Schichten war das deutsche Nationalbewußtsein durch politischen Sondergeist und ideales Weltbürgertum von Grund aus erschüttert und verblaßt.

Das Diplomatenspiel. Es kann hier nicht der Ort sein, in das Gewirr der Rastatter Verhandlungen einzudringen, die sich durchkreuzenden Vorschläge und Tendenzen, die brutalen mit Kriegsdrohungen verbundenen Anmaßungen Frankreichs, das allmähliche Zurückweichen und Nachgeben der deutschen und österreichischen Gesandten darzustellen. Das alles ist eingehend und gründlich von neuern deutschen Geschichtschreibern behandelt worden; aber da die Versammlung bald genug durch eine blutige Katastrophe gesprengt ward, so haben die Ergebnisse nur als Grundlagen späterer Friedensschlüsse eine welthistorische Bedeutung. Wie sehr sich die Diplomaten des Wiener Kabinetts, Cobenzl für die habsburgischen Erbstaaten, Lehrbach für die österreichischen Reichslande und Metternich-Winneburg, Vater des spätern Staatskanzlers, für die „kaiserliche Plenipotenz" gegen die übertriebenen Forderungen der Gesandten Treilhard und Bonnier zur Wehr setzten, schon Ende März mußten sie übereinstimmend mit der „Reichsdeputation", den Vertretern der mittlern und kleinern Reichsstände, die Abtretung des gesamten linken Rheinufers und den Grundsatz der Entschädigung durch Säkularisationen zugeben. Nur die Klevischen Lande sollten noch länger im Besitz Preußens bleiben, weil Thugut dem verhaßten Rivalen keine Gebietserweiterung andrer Art gönnte. Die Versuche Cobenzls, mit den drei preußischen Bevollmächtigten Görz, Jacobi-Klöst, Dohm,

sich über ein gemeinschaftliches Vorgehen zu verständigen, scheiterten an dem Mißtrauen beider Höfe. Höchstens sollte Preußen mit dem kleinen Fürstbistum Hildesheim abgefunden werden; die von Haugwitz gestellte Forderung, den dem Königshaus verwandten Prinzen von Oranien mit den Trierschen Ämtern auf der rechten Rheinseite zu entschädigen, wurde zurückgewiesen. Die wiederholten Bemühungen des englischen Gesandten Malmesbury, eine Ausgleichung zu bewirken, waren ebensowenig von Erfolg wie die Vermittlungsversuche des russischen Kaisers Paul, dessen Ingrimm gegen die anschwellende Revolution und die Eroberungspolitik der republikanischen Regierung täglich zunahm, die beiden deutschen Großmächte zu einer übereinstimmenden Haltung zu bringen vermochten. Und doch saß seit einigen Monaten auf dem preußischen Thron ein Fürst, Friedrich Wilhelm III., über dessen Geradheit, Pflichtgefühl und vaterländische Gesinnung kein Zweifel obwaltete! Von der Natur mit einem gesunden, wenn auch etwas langsamen Verstand ausgestattet, erkannte er klar das weltstürmende, unzuverlässige, rechtsverletzende Treiben der Franzosen, wenn er auch des Selbstvertrauens, der raschen Entschlossenheit, des durchgreifenden Willens im politischen Handeln entbehrte. So war man in Rastatt noch zu keinen entscheidenden Resultaten gelangt, als Ereignisse eintraten, welche alle Friedensarbeiten zerrissen und zu einem neuen großen Waffengang führten.

Zu dieser Zeit befand sich General Bernadotte als Gesandter der Republik in Wien. Der südländische Jakobiner zeigte in seiner Jugend keine Spur von der staatsmännischen Klugheit und Überlegung, die er in spätern Jahren in so hohem Grad bewährte. Er war barsch, rücksichtslos, übermütig, verletzte den Hof, die Aristokratie, die Minister durch herausfordernde Kundgebung seines demokratisch-revolutionären Republikanismus und reizte durch seine Zuneigung für Polen den Argwohn der Teilungsmächte. Sein Gesandtschaftspalast wurde zum Sammelplatz polnischer Patrioten und Verschwörer; unter seinen Sekretären war ein revolutionär gesinnter Pole. Ein solcher Mann war nicht geeignet, die Verstimmung und Spannung, die schon ohnedies zwischen dem Direktorium und dem Wiener Kabinett bestand, und durch die Vorgänge in Italien, in der Schweiz, auf dem Kongreß täglich wuchs, zu mildern oder auszugleichen. Die Spannung erweiterte sich aber zum unheilbaren Bruch, als bei Gelegenheit eines patriotisch-österreichischen Volksfestes Bernadotte auf dem Balkon seines Palastes eine große dreifarbige Fahne mit der deutschen Inschrift „Freiheit, Gleichheit" aufstecken ließ und dadurch den Zorn und das Nationalgefühl der Wiener Bevölkerung herausforderte. Es erfolgte eine Zusammenrottung; drohende und schmähende Volkshaufen umstellten die Wohnung, drangen in den Palast ein; und ehe die zögernden Polizeimannschaften herbeikamen, wurde die wie zum Trotz ausgehängte Trikolore heruntergeholt und in Fetzen zerrissen, in den Gemächern zerstörender Unfug angerichtet. Beleidigt, daß die österreichische Regierung nicht sofort die verlangte Genugthuung leistete, verlangte der Gesandte zornig seine Pässe und verließ die Kaiserstadt.

Bernadotte in Wien und der Fahnenstreit.

13. April 1798.

Damit war der diplomatische Verkehr zwischen beiden Staaten aufs neue abgebrochen. Die Unterhandlungen, welche zwischen François de Neufchateau,

Die Konferenzen von Selz.

der im Direktorium durch Treilhard, den bisherigen Bevollmächtigten in Rastatt ersetzt worden war, und dem Grafen Cobenzl mehrere Wochen hindurch in dem elsässischen Städtchen Selz gepflogen wurden, hatten keinen andern Erfolg, als daß der Ausbruch der Feindseligkeiten noch einige Zeit hinausgeschoben ward. Denn abgesehen von dem Fahnenstreit in Wien und der Weigerung Thuguts, die Genugthuung in der von dem Direktorium verlangten übertriebenen Weise zu gewähren, wie sollte Österreich die gewaltsamen Übergriffe der Republikaner in Italien und in der Schweiz ruhig hinnehmen, während seine eignen Ansprüche auf Grenzerweiterungen in der Apenninischen Halbinsel oder auf Erwerbung Bayerns stets schnöde abgewiesen wurden? Es änderte wenig an der Lage, daß Graf Cobenzl an der Stelle Thuguts die Leitung des auswärtigen Amtes übernahm, um wenigstens äußerlich den Franzosen einen Schein von Genugthuung und Entgegenkommen zu bieten; ein Wechsel der Politik war damit nicht verbunden, Baron Thugut führte nach wie vor im Ministerium die entscheidende Stimme.

Mai und Juni 1798.

Kriegsanzeichen. Kurfürst Maximilian von Bayern.

Um die Jahreswende waren in ganz Europa die öffentlichen Dinge in einer Weise gespannt, daß ein zweiter Koalitionskrieg gegen das gewaltthätige republikanische Frankreich nicht mehr zweifelhaft sein konnte. Die französischen Staatsmänner in Rastatt wußten den Deputierten der kleinern Reichsfürsten die Säkularisationsfrage als Lockspeise vorzuhalten, um sie desto gefügiger in den Grenzregulierungen zu machen, und selbst als die Abtretung des linken Rheinufers im Prinzip zugestanden war, blieben noch immer französische Truppenteile auf der rechten Stromseite, wurde die Festung Ehrenbreitstein mitten im Frieden von einem Belagerungsheer umschlossen und bedrängt, bis die übertriebenen Ansprüche auf die Rheininseln und Sicherheitsplätze zur bessern Verteidigung der abzutretenden Territorien und Festungen befriedigt sein würden. Dennoch suchte Thugut, der zu Anfang des neuen Jahres aus dem Versteck der angeblichen Ungnade hervortrat und aufs neue die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in die Hand nahm, noch immer den Schein des Friedensstandes aufrecht zu erhalten. Er wollte zuvor von England feste Garantien wegen der zu leistenden Hilfsgelder erlangen und Rußland enger an die Interessen Österreichs knüpfen. Erst als Zar Paul, der mit der englischen Regierung und mit dem Sultan bereits Allianzverträge abgeschlossen hatte, entschieden verlangte, daß das kaiserliche Kabinett in Wien dem fruchtlosen Kongreß in Rastatt ein Ende mache und in die kriegerische Thätigkeit eintrete, mußte Thugut aus dem diplomatischen Noten- und Intrigenstreit zum Kampf mit den Waffen übergehen. Thatsächlich war der Friede schon gebrochen als der österreichische Minister ein russisches Hilfskorps in Galizien einziehen ließ, da doch Kaiser Paul mit der Republik bereits an verschiedenen Orten in feindliche Berührung gekommen war. Die Entscheidung aber führte das Direktorium durch die Einnahme der lange belagerten Festung Ehrenbreitstein herbei, deren tapfere Besatzung noch während der Dauer des Friedens durch den

Franzosen durch Hunger zur Übergabe gezwungen ward. Der Tod des Kur- 24. Jan. 1799.
fürsten Karl Theodor von Bayern und Pfalz, der einige Wochen später eintrat 16. Febr.
und in Wien den alten Wunsch nach der Erwerbung dieses günstig gelegenen Grenzlandes mit einem Armeebestand von 30,000 Mann für die Habsburger Dynastie wieder lebhafter anfachte, verlieh dem Krieg in den Augen des Ministers nach ein besonderes nahe liegendes Interesse. Herzog Maximilian Joseph von Pfalz-Zweibrücken, der Erbe Karl Theodors, der mit Preußen und Frankreich auf freundschaftlichem Fuße stand und schon deshalb in Wien mit mißgünstigen Blicken betrachtet ward, konnte in diesem Fall aus allgemeinen politischen und militärischen Gründen gleichsam unter Kuratel gestellt und unschädlich gemacht werden. Nur der Rat des Erzherzogs Karl, der wieder den Oberbefehl über die kaiserlichen Heere in Deutschland übernehmen sollte, den Feldzug zu verschieben, bis die Jahreszeit weiter vorgerückt sei, und unterdessen die Heeresausrüstung um so eifriger zu betreiben, hielt das Schwert und den Rastatter Kongreß noch einige Wochen in der Schwebe. Doch konnte niemand mehr an eine Ausgleichung glauben, seitdem die französischen Gesandten zum großen Schrecken der Reichsdeputation in einer Drohnote erklärt hatten, sobald die auf der Grenze aufgestellten russischen Truppen den deutschen Reichsboden betreten sollten, werde das Direktorium darin einen Kriegsfall erblicken. Und schon setzte in den ersten Tagen des März die Vorhut der Armee des Erzherzogs über den Lech, um die französischen Truppen aus den rechtsrheinischen Stellungen, die sie angeblich zur bessern Deckung gegen etwaige Feindseligkeiten von seiten Österreichs in Verwahrung hielten, zurückzuwerfen. In Paris suchte man nämlich die Ansicht geltend zu machen, daß der Krieg nur gegen den Beherrscher von Österreich, Ungarn und Böhmen gerichtet sei, daß man aber mit dem Deutschen Reich den Friedensstand aufrecht zu erhalten gedenke, eine Unterscheidung, welche die Reichsdeputation mit Eifer aufgriff, um „die Sisyphusarbeit des Friedens“ fortzuführen. In Wien fand jedoch diese Auffassung keine Geltung. In jedem Fall glaubte man sich gegen die „französischen Neigungen“ des bayrischen Kurfürsten sicherstellen zu müssen. Um aber dem Vorwurf eigenmächtiger Vergewaltigung zu entgehen, den man den Pariser Machthabern so schwer zur Last legte, ließ das Wiener Kabinett in Petersburg den Vorschlag machen, Kaiser Paul, der ohnedies auf den neuen Kurfürsten wegen der Aufhebung des Malteserordens in den bayrischen Landen und der Beschlagnahme der Güter desselben in hohem Grad erzürnt war, möge das Kurfürstentum in militärischen Gewahrsam nehmen und entwaffnen. Der Zar ging mit Freuden darauf ein; nur die Bereitwilligkeit Maximilian Josephs, der Koalition beizutreten, hemmte den Marsch des Condéschen Korps, das Paul in seine Dienste genommen und mit der Vollziehung der gehässigen Arbeit beauftragt hatte. Ja der Kurfürst zeichnete sich nicht nur durch Eifer und Reichstreue bei dem neuen Krieg gegen Frankreich aus, er schloß sich auch durch den Vertrag von Gatschina eng an den Zaren und dessen Politik an und unterstützte den

russischen Feldmarschall Suwarow auf seinen Kriegszügen nach der Schweiz und Italien auf das Nachdrücklichste. Dadurch erwarb sich Max Joseph einen kräftigen Schutz gegen Österreichs ländergierige Pläne.

Preußen beharrt bei der Neutralitätspolitik.

Gern hätte man auch Preußen zum Eintritt in den neuen Weltkrieg beredet. Der englische und der russische Gesandte gaben sich die größte Mühe, den jungen König und seine Räte zur Teilnahme zu bewegen. Man stellte eine namhafte Landvergrößerung im Westen in Aussicht, wenn man die Batavische Republik wieder erobert haben würde. Aber wie lebhaft immer die Sache in Berlin beraten ward, wie oft die Wage sich bald nach der einen, bald nach der andern Seite neigte, die unschlüssige Natur Friedrich Wilhelms III., die schwankende Haltung des in sich gespaltenen Ministeriums, das Mißtrauen gegen Österreich, die diplomatische Gewandtheit, die Siehès auf einer politischen Mission in Berlin entfaltete, und vor allem der Rat der höhern Offiziere, insbesondere des Herzogs von Braunschweig, welche alle einem Krieg mit Frankreich abgeneigt waren, diese und andre Einflüsse gaben schließlich den Ausschlag zu gunsten der Neutralitätspolitik. Die Nachwirkungen des vorausgegangenen Regiments waren noch zu frisch und lebendig, als daß männlicher Aufschwung der Seele in den leitenden Kreisen hätte Platz greifen können; und der Charakter des jungen Monarchen, der an der Seite seiner schönen edlen Gemahlin Luise, einer Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, ein gemütliches Leben in Liebe und Eintracht, mit bürgerlicher Einfachheit, häuslicher Tugend und Frömmigkeit führte, war trotz aller vortrefflichen Eigenschaften nicht geeignet, die Flamme patriotischer Begeisterung und militärischer Ruhmbegierde zu entzünden. Eine politische Denkschrift aus dem Januar 1799, worin dargelegt war, daß Preußen keinerlei Interesse habe, an der Seite Englands, Rußlands und Österreichs gegen Frankreich in den Kampf zu ziehen, daß die Neutralität die einzig richtige und vorteilhafte Politik sei, gab den Stimmungen und Ansichten der herrschenden Kreise Ausdruck. Selbst die drohende Aufstellung eines russischen Heeres auf der polnisch-preußischen Grenze, wodurch den diplomatischen Verhandlungen Nachdruck gegeben werden sollte, vermochte den Anschluß Preußens an die Koalition nicht zu bewirken. Der König wies jede Beteiligung an einem Angriffskrieg gegen Frankreich von der Hand. Nur für den Fall, daß die republikanischen Heere Norddeutschland bedrohen würden, werde er die Demarkationslinie zu verteidigen wissen. So behauptete Preußen seine neutrale Stellung inmitten eines welterschütternden Kriegs; eine unheilvolle Politik, die hauptsächlich in den persönlichen Wünschen Friedrich Wilhelms III. ihre Wurzeln, und in dem Mangel an Talent, an staatsmännischer Einsicht und Willenskraft bei den regierenden Kreisen ihren treibenden Nährstoff hatte.

Preußen beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III.

Die beschränkte Erziehung seiner Jugend hatte dem von Natur gesunden Geist des Königs nicht die volle Stärke verliehen, wohl aber die angeborne Schüchternheit und Unsicherheit seines Wesens genährt, und eine aus unbedeutenden, am Kleinen und Herkömmlichen haftenden Männern bestehende Umgebung, wie General v. Köckeritz und

Kabinettsrath Beyme, hielt ihn von jedem kräftigen Handeln zurück. Die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten blieb nach wie vor Männern ohne Vaterlandsliebe, Ehrgefühl und Charakterstärke überlassen, die wir schon früher kennen gelernt (XIII, 464 f.), dem sittenlosen Haugwitz und dem leichtfertigen, genußsüchtigen Lombard. General von Zastrow leitete das Kriegswesen nach altem Schlendrian. Nur Wöllner, der Urheber des hochkirchlichen Religionsedikts, der durch Überwachung, Gewissenszwang und theologische Zensur die Hoforthodoxie im ganzen Land zu verbreiten bemüht war, wurde in Ungnade entlassen. Aber die Wirkungen der Heuchelei und der zu gleicher Zeit genährten sittlichen Schlaffheit gaben sich bereits im Volk kund. „Das nüchterne, an Arbeit und Entbehrung gewöhnte, starkmütige Geschlecht der alten Zeit war nicht mehr; Frivolität und Genußsucht waren namentlich in die Städte eingekehrt und wirkten um so entnervender auf den alten preußischen Geist, je weniger in den Männern der Regierung selber jener Geist lebendig war." Der Adel, dünkelhaft und selbstsüchtig, strebte weniger durch Tugend und vaterländische Hingebung dem Gemeinwohl zu dienen, als seine Privilegien, Begünstigungen und Vorrechte auszubeuten und zu mehren. „Es ist betrübend," schrieb damals Stein, „uns gelähmt und in einem Zustand der Starrsucht zu sehen, während man mit Nachdruck die Ruhe Europas auf den alten Grundlagen wiederherstellen konnte, die Unabhängigkeit von Holland, der Schweiz, Italien, Mainz. Wir amüsieren uns mit Kunststücken der militärischen Tanzmeisterei und Schneiderei; unser Staat hört auf ein militärischer Staat zu sein und verwandelt sich in einen exerzierenden und schreibenden."

Während in den Kabinetten und im Feld die Vorbereitungen zu dem neuen Weltkrieg getroffen wurden, tagte in Rastatt noch immer der Friedenskongreß des heiligen römischen Reichs. Wir wissen, wie sehr man sich in Paris Mühe gab, die Sache Deutschlands und Österreichs zu trennen. Die Veröffentlichung der geheimen Artikel des Vertrags von Campo Formio sollte den deutschen Reichsständen klar machen, wie wenig aufrichtig die Reden der kaiserlichen Abgesandten von der Integrität des Reichs gemeint waren. So blieben denn auch die Bevollmächtigten der deutschen Fürsten und Stände in Rastatt zurück, bis sie durch „Kaiser und Reich" abberufen werden würden, indes die Grafen Lehrbach und Metternich Ende März die Stadt verließen, nachdem das österreichische Kabinett den Kongreß für aufgelöst und alle Beschlüsse desselben für null und nichtig erklärt hatte. Denn bereits hatte Erzherzog Karl die französischen Truppen, die unter General Jourdan in dem südwestlichen Deutschland standen und trotz ihrer angeblichen Friedfertigkeit und Neutralität wie in Feindesland sich betrugen, angegriffen und nach den siegreichen Gefechten bei Osterach und Stockach zum Rückzug über den Rhein gezwungen. Von Gernsbach aus durchstreiften die Szekler Husaren unter Oberst Barbaczy bereits das obere Rheinthal bis in die Umgegend des Kongreßortes. Auf höhern Befehl rückte Rittmeister Burkhard mit einem Reitertrupp in die Stadt selbst ein, besetzte die Thore und Eingänge und gab Befehl, niemand hinauszulassen. Nur den französischen Gesandten Roberjot, Bonnier und Jean Debry, die im Vertrauen auf ihren amtlichen Charakter mit der Reichsdeputation daselbst ausgeharrt, auch nachdem von österreichischer Seite der Kongreßstadt die Neutra-

Ausgang des Kongresses von Rastatt.

20. 25. März 1799.

28. März.

lität und damit der Schutz des Völkerrechts entzogen war, wurde nachträglich die Abreise zugestanden.

Der Gesandtenmord. Mittlerweile war die Nacht hereingebrochen. Dennoch wurde auf Betreiben Bonniers, eines reizbaren mürrischen Mannes, der sich während der Kongreßverhandlungen durch Trotz und Übermut besonders verhaßt gemacht hatte, die Abfahrt mit acht bereits bepackten Wagen unternommen. Kaum aber waren sie in die dunkle regnerische Nacht hinausgefahren, so wurden sie von einem Trupp Szekler Husaren angefallen und nach Abfragung ihrer Namen vor den Augen ihrer entsetzten Angehörigen zusammengehauen. Bonnier und Roberjot gaben sogleich den Geist auf; Jean Debry stellte sich tot und verbarg sich dann in dem nahen Gehölz, bis er sich nach Rastatt schleichen und von da nach Frankreich retten konnte. Die Wagen wurden ausgeplündert, die Gesandtschaftspapiere in das Hauptquartier des Erzherzogs abgeliefert. Doch waren mehrere der wichtigsten Aktenstücke vorher anderwärts sicher untergebracht worden. Den deutschen Diplomaten und dem übrigen Gesandtschaftspersonal wurde in den folgenden Tagen von Barbaczy sichere Abreise zugestanden. Diese verbrecherische That, deren geheime Fäden sich wahrscheinlich in das Wiener Kabinett verliefen, deren offenkundige Urheber und Vollzieher nur zum Schein in militärische Haft und Untersuchung genommen, nie aber einer gerichtlichen Verurteilung oder Bestrafung unterworfen wurden, erzeugte den höchsten Abscheu, besonders in Deutschland, wo man sie als einen Schandfleck auf der nationalen Ehre ansah. Dem Direktorium gab das blutige Ereignis die günstige Gelegenheit, die französische Nation zur Rache zu entflammen und die erblaßten Sympathien für die Republik wieder aufzufrischen.

Die Streitfrage über Urheber und Hergang. Daß Szekler Husaren auf Befehl ihrer Offiziere die Frevelthat ausgeführt, unterliegt keinem Zweifel. Es kann nur als Verdunkelung und Irreleitung des Thatbestandes aufgefaßt werden, wenn in der Folge das Gerücht ausgesprengt worden, die Urheber seien französische Emigranten oder schwäbische Räuber gewesen, die sich als Husaren verkleidet hätten. In Wien zeigte man sich höchlich entrüstet über die verleumderischen Anschuldigungen; aber der Eifer, die gerichtlichen Untersuchungen in allen Formen vor sich gehen zu lassen, war nicht nachhaltig. Die von dem Erzherzog sogleich nach dem „unglücklichen Ereignis" angeordnete Untersuchung durch Militärbehörden wurde als ungenügend eingestellt und das Rechtsverfahren nach der Hauptstadt verlegt. Selbst die Regensburger Reichsversammlung wurde aufgefordert, aus ihrer Mitte einige Abgeordnete zu dem Gericht zu ernennen. Darüber verlief die Zeit. Der Reichstag stellte nach längerem Bedenken die Sache der Weisheit kaiserlicher Majestät anheim; in Wien wurde der Prozeß in die Länge gezogen, bis neue Ereignisse denselben in Vergessenheit brachten. Von Gerichtsakten wurde nie etwas bekannt; die Hauptschuldigen, Barbaczy und Burkhard, wurden nach einigen Jahren zu höhern Stellen befördert, dann in Ruhestand gesetzt. Spätern Historikern, welche das Brandmal von der österreichischen Regierung austilgen wollten, blieben nur zwei Wege übrig, entweder die alte Fabel zu wiederholen, daß französische Emigranten oder deutsche Banditen die Thäter gewesen, oder die verbrecherische Gewaltthat als einen Ausbruch soldatischen Grimmes gegen Franzosen und Jakobiner, als einen „Akt militärischer Lynchjustiz" zu deuten, der von

den Vorgesetzten weder gewollt noch befohlen worden. Von Erzherzog Karl war bekannt, daß seine Weisungen nur die Entfernung der Gesandten aus Rastatt unter persönlicher Sicherheit und die Beschlagnahme des Gesandtschaftsarchivs anbefohlen hatten. Die Beschuldigung, daß ein Mitglied der kaiserlichen Familie, nämlich die Neapolitanerin Karoline, die leidenschaftliche Feindin der Franzosen, den schauerlichen Mordplan ersonnen und veranlaßt habe, verdient kaum ernstliche Widerlegung. Wie die Dinge damals lagen, mußte es dem Wiener Kabinett besonders darum zu thun sein, die Stimmungen und Gesinnungen der deutschen Kongreßdeputierten und der Reichsstände zu erfahren sowie zugleich die Dokumente der in Selz gemachten Zugeständnisse um den Preis von Bayern zu vernichten. Wenn sich eine Verbindung des Kurfürsten Maximilian Joseph mit den Franzosen nachweisen ließ, so konnte damit die Besetzung des Landes gerechtfertigt werden. Was war daher natürlicher, als daß die österreichische Regierung die Briefschaften und Schriftstücke der französischen Gesandten in ihrer Hand zu haben wünschte? Dazu war niemand geeigneter als Graf Lehrbach, der von Rastatt aus in das Hauptquartier des Erzherzogs berufen worden und die mit der Heerführung verbundenen politischen Geschäfte besorgte. Thugut mag ihm den geheimen Wink haben zugehen lassen, er möge suchen das Gesandtschaftsarchiv in seinen Besitz zu bringen. Wie nun die Weisungen an Barbaczy gelautet, und inwieweit dieselben überschritten wurden, darüber kann man nur Vermutungen aufstellen. Am wahrscheinlichsten lautet ein französischer Bericht, dem auch v. Sybel zuzustimmen geneigt ist. Danach habe Graf Lehrbach bei der Nachricht von den blutigen Vorgängen unwillig ausgerufen: „er habe dem Obersten Auftrag gegeben, dem frechen Bonnier einige Stockschläge versetzen zu lassen, und nun hätten sie ihn umgebracht und dazu noch den anständigen und freundlichen Roberjot, wäre es doch wenigstens Jean Debry gewesen". Die Verschleppung des Gerichtsverfahrens mag schon darin ihren Grund gehabt haben, daß die Wiener Regierung Scheu getragen, die völkerrechtswidrige Beschlagnahme des Gesandtschaftsarchivs, die nicht wohl in Abrede gestellt werden konnte, an das Licht der Öffentlichkeit kommen zu lassen.

II. Der zweite Koalitionskrieg und der 18. Brumaire.

1. Der neue Völkerkrieg und die Wechselfälle in Italien.

Charakter und Bedeutung des neuen Kriegs.

In dem neuen Krieg, der nunmehr zum Ausbruch kam, unternahmen die monarchischen Mächte abermals den Versuch, durch einen Gesamtschlag die ausgreifende Revolution mit ihrem demokratischen Umsturzstreben zurückzuweisen und zu unterdrücken, die alten gesellschaftlichen und staatlichen Ordnungen zu erhalten oder herzustellen, die Gebilde und Überlieferungen einer historischen Vergangenheit vor dem zerstörenden Zeitgeist zu schützen, der unter dem Schild einer erobernden militärisch organisierten Republik alle europäischen Staaten zu erfassen und zu zersetzen drohte. War man vor sechs Jahren ausgezogen, um in Frankreich selbst Königtum, Hierarchie und Adel vor der Vernichtung zu bewahren, so griff man jetzt zum Schwert, um die revolutionäre Überflutung der Nachbarstaaten zu verhindern: in der Schweiz und in Italien sollten die noch im Entstehen begriffenen Neubildungen unterdrückt werden, ehe sie zu lebenskräftiger Entwickelung gelangt seien; in Deutschland sollten die drohenden Säkulari-

sationen der geistlichen Staaten abgewendet, in Holland die oranische Herrschaft zurückgeführt, in Rom und Malta das Pontifikat und der christliche Ritterorden hergestellt, im Orient die Osmanenherrschaft erhalten werden. Die Beschaffenheit der großen Allianzmächte, die in den neuen Weltkampf eintraten, gibt ein getreues Bild von der Zerfahrenheit und Umwälzung aller historischen und politischen Traditionen in dem letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts. Das katholische absolutistische Österreich, das griechisch-orthodoxe autokratische Rußland, das schismatische parlamentarische England, die despotische mohammedanische Türkei zu einem Bund vereinigt, dessen Hauptzweck die Erhaltung der klerikalen und feudalen Herrschaft war, gegenüber einem Verein von Staaten, die jahrhundertelang die Vorkämpfer kirchlicher und hierarchischer Interessen gewesen, Frankreich, Spanien, Belgien! Dort lautete die Parole: Beschützung und Wiederherstellung der alten Ordnungen in Staat, Kirche und Gesellschaft, wie schadhaft und erschüttert sie immer sein mochten. Hier zog man noch immer unter der Fahne der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit ins Feld, wie sehr sie auch in den eroberten Ländern bereits zum Zerrbild geworden, dem Eigennutz, der Gewaltthätigkeit, der Faktionswut als Schild dienten. So erhob sich denn ein furchtbarer Krieg, der sich von Neapel bis an die Nordsee ausdehnte, in Italien, in der Schweiz, in Süddeutschland und in Holland wütete, im Orient und zur See seine Rückschläge fühlbar machte. Es zeugt von der wunderbaren Kraft und Energie, welche die französische Republik durch die Revolution erlangt hatte, daß während der größte General mit 40,000 Mann der geübtesten Kerntruppen im glühenden Sande Ägyptens stand, ihre Heere, wenn auch nicht überall siegreich waren, doch der Übermacht mannhaft widerstanden, Frankreich selbst vor jeder Invasion schützten und in dem großartigsten Völkerkampf, mit dem das Jahrhundert abschloß, an den meisten Orten das Gleichgewicht der Waffen aufrecht zu erhalten vermochten. Und doch trieb man nicht mehr, wie in den Tagen des Konvents, die ganze wehrhafte Bevölkerung durch die Macht des Schreckens gegen den Feind: von der levée en masse war man zu dem Konskriptionssystem des General Jourdan übergegangen, welches zunächst die Altersklassen vom 20. bis zum 25. Lebensjahr zur kämpfenden Feldarmee berief und zwar in der Art, daß mit den Jüngsten begonnen und dann nach Bedürfnis die ältern Jahrgänge herangezogen wurden. Es war nicht zu verkennen, daß auch im feindlichen Heer waffenkundige Feldherren an der Spitze standen, welche den in Europa zurückgebliebenen republikanischen Heerführern, einem Massena, Jourdan, Joubert wohl die Wage hielten. Erzherzog Karl behauptete auch in diesem Krieg sein militärisches und strategisches Geschick, und die russischen Heere wurden von einem Befehlshaber ins Feld geführt, dessen Namen und Charakter, dessen widersprechende Eigenschaften, Launen und Sonderbarkeiten uns schon in den Tagen Katharinas bekannt geworden sind: Alexander Wassiljewitsch Suwarow-Rymnikski (XIII, 546). „Ein fast siebzigjähriger Veteran,“ so schildert ihn ein

neuerer Historiker, „jedoch von dem Feuer und der Kraft eines Jünglings, in den Formen geschmeidig wie ein russischer Höfling, aber in seinem Wesen zäh, schroff und eigensinnig wie wenige, ein geschulter Feldherr und doch wieder wilder, genialer Naturalist, in seinen Entwürfen kühn bis zur Verwegenheit, aber von beispielloser Ausdauer und Kaltblütigkeit in ihrer Durchführung, besaß Suwarow eine Macht über die Soldaten, wie sie wenigen Feldherren gegeben war. Gleich seinem kaiserlichen Herrn ein heftiger Hasser der Revolution und voll Ungeduld für die schroffe Wiederherstellung des Alten, verstand er es meisterhaft, nach russischer Weise den religiösen und nationalen Fanatismus der Masse aufzuregen und nach seinen militärischen Zielen hinzulenken. Er konnte dem Soldaten das Ungeheuerste zumuten, denn der gemeine Mann war von dem Aberglauben beherrscht, daß der Sieg an seine Fahne geknüpft sei."

Dem wunderlichen Zaren Paul konnte es jedoch Suwarow nie recht machen. Paul und Suwarow. Der alte Kriegsmann hatte sich über die Heeresreform, die der Kaiser in der Hitze und Hast seines Wesens gleich nach seinem Regierungsantritt vornahm, mit wenig Anerkennung ausgesprochen und sich wiederholt über kleine Dienstvorschriften weggesetzt. Dadurch hatte er sich die Ungnade seines Herrn zugezogen. Nur ungern willfahrte Paul dem Wunsch des Wiener Hofes, daß dem alten bewährten Heerführer das Oberkommando über die vereinigte russisch-österreichische Armee, welche die Wiedereroberung Italiens bewerkstelligen sollte, übergeben würde, so sehr es wieder seinem Stolz schmeichelte, daß man einen russischen Feldherrn zu diesem hohen Posten ausersehen.

In den Frühlingsmonaten März und April war der Krieg von der Donau Der Krieg im südwestlichen Deutschland und in Graubünden. 1799. bis zum Po in vollem Gange. General Jourdan war mit der „Donauarmee" in einer Stärke von 30,000 Mann Fußvolk und 8000 Reitern bei Basel und Straßburg über den Rhein gesetzt, indes Bernadotte von Mannheim aus das Neckarthal hinaufzog. Bei Osterach, zwischen Donau und Bodensee, stieß Jourdan 20. März. auf das fast doppelt so starke Heer des Erzherzogs Karl und wurde nach hartnäckigem Kampf nach Singen und Tuttlingen zurückgeworfen. Einige Tage nachher erfolgte ein zweites Zusammentreffen bei Stockach. Von beiden Seiten 25. März. wurde mit der größten Tapferkeit gestritten. Schon glaubten die Republikaner den Sieg gewonnen zu haben, als der Erzherzog den wankenden Reihen der Kaiserlichen einige Verstärkungen zusandte und dadurch eine entscheidende Wendung herbeiführte. Der Tag von Stockach endigte mit dem Rückzug des Feindes nach dem Oberrhein, aber der Sieg war teuer erkauft. Der Erzherzog hielt es nicht für ratsam, die Weichenden in die Ebene zu verfolgen. Dem Wiener Hofkriegsrat war er ohnedies schon zu weit vorgegangen; man warf ihm vor, er habe Tirol, „den Schlüssel des Kriegsschauplatzes" bloßgestellt. Auch Bernadotte zog nach dem Rhein zurück. Anfang April waren außer einigen vorgeschobenen Posten keine französischen Truppen mehr auf der rechten Stromseite. Jourdan kehrte nach Paris zurück; das Direktorium aber vereinigte die deutsche Armee mit den in der Schweiz aufgestellten Streitkräften und legte den Oberbefehl über die gesamte Kriegsmacht in Massenas Hände. Erst während des Feldzugs war

die Kriegserklärung erfolgt; in Rastatt tagte noch immer der Kongreß, bis er durch die erwähnte Katastrophe ein Ende mit Schrecken nahm. Die Waffenerfolge der Verbündeten in den nächsten Monaten brachten auch bei der deutschen Nation die vaterländischen Pflichten wieder zum Bewußtsein. Die süddeutschen Fürsten und Stände stellten Reichstruppen ins Feld und unter dem Volk bildete sich eine Art naturwüchsiger Landwehr unter Leitung von Amtleuten und Ortsbeamten, welche den Streifzügen und Räubereien der Feinde mit ländlichen Waffen entgegentrat. Den ganzen Sommer hindurch wurden von der Mündung des Main bis nach Basel, im Spessart, Odenwald und Schwarzwald kleine Gefechte und Scharmützel geliefert. — Gleichzeitig waren Österreicher und Franzosen in Graubünden und Engadin heftig aneinander geraten. Die Gebirgspässe, die der Rhein in seinem frühesten Lauf und der jugendliche Inn durchströmen, wurden einerseits zum Anschluß an die italienischen und helvetischen Republiken eingeladen, anderseits von den kaiserlichen Befehlshabern in Tirol und Vorarlberg begehrt. Die Stimmung der Bevölkerung war, wie in der Schweiz und in Oberitalien, eine geteilte, die Entscheidung war auf die Schärfe des Schwerts gestellt. Beide Heere standen unter tüchtigen, kriegskundigen Führern: die Österreicher unter General Hotze, einem gebornen Schweizer, der in kaiserlichen Diensten sich hervorgethan hatte, Anhänger der alten eidgenössischen Verfassung und Todfeind der Revolution; die Franzosen unter Lecourbe und Dessolles, zwei im Gebirgskrieg besonders erfahrenen Generalen. Beide Teile wetteiferten an Tapferkeit und Ausdauer in den beschwerdevollen Kämpfen und Märschen. Am Vorderrhein, in den Gebieten rückwärts vom Luciensteig, in den Thälern des Engadin, an den Zugängen der Via Mala, stritten die Krieger verschiedener Sprachen und Nationalitäten mit gleichem Mut gegen die Hindernisse der Natur und den Widerstand der Menschen. Aber der Raschheit und Energie der Franzosen gelang es mit mäßigen Kräften binnen weniger Wochen eine Reihe glänzender Erfolge zu erfechten, sich den Zugang zum westlichen Tirol zu öffnen und eine reiche Ausbeute an Gefangenen und Trophäen davonzutragen. Nur die beherrschende Stellung bei Feldkirch vermochten sie nicht zu bewältigen.

Die Kriegsereignisse in Oberitalien.

Wenn in Deutschland die kaiserlichen Waffen nur mäßige Triumphe feierten, in dem rätischen Alpenland im Nachteil blieben, so war dagegen in Italien der Gang des Kriegs von großen Siegen und Ruhmesthaten für die Verbündeten begleitet. An der Etsch stand der österreichische General Kray, ein tapferer waffenkundiger Walache, der den Krieg als kräftiger Natursohn nach eigner Einsicht, nicht nach den Vorschriften des schwerfälligen Hofkriegsrats führte, an der Spitze eines Heeres von 80,000 Mann den französischen Streitkräften unter dem Kriegsminister Scherer gegenüber, einem Feldherrn ohne hervorragende Talente und wenig beliebt bei den Soldaten. Obschon an Truppenzahl schwächer als der Gegner, beschloß Scherer dennoch den Angriff, ehe die Verstärkungen, die unter dem Österreicher Melas und dem russischen Feldmarschall Suwarow im Anzug

waren, sich mit Kray vereinigt haben würden. So kam es denn in der letzten Woche des März zu einer Reihe von Gefechten im Gebiet jenes Flusses, die auf 26.—30. März 1799. beiden Seiten vielen tapfern Männern das Leben kosteten, aber ohne Entscheidung blieben. Erst die Schlacht von **Magnano**, südlich von Verona, war für 5. April. die Franzosen so verlustvoll, daß sich Scherer zum Rückzug über den Mincio und die Adda gezwungen sah. Der französische Kriegsminister gab darauf den Oberbefehl an Moreau ab, den das Direktorium wieder zu Gnaden angenommen hatte, und kehrte nach Paris zurück. Aber der neue Befehlshaber vermochte dem Feind, bei dem kurz nachher Melas mit frischen Zuzügen eintraf, ein tapferer 11. April. und erfahrener General, aber alt, kränklich und an die methodische Kriegsweise früherer Jahre gewöhnt, sowenig zu widerstehen wie Scherer, zumal da zugleich Suwarow mit einer russischen Hilfsarmee von 17,000 Mann anlangte und den Oberbefehl über das Gesamtheer übernahm, ein Mann, ebenso rasch und unter- 14. April. nehmend, wie Melas zögernd und bedächtig. Die österreichischen Offiziere und Soldaten mußten sich viel gefallen lassen von dem rauhen eigensinnigen Herrn, der selbst die Generale mit Verweisen und Vorwürfen überschüttete. Der Einfluß des mit Ungestüm vorwärts stürmenden Russen, der mehr als irgend ein andrer Feldherr die kühne Strategie der Revolution angenommen, machte sich bald fühlbar. In ungehemmtem Marsch wurden der Oglio und die Adda überschritten, Moreau an mehreren Stellen, am schärfsten bei dem Brückenkopf von **Cassano** geschlagen, ein großer Teil seines Heeres kampfunfähig gemacht oder 25.—27. Apr. in Gefangenschaft geführt. Noch vor Ende des Monats hielt Suwarow seinen Einzug in Mailand, während Moreau immer weiter westwärts gedrängt ward, 29. April. in den Hauptfestungen geringe Besatzungen zurücklassend. Die Cisalpinische Republik wurde aufgelöst, die Lombardei für den Kaiser in Besitz genommen; alles was an die neue Ordnung geknüpft war, ergriff die Flucht; der kurzlebige Staat schien „wie eine im Frühjahr locker gewordene Eismasse in einzelnen Trümmern fortzuschwimmen". In ganz Italien trat ein Rückschlag ein; allenthalben regte sich eine starke Opposition, die das französisch-republikanische Wesen wieder umzustoßen suchte. Im Mai zog Suwarow in Turin ein und errichtete 27. Mai. einen Oberregierungsrat, dessen Präsidenten König Karl Emanuel von Sardinien aus zu seinem Statthalter ernannte. In Wien war man mit diesem raschen eigenmächtigen Vorgehen des russischen Feldherrn sehr unzufrieden und suchte seinem militärischen und politischen Eifer Schranken zu setzen.

Moreaus ganze Hoffnung beruhte nunmehr auf der Hilfe, die ihm von Macdonald an der Trebbia. Unteritalien kommen sollte. Auf die Kunde von dem Einbruch der österreichisch-russischen Armee in Oberitalien war nämlich Macdonald von Neapel und Caserta aufgebrochen, nachdem er mit den französisch gesinnten Parteigenossen die nötigen Anordnungen zur Erhaltung und Verteidigung der Parthenopeischen Republik mit nationalen Kräften getroffen, und war durch Rom und Toscana über die Apenninen gesetzt, die zerstreuten französischen Besatzungen an sich her-

anziehend. Er wollte von Modena über Parma und Piacenza nach der Ligurischen Republik sich den Weg zu Moreaus Heer bahnen. Aber Suwarow hatte von dem Vorhaben Kunde erhalten und verlegte ihm den Marsch. An der Trebbia, wo einst Hannibal den glänzenden Sieg über die Römer davongetragen, trafen die beiden Heere, etliche zwanzigtausend Mann auf jeder Seite, aufeinander. Es entstand ein hartnäckiger, blutiger Kampf, in dem drei Tage
17.—20. Juni 1799. lang der Sieg ungewiß hin und her schwankte, bis endlich Macdonald zum Weichen gebracht ward. Nur mit dem dritten Teil seines Heeres vermochte er Genua zu erreichen. Und selbst dies wäre ihm schwerlich gelungen, hätte nicht der Wiener Hofkriegsrat stets hemmend in den Gang des Kriegs eingegriffen und den Oberfeldherrn genötigt, vor allem die noch von den Franzosen besetzten Festungen, insbesondere Mantua, zur Übergabe zu bringen. Erst als Ende Juli das vielumstrittene Bollwerk am Mincio durch Kray zur Kapitulation gezwungen worden, konnte Suwarow wieder zu energischerer Kriegführung schreiten.

Schlacht bei Novi. Mittlerweile waren aber auch die französischen Streitkräfte bedeutend verstärkt worden. Eine Zwangsanleihe und eine neue Konskription hatten das Direktorium instandgesetzt, die Heere in Italien zu vermehren. Zugleich wurde ein junger General, der schon mehrfach Proben von hervorragender militärischer Begabung abgelegt hatte, Barthelemy Joubert, als Oberfeldherr nach Genua
5. Aug. gesandt, um mit Moreau und Macdonald vereinigt die wankende Herrschaft in der Halbinsel wieder aufzurichten. Dem Direktorium mochte bei der Wahl der Gedanke vorschweben, den feurigen Republikaner, der auch in die politischen Parteikämpfe der Zeit eingeweiht war, dermaleinst als Rivalen gegen Bonaparte verwenden zu können, wenn dieser den Versuch machen sollte, seine militärische Machtstellung zu einem Gewaltstreich gegen die bestehende Regierung zu gebrauchen. Nun wurde der Kampf von beiden Seiten mit erneuter Anstrengung ins Werk gesetzt. Aber das Glück war von den französischen Fahnen gewichen und kehrte auch jetzt nicht wieder. Bei Novi, zwischen Genua und Alessandria,
15. Aug. ereignete sich eine der blutigsten Schlachten des Jahrhunderts. Sie war schon dadurch verhängnisvoll, daß Joubert gleich anfangs durch eine Kanonenkugel getroffen den Heldentod starb, und Moreau, der nur unvollkommen in den Schlachtplan eingeweiht war, die Leitung übernehmen mußte. Dennoch wogte der Kampf, der von beiden Seiten mit der größten Erbitterung geführt ward, fast einen ganzen Tag lang ohne Entscheidung hin und her. Erst als gegen Abend Melas mit frischen Streitkräften von Alessandria her auf dem Schlachtfeld erschien und Suwarow und Kray unterstützte, endigte die sechzehnstündige Riesenschlacht mit der Niederlage und dem regellosen Rückzug der Franzosen. Ein Drittel ihrer Armee und achttausend Feinde lagen tot oder verwundet auf dem Waffenfeld; siebenunddreißig Geschütze wurden von den Verbündeten erbeutet. Italien, die Frucht von Bonapartes Siegen, schien verloren.

Die Rückschrittspartei erhob ihr Haupt stolzer und hoffnungsreicher als je. Noch einmal schien in der Halbinsel das alte monarchisch-hierarchische System Boden zu gewinnen; ja in Suwarows feuriger Seele keimte der Gedanke einer neuen Invasion in das republikanische Frankreich. Aber auch diesmal war der Zwiespalt unter den Verbündeten und die Verschiedenartigkeit der Ziele der beiden kaiserlichen Regierungen den Franzosen ein starker Helfer und Bundesgenosse. Als Suwarow im Begriff stand, in Ligurien einzurücken und nach den Westalpen vorzudringen, mußte er einem neuen zwischen Wien und Petersburg vereinbarten strategischen Plan gemäß nach der Schweiz abziehen und den italienischen Krieg den Österreichern überlassen.

Monarchische Reaktion in Neapel.

In Mailand und Piemont gewannen die alten Ordnungen und Staatsformen, die man wieder zurückführte, keine dauernde Lebenskraft mehr; dagegen wurde in Neapel die junge Republik im Blut ihrer Gründer und Anhänger erstickt und mit eiserner Despotenhand die alte menschenfeindliche Tyrannei wieder aufgerichtet. Die Parthenopeische Republik, die nur in den Reihen der Gebildeten ihre Anhänger und in einer ungeübten Bürgerwehr ihre Stütze hatte, während die Masse des Volks am Alten hing, sank schnell zusammen, als nach dem Abzug des französischen Heeres der gräßliche Kardinal Ruffo, der, unterstützt und angetrieben von dem flüchtigen Hof in Palermo, die Landbevölkerung zu Haß und Widerstand gegen Republikaner und Franzosen aufgereizt und in Verbindung mit einigen entmenschten Räuberführern, wie Fra Diavolo, Pronio, Mammone, einen Guerillakrieg in den Gebirgslandschaften organisiert hatte, mit Banden kalabrischer Bauern und wütender Lazzaroni die Stadt erstürmte und seinen Weg mit Leichen und Brandstätten bezeichnete. Die patriotischen Republikaner widerstanden lange mit Heldenmut den wilden Scharen, welche Ruffo und seine schrecklichen Genossen aus Landstreichern, Räubern, entlaufenen Soldaten und Gesindel aller Art zu einer „Glaubensarmee" vereinigt hatten und im Namen des Königs in den Kampf führten. Militärisch gebildete Männer, wie Spano, der Schweizer Wirz und der hochsinnige Gabriel Mantone leiteten in Verbindung mit dem französischen General Méjean die Verteidigung der Stadt und der Kastelle. Als die Republikaner aufs Äußerste gebracht waren, schloß die Regierung unter Vermittelung Méjeans und unter der Bürgschaft einiger fremden Diplomaten und Offiziere mit Ruffo einen Kapitulationsvertrag, der ihnen Sicherheit und freien ehrenvollen Abzug zur See gewährleistete. Die Übereinkunft wurde jedoch schmachvoll gebrochen, wobei der General Méjean sich den Verdacht der Käuflichkeit und schmutziger Gewinnsucht zuzog. Kaum war nämlich die königliche Familie unter Nelsons Beistand aus Sizilien zurückgekehrt, als gemäß dem Grundsatz, daß man Rebellen keine Treue schuldig sei, blutige Verfolgungen, nicht nur über die Urheber der Republik, sondern über alle Gebildeten und Wohlhabenden verhängt wurden. Der Sieger von Abukir, umstrickt von den Reizen der alternden Lady Hamilton, schändete seinen ruhmgekrönten Namen durch den Beistand, den er der rachsüchtigen Königin und ihrer Umgebung gewährte. Thaten, vor denen die Greuelszenen der französischen Schreckenszeit in

Schatten treten, wurden von den Schergen der königlichen Regierung und der wütenden Priesterschaft verübt. Nachdem das Rauben und Morden seitens der Lazzaroni vorüber war, begann das Geschäft der Blutrichter, Henker und Kerkermeister. Alle Teilnehmer, Anhänger und Förderer der republikanischen Einrichtungen wurden mit blutiger Rache verfolgt. Über viertausend der gebildetsten und angesehensten Männer und Frauen, wie Pagano, Cirillo, Eleonore Caraffa, Fonseca, der Kriegsminister Mantone, der General Massa, der die Konvention abgeschlossen hatte u. a., starben auf dem Blutgerüst oder in gräßlichen Kerkern. Vaterlandsliebe, Freiheitsgefühl, Begeisterung für Menschenwürde und das Streben, das Volk aus seiner Versunkenheit und Verdumpfung zu erlösen, galten für todeswürdige Verbrechen; glücklich, wer als landesflüchtiger Bettler die Fremde erreichte! Der greise Fürst Caracciolo, Ferdinands früherer Vertrauter, ein hochverdienter Admiral und Nelsons Freund, wurde an einer Segelstange aufgeknüpft und dann, mit einem Gewicht beschwert, den Wellen preisgegeben. „Auch die schreckliche Lehre, welche die Gottheit dem gefühllosen König dadurch gab, daß sie den ins Meer geworfenen Leichnam dem König zum Schrecken aus der Tiefe wieder heraufführte, war an seiner steinharten Seele verschwendet. Als nämlich Ferdinand aus Palermo zurückkam und ganz vorn im Schiff stand, schwamm ein Leichnam auf dem Wasser; als dieser näher kam, hob eine Welle den Vorderleib und der König erblickte das Angesicht seines alten Freundes mit triefenden greisen Locken. Er rief laut: Caracciolo! und äußerte sich wie Macbeth bei Shakespeare. Er wandte sich mit Entsetzen ab und fragte: Was will der Tote? Als alles bestürzt schwieg, sagte der Kaplan: er bittet um ein christliches Begräbnis. Das soll er haben, erwiderte Ferdinand und ging gedankenvoll in sein Gemach. Der Eindruck war aber vorübergehend; der König blieb, wie er von Kindesbeinen an gewesen war.“ Man muß bei Coletta die Darstellung dieser Reaktionsgreuel lesen, um mit Abscheu vor den Urhebern, mit Bewunderung vor den Opfern erfüllt zu werden. Auf allen Märkten und freien Plätzen waren Henker und Blutrichter in ununterbrochener Thätigkeit. Ferdinand gründete einen „Verdienstorden“ zur Belohnung derer, die sich bei dem Reaktionswerk besonders hervorthaten.

Rom besetzt. Konklave in Venedig. Dem Fall der Parthenopeischen Republik folgte die römische auf dem Fuß. General Garnier, der mit geringen Besatzungsmannschaften von der Engelsburg aus durch militärische Zucht und Kriegszustand den Kirchenstaat mehrere Wochen lang im Gehorsam hielt und die neapolitanische „Glaubensarmee“, welche unter Rodio und Fra Diavolo den frühern Raubzug wiederholen wollte, über die Grenze zurückschlug, mußte endlich, als die Engländer die Küsten bedrohten und einzelne Streifkorps der verbündeten Armee bis an den Tiber vordrangen, eine
27. Sept. 1799. Kapitulation eingehen, welche den Franzosen und allen Republikanern in ihrem Gefolge freien Abzug gewährte. Darauf nahm Ferdinand, da mittlerweile Papst
29. Aug. Pius zu Valence in französischer Gefangenschaft gestorben war, einstweilen Besitz

von dem Kirchenstaat und ernannte den Fürsten Naselli von Aragona zu seinem Stellvertreter und Vizekönig, in der stillen Hoffnung, das herrenlose Land für sich zu gewinnen. Das lag aber keineswegs in den Absichten des Wiener Kabinetts, das bereits Ankona, Umbrien und die Marken unterworfen und ohne sich mit den übrigen Verbündeten zu verständigen, eigenmächtig eine provisorische Regierung eingesetzt hatte. Es trat immer deutlicher zu Tage, daß Österreich sich mit den Spolien der Cisalpinischen Republik ausstatten und insbesondere die lange begehrten päpstlichen Legationen als heimgefallene Beute an sich ziehen wollte. Diese politischen Beweggründe übten bei der neuen Papstwahl einen unverkennbaren Einfluß. Pius VI. hatte vor seinem Ende verfügt, daß das Konklave da gehalten werden sollte, wo sich die meisten Kardinäle befänden. Demgemäß fand am 1. Dezember in Venedig unter dem Schutz der Verbündeten eine Versammlung von Kirchenhäuptern statt, der vierunddreißig Kardinäle anwohnten. Neben Österreich und Neapel waren damals Ketzer, Schismatiker und Ungläubige die Schirmherren des Stuhles Petri. Dank der diplomatischen Gewandtheit des Kardinals Consalvi erhielt nicht der von Österreich begünstigte Kandidat, der auf die Pläne Thuguts eingehen zu wollen schien, die Stimmenmehrheit, sondern Kardinal Chiaramonti, der sowohl die Unabhängigkeit des päpstlichen Stuhles als das gesamte Gebiet des Kirchenstaats zu erhalten entschlossen war. Der neue Papst führte den Namen seines Vorgängers fort und hielt einige Monate nachher als Pius VII. seinen Einzug in Rom. Das Anerbieten des kaiserlichen Kabinetts, während des Kriegs seinen Sitz in Wien zu nehmen, lehnte er ebenso bestimmt ab, wie er die verlangte Verzichtleistung auf die drei Legationen von der Hand wies.

Mittlerweile hatte auch der Krieg im obern Rhein- und Innthal eine andre Gestalt gewonnen; in der Schweiz herrschten Aufstände und Bürgerkriege, um mit Hilfe der Verbündeten die alte Eidgenossenschaft wieder ins Leben zu rufen oder an der Seite Frankreichs die neue Schöpfung der Helvetischen Republik von zweiundzwanzig Kantonen mit einer Direktorialregierung und zwei gesetzgebenden Räten zu verteidigen und zu entwickeln. Die französischen Generale Lecourbe und Dessolles wurden durch Hotze und Bellegarde aus Tirol nach dem Engadin zurückgedrängt. Es war nicht nach dem Sinn des österreichischen Schweizers, der in seiner starren Anhänglichkeit an das Alte der französischen Republik gern so schnell als möglich ein Ende gemacht hätte, daß der Erzherzog und Bellegarde nach den Weisungen des Wiener Hofkriegsrats das ungestüme Vordringen des hitzigen Haudegens mäßigten. Hotze wollte dem Bündner Landsturm die Hand bieten, der um Reichenau und Dissentis mit den Republikanern in blutigem, von Brand und Verwüstung begleiteten Kampf lag, und den Aufständischen in den Urkantonen, in Wallis, in Freiburg u. a. O., welche von neuem unter dem Banner der Reaktion und des Klerikalismus zum Schwert gegriffen, kräftigen Beistand leisten. Unter steten Kämpfen gelang es den österreichischen Heeren sich

(Randnotizen: Die Kämpfe in der Schweiz. Erste Schlacht von Zürich. — Mai 1799.)

der östlichen Schweiz zu bemächtigen, so daß Hotze und Bellegarde die Verbindungskette bildeten zwischen Suwarow in Italien und dem Erzherzog in Süddeutschland sowie in den nördlichen Grenzlanden der Schweiz. Wie in Oberitalien feierte auch in dem östlichen Teil Helvetiens die Reaktion ein kurzes Auferstehungsfest. Wäre der Plan des Erzherzogs, in Verbindung mit den beiden Generalen sich der Stadt und Umgegend von Zürich zu bemächtigen, vollständig gelungen, so wäre die antifranzösische Restaurationspolitik bald in alle Kantone eingedrungen und hätte die Parteistellungen gänzlich verändert; allein Massena, in dessen Hand die vereinigten Streitkräfte am Rhein und in Helvetien gelegt worden, war ein zu geschickter Feldherr, als daß die wiederholten Angriffe der Österreicher, die
4.–6. Juni 1799. man als die erste Schlacht von Zürich bezeichnet, trotz der Überlegenheit ihrer Streitkräfte einen entscheidenden Sieg herbeigeführt hätten. Allerdings wurde die Stadt Zürich von den Österreichern besetzt und das Züricher Kontingent von der helvetischen Hilfsarmee abberufen, allein Massena hielt die steilen Höhen des Ütliberges und Albis fest und behauptete am Vierwaldstätter See und im Reußthal bis zum Gotthardsberg eine Position, die ihm eine gebieterische Militärgewalt in der Schweiz sicherte. Es gelang ihm während der Sommermonate mittels einer trefflich angelegten und fein ausgeführten Operation die weit ausgedehnten Stellungen der Österreicher an wichtigen Knotenpunkten zu durchbrechen, mit Hilfe des im Bergkrieg gewandten Lecourbe die Höhen, von denen Rhein, Rhone und Reuß entspringen, in Besitz zu nehmen und sich die Straßen nach Graubünden und Italien wieder zu öffnen. Ganz Helvetien glich damals einem großen Feldlager. Auf Gebirgspässen und Alpenübergängen, die sonst nur von Hirten und Jägern betreten waren, kämpften französische und kaiserliche Heere widereinander. Erzherzog Karl wurde jedoch bald von dem Hofkriegsrat nach Deutschland zurückgerufen, um das Rheingebiet bei Philippsburg, Mannheim und Heidelberg gegen die Franzosen zu schützen.

Zweite Schlacht bei Zürich. Bedrohlicher wurde die Lage Massenas als Suwarow den Befehl erhielt, seinen Siegeslauf in Italien einzustellen und sich mit den Österreichern und einem zweiten russischen Heer unter General Korsakow, das durch 4000 Bayern und 2700 Mann vom Condéschen Corps verstärkt worden war, in der Schweiz zu verbinden. Denn in Wien, Petersburg und London hatte man sich über einen Invasionsplan gegen Frankreich geeinigt, der gleichzeitig von den Niederlanden, von Deutschland und von der Schweiz ausgehen und den Bourbonschen Thron wieder aufrichten sollte. Zu dem Ende sollten die Franzosen aus der Helvetischen Republik gänzlich verjagt, das Alpenland zu der frühern Verfassung zurückgeführt und zum Anschluß an die Koalition gebracht werden. So wurde denn einer der denkwürdigsten Feldzüge des Jahrhunderts ins Werk gesetzt. Mit wunderbarer Kühnheit überstieg Suwarow die unwegsamen Eisberge der Alpen, um die Franzosen aus ihrer Stellung bei Zürich zu verdrängen. Auf diesem Zug kämpften die russischen Heere mit Beschwerden und Gefahren, die selbst die Leiden der

französischen Armee in Ägypten und Syrien überstiegen. Auf dem Gotthard, an der Teufelsbrücke wurden gegen Natur und Feinde Kämpfe bestanden, die zu den kühnsten Waffenthaten in der Weltgeschichte gehören. Auf Gebirgspässen, die bis dahin nur dem einzelnen Wanderer zugänglich waren, auf Höhen, die noch nie ein Kriegsheer begangen, lagerten Armeen und wurden Schlachten geliefert. Die abgehärteten, an Mühseligkeit und Krieg gewöhnten russischen Soldaten folgten ihrem thatkräftigen, beharrlichen Anführer mit stummem Gehorsam über Eisberge und Schneefelder. Aber trotz der unglaublichen Anstrengung vermochten sie doch die Franzosen nicht aus der Schweiz zu verdrängen. Noch vor ihrer Vereinigung mit den befreundeten Truppen waren die zwieträchtigen Österreicher und Russen in der zweiten Schlacht bei Zürich den Streichen der 26. 27. Sept. 1799. Franzosen erlegen und der tapfere Hotze in einem Plänklergefecht gefallen. Bei der Einnahme der Stadt Zürich empfing der Prediger Lavater, als er einigen Bedrängten Hilfe leisten wollte, von einem französischen Soldaten eine schwere Wunde, an der er einige Monate nachher starb. Suwarow, mit dem kaiserlichen Feldherrn und dem Wiener Kabinett gänzlich entzweit, führte, nach einem zweiten Zug über die schneebedeckten Alpenhöhen von Graubünden, im Dezember den Rest seiner Armee in die Heimat zurück, wo er einige Monate nachher in Kummer über die unverdiente Ungnade seines Kaisers starb. Kutaissow, früher Kammer- 18. Mai 1800. diener, dann Vertrauter Pauls, war bei einer Begrüßung von dem General verächtlich behandelt worden und hatte aus Rache seinem Gebieter hinterbracht, daß einige Kleinigkeiten des Heerdienstes, die der Kaiser während des Kriegs anbefohlen hatte, bei der Armee in Italien nicht beachtet worden seien.

Dem Charakter dieses Buches liegt die Beschreibung von Feldzügen und Kriegs- Suwarows Alpenzug. operationen im einzelnen fern. Nur der allgemeine Gang der militärischen Begebenheiten und die durch die Waffen erzielten Resultate können in Umrissen berichtet werden. Indessen sei es gestattet, den denkwürdigen Alpenübergang des russischen Feldherrn über den St. Gotthard und die Bündner Gebirge nach den bekannten Werken von Häusser und Clausewitz ausführlicher zu erzählen: Auf die russischen Truppen, die plötzlich aus den gesegneten Landschaften Italiens in diese engen Felsschluchten der Alpen eintraten, um sich den Schnee- und Eisregionen des Gotthard zu nähern, machte dieser rasche Übergang aus der heitersten Fruchtbarkeit in eine wilde, düstere Natur von riesenhaften Dimensionen den Eindruck, den das Gewaltige und Ungeheure unwillkürlich erweckt. Sie fühlten sich beengt, beunruhigt und schwankten zum ersten Mal in ihrem Vertrauen auf den siegreichen Feldherrn. Es kam zu Ausbrüchen des Ungehorsams, die zu dämpfen es der ganzen Geistesgegenwart Suwarows und seiner Kunst, die Menschen zu behandeln, bedurfte. Er ließ ein Grab für sich graben, angesichts der Soldaten, um, wie er sagte, die Schmach eines zuchtlosen Heeres nicht zu überleben; es gelang ihm auch, die Truppen zum alten Vertrauen zurückzuführen. Er selbst schien der Gleiche wie in den glücklichen Tagen; in seiner gewohnten leichten Kleidung, mit einem weißen Kamisol und weißen Beinkleidern angethan, ein dünnes Mäntelchen umgeworfen, ritt er unverdrossen auf seinem Kosakenpferd dahin und stählte den Mut der Mannschaft für die kommenden Mühen und Gefahren. — Am Morgen des 25. September war Suwarow an dem Urner Loch angelangt; seine Soldaten drängten vor, Hunderte fanden an dem

geöffneten Abgrunde der Teufelsbrücke ihren Tod, und es schien nicht denkbar, selbst gegen die viel schwächere Zahl der Franzosen den Durchgang zu erzwingen, als die Russen den kühnen Entschluß wagten, mitten im Feuer des Feindes einzeln den steilen Rand der Reuß hinabzuklettern, durch den wildschäumenden Fluß zu waten, und, indem sie am andern Ufer mühsam hinaufstiegen, die Franzosen zu umgehen. So ward die Brücke gewonnen, der Übergang über den gesprengten Bogen mit Brettern und Baumstämmen hergestellt. Am 26. September langte Suwarow zu Altorf an, wo die Gotthardstraße in die Wellen des Vierwaldstätter Sees mündet und kein Fahrzeug bereit lag, ihn nach dem andern Ufer zu bringen. Eine unwegsame Gebirgsmasse trat ihm entgegen und streckte ihren nackten Felsenarm in das finstere Schächenthal hinaus wie ein riesiger Wegweiser des Schicksals. Nur auf den Hirten- und Jägerpfaden dieser engen Thalschlucht und der Bergübergänge im Hintergrunde war es möglich zu wirtlicheren Gegenden zu gelangen, und selbst dies war zweifelhaft, wenn der Ausgang des Kampfes, der in denselben Stunden am Züricher See gefochten ward, den Feind in den Besitz dieser Alpenpässe brachte. Und in welchem Zustand war das Heer! Seit sechs Tagen zog es bergauf, bergab, mußte sich um Fußpfade und Brückensteige schlagen, die Reuß durchwaten, steile Abhänge hinaufklimmen, mit kümmerlicher Nahrung, während strömende Regengüsse jeden Schritt erschwerten. Schon bildete der Zug der Armee von Airolo bis Altorf eine ununterbrochene gemischte Reihe von Lasttieren und Nachzüglern. Ohne den Truppen Ruhe und Rast zu gönnen, schlug der unerbittliche Feldherr am 27. September den Weg ins wilde Schächenthal ein, um von da über die steile Höhe des Kinzigkulm den Weg ins Thal der Muotta zu finden. Noch am Abend trafen die ersten Kosakenschwärme in Muotta ein, und nahmen dort ein paar Kompanien Franzosen gefangen, die von dem nur drei Stunden entfernten Schwyz dahin gesandt waren; der Zug des ganzen Heeres, das sich raupenartig über die öden Felsmassen hinbewegte, dauerte sechzig Stunden. Am Abend des 29. September war die ganze Masse, nach unnennbaren Anstrengungen, in Muotta angekommen; es war kein Leiden, das erschöpfte Soldaten treffen kann, ihnen erspart worden, und wie viele waren der Ermüdung erlegen oder hatten in den grausigen Felsabgründen ihr Grab gefunden!

Als Suwarow das Schicksal der verbündeten Heere erfuhr und die Unmöglichkeit einer Verbindung mit denselben einsah, entschloß er sich, wenngleich mit innerem Widerstreben, zu einem nicht minder beschwerlichen Rückzug über die Bündner Alpen, mit einem ermatteten Heer ohne Fußbekleidung und ohne zureichende Lebensmittel. Ein frisch gefallener, zwei Fuß tiefer Schnee, der mit jedem Schritt wich, deckte die schmalen Fußwege, auf welchen die Felsmassen des Gebirgsrückens einzeln und mühsam erklettert werden mußten. Von der Höhe herab, soweit das Auge reichte, zeigten sich Graubünden und Tirol als eine ungeheure Schneewüste: keine menschliche Spur, kein Pfad war zu sehen; kein Strauch gewährte die Möglichkeit Feuer zu machen; keine Felsenspitze ragte hervor, um dem Wanderer zum Wegweiser oder zur Stütze zu dienen. Auf dem jenseitigen Abhang war der Schnee durch die kalten Winde so glatt gefroren, daß nur der Sturz der vorderen Menschen und Pferde die folgenden warnen konnte, den gefährlichen Steig mit einem andern ebenso gefährlichen zu vertauschen. Opfer hat natürlich dieser Marsch genug gekostet; ein Drittel der Mannschaft, Pferde und Geschütz gingen verloren; die Kranken und Verwundeten mußten ohnedies zurückbleiben. Zwischen dem 8. und 10. Oktober kam dann die Armee im Vorderrheinthal an, wo sie die ersehnte Ruhe und Erholung fand.

So schloß dieser wunderbare Alpenzug, der an kühnen Abenteuern und an Ausdauer der Truppen alles hinter sich läßt, was die gerühmtesten Bergzüge alter und moderner Zeiten aufzuweisen haben.

Hatten die Österreicher in der Schweiz und noch mehr in Italien durch ihre selbstsüchtigen und ehrgeizigen Absichten, durch ihre Herrschgier und Gewinnsucht den Zaren beleidigt und seine Restaurationspläne gehemmt und durchkreuzt, so haben die Engländer, als der Herzog von York und General Abercromby mit einer englischen Land- und Seemacht, nebst einer russischen Hilfsarmee von 17,000 Mann, die Franzosen unter Brune aus Holland vertreiben, die Batavische Republik umstürzen und den Erbstatthalter Wilhelm V. wieder in seine Würde einsetzen wollten, bewiesen, daß auch sie nur von Selbstsucht und Eigennutz geleitet wurden, daß auch ihnen die Herstellung der monarchischen Ordnung und einer konservativen Politik weniger am Herzen lag, als die Mehrung ihrer Seeherrschaft, als die Kolonie- und Handelsinteressen. Begleitet von dem Sohn des Erbstatthalters landeten die Engländer unter dem Schutz ihrer Kriegsschiffe am Helder, der Nordspitze von Holland, brachten unter Beihilfe der oranischen Parteigenossen, die in der Marine sehr zahlreich waren und durch ein Manifest des Erbstatthalters zum Anschluß aufgefordert wurden, die am Texel vor Anker liegende batavische Flotte in ihre Gewalt und verschanzten sich in Nordholland, die oranische Fahne aufpflanzend. Als aber die Republikaner unter Brune und Daendels das englisch-russische Heer bei Bergen, nordwärts von Alkmar, angriffen, erlitten die Verbündeten eine Niederlage, die besonders den auf sumpfigem Boden aufgestellten und der Wege unkundigen Russen verderblich war. Sie wurden abgeschnitten und ein großer Teil in Kriegsgefangenschaft geführt. Dagegen gelang es dem Hauptheer unter Abercromby, sich in Hoorn am Zuidersee festzusetzen. Die Oranischgesinnten gerieten in lebhafte Bewegung; heftige Parteikämpfe standen in Aussicht, namentlich als die verbündeten Engländer und Russen in einem heißen Treffen bei Alkmar in Vorteil blieben und die Feinde bis in die Nähe von Harlem zurückdrängten. Aber durch die Unfähigkeit und Unschlüssigkeit des englischen Befehlshabers gingen die Früchte des Sieges verloren. Anstatt nach Süden vorzudringen, verweilte York mehrere Tage in der ungesunden nördlichen Landschaft und gab dadurch dem General Brune Zeit und Gelegenheit, Verstärkungen an sich zu ziehen und durch ein siegreiches Gefecht bei dem Dorf Castricum, zwischen der See und dem Harlemer Meer, die Niederlage bei Alkmar auszugleichen. York zog sich in seine frühere Stellung zurück; und da nun die erwartete Volkserhebung ausblieb, die ungünstige Witterung des Spätherbstes Krankheiten im Heer erzeugte und die Überfahrt schwierig zu machen drohte, zugleich auch von dem Kriegsschauplatz an der Limmat entmutigende Nachrichten einliefen, so schloß der Herzog mit dem französischen Heerführer eine Kapitulation ab, worin er sich und den Seinigen ungehinderte Einschiffung erkaufte und die Freilassung der französischen und holländischen Gefangenen in England versprach, ohne sich um die russischen Hilfstruppen zu bekümmern. Dieses unedle, selbstsüchtige Benehmen der Verbündeten erbitterte den über den Untergang so vieler tapfern Krieger bekümmerten Zaren so sehr gegen die Koali-

[Margin notes: Der Krieg in Batavien. — Aug. 1799. — 19. Sept. — 2. Okt. — 6. Okt. — 19. Okt.]

tion, daß er mißmutig zurücktrat. Und so groß war sein Verdruß gegen die egoistische Politik Österreichs und Englands, daß er einige Zeit nachher sich an Bonaparte anschloß, dessen straffes militärisches Regiment mit Ordnung und Gehorsam seine Bewunderung erregte, und der Menschenkenntnis und Weltklugheit genug besaß, den wunderlichen, launenhaften Selbstherrscher bei seiner schwachen Seite zu fassen.

2. Bonaparte in Syrien und Ägypten und der Staatsstreich des 18. Brumaire.

Gigantische Pläne. Während Europa in dem zweiten Koalitionskrieg aus tausend Wunden blutete, die alte und die neue Zeit noch einmal im Riesenkampf miteinander rangen, stand Napoleon in weiter Ferne, am Nil und am Libanon, mit Plänen und Aufgaben beschäftigt, wie sie einst dem makedonischen Heldenjüngling vor der Seele geschwebt. Nachdem er die Empörung in Kairo niedergeschlagen (S. 40) und in dem untern Land alle militärischen und administrativen Anordnungen zur Erhaltung der Ruhe und Sicherheit getroffen hatte, bereitete er sich zu einem Feldzug nach Syrien vor, um die von der Pforte abgesandten türkischen Truppen am Einzug in das Nilthal zu verhindern, den Sultan in seiner Hauptstadt zu bekriegen und „Europa von hinten zu packen", indes Desaix nach dem Sieg von Sediman über Murad-Bei den Auftrag bekam, Oberägypten in Gehorsam und Unterwürfigkeit zu erhalten. Während des Winters hatte Bonaparte an Tippu Saib, den unternehmenden Sultan von Maisur (XIII, 310) geschrieben, daß er sich vorbereite, „ihn von dem eisernen Joch der Engländer zu befreien"; er ließ die Wüste durchstreifen und Kamele wegführen; er bestieg den von den Gläubigen aller Religionen als heilig verehrten Sinai und schrieb seinen Namen neben den Mohammeds, als dessen Vollender er in den Augen der Muselmanen erscheinen wollte; er machte eine Entdeckungsreise nach dem Roten Meer und beschäftigte sich mit dem Gedanken, den Kanal der Pharaonen herzustellen. Seine Phantasie spiegelte ihm die Errichtung eines orientalischen Reichs vor. „Die Bewohner der benachbarten Gebirge erwarteten nur seinen Sieg, um sich ihm anzuschließen; schon hatte er die Schlüssel von Damaskus; die ganze arabische Bevölkerung bedurfte nichts als einen Anführer; Konstantinopel hätte ihm nicht widerstanden, Indien wäre ihm nicht zu fern gewesen." Mit solchen gigantischen Aussichten trug sich sein Geist in einsamen Stunden.

Feldzug in Syrien. 20. Febr. 1799. 3. März. Im Februar brach Napoleon nach Syrien auf. Nach der Einnahme von El Arisch, dessen Besatzung nach zweitägigem Widerstand sich auf Gnade und Ungnade ergab, zog Bonaparte über Gaza nach Jaffa. Auch diese Festung vermochte dem europäischen Geschütz nicht lange zu widerstehen. Der türkische Befehlshaber hatte die Aufforderung zur Ergebung mit der Hinrichtung des Überbringers beantwortet. Dafür nahmen die französischen Soldaten nach der Erstürmung der Stadt an den Einwohnern und der Besatzungsmannschaft blutige

Rache. Die Zahl der Getöteten wird auf zweitausend angegeben. Eine gleiche Anzahl wurde gefangen genommen. Da man sie aber weder mitnehmen noch freilassen wollte, wurden sie einige Tage später nach dem Meeresstrand geführt und reihenweise erschossen oder niedergestoßen. In der Folge suchte Napoleon 9. März 1799.
das Brandmal dieser That zu verwischen, indem er behauptete, es seien Meineidige gewesen, die in El Arisch gefangen und unter der Bedingung, nicht ferner gegen Frankreich zu dienen, entlassen worden, eine Rechtfertigung, die man wohl nicht als stichhaltig gelten lassen darf. Da die Begriffe von militärischer Ehre bei den orientalischen Söldnern weniger entwickelt waren als im Abendland, so mögen sich wohl einige Wortbrüchige aus El Arisch unter den Verteidigern von Jaffa vorgefunden haben; allein die Zahl der Erschossenen war größer als die ganze Besatzungsmannschaft in El Arisch. Es war eine Maßregel grausamer militärischer Staatsräson. Man wollte sich der Last der Verpflegung und des Transports entziehen und sich doch nicht der wahrscheinlichen Gefahr aussetzen, wenn man die Gefangenen laufen ließ, die Reihen des Feindes zu verstärken. Von Jaffa zog das Heer, schon die Keime der Pest mit sich führend, vor die in der Geschichte der Kreuzzüge so viel genannte Stadt Akka oder St.-Jean d'Acre, wo Djezzar, einer der blutdürstigsten und habsüchtigsten Tyrannen des Orients, als Pascha gebot. Hier erfuhr Napoleons Glück den ersten Stoß. Die alten Festungswerke aus den Tagen des heiligen Ludwig waren durch die Hilfsmittel neuerer Befestigungskunst verstärkt worden. Der englische Schiffsoberst (Kommodore) Sidney Smith, ein kühner, thatkräftiger, von Nationalhaß gegen das republikanische Frankreich erfüllter Offizier, hatte sich der französischen Fahrzeuge mit dem Belagerungsgeschütz bemächtigt und dasselbe auf die Mauern und Wälle schaffen lassen. Unter der Leitung europäischer Artilleristen wurde nun eine energische Verteidigung ins Werk gesetzt, die um so erfolgreicher sein mußte, als die französische Armee nur auf ihre Feldartillerie angewiesen war und an Munition empfindlichen Mangel litt. Man mußte sich der Kanonenkugeln bedienen, die aus der Stadt auf die Stürmenden geschleudert wurden. Die Franzosen bewährten ihren ganzen Kriegsmut und verrichteten Wunder der Tapferkeit; dennoch wurden alle ihre Angriffe zurückgeschlagen und viele heldenmütigen Krieger fanden durch das wohlgezielte Feuer europäischer Artillerie ihren Tod vor den Mauern, die vor Jahrhunderten ihr eigner König hatte aufführen lassen. Selbst ein französischer Genieoffizier, einst ein Mitschüler Napoleons, dann aber mit Sidney Smith, der als Kriegsgefangener einige Zeit im Temple gesessen, entflohen und in britische Dienste getreten, befand sich unter den Verteidigern der Stadt. Die Kriegsnot der Belagerer mehrte sich, als ein beträchtliches türkisches Heer zum Entsatz heranzog und die Franzosen im Rücken bedrohte, und als die syrischen Stämme durch aufreizende Proklamationen zu Kampf und Empörung aufgerufen wurden. Aber mit den Gefahren wuchs auch Napoleons kriegerische Kraft. Kleber war mit seiner Division wider die unter Abdallah-

Pascha von Damaskus heranziehenden Feinde ausgerückt. General Junot, der die Vorhut führte, widerstand bei Nazareth an der Spitze von etlichen hundert Mann dem zehnfach überlegenen Feind mit großer Tapferkeit. Dennoch kamen die französischen Regimenter am Berg Tabor in Gefahr, von der feindlichen Übermacht erdrückt zu werden; als Bonaparte selbst von dem Belagerungsheer die Division Bon mit acht Kanonen abtrennte, in Eilmärschen den bedrängten Kriegsgefährten zu Hilfe zog und durch geschicktes rechtzeitiges Eingreifen in
16. April 1799. den Kampf bewirkte, daß das türkische Heer zersprengt, erdrückt, vernichtet ward. Nun konnte der Belagerungskrieg von St.-Jean d'Acre mit vereinten Kräften und größter Energie aufs neue in Angriff genommen werden. Sturm auf Sturm wurde angeordnet, mehr als einmal gelang es französischen Truppen, eine Bresche in die Mauer zu brechen und in die Stadt zu dringen: sie wurden aber jedesmal wieder hinausgeschlagen; die Kräfte und Kriegsmittel reichten nicht zur Bewältigung und Behauptung hin. Über 4000 Mann waren kampfunfähig geworden, mehrere Generale, wie Caffarelli, Rambeaud, Bon waren gefallen, andre schwer verwundet. Man mußte sich zum Rückzug entschließen, zumal als man in Erfahrung brachte, daß die Türken in Rhodus die Einschiffung einer Landungsarmee in Unterägypten vorbereiteten.

Der Rückzug. Napoleon hat sein ganzes Leben lang den Verdruß nicht überwinden können, den ihm diese Unfälle vor der syrischen Küste verursachten. Wäre St.-Jean d'Acre gefallen," sagte er später, „so hätte ich der Welt eine andre Gestalt gegeben und wäre Kaiser des Morgenlandes geworden. Ein Sandkorn hat meine Pläne über den Haufen geworfen." In seinen Bulletins, in seinen Briefen und Berichten an das Direktorium suchte er sich immer noch die Miene des Siegers zu geben; nicht dem Feind, sondern der Pest sei man gewichen; aber der Rückzug, der in der zweiten Hälfte des Mai angeordnet ward und von einer furchtbaren Verwüstung des Landes durch die von Kleber geführte Nachhut begleitet war, damit der Feind nicht folgen könne, glich keinem Triumphzug. Alle Pferde wurden mit Kranken und Verwundeten beladen; die Soldaten litten auf dem Marsch unter einem glühenden Himmel alle Qualen der Not und Entbehrung; die Kriegsleiden waren entsetzlich. Sie wurden aber um so leichter ertragen, als der Oberfeldherr selbst mit dem Beispiel der Hingebung, des Mutes, der sittlichen Erhebung voranging. Hochherzig teilte er alle Mühseligkeiten mit den Geringsten des Heeres. Er selbst ging zu Fuß neben seinen Mannschaften her und gab seine eignen Pferde den Kranken ab. In Jaffa soll er ein mit Verpesteten angefülltes Hospital besucht haben. Es lag in dem Wesen des fremdartigen abenteuerlichen Unternehmens, in einem Land, das man nur „durch die doppelte Luftspiegelung der Natur und der Geschichte" anschaute, daß eine Menge von Sagen zu gunsten wie zu ungunsten des Obergenerals entstanden, die sich in der Phantasie der Zeitgenossen fortpflanzten und ausbildeten. Dahin gehören auch die an die Person des Stabsarztes Desgenettes geknüpften Erzählungen. Daß dieser von Napoleon aufgefordert worden, eine Anzahl Pestkranker, die in Jaffa zurückgelassen werden mußten, durch Opium aus der Welt zu schaffen, eine Zumuthung, die er mit den Worten zurückgewiesen, sein Beruf sei die Menschen zu heilen, nicht sie zu töten, ist eine Angabe, die ebenso oft behauptet, als abgeleugnet wurde.

Schlacht bei Abukir. Im Juni kam Bonaparte nach Kairo zurück, wo er neue Kämpfe mit Murad-Bei, der die Reste der zersprengten Mamelucken wieder um sich gesammelt,

und mit einigen fanatischen Insurgentenhäuptern zu bestehen hatte. Die geheime Kunde von der Annäherung einer osmanisch-englischen Flotte mit türkischen Truppen hatte die Muselmanen des Nillandes mit neuen Hoffnungen erfüllt. In der That legten einige Wochen nachher gegen fünfhundert türkische Fahrzeuge bei der Halbinsel von Abukir an und setzten 15,000 bis 18,000 Soldaten ans Land. Die kleine französische Besatzung in dem Fort wurde getötet oder gefangen. Die Türken erwarteten von der Reiterei Murad-Beis unterstützt zu werden. Aber diese war bereits von den Franzosen geschlagen und zersprengt. Mit Blitzesschnelle eilte Napoleon mit drei Divisionen herbei und gewann an demselben Ort, wo ehedem die französische Flotte ein so schlimmes Geschick erlitten, über die dreimal stärkere, durch eine Doppelreihe von Schanzwerken gedeckte türkische Armee einen Sieg, der mit Recht zu seinen glorreichsten Waffenthaten gezählt 25. Juli 1799. wird und wesentlich beitrug, sowohl den sinkenden Mut seiner Soldaten wieder aufzurichten, als in der fernen Heimat seinem Namen neuen Glanz zu verleihen.

Kurz nachher erfuhr Bonaparte aus einem Pack Zeitungen, die ihm Sidney Rückkehr nach Frankreich. Smith aus Schadenfreude zugesandt, die Unfälle der Franzosen in Italien. Er war seit vielen Monaten fast ohne alle Nachricht aus Europa geblieben. Nur durch einen Brief, den ihm sein Bruder Joseph im geheimen durch den Griechen Burbaki zugesandt, war er im allgemeinen von der schlimmen Lage unterrichtet und zur Rückkehr aufgefordert worden. Jetzt erfuhr er aus den sichersten Quellen, welche Mißgeschicke während seiner Abwesenheit sein Vaterland und vor allem die Cisalpinische Republik, die Frucht seiner Siege erlitten hatte. Die Zeitungen, mit deren Durchlesen er die ganze Nacht zubrachte, machten einen solchen Eindruck auf ihn, daß der Entschluß einer Rückkehr nach Frankreich rasch in seiner Seele reifte. In aller Stille betrieb er mit der größten Eilfertigkeit seine Abreise. Nachdem er in Kairo dem von ihm eingesetzten „Diwan" Verhaltungsbefehle erteilt, begab er sich an den Küstenort, unfern Alexandrien, wo er durch Berthier und Gantheaume zwei Fregatten und einige kleine Fahrzeuge hatte ausrüsten lassen, bezeichnete die Männer, die ihn begleiten sollten, und traf die nötigen Anordnungen für das zurückbleibende Heer. Zu seinem Stellvertreter und Oberbefehlshaber ernannte er den tapfern, umsichtigen General Kleber, einen strengen Republikaner, mit dem er oft in Streit gelegen. Desaix, gleichfalls ein guter Republikaner, aber von weniger rauhem Charakter, der sich als Befehlshaber von Oberägypten selbst bei den Eingebornen den Beinamen des gerechten Sultans erworben, wurde angewiesen, sobald die Umstände es gestatteten, mit seiner Division nachzufolgen. Darauf schiffte sich Bonaparte mit etwa 500 Begleitern, 21. Aug. 1799. darunter Lannes, Murat, Berthier, Duroc, Bessières, Marmont, Lavalette, der Geheimschreiber Bourrienne, die Gelehrten Monge, Bertholet, an einer abgelegenen Stelle der Küste von Alexandrien ein und erreichte nach einer peinlichen mühevollen Fahrt, im Kampf mit widrigen Winden und in steter Gefahr vor dem feindlichen Geschwader, von seinem Glückstern geleitet unentdeckt von

den Engländern zuerst die Insel Corsica und dann die französische Küste, wo er am 8. Oktober unter dem Jubel des Volks ans Land stieg und sich ohne Aufenthalt auf den Weg nach Paris machte, allenthalben begrüßt von den begeisterten Glückwünschen der nach Erlösung seufzenden Nation. Das ganze Unternehmen mit dem erfolgreichen Ausgang, dessen Gelingen ans Wunderbare streifte, wirkte wie eine Zaubererscheinung auf die Phantasie der Zeitgenossen.

Lage und Stimmungen in Paris. Die Direktorialregierung hatte alles Ansehen und alle Haltung verloren. Die ausübenden Direktoren, bei denen Sieyès den strengen Republikaner Rewbell

Juni 1799. ersetzt hatte, lagen mit der gesetzgebenden Versammlung der Fünfhundert im Hader und waren unter sich selbst gespalten. Die Unfälle im Krieg, die Steuergesetze, die Beschränkungen der Preßfreiheit durch Unterdrückung der Journale u. a. m. dienten der Opposition, an deren Spitze Napoleons Brüder, Lucian und Joseph Bonaparte, standen, zu Angriffen gegen die Regierung. Die durch die sogenannte

18. Juni. Revolution des 30. Prairial bewirkte gewaltsame Ausschließung des wackern Larevellière-Lepeaux und zweier seiner Kollegen und ihre Ersetzung durch drei unbedeutende Männer, Gohier, Moulins und Roger-Ducos, erhöhte die allgemeine Unzufriedenheit. In den Provinzen regten sich die Royalisten; in Paris hielten die Jakobiner Zusammenkünfte in der Reitschule, wo ehedem die Nationalversammlung getagt hatte, und erneuerten den alten Klub unter andern Formen. Zu ihnen hielten sich die berühmtesten Feldherren, die in Europa zurückgeblieben waren: Augereau, der unruhige, ungestüme Held der militärischen Demagogie, Jourdan, wie Augereau Mitglied der Fünfhundert, der sich durch das Konskriptionsgesetz um Frankreichs Heerwesen verdient gemacht, und Bernadotte, damals Kriegsminister, ein Mann von hervorragender Thatkraft und feurigem Republikanersinn. Ihr Ziel war die Herstellung einer revolutionären Diktatur. Das größte Ansehen besaß der gewandte ehrgeizige Abbé Sieyès. Zwischen den Parteien sich bewegend, an Geist und Menschenkenntnis seinen Amtsgenossen überlegen und von dem Ruhm getragen, daß er als Gesandter in Berlin die Neutralität Preußens bewirkt habe, glaubte er sich zum Reformator der Verfassung berufen. Die orakelhafte Sprache, deren er sich befleißigte, so urteilt Lanfrey über den geistlichen Politiker, sein sarkastisches, hochfahrendes Wesen, die Berühmtheit, die er einigen von der Revolution zum Glaubenssatz erhobenen Schlagwörtern verdankte, täuschten über seinen Mangel an politischen Fähigkeiten, während die anscheinende Einfachheit seiner Sitten und der ihm zugeschriebene stolze Ehrgeiz die Triebfedern verdeckten, welche diesen habsüchtigen Priester bewegten. Er war das Haupt einer großen mißvergnügten Partei, die eine Änderung der öffentlichen Dinge wünschte und anstrebte. Aber die kleinlichen Mittel der politischen Intrigen, der Faktionskünste, der Niederhaltung der öffentlichen Meinung, des Druckes auf den demokratischen und royalistischen Volksgeist, die Sieyès und seine Genossen ins Werk setzten, waren ohne Macht und Wirkung. Die Unfälle in Italien wurden der Abwesenheit Bonapartes zugeschrieben, den das Direk-

torium aus Neid „deportiert" habe. Nirgends hatte die bestehende Regierung Freunde und jedermann war von der Notwendigkeit einer Änderung der Verfassung überzeugt, als die Kunde von Napoleons Landung aller Augen auf diesen lenkte. Das kühne, mit heidnischem Fatalismus und altrömischem Selbstvertrauen unternommene und durchgeführte Wagnis steigerte die Bewunderung für den neuen Cäsar, dessen Name von dem Sieg von Abukir umstrahlt war, über welchen kurz zuvor die Zeitungen die ersten Berichte gebracht hatten. In Lyon feierte man in einem Gelegenheitsstück „die Heimkehr des Helden". Bonaparte bildete den Inhalt aller Gespräche, den Gegenstand aller Hoffnungen; die Journale sprachen fast nur von dem General und seinen Thaten in Ägypten; von ihm erwartete die Nation Heilung aller Wunden des Staats, Herstellung der Ordnung und Sicherheit im Innern, Siege und Triumphe über den auswärtigen Feind. Man vergaß, daß er der Haupturheber der aggressiven Politik war, die für das Direktorium so verhängnisvoll geworden. Auch verdammte man nicht diese Politik selbst, sondern nur die unheilvolle Wendung; Bonapartes Glück und Genie, so hoffte man, würde sie zum erfolgreichen Ausgang führen.

Diese Volkstümlichkeit seines Namens und seiner Person lud den General von selbst ein, die ehrgeizigen Herrscherpläne seiner Seele zu verwirklichen. Der erste Gedanke, Hand in Hand mit dem Direktorium und in dessen Diensten als Oberfeldherr der gesamten Heeresmacht Frankreich zum Sieg zu führen, wurde bald aufgegeben, als Napoleon sich in die Lage der Dinge und den Charakter, die Gesinnung und die Neigungen der maßgebenden Männer Einsicht verschafft. Wenn ein Haus zusammenfällt, sagte er zu Marmont, darf man sich nicht an dasselbe anlehnen, sondern muß einen Neubau versuchen. Fortan stand der Entschluß in seinem Geist fest, mittels eines Staatsstreichs einen Umschwung der Dinge herbeizuführen. Es wäre der Regierung zugekommen, den Mann, der eigenmächtig die Armee verlassen und sie durch Entführung der besten Offiziere in eine der Verzweiflung nahe kommende Lage versetzt hatte, zur Verantwortung zu ziehen; aber wo hätte das Direktorium, dessen Mitglieder unter sich uneinig waren und zum Teil der nötigen Fähigkeiten oder wie Barras der öffentlichen Achtung ermangelten, die moralische Kraft hernehmen sollen, an den Helden des Tages, den Abgott des Volks Hand zu legen? Man empfing ihn in feierlicher Audienz. Er sagte: Die Nachrichten, die wir in Ägypten vernahmen, waren so beunruhigend, daß ich keinen Augenblick zögerte, meine Armee zu verlassen, um Ihre Gefahren zu teilen. Er erhielt jedoch durch Gohier, den damaligen Präsidenten des regierenden Kollegiums, die zutreffende Antwort: Die Gefahren waren groß, aber wir haben sie rühmlich besiegt. Sie kommen gerade zu rechter Zeit, um mit uns die Triumphe Ihrer Waffengefährten zu teilen. Die nächsten Tage und Wochen wurden mit Vorbereitungen zu dem beabsichtigten Staatsstreich zugebracht. Der General selbst hielt sich wieder wie nach Beendigung des italienischen Feldzugs im Hintergrund und beobachtete eine absichtliche Zurück-

Bonaparte in Paris und die Männer der Zukunft.

17. Okt. 1799.

haltung: sorgfältig vermied er jede Gelegenheit, die Huldigungen des Volks hervorzurufen; er verkehrte viel mit Gelehrten, zeigte sich selten in Uniform, trug meistens die Kleidung eines Mitglieds des National-Instituts. Desto thätiger arbeiteten andre für ihn. Da kam es ihm denn sehr zu statten, daß seine beiden Brüder Joseph und Lucian Bonaparte im Rat der Fünfhundert saßen, und daß letzterer, ein Mann von stürmischer bilderreicher Beredsamkeit und rastloser Thätigkeit, gerade Präsident war. Josephs Schwager war General Bernadotte, ein einflußreiches Haupt der Demokratenpartei in der Reitschule, und wenn auch der schlaue, geriebene Jakobiner sich nicht beeilte in das Bonapartische Heerlager einzutreten, sondern für sich selbst den Weg zu einer Militärdiktatur im Fall eines Umschlags oder Mißlingens der Napoleonischen Pläne offen halten wollte, so waren doch er und seine Parteigenossen weit entfernt, für das herrschende Regiment in die Schranken zu treten. Auch Josephine diente den Zwecken ihres Gemahls. Hatte ihre Lebensweise während seiner Abwesenheit manche Nachreden hervorgerufen, die den General nach Ägypten verfolgt und den Stolz und die Eifersucht des reizbaren Gatten furchtbar aufgeregt hatten, so stand sie bei seiner Rückkunft im innigsten Freundschaftsbund mit Frau Gohier, einer Dame, die sich des strengsten sittlichen Rufes erfreute, und war in der Lage, auch den Präsidenten des Direktoriums mit Vertrauen und Wohlwollen zu erfüllen. Diese Gefühle, die Napoleon durch freundliches, entgegenkommendes Benehmen zu stärken verstand, schlugen so tiefe Wurzeln in dem Gemüt des geraden einfachen Mannes, daß er den Gerüchten von konspiratorischen Umtrieben der Bonapartisten bis zum letzten Augenblick keinen Glauben schenkte. Vor allem aber waren Napoleons militärische Freunde, Berthier, Murat, Marmont, Lannes bemüht, die Generale und Offiziere der in Paris befindlichen Truppen für die Bonapartische Herrschaft zu gewinnen. Für die Soldaten war die Wahl nicht schwer zwischen einer schwächlichen Regierung, welche die Armee verkommen ließ, und einem Feldherrn, der sie bisher von Sieg zu Sieg geführt hatte. Unter der Garnison der Hauptstadt befanden sich zwei Regimenter, die in der italienischen Armee gedient hatten und mit Begeisterung an Bonaparte hingen. Auf die Reiterei übte Murat einen bestimmenden Einfluß. Auch die Nationalgarde, deren Hauptleute einst von Napoleon ernannt worden waren, stand fest zu dem gefeierten Sieger. Sogar Moreau trat mit dem Feldherrn, nachdem er in vertrautem Freundeskreis ihn zum erstenmal von Angesicht zu Angesicht gesehen, in Verbindung, wenngleich mit einiger Zurückhaltung. Und auch in den Kreisen der Staatsmänner gingen manche in die Bonapartischen Pläne ein, und liehen teils aus Ehrgeiz, teils weil sie eine Änderung der Regierung für notwendig und zweckmäßig hielten, den konspiratorischen Umtrieben ihren Beistand. So Talleyrand, Roederer, Cabanis, Cambacérès, Regnault de St.-Jean d'Angely, und unter den Direktoren Sieyès und Roger-Ducos. Auch Barras, der alte Freund und Gönner Napoleons, stand dem ehemaligen Schützling nicht im Weg, wurde aber nicht in den Kreis der

Vertrauten gezogen. Vor allem war der Beitritt von Sieyès entscheidend. Der eingebildete Abbé konnte es nicht verwinden, daß nicht sein früherer Verfassungsentwurf zur Einführung gekommen, und stand mit mehreren seiner Kollegen auf gespanntem Fuß. Es fiel daher den Parteigenossen Bonapartes nicht allzu schwer, den Staatsmann für ihre Pläne zu gewinnen, obwohl er eine Ahnung hatte, daß der Inhaber der Militärgewalt ihm die einflußreiche Stellung, die ihm sein Ehrgeiz und seine Eitelkeit bei dem neuen Regiment vorspiegelte, nicht einräumen würde. Sieyès und Lucian Bonaparte wurden die Leiter des Komplotts, dessen Zweck war, durch einen neuen Staatsstreich die Direktorialverfassung zu stürzen und eine einheitlichere Regierung zu begründen. Es war nicht zweifelhaft, wen man als den künftigen Beherrscher Frankreichs betrachtete. Napoleons kleines Haus in der Viktoria-Straße wurde von Besuchern aller Klassen gleichsam belagert; es bildete sich eine Art Hof um den Mann der Zukunft, ehe noch die Entscheidung getroffen war. Die Polizei schien von allem was vorging nichts zu merken. Fouché, der Leiter derselben, wollte nicht vorzeitig eingreifen, sondern den Erfolg abwarten. So gespannt und voll Mißtrauen waren bereits die Gemüter, daß bei dem Festmahl, welches die Direktoren und Räte dem General Bonaparte veranstalteten, dieser die Speisen und Getränke der Tafel nicht berührte, sondern sich von seinem Adjutanten ein Brot und ein Fläschchen Wein reichen ließ. 6. Nov. 1799.

Als alle Einleitungen getroffen waren, bewirkte Sieyès im Rat der Alten, wo er einen überwiegenden Einfluß hatte, daß der Beschluß gefaßt wurde, die Sitzungen der beiden Räte nach St.-Cloud zu verlegen, um, wie man geltend machte, gegen eine jakobinische Verschwörung, von der damals viel geredet ward, gesichert zu sein. Durch diese in der Verfassung vorgesehene Maßregel wollte man die Vertreter der Nation in die Gewalt der Soldaten bringen. Zugleich sollte Bonaparte zum Befehlshaber aller in Paris anwesenden Truppen samt der Nationalgarde ernannt werden. Eine Musterung, die Napoleon auf die Kunde von dem Sieg seiner Parteigenossen im Rat der Alten am 8. November (17. Brumaire) in dem Tuileriengarten und auf dem Revolutionsplatz abhielt, überzeugte ihn, daß er auf die Anhänglichkeit des Militärs und der Nationalgarde zählen könne. Nach Beendigung der Revue lud er die Generale zu einer Zusammenkunft in seinem Haus auf den nächsten Morgen ein. Dort wurde auch Lefebvre, der General des Direktoriums, der nicht zu den Eingeweihten gehörte, durch die berechnete Freundlichkeit Napoleons gewonnen. Indem er dem General den Säbel überreichte, den er selbst bei den Pyramiden getragen, fragte er ihn: „Wollen Sie die Republik, zu deren Stützen Sie gehören, unter den Händen von Advokaten zu Grunde gehen lassen?“ „Wir werden sie in die Seine werfen“, war die Antwort. Von der Zeit an war Lefebvre bemüht durch Zeichen der Ergebenheit an den neuen Gebieter seine langjährigen Verbindungen mit den glühendsten Republikanern in Vergessenheit zu bringen. Auch Bernadotte fand sich ein, aber nicht in Uniform, ein deutliches Zeichen, daß er mit dem Vorhaben nicht einver-

Die Genesis des Staatsstreiches. 8. Nov.

standen sei. Diese zweideutige Haltung hat ihm Napoleon nie verziehen. Augereau und Jourdan waren gar nicht aufgefordert worden; erst später erhielten sie die Weisung, sich neutral zu verhalten. Mittlerweile war der Rat der Alten zu einer außerordentlichen Sitzung zusammengetreten. Sieyès hatte es so einzurichten gewußt, daß die Einladungsschreiben nur an die zuverlässigen Mitglieder gerichtet wurden. Das während der Nacht entworfene Dekret, das die Sitzungen der beiden Räte nach St.-Cloud verlegte und Bonaparte zum Befehlshaber aller militärischen Streitkräfte ernannte, fand daher keinen Widerspruch. Ein Mitglied überbrachte den Beschluß nach der Wohnung Bonapartes, als die Generale noch zugegen waren, und forderte Napoleon auf, im Schoß der Versammlung den Eid zu leisten. Er stieg sogleich zu Pferd und ritt an der Spitze seines Gefolges nach den Tuilerien, freudig begrüßt von Soldaten und Volk. Er schwur, daß er das Dekret zur Ausführung bringen, eine auf wahre bürgerliche Freiheit und Volksvertretung gegründete Republik ins Dasein rufen werde, und traf dann die militärischen Anordnungen zur Sicherung der Tuilerien, des Luxembourg, des Schlosses von St.-Cloud und andrer wichtiger Orte. Zunächst suchte man sich nun der drei Direktoren zu versichern, die nicht in das Geheimnis eingeweiht waren. Barras, der sich gerade im Bad befand, wurde von Talleyrand bewogen, eine von Roederer verfaßte Rücktrittserklärung zu unterzeichnen; seine beiden Kollegen Gohier und Moulins, die sich weigerten ihre Entlassung zu nehmen, wurden von Moreau im Luxembourg bewacht. Dadurch wurde der schwache charakterlose General der Rheinarmee fast wider seinen Willen in die Mitschuld gezogen.

Bonaparte und die Fünfhundert in St.-Cloud.

Aber das Schwierigste stand noch bevor. Bonaparte war seiner Sache so gewiß, daß er den Vorschlag Sieyès', die unabhängigen Mitglieder der beiden Räte während der Nacht verhaften zu lassen, mit Verachtung zurückwies. Er war gewöhnt, daß man seinen Befehlen unbedingt gehorchte, und erwartete dies auch von der Versammlung in St.-Cloud. Aber die Deputierten waren keine Soldaten. Der Rat der Alten, der seine Sitzung in das Schloß verlegt hatte, verhielt sich ziemlich ruhig; um so stürmischer ging es bei den Fünfhundert her, die unter Lucian Bonapartes Vorsitz in der Orangerie tagten. Die Opposition hatte sich zahlreich eingefunden. Man hörte den Ruf: „Nieder mit der Diktatur, es lebe die Verfassung!" Man protestierte gegen die Verlegung auf Grund eines angeblichen jakobinischen Komplotts, das völlig aus der Luft gegriffen sei. Bonaparte befand sich mit seinem Generalstab in einem Saal des Schlosses. Als Lavalette in kurzen Zwischenräumen von den Verhandlungen in der Orangerie Bericht abstattete, verzogen sich die Gesichter der Generale immer mehr und eine verlegene, unruhige Stimmung bemächtigte sich aller. „Du bist ja in einer schönen Lage," sagte Augereau schadenfroh. Da rief Bonaparte aus: „Wir müssen ein Ende machen!" Es war vier Uhr, als er von seinen Adjutanten begleitet in die Versammlung eintrat. Mit stockender unsicherer Stimme begann er eine Rede,

die ohne innere Logik, angefüllt mit Vorwürfen und Verdächtigungen gegen die Regierung und den gesetzgebenden Körper die Notwendigkeit einer Änderung der öffentlichen Ordnung darzuthun suchte, damit die Republik von den ihr drohenden Gefahren gerettet werde. Er sprach von Verschwörungen gegen seine Person, von verleumderischen Nachreden, von dem Gott des Sieges, der vor ihm herschreite. Er forderte die Versammlung auf, die Freiheit und Gleichheit zu retten. Als einer der Abgeordneten ausrief: „Und die Verfassung!" fuhr er zornig auf: „Die Verfassung! Ihr habt sie verletzt am 18. Fructidor; ihr habt sie verletzt am 22. Floréal; ihr habt sie verletzt am 30. Prairial. Die Verfassung! Von allen Faktionen wird sie angerufen, alle haben sie geschädigt, von allen wird sie verachtet. Sie kann uns keine Rettung mehr schaffen, weil sie von niemand anerkannt wird." Der Vorwurf war nicht ungegründet. Nur hatte Napoleon selbst bei den Rechtsverletzungen eifrig mitgeholfen. Wie sehr immer der Präsident und die Mehrzahl der Vertreter mit dem beabsichtigten Staatsstreich einverstanden waren, die Rede machte den übelsten Eindruck: selbst in der veränderten und verbesserten Gestalt, in welcher sie am folgenden Tag in der Staatszeitung erschien, konnte sie nicht als eine Begründung oder Rechtfertigung des revolutionären Gewaltaktes gelten. Betroffen und verwirrt über die immer lauter und drohender hervorbrechende Opposition verließ Napoleon den Saal und schritt, wie einst Cromwell, zu militärischen Maßregeln. Als die Versammlung über die Frage von der Rechtsgültigkeit der Amtsentsagung der Direktoren in Verhandlung trat, öffnete sich die Thür und Napoleon erschien an der Spitze einiger Grenadiere. Nun erhob sich ein furchtbarer Tumult. Man hörte den Ruf: Nieder mit dem Diktator! Außer dem Gesetz! Die hitzigsten Republikaner drängten sich an ihn, faßten ihn an, stießen ihn zurück. Es hieß sogar, es sei ein Dolch auf ihn gezückt worden. Unter solchen stürmischen Auftritten verließ Lucian Bonaparte den Präsidentensitz und begab sich zu dem Bruder. Nun erteilte Napoleon den Grenadieren Murats den Befehl, unter Trommelschlag einzurücken und mit gefälltem Bayonett den Sitzungssaal zu räumen. Die bonapartistisch gesinnten Deputierten zogen ab; die Republikaner dagegen boten der Gefahr eine Zeitlang mutig die Stirn, mußten aber zuletzt der Übermacht weichen und durch Thüren und Fenster ihr Heil suchen; die Trotzigsten wurden von den Grenadieren fortgetragen. Noch einmal hörte man den Ruf: „Es lebe die Republik!" Es war der letzte verzweiflungsvolle Aufschrei der sterbenden Freiheit. Von da an kam Frankreich unter eine diktatorische Militärherrschaft, anfangs mit der Form einer Scheinrepublik, dann in der nackten Gestalt des Despotismus.

Ausgang des Staatsstreichs vom 18. Brumaire (9. November) 1799.

Spät am Abend versammelte sich eine Anzahl ergebener Mitglieder des Rats der Fünfhundert um Lucian Bonaparte und faßte, nachdem sie sich als gesetzgebenden Körper konstituiert und dem Obergeneral samt seinen Offizieren den Dank des Vaterlandes ausgesprochen, die von den Urhebern des Staatsstreichs schon im voraus festgestellten Beschlüsse: Einsetzung eines provisorischen Konsulats,

bestehend aus Bonaparte, Sieyès und Roger-Ducos, Vertagung des gesetzgebenden Körpers bis zum 1. Ventose (20. Februar), Ernennung zweier Ausschüsse aus dem Schoß der beiden Versammlungen, die mittlerweile die Rechte der Gesetzgebung üben und den Konsuln bei der Neugestaltung der Dinge behilflich sein sollten, Ausschließung von siebenundfünfzig Mitgliedern, die sich durch scharfen Widerstand hervorgethan. In wenigen Stunden der Nacht wurde das Dekret von dem Rumpf der Volksvertretung ausgefertigt und von dem Rat der Alten bestätigt. Bonaparte schwur darauf namens der Konsuln „unverbrüchliche Treue der Gesetzlichkeit, der Freiheit, dem Repräsentativsystem“, und Lucian schloß mit einer Rede, worin es hieß, die Freiheit sei im Ballhaus von Versailles geboren, in der Orangerie von St.-Cloud festgestellt worden. Und damit dem nächtlichen Drama auch das Satyrspiel nicht fehle, wurde die Rettung Bonapartes von dem angeblichen Dolchstoß eines Jakobiners durch den Grenadier Thomé in Szene gesetzt. Der Moniteur verkündete am folgenden Tag, daß Thomas Thomé bei Napoleon gespeist, daß die Bürgerin Bonaparte den braven Soldaten umarmt und ihm einen wertvollen Diamantring an den Finger gesteckt habe. — Einige Tage nach dem Staatsstreich des 18. und 19. Brumaire erschien ein Dekret der drei provisorischen Konsuln, welches siebenunddreißig Personen zur Deportation nach Guayana und zweiundzwanzig andre zur Verbannung nach der Insel Ré verurteilte, eine Proskriptionsliste, die um so gehässiger und ungerechter erscheinen mußte, als darin verdiente Männer wie General Jourdan und einige strenge Republikaner aus dem Rat der Fünfhundert oder dem Richterstand mit jakobinischen Demagogen und Terroristen aus der Konventszeit, wie Fournier, Maignet u. a. zusammengestellt waren. Bonaparte erkannte auch bald den Fehler, zu dem er mehr durch die Rachsucht einiger Parteigenossen als durch eignen Antrieb bestimmt worden. Er strich den Namen des Generals sofort von der Liste und sprach in einem Brief unter Versicherung seiner Freundschaft den Wunsch aus, „daß der Sieger von Fleurus beständig auf dem Weg bleiben möge, der zur Ordnung, zur wahren Freiheit und zum Glück führt“. Auch die übrigen Verbannungsdekrete wurden zurückgenommen; man begnügte sich die Verurteilten unter polizeiliche Aufsicht zu stellen.

II. Das Konsulat.

I. Das konsularische Frankreich und dessen Stellung zum Ausland.

1. Die Konsularverfassung und das Bonapartische Regiment.

Ein willenskräftiger Soldat und ein doktrinärer Staatsmann hatten sich zu dem Gewaltstreich vereinigt, der am 18. Brumaire über die Zukunft Frankreichs und Europas die Entscheidung fällte. Der Bund bestand noch einige Wochen fort, bis das Werk zum Abschluß geführt war; dann gingen die Wege auseinander: der eine stieg zum Gipfel irdischer Größe empor, der andre fiel der Vergessenheit und einem vorzeitigen politischen Tod anheim. Einen solchen Ausgang konnte jeder voraussehen, der die Naturen und Eigenschaften beider Männer erwog, die Mittel und Wege prüfte, durch die sie die Ziele ihres Ehrgeizes und die Befriedigung ihrer Lebenszwecke zu erreichen suchten. Sieyès' Name war mit der Revolution seit dem ersten Auftreten der Nationalversammlung in Versailles verbunden; er hatte sich neben Mirabeau und Lafayette eine Stellung zu behaupten gewußt; er hatte die Jahre der Schreckensherrschaft überlebt, indem er sich in den dichtesten Reihen derjenigen verlor, die Robespierre als „Schlangen des Sumpfes" brandmarkte; er hatte der Direktorialregierung als Politiker und Diplomat Dienste geleistet; er stand im Rufe, daß in seinem Kopf die fruchtbarsten Gedanken staatlicher Organisationen verborgen lägen. Nach seiner eignen Aussage hatte er seit Jahren über eine Staatsform nachgedacht, welche die Revolutionszeit zum endgültigen Abschluß bringen und der Nation alle Errungenschaften der langen Arbeiten und Kämpfe sichern sollte. Er teilte seine Gedanken und Entwürfe, die bis dahin in seinem Geist geschlummert, mündlich Boulay de la Meurthe mit, der sie dann niederschrieb und dem aus beiden Räten ernannten Verfassungsausschuß vorlegte. Sie sollten als Grundlage des Staatsgebäudes dienen, bei dessen Ausarbeitung dem provisorischen Konsul Sieyès selbst die Rolle des Leiters und Gesetzgebers notwendig zufallen mußte. So wurde denn die Konstitution vom Jahr VIII in Angriff genommen. Bonaparte selbst hatte wenig Anteil an den Verhandlungen der Kommission, nicht, wie Sieyès meinte, weil dem jungen General das Verständnis und Interesse für die Fragen politischer Gesetzgebung abgingen, sondern weil er es vorzog, sich durch praktisches Eingreifen sofort in den Besitz der Staatsgewalt zu setzen. Sieyès und Bonaparte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Aufgabe eines Friedensstifters der Republik, eines obersten Vermittlers der Parteien dem Geist Bonapartes vorgeschwebt, daß er die Größe dieser Aufgabe erkannt, daß er, ehe ihn der Taumel des Ehrgeizes fortriß, durch die Ahnung einer höhern Bestimmung, eines für ihn und sein Vaterland weniger verderblichen Ruhmes angezogen ward, Bonapartes Politik der Ausgleichung und Versöhnung. a. Im Innern.

daß er vorübergehend nach der Rolle eines Washington strebte. Auf solche Gedanken ließen seine ersten Handlungen in der innern wie in der äußern Politik schließen. Er suchte die heftige Parteiwut, die bisher immer neue Diktaturen geschaffen und das öffentliche Leben durch ewige Kämpfe in Verwirrung und ruhelose Bewegung gesetzt, zu mildern, durch Ausgleichung der schroffen Gegensätze den Faktionen die Schärfe zu benehmen und zugleich durch sein versöhnliches Auftreten der heißen Sehnsucht der Nation nach Ruhe und fester Ordnung entgegenzukommen, den ungesetzlichen Ursprung der neuen Gewalt in Vergessenheit zu bringen. Das Direktorium hatte, um die hier und da hervortretenden royalistischen Bewegungen und Kundgebungen im Keime zu ersticken, das terro-
12. Juli 1799. ristische „Geißelgesetz" erlassen, infolge dessen die Verwandten der Emigranten und ehemaligen Adligen für alle in ihren Gemeinden oder Kantonen vorkommenden aufrührerischen Bewegungen und Gewaltthätigkeiten haftbar sein und für alle Beschädigungen zu Geldstrafen herangezogen werden sollten, ein Gesetz, das eine Menge angesehener Leute um Freiheit und Vermögen brachte. Napoleon hob wenige Tage nach dem Staatsstreich das zugleich grausame und räuberische
14. Nov. Gesetz auf und öffnete selbst den im Temple Eingekerkerten die Thore. Er ließ an die Beamten Weisungen ergehen, daß sie bei der Rückkehr von Emigranten ein Auge zudrücken sollten, und setzte eine Anzahl unbeeidigter Geistlichen, die auf den Inseln Ré und Oléron bei Larochelle festgehalten wurden, in Freiheit. Er gestattete, daß die am 18. Fructidor nach Guayana Deportierten, welche noch nicht der Fieberluft zum Opfer gefallen waren, in die Heimat zurückkehren dürften. Doch mußten alle, welche die vaterländische Luft atmen wollten, einen Eid der Treue und des Gehorsams leisten. Es war ihm gleichgültig, zu welchen Ansichten man sich innerlich bekannte, vorausgesetzt, daß man sich ohne Widerspruch vor seiner Person und seiner Herrschaft beugte. Daß Pichegru und Aubry von der Begnadigung ausgeschlossen waren, hatte seine besondern Gründe: Pichegru galt als Anhänger der Bourbonen und Aubry hatte den General Bonaparte einst aus der italienischen Armee gestrichen. Daß der Verdacht gegen Pichegru nicht unbegründet war, bewies der General nach seiner glücklich vollzogenen Flucht nach London durch seine royalistischen Umtriebe.

b. Bei der Armee. Vor allem mußte dem neuen Machthaber daran gelegen sein, die Feldherren, die im Ausland an der Spitze der Armeen standen, in seinen Dienst zu ziehen. Während der Vorbereitungen zum 18. Brumaire hatte er den Staatssekretär des Direktoriums, der ihm die Amtsentsagung von Barras überbrachte, mit den Worten angefahren: „Was habt ihr aus diesem Frankreich gemacht, das ich euch so glänzend hinterlassen? Ich hinterließ ihm Frieden und finde Krieg; ich hinterließ ihm Siege und finde Niederlagen; ich hinterließ ihm Millionen aus Italien und finde überall Elend und Zwangsgesetze." Und doch hatte Brune kurz zuvor die englisch-russische Armee in Holland zur Kapitulation gezwungen und Massena bei Zürich glänzende Erfolge errungen, die freilich durch die „blen-

benden Luftgebilde von Abukir" in der Phantasie des Volks verdunkelt wurden. Beide Feldherren hatten keinen Grund, den Umsturz der Dinge in Frankreich freudig zu begrüßen; und Brune scheint überlegt zu haben, ob er nicht mit seinem Heer dem Direktorium zu Hilfe ziehen sollte. Aber eine vollendete Thatsache übt eine überwältigende Macht auf die Gemüter der Menschen. Brune säumte nicht lange, den „ruhmreichen Helden" zu beglückwünschen; und Massena erhob keine Einsprache, als Napoleon dem frühern Kriegsgefährten in schmeichelhaften Worten den Auftrag gab, das Kommando über die italienische Armee zu übernehmen, die sich nur mit großer Mühe längs der Küste von Nizza und Genua gegen einen siegreichen übermächtigen Feind zu halten vermochte. Den Oberbefehl über die helvetische und Rheinarmee erhielt Moreau als Preis seiner willfährigen Dienstleistung bei dem Staatsstreich, zu der er sich mit innerm Widerstreben hatte fortreißen lassen. Auch Bonapartes Schreiben an Kleber in Ägypten atmeten Vertrauen und Wohlwollen, wenngleich die Freundschaftsbezeugungen nicht ganz aufrichtig gemeint sein mochten. Wir werden später erfahren, welch tiefe Kluft die beiden Männer getrennt hielt. Sie sollten einander nie mehr von Angesicht zu Angesicht sehen.

Das Bestreben Bonapartes, die innere Parteiung auszugleichen und alle Faktionen zur Anerkennung seiner Herrschaft zu bringen, konnte nur unvollkommen durchgeführt werden, solange die westlichen Provinzen der neuen Ordnung, den Grundsätzen der Revolution noch grollend und feindselig gegenüber standen, von der Bourbonschen Emigration und den Aufstachelungen Englands fort und fort im Widerstand ermuntert wurden. Daher war Napoleon auf das eifrigste bedacht, die Quelle der bürgerlichen Unruhen in der Vendee und Bretagne durch Milde und Strenge auf immer zu verschließen. Ein Manifest verkündete, daß alles Vergangene vergeben und vergessen sein sollte, gab die Religionsübung frei, forderte die Priester auf, Diener eines Gottes des Friedens zu werden, und versprach allen Reuigen und Gehorsamen Amnestie, bedrohte aber zugleich alle Widerspenstigen und Aufrührerischen mit unerbittlicher Strafe. Der Aufruf hatte die Wirkung, daß die klerikale Agitation sich allmählich legte, daß ein großer Teil der Royalisten vom Kampf abließ, daß mehrere Insurgentenführer, unter ihnen Bourmont mit dem General Hedouville, der in dem versöhnlichen Geist von Hoche vorging, Frieden schlossen und die Waffen niederlegten. In der Bretagne dagegen hielten einige unruhige Geister, wie Georges Cadoudal und Louis de Frotté im Dienst der Bourbonen und Engländer die Gemüter noch immer in Aufregung und im Widerstand. Gegen diese glaubte Bonaparte mit eiserner Strenge vorgehen zu müssen. Er ernannte an der Stelle des gemäßigten und humanen Hedouville den alten Jakobiner Brune zum Oberfeldherrn. Dieser brachte mit den beträchtlichen durch die holländische Armee verstärkten Streitkräften die westlichen Provinzen zur Unterwerfung und zum Anschluß an das neue Regiment. Cadoudal, dessen starrer Royalismus jedes Kompromiß mit

c. In der Vendee und Bretagne.

28. Dez. 1799.

der Revolution und der Republik verschmähte, entfloh nach England; Frotté ergab sich im Vertrauen auf die Großmut der Regierung auf Gnade und Ungnade, wurde aber mit sechs seiner Gesinnungsgenossen kriegsgerichtlich zum Tode verurteilt und erschossen. Nunmehr erlosch allmählich das Kriegsfeuer, das über sechs Jahre in den westlichen Landschaften gewütet, den Wohlstand vernichtet, die Gemüter verwildert hatte. Die royalistisch-klerikale Opposition barg sich fortan in das dunkle Gewand konspiratorischer Umtriebe.

17. Febr. 1800.

Die Sieyès-Bonapartische Verfassung vom Jahr VIII.

Während Bonaparte im Innern und bei der Armee sich in der Macht und Autorität befestigte, begünstigt und getragen von dem Vertrauen und der begeisterten Hingebung des Volks, das nach friedlichen, gesetzlichen Zuständen schmachtete, vollendete die Verfassungskommission ihre Arbeiten. Die Nation verhielt sich gleichgültig und teilnahmlos; ihr war die kraftvolle Hand, die das Regiment bereits thatsächlich führte, mehr Bürgschaft als geschriebene Gesetze. Man hatte im Lauf eines Jahrzehnts so viele Konstitutionen erstehen und verschwinden gesehen, daß die Mehrheit des Volks abgespannt und ermüdet war, das Wohl und Heil des Vaterlands nicht mehr von einem gesetzgeberischen Akt, von einem politischen System erwartete, sondern von einer festen Autorität, einer gesicherten Staatsgewalt in starker Hand. Wenn anfangs der Glaube obwaltete, die Verfassung vom Jahr III sollte durch die Ausschüsse der beiden Räte nur einige notwendige oder zweckmäßige Veränderungen erfahren und dann nach Ablauf der Vertagungsfrist dem gesamten gesetzgebenden Körper zur Annahme und Bestätigung vorgelegt werden, so konnte man sich bald überzeugen, daß dies keineswegs die Ansicht der provisorischen Konsuln war, daß vielmehr Sieyès die Gelegenheit benutzen wollte, die französische Nation mit seiner eignen Schöpfung, mit den tiefen Wahrheiten seines spekulativen Geistes, mit seinen befruchtenden Ideen zu beglücken, daß er der Welt ein neues politisches Evangelium darzureichen gedachte, worin alle Güter des langen geistigen Kampfes aufbewahrt und gesichert werden sollten. Aber wie wenig entsprach die neue Offenbarung den Wünschen und Bedürfnissen einer gebildeten, zur Freiheit und Selbstbestimmung reifen Nation! Die Verfassung vom Jahr VIII war in dem ersten von Sieyès ausgeklügelten Entwurf ein verkünsteltes Produkt politischer Scholastik und doktrinärer Haarspalterei, ein mechanisches Räderwerk mit byzantinischen Rangordnungen und Stufenleitern, das unter Napoleons umgestaltender Hand zu einer Maske des autokratischen Absolutismus wurde, zu einem republikanischen Gehäuse für eine einherrliche Gewaltherrschaft, zu einer Staatsmaschine, die eine einzige Feder in Bewegung setzte und im Gange hielt. Napoleon selbst hat später eingestanden, daß Sieyès nur Schatten von Gewalten geschaffen habe, denen etwas Persönliches und Greifbares beigefügt werden mußte, damit sie Leben und Odem gewännen. Um den Mißständen zu großer Beweglichkeit zu entgehen, hatte der Gesetzgeber die Bewegung selbst erdrückt, erstarrte Formen gebildet.

Es war nur Schein und Täuschung, wenn die neue Verfassung die Volkssouveränität als Basis des staatlichen Organismus festhielt; denn das künstliche Wahlsystem, das wie ein Sieb die Zahl der Wähler immer mehr verminderte, den lebendigen Volkswillen durch eine Reihe von Notabilitätslisten abschwächte und unkenntlich machte, war ein Trugbild, um die in der Macht befindliche Partei am Regiment zu erhalten. Die fünf Millionen Wähler, welche Frankreich besaß, hatten zuerst ein Zehntel aus ihrer Mitte zu wählen, 500,000 Bürger, welche die Kommunalnotabilitätsliste füllten, so genannt, weil aus ihr alle Munizipalitätsbeamten' entnommen wurden. Aus der ersten Notabilitätsliste ging durch eine gleiche Wahl eine zweite hervor, bestehend aus 50,000 Namen, aus denen die Departementsbehörden ernannt werden sollten; eine dritte Klasse, von den Departemental-Notablen gewählt, bildete die Nationalnotabilität von 5000 Personen, aus deren Mitte alle höhern Staatsdiener, vom Abgeordneten und Minister bis zum Richter des Kassationshofes hervorgingen. Dieses komplizierte Wahlgesetz erhielt noch die weitere Bestimmung, daß alle Männer, die seit Anbeginn der Revolution den munizipalen oder politischen Versammlungen angehört oder irgend ein öffentliches Amt bekleidet hatten, von Rechtswegen in die Listen der Notablen eingetragen und diese erst nach Verlauf von zehn Jahren erneuert werden sollten, eine Bestimmung, welche an den 13. Vendémiaire, an den 18. Fructidor und an andre der Volkssouveränität zugefügte Gewaltthätigkeiten erinnerte, die Wahlfreiheit zum Scheinbild machte und den Volkswillen ganz und gar der ausübenden Gewalt zur Verfügung stellte. So konnte auf Grund einer angeblichen Volkssouveränität ein unbeschränkter Despotismus gegründet, der Wille der Nation vernichtet und ihr doch der Schein der Herrschaft belassen werden.

Organismus der Konsulatverfassung. 1. Wahlsystem auf Grund der Volkssouveränität.

Wie das Wahlrecht durch das Netz der Notabilitätslisten zu einem Schein und Schatten verflüchtigt war, so wurde auch der gesetzgebende Körper durch Zerstückelung in seiner Thätigkeit gelähmt, in seinen Rechten und Befugnissen geknickt und gebrochen: die Verfassung vom Jahr VIII gab die Initiative einem **Staatsrat**, der die Aufgabe hatte, die Gesetzesvorschläge einzureichen und zu begründen; die Prüfung der Vorlagen in freier Erörterung und die Bekämpfung derselben gegenüber dem Staatsrat einem **Tribunat** von hundert Mitgliedern; die Entscheidung und Abstimmung einem **gesetzgebenden Körper** von dreihundert Volksvertretern, der stumm war wie ein Gerichtshof und die Vorschläge nur unbedingt annehmen oder verwerfen durfte; die Erhaltung des Bestehenden einem **Senat** von achtzig Personen. Dieser (Erhaltungs-)Senat oder „National-Jury" sollte der Hüter der Verfassung sein; er besaß das Recht sowohl seine eignen Mitglieder als die der gesetzgebenden Versammlungen auf Grund der Notabilitätslisten zu wählen, alle Gesetze und Maßregeln, die ihm verfassungswidrig schienen, aufzuheben. Aber aller selbstthätigen Wirksamkeit entkleidet und ohne Fühlung mit dem Volk, war der „Senat conservateur" ein Geschöpf, das schon bei der Geburt alle Eigenschaften des Greisentums in sich trug.

2. Gesetzgebung.

Hatte Siéyès durch das verwickelte Wahlsystem die Kundwerdung des wahren Volkswillens unmöglich gemacht, durch die Zerstückelung der legislatorischen Arbeiten und Aufgaben jede fruchtbare gesetzgeberische Thätigkeit lahm gelegt, so gedachte er auch die **vollziehende Gewalt** durch Teilung und Spaltung abzuschwächen und zu einem künstlichen Mechanismus auszubilden, indem er eine Art automates Konstitutionskönigtum ohne dynastische Erbfolge schuf. Zwei Konsuln sollten die äußern und innern Angelegenheiten des Staats in der Art lenken, daß der eine dem Kriegswesen, der andre den Friedensgeschäften vorstehe. Über beiden sollte ein unverantwortlicher Großwähler (grand Électeur) stehen, dem die Repräsentation nach außen, die Unterzeichnung der Verträge, die Wahl der Konsuln zugewiesen war, ein monarchischer Figu-

3. Die Exekutivgewalt.

rant mit Ehren und hohem Einkommen ausgestattet, aber ohne wirkliche Gewalt. Ja, der Senat konnte den Großwähler selbst seines Amtes entkleiden, indem er ihn kraft des „Absorbierungsrechts" zum Senator ernannte, in welchem Fall derselbe nur als Mitglied dieser hohen Körperschaft an der Staatsregierung teilnahm.

Charakter der Verfassung nach republikanischer Anschauung.

So war das Verfassungswerk beschaffen, welches als Errungenschaft der zehnjährigen revolutionären Anstrengungen der französischen Nation dargeboten ward und das öffentliche Leben für alle Zukunft bestimmen und in Gang halten sollte. Die ganze verwickelte Schöpfung, so urteilt ein französischer Historiker der neuesten Zeit, war gleichsam ein über die Nation gestellter Mechanismus, der ohne sie in Bewegung gesetzt werden konnte und sichtlich den Zweck hatte, sie der täglichen und beharrlichen Thätigkeit zu entheben, die überall und zu allen Zeiten zur Erhaltung der Freiheit notwendig gewesen ist. Eine Nation, welche meint, daß ihr die Freiheit zu teuer zu stehen kommt, kann immer gewiß sein, dieselbe zu verlieren. Dies unthätige Volk, das wie eine Herde in die Notabilitätslisten eingepfercht war, das gehorsam auf die Wahlen wartete, die seine Herren getroffen, statt ihnen die seinigen aufzuzwingen, das ihre Verwaltung hinnahm, ohne über seine eignen Angelegenheiten auch nur eine Meinung aussprechen zu können, das mit einem Wort aller Bedingungen einer politischen Thätigkeit beraubt war, bildete nur noch einen Haufen von Automaten, die den Namen von Bürgern nicht mehr verdienten. Diese Schatten von Gesetzgebern, die mit einem Bruchteil von Gedanken, Willen und Thatkraft ausgerüstet waren, wovon die ersten vorschlugen, ohne zu verfügen, die zweiten berieten, ohne zu entscheiden, die dritten entschieden, ohne weder vorzuschlagen noch zu beraten, die aus übermäßiger Vorsicht einem Veto unterstellt waren, das allen Mißbräuchen einer Macht, von der sie kaum den Schein besaßen, begegnen sollte, waren nur verschiedene Ausdrucksweisen derselben Nichtigkeit. Die ganze Verfassung verriet die ungeheuren Anstrengungen, die ihr Urheber gemacht, um zu einer Stabilität zu gelangen, die nichts als die Ruhe des Kirchhofs gewesen wäre. Frankreich wurde durch dieselbe wie ein Kranker behandelt, den seine Schwäche bereits des Gebrauchs seiner Glieder beraubt hat, und dem mit der größten Genauigkeit Bewegung, Luft und Licht zugemessen werden. Daher das Orthopädische in diesem Verfassungsentwurf, der für das Werk eines byzantinischen Gelehrten gelten könnte.

Umgestaltung des Siéyèsschen Verfassungswerks durch Bonaparte.

Bonaparte nahm erst nach vollendeter Arbeit an der Prüfung des Siéyèsschen Verfassungswerkes nähern Anteil. Mit dem ihm angebornen Talent, aus den Anschauungen andrer das herauszufinden und sich anzueignen, was für seine Pläne paßte, erkannte er sofort, daß die Konstitution vom Jahr VIII manche Elemente in sich trage, die er für seine beabsichtigte autokratisch-militärische Alleinherrschaft vorteilhaft benutzen könnte, vorausgesetzt, daß die Exekutivgewalt eine reale greifbare Gestalt erhalte. Er ließ sich den Schein der Volkssouveränität in ähnlicher Weise gefallen, wie die römischen Imperatoren sich zu Volkstribunen wählen ließen. So blieb denn das Wahl- und Abstimmungssystem mittels der dreifachen Notabilitätslisten sowie die Zerstückelung der gesetzgebenden Gewalt bestehen, nur mit der einzigen Abänderung, daß die Bevorzugung, welche Siéyès den Urhebern der Revolution zugedacht, auf die Kreaturen der neuen Macht übertragen wurde. Nur die vom Konsul ernannten Beamten wurden rechtlich und gesetzlich in die Listen aufgenommen. Dagegen wurde die Macht und Autorität des Senats wesentlich vermindert und auch dieser Areopag der konservativen Rechtsordnung dem Willen des Staatsoberhaupts unterworfen. Die Befugnis,

verfassungswidrige Gesetze und Handlungen zu kassieren, wurde an Bedingungen geknüpft, die ihr alle Bedeutung nahmen, und das Recht des Senats, seine eignen Mitglieder zu wählen, wurde dahin beschränkt, daß er nur zwischen drei von der Regierung und den beiden gesetzgebenden Gewalten vorgeschlagenen Kandidaten die Wahl zu treffen habe. Der Senat, eine Versammlung hochbesoldeter und wenig beschäftigter Männer, deren erste Zusammensetzung von der Regierung ausging, wurde bald zu einer Versorgungsanstalt und Zufluchtsstätte von Berühmtheiten, denen das Alter die thätige Laufbahn versagte, von Anhängern, die nicht nützlicher verwendet werden konnten. Noch durchgreifender war die Änderung der Exekutive. Der Großwähler, der nach der Idee des Gesetzgebers die Eigenschaften und Befugnisse eines englischen Königs und amerikanischen Präsidenten in sich vereinigen sollte, fand keine Gnade vor Bonapartes Augen. Er nannte ihn den blutlosen Schatten eines Roi faineant. Sein Wille setzte es durch, daß die vollziehende Gewalt drei auf zehn Jahre gewählten Konsuln übertragen ward, von welchen dem Ersten Konsul Bonaparte die Oberleitung des Friedens und des Kriegs, die Ernennung aller Staats- und Militärbeamten, die Besetzung der Gerichtsstellen mit Ausnahme des Kassationshofes und der Friedensrichter, sowie die Initiative der Gesetze mittels des von ihm zu ernennenden Staatsrats zustanden, während die beiden andern Konsuln nur die Beiräte des ersten sein sollten. Dadurch wurde das ganze Verfassungswerk zu gunsten der vollziehenden Gewalt umgestaltet und seines Charakters entkleidet. Die Volkswahlen und die gesetzgebende Macht blieben Scheingebilde, schattenhafte Organe ohne Blut und Leben, indes die ganze Staatsgewalt in den Händen eines einzigen Oberhaupts vereinigt war. Selbst die Verantwortlichkeit der Minister war ein bloßer Schein. Nur wenn der Staatsrat die Versetzung in Anklagestand gutheiß, konnten sie zur Rechenschaft gezogen werden. Der Nation war nichts gelassen als das Petitionsrecht, „die letzte Zuflucht und der letzte Trost in Zeiten der Knechtschaft“.

Gegenüber einem so starken und klaren Geist wie Bonaparte war Siehès ohne männliche Haltung und Willenskraft. Wie er sich in der Schreckenszeit unter die Diktatur Robespierres gebeugt und dadurch wenigstens sein Leben erhalten hatte, so beugte er sich jetzt unter Napoleons Konsulat. Seine Unterwürfigkeit trug ihm alles ein, wonach seine Seele dürstete, Geld, Ehre und ein müheloses Dasein. Bonaparte, dessen durchdringender Blick und tiefe Menschenkenntnis die Herzen bis in ihre tiefsten Falten erforschte, um die guten und bösen Triebe und Leidenschaften zu entdecken, die er für seine Zwecke gebrauchen konnte, hatte die schwachen Seiten seines Kollegen schnell erfaßt. Wir wissen, wie geschickt er vor Jahren die Habsucht der Kommissare und Generale in Italien zu benutzen wußte, um die feilen Seelen von sich abhängig zu machen. Dasselbe Mittel wandte er auch bei Siehès an. Im Luxembourg war ein geheimer Geldschrank, in welchem das Direktorium einen Reservefond aufbewahrte. Eines

Siehès und die neuen Konsuln.

Tages fragte Sieyès den General, wie man wohl die dort verborgenen Geldsummen am zweckmäßigsten anwenden könne? Bonaparte erriet die Gedanken und Wünsche des Mannes. „Wenn ich davon Kunde erhalte," antwortete er, „so fließt das Geld in den Staatsschatz; wenn ich nichts davon weiß, können Sie und Ducos sich darein teilen." Sieyès beeilte sich den Rat zu befolgen und behielt den Löwenanteil für sich selbst. Als die Verfassung vollendet war, sprach Bonaparte dem Urheber seinen Dank aus, ernannte ihn in Anerkennung seiner „uneigennützigen Tugenden" zum Präsidenten des Senats und schenkte ihm unter dem Titel einer Nationalbelohnung ein Landgut. Auch Roger-Ducos wurde mit der einträglichen Sinekure eines Senators belohnt. An ihre Stelle traten Cambacérès, ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter als zweiter und Lebrun, ein erfahrener Geschäftsmann als dritter Konsul.

Einführung der neuen Staatsform.

Um die Mitte Dezember wurde die Verfassung vom Jahr VIII im ganzen Reich bekannt gemacht. Eine Proklamation an die Nation hob hervor, sie sei gegründet auf die echten Prinzipien der Repräsentativverfassung, auf die geheiligten Rechte des Eigentums, der Freiheit und Gleichheit; sie gewährleiste die Rechte der Bürger und die Wohlfahrt des Staats. Durch sie sei die Revolution beendigt; die Grundsätze, von denen diese ausgegangen, seien in ihr sichergestellt. Darauf wurde in allen Gemeinden eine Volksabstimmung angeordnet, die eine an Einstimmigkeit grenzende Annahme der neuen Konstitution durch die Nation beurkundete. Das Vertrauen des Volks zu der Thatkraft, zu den hohen Herrschergaben, zu den edlen, gemeinnützigen Absichten Napoleons machte die Nation blind für die Gefahren, die der Freiheit drohten. „Zwischen Bonaparte und dem Publikum wurde ein stillschweigendes Abkommen getroffen, nach welchem der eine Teil sich verpflichtete, die Usurpation mit Erinnerungen und Formeln der Freiheit zu verhüllen, der andre sich mit diesen Zugeständnissen begnügte, ohne jemals auf den Grund der Dinge zu schauen."

Washington u. Bonaparte.

So war die neue Monarchie in republikanischer Form, das autokratische Regiment mit konstitutionellen Verzierungen geschaffen. Wer sich noch mit Zweifeln über den wahren Charakter der neuen Staatsform tragen mochte, wurde bald enttäuscht, als Napoleon seine Wohnung in den Tuilerien nahm. Um dieselbe Zeit, da er den alten Palast der Könige bezog, gelangte die Nachricht von dem Ableben Washingtons am 14. Dezember 1799 nach Paris. Napoleon versäumte nicht, dem Befreier Amerikas, „der sich gegen die Tyrannei geschlagen", prunkende militärische Trauerfeierlichkeiten zu veranstalten. Bei dieser Gelegenheit entfaltete der glatte Redekünstler Fontanes zum erstenmal seine höfische Rhetorik. In der schwungvollen Gedächtnisrede, worin er dem republikanischen Helden „von mehr stillem als glänzendem Verdienst" reichliches Lob spendete, fügte er die Andeutungen bei, daß der Vorrang einem reicher begabten Genius gebühre. Washington habe nicht jene stolzen imposanten Züge besessen, welche die Welt in Erstaunen setzen; aber wie er werde der Mann, der ihn, obwohl

jünger an Jahren, an Schlachtenruhm übertreffe, mit seiner siegenden Hand die Wunden des Vaterlands schließen. Von Lafayette, dem Waffenbruder Washingtons, war keine Rede. Man verspürte in dem oratorischen Kunststück bereits die kommende Hofluft.

Das nächste Anliegen des Ersten Konsuls mußte es nunmehr sein, den Männern, die ihm als Werkzeuge und Mitarbeiter dienen sollten, ihre Rollen zuzuteilen. Und dabei ging er mit wunderbarer Umsicht und Menschenkenntnis zu Werke: Cambacérès, eitel und genußsüchtig, aber ein erfahrener und gewandter Jurist, der es vortrefflich verstand, alle Maßregeln mit strengen Formen und Scheingründen zu umkleiden, war ein fügsamer Diener jeder Macht, und Lebrun, der dritte Mann des Triumvirats, der noch die Traditionen des alten Regime in sich trug und die Geschicklichkeit besaß, die Gedanken andrer mit eleganter Feder darzustellen, war ein brauchbarer Gehilfe bei den Verwaltungsgeschäften, der dem Ersten Konsul nie durch Widerspruch Schwierigkeiten bereitete. In den Staatsrat und in das Ministerium wählte Bonaparte die talentvollsten und erfahrensten Männer, die mit der alten Bildung die Thätigkeit und Geschäftsgewandtheit der Revolutionszeit verbanden. „Er wollte im Schatten seiner Macht eine Art von neutralem Gebiet abgrenzen, auf dem alle Parteien die Waffen strecken und sich die Hand reichen, wo alle Meinungen zu seinen gunsten aufgegeben werden sollten.“ Der kluge Diplomat Talleyrand ward Minister des Äußern, Gaudin (später Herzog von Gaëta) stand den Finanzen vor und war bemüht, durch bessere Organisation des Steuerwesens und der Staatsschulden, durch Errichtung der Bank von Frankreich und durch andre Mittel den öffentlichen Kredit zu heben; der verschlagene Fouché, der um alle konspiratorischen Umtriebe wußte und mit den alten Terroristen noch immer in Fühlung war, leitete die Polizei; der energische Carnot war eine Zeitlang Kriegsminister, nachdem Berthier als Chef des Generalstabs den Oberbefehl über die italienische Armee übernommen, da Bonaparte nach den Worten der Verfassung nicht selbst das Kommando führen sollte. Der arbeitsame Maret (Herzog von Bassano) besorgte die Geschäfte eines Generalsekretärs. Lucian Bonaparte übernahm das Ministerium des Innern, doch vertrug sich seine hitzige Sinnesart nicht lange mit dem Bruder. Die größte Aufmerksamkeit wandte Napoleon dem Staatsrat zu, dessen Sitzungen er selbst öfters anwohnte und dessen Mitgliedern er sein besonderes Vertrauen und seine Gunst schenkte. Das französische Gesetzbuch (Code Napoleon), bei dessen Abfassung der zweite Konsul Cambacérès, sowie Merlin, Lebrun, Tronchet, Roederer u. a. thätig waren, ist ein durchschlagender Beweis von den Einsichten des Staatsrats. Teils dem römischen Recht, teils dem Gewohnheitsrecht, teils den Erlassen und Verfügungen der vorausgegangenen gesetzgebenden Versammlungen entstammt und durch die Kodifikationsarbeiten der Kommission in klaren einfachen logischen Zusammenhang und übersichtliche Ordnung gebracht, war das Sammelwerk der bürgerlichen

Die Männer des neuen Regiments.

Gesetze eine nationale Wohlthat. Der Erste Konsul nahm an den Beratungen den regsten Anteil, und nicht selten gaben seine Reden, Aussprüche und Einwendungen, die von wunderbarer Schärfe des Verstandes und Urteils zeugten, bei der Entscheidung den Ausschlag.

Der Bonapartische Absolutismus und das Zentralsystem.

Je mehr der Erste Konsul bestrebt war, die fähigen Geister, die sich fügsam und dienstwillig zeigten, zur Teilnahme an den öffentlichen Dingen heranzuziehen, um so eifersüchtiger bewies er sich gegen jede Opposition. Nicht nur, daß er alles agitatorische Treiben, mochte es von den Agenten der Bourbonen und der Emigranten oder von den Überresten der Jakobiner und Terroristen ausgehen, mit unerbittlicher Strenge und Rachsucht verfolgte, selbst in den Organen der Verfassung und des nationalen Willens war ihm jeder Widerspruch unerträglich: die Presse wurde beschränkt und sorgfältig überwacht, und wie gemäßigt und anständig immer die Opposition und die polemisch-kritische Debatte in dem Tribunat, der einzigen Zufluchtsstätte der freien Rede, sich kundgeben mochte, Napoleon betrachtete diese Anstalt stets mit Mißtrauen und Abneigung. Er sah in dem Palais Royal, wo die Tribunen ihre Sitzungen hielten, immer noch den Herd der revolutionären Agitation, wie zur Zeit des Volksredners Camille Desmoulins, obwohl der Palast bereits wieder wie unter Orleans-Egalité „ein Schlupfwinkel des Hasardspiels und der Prostitution" geworden war. Als Benjamin Constant de Rebecqui, Abkömmling einer nach der Schweiz ausgewanderten Hugenottenfamilie, in Lausanne geboren, in Deutschland gebildet, ein geistreicher talentvoller Schriftsteller und Redner von liberaler Gesinnung, dem Tribunat noch einen Schimmer von Freiheit und Volksrechten retten wollte, als er die jener Körperschaft verfassungsmäßig zustehende Befugnis, persönliche Bittschriften von Gemeinden und einzelnen in Empfang zu nehmen, zu einer Art Initiative zu verwandeln, zu einem Mittel der Ausgleichung zwischen Regierung und Volk zu erheben suchte, wurde er und mit ihm seine Gönnerin Frau von Staël von der Ungnade Napoleons betroffen. Aus Furcht, ein ähnliches Schicksal zu erfahren, wurden die Volksvertreter immer schüchterner und vorsichtiger, sie wetteiferten förmlich in Servilität. Nach dem Geständnis des Präsidenten sollte ihre Aufgabe sein: die Wohlthaten der Regierung aufzusuchen und deren Verdienste bekannt zu machen. Aber nichts vermochte das Vorurteil und den Groll des Ersten Konsuls gegen das einzige noch einigermaßen selbständige Organ der öffentlichen Meinung zu bannen. Tribunat und gesetzgebender Körper waren in seinen Augen stets „ein lästiges Beiwerk, ein widerwilliges Zugeständnis an die Ideen der Revolution". Mit desto größerem Interesse betrieb Napoleon die Herstellung solcher Einrichtungen, welche von der Staatsregierung ihre Weisungen empfingen und sich in dem von ihr vorgezeichneten Kreis bewegten. Zu dem Zweck führte er auf Grund der von der Nationalversammlung geschaffenen Territorialeinteilung ein Zentralisationssystem der innern Verwaltung ein, das an geschlossener Gliederung und strammer Geschäftsführung den von Richelieu und Ludwig XIV. begründeten monarchischen Absolutismus überholte. In der republikanischen Zeit war die Autorität der amtlichen Behörden durch die revolutionäre Anarchie und die demokratische Wahlfreiheit geschwächt, zerbröckelt und gebrochen worden. Eine solche Zuchtlosigkeit und Zerfahrenheit widerstrebte dem autokratischen Geist Bonapartes, der in der strammen Disziplin, in dem geregelten Ineinandergreifen aller gouvernementalen, polizeilichen und militärischen Gewalten den Nerv eines starken geordneten Regiments erblickte. Er benutzte daher die territoriale Landeinteilung in Departements, Arrondissements, Kantone und Gemeinden, die erst jetzt ihre genaue Begrenzung und Vollendung erhielt, um das ganze Reich mit einem hierarchischen Beamtentum zu umspannen, dessen Spitzen, die Präfekten, Unterpräfekten, Maires, von der Regierung

ernannt, mit Hilfe von Präfektur- und Munizipalräten alle Verwaltungsangelegenheiten nach einem bestimmten einheitlichen System leiteten und in vorschriftsmäßigem Gang hielten; ein Räderwerk, „wo ein Tritt tausend Fäden regt". Wie einst die aristokratisch-priesterliche Anarchie des Feudalstaats durch die königlichen Intendanturen zu einem einheitlichen Staatsorganismus in der Hand des Herrschers zusammengefaßt worden, so wurde jetzt die republikanische Zerfahrenheit und Zersplitterung durch das streng-gegliederte Präfektursystem, die hierarchische Kette der Verwaltungszentralisation beseitigt. Die Präfekten waren „Diktatoren auf kleinem Fuße". Sie waren durch die gewählten Versammlungen, die ihnen zur Seite standen, sowenig gebunden, wie die Konsularregierung durch den gesetzgebenden Körper. Die den Notabilitätslisten entnommenen Mitglieder mit nur beratender Stimme sollten die büreaukratische Allgewalt mit einem Schein von Volksrepräsentation und Selbstverwaltung umkleiden und die Nation durch eine wesenlose Form täuschen. Der ganze Verwaltungsorganismus der Maires und Munizipalitäten, der Unterpräfekten und Präfekten mit ihren Beiräten, jene kunstvolle administrative Stufenleiter, war „eine Art von Hierarchie übereinander gestellter Diktaturen, die endlich in einer einzigen, der des Ersten Konsuls gipfelten". Und diese geheimnisvolle Macht der Zentralisation beschränkte sich nicht auf die Verwaltung, sie erstreckte sich sogar auf das Gerichtswesen. Hatten frühere Verfassungen das Rechtsleben „auf den Sand der Volkswahl" gegründet und in der Unabhängigkeit des Richterstandes die wichtigste Garantie einer unparteiischen Rechtspflege erblickt, so sollten jetzt alle Tribunale und Appellhöfe, die über den Friedensgerichten standen, durch den Ersten Konsul besetzt werden. Die für den Mangel der Unabhängigkeit gewährte Unabsetzbarkeit der Richter war ein Schein wie alles übrige. Hatte die Regierung schon durch das Anstellungsrecht der Präsidenten und Richter das Mittel, unsichere Elemente, selbständige Charaktere fern zu halten, so besaß sie in den Beförderungen und Auszeichnungen der Begünstigten einen wirksamen Hebel, die Ehrgeizigen willfährig und diensteifrig zu machen. Dazu kam noch, daß dem Kassationstribunal das Recht zustand, alle Justizbeamten wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt in Anklagestand zu versetzen. Als ein Zugeständnis an die Ideen der Revolution blieb das Schwurgericht bestehen, aber der starke Einfluß der Präfekten auf die Bildung der Geschwornenlisten, die übermächtige Stellung der Gerichtspräsidenten und vor allem das Anklagemonopol der Staatsanwaltschaft erfüllten auch das Strafverfahren mit büreaukratischem Geist. Auch das Institut der Friedensrichter wurde durch Verminderung der Zahl und der richterlichen Befugnisse dem ursprünglichen Zweck und der volkstümlichen Lebenskraft entfremdet.

Mängel und Vorzüge des konsularischen Staatsorganismus.

Die Urteile über den Staatsmechanismus vom Jahr VIII waren zu allen Zeiten sehr verschieden: republikanisch gesinnte Schriftsteller, in deren Augen die politische Selbstthätigkeit der Nation über alles geht, verdammten ein Zentralisationswerk, das eine Nation von dreißig Millionen wie ein Regiment Soldaten nach dem Kommandowort des Befehlshabers in Bewegung hielt. Thiers dagegen erkennt darin eine Schöpfung, der Frankreich seine nationale Einheit und seine bewunderungswürdige Staats- und Gerichtsordnung verdanke. Jedenfalls war die Nation voll dankbarer Anerkennung für den energischen und klaren Geist, der sie aus den sturmbewegten Fluten der Revolution in den Hafen eines ruhigen und gesicherten Staatswesens einführte; der das öffentliche Leben mit einem weiten Netz umspannte, in dessen Mitte der Staatsrat saß, „wie eine große Spinne, die tüchtigsten Kräfte des Beamtentums an sich ziehend und mit immer

neuen Fäden das Gewebe der monarchischen Macht ergänzend"; der ein Gesetzbuch ins Dasein rief, in welchem Einheit und Gleichheit des Rechts für alle Klassen und Landschaften in einfacher und klarer Weise durchgeführt sind. Es wurde dankbar empfunden, daß die Regierung in Beziehung auf die Rechtsstellung im Staat und in der Armee dem Grundsatz der Freiheit und Gleichheit Geltung verlieh, und doch in der Beibehaltung des von Jourdan eingeführten Konskriptionsgesetzes die Selbstsucht der besitzenden Klassen schonte, von einer allgemeinen Wehrpflicht absah; daß sie die Emigrantenlisten schloß, dennoch aber die dermaligen Besitzer der eingezogenen Güter in ihrem erworbenen Eigentum nicht beunruhigte; daß sie in das Chaos des Staatshaushaltes Ordnung zu bringen suchte, indem sie durch geschickte Hände neue Systeme der direkten und indirekten Steuern ausarbeiten ließ, in der Bank von Frankreich dem Geldmarkt einen Mittelpunkt gab und zugleich die eroberten oder bekriegten Staaten des Auslandes für die Bedürfnisse der eignen Verwaltung heranzog. Alles schwelgte in neuer Lebenslust unter dem Schutz der Gesetze, der geordneten Verwaltung, der gesicherten Rechtspflege, einer allmächtigen Staatsgewalt, welche die bürgerliche Gleichheit anerkannte und den Willen des souveränen Volks als scheinbare Rechtsquelle der öffentlichen Macht gelten ließ; man vergaß im Taumel der Sinnlichkeit und der Genüsse, daß das nationale Selbstregiment, der politische Idealismus der Revolution von einem Despotentum verdrängt ward, das dem Absolutismus Ludwigs XIV. nicht nachstand. Aber dieses Bonapartische Despotentum ruhte auf ganz andern sozialen Grundbedingungen, die den Druck weniger fühlbar machten. Dem Talent, der Thätigkeit, dem Ehrgeiz, war eine freie Ringbahn geöffnet, in der sich alle Kräfte und Anlagen entfalten konnten.

2. Marengo und Hohenlinden.

Der Erste Konsul u. die europäischen Mächte. 1. England. 25. Dez. 1799.

Daß der Erste Konsul nach Befestigung seiner Herrschaft der Nation als Friedenbringer erscheinen wollte, ging aus seinen ersten Schritten gegenüber dem Ausland hervor. Er schrieb eigenhändig an den König von England einen Brief voll hochklingender Redensarten, worin er seinen Regierungsantritt anzeigte und die Hand zum Frieden bot. „Soll der Krieg, der seit acht Jahren die vier Weltteile verheert, ewig dauern?" hieß es darin. „Wie ist es möglich, daß die beiden aufgeklärtesten Nationen Europas das Gedeihen des Handels, die innere Wohlfahrt und das Glück der Familien dem eiteln Begriff der Größe zum Opfer bringen? Sollten sie denn nicht begreifen, daß der Friede sowohl das höchste Bedürfnis wie der höchste Ruhm ist?" Ebenso schrieb Napoleon an den Kaiser, dem er die frühern Beziehungen zwischen ihnen ins Gedächtnis zurückrief und die Herstellung des Friedens von Campo Formio anbot. Aber der ungewöhnliche Schritt, der in England überdies gegen die Verfassung verstieß, fand wenig Anklang. Eine kalte diplomatische Antwort, von dem Minister des Auswärtigen

Lord Grenville an Talleyrand gesandt, hielt ein scharfes Gericht über die bisherige französische Politik der Eroberung und Propaganda, und erklärte, der einzige Weg zum Frieden sei die Wiedereinsetzung der verbannten Dynastie und die Rückkehr zu den alten Grenzen. Pitt glaubte in dem Entgegenkommen Bonapartes ein Zeichen zu erkennen, daß Frankreich erschöpft und außer stande sei, einen längern Kampf durchzuführen. Und sollte die englische Regierung durch Friedensunterhandlungen die französische Armee in Ägypten, deren Untergang man als unvermeidlich ansah, aus ihrer verzweifelten Lage bringen? Es fiel dem Minister Talleyrand nicht schwer, die Beschuldigungen und Forderungen des Londoner Kabinetts mit triftigen Gründen zu widerlegen. Er durfte nur an die Umstände erinnern, unter denen die hannoversche Dynastie auf den englischen Thron gelangt sei. Auch stieß die Kriegspolitik Pitts auf scharfe Opposition im eignen Parlament. Die Kampflust Englands fing an zu verrauschen. Hatte früher die barsche Zurückweisung aller Friedensverhandlungen durch das Direktorium den britischen Nationalstolz verletzt und die Kriegspolitik der Regierung gerechtfertigt, so fragte man jetzt, ob es völkerrechtlich und vernünftig sei, den Frieden mit Frankreich an die Herstellung der verbannten Königsfamilie zu knüpfen. — Das Antwortschreiben von Wien war in der Form gemäßigter und gehaltener, lehnte aber gleichfalls die Vorschläge des Ersten Konsuls ab. Thugut war nicht geneigt, auf die Grundlagen von Campo Formio zurückzugehen, in einem Augenblick, da Österreich den größten Teil von Oberitalien besetzt hielt und mehr als je hoffen konnte, die so heiß begehrten Legationen von dem Kirchenstaat zu trennen. — Von mehr Erfolg gekrönt waren Napoleons Bemühungen, den König von Preußen und den Kaiser von Rußland auf seine Seite zu ziehen. Sein Adjutant Duroc, ein ritterlicher Mann von angenehmen Manieren und diplomatischer Gewandtheit, der dem Berliner Hof die Erhebung Bonapartes zum Ersten Konsul ankündigte, fand bei Friedrich Wilhelm III. eine gute Aufnahme. Und wenn auch das angebotene Bündnis nicht zu stande kam, so beschloß man doch in Berlin, in der bisherigen Neutralität zu beharren. Zugleich versprach der König seinen Einfluß geltend zu machen, um die kleinern deutschen Staaten ebenfalls für die Neutralitätspolitik zu gewinnen und Kaiser Paul I. von der Koalition zu trennen. In Preußen gab man sich mit Wohlgefallen dem Gedanken hin, die Rolle eines Vermittlers und Schiedsrichters zu spielen und die Kräfte zu sparen, während die andern Großmächte sich verbluteten. Auch der Gesandte Beurnonville, der ordentliche Vertreter der französischen Regierung in Berlin, wußte die guten Beziehungen beider Nationen zu erhalten. — Noch freundschaftlicher gestaltete sich das Verhältnis Bonapartes zu Paul I. Wir wissen, wie unzufrieden der Zar mit seinen Verbündeten war. Er warf den Österreichern vor, daß sie die Unfälle der Russen in der Schweiz verschuldet, daß sie die eroberten Länder in Italien, anstatt sie den legitimen Herrschern zurückzustellen, in eignen Besitz genommen; er zürnte den Engländern, daß sie die Insel

2. Österreich. 3. Preußen. 4. Rußland.

Malta, welche durch die Kapitulation des Besatzungskommandanten Vaubois in ihre Hände gekommen war, nicht dem Johanniterorden abtreten wollten, sondern für sich behielten. Vor allem aber erregte es seinen Unwillen, daß die Verbündeten aus schmachvoller Selbstsucht sich weigerten, die russischen Soldaten, die in der Schweiz und in Holland in französische Gefangenschaft geraten waren, in die Austauschungsverträge aufzunehmen. Napoleon wußte diese Verstimmung des launenhaften Zaren und seine Vorliebe für das Heer trefflich zu benutzen. Nicht allein, daß er über die Größe und Macht des russischen Kaiserstaats und über den hochherzigen Charakter Pauls sich in der schmeichelhaftesten Weise äußerte, seine Bereitwilligkeit zu erkennen gab, dem Papst, den Maltesern, dem König von Piemont wieder zu ihren frühern Besitzungen behilflich zu sein, und den Jesuitenpater Gabriel Gruber, der damals am Petersburger Hof hoch in Gunst stand, in sein Interesse zu ziehen wußte; er schickte etliche Tausend der russischen Gefangenen neu gekleidet und bewaffnet unter eignen Anführern ohne Lösegeld durch Deutschland nach ihrer Heimat zurück, als Beweis, wie er tapfere Männer zu achten wisse. Auch verehrte er dem Zaren den Degen, den einst Leo X. dem Großmeister des Malteserordens, Lisle Adam, geschenkt hatte. Von der Zeit an fühlte Paul I. die lebhafteste Zuneigung für den siegreichen Feldherrn. Er erkannte in dessen ganzem Auftreten den verwandten autokratischen und militärischen Geist, den Bändiger der Revolution und der ihm so verhaßten republikanischen Ideen; er blieb fortan der Bewunderer und Freund Bonapartes. Der Zar sandte den General Sprengporten mit einem eigenhändigen Brief nach Paris, um den Oberbefehl über die entlassenen Kriegsgefangenen zu übernehmen, und traf die Einleitungen zu einem gänzlichen Umschwung der russischen Politik. Im Bund mit Napoleon wollte er gegen das eigensüchtige Inselvolk in den Kampf ziehen, Malta dem Orden zurückgewinnen, und von den Kaukasusländern aus, wo das christliche Fürstentum Georgien eine russische Provinz geworden war, die britische Herrschaft in Asien erschüttern.

Ein neuer Doppelfeldzug beschlossen. Es ist sehr zweifelhaft, ob es dem Ersten Konsul mit seinen Friedensanträgen Ernst war. Aber die schroffe Zurückweisung durch Pitt und Thugut hob ihn in den Augen der Nation und mehrte seine Volksthümlichkeit. Nun fiel die ganze Schuld des Kriegs, die ganze Verantwortlichkeit für die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten auf das Ausland. Der Gegensatz zwischen der scheinbaren Wärme, Offenheit und Großmut Napoleons und der abweisenden Kälte der Kabinette von London und Wien, zwischen den versöhnlichen Kundgebungen des Ersten Konsuls und dem bösen Willen seiner Gegner, erzeugte bei den feurigen Franzosen einen Sturm von Begeisterung und Kampflust. Von allen Seiten strömten dem waffenkundigen Oberhaupt tapfere Krieger zu, so daß ganz Frankreich in ein gewaltiges Feldlager sich verwandelte. Napoleon bildete in größter Heimlichkeit ein streitbares Heer, das er an verschiedenen Orten in der Nähe des Genfer Sees sammelte, indes die in Dijon aufgestellte sogenannte Reservearmee unter Berthier die Welt

täuschte und den Spott der Engländer hervorrief. Zugleich erteilte er dem General Moreau, der mit Sainte-Suzanne und Saint-Cyr das Rheinthal von Straßburg bis Basel besetzt hielt, den Befehl, den Strom zu überschreiten und gegen die Schwarzwaldarmee vorzugehen, die sich in einer Stärke von mehr als 100,000 Mann von Vorarlberg bis zum Rhein und Neckar hinzog und nach dem freiwilligen Rücktritt des Erzherzogs Karl von Feldzeugmeister Kray befehligt war, indes der kühne und feurige Massena angewiesen wurde, im Verein mit General Suchet die Küstenstriche von Nizza und Genua zu schützen und die Österreicher unter Melas vom Übergang über die Pässe des Apennin abzuhalten. General Lecourbe sollte in der Umgebung von Schaffhausen die Verbindung zwischen beiden Armeen erhalten und je nach Umständen sich nach Süden oder nach Norden wenden. So wurde denn ein ähnlicher Doppelfeldzug ins Werk gesetzt, wie vor drei Jahren: die Errungenschaften von Campo Formio sollten wieder eingebracht, von Genua und Ulm aus der Eroberungsangriff gegen Österreich von neuem begonnen werden. „Edler Freund," rief damals der Dichter des Idealismus trauernd aus, „wo öffnet sich dem Frieden, wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort? Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden, und das neue öffnet sich mit Mord."

Bei diesem kombinierten Unternehmen hing der Erfolg größtenteils von Moreau ab, und Napoleon versäumte nichts, den General durch freundliches Entgegenkommen zu einem aufrichtigen Eingehen in seine Pläne und Interessen zu bewegen, obwohl er das Gefühl hatte, daß der vorsichtige, behutsame und zurückhaltende Mann ihm nicht mit voller Hingebung zugethan sei. Moreau, dessen strategische Eigenschaften und politische Haltung wir früher kennen gelernt, liebte es, seine eignen Wege zu gehen. Wie wenn er die Mitwirkung bei dem Staatsstreich des 18. Brumaire bereue und verwischen wolle, ging er stets nur zögernd und widerstrebend auf die Pläne Bonapartes ein. Im Hochgefühl seiner Machtstellung und in dem Bewußtsein, daß zur Vollendung seiner Herrscherlaufbahn glänzende Erfolge im Feld notwendig seien, unterdrückte der Erste Konsul alle argwöhnischen Gedanken gegen den erfahrenen umsichtigen General und suchte durch Beweise von Vertrauen sich dessen Zuneigung und Anhänglichkeit zu gewinnen, ihn zum Helfer und Genossen seiner Triumphe zu machen. Aber es fehlte auf beiden Seiten der warme Herzschlag füreinander. So mußten mit der Zeit die Wege sich scheiden. Allein wie vor drei Jahren hat auch diesmal Moreau die Pflichten und Aufgaben eines Heerführers mit Geschick, Einsicht und Gewissenhaftigkeit erfüllt. Die Rheinarmee hatte bereits ihre Operationen begonnen und manche Erfolge errungen, als Napoleon, nachdem er mit einiger Ostentation in Dijon das Oberkommando an General Berthier abgegeben hatte, seinen berühmten Alpenzug antrat. Es sollte das Ansehen haben, als ob der Erste Konsul durch seine Anwesenheit die Armee ermutigen und moralisch heben, daß aber ein andrer den Heerbefehl führen und die Verantwortung tragen sollte. So umging man auch hier den Wortlaut der Verfassung durch Schein und Blendwerk.

Bonaparte u. Moreau.

Der Feldzug in Schwaben und Bayern. Während Bonaparte noch mit den Vorbereitungen zum italienischen Feldzug beschäftigt war und durch den General Marescot die Alpenpässe erforschen ließ, setzte Moreau mit der Rheinarmee bei Breisach über den Strom, schlug in Verbindung mit Lecourbe den österreichischen Befehlshaber Kray in mehreren 3.–5. Mai 1800. Treffen bei Engen, Stockach, Mößkirch und drängte ihn unter fortwährenden Gefechten nach der Donau. Damals wurde die berühmte württembergische Feste Hohentwiel, auf einem steilen Bergkegel im Norden des Bodensees gelegen, die einst im Dreißigjährigen Krieg durch Konrad Wiederhold jahrelang mit Heldenmut verteidigt worden (XI, 995), von dem feigen kopflosen Kommandanten dem Feind übergeben und von den Franzosen geschleift. Daß der Sieg bei Mößkirch nicht noch durchschlagender gewesen, wurde der zögernden Haltung St.-Cyrs, der mit Moreau nicht in gutem Einvernehmen stand, zugeschrieben. Um so glänzender waren die Waffenthaten dieses Feldherrn bei Biberach und auf dem 10. Mai. Mettenberg, wo Kray, in der Meinung, es mit der ganzen französischen Armee zu thun zu haben, durch St.-Cyrs kühnes Vorgehen zum eiligen Rückzug an die Iller gezwungen ward und hinter den Schanzen von Ulm eine gedeckte Stellung suchte. Die Österreicher erlitten in diesen ununterbrochenen Gefechten so beträchtliche Verluste, daß sie die Armee Moreaus wenig an Stärke übertrafen, obwohl eine Abteilung der letztern, etwa 16,000 Mann, unter General Moncey nach dem Gotthard abgetrennt ward, um die französischen Streitkräfte in Italien zu verstärken. Moreau kam dem Befehl Napoleons auf Überlassung der Division ungern nach, so schonend und höflich auch die durch Carnot überbrachte Weisung gehalten war. Der Erste Konsul hatte gewünscht, daß Lecourbe ihm die verlangte Verstärkung zuführen möchte. Aber Moreau wollte diesen im Bergkrieg erfahrenen Feldherrn nicht von sich lassen. Vergebens suchte der Oberfeldherr der französischen Rheinarmee seinen Gegner durch Scheinbewegungen aus den Verschanzungen von Ulm herauszulocken, Kray blieb in seinen gedeckten Stellungen. So sah sich denn Moreau genötigt, einige Tage „tastend um Ulm herumzugehen“, während in Italien der Feldzug entschieden ward. Erst als der französische Heerführer eine Strecke unterhalb Ulm in der Nähe der alten Schlachtfelder von Höchstädt und Blenheim (XII, 766) mit großer Kühnheit das linke Stromufer besetzt und in einer Reihe scharfer Gefechte gegen die feindlichen Heerabteilungen behauptet 19. Juni. hatte, sah sich Kray genötigt, um nicht von der Rückzugslinie nach den Erblanden abgeschnitten zu werden, seine geschützte Position bei Ulm zu räumen und sich unter fortwährenden Kämpfen nach Nördlingen und von da nach Neuburg durchzuschlagen. In den blutigen bis in die Nacht fortgesetzten Gefechten bei den Dörfern Unter- und Oberhausen fiel der tapfere Latour d'Auvergne, der „erste Grenadier Frankreichs“, ein Mann von antikem Charakter und Republikanersinn, durch eine österreichische Kugel. Im Juli erreichten die Franzosen die Isarlinie und dehnten sich über Bayern aus, indes Kray am Inn den weitern Vormarsch der Feinde nach Osten zu verhindern suchte. Beide Feldherren bedurften der Ruhe,

damit ihre Truppen sich erholen konnten. So kam es denn zu dem Waffenstillstand von Parsdorf, der das südliche Deutschland auf unbestimmte Zeit in den Händen der Franzosen ließ. Mittlerweile hatten sich die Dinge in Italien geändert. Auch dort war ein Waffenstillstand geschlossen worden, der Raum zu Friedensunterhandlungen gewährte. 15. Juli 1800.

Als Bonaparte von dem Vorrücken der Rheinarmee durch die Schwarzwaldthäler nach Schwaben Kunde erhalten, verließ er Paris, um sich in Begleitung von Duroc und Bourrienne über Dijon nach dem Genfer See zu begeben, nachdem er zuvor den Wunsch des Tribunats entgegengenommen, daß er als Sieger und Friedensstifter zurückkommen möge. Mit rastloser Eile betrieb er die Zurüstungen zu der italienischen Heerfahrt, denn er wußte, daß Massena und seine Unterfeldherren Soult und Suchet nur mit der größten Anstrengung das ligurische Küstenland gegen die Übermacht der Österreicher zu verteidigen vermochten, und daß die volkreiche Stadt Genua, zur See und zu Land abgeschnitten, dem Hunger zu erliegen in Gefahr war. Eine Unterredung mit Necker in Genf hatte keine Annäherung zwischen dem alten Minister und dem jungen Machthaber zur Folge. Mit wunderbarer Umsicht und Sorgfalt wurden in Lausanne, Villeneuve und Martinach alle Vorbereitungen und Anordnungen zu dem kühnen Unternehmen getroffen, das die neue Ära der französischen Geschichte einweihen und die Welt mit Staunen und Bewunderung erfüllen sollte. Maultiere waren in großer Menge zur Hand, um die Kriegsvorräte fortzuschaffen; das Heergerät wurde in viele Teile zerlegt, auf Anordnung Marmonts und Gassendis wurden die Kanonen von den Lafetten gelöst, um in ausgehöhlten Baumstämmen in die Höhe geschleift zu werden; in dem Hospiz auf dem St. Bernhard waren reichliche Lebensmittel aufgehäuft. Der natürliche Hang Bonapartes für das Ungewöhnliche, Großartige, Riesenhafte, war durch die ägyptische Expedition noch gesteigert worden. Was die gewöhnlichen Menschen für verwegen und unausführbar ansahen, gerade das reizte ihn. Er wußte, welche Macht das Wunderbare und Heldenmütige auf die Phantasie übt und daß ein Emporkömmling nur dann einen Thron aufbauen könne, wenn er in den Augen der Völker als ein Heros, als ein übermenschliches Wesen erschien. Wie Cäsar vertraute Napoleon seinem Stern und er empfand eine Art Wollust, dessen Treue mit der Verwegenheit eines Hasardspielers zu erproben. Er selbst unternahm mit der Hauptarmee, 40,000 Mann, den Übergang über den großen St. Bernhard, den ihm Marescot als möglich, wenn auch mit starken Schwierigkeiten verbunden geschildert hatte. Andre Heerabteilungen sollten über den Mont Cenis, den kleinen St. Bernhard, den Simplon und Monceys Division über den St. Gotthard vordringen. Am 16. Mai trat die Vorhut unter Lannes den Marsch an; drei Tage später folgte Bonaparte mit den letzten Abteilungen. Der kühne Zug über die von Schnee und Eis bedeckte Alpenhöhe in so früher Jahreszeit ist mit Recht als eine der großartigsten Kriegsunternehmungen Napoleons gepriesen worden. Napoleons Alpenzug. 6. Mai 1800.

Sie erinnerte an Hannibals Heldengeist, wenngleich die Schwierigkeiten und Gefahren, mit denen der Feldherr des Altertums mit seinen karthagischen Truppen und Elefanten bei dem Übersteigen des damals noch unwegsamen Gebirgspasses zu kämpfen hatte, unendlich größer waren. Kaum eine andre Wunderthat des Meisters der modernen Kriegskunst hat sich so tief der Phantasie der Zeitgenossen eingeprägt wie der Alpenzug über den großen St. Bernhard. Sein Bildnis im Reitermantel, wie er auf feurigem Schlachtroß mit dem ruhigen Blick des Helden über die Eisberge hinansprengt, war in allen Hütten zu schauen. Auf dem Gipfel des Berges wurden die Soldaten von den Brüdern des Bernhardinerklosters, die dort weit über den Wohnungen der Menschen in furchtbarer Einöde ein Leben voll Christenliebe und Entsagung verbringen, mit Speise und Wein erquickt. Fünf Tage hatte der Marsch bis zur Höhe gedauert; nun zog das Heer abwärts durch das Flußthal der Dora Baltea in der Richtung nach Aosta und Chatillon. Hier bereitete das auf steiler Höhe errichtete, von einer österreichischen Besatzung geschützte Fort Bard dem Durchzug ein schwer zu überwindendes Hindernis. Aber Napoleons Scharfblick fand Auswege. Auf einem Hirtenpfad überstiegen die Truppen die nahe Berghöhe, indes das Geschütz auf Veranstaltung Marmonts heimlich zur Nachtzeit mit List und Vorsicht, indem man den Weg mit Stroh und Mist bedeckte und die Räder mit Werg umwickelte, unter den Batterien des Forts durchgeführt wurde.

Der Fall von Genua. So kamen die Franzosen ganz unerwartet in Oberitalien an und entfalteten sich nach der Eroberung von Ivrea durch Lannes von verschiedenen Seiten über die Ebenen Piemonts um dieselbe Zeit, da ihre letzte Besitzung Genua nach der entsetzlichsten Hungersnot, die über 15,000 Menschen dahinraffte, von dem tapfern
4. Juni 1800. Feldherrn Massena den Österreichern vertragsweise übergeben ward und diese somit im Besitz des ganzen Landes waren. Es wäre für Bonaparte nicht unmöglich gewesen, die belagerte Seestadt, die in den letzten Zuckungen lag, wo der Soldat keine andre Nahrung hatte als etliche Unzen eines aus Kakao und Stärke gemischten Brotes, und die Einwohner täglich zu Hunderten dahinstarben, zu entsetzen und dem heldenmütigen Feldherrn, der mit unerschütterlicher Festigkeit dem Feind und dem Hunger Trotz geboten, samt seiner erschöpften und entkräfteten Besatzungsmannschaft die Demütigung einer wenn auch noch so ehrenvollen Kapitulation zu ersparen; und es hat bis zur Stunde nicht an harten Urteilen gefehlt, daß Bonaparte im Verfolgen seiner eignen selbstsüchtigen Pläne taub gewesen sei für die verzweiflungsvollen Mahnungen Massenas: die erfolglosen Anstrengungen der andern sollten, wie man ihm vorwarf, nur dazu dienen, seinen eignen Ruhm um so glänzender hervortreten zu lassen. In einem Tage wollte er den Preis ihrer langen Mühen ernten. Als das zu einem Siechenhaus gewordene Genua die Thore öffnete und die von 15,000 Mann auf 8000 zusammengeschmolzene Mannschaft, soweit sie noch im stande war die Waffen zu tragen, entweder zu Land oder wie Massena selbst zur See abgezehrt und verhungert

abzog, waren die Franzosen bereits bis an das Ufer der Adda vorgerückt, hatten Mailand und Pavia wieder in Besitz genommen, sich der Polinie bemächtigt und trafen Anstalten, die Cisalpinische Republik wieder herzustellen, die Lombardei „vom Stock der Österreicher" zu befreien. Aber durfte denn Bonaparte das über den Gotthard heranrückende Armeekorps Monceys im Stich lassen und der feindlichen Übermacht preisgeben? Mußte es nicht seine wichtigste Aufgabe sein, alle Streitkräfte für einen Hauptschlag zusammenzufassen? Der Fall von Genua war ein schmerzliches Ereignis, aber die höhere Kriegspolitik machte die Aufopferung Massenas und seiner heldenmütigen Truppen zur Notwendigkeit.

Wie rasch zerrannen nunmehr die Erfolge der russisch-österreichischen Siege vom vorhergehenden Jahr! In Mailand und in allen Städten der Lombardei traten die Republikaner aus der Verborgenheit hervor, in der sie seit einem Jahr den Augen und der Verfolgung ihrer Gegner sich zu entziehen gesucht, und bemächtigten sich im Verein mit den heimkehrenden Flüchtlingen unter französischem Schutz von neuem des Regiments. Bonaparte stellte die Verwaltung der Cisalpinischen Republik wieder her, rief die Einwohner zu den Waffen und gab ihnen die Versicherung, daß sie eine unabhängige Nation bilden würden. Zugleich suchte er durch freundliche Kundgebungen gegen die katholische Kirche die Geistlichkeit auf seine Seite zu ziehen. Er werde Friede machen mit der Kirche und ihrem Oberhaupt. Die Pariser erfuhren aus seinen Bulletins, mit welchen Huldigungen und Freudenfesten die Mailänder die Rückkehr der französischen Herrschaft feierten.

Umschwung der öffentlichen Dinge in Italien. *5. Juni 1800.*

Nach der Übergabe von Genua setzte sich General Ott in Bewegung, um die Belagerungsarmee nach Piacenza zu führen, das Melas, der seine Hauptmacht in und um Alessandria gesammelt hatte, für seine weitern Operationen sicherstellen wollte. Aber General Lannes verlegte ihm mit einer Abteilung des bei Stradella aufgestellten französischen Heeres den Weg, und brachte ihm, obwohl um die Hälfte schwächer, durch geschickte Führung bei **Montebello** eine schwere Niederlage bei, so daß die Österreicher einen Verlust von 7000 Mann an Toten und Gefangenen erlitten. Zu gleicher Zeit besetzte Suchet, nachdem er die Trümmer der genuesischen Besatzungstruppen an sich gezogen, Acqui am Flüßchen Bormida und bedrohte Melas im Rücken. Bonaparte erwartete nun, daß der österreichische Oberfeldherr von Alessandria aufbrechen werde, um den Franzosen zu „entrinnen"; als dieser jedoch keine Miene machte eine Stellung aufzugeben, die ihm den Schutz der Festung und eine breite Ebene für seine Kavallerie bot, setzte sich Napoleon, nachdem er drei Tage lang ungeduldig auf eine Wendung geharrt, von Stradella aus in Bewegung und rückte über Tortona dem Feind entgegen, gerade als dieser gleichfalls Befehl zum Aufbruch nach Piacenza gegeben. So kam es denn zu der Entscheidungsschlacht von **Marengo**. Zweimal behaupteten die Österreicher unter Melas das Schlachtfeld und drängten die Feinde in tapfern blutigen Kämpfen nach zwei Seiten zurück; der Feldmarschall war um drei Uhr des Nachmittags seines Sieges so gewiß, daß er sich nach Alessandria zurückzog und Boten mit der frohen Nachricht nach Wien abfertigte. Als aber der alte

Schlacht von Marengo. *9. Juni 1800.* *14. Juni.*

kränkliche Feldherr zu seiner Stärkung einer kurzen Ruhe pflegte, erneuerte der Erste Konsul auf Zureden des Generals Desaix, der einige Tage zuvor aus Ägypten in Italien angekommen, das Treffen zum drittenmal und errang hauptsächlich durch das rechtzeitige Eingreifen des jungen Dragonergenerals Kellermann einen glorreichen Sieg. Aus eignem Antrieb machte Kellermann einen Reiterangriff in die Flanke des Feindes und nahm den General Zach, dem Melas bei seinem Abgang den Oberbefehl übergeben hatte, gefangen. Ein panischer Schrecken erfaßte die Österreicher und brachte sie zur wilden Flucht. Ihre Kavallerie ritt das eigne Fußvolk nieder, um ihm bei den Brückenübergängen zuvorzukommen. Dort häufte sich alles in furchtbarer Unordnung, Tausende wurden in den Fluß gedrängt und der Tod wütete unter Offizieren und Gemeinen. Auch auf gegnerischer Seite forderte der Kampf seine Opfer. Desaix, einer der edelsten und größten Männer der Revolutionszeit, fand bei Marengo den Heldentod. Er wurde von einer Kanonenkugel ins Herz getroffen und starb, wie das Schlachtbulletin meldete, mit dem Bedauern, nicht genug für die Nachwelt gethan zu haben. „Die Schlacht ist verloren", hatte er bei seiner Ankunft auf der Walstatt dem Ersten Konsul gesagt, „aber es ist noch Zeit, eine andre zu gewinnen." Dem General Desaix und dem Reiterführer Kellermann, dem Sohn des Herzogs von Valmy (XIII, 820) gebührte die Ehre des Tages. Napoleon verdankte seinen Sieg mehr den Zufälligkeiten und der Überraschung als seinem strategischen Talent. Nur mühsam stellte er allmählich einen sehr zu seinen gunsten gefärbten Schlachtbericht zusammen, der einen planmäßigen Gang und eine vernünftige Ordnung erkennen lassen sollte. Und doch hat die Schlacht bei Marengo mehr als jede andre seinen Ruhm und seine Macht gehoben. Kellermann wurde für seine Verdienste nicht gebührend belohnt. Er rühmte sich, durch seinen erfolgreichen Angriff „die Krone auf Bonapartes Haupt gesetzt zu haben". Ein solches Selbstvertrauen verletzte den Stolz des Autokraten.

Folgen der Schlacht. Napoleons Rückkehr nach Paris. Die Niederlage der Österreicher war vollständig. Fast die ganze Artillerie befand sich in den Händen der Franzosen. Melas hatte alles Vertrauen verloren. Um den Rest seines Heeres zu retten, schloß er eilends den Waffenstillstand von Alessandria, worin er ganz Norditalien bis zum Mincio und untern Po zum zweitenmal preisgab. Napoleon sandte den unterzeichneten Vertrag selbst nach Wien, begleitet von einem eigenhändigen Schreiben an den Kaiser, worin er denselben mit den freundschaftlichsten Versicherungen zu überzeugen suchte, daß Österreichs höchstes Interesse es verlange, endlich mit England zu brechen und sich der französischen Regierung anzuschließen. Aber um dieselbe Zeit war ein neuer Subsidienvertrag zwischen Österreich und England unterzeichnet worden, der den Waffenbund zwischen beiden Mächten verlängerte und das Wiener Kabinett verpflichtete, bis zum Februar 1801 keinen Sonderfrieden mit Frankreich abzuschließen. Man suchte also durch diplomatische Schachzüge Zeit
17. Juni 1800. zu gewinnen. Drei Tage nach der Schlacht kehrte Bonaparte nach Mailand

zurück und nahm mit großem Gepränge die Huldigungen des Volks und die kirchlichen Dankfeste der Geistlichkeit entgegen. Mit Stolz und Befriedigung las man in Paris die Berichte, worin der Erste Konsul seine Erfolge und die freudigen Kundgebungen der Italiener mitteilte. Ganz Frankreich schwelgte in hingebender Begeisterung für den Sieger. Wie ein triumphierender Konsul des alten Rom kehrte darauf Napoleon über Lyon nach Paris zurück, nachdem er dem General Massena als Lohn für die ruhmwürdige Verteidigung Genuas den Oberbefehl über die italienische Armee übertragen und eine Consulta von fünfzig Mitgliedern aufgestellt hatte, welche die Verfassung der Cisalpinischen Republik unter dem Vorsitz eines französischen Bevollmächtigten mit der konsularischen Staatsform in Einklang setzen sollte. In der Nacht vom 2. auf den 3. Juli hielt er in aller Stille seinen Einzug in Paris. Er verschmähte alle Feierlichkeiten und Ehrenpforten. Mit großem Verdruß vernahm er von seinen Brüdern Joseph und Lucian, daß man während seiner Abwesenheit sich mit der Frage beschäftigt habe, wen man, im Fall dem Ersten Konsul etwas Menschliches widerführe, an die Spitze des Staats stellen sollte. Napoleon hat es den beiden Männern der Revolutionszeit, Carnot und Lafayette, niemals vergessen, daß sie bei diesen Besprechungen als diejenigen bezeichnet wurden, die an seine Stelle treten könnten. Auch dem Tribunat trug er es nach, daß in den Glückwünschen über seine kriegerischen Erfolge auch der Verdienste von Desaix und Moreau gedacht war. Wie ein Monarch wollte er allein der Träger und Mittelpunkt des Ruhmes und der Ehre der Nation sein.

Die Waffenstillstandsverträge von Alessandria und von Parsdorf kamen den Franzosen mehr zu statten als den Österreichern. Napoleon verstärkte seine Streitkräfte in Italien und Süddeutschland, er bildete eine zweite Reservearmee unter Macdonald, welche in der östlichen Schweiz operieren und Moreau instandsetzen sollte, seine ganze Macht an der Isar und am Inn zu gebrauchen. Auch die Wiener Regierung war eifrig bemüht, die Verluste des Doppelfeldzugs durch neue Rüstungen und Aushebungen auszugleichen und durch Änderungen im Oberkommando das gesunkene Vertrauen der Truppen zu heben. Melas und Kray wurden abberufen. Bei der Armee am Inn erschien der Kaiser selbst, um den Mut der Soldaten zu beleben, und übertrug dann den Oberbefehl seinem Bruder, dem Erzherzog Johann. Allein die Rüstungen und Heerreformen schritten nur langsam voran; und da man sich in Wien durch den englischen Subsidienvertrag die Hände gebunden hatte, die diplomatischen Friedensunterhandlungen, die Graf St.-Julien bei Überbringung der kaiserlichen Antwort auf Napoleons Sendschreiben in Paris anknüpfte, keinen Erfolg hatten, auch wohl kaum ernstlich gemeint waren und nachträglich von Thugut verleugnet wurden, so mußte man sich in Österreich entschließen, mit neuen Opfern eine weitere Waffenruhe zu erkaufen. Um den Preis der drei Reichsfestungen Philippsburg, Ulm, Ingolstadt willigten die Franzosen ein, daß durch den Vertrag von Hohen-

Stimmung in Wien.

20. Sept. 1800.

linden der Waffenstillstand von Parsdorf auf einige Wochen verlängert ward. Unterdessen wurde in Wien das Verlangen nach Frieden immer stärker. Selbst in den Hofkreisen regte sich eine mißmutige Stimmung, daß Österreich an das Rad der englischen Kriegspolitik gebunden und dadurch an dem Abschluß eines Sonderfriedens mit Frankreich gehindert sei. Der Unmut richtete sich hauptsächlich gegen Thugut, den Urheber und Träger der Koalition. Daher begehrte und erhielt derselbe seine Entlassung. Die Grafen Cobenzl und Lehrbach traten an die Spitze des Kabinetts, führten aber die Staatsgeschäfte im Sinn der bisherigen Regierung fort, so daß Thugut nach wie vor einen entscheidenden Einfluß auf den Gang der öffentlichen Dinge übte. Doch befreundete man sich mehr und mehr mit dem Gedanken eines Sonderfriedens, getrennt von England. Schon hatten sich in aller Stille französische und österreichische Unterhändler nach Lüneville begeben, das zum Sitz des neuen Friedenskongresses ausersehen war. Ihre Arbeiten gingen langsam vorwärts, bis ein neues großes Ereignis sie rasch in Fluß setzte: die Schlacht von Hohenlinden.

Die Schlacht von Hohenlinden. In Österreich hatte man den Waffenstillstand nicht unbenutzt verstreichen lassen. Die Truppen waren vermehrt, die Artillerie in guten Stand gesetzt, neue Führer ernannt, der Kriegsbund mit Bayern befestigt worden, so daß von Franken bis Tirol in einer schrägen Linie eine Armee von etwa 100,000 Mann den französischen Streitkräften, die in gleicher Stärke von der Isar bis zum Main aufgestellt waren, gegenüberstand. Allein wie ungleich war die Führung! Der junge Erzherzog Johann, dem wohl einige ältere erfahrene Kriegsmänner wie Lauer, Klenau u. a. zur Seite standen, war dem französischen Heerführer Moreau und seinen Unterfeldherren Lecourbe, Richepanse, Ney, Souham u. a. nicht von fern an Talent und strategischem Geschick gewachsen. So gestaltete sich denn die gewaltige Schlacht, die in der Winterszeit auf den Schneefeldern und
3. Dez. 1800. den waldigen Höhen des Dorfes Hohenlinden, östlich von München, geliefert ward, zu einem glänzenden Siegestag für Frankreich, zu einer militärischen Großthat, bei welcher der meisterhaft erdachte Kriegsplan des Oberfeldherrn durch die trefflichste Ausführung von seiten der Divisionsgenerale, insbesondere Decaen und Richepanse unterstützt und glorreich vollendet ward. Lanfrey nennt den Sieg von Hohenlinden die letzte der republikanischen Waffenthaten, die Napoleon vergebens ihrer großartigen Züge zu entkleiden gesucht. Die österreichisch-bayrische Armee erlitt an Toten, Verwundeten und Gefangenen einen Verlust von 20,000 Mann und büßte den größten Teil ihrer Artillerie ein. In voller Auflösung zogen sich die geschlagenen Truppen in einzelnen Abteilungen über den Inn, die Salza, die Traun, verfolgt von den Franzosen, die ihnen auf dem Fuße nachrückten. Selbst der Erzherzog Karl, der auf die Schreckensnachricht wieder zum Oberbefehlshaber ernannt worden, vermochte die entmutigten Heerhaufen zu keinem erfolgreichen Widerstand zu vereinigen. Um Weihnachten überschritten die französischen Truppen die Enns und wer wollte sie verhindern, bis nach Wien vorzudringen?

Um dieselbe Zeit überstieg Macdonald mitten im Winter unter unsäglichen Schwierigkeiten und Gefahren den mit Schnee und Eis fast verschütteten Splügen, um durch das Veltlin den Weg nach Südtirol zu gewinnen und die Bewegungen zu unterstützen, die nach dem Ablauf des Waffenstillstandes von Alessandria am Mincio und an der Etsch durch die Hauptarmee unter Brune, dem Nachfolger Massenas im Oberkommando, vorgenommen werden sollten. In dieser Bedrängnis blieb dem Erzherzog nichts übrig, als durch den Vertrag von Steier wenigstens dem unaufhaltsamen Vorrücken des Gegners ein Ziel zu setzen, so ungünstig auch die Bedingungen sein mochten. Österreich erklärte sich bereit mit oder ohne seinen Verbündeten Frieden zu schließen und lieferte als Zeichen seiner ernsten Absichten die Festungen Würzburg, Braunau, Kufstein, die Scharnitz und andre befestigte Orte den Franzosen aus, so daß die Erblande schutzlos dem Feind offen lagen. Eine Demarkationslinie, die sich von Würzburg über Nürnberg, Regensburg nach Steiermark und Südtirol erstreckte, trennte das westliche Reichsgebiet von der österreichischen Monarchie. Jenes blieb unter dem „Schutz" der französischen Armee und hatte unerträgliche Bedrückungen, Plünderungen und Erpressungen zu leiden, so daß sich alles nach Frieden sehnte, und manche kleinere Fürsten, wie Hessen-Homburg, Nassau, Isenburg u. a. schon jetzt eilten, dem allgemeinen Friedensschluß zuvorzukommen und durch Sonderverträge mit den Befehlshabern der „Schutzarmee" noch etwas weniges zu flüchten vor den Fingern der Beschützer. Gleichzeitig hatte auch die italienische Armee, weniger durch Brune als durch die Unterfeldherren Moncey, Dupont u. a. Vorteile an den vielumstrittenen Flüssen Mincio und Etsch gegen Laudon, Bellegarde und andre österreichische Generale davongetragen und durch den Waffenstillstand von Treviso die Poländer für Frankreich sichergestellt.

Neue Stillstandsverträge.

25. Dez. 1800.

16. Jan. 1801.

3. Der Friede von Lüneville und seine Folgen.

Kaum fünfzehn Monate waren seit dem 18. Brumaire verflossen, und welche Machtstellung hatte Bonaparte durch seinen eignen Glücksstern und durch die militärischen Trophäen seiner Feldherren errungen! Österreich sah sich genötigt in einen Frieden zu willigen, der weit über Campo Formio hinausging; die deutschen Fürsten und Reichsstände waren bereit, von dem Ersten Konsul Frieden und Freundschaft um jeden Preis zu erkaufen und in die Stellung von Trabanten einzutreten; die italienischen Staaten sahen in der französischen Klientel immer noch eine Erlösung aus den feudal-klerikalen Zuständen einer unwürdigen Vergangenheit; Kaiser Paul war ganz und gar in die Gedankenkreise und Interessen Napoleons eingegangen, so daß er nicht bloß die diplomatischen Künste und Querzüge desselben unterstützte als wären es seine eignen Ideen, sondern auch den alten Plan Katharinas, die mittlern und kleinern Seemächte zu einem Neutralitätsbund gegen die Anmaßungen Englands zu ver-

Machtstellung des Ersten Konsuls.

einigen, wieder aufgriff (XIII, 261) und den Prätendenten Ludwig XVIII. nebst seinem Anhang aus dem Zufluchtsort auswies, den er ihm in Mitau gewährt hatte. In Frankreich selbst herrschte der Erste Konsul über die Geister und Herzen mit souveräner Gewalt. Die ganze Nation lag ihm zu Füßen und huldigte ihm wie einst dem vierzehnten Ludwig in den ersten Jahren seiner Regierung.

Gebieterisches Auftreten Bonapartes. War es unter solchen Umständen zu verwundern, daß der Erste Konsul in Lüneville, wo Joseph Bonaparte die Unterhandlungen ganz nach den Weisungen des Bruders leitete, als Schiedsrichter und Gebieter auftrat, und das feindselige Albion, das in keinen Waffenstillstand zur See willigen wollte, der die Rückführung der französischen Armee aus Ägypten ermöglicht hätte, seinen ganzen Ingrimm fühlen ließ? Um den Inselstaat ganz zu vereinzeln und jeder europäischen Allianz zu berauben, wurde dem Grafen Cobenzl, der als Vertreter seiner Regierung in der lothringischen Stadt erschienen war, sofort bedeutet, daß er ohne Rücksicht auf England die Verhandlungen zu leiten habe, daß nicht wie in Rastatt die Sache Deutschlands und Österreichs getrennt behandelt werden dürfte, daß vielmehr der Kaiser als gemeinsames Oberhaupt beider anzusehen sei und sein Stellvertreter mithin für die österreichische Monarchie wie für das Deutsche Reich einzustehen habe, daß der Erste Konsul nur in einen Frieden willigen werde, welcher den Thalweg des Rheins und der Etsch als Grenzen Frankreichs anerkenne und als Fundamentalbedingung festsetze. Vergebens suchte der österreichische Unterhändler einige Milderungen zu erkämpfen, insbesondere die drei geistlichen Kurfürsten, die auf dem Reichstag in der Regel auf Seite Habsburgs standen und der kaiserlichen Politik als Stütze dienten, vor dem vernichtenden Schlag der Säkularisation zu retten, und dem Großherzog von Toscana, des Kaisers Bruder, sein Erbland oder statt dessen die Legationen zu erhalten; die französischen Forderungen wurden immer schroffer und gebieterischer, so daß Cobenzl, sollte anders das deutsche Gebiet von der lästigen und drückenden Besetzung erlöst werden, Punkt für Punkt nachgeben und die Friedensbedingungen annehmen mußte, wie sie Napoleon gleich anfangs festgestellt hatte.

Die Lüneviller Friedensbedingungen. Am Abend des 9. Februar 1801 erfolgte die Unterzeichnung des Lüneviller Friedens, der dem französischen Reich die Gebietsteile gab, welche die nationale Begehrlichkeit seit Jahrhunderten als die „natürlichen Grenzen" gefordert aber bis jetzt nicht zu erlangen vermocht hatte, und über diese Grenzen hinaus Vasallenstaaten schuf oder anbahnte, welche der Konsular-Republik das politische Übergewicht in dem europäischen Staatensystem verliehen. Die in Campo Formio festgesetzten Friedensgrundlagen wurden hergestellt und in der Art erweitert und ergänzt, daß der österreichische Einfluß in der Apenninischen Halbinsel fast gänzlich verschwand, daß unter Frankreichs vorherrschender Machtstellung das republikanisch-bonapartische Interesse allmählich die Oberhand

gewann und alle andern dynastischen Rechtsansprüche verdrängte. Für die Abtretung von Belgien, der Lombardei und den linksrheinischen Gebieten, welche Österreich in Lüneville von neuem zugestand, erhielt der Kaiser als Entschädigung Venetien ostwärts der Etsch nebst Istrien und Dalmatien, mußte aber geschehen lassen, daß die dem Haus Habsburg verwandten Fürsten ihrer italienischen Länder verlustig gingen, sowohl der Herzog von Modena, dem schon seit den Verträgen von Campo Formio der österreichische Breisgau zugeteilt worden war, und der nun noch als weitere Entschädigung die Ortenau sowie die Bistümer Brixen und Trient mit ihren sämtlichen Gütern, Einkünften und Rechten erhielt, als der Großherzog von Toscana, der ebenfalls auf deutsches Gebiet angewiesen wurde. In Beziehung auf Deutschland hieß es im sechsten Artikel: „Der Kaiser willigt sowohl in seinem eignen als in des Reichs Namen ein, daß die Französische Republik fortan mit voller Souveränität und als Eigentum die Gebiete am linken Rheinufer, die zum Reich gehörten, in der Weise besitze, daß in Zukunft der Thalweg des Rheins die Grenze zwischen der Republik Frankreich und dem Deutschen Reich bilde.“ Da aber infolge dieser Bestimmung, hieß es dann im siebenten Artikel des Friedensvertrags weiter, mehrere Fürsten und Stände des Reichs sich ganz oder teilweise aus ihrem seitherigen Besitz gesetzt sehen, so ist der Kaiser mit der französischen Regierung übereingekommen, daß im Einklang mit den in Rastatt aufgestellten Grundsätzen das Reich in seiner Gesamtheit gehalten sei, den erblichen Fürsten für die auf dem linken Rheinufer erlittenen Verluste eine Entschädigung im Schoß des Reichs zu gewähren. Daß unter diesen Ersatzgebieten säkularisierte Kirchengüter und aufgehobene Reichsstädte zu verstehen seien, war schon längst eine offenkundige Sache; nur wie die Entschädigung zu vollziehen und in Ausführung zu setzen sei, blieb weitern Verhandlungen und Anordnungen vorbehalten.

Folgen des Friedens für das Reich.

9. März 1801

Mit dem Lüneviller Frieden, dem der Reichstag in Regensburg ungeachtet des eigenmächtigen Verfahrens von seiten des Kaisers in ungewöhnlicher Eile die Zustimmung erteilte, wurde dem römischen Reich deutscher Nation nach einem tausendjährigen Bestand die Axt an die Wurzel gelegt. Wenn man die als „burgundischer Kreis“ wenigstens dem Namen nach noch zum Reich gehörenden österreichischen Niederlande mitrechnet, so verlor Deutschland 1150 Quadratmeilen Gebiet und beinahe viertehalb Millionen Bewohner, ein Verlust in dem Gesamtkörper der Nation, der zugleich ihre politische Unabhängigkeit bedrohte. Noch ehe das langwierige Geschäft der Ausgleichungen und Entschädigungen auf dem Reichstag in Regensburg in Angriff genommen ward, verkündete eine Proklamation der Konsularregierung dem rheinländischen Volk, daß es fortan unter Frankreichs Schutz, Verwaltung und Rechtspflege gestellt sei und aller Errungenschaften der Revolution, deren sich die französische Nation zu erfreuen habe, teilhaftig sein werde. Die Masse der Bevölkerung trug den tiefen Schnitt in den nationalen Körper nicht schwer. Der partikularistische Sondergeist und

der feudal-hierarchische Despotismus hatten das Nationalgefühl erstickt und abgestumpft. Zudem waren in den wechselvollen Jahren seit 1792 die französischen Staats- und Rechtsformen in den „cisrhenanischen" Gebietsteilen der Republik thatsächlich eingeführt worden; die Bevölkerung hatte sich bereits in die neue Ordnung eingelebt, sie fügte sich schnell und leichten Herzens in Zustände, welche in politischen und sozialen Dingen den Grund zu einem menschenwürdigen Dasein, zur staatsbürgerlichen Rechtsgleichheit, zu einem aufgeklärteren freieren Kulturleben legten, und begrüßte mit mehr Freude als Schmerz ein Regiment, das die Wohlthaten einer festeren Ordnung und den Schutz einer starken Militärmacht brachte. Die lange Regierung des Krummstabs hatte das Nationalgefühl fast vertilgt, und auch im rechtsrheinischen Reich ertrug man es mit betrübendem Kaltsinn, daß Köln und Mainz, Trier und Aachen, die alten Stätten deutscher Kultur und Geschichte an Frankreich kamen. Die Konsularregierung bestellte zum Generalkommissär der vier Departements am linken Rheinufer den ehemaligen Konventsdeputierten Jean Bon de St.-André, „der eine wilde politische Vergangenheit durch sein fähiges und schöpferisches Wirken in diesem neuen Lebenskreis fast vergessen gemacht hat".

Rückwirkung des Lüneviller Friedens auf Italien. Der Friede von Lüneville machte Frankreich zum Gebieter des europäischen Festlandes. Das geschwächte Österreich konnte nicht verhindern, daß sein Ein-
1. Toscana. fluß in Italien und in Deutschland mehr und mehr zurückgedrängt ward. Dem Großherzog Ferdinand III. von Toscana brachte weder seine habsburgische Abstammung, noch die demütige und nachgiebige Haltung gegenüber der französischen Republik die Rettung des Landes. Nachdem er bei dem Ausbruch des
27. März 1799. zweiten Koalitionskriegs seine schöne Hauptstadt Florenz verlassen und sich nach Wien begeben hatte, war das Land am Arno bald von österreichisch-neapolitanischen, bald von französischen Okkupationstruppen bedrängt und zugleich durch innere Parteiung beunruhigt worden. Unter solchen Wechselfällen waren die Einwohner allen Unordnungen und Mißhandlungen tumultuarischer Besatzungen, allen Räubereien französischer Emissäre, allem Elend des kleinen Kriegs, allen Greueln des Parteihasses ausgesetzt. Wir wissen, daß sich Thugut und Cobenzl alle Mühe gaben, dem Bruder des Kaisers das Großherzogtum zu erhalten; aber Napoleon hatte bereits andre Pläne gefaßt: Toscana sollte ihm als Preis dienen, um das spanische Königshaus an seinen Triumphwagen zu ketten, die Pyrenäische Halbinsel gänzlich in sein Machtbereich zu ziehen. Das Großher-
Aug. 1801. zogtum wurde zu einem Königreich Etrurien umgeschaffen und dem spanisch-bourbonischen Herzog von Parma übergeben, mit Ausnahme der Besitzungen auf der Insel Elba, welche Napoleon für Frankreich selbst verlangte. Der alte Herzog Ferdinand von Parma machte Schwierigkeiten; da er aber am 9. Oktober
1802. des nächsten Jahres starb, so trat sein Sohn Ludwig I. die Herrschaft an, ein Fürst von beschränktem Geist und ohne alle königlichen Eigenschaften. Das einst so blühende Land war in seinem Wohlstand tief gesunken und mit einer

Staatsschuld von 164 Millionen Liren belastet, als der neue König in Florenz sich huldigen ließ. Im Jahr nachher schied er aus der Welt, und nun folgte ihm 1803.
sein unmündiger Sohn Karl Ludwig unter der Vormundschaft seiner Mutter Marie Luise von Spanien, eine traurige unheilvolle Regierung unter der Klientel Napoleons und dem Schutz französischer Besatzung. Der bisherige Großherzog Ferdinand erhielt das Erzstift Salzburg mit der Propstei Berchtesgaden, einen Teil des Hochstifts Passau und des Bistums Eichstätt sowie die Kurwürde, Entschädigungen, die mit den Gebietserweiterungen der deutschen Fürsten nicht verglichen werden konnten.

Niemand empfand bei der Nachricht von der Schlacht von Marengo größern 2. Neapel.
Schrecken als die Königin Karoline von Neapel, gleichfalls eine Habsburgerin. Hatte doch niemand mehr Eifer für die englisch-österreichisch-russische Koalition an den Tag gelegt als sie, niemand die Siege Suwarows und Nelsons feuriger begrüßt, niemand den kurzen Triumph der Verbündeten mit so blutigen Greuelszenen geschändet wie der sizilianische Königshof. Der unerwartete Ausgang der Schlacht bei Marengo, den die Königin auf einer Reise nach Österreich erfuhr, machte solchen Eindruck auf ihr Gemüt, daß sie in eine Krankheit verfiel. Wie leicht konnte Bonaparte auf den Gedanken kommen, die beiden spanisch-bourbonischen Königreiche in den zwei Halbinseln wieder zu vereinigen und Neapel mit Sizilien seinem Verbündeten Karl IV., dem Erstgebornen der königlichen Brüder, zu verleihen? Hatten doch noch jüngst neapolitanische Truppen den Engländern bei dem Belagerungskrieg von Malta Hilfe geleistet und die besetzten Orte Toscanas und des Kirchenstaats noch nicht geräumt. In Madrid warf man bereits sehnsüchtige Blicke nach dem Golf von Neapel und der sizilianischen Insel, wo die Ermordung der Patrioten und die blutige Reaktion eine tiefe Kluft zwischen dem Herrscherhaus und der liberal gesinnten Bevölkerung aufgerissen hatte. Und in der That machte sich General Murat mit einer Abteilung der italienischen Armee auf den Weg nach Neapel. Damals näherte sich der gewandte Reiterführer, der am 20. Januar 1800 die schöne Schwester Bonapartes Karoline als Gemahlin heimgeführt, zum erstenmal den Grenzen des Landes, das für ihn so zukunftreich und so verhängnisvoll werden sollte. Allein auch diesmal erwies sich Bonaparte nachsichtiger gegen den sizilianischen Hof als dieser befürchten mochte, da er im Lüneviller Frieden von Österreich ganz unbeachtet geblieben war. Der Erste Konsul, nur bedacht alle europäischen Kräfte gegen England zu richten, bewilligte auf die Fürsprache des Kaisers von Rußland dem neapolitanischen Königspaar zuerst einen Waffenstillstand unter mäßigen Bedingungen, auf Grund dessen dann der Friede von Florenz geschlossen ward. Darin entsagte 18. März 1801.
Ferdinand seinen Ansprüchen auf einige Landschaften und Orte in Elba, auf die Besitzungen an der Küste von Toscana (Stato degli Presidii und Piombino) und verpflichtete sich, die englischen Schiffe von allen Häfen des Königreichs auszuschließen, eine französische Heerabteilung von 12,000 bis 15,000 Mann in

der Nähe des Meerbusens von Tarent aufzunehmen und zu verpflegen, die politischen Ausnahmegerichte einzustellen, den flüchtigen Patrioten Rückkehr und Amnestie zu gewähren. Vergebens versuchte der Marchese di Gallo den Ersten Konsul, dem er noch von Campo Formio her bekannt war, zu einer Milderung zu bewegen; für Bonapartes Absichten, die Lage der Franzosen in Ägypten zu erleichtern und Englands Seeherrschaft zu brechen, waren die beiden wesentlichen Bedingungen unerläßlich.

Bonaparte und die Pyrenäische Halbinsel. 1. Der Madrider Hof.

Von denselben Plänen wurde auch Napoleons Politik gegenüber der Pyrenäischen Halbinsel geleitet. An dem lasterhaften Hof von Madrid wurde das Staatsleben ausschließlich durch die Leidenschaften der Königin bestimmt. Je nachdem der Friedensfürst die Gunst der sinnlichen Frau besaß oder durch seinen Verkehr mit andern Schönen ihre Eifersucht reizte, wurden die öffentlichen Dinge von ihm oder von andern Höflingen geleitet, bei deren Wahl nicht selten wieder die persönliche Neigung der verbuhlten Fürstin den Ausschlag gab. Denn Luise Maria huldigte nicht minder der Abwechselung in der Liebe als der bevorzugte Günstling. So soll das Auswärtige Amt, dem Saavedra ein Jahr lang vorgestanden, nur deshalb dem Mariano Luis de Urquijo übertragen worden sein, weil dessen stattliche Gestalt das Wohlgefallen der Königin auf ihn gelenkt habe. Ein Mann der freien Richtung in religiösen und politischen Dingen, suchte Urquijo den Bund mit Frankreich festzuhalten und den Einfluß des Klerus nach Kräften niederzudrücken. Seine Macht fing aber an zu schwinden, als der 18. Brumaire dem radikalen Regiment des Direktoriums ein Ende machte und um dieselbe Zeit die Gunst der Königin sich wieder mit alter Glut dem in ihre Arme zurückgekehrten Geliebten zuwandte. Godoy gewann nun rasch wieder den frühern Einfluß auf die auswärtigen Angelegenheiten. Urquijo wurde nach Pampelona verbannt; an seine Stelle trat Pedro Cevallos, der mit einer Nichte Godoys vermählt war und nun die politisch-kirchlichen Dinge nach den Eingebungen und Wünschen des Oheims leitete. Wenn Urquijo im Sinn des Direktoriums feindselig gegen das Papalsystem aufgetreten war und eine unabhängige spanische Nationalkirche zu begründen gesucht hatte, so lenkte nunmehr Godoy, übereinstimmend mit dem Ersten Konsul, in eine Bahn der Versöhnung und Ausgleichung mit Rom und der spanischen Geistlichkeit ein, ja er betrieb die Herstellung der alten katholischen Einrichtungen und Satzungen mit solchem Eifer, daß der neue Papst Pius VII. ihn eine „Säule des Glaubens“ nannte. Besonders aber war der Friedensfürst beflissen das politische Band mit Frankreich, das seit zwei Jahren sich gelockert hatte, wieder fester zu knüpfen. Und wer war geeigneter, ein solches Streben zum Ziel zu führen, als der Mann, der damals das Staatsruder in Paris in der Hand hatte? Napoleon erkannte rasch, wie wichtig ihm die Hilfe Spaniens in dem Kampf gegen England sei, und seine Klugheit fand Mittel und Wege, die Madrider Königsfamilie nebst dem allmächtigen Günstling gänzlich in seine Netze zu ziehen. Luise Maria war hoch erfreut,

daß ihre Familie in Parma mit der Königskrone von Etrurien geschmückt werden sollte, noch dazu unter der ausgedehnten Vergünstigung, daß im Fall des kinderlosen Ablebens des neuen Königshauses stets ein spanischer Infant die Krone erbe, und König Karl IV. sah schon im Geist seinen zweiten Sohn Don Karlos den Thron von Neapel besteigen. Welche Vorteile und Auszeichnungen winkten dem eiteln ehrsüchtigen Friedensfürsten von einem Machthaber, dem fast ganz Europa zu Füßen lag, wenn er dessen Pläne förderte und sich seine Gunst und Freundschaft erwarb! Der Austausch ehrenvoller Geschenke war die Einleitung zu einem geheimen Präliminarvertrag, in welchem Spanien seine ganze Flotte, 1. Okt. 1800.
vollkommen ausgerüstet und bemannt, dem Ersten Konsul zur Verfügung stellte.

Bei diesem Vertrag war es hauptsächlich auf Portugal abgesehen, das von 2. Portugal.
England wie ein abhängiges Kolonialland behandelt und bei der Koalition festgehalten wurde. Dort besorgte im Namen der geisteskranken Maria ihr Sohn Johann die Regierungsgeschäfte und führte seit dem 15. Juli 1799 als „Prinzregent" das Staatsruder, während der Minister Rodrigo de Sousa Cotinho mit Umsicht und Verstand Handel und Schiffahrt gegen französische Gewaltthätigkeiten möglichst zu schützen beflissen war. Mit Hilfe Spaniens sollte nun das lusitanische Königreich von der Allianz mit England, das in Lissabon eine Besatzung von Söldnertruppen unterhielt und die portugiesischen Schiffe seinen Geschwadern beigefügt hatte, abgebracht werden, sei es durch Vertrag oder mit Gewalt. Dieser französisch-spanische Bund wurde bald noch enger geknüpft, als Lucian Bonaparte mit Aufträgen seines Bruders nach Madrid reiste und durch Erneuerung und Erweiterung des Vertrags von Ildefonso die Fäden zu dem Netz drehte, mit 29. Jan. 1801.
dem bald die ganze Pyrenäische Halbinsel umstrickt ward. Es fiel der Königin schwer, gegen den Prinzregenten João, den Ehegatten ihrer Tochter Carlota, gewaltsam vorzugehen; aber die Allianz mit Frankreich heischte das Opfer und Fürst Godoy gedachte sich mit Lorbeeren zu schmücken. Eine Drohnote stellte in Lissabon die Forderung, sich von England zu trennen, alle Seehäfen den französischen und spanischen Schiffen zu öffnen, den englischen zu verschließen und der Madrider Regierung eine Strecke Landes als Unterpfand einzuräumen. Als das Ultimatum von dem Prinzregenten und seinen Ministern zurückgewiesen ward, erfolgte die Kriegserklärung von seiten der Bundesmächte. Darauf führte Godoy als „Generalissimus" ein spanisches Heer von 60,000 Mann, dem 15,000 Franzosen unter General Leclerc beigegeben waren, über die Grenze. 20. Mai.
Der Krieg dauerte noch nicht drei Wochen. Wie sollte das von England verlassene, durch die langen Kriegsjahre geschwächte kleine Königreich einer Armee von solcher Stärke einen nachhaltigen Widerstand leisten! Nachdem fast ganz Alemtejo von den Feinden besetzt war, wurde der Friede von Badajoz geschlossen, in 6. Juni.
welchem João sich verpflichtete, die englischen Schiffe von seinen Häfen fern zu halten und dem König von Spanien die Festung Olivenza samt Bezirk einzuräumen. Wie ein Triumphator kehrte Godoy aus dem „Pomeranzenkrieg"

nach der Hauptstadt zurück, hochgefeiert ob seiner Tapferkeit und Feldherrnkunst und von dem dankbaren Königspaar zum Oberbefehlshaber der gesamten Land- und Seemacht ernannt. Napoleon geriet über den eigenmächtigen Friedensschluß des hoffärtigen Günstlings in Zorn und eilte nicht mit der Zurückberufung der Hilfsarmee. Seine geheime Absicht war dahin gegangen, das lusitanische Königreich in ähnlicher Weise als Kompensationsgebiet gegen England zu verwerten, wie Venetien gegenüber Österreich. Er forderte gebieterisch, daß der Friedensvertrag zerrissen werde, sonst könnte leicht die letzte Stunde der spanischen Monarchie geschlagen haben. Als jedoch der Madrider Hof sich nicht einschüchtern ließ, lenkte Bonaparte ein. Er unterdrückte seinen Ärger und bestätigte das Abkommen von Badajoz, doch nur unter der Bedingung, daß Portugal an Frankreich fünfundzwanzig Millionen Franken bezahlte, einen lästigen Handelsvertrag einging und einiges Land in Guayana abtrat. Fortan blieb Spanien im Frieden wie im Krieg „der Knecht Frankreichs".

29. Sept. 1801.

Die Überlassung der von den Engländern besetzten spanischen Insel Trinidad an Großbritannien in dem bald nachher vereinbarten Londoner Friedensvertrag war noch eine Nachwirkung des Unwillens Bonapartes über die „Verräterei" des Madrider Hofes.

4. Die französische Kolonie in Ägypten.

Lage des Heeres nach Bonapartes Abfahrt. General Kleber.

Es war begreiflich, daß das französische Heer in Ägypten die Kunde von der Abreise Bonapartes, die einer Desertion oder heimlichen Flucht glich, mit Unwillen und widerwärtigen Empfindungen aufnahm. Hatten sich die Soldaten einst in Träumen gewiegt von orientalischen Genüssen und Schätzen, von Luxus und Wohlleben, so wurden sie jetzt von Enttäuschung und Unmut, von Niedergeschlagenheit und Verzweiflung ergriffen. Das ferne unbekannte Land, wo sie von drei Feinden bedroht waren und durch Pestkrankheit und mangelhafte Verpflegung schwer zu leiden hatten, erschien den französischen Kriegern wie ein Ort der Verbannung und erfüllte ihr Herz mit Heimweh. Dazu kam noch Zwietracht und Eifersucht zwischen den Offizieren und Soldaten der italienischen und der rheinischen Armee, Gegensätze, die nicht mehr durch das überwiegende Ansehen Bonapartes niedergehalten wurden. Und niemand war weniger gewillt und geeignet die niedergeschlagenen Gemüter aufzurichten, neuen Lebensmut, neue Kampflust zu erwecken als der Obergeneral Kleber. Wir wissen, daß der tapfere Feldherr, der sich aus Verstimmung über das Direktorium wie aus einer Vorliebe für das Romantische und Außergewöhnliche dem ägyptischen Zug angeschlossen, stets wenig Ergebenheit und Zuneigung für Napoleon Bonaparte gezeigt, so sehr er auch dessen militärisches Genie anerkannte. Diese erbitterte und unzufriedene Stimmung vermochten weder die Beweise von Vertrauen und Großmut, die ihm Napoleon durch die Übertragung des Heerbefehls und durch andre

Kundgebungen entgegenbrachte, zu besänftigen, noch sein eignes Wohlgefallen an der hohen militärische Würde, die ihm zu teil geworden und ihn in die Lage setzte, den glänzenden arabischen Herrscherpalast in Kairo zu beziehen, sich mit Pracht und Herrlichkeit zu umgeben. In dieser verdüsterten und verbissenen Stimmung richtete er in Verbindung mit dem Finanzverwalter Poussielgue einen Bericht an die Direktorialregierung, worin er sich bitter über Napoleons Abzug beschwerte und die Zustände des französischen Heeres in den dunkelsten Farben darstellte. Die Zahl der waffenfähigen Streiter sei auf 15,000 herabgesunken, die ohne Sold, ohne hinreichenden Kriegsbedarf, mangelhaft gekleidet und genährt dem dreifachen Feind, Engländern, Türken und Mamelucken keinen erfolgreichen Widerstand zu leisten vermöchten. Man möge ihn bevollmächtigen mit dem Befehlshaber von Syrien und dem englischen Flottenführer Sidney Smith Verträge über die Räumung des Nillandes abzuschließen, wenn anders die französische Armee dem Vaterland erhalten werden sollte. 26. Sept. 1799.

Diese Berichte wurden in doppelter Ausfertigung abgesendet. Allein das eine Paket fiel den Engländern in die Hände, das andre traf erst nach dem 18. Brumaire in Paris ein und wurde dem Ersten Konsul übergeben. In London, wo man den übertriebenen Schilderungen von der Notlage vollen Glauben beimaß, hoffte man in kurzem das französische Heer in Kriegsgefangenschaft führen zu können, man suchte durch verdoppelte Wachsamkeit jede Zufuhr und Verstärkung zur See abzuhalten, die Pforte zu neuen kriegerischen Anstrengungen zu ermutigen und sie bei ihren Angriffen auf die französische Kolonie in Ägypten mit Nachdruck zu unterstützen. Auf englischen Schiffen und Booten segelten 8000 Janitscharen auf Damiette los, wurden aber bei der Ausschiffung von der französischen Besatzungsmannschaft unter General Verdier so nachdrücklich empfangen, daß sie mit einem Verlust von 3000 Mann wieder das hohe Meer zu gewinnen suchten. Kleber, dessen ganzes Trachten auf den Abzug nach Frankreich gerichtet war, glaubte nun, daß unter dem Eindruck der mißlungenen Expedition der türkische Wesir, der in dem syrischen Gaza sein Hauptquartier hatte, und sein englischer Bundesgenosse zu einem Vertrag sich herbeilassen würden, der die Rückkehr der Armee unter ehrenhaften Bedingungen gestattete. Es wurden daher Unterhandlungen mit Sidney Smith und dem Großwesir eingeleitet, die trotz der unmenschlichen Grausamkeit, womit die arabischen Räuberscharen bei der Überrumpelung des Forts El Arisch die französische Besatzungsmannschaft ermordeten, zu einem Abkommen führten des Inhalts, daß die Franzosen Ägypten räumen und mit Waffen, Gepäck und allen Kriegsehren auf englischen und türkischen Fahrzeugen in die Heimat zurückkehren sollten. Aber sowohl Desaix, den Kleber mit den Unterhandlungen betraut hatte, als die andern bonapartisch gesinnten Generale, insbesondere Menou, Davoust und Savary, mißbilligten die **Konvention von El Arisch**. Sie beriefen sich auf das ausdrückliche Verbot des Oberbefehlshabers bei seinem Abgang, ohne die dringendste Notwendig-

Konvention von El Arisch.
1. Nov. 1799.
Dez.
28. Jan. 1800.

keit einen Räumungsvertrag einzugehen, suchten die Unzufriedenen durch die Aussicht auf die von Napoleon versprochene Hilfe von Frankreich zu beruhigen und hoben hervor, wie unsicher eine Übereinkunft sei, die weder von der englisch-türkischen noch von der französischen Regierung bestätigt worden. Denn der englische Admiral war nicht befugt, den Titel eines „Bevollmächtigten Sr. Majestät des Königs von Großbritannien", den er sich beigelegt, zu führen; und welche Garantie vermochte der Großwesir zu bieten, dem die zuchtlosen arabisch-türkischen Banden und die Mamelucken-Beis keinen Gehorsam leisteten? So wurde denn die Spaltung zwischen der Partei der „Kolonisten" und der „Antikolonisten" immer größer, und die meuterischen Soldatenauftritte, welche schon bei dem Überfall von El Arisch so verhängnisvoll gewesen, nahmen in bedenklicher Weise zu. Desaix und Davoust weigerten sich bei der Ausführung der Kapitulation von El Arisch mitzuwirken und zogen ab. Wir kennen das Schicksal des erstern bei Marengo.

Heliopolis. Kleber sah bald genug ein, zu welcher Übereilung er sich in seinem Mißmut hatte hinreißen lassen. Die englische Regierung, durch die aufgefangenen Depeschen zu der Meinung gebracht, die französische Armee im Nilland sei in so verzweifelter Lage, daß sie sich in kurzem auf Gnade und Ungnade ergeben müsse, verwarf die Übereinkunft zwischen Sidney Smith und Kleber und ließ dem Oberbefehlshaber der Mittelmeerflotte, Lord Keith, die Weisung zugehen, eine Kapitulation nur unter der Bedingung abzuschließen, daß die ganze französische Armee die Waffen strecke und sich in Kriegsgefangenschaft begebe. Mit tiefem Schmerz benachrichtigte Sidney Smith den französischen Feldherrn von dem Beschluß seiner Regierung, der ihm selbst das Brandmal des Wortbruchs aufdrückte. Kleber wurde von der ihm gebotenen Schmach mächtig ergriffen. Aber sie wirkte läuternd auf seine Seele. Sein angeborner Heldengeist und sein militärischer Stolz, die der Unmut eine Zeitlang verdunkelt hatte, erwachten wieder mit vollem Bewußtsein in seiner Brust. Ein Heerbefehl, in dem er die Truppen von dem Schreiben unterrichtete, schloß mit den Worten: „Soldaten, auf solche Unverschämtheiten kann nur durch Siege geantwortet werden; macht euch zum Kampf bereit!" Die Lage hatte sich seit der Konvention von El Arisch wesentlich verschlimmert, da die Türken und Mamelucken in Ausführung des Vertrags Oberägypten und mehrere Grenzfestungen besetzt hatten. Ihre vereinigte Armee wurde auf 80,000 Mann berechnet, denen Kleber nur 12,000 kampffähige Soldaten entgegenzustellen hatte.
20. März 1800. Unter den Ruinen von Heliopolis trafen die Heere aufeinander und hier bewies Kleber, daß er kein unwürdiger Rivale seines waffenkundigen Vorgängers sei. In der glorreichen Schlacht bei der alten Sonnenstadt fegten die Franzosen die Massen der Barbaren wie Staub auseinander und erfochten einen Sieg, der sie wieder zu Herren des Nillandes machte. Murad Bei kam in das Lager, huldigte dem fränkischen Helden und begleitete ihn nach Kairo, wo auf Anstiften der Türken eine neue Empörung

ausgebrochen war. Die Nilstadt wurde zum zweitenmal durch das Schwert der Abendländer zur Unterwerfung und zur Annahme europäischer Staats- und Lebensordnung gezwungen, nach dem Abzug der Aufwiegler und der Bewältigung des Aufstandes für ihre Untreue mit einer namhaften Geldbuße bestraft. Murad Bei trat als zinspflichtiger Lehnsfürst unter Frankreichs Oberlehnsherrschaft. 25. April 1800.

Klebers Tod.

Kleber, der mittlerweile von der Staatsveränderung in Frankreich Kunde erhalten und trotz des Beschwerdeberichts an das Direktorium von dem Ersten Konsul in freundlichen Worten zur Ausdauer ermuntert und auf baldige Hilfe vertröstet worden war, traf nunmehr zweckmäßige Anstalten zur Erhaltung der Kolonie und knüpfte zugleich Unterhandlungen mit der Pforte an, um gute Beziehungen herzustellen. Aber seine Laufbahn neigte ihrem Ende entgegen. An dem Schlachttag von Marengo, an welchem sein früherer Gefährte Desaix die Todeswunde empfing, erlag auch der ägyptische Obergeneral Kleber in dem Garten seines Palastes in Kairo dem Dolch eines fanatischen Mohammedaners. 4. Juni.

Die republikanischen Generale.

Kleber war der letzte Überlebende jenes stolzen Geschlechts von Generalen, urteilt Lanfrey, von welchem Hoche die schönste Verkörperung geblieben ist, und zu welchem selbst Moreau nur halb gehörte. Diese Söhne der Revolution waren etwas mehr als Soldaten. Sie waren Mitgenossen aller Ideen ihrer Zeit, teilten ihre großen ehrgeizigen Bestrebungen und standen keiner einzigen der Fragen, die ihr Land bewegten, fremd gegenüber. Aus einer Zeit der furchtbarsten Stürme hervorgegangen, sahen sie ihr Vaterland von Parteien zerfleischt; aber sie hatten es nur frei gekannt und sich vor nichts anderm gebeugt, als vor dem Gesetz. Niemals haben sie ihre Würde und ihre bürgerliche Unabhängigkeit für den Preis eines Marschallstabes verkauft oder sich geduldig vor einem ihresgleichen gebeugt, der ihr Herr geworden war. Es ist ebenso unmöglich, sie als zufriedene Diener unter diesem goldenen Joch zu denken, wie man sich Mirabeau, Danton und Vergniaud in der Versammlung von Stummen vorstellen kann. Wir fühlen in allem, was uns von ihnen geblieben ist, eine Seelenstärke, einen Adel des Blutes, der sie weit über die Menge jener Männer des Kaiserreichs erhebt, welche außerhalb des Schlachtfeldes weder Mut noch Gedanken besaßen. Sie dienten nicht derselben Sache und strebten nicht nach denselben Ehren, denn sie lebten und starben in Armut, und wenn die Revolution in die Hände von Soldaten fallen mußte, so ist nur ewig zu beklagen, daß nicht diese Männer, die zu gleicher Zeit große Bürger und große Feldherren waren, mächtiger auf ihr Geschick einzuwirken vermochten.

Ausgang der französischen Kolonie in Ägypten.

Nach Klebers Ermordung ging der Oberbefehl über das ägyptische Heer auf den der Dienstzeit nach ältesten Offizier, den General Menou über, einen zwar tapfern und ehrlichen aber unschlüssigen und phantastischen Mann, und Napoleon, in dessen Augen die unbedingte Ergebenheit an seine Person alle andern Verdienste überwog, bestätigte denselben in dem wichtigen Amt eines obersten Heerführers und Verwaltungshauptes. Aber der wenig befähigte Feldherr, der sich bei den Soldaten nicht in Ansehen zu setzen vermochte, der mit überstürzender Thätigkeit eine Menge von Neuerungen vornahm, von denen viele sowohl der Kolonie als den Eingebornen lästig und nachteilig waren, der in seiner

Verschrobenheit soweit ging, daß er zum Islam übertrat und sich eine türkische Frau nahm, war nicht im stande, die von seinem Vorgänger errungene mächtige Stellung zu behaupten; zumal da die Zufuhren und Unterstützungen von Europa aus viel zu mangelhaft waren, als daß sie für alle Bedürfnisse der Militärkolonie genügend ausgereicht hätten, und die britische Regierung in den ersten Monaten des folgenden Jahres den Beschluß faßte, eine aus allerlei Volk geworbene, von englischen Hauptleuten befehligte ansehnliche Armee unter ihrem erfahrensten General Abercromby nach dem Nilland einzuschiffen, um unterstützt von einem türkischen Heer auf der syrischen Grenze und von Söldnertruppen, die von Indien aus an der Küste des Roten Meeres landen sollten, den entscheidenden Schlag gegen die Franzosen in Ägypten zu führen. Umsonst versuchte der Admiral Gantheaume, ein tapferer aber sehr vorsichtiger und unschlüssiger Seemann eine Flotte mit frischen Truppen und Vorräten nach Alexandrien zu bringen; nachdem er mit Mut und Geschick während eines Sturmes die englische Blockadelinie vor Brest durchbrochen und glücklich durch die Meerenge von Gibraltar in das Mittelmeer eingelaufen, gab er aus Besorgnis vor den britischen Kreuzern die
19. Febr. 1801. Weiterfahrt auf, um im Hafen von Toulon einen günstigeren Zeitpunkt abzuwarten. Bonaparte geriet über dieses Mißlingen seines Planes in heftigen Zorn gegen den sonst verdienten und ihm treu ergebenen Seemann. Noch größer waren jedoch die Fehler, die sich Abdallah Menou in Ägypten selbst zu Schulden kommen ließ. Dank dessen ungenügenden Verteidigungsanstalten gelang dem englischen General Abercromby die Ausschiffung bei Abukir, und nach einem blutigen Ge-
18. März. fecht gegen General Friant die Besitznahme dieses Forts. Vergebens versuchte der französische Oberbefehlshaber drei Tage später die Gelandeten zurückzutreiben;
21. März. die heiße Schlacht bei Canopus unweit Alexandrien, in welcher die Generale Belliard, Reynier und Lanusse die ganze Tapferkeit und Kriegskunst des republikanischen Frankreichs entfalteten, führte keine Entscheidung herbei. Lanusse ließ sein Leben auf der Walstatt; aber auch Abercromby empfing in der Schlacht die
28. März. Todeswunde und starb bald nachher auf einem seiner Schiffe. Sein Nachfolger im Oberbefehl war Lord Hutchinson. Die Vorteile, welche die Engländer nach dem Treffen von Canopus durch ihre größere Truppenzahl und durch den wenn auch geringen Beistand der zuchtlosen Haufen von Türken und Eingebornen über die Gegner besaßen, wurden noch vermehrt durch das strategische Ungeschick Menous und die wachsende Zwietracht und Unzufriedenheit seiner Armee. Das französische Heer, wovon eine größere Abteilung unter Menou selbst in Alexandrien lagerte, während zwei andre Korps Kairo und Ramanieh besetzt hielten, war in dieser getrennten Aufstellung nicht im stande, den Vormarsch der Engländer und Türken aufzuhalten, zumal da ein wiederholter Versuch Gantheaumes, Verstärkungen und Vorräte in die Kolonie zu schaffen, an den Schwierigkeiten der Ausschiffung scheiterte und das Geschwader abermals nach Toulon zurückkehrte. Trotzdem hatte der Krieg noch den ganzen Sommer über seinen ununter-

brochenen Fortgang. Erst als Belliard, durch Mangel und Krankheit gelähmt, Kairo vertragsmäßig übergeben mußte und mehrere kleinere Gefechte ungünstig für die Franzosen ausfielen, kam ein Kapitulationsvertrag zwischen den beiden Oberfeldherren zu stande, infolgedessen alle Franzosen in Ägypten, 24,000 Mann an Zahl, mit Waffen, Kriegsvorräten und allen gesammelten Schätzen der Wissenschaft und Kunst auf englischen Schiffen nach Frankreich übergesetzt wurden. 27. Juni 1801. 2. Sept.

5. Die Palastrevolution in Petersburg und die englische Politik.

Lage und Stimmung in England.

Nachdem der Erste Konsul nicht nur die beiden Großmächte, Rußland und Österreich, sondern auch Neapel und Portugal zum Rücktritt von dem Kriegsbund gegen Frankreich gebracht, stand nur noch England unter den Waffen. Dieses thatkräftige Inselland mit seiner freien Verfassung, seinem unerschöpflichen Reichtum, seiner starken Marine, hatte durch den Krieg zur See und in den Kolonien ebenso an Macht gewonnen, wie Frankreich auf dem Festland. England hatte die Schiffe und die auswärtigen Besitzungen der Niederländer verschlungen; es hatte seine Gegner von dem Weltmarkt ausgeschlossen und durch Sperrung ihrer Seehäfen ihren Handel lahm gelegt; es hatte durch Subsidien und Darlehen an die Kontinentalmächte den Krieg wider Frankreich in Schwung gehalten und dadurch den feindlichen Nachbarstaat verhindert, der britischen Seeherrschaft einen namhaften Widerstand zu bereiten. „Das Ministerium," sagte Pitt in einer Rede zur Rechtfertigung seiner Politik, „hat während des Kriegs Mittel gefunden, die Feinde fast aller ihrer Kolonien zu berauben, fast ihre ganze Seemacht zu vernichten, ihren Handel an uns zu bringen und zugleich auf allen Punkten des Erdballs unsre eignen Besitzungen zu behaupten." Im Bund mit den Türken hielten die Engländer die Franzosen in Ägypten in Schach und trugen sich mit der stolzen Hoffnung, die ganze Armee mit allen Vorräten und wissenschaftlichen Sammlungen nach dem britischen Reich führen zu können. Mit Irland war eine Unionsakte zustandegekommen, welche die beiden Parlamentshäuser mit Vertretern dieser Insel verstärkte und die Möglichkeit einer friedlichen politischen Lebensgemeinschaft beider Völker schaffen sollte. Trotzdem war auch in England, wie uns bekannt, schon öfters der Wunsch laut geworden, man möge dem Krieg ein Ende machen, der erschöpften Nation einige Ruhe und Erholung gönnen. Dieser Wunsch regte sich noch mehr, als nach dem Frieden von Lüneville die Zahl der Verbündeten sich minderte, als die Küstenstaaten der Pyrenäischen und der Apenninischen Halbinsel den englischen Schiffen den Zugang wehrten, als der Eifer, womit der Bau und die Ausrüstung von Fahrzeugen aller Art auf den französischen Werften sowie in den Häfen von Antwerpen und Amsterdam betrieben ward, neue feindliche Anschläge erwarten ließ, welche die größte Vorsicht und Wachsamkeit nötig machten. Die hohen Preise der Lebensmittel infolge mangelhafter Ernten, des gestörten Handelsverkehrs mit so vielen

Ländern, der gesteigerten indirekten Abgaben, die zu bedenklicher Höhe anwachsende Staatsschuld, samt den auf Grundeigentum, Häuser und Einkommen umgelegten großen Steuern erfüllten die Bevölkerung des Inselstaats mit dem lebhaften Verlangen, daß durch Beendigung des Kriegs die Hauptquelle dieser Leiden und Übelstände geschlossen werden möchte.

Der Neutralitätsbund und der englisch-dänische Seekrieg. Dazu kam nun noch, daß infolge des erwähnten Neutralitätsbundes, den Kaiser Paul von Rußland mit Preußen, Schweden, Dänemark zustandegebracht, um den britischen Seedespotismus zu brechen und den nicht am Krieg beteiligten Staaten ungehinderte Schiffahrt und freien Handel zu verschaffen, England sich zur Unterhaltung einer Kriegsflotte in den nördlichen Meeren genötigt sah, damit nicht die Neutralen in der Nord- und Ostsee Meister würden. Schon öfters waren Reibungen und Streitigkeiten zwischen Großbritannien und Dänemark vorgekommen: die Engländer beschuldigten die Dänen, daß ihre Kaufleute und Schiffer auch mit vertragswidrigen Waren Handel trieben, und bestanden auf dem Durchsuchungsrecht. Die Dänen wollten dieses angemaßte Vorrecht nicht gelten lassen und gaben ihren Kauffahrern Kriegsgeschwader zur Bedeckung mit. Daß es unter solchen Umständen zu feindseligen Erörterungen und gewaltsamen Auftritten kommen mußte, war unvermeidlich. Es herrschte bereits tiefe Verstimmung und böser Wille zwischen beiden Nationen, als Paul die bewaffnete Neutralität ins Leben rief. Dänemark trat derselben sogleich bei, lud aber dadurch den ganzen Groll der eifersüchtigen Seemacht auf sich. Es erging dem kleinen Seestaat wie dem mutigen Zwerg der Fabel, der im Bund mit dem Riesen in den Krieg zieht und bei aller Tapferkeit überall Schaden nimmt, aus jedem Kampf verwundet und verstümmelt hervorgeht. Die Engländer wollten März 1801. Meister des Sundes bleiben und schickten daher eine Flotte in die skandinavischen Gewässer. Der alte Admiral Parker, auf den „die finstern Nächte und die Eisfelder der Ostsee" einen entmutigenden Eindruck machten, ging zögernd voran; aber der feurige Nelson, der ihm zur Seite gegeben war, segelte mit einem Teil der Flotte längs des unbewehrten schwedischen Strandes durch den Sund und 2. April. erschien unerwartet vor Kopenhagen, um Dänemark zum Austritt aus dem Neutralitätsbund zu zwingen. Die Dänen hatten die „Königstiefe", den einzigen fahrbaren Zugang zu ihrer Hauptstadt, durch eine Reihe armierter Blockschiffe geschlossen, deren Kanonen die heransegelnden englischen Fahrzeuge arg zurichteten. Die englischen Schiffe wurden von zahllosen Kugeln durchbohrt und zum Teil entmastet. Parker, der von fern die Aktion beobachtete, gab das Signal zur Einstellung des Kampfes; allein Nelson nahm keine Rücksicht darauf, er setzte das Fernrohr an sein erblindetes Auge und sagte, er könne keine Rückzugsflagge bemerken; dann ging er mit solcher Energie vor, daß die Blockschiffslinie durchbrochen ward und die Stadt offen lag. Nun leitete die dänische Regierung 9. April. Unterhandlungen ein, die zunächst zu einer Waffenruhe, dann zu einer thatsächlichen Lösung des Bundes und zur Anerkennung des englischen Seerechts führten.

Zu dieser raschen Wandlung trug am meisten bei die Nachricht von der Petersburger Katastrophe, die man bei dem Abschluß des Waffenstillstandes in Kopenhagen bereits vernommen hatte. Wir haben den Lebensgang und die Eigenschaften des russischen Kaisers Paul Petrowitsch in frühern Blättern zur Genüge kennen gelernt und wissen auch, wie trefflich es dem Ersten Konsul gelungen war, den mächtigen Selbstherrscher ganz und gar in sein Interesse zu ziehen. Aus einem Freund und Bundesgenossen Österreichs und Englands war er ein persönlicher Feind dieser eigensüchtigen Regierungen, aus dem heftigsten Gegner der französischen Republik ein Bewunderer und Verbündeter ihres Oberhauptes geworden. In Berlin setzte der russische Gesandte, Baron Krüdener, alle Hebel ein, um den König zu einem Bündnis mit Frankreich und zu einem kriegerischen Vorgehen gegen England anzuspornen. Und wie durch die auswärtige Politik so ging auch durch Pauls innere Regierung eine despotische Launenhaftigkeit und Eigenwilligkeit, die jedes vernünftige und folgerichtige Handeln unmöglich machte. Alles Thun des absonderlichen Monarchen, der in krankhafter Überspannung und unter der Macht einer schrankenlosen Phantasie von einem Äußersten zum andern übersprang, bald Großmut, romantischen Sinn und ritterliches Wesen kund gab, bald in blinde Leidenschaft und Jähzorn, in unmenschliche Grausamkeit und tyrannische Wut ausbrach, gab den unzweifelhaften Beweis, daß er in seinen Entschlüssen und Handlungen unberechenbar sei, daß sein Geist alles geordneten logischen Denkens ermangle und an unheilbarer Zerrüttung leide. Seine Willkürherrschaft wurde immer phantastischer, seine Anwandlung von Jähzorn immer gefährlicher, sein Mißtrauen und sein Menschenhaß immer drohender, der Übergang von der höchsten Gunst und Gnade zu Sturz und Verbannung immer überraschender und unbegründeter. Niemand fühlte sich sicher; Personen von Rang und Ansehen, die am Hof, in Staatsämtern, bei der Armee in den hervorragendsten Lebensstellungen sich bewegten, mußten fortwährend gewärtig sein das Opfer des Argwohns, der Verleumdung, der Ränke zu werden. In dem wirren Kopf des Zaren herrschte keine Methode, sondern nur Laune und Leidenschaft.

Regierungsweise und Charakter Pauls I.

Aus diesem unerträglichen Zustand schien es nur einen Ausweg zu geben: eine Palastrevolution, ein Gewaltakt im Innern des Schlosses, von den Vertrauten des Hofes unternommen und vollzogen, eine Umwälzung, wie sie die Geschichte des byzantinischen Reichs und des Orients so häufig aufzuweisen hat und wie sie auch in Petersburg bereits bei Peter III. in Szene gesetzt worden war. Zu dem Zweck wurde eine Verschwörung von langer Hand vorbereitet, deren Fäden bis in die Umgebung des Kaisers liefen. Die Seele des Unternehmens war Graf Nikita Panin, der durch seine Beziehungen zum Hof und zur Kaiserfamilie die Vorbereitungen des Komplotts am sichersten ins Werk setzen konnte; Hand in Hand mit ihm ging Graf Pahlen, Polizeiminister und Gouverneur von Petersburg, unter dessen Mithilfe die Anstalten zur Ausführung

Das Komplott und seine Häupter.

getroffen werden konnten; die Hauptwerkzeuge waren hochgestellte Männer am Hof und in der Armee, wie Platon Subow, der letzte Günstling Katharinas und seine Brüder, die unter Vermittelung des einflußreichen Kutaissow und einer französischen Dame aus der Verbannung zurückkehren durften, wie der General Bennigsen, ein Hannoveraner von Geburt, seit dreißig Jahren in russischen Militärdiensten und von Katharina II. reich beschenkt mit beschlagnahmten Gütern polnischer Edelleute in Litauen, wie Fürst Jaschwil, Gardeleutnant Bibikow und mehrere Offiziere. Als die Vorbereitungen getroffen waren, suchte man sich der Kaiserin Maria Feodorowna und des Großfürsten Alexander zu versichern. Wir wissen, wie lieblos in der letzten Zeit Paul seine Gemahlin behandelte, namentlich seitdem die zur Fürstin Gagarin erhobene Lapuchin seiner Liebeswerbung nachgegeben; und auch Alexander und sein Bruder Konstantin, durch Katharina von Jugend auf vom Elternhaus fern gehalten, waren nicht durch Bande gegenseitiger Liebe an den Vater gebunden. Dazu kam noch die Befürchtung, der Kaiser möchte, im Widerspruch zu seinem eignen Gesetz über die Thronfolge, den jungen Prinzen Eugen von Württemberg, einen Neffen der Zarin Maria, dem er mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit zugethan war und den er in auffallender Weise bevorzugte, zu seinem Nachfolger auf dem Thron ernennen. Selbst in den höchsten Kreisen wagte man Winke und Andeutungen über die Notwendigkeit eines Regierungswechsels zu geben. Das Wohl und die Ehre des Staats und der Nation verlange dringend, daß das Zepter in andre Hände gelegt werde. Dem jungen Großfürsten Alexander, dessen weiches Gemüt vor dem Gedanken einer Frevelthat zurückbebte, stellte Panin den Zweck der Verschwörung in dem mildesten Licht dar: es handle sich nur darum, den Kaiser zu bestimmen, daß er von der Regierung zurücktrete oder den erstgebornen Sohn zum Mitregenten ernenne. In der Umgebung der Zarin bildete sich ein Nebenkreis von Verschworenen, die Familie Kurakin an der Spitze, welche auf eine Übertragung der höchsten Gewalt auf die Kaiserin lossteuerten, ähnlich wie bei der Revolution gegen Peter III. Die hohe Frau hörte es gern, wenn man ihr sagte, daß Rußland seine ruhmvollsten und glücklichsten Zeiten unter weiblichem Regiment gehabt habe; sie schmeichelte sich mit dem Gedanken, eine zweite Selbstherrscherin Katharina zu werden; war sie doch stets beflissen, durch Wohlthun und werkthätige Menschenliebe sich die Achtung und Gunst des russischen Volks zu erwerben.

Die Katastrophe am Kaiserhof. In den ersten Monaten des Jahres 1801 waren die Vorbereitungen zu dem Komplott schon weit gediehen; in dem Salon der Frau von Scherebzow, Schwester der Subows, trafen die Häupter der Verschwornen öfters zu weitern Beratungen zusammen. Die Stellung Pahlens, eines esthländischen Edelmannes, den Paul in den Grafenstand erhoben, mit Glücksgütern und Ehren ausgestattet und mit seinem ganzen Vertrauen beschenkt hatte, hielt jeden Verdacht fern. Aber die Zahl der Eingeweihten war stark. Wenn es auch gelungen

war, einige Große, die wie Rostoptschin und Araktschejew dem Kaiser unbedingt ergeben waren, aus der Nähe des Hofes zu verbannen, so konnte doch leicht sich ein Verräter finden. Und für den finstern Argwohn des mißtrauischen Despoten wäre selbst ein Wink, eine versteckte Andeutung genügend gewesen, um auf die Führer der Verschwörung die ganze Zornesflut zu entladen. Man durfte daher nicht länger zögern. Am Abend des 11./23. März wurde bei einem Abendessen im Haus des General Talysin, des Befehlshabers des Preobraschenskischen Garderegiments, im Kreis der Eingeweihten die Ausführung beschlossen. Als einer der Anwesenden fragte, was zu thun sei, wenn der Kaiser nicht in die Thronentsagung einwilligen würde, sondern sich zur Wehre setze, antwortete Pahlen mit dem französischen Sprichwort: Wenn man einen Eierkuchen machen wolle, müsse man Eier zerschlagen. Um Mitternacht umstellten die Verschwor- 11./23. März 1801.
nen den Michailowschen Palast, den die kaiserliche Familie damals bewohnte, mit einigen Gardebataillonen, deren Offiziere in das Komplott eingeweiht waren. Durch einen Leutnant von der innern Schloßwache wurde die Zugbrücke über den Wassergraben, der den Palast umgab, niedergelassen, so daß die bewaffneten Verbündeten eindringen und den Kaiser in seinem Schlafgemach überfallen konnten. Und nun ereignete sich eine Mordszene, so grausig und so schrecklich wie einst auf dem Lustschloß, wo Peter III. unter den Händen der Orlows verblutete. Nach dem heftigsten Widerstand wurde Paul zu Boden geworfen, mit der Schärpe eines Gardeleutnants erwürgt und dann entseelt in Uniform auf das Bett gelegt. Den Eindringenden sagte Bennigsen, der Kaiser sei plötzlich am Schlage gestorben. Darauf eilten die Subows zu dem Großfürsten und ließen ihn ein Manifest unterschreiben, vermöge dessen er die Mitregierung übernahm. Mit diesem begab sich Alexander in Begleitung der Verschwornen zu den Garden, um sich huldigen zu lassen. Im Schloßhof erhielt er die furchtbare Botschaft von dem Tod seines Vaters. Wie von einem Blitzstrahl getroffen stand er vor den Garderegimentern, die ihn als den neuen Herrscher begrüßten. Am nächsten Morgen wohnte Alexander bleich und in verwahrlostem Anzug dem Trauergottesdienst in der Schloßkapelle an und empfing von den Würdenträgern hohen und niedern Ranges, wie sie eintraten, den Eid der Treue. Die Kaiserin Maria Feodorowna geriet über diesen unerwarteten Ausgang in große Verwirrung. Sie hatte sich schon im Geist als Selbstherrscherin geschaut, und nun sollte sie als Kaiserin-Mutter ihre Tage verleben. Sie überhäufte Pahlen und Bennigsen mit den heftigsten Vorwürfen und begehrte an die Lagerstätte des entseelten Gemahls geführt zu werden. Nach einigem Bedenken willfahrte man ihrem Wunsch. Überwältigt von Schmerz, ob aufrichtig oder erkünstelt, verließ sie dann die Unglücksstätte und begab sich in den Winterpalast, um dem neuen Kaiser Alexander ihre Huldigungen darzubringen, sichtlich verstimmt über den Ausdruck der Volksfreude, der ihr auf dem Weg entgegentrat.

Die Mörder und der neue Zar. So endigte die Petersburger Palastrevolution vom 24. März. Die Mörder trugen Lohn und Ehre davon und in den höhern Kreisen der Hauptstadt feierte man den Todestag als einen „Tag des Ruhmes und der Zufriedenheit". Die Krone, viel zu scheu um zu strafen, wagte nicht einmal zu zürnen oder undankbar zu erscheinen. Pahlen, Platon Subow und Bennigsen blieben in der Umgebung des Hofes und im Besitz der Regierungsgewalt. Aber den weichen empfindsamen Kaiser Alexander verfolgte der Schatten des ermordeten Vaters sein ganzes Leben. Die Schreckensnacht im Michailowschen Schloß hinterließ tiefe Spuren in der Seele des jungen Selbstherrschers.

England und die russische Politik. Als einst die erschütternde Kunde durch die Welt drang, König Heinrich IV. von Frankreich sei von Mörderhand gefallen, rief der Kardinal von Toledo aus: „Wenn Gott für uns ist, wer kann wider uns sein?" Einen ähnlichen Ruf hätte der Ministerpräsident in London ausstoßen können; denn für keinen Staat war die Katastrophe in Petersburg zeitgemäßer und vorteilhafter als für England. Dies war so einleuchtend, daß die Nachrede aufkommen konnte, englische Intrigen und englisches Gold hätten dabei mitgewirkt; eine Schwester der Subows habe mit Lord Withworth, dem englischen Botschafter in Petersburg, in nahen Beziehungen gestanden. Gewiß ist, daß England durch den Tod des Kaisers Paul von einem gefährlichen Widersacher befreit ward. Die russische Politik war in eine Sackgasse geraten. Ohne daß das russisch-britische Bündnis gekündigt worden wäre, befand sich der Zar thatsächlich mit dem Inselreich im Kriegszustand: er hatte auf englische Schiffe in russischen Häfen Beschlag legen und Truppen an die Grenze von Indien rücken lassen. Dem Ersten Konsul bewies er eine enthusiastische Freundschaft; dennoch war mit der Französischen Republik noch kein Friedensvertrag vereinbart worden, und der Eifer, womit Paul auf die Rückgabe von Piemont an die sardinische Königsfamilie drang, stimmte gar nicht zu den politischen Absichten Bonapartes. Denn während derselbe in Petersburg die Versicherung abgeben ließ, „daß er aus Freundschaft für Rußland geneigt sei, für den König von Sardinien etwas zu thun", bereitete er zugleich die Einverleibung Piemonts in Frankreich mittels der Departementaleinteilung vor. Auch die leitenden Personen in Petersburg waren geteilter Ansicht: Pahlen war für ein Bündnis mit Frankreich und für ein freies Seerecht, Panin und Subow aus Handelsinteressen für ein Zusammengehen mit England. Unter so unklaren Verhältnissen schien ein Aufgeben jeder Kriegspolitik die einzig richtige Staatskunst für das neue Zarenregiment. Die Aufhebung des auf die eng-
4. April 1801. lischen Schiffe gelegten Embargo, des Verbots die russischen Häfen zu verlassen, und die Freigebung der gefangenen Matrosen war die Einleitung zur Versöhnung mit Großbritannien, welcher dann die Auflösung des Neutralitätsbundes
27. Juni. und die Verzichtleistung Alexanders auf die Großmeisterwürde des Johanniterordens auf dem Fuß folgten. Zugleich wurde aber auch das gute Einvernehmen mit Frankreich aufrecht erhalten, wozu besonders das Auftreten Durocs, den

Bonaparte in außerordentlicher Mission über Berlin nach Petersburg gesandt hatte, beitrug, und endlich durch einen Friedensschluß befestigt. Wie dort Englands Seeherrschaft und Durchsuchungsrecht stillschweigend zugelassen war, so hier die Befugnis des Ersten Konsuls, die italienischen Staatsverhältnisse nach eignem Ermessen zu ordnen. 11. Okt. 1801.

Zwar bestimmte ein geheimer Artikel, daß über die Entschädigungen der deutschen Fürsten Frankreich und Rußland gemeinschaftlich entscheiden wollten, das war aber nur ein scheinbares Zugeständnis. Napoleon folgte in Deutschland wie in Piemont seinen eignen Plänen und ließ sich durch keine fremde Einsprache die Hände binden. Wenn er das Versprechen gab, daß bei der Entschädigungsfrage die mit Rußland verwandten oder befreundeten Fürstenhäuser von Baden, Württemberg und Bayern besonders bevorzugt werden sollten, wenn er den durch einen engen Freundschaftsbund mit Kaiser Alexander verknüpften König von Preußen begünstigte, so stimmte dies auch zu der Bonapartischen Politik. Ja der Erste Konsul ging dabei mit solcher diplomatischen Überlegenheit zu Werke, daß der Zar nicht selten das als ein Zugeständnis für Rußland aufnahm, was nur den dringendsten Interessen französischer Politik entsprach. Bonaparte u. Alexander I.

6. Der Friede von Amiens und Bonapartes Machtstellung in den Nachbarländern.

Während dieser Vorgänge im Norden stand das Londoner Kabinett unter der Leitung Lord Addingtons. Die öffentliche Meinung in England hatte sich so laut für Beendigung des langen Kriegs ausgesprochen, daß Pitt nicht ferner dem Ruf der Nation zu widerstehen wagte. Aber konnte der Mann, der seit acht Jahren den Krieg mit Frankreich zur Grundlage seines politischen Systems gemacht, auf einmal in die entgegengesetzte Strömung einlenken? Pitt trat von der Leitung der Staatsgeschäfte zurück, die nunmehr in die Hände Lord Addingtons gelegt ward. Als Vorwand seines Abtretens diente der Widerstand des Königs gegen die Zulassung der irischen Katholiken zu gleichen Rechten mit den Bekennern der anglikanischen Kirche, ein Widerstand, der die Union der beiden Inseln, wie sie Pitt im Auge hatte, nicht vollständig werden ließ. Doch blieb, wie früher in Österreich bei Thuguts Rücktritt, der Einfluß Pitts immer noch maßgebend, sein Rat bei der Regierung immer noch so durchgreifend, daß er bei einem Umschlag der politischen Stimmung jederzeit wieder sein hohes Amt übernehmen konnte. Um diese Zeit erreichte die Geistesstörung Georgs III. einen Grad, der die Übertragung der Regentschaft an den Prinzen von Wales als notwendig erscheinen ließ. Ministerwechsel in England. März 1801.

Bald nach dem Abschluß des Friedens von Lüneville wurden nunmehr zwischen Lord Hawkesbury, dem Minister des Auswärtigen und dem gerade in London anwesenden französischen Militärbevollmächtigten, General Otto, einleitende Schritte zu einer Verständigung gethan, die jedoch lange zu keinem Resultat führten, weil man sich weder über Ägypten, wo um diese Zeit General Abercromby den entscheidenden Schlag zu führen gedachte, noch über die Rückerstattung oder den Fortbesitz der von England eroberten Kolonien einigen Englisch-französische Friedensverhandlungen u. Präliminarien. März 1801.

konnte. Der Krieg hatte daher seinen ununterbrochenen Fortgang und der Minister Talleyrand mußte seine ganze geschmeidige Diplomatenkunst aufbieten, um die Zornesausbrüche des Ersten Konsuls im Gespräch und in der Presse durch die feine und höfliche Form seiner Depeschen in der Art abzuschwächen, daß die Konferenzen fortgesetzt werden konnten. Die drohenden Anstalten, die in den flandrischen Häfen für einen neuen Landungsversuch der französisch-niederländischen Geschwader in Irland oder in England selbst getroffen wurden, machten auf die britische Regierung wenig Eindruck, da Nelsons Flotte in der Nähe war und Wache hielt; und auch in Ägypten nahmen die Dinge, wie wir gesehen haben, einen Verlauf, daß die Behauptung der französischen Kolonie in dem Nilland als eine Unmöglichkeit erscheinen mußte. Dennoch war die öffentliche Meinung in England für den Frieden. Die britische Nation bedurfte desselben für ihren Handel, für ihren wieder aufblühenden Gewerbfleiß, für die Sicherung ihrer Kolonialunternehmungen, für die Heilung der Schäden, die ihr der achtjährige Krieg zugefügt. Wie sehr auch die französische Kolonie in dem Nilland während der Sommermonate durch das Ungeschick des Oberbefehlshabers Menou und durch äußere Unfälle ins Gedränge kam, so gewann man in London doch mehr und mehr die Überzeugung, daß weder die aus allen Völkerschaften geworbene britische Landarmee unter Hutchinson, noch die unbeholfenen türkischen Scharen im stande seien, die kriegkundigen Franzosen in Alexandrien und Kairo vollständig niederzuwerfen, zumal da der Erste Konsul fortwährend neue Versuche machte, frische Streitkräfte und Vorräte nach dem Nilland zu schaffen, und dadurch den Mut und das Vertrauen der Soldaten lebendig erhielt. So entschloß sich denn die englische Regierung zunächst zu dem erwähnten Kapitulationsvertrag über Ägypten, infolgedessen die französischen Truppen und Ansiedler in die Heimat zurückkehren durften, das Land und die Städte am Nil wieder der Pforte eingeräumt wurden; und da auch der Erste Konsul sich in betreff
1. Okt. 1801. einiger Kolonien nachgiebiger zeigte, so vereinigte man sich in London über bestimmte Fundamentalbedingungen, auf deren Grund dann im nächsten Frühjahr
27. März 1802. der **Friede von Amiens** zum Abschluß geführt ward. Die Londoner Präliminarien setzten fest: die Rückgabe Ägyptens an die Pforte und die der Insel Malta an den Johanniterorden, die Integrität Portugals, die Räumung des römischen und neapolitanischen Staats von französischen Truppen sowie der Inseln und Häfen des Mittelländischen Meeres von englischen Streitkräften, die Rückerstattung der von Großbritannien während des Kriegs eroberten Kolonien an die Französische Republik und ihre Verbündeten, mit Ausnahme der Insel Trinidad und der holländischen Besitzungen auf Ceylon.

Frankreich und der Erste Konsul am 18. Brumaire 1801.

Bonaparte hatte alle Ursache die zweite Wiederkehr des 18. Brumaire mit einem Fest zu feiern. Mit Macht und Ehren überhäuft, nach außen im Besitz eines unbestrittenen Übergewichts, nach innen mit unbeschränkter Gewalt ausgestattet, übte er eine Art von berückendem Zauber auf die Zeitgenossen aus.

Belgien und Savoyen hatten sich freiwillig der Republik angeschlossen; die vielumstrittenen Rheinlande waren französisches Besitztum geworden; mit Österreich, Rußland und England hatte man sich über Friedensgrundlagen verständigt; durch das Konkordat war das kirchliche Leben wieder in Gang gekommen. Und wenn auch die Unterhandlungen mit Rom und Großbritannien noch nicht ihren völligen Abschluß erhalten hatten, so bestand doch kein Zweifel über die Vollendung. Scharenweise strömten die Söhne und Töchter Albions über den Kanal, um in der Hauptstadt Frankreichs die Genüsse und Freuden wieder zu kosten, die sie acht Jahre lang so schmerzlich entbehrt, und das neue Leben anzustaunen, das sich während der Zeit entfaltet hatte. Auch Fox, der standhafte Verfechter und Apologet der Revolution, erschien in Paris und wurde von der freundlichen Aufnahme des Ersten Konsuls und der bestrickenden Anmut seiner zutraulichen Unterhaltung so für das Oberhaupt der Republik eingenommen, daß er in seinen Neigungen für Frankreich noch mehr bestärkt ward.

Zugleich wurden Mittel und Wege gesucht, um in den Nachbarstaaten den unter dem Direktorium bewirkten politischen Gestaltungen einen minder gewaltthätigen versöhnlicheren Charakter zu geben und sie mit dem konsularischen Frankreich mehr in Übereinstimmung zu setzen. So wurde die Batavische Republik von dem radikalen Demokratenregiment befreit, das unter Mitwirkung des Pariser Direktoriums durch General Daendels im Haag begründet worden (S. 3), indem Regierung und Gesetzgebung in ähnlicher Weise, wie am 18. Brumaire in Paris, umgestaltet und mittels Volksabstimmung, wobei man die Nichtstimmenden als Zustimmende zählte, eine neue Verfassung zur Einführung gebracht wurde, welche die schroffe Zentralisation lockerte, die föderalistische Staatsform der vereinigten Provinzen mit den alten Namen herstellte und die scharfe Parteiung im Geist der Versöhnung und Toleranz zu ermäßigen suchte. Dem gesetzgebenden Körper in Paris wurde die Veränderung als ein freier Akt des Volkswillens dargestellt, aber die holländische Nation hatte sich schon lange gewöhnt, ihr politisches Leben nach den Vorschriften der französischen Regierung einzurichten. Zugleich wurde die französische Besatzung auf 10,000 Mann verringert. Der Friede von Amiens, bei welchem die Batavische Republik durch ihren trefflichen Staatsmann Schimmelpenninck vertreten war, brachte eine kurze Erholung, während welcher Handel und Schiffahrt wieder auflebten, wenngleich manche wertvolle Besitzungen, vor allen das wichtige Ceylon mit seinem Zimmtmonopol, seinem Perlen- und Elfenbeinhandel verloren gegangen waren. Aber der Aufschwung dauerte nicht lange. An das rollende Rad der französischen Kriegspolitik geknüpft, mußte die kleine Batavische Republik neben den eignen Landtruppen ein französisches Besatzungsheer auf Staatskosten erhalten und eine Anzahl Schiffe für den Dienst Frankreichs bereit stellen, eine Verpflichtung, die dem holländischen Staat eine Zeit stillen ruhmlosen Leidens schuf, da Steuerdruck, Schulden und zerrütteter Staatshaushalt unerträgliche Notstände erzeugten.

Die Nebenstaaten. 1. Die Batavische Republik.

Sept. 1801.

2. Die Helvetische Republik. Wie die Batavische Republik, so erfuhr auch die Helvetische unter Napoleons Einwirkung durch das Schweizer Volk selbst eine politische Umgestaltung im Sinn einer Ausgleichung und Versöhnung der Parteien. Die Schweiz blutete aus tausend Wunden, als der Staatsstreich vom 18. Brumaire ein neues Frankreich schuf. Nicht nur daß der Krieg seine Schrecken und Verheerungen weit über das Land getragen, das innere Staatsleben selbst litt schwer an bürgerlicher Zwietracht und Parteiung. Die Anhänger der alten Kantonalverfassung und die Freunde der neubegründeten Einheit und Unteilbarkeit standen einander feindselig gegenüber, und gaben sowohl den Franzosen als den Koalitionsmächten Gelegenheit genug, die Hebel der Intrige und Aufstachelung in die klaffenden Wunden einzusetzen. Der Frieden von Lüneville stellte auch für die Schweiz das Recht fest, sich diejenige Regierungsform zu geben, welche sie für angemessen erachte. Auf Grund dieser Bestimmung wurde von einer Notablenversammlung eine der französischen nachgebildete republikanische Staatsform ausgearbeitet, worin der Einheitsgedanke mit der Kantonalunabhängigkeit versöhnt werden sollte. Wie in der alten Eidgenossenschaft sollten die Abgeordneten der einzelnen Kantone sich alljährlich zu einer Tagsatzung vereinigen, die in sechs größern Städten abwechselnd die oberste gesetzgebende und richterliche Gewalt üben und deren erster Beamter als „Landammann" zugleich das Oberhaupt der Gesamtregierung darstellen sollte. Diese Verfassung, obwohl wie in Batavien durch Volksabstimmung angenommen, wobei man die Nichtstimmenden als Bejahende rechnete, stieß doch auf großen Widerstand, sowohl bei den Urkantonen, welche ihre alte demokratische Autonomie wiederhergestellt wissen wollten, als bei dem ehemaligen Geschlechterpatriziat in Bern, welches den Verlust seiner Vorrechte nicht verschmerzen konnte. Wiederum traten die Männer des Einheitsstaats und die Föderalisten bewaffnet einander entgegen. Die Abberufung der französischen Besatzungstruppen durch Bonaparte steigerte die Parteiwut zum Bürgerkrieg. Aloys Reding, der erste Landammann von Helvetien, ein ritterlicher Mann von patriotischer Gesinnung, aber in veralteten Anschauungen befangen, wurde auf die Festung Aarburg gebracht. Da legte Bonaparte seinen

Dez. 1802. Machtspruch ein. Er entbot eine „helvetische Consulta" nach Paris, und diese arbeitete unter seinen Augen und nach seinen Vorschlägen, die er selbst den Vertretern der Kantone in feierlicher Sitzung mit freundlicher und wohlwollender Rede empfahl, die „Mediationsverfassung" aus, welche denn auch angesichts einer zum

19. Febr. 1803. Einrücken bereit stehenden französischen Armee ohne Widerstand zur Einführung gebracht ward. Preußen und Österreich, in Regensburg damit beschäftigt, einander die Fetzen deutscher Erde streitig zu machen, die Bonaparte ihrer Habgier gönnte, erhoben keine Einsprache; und auch Kaiser Alexander, dem es schmeichelte sich in Gemeinschaft mit einem Helden zum Schiedsrichter Europas berufen zu sehen, gebot seinem Gesandten zu schweigen. Diese Vermittelungsakte, eines der wohlthätigsten politischen Werke Napoleons, gab den neunzehn Kantonen

der Schweiz ihre alte Selbständigkeit für alle innern Anliegen zurück, und trug zugleich durch Aufrichtung einer abwechselnden Tagsatzung und eines Landammanns oder Präsidenten aus dem jedesmaligen Vorort dem Einheitsgedanken Rechnung. Indem die Mediationsakte die Kantone herstellte, schlang sie zugleich um die Eidgenossenschaft einen bundesstaatlichen Verband, der zwischen Einheit und Besonderheit eine verständige Mitte hielt. Dabei verblieben dem Föderativstaat alle freiheitlichen Errungenschaften und Rechte, welche die Revolution der Menschheit erworben hatte. Der Erste Konsul, der in dem Alpenland gleichsam „die Rolle der Vorsehung" spielte, sah mit großer Befriedigung auf seine Schöpfung. Er erhob den Bürger Louis d'Affry, der früher in französischen Diensten gestanden, zum Präsidenten oder Landammann, stellte die Helvetische Republik unter den Schutz Frankreichs mit der Bedingung, daß die 21. Febr. Regierung eine Armee von 16,000 Mann zu französischem Kriegsdienst bereit hielt, und legte sich selbst den Titel eines Mediators und Protektors der Schweiz bei. Der Kanton Ober- und Niederwallis, den Napoleon als Durchgangsweg nach Oberitalien vermittelst der neuen Alpenstraße über den Simplon nicht entbehren wollte, wurde von der Helvetischen Republik abgetrennt und als selbständiger französischer Klientelstaat der Bonapartischen Herrschaft unterstellt, bis Zeit und Umstände die völlige Vereinigung mit Frankreich brachten.

Die Apenninische Halbinsel nahm in den politischen Ideenkreisen Napo- 3. Italien. leons stets eine hervorragende Stelle ein. Seine Geburt, seine Lebensschicksale und die historische Vergangenheit mochten ihn leicht zu dem Gedanken führen, daß er zum Herrscher der beiden romanischen Nationen berufen sei. In Italien war sein Glückstern aufgegangen und alle bisherigen Schritte ließen erkennen daß er das schöne peninsularische Gebirgsland mit seinen berühmten Städten und Seehäfen so nahe als möglich an Frankreich und an sein Geschlecht zu knüpfen gedenke. Schon war das Königreich Savoyen-Piemont in den Verband des konsularischen Frankreich aufgenommen; die Cisalpinische Republik, mit Modena und den Legationen verstärkt, erhielt um diese Zeit eine Umgestaltung ihrer bisherigen Staatsform, welche den Freistaat noch mehr als bisher in den Machtkreis des Ersten Konsuls brachte; über Parma hatte sich Bonaparte bereits mit dem spanischen Hof in der erwähnten Weise verständigt, daß das alte farnesische Land zu Frankreich in ein Abhängigkeitsverhältnis zu stehen kam; Genua, das Haupt der Ligurischen Republik, war nur dem Namen nach ein selbständiges Gemeinwesen, der alte Seestaat wurde unter Napoleons Einfluß nach französischen Gesetzen regiert, bis mit der Zeit die Einverleibung in den mächtigen Nachbarstaat erfolgte. Allenthalben standen französische Staatsmänner an der Spitze der Verwaltung und die Festungen wurden von französischen Besatzungen gehütet. Auch die Übertragung des Großherzogtums Toscana an den Erbprinzen von Parma als Königreich Etrurien war nur eine vorübergehende Anordnung, um die spanische Königsfamilie desto sicherer in die

Netze Napoleons zu ziehen. Der Erste Konsul benutzte die Gelegenheit, um sich selbst auf Kosten des Bourbonschen Namens einen Triumph in den Augen der Franzosen zu bereiten. Er lud den jungen Fürsten zur Feier der Thronbestei-
Juni 1801. gung nach Paris ein, wo der fast blödsinnige Prinz, in dessen Person Bonaparte den Parisern zeigen wollte, „wie ein König und ein Bourbon aussehe", dem Spott und Gelächter der Höflinge preisgegeben war. Wie einst im alten Rom besiegte und schutzflehende Könige sich vor der Majestät der Quiriten gebeugt, so sollten auch jetzt gekrönte Häupter in dem Vorzimmer des Ersten Konsuls in den Tuilerien ihre Aufwartung machen. Auch nach dem Kirchenstaat und dem neapolitanischen Königreich waren bereits die Wege zur künftigen Besitzergreifung angebahnt.

Cisalpinien zur Italienischen Republik umgeschaffen. Um diese weitgezogenen Ziele mit sicherer Hand zu treffen, mußte vor allem in Oberitalien ein fester Standpunkt gewonnen werden. Es ist uns bekannt, wie klug und gewandt Bonaparte die Neigung für die Prinzipien der französischen Revolution bei den Lombarden für seine Zwecke auszubeuten gewußt. Die Cisalpinische Republik war die Frucht seiner Siege auf dem Schlachtfeld wie in der Staatskunst. Ihre Existenz wurde bei Marengo und in Lüneville von neuem sichergestellt. Es genügte dem Ersten Konsul jedoch nicht, daß Verfassung und Regierung ganz nach dem Muster Frankreichs eingerichtet waren, daß ein französischer Staatsmann, Petiet, die oberste Leitung besaß, und daß die Männer, die an der Spitze des Staats und der gesetzgebenden Gewalt standen, dem Willen Napoleons unbedingt folgten; er trachtete nach einer Stellung, wie der 18. Brumaire sie ihm in Frankreich geschaffen. Zu dem Ende beschied er im Winter von 1801 auf 1802 eine Consulta cisalpinischer Abgeordneter, vierhundertfünfzig an Zahl, nach Lyon, um ihnen den Verfassungsentwurf zur Beratung und Annahme zu unterbreiten, den Talleyrand im Einvernehmen mit einigen Notablen Cisalpiniens, darunter Melzi, Serbelloni und Marescalchi nach den Angaben Napoleons ausgearbeitet hatte, eine Nachbildung der Konsularverfassung in beschränkterem Sinn. Danach sollte eine Wahlkörperschaft von siebenhundert Personen, dreihundert aus der Klasse der großen Grundbesitzer und je zweihundert aus der Kaufmannschaft und dem Gelehrtenstand, auf Lebenszeit und mit dem Recht kollegialischer Selbstergänzung gewählt, den Grundstock bilden, aus welchem die legislative Macht, getrennt in ein Zensorenkollegium oder Senat, in einen gesetzgebenden Körper nebst Tribunat und in eine dem französischen Staatsrat entsprechende Consulta, sowie die Häupter der vollziehenden Gewalt hervorgehen sollten. An die Spitze des Ganzen war ein Präsident gestellt, der wie der Erste Konsul in Frankreich die Staatshoheit darstellen und einen Vizepräsidenten zur Seite haben sollte. Dieses Organisationsstatut wurde von der Consulta in Lyon ohne erheblichen Widerspruch angenommen, worauf in Gegenwart Bonapartes, der am 11. Januar unter großem Volksjubel in die von Festgepränge strahlende Rhonestadt einzog und durch ent-

gegenkommendes einschmeichelndes Benehmen die cisalpinischen Abgeordneten bezauberte und willfährig machte, die Ernennungen für die Staatsgewalten erfolgten. Wer sollte aber die Würde des ersten Präsidenten empfangen? Es gab immer noch einige Männer, die trotz des allgemeinen Knechtsinnes soviel Nationalgefühl und patriotischen Sinn in sich trugen, daß sie ein eingebornes Oberhaupt an die Spitze ihres Gemeinwesens stellen wollten. Das war jedoch nicht nach Napoleons Sinn. Italien sollte in ähnlicher Weise wie Frankreich ihn selbst als obersten Machthaber anerkennen. Talleyrand verstand seinen Herrn und fand Mittel und Wege, ihm die Erfüllung seines Wunsches zu verschaffen. Im Einvernehmen mit Petiet, Marescalchi und andern Vertrauten Bonapartes suchte er die Consulta zu einer Adresse an den Ersten Konsul zu bewegen, worin derselbe gebeten ward, die höchste Regierungsgewalt auf zehn Jahre mit dem Recht der Wiederwahl in die eigne Hand zu nehmen, da sie in ihrem Vaterland keinen Bürger zu finden vermöchten, der durch den Glanz seines Namens und seines Charakters würdig und fähig wäre, ihre Republik zu leiten. Die von einem Ausschuß entworfene Adresse wurde von Talleyrand mit diplomatischer Schlauheit an einem Tag zur Abstimmung gebracht, da die Mehrzahl der cisalpinischen Abgeordneten zu dem großen militärischen Schauspiel geeilt war, das Bonaparte zur Begrüßung der aus Ägypten zurückgekehrten Veteranen der französisch-italienischen Armee in der Nähe der Stadt veranstaltet hatte, und nur die Eingeweihten und Zuverlässigen zurückgeblieben waren. Der Antrag wurde mit Begeisterung angenommen und dem Ersten Konsul überbracht. Am nächsten Tag erschien Napoleon mit großem Gepränge in der Versammlung und erklärte sich zur Übernahme der obersten Staatsgewalt bereit in dem Gemeinwesen, das er selbst ins Leben gerufen. „Ich wünsche nichts mehr," sagte er, „als die Unabhängigkeit und das Wohl der Republik, welche ich gleich einem Schoßkind liebe und für den ersten Edelstein in der Krone meines Ruhmes halte." Er verwandelte die bisherige Bezeichnung „Cisalpinische Republik" in den Namen „Italienische Republik", eine Umänderung, welche die Herzen der Versammlung mit stolzen patriotischen Gefühlen erfüllen mußte. Denn in dem Namen lag ja die Hoffnung einer künftigen nationalen Einheit verborgen. Mit schmeichelnden Dankesworten priesen einige Redner das hohe Glück, daß dieselbe Hand, die den italienischen Freistaat geschaffen, auch die Leitung der Republik übernehmen wolle. Bonaparte, der mit den Deputierten stets in ihrer eignen Sprache geredet, ernannte den Marchese Melzi d'Erile, einen angesehenen Edelmann von dienstfertiger Hingebung an den Ersten Konsul, zum Vizepräsidenten und Stellvertreter und entließ dann die Versammlung, die sich so willfährig gezeigt. Fortan war das obere Italien bis zur Etsch ein französischer Klientelstaat, in welchem Bonapartes Gebote und Machtsprüche noch unbedingter entschieden als in Frankreich selbst. Die „Italienische Republik" trat kraft des am 15. Februar 1802 in Mailand verkündeten Organisations-

25. Jan. 1802.

statuts in die durch die Revolution geschaffene Staats- und Gesellschaftsordnung des größern Nachbarstaats. Sie mußte für den Dienst Frankreichs ein beträchtliches Heer unterhalten, genoß aber dafür die bürgerlichen Freiheiten und Rechte, welche die Bevölkerung solange entbehrt hatte, und wenngleich auch die italienische Schöpfung Napoleons unter demselben persönlichen Despotismus des Präsidenten zu leiden hatte wie die Französische Republik, so gewährte doch die Gleichheit vor dem Gesetz, eine mäßige Preßfreiheit und die Teilnahme an dem öffentlichen Leben einen nicht zu unterschätzenden Ersatz.

4. Deutschland und der Reichsdeputationshauptschluß. Seit dem Frieden von Lüneville und dem einige Wochen später erfolgten Thronwechsel in Petersburg lag der Schwerpunkt der Entscheidung über die künftigen Geschicke des deutschen Reichskörpers in der Hand des Ersten Konsuls. Dies begriffen die Fürsten sehr wohl und eilten, durch Kriecherei und Bestechungskünste eine günstige Wendung in dem ehrlosen Entschädigungsgeschäft in Paris zu erwirken. Neben den Verhandlungen in der Donaustadt Regensburg, die nach deutscher Gewohnheit einen sehr langsamen Gang einhielten, wurden in Paris selbst von den Abgesandten der Fürsten und Stände alle Hebel und Räder in Bewegung gesetzt, um aus dem Schiffbruch einige Spolien zu erlangen. Es war begreiflich, daß die kleineren Regierungen Deutschlands aus Furcht, von Österreich und Preußen verschlungen oder in dem Ausgleichungsgeschäft übervorteilt zu werden, sich unter die Fittiche der französischen Konsularregierung flüchteten, die sie wohlwollend aufnahm. Sie hatten dabei noch die Befriedigung, daß sie sich auf die öffentliche Meinung ihrer Völker stützen konnten. Aber bei dem unwürdigen Treiben trat so viele Niederträchtigkeit und Servilität zu Tage, daß der Reichstag von Regensburg, wo man nach langen Streitigkeiten im November sich über die Aufstellung einer „Reichsdeputation“ von acht Mitgliedern einigte, „um die in dem Lüneviller Friedensschluß einer besondern Übereinkunft vorbehaltenen Gegenstände im Einvernehmen mit der französischen Regierung näher zu untersuchen, zu prüfen und zu erledigen“, nebst dem gleichzeitigen Markten, Hofieren und Intrigieren in Paris einen häßlichen Flecken in der deutschen Reichsgeschichte bildet und auf den Ausgang des tausendjährigen Kaiserstaats einen dunkeln Schatten wirft. Die Verhandlungen zeugten von der politischen Zerfahrenheit einer Nation, der unter dem Jammer und der Verkommenheit der Kleinstaaterei, unter der darin großgezogenen Verkennung und Mißachtung höherer Gesichtspunkte aller vaterländische Sinn, alles nationale Ehrgefühl abhanden gekommen war. „Allerorten sehen wir dynastische und territoriale Interessen der gemeinsten Berechnung den unerquicklichen Wettstreit um die Reste des herrenlosen Landes führen,“ sagt ein neuerer Historiker. „In Paris begann ein Handel mit deutschen Bistümern, Abteien, freien Reichsstädten, wobei die fürstlichen Bewerber oder ihre Vertreter vor dem Ersten Konsul, seinen Gesandten und Geschäftsmännern mit goldbeladenen Händen erschienen und vor Talleyrands Mätresse, seinem Sekretär Matthieu und dem Gesandten Laforest in Regensburg

um die Wette krochen. Intrigen, Eidschwüre, Versprechungen grenzenloser Ergebenheit, trügerische Berechnungen, Gold mit Verschwendung ausgestreut, alles wurde versucht, um sich die Unterstützung der Mitglieder der französischen Regierung zu erwerben." Wer die größten Gaben brachte oder am geschicktesten zu schmeicheln und den Hof zu machen verstand, trug die besten Güter davon. Mancher hochgestellte Diplomat erlitt damals freiwillig und geduldig die altdeutsche Strafe des Hundetragens. Aus diesen Vorgängen lernte Bonaparte zuerst Deutschland genauer kennen; der Grad der Achtung, den er vor der Nation empfand, ist aus den Eindrücken erwachsen, welche ihm damals deren Lenker erweckten. Schlau wußte der französische Machthaber die einzelnen Fürsten und Staaten zu trennen und sie zu Sonderverträgen mit Frankreich zu bringen. Der Erste Konsul benutzte seine schiedsrichterliche Stellung, um die Zwietracht zu steigern, den Groll und das Mißtrauen zu schärfen, die gegenseitigen Anklagen zu verbittern, den Ehrgeiz und die Habsucht anzustacheln, während er nicht müde wurde von seiner Uneigennützigkeit, von seinem Eifer für die Größe und Wohlfahrt Deutschlands, von seinem aufrichtigen Verlangen nach Frieden und Eintracht zu sprechen, zu beteuern, daß er sich nur von den Gefühlen der Großmut und des Wohlwollens leiten lasse. Die Folge dieser Politik war, daß die deutschen Fürsten sich vertrauensselig dem Pariser Machthaber in die Arme warfen, durch unbedingte Hingebung sich seine Gunst zu erwerben suchten, und daß sich Preußen, Bayern, Baden, Württemberg, Hessen u. a. auf Grund von Sonderverträgen mit dem Mai 1802.
Ersten Konsul in den Besitz der ihnen von Frankreich zugesicherten und von Rußland gebilligten Entschädigungsgebiete setzten, ehe noch der Reichstag in Regensburg seine Zustimmung gegeben und die Änderungen durch den „Reichsdeputationshauptschluß" gutgeheißen hatte. Neben der Säkularisation der geist- 25. Febr. 1803.
lichen Staaten und der kleinern Reichsstädte bildeten die Entschädigungen der durch die Abtretung der linken Rheinseite an Frankreich zu Verlust gekommenen Reichsstände und die Gebietsvergrößerungen einzelner von Frankreich oder Rußland begünstigter deutschen Fürsten den Hauptinhalt. Es war ein Ausgleichungsprozeß eigentümlicher Art, wie er nur bei den deutschen Verhältnissen möglich war. Die Dynastien wurden entschädigt, das Reich verlor; die Fürsten erhielten soviel und noch mehr, als sie eingebüßt; die Nation in ihrer Gesamtheit erlitt einen Verlust, der ihre politische Unabhängigkeit bedrohte. Durch diese Fürstenrevolution wurden nicht weniger als 112 deutsche Staaten ihrer Selbständigkeit beraubt, die überlebten geistlichen, reichsstädtischen, herrschaftlichen Souveränitäten bis auf wenige Trümmer vernichtet. „Die harte ideenlose Selbstsucht triumphierte," sagt v. Treitschke. „Kein Schimmer eines kühnen Gedankens, kein Funken einer edlen Leidenschaft verklärte den ungeheuren Rechtsbruch. Und doch war der Umsturz eine große Notwendigkeit; er begrub nur, was tot war, er zerstörte nur, was die Geschichte dreier Jahrhunderte gerichtet hatte. Die alten Staatsformen

verschwanden augenblicklich, wie von der Erde eingeschluckt, und niemals ist an ihre Wiederaufrichtung ernstlich gedacht worden."

Territorialveränderungen. Nachdem man sich über die Entschädigungen des Kaisers und seiner Verwandten aus Toscana und Modena in der früher erwähnten Weise geeinigt, wurden die Gebietsveränderungen der deutschen Fürsten festgesetzt. Demgemäß erlangte Preußen die Bistümer Hildesheim und Paderborn, den größten Teil des Hochstifts Münster nebst der Stadt, mehrere Abteien und Reichsstädte (Mülhausen, Nordhausen, Goslar), die Mainzischen Besitzungen in Thüringen (Erfurt) und das Eichsfeld. Bayern, wo, wie uns bekannt, der neue Kurfürst Maximilian Joseph von Pfalz-Zweibrücken teils aus wohlberechneter Politik, teils durch englische Subsidien gewonnen, anfangs an der Koalition gegen Frankreich eifrig Anteil genommen und dadurch die Unabhängigkeit seines bedrohten Landes vor Österreichs Eroberungsgelüsten geschützt hatte, empfing zum Lohn für das Bündnis, das am 24. August 1801 mit Frankreich abgeschlossen worden, und als Entschädigung für die großen Verluste auf beiden Seiten des Rheins die geistlichen Fürstentümer Würzburg, Bamberg, Augsburg, das Bistum Freising und einen Teil des Hochstifts Passau, eine Anzahl Abteien und Reichsstädte (Schweinfurt, Kempten, Memmingen, Kaufbeuren, Nördlingen, Rotenburg, Windsheim 2c.). Der Markgraf Karl Friedrich von Baden bekam die durch den Tod des Kurfürsten Karl Theodor erledigten pfälzischen Ämter Bretten, Heidelberg und Ladenburg mit der Stadt Mannheim; ferner die diesseitigen Gebiete der säkularisierten Bistümer Konstanz, Basel, Straßburg und Speier, die Herrschaft Lahr, mehrere Reichsstädte (Pfullendorf, Offenburg, Zell, Gengenbach u. a.), viele Klöster und Stifter (Salem, Lichtenthal, Allerheiligen, Ettenheimmünster u. a.). Baden war bei den Entschädigungen am reichlichsten bedacht, weniger wohl, wie Bonaparte vorgab, „wegen der Regententugenden des Markgrafen Karl Friedrich, die ihm seit lange die Achtung Europas erworben", als weil hier die Wünsche des Kaisers Alexander für das verwandte Haus und das Interesse Frankreichs, einen befreundeten Nachbar zu haben, zusammentrafen. Der tyrannische, aber staatskluge Herzog Friedrich von Württemberg erhielt für seine Verluste in Frankreich (Mömpelgard u. a.) eine große Anzahl säkularisierter Abteien und Klöster und mehrere wichtige Reichsstädte (Reutlingen, Hall, Gmünd, Rottweil, Heilbronn, Eßlingen, Giengen u. a.). Auf ähnliche Weise wurden entschädigt und vergrößert: Hessen-Kassel mit Fritzlar, Amöneburg, Gelnhausen u. a.; Hessen-Darmstadt mit den Mainzer Ämtern Gernsheim, Bensheim, Lorsch, Heppenheim u. a., mit dem Rest des Bistums Worms, mit einigen pfälzischen Ämtern (Lindenfels u. a.), mit mehreren geistlichen Stiftern, als Hirschhorn, Seligenstadt und mit der Reichsstadt Friedberg; Nassau mit mehreren mainzischen und pfälzischen Ämtern im Rheingau, als Höchst, Rüdesheim, Oberlahnstein, ferner Hochheim am Main, Bad Soden, mehreren Stiftern und Abteien, wie Limburg u. a. Nach dem Erlöschen der Linie Nassau-Usingen im Jahr 1816 gingen diese Erwerbungen auf die Weilburger Linie über. Hannover empfing das Bistum Osnabrück; Braunschweig sowie einige nachmals mediatisierte Fürsten wurden gleichfalls entschädigt, wie die von Leiningen mit den Abteien Amorbach und Gerlachsheim, einigen Mainzer und Würzburger Ämtern, als Miltenberg, Buchen, Boxberg, Tauberbischofsheim u. a., Bretzenheim mit Lindau, Isenburg, Hohenlohe, Löwenstein und mehrere Reichsgrafen. Wilhelm von Oranien, der Sohn des flüchtigen Erbstatthalters von Holland, erhielt auf die Verwendung von Preußen die Abteien Gandersheim und Helmstädt, die Stifter Fulda und Korvey. Auch der Deutschherren- und der Johanniterorden erhielten Entschädigungen, letzterer besonders im Schwarzwald und im Breisgau. Dagegen

wurden die beiden geistlichen Kurfürstentümer **Köln** und **Trier** und eine große Anzahl Bistümer ganz eingezogen, jedoch mit einem standesmäßigen Einkommen der bisherigen Inhaber auf Lebenszeit, das Erzstift **Mainz** auf wenige Orte (Aschaffenburg, Wetzlar) beschränkt und die zahlreichen Reichsstädte auf sechs vermindert (Hamburg, Bremen, Lübeck, Frankfurt, Nürnberg, Augsburg). Die höchste geistliche Würde erhielt der Fürst **Karl von Dalberg** als Kurfürst, Reichserzkanzler und Fürst-Primas. Außer dem Rest des Kurfürstentums Mainz besaß er noch das Bistum Regensburg. Baden, Württemberg und Hessen-Kassel wurden zu Kurfürstentümern erhoben. Mit diesen Veränderungen war auch notwendig eine Umgestaltung des Reichsfürstenrats und der Stimmenverteilung verbunden.

Wirkungen für das Reich.

So wurde durch den Lüneviller Frieden und den Reichsdeputationshauptschluß dem Deutschen Reich die Axt an die Wurzel gelegt und ein neues Staatswesen begründet, das in den nächsten Jahren seine weitere notwendige Entwickelung fand. „Das neue Regiment der künftigen Rheinbundsregierungen," sagt Häusser, „zerstörte wohl mit dem alten Wust auch manchen guten Keim; es wollte überall gleichmachen, uniformieren und verfuhr darum gegen alles, was an persönliche, kommunale oder körperschaftliche Freiheiten erinnerte, mit der gleichen Feindseligkeit wie gegen die üblen Auswüchse der feudalen Anarchie; aber alle diese Schattenseiten traten doch in den Hintergrund neben den Wohlthaten eines geordneten und rührigen Regiments, die man in vielen Gebieten Deutschlands vorher noch niemals hatte kennen lernen. Es kam doch statt des alten Wustes eine Art Gesetzlichkeit und Gleichheit vor dem Gesetz zur Geltung, es wurde eine bessere Rechtspflege eingerichtet, die Erblichkeit und Käuflichkeit der Stellen abgeschafft, der Industrie und dem Verkehr, die ganz daniederlagen, neue Anregung gegeben, dem Bauer manche Erleichterung geschaffen, das schädliche Übermaß mönchischen und geistlichen Nichtstuns beseitigt, überhaupt das allgemeine Wohl rühriger und erfolgreicher gefördert, als in den verrotteten kleinen Gebieten irgendwie auch nur versucht worden war. Gewaltthätig und brutal ist man, wie bei allen Revolutionen, auch hier vielfach verfahren; die Gleichmacherei, der grobe Nützlichkeitseifer, die Leidenschaft, alles vom Schreibtisch aus zu regulieren, die Abneigung gegen das Geschichtliche und Überlieferte, der Vandalismus selbst gegen die künstlerischen Symbole und Denkmäler der alten Zeit, das alles ist jetzt und nachher in der rheinbündischen Epoche grell genug hervorgetreten. Gleichwohl war die Auflösung des Alten unvermeidlich und selbst diese gewaltthätige Periode des Übergangs hatte eine Menge Fesseln gesprengt und eine Fülle von Lebenskeimen zu wecken angefangen, die bisher in kleinstaatlicher und kleinbürgerlicher Misere gebunden lagen."

7. San Domingo.

Wirkungen der Napoleonischen Konsularpolitik.

Wenn Lanfreys strenger Republikanismus in allen Handlungen des Ersten Konsuls nur egoistische Zwecke zur Befriedigung des unbegrenzten Ehrgeizes, der Herrschsucht und des Strebens nach souveräner monarchischer Macht erblickt, so kann doch nicht geleugnet werden, daß Napoleons Politik der Ausgleichung, sein Bestreben die Parteiwut zu mäßigen und die extremen Richtungen einzuschränken, im eignen Land wie in den Nachbarstaaten in mancher Hinsicht wohlthätig und beruhigend gewirkt hat. In Batavien, in den deutschen Landen auf der linken Rheinseite, in Helvetien und in der italienischen Republik wurden Einrichtungen gegründet, welche nicht bloß dem verlotterten Staatswesen der Ver-

gangenheit, sondern auch der revolutionären Anarchie der wühlerischen Direktorialpolitik ein Ende machten und für den Verlust der nationalen Selbständigkeit, für die Abhängigkeit von einer fremden diktatorischen Machtherrschaft, für das beschämende Bewußtsein, nicht mehr Herr im eignen Hause zu sein, manche wertvolle Güter freiheitlicher Entwickelung als Ersatz brachten. Dagegen war Napoleons Politik gegenüber der Insel San Domingo ein Gewebe treuloser Staatskunst, verlustvoll für Frankreich, unheilbringend für den wichtigsten Kolonialstaat in der Gruppe der großen Antillen Westindiens.

San Domingo und die französische Revolution. Bei Ausbruch der Revolution war der größere Teil der Insel Haïti oder San Domingo im Besitz der Franzosen, der kleinere im Besitz der Spanier. Die weißen Pflanzer, die unter europäischen Statthaltern die Insel beherrschten, bildeten kaum den achten Teil der Gesamtbevölkerung; die Mehrzahl bestand aus Negern, rechtlosen Sklaven der weißen Gutsherren, und aus Mischlingen oder Mulatten, meistens Freigelassenen mit einigen persönlichen Rechten. Als nun die französische Revolution mit den Grundsätzen von Freiheit, Gleichheit und Menschenrechten die Welt in Bewegung setzte, wurden auch die Kolonien von dem Feuer ergriffen. Nicht nur daß die Farbigen, Neger wie Mulatten, sich empörten, um das Sklavenjoch der weißen Pflanzer abzuschütteln, unter den letztern selbst traten politische Spaltungen ein. Zu den innern Wirren gesellten sich zur Zeit des Konvents noch Angriffe von außen, indem Spanier und Engländer das französische Gebiet bekriegten. Ein Zustand von Anarchie und Unsicherheit lagerte sich über die Insel, wie keine Einbildungskraft ihn verworrener und grausiger ausmalen könnte, namentlich als ein Konventsgesetz vom Februar 1794 die Sklaverei aufhob und den Farbigen gleiche Rechte mit den Weißen verlieh. Die Kommissare des Wohlfahrtsausschusses, insbesondere der schreckliche Santhonax, „der Robespierre der Antillen", nahmen in ihrem radikal-demokratischen Doktrinarismus Partei für die Farbigen gegenüber den weißen Pflanzern, die sie als Aristokraten und Anhänger des alten Regimes haßten. Die Eigentümer der Plantagen wurden erschlagen, zur Flucht nach England oder Amerika getrieben, zu Hunderten nach Paris geschafft, um als Feinde der Republik vor das Revolutionsgericht gestellt zu werden. Die Anlagen wurden verwüstet, Fabriken und Handel kamen in Verfall, das Vermögen der Flüchtigen und Verhafteten wurde mit Beschlag belegt.

Toussaint L'Ouverture u. Bonaparte. In diesen Tagen des Bürgerkriegs und des Rassenkampfes erlangte der Neger **Toussaint L'Ouverture**, als Sklave geboren und in verschiedenen Dienststellungen seines französischen Herrn herangewachsen, bei den Farbigen solches Ansehen, daß er Anführer eines schwarzen Heeres ward und im Dienst der Französischen Republik die Kolonie gegen Engländer und Spanier erfolgreich verteidigte. Wie uns bekannt, wurde im Baseler Frieden der spanische Anteil der Insel an Frankreich abgetreten. Nun konnten durch die vereinigten Kräfte der Eingebornen und der Französischen Republik die Angriffe Englands mit mehr Erfolg

zurückgewiesen werden. Dabei leistete Toussaint L'Ouverture als Befehlshaber der Schwarzen den Franzosen so wichtige Dienste, daß ihn das Direktorium zuerst zum General eines Negerregiments und dann in Anerkennung seiner militärischen Begabung zum Oberbefehlshaber aller eingebornen Truppen in der Kolonie ernannte. Von der Zeit an herrschte der ehemalige Sklave im Namen des Direktoriums als alleiniger Gebieter über die Insel. Er leistete den Engländern so erfolgreichen Widerstand, daß sie von San Domingo abließen. Jetzt stiegen aber Toussaints Gedanken höher: er wollte die Insel von Frankreich losreißen oder die französische Oberherrschaft in die Grenzen eines Ehrenrechts einschließen und sich selbst zum souveränen Herrscher aufschwingen. Der Kommissar des Direktoriums, Hedouville, mußte mit etwa fünfzehnhundert Anhängern abziehen. Das Beispiel Napoleons am 18. Brumaire spornte den klugen und unternehmenden Negerhäuptling zur Nachahmung an. Er gab der Insel eine eigne Verfassung, wonach er selbst zum Gouverneur und Präsidenten auf Lebenszeit ernannt war mit dem Recht, seinen Nachfolger zu bestimmen, und organisierte die Regierung mit Umsicht und Verstand. Die Schwarzen wurden zu Ordnung und Gesetzlichkeit angehalten, die ehemaligen Sklaven an freie Arbeit gewöhnt, die Weißen und Kreolen in Schutz genommen, die Straßen in guten Stand gesetzt, der Handel belebt. Als durch die Schuld eines französischen Beamten, Moyse, im Norden ein Aufstand ausbrach, wobei dreihundert Weiße ermordet wurden, ließ Toussaint diesen Beamten kriegsrechtlich erschießen. Der Versuch Rigauds, an der Spitze der Mulatten die Herrschaft der Schwarzen zu stürzen, wurde energisch niedergeschlagen. Toussaint L'Ouverture wollte auf der westindischen Insel dieselbe Rolle spielen, wie Bonaparte in Europa: der Konsularrepublik sollte eine selbständige Negerrepublik zur Seite stehen, San Domingo als Bundesstaat, aber frei von jeder Oberherrlichkeit mit Frankreich Hand in Hand gehen. Eine solche Stellung war aber nicht nach dem Sinn Napoleons; er wollte keinen schwarzen Rivalen aufkommen lassen. Als ihm das Organisationsstatut für Domingo zur Einsicht und Bestätigung vorgelegt ward, rief er aus: „Das ist ein rebellischer Sklave, der gezüchtigt werden muß.“ Zuerst versuchte Bonaparte mit diplomatischer Klugheit den Negerhäuptling zur Unterwerfung zu bringen. Die Antwort, welche er auf das Organisationsstatut erteilte, floß über von schmeichelhafter Anerkennung der Verdienste L'Ouvertures. „Durch Ihre Talente wie durch die Macht der Ereignisse zum Oberbefehl berufen, haben Sie dem Bürgerkrieg ein Ende gemacht, der Verfolgungssucht einiger Blutgierigen Zaum und Zügel angelegt, die Religion und die Gottheit, von der alles ausströmt, wieder zu Ehren gebracht.“ Toussaint werde nicht zögern, hieß es im Verlauf des Schreibens, in einem Augenblick, da sich die Verhältnisse Frankreichs so glücklich gestaltet haben, die Oberherrschaft einer Nation anzuerkennen, die ihn um seiner Dienste und seiner trefflichen Eigenschaften willen zu ihren ruhmwürdigsten Bürgern gezählt. Dieses Sendschreiben überbrachte General Leclerc, Napoleons

Schwager, an der Spitze eines Heeres von 25,000 Mann. Er sollte das Regiment auf der Insel in die Hand nehmen und Toussaint L'Ouverture mit einem Ehrentitel abfinden, sei es in der Kolonie selbst, sei es als Divisionsgeneral in Frankreich. Aber der „Erste der Schwarzen" stellte sich dem „Ersten der Weißen" ebenbürtig gegenüber. Er weigerte sich, den neuen Befehlshaber anzuerkennen
März 1802. und traf in Verbindung mit den Anführern Christoph und Dessalines Vorbereitungen zum bewaffneten Widerstand. Die Behauptung, die französische Regierung habe die Absicht, das Gesetz über die Befreiung der Neger rückgängig zu machen und die Sklaverei wieder einzuführen, trieb die Farbigen unter die Waffen, eine Behauptung, die dadurch an Wahrscheinlichkeit gewann, daß für Guadeloupe und die übrigen französischen Kolonien eine solche Maßregel wirklich beschlossen war und zur Anwendung kam. Es hieß, Leclerc habe den Auftrag, die Insel durch Gewalt und Schrecken zu unterwerfen, die Hauptanführer nach Europa zu schaffen und sein Friedenswerk mit der Herstellung der Sklaverei zu krönen. So begann denn ein neuer Insurrektionskrieg. Toussaint L'Ouverture leistete mit seinen Negerregimentern tapfere Gegenwehr; aber der Kriegskunst der französischen Veteranen vermochten die Farbigen nicht lange zu widerstehen. Nachdem sich die Generale Christoph und Dessalines vertragsweise ergeben, knüpfte auch Toussaint Unterhandlungen an. Leclerc brachte den „Ersten der Schwarzen" durch List und Verrat in seine Gewalt und ließ ihn mit seiner Familie nach Frankreich schaffen. Er wurde als Gefangener im Fort Joux eingeschlossen, wo er getrennt von den Seinen, gequält von schmerzlichen Erinnerungen und vom Frost
27. April 1803. zusammengekrümmt, nach zehnmonatlicher Haft kummervoll ins Grab sank. Aber auch den Franzosen ging es schlimm genug. Wenn Napoleon, wie seine Gegner ihm nachsagten, die überseeische Expedition benutzen wollte, um die Rheinarmee, deren republikanische und revolutionäre Gesinnung bekannt und ihm verdächtig war, zu beseitigen, so erreichte er seinen Zweck. Innerhalb zweier Jahre raffte das gelbe Fieber, das ungewohnte Klima und das Schwert der schwarzen Insurgenten die französischen Land- und Seesoldaten zu Tausenden dahin. Leclerc selbst fiel der Fieberepidemie zum Opfer, ein unfreiwilliges Werkzeug der Bonapartischen Politik; auch der tapfere General Richepanse, welcher nach Guadeloupe gesandt ward, um die Wiedereinführung der Sklaverei mit Waffengewalt zu betreiben, fand in Westindien seinen Tod. Die Zahl der umgekommenen Europäer wird auf 35,000 angegeben.

Und dennoch ging die französische Herrschaft auf San Domingo ihrem Ende entgegen. Als bei der Erneuerung des Kriegs die französische Regierung ihre Seemacht gegen England kehren mußte, griffen die Farbigen und Schwarzen von neuem
Nov. 1803. zu den Waffen und nötigten die von Krankheit aufgeriebenen Franzosen unter Rochambeau, dem Nachfolger Leclercs, zum Abzug. Der Insurgentenführer Dessalines bemächtigte sich des Regiments, gab der Insel den alten Namen Haiti zurück und re-
8. Okt. 1804. gierte, nachdem er sich dem Beispiel Napoleons folgend den Kaisertitel beigelegt, als „Tyrann der Schwarzen und Mörder der Weißen" über die unglückliche Insel, bis er

einem von dem Negergeneral Heinrich Christoph geleiteten Aufruhr zum Opfer fiel. 17. Okt. 1805. Nun kehrten die stürmischen Zeiten innerer Unruhen und Bürgerkriege wieder, wie sie zu Anfang der Revolution in der Insel gewütet. Neger und Mulatten, nunmehr die Herren des Landes, kehrten bald ihre Waffen widereinander. Das Ende des Rassenkampfes war die Trennung der Insel in eine Mulattenrepublik im Süden unter dem Präsidenten Pétion und in den Negerstaat Haïti im Norden, dem Christoph zuerst als Präsident, dann als gekrönter König Heinrich vorstand. Nachdem der erstere gestorben war (27. März 1818), der letztere sich infolge einer wider ihn erregten Empörung selbst das Leben genommen hatte (8. Oktober 1820), gelang es dem Präsidenten Boyer, Pétions Nachfolger, die beiden Staaten zu einer vertragsmäßigen Vereinigung zu bewegen und die ganze Insel zu einem einzigen Freistaat zu verwandeln, dem er selbst als lebenslänglicher Präsident vorstehen sollte. Die ehemaligen Plantagenbesitzer wurden in der Folge durch einen Vertrag der Republik mit der französischen Regierung abgefunden; da aber die hohe Entschädigungssumme eine drückende Besteuerung der Neger und Mulatten, die allein die Rechte von Staatsbürgern besaßen, nötig machte, so entstanden in den dreißiger und vierziger Jahren neue Bewegungen, die Boyers Flucht und Absetzung (1843) zur Folge hatten. Seitdem herrschte Bürgerkrieg und Anarchie auf der unglücklichen Insel, die nur die äußern Formen zivilisierter Staaten in affenartiger Weise nachahmte, ohne die staatliche und gesellschaftliche Ordnung derselben erwerben zu können. Die Bodenkultur lag danieder, die Kaffeepflanzung war verwildert, der Bau des Zuckerrohrs gänzlich verschwunden. Dem Bananenbaum und den halbwilden Schweinen verdankte es der „freie Neger“ fast allein noch, daß er auf dieser paradiesischen Erde nicht aus Faulheit dem Hungertod erlag.

8. Konsularische Diktatur. Neue Zerwürfnisse mit England.

Es war ein feierlicher Akt des französischen Nationalstolzes als Thibaudeau im gesetzgebenden Körper Bericht über die Lage der Republik abstattete, die Friedensverträge mit den auswärtigen Mächten, die er als „Schließung des Janustempels“ bezeichnete, das Konkordat, das bürgerliche Rechtsbuch und ein Gesetz über die Gestaltung des öffentlichen Unterrichts zur Kenntnisnahme und Bestätigung vorlegte, laut sprechende Zeugnisse der genialen Thätigkeit des Ersten Konsuls. Neben den großen europäischen Anliegen hatte Napoleon auch den Wohlstand und die materiellen Güter der Nation zu fördern gesucht. Unermüdlich beschäftigte er sich mit der Hebung der Industrie; er gab den öffentlichen Arbeiten einen kräftigen Aufschwung und bereitete eine Expedition zur Besitzergreifung Louisianas vor, das Spanien als Entgelt für das Königreich Etrurien abgetreten hatte. Solchen Verdiensten konnte die Anerkennung nicht versagt werden. Das Tribunat und der gesetzgebende Körper, in welchem Dupuis, Verfasser des Buchs „Über den Ursprung aller religiösen Kulte“, den Vorsitz führte, entsandten eine Deputation an den Leiter der Regierung, um ihm den Dank und die Glückwünsche der Nation für seine fruchtbringende Thätigkeit auszudrücken. Der Sprecher der Deputation, Grégoire, betonte besonders die Segnungen eines allgemeinen Völkerfriedens. Die Vorlagen wurden sämtlich angenommen; aber bei den Verhandlungen ging es im Tribunat nicht ohne scharfe Opposition

Beschränkung der Macht der gesetzgeb. Körperschaften.

24. Nov. 1801.

ab. In dem Frieden mit Rußland war von „Unterthanen" beider vertragschließenden Staaten die Rede, während das französische Recht nur „Bürger und Staatsangehörige" kannte, und die Verpflichtung zu gegenseitigen Sicherheitsmaßregeln wider innere Feinde konnte nur auf Polen und Emigranten gedeutet werden. Bei dem bürgerlichen Rechtsbuch, das Napoleon als sein eignes glorreichstes Werk, „wie einst Moses seine Gesetzestafeln unter Donner und Blitz von der Höhe des Sinai", dem Volk verkünden wollte, wurden mehrere Ausstellungen laut gegen die laxen Bestimmungen über Ehe und Familienleben, gegen die drakonische Härte bei den Artikeln über den Genuß und die Beraubung bürgerlicher Rechte u. a. m. Bonaparte geriet in heftigen Zorn gegen die Widersprechenden, „die wie Hunde ihm überall in den Weg liefen"; er ging mit dem Gedanken um, die gesetzgebenden Körperschaften „auf magere Kost zu setzen". Durch den Rat des „weisen" Cambacérès wurde es ihm möglich gemacht, seinen Zweck ohne Gewaltakt zu erreichen. Auf Grund eines Artikels der Verfassung, kraft dessen alljährlich die Legislatur zum fünften Teil erneuert werden konnte, wurde angeordnet, daß die
März 1802. Ausscheidung nicht durch das Los, sondern durch Abstimmung des Senats vor sich gehen sollte. Auf diese Weise wurden die bedeutendsten Führer der Opposition, die Daunou, Benjamin Constant, Chénier, Bailleul, Ganilh, Thiesse, Ginguené, Chazal, Isnard aus dem Tribunat und gesetzgebenden Körper ausgeschlossen und durch willfährigere Männer ersetzt. Neben den Generalen, höhern Offizieren und Beamten, welche auf der Liste standen, las man mit Verwunderung auch den Namen Carnots. Von dem Augenblick an verschwanden aus den Staatseinrichtungen Frankreichs die letzten Spuren des Repräsentativsystems. Mittels eines Senatskonsults konnte die Verfassung jederzeit nach dem Sinn des
April 1802. Ersten Konsuls ausgelegt werden. Auf diesem Weg wurde auch den Emigranten, mit Ausnahme der Hauptanführer, die Heimkehr und die Rückerstattung ihrer noch nicht verkauften Güter bewilligt. Nur die Waldungen sollten Staatseigentum bleiben.

Der Friede von Amiens und die öffentliche Meinung in England.

Als Joseph Bonaparte und Lord Cornwallis am 27. März 1802 den Frieden von Amiens abschlossen, ließen sie sich mehr von dem Verlangen der beiden Völker nach Herstellung eines Fiedenszustandes fortreißen, als daß sie selbst an die Dauer der Verträge geglaubt hätten. In Paris wie in London herrschte das Gefühl, daß in Amiens nur ein Waffenstillstand geschlossen sei, der über kurz oder lang durch neue Feindseligkeiten sein Ende erreichen würde, eine Übergangsperiode, die weder Krieg noch Frieden war. Sollte das Londoner Kabinett zugeben, daß das Festland gänzlich in das Machtbereich des konsularischen Frankreich gezogen werde? Sollte England, das vor neun Jahren gegen die Revolution ins Feld gezogen war und seitdem den konservativen und monarchischen Interessen so viele Opfer gebracht, ruhig zusehen, daß nicht nur die Niederlande und die deutschen Rheingebiete, sondern auch die italienischen Länder, Piemont und Mailand, Genua und das etrurische Königreich in fran-

zösische Klientelstaaten verwandelt, die Insel Elba mit der konsularischen Republik verbunden und durch Militärkolonien wie im alten Rom sichergestellt, daß alle diese Staaten wie Frankreich selbst, ja sogar die Pyrenäische Halbinsel dem englischen Handel verschlossen wurden? Sollte England durch die Rückerstattung Maltas an den Johanniterorden dem Ersten Konsul die Möglichkeit verschaffen, die alten Pläne einer französischen Seeherrschaft im Mittelländischen Meer zu erneuern, im Bund mit Rußland, mit der Türkei, mit Neapel die griechisch-levantinische Inselwelt unter sein Protektorat zu bringen? Sollte es dem von Bonaparte so gebieterisch verlangten Auslieferungsvertrag zustimmen, kraft dessen nicht nur Verbrecher und Fälscher, sondern auch „Pasquillanten", d. h. alle Schriftsteller und Publizisten, die von dem britischen Reich aus die Politik des Ersten Konsuls angriffen, ausgewiesen, nach Kanada eingeschifft werden sollten? Die Presse, die in Frankreich selbst nicht zum freien Ausdruck kommen konnte, trat unter dem Schutz der britischen Gesetze mit Schärfe und Heftigkeit gegen die konsularische Diktatur auf, ohne daß sie auf administrativem Weg gehindert werden konnte. „Man ist erstaunt," ließ sich Talleyrand in einer Note vernehmen, „daß eine Regierung, die sich rühmt, in der Zivilisation so weit vorgeschritten zu sein, auf ihrem Gebiet so widerwärtige Schmähschriften und die elenden Verfasser derselben duldet." Diese feindselige Emigrantenlitteratur, sowie die heftige Sprache der englischen Presse, die ohne Verletzung der Verfassung und des Asylrechts von der britischen Regierung nicht gehindert werden konnte, erregte in Bonaparte, der weder Tadel noch Widerspruch zu ertragen wußte, großen Mißmut. Wenn der englische Minister zu seiner Entschuldigung die in England gesetzlich bestehende Preßfreiheit anführte, so berief sich der Erste Konsul auf die allgemeinen Grundsätze des Völkerrechts, vor denen die Gesetze der einzelnen Staaten schweigen müßten. Die französische Staatszeitung, der „Moniteur", das offizielle Organ der Regierungspolitik, in welches Bonaparte mitunter selbst Artikel lieferte, antwortete in einem gereizten Ton, der immer bitterer, beleidigender und drohender wurde sowohl gegen die Nation und die Staatsinstitute Englands als gegen das Ministerium Addington. Die Verstimmung mehrte sich auf beiden Seiten des Kanals, als der erwartete Handelsvertrag nicht zu stande kam und England mit der Räumung Maltas zögerte. Große Thätigkeit auf den französischen Schiffswerften, verdächtige Wanderungen Bonapartischer Agenten und Kundschafter in England und Irland, sowie die Reise Sebastianis in den Orient, zu angeblichen Handelszwecken, schienen auf ein feindliches Unternehmen gegen Britannien, auf die Absicht einer neuen ägyptischen Expedition hinzudeuten. In einem Bericht des Moniteur über die Lage hieß es: „Solange der Parteikampf in England währt, wird die Regierung der Republik Vorsichtsmaßregeln zu treffen haben; 500,000 Mann müssen und werden bereit sein, sie zu verteidigen und zu rächen." Selbst die Friedliebenden in Großbritannien überzeugten sich bald von der Notwendigkeit eines fortge-

setzten Kampfes gegen Bonaparte. „Ich bin ein Mann des Friedens und verabscheue den Krieg," sagte Nelson im Oberhaus, „aber es hieße den Frieden zu teuer erkaufen, wollte man ihn mit dem kleinsten Bruchteil der englischen Ehre bezahlen." Nur Fox blieb auch jetzt noch seinen Neigungen für das republi-
Mai 1803. kanische Frankreich treu. Der Krieg wurde endlich von neuem an die Republik erklärt. Das Ministerium Addington mußte der öffentlichen Meinung weichen und der Wiedereintritt Pitts in das Kabinett, an dessen Spitze er bis zu seinem Tod (1806) blieb, konnte als Beweis gelten, daß die englische Regierung entschlossen sei, den neuen Militärherrscher und sein angemaßtes Protektorat über die Nachbarstaaten ebenso energisch zu bekämpfen, wie vorher die Revolution.

9. Wiederausbruch des französisch-englischen Kriegs und die Besitzergreifung Hannovers.

Stimmungen u. Rüstungen auf beiden Seiten des Kanals. Dem gereizten Federkrieg folgte bald der Kampf mit den Waffen. Die Engländer wie die Franzosen suchten die Schuld des Friedensbruches dem Gegner aufzubürden: wer die erbitterte Stimmung beobachtete, die sich in den ersten Monaten des Jahres 1803 auf beiden Seiten des Kanals kund gab, dem konnte es nicht zweifelhaft sein, daß der Frieden von Amiens weder aufrichtig noch dauernd sei, daß er nur eine kurze Ruhepause in dem Völkerkampf zur Sammlung neuer Kräfte geschaffen, daß die öffentliche Meinung da wie dort einen vollständigeren Austrag und eine gründlichere Entscheidung der Streitpunkte verlangte. Die nationale Bewegung war in England wie in Frankreich in der Hochflut, und die Regierungen folgten nur der allgemeinen Erregung, wenn sie von neuem die Waffen schärften. Auch wurden die Feindseligkeiten fast gleichzeitig eröffnet. Auf die Schiffe in den italienischen Häfen wurde von beiden Seiten Embargo gelegt; und wenn die britische Regierung es als einen unerhörten Bruch des Völkerrechts rügte, daß der Erste Konsul die in Frankreich reisenden oder weilenden Engländer vor der ausdrücklichen Kriegserklärung, die nach einer scharfen Thronrede am 22. Mai 1803 erfolgte, in Haft nehmen ließ, so übte das britische Ministerium das Vergeltungsrecht durch das Einfangen und Wegführen französischer und holländischer Schiffe. Die Sprache der englischen Blätter über die unerträglichen Gewaltthätigkeiten Bonapartes wurde immer leidenschaftlicher; der herausfordernde und anspruchsvolle Ton gab der französischen Regierung eine Handhabe, das Nationalgefühl und den Patriotismus im eignen Reich zu wecken und zu steigern. Im gesetzgebenden Körper sprach man von der „frechen Schamlosigkeit" des Krämervolks über dem Kanal;
25. Mai 1803. man beschloß, daß die ganze Körperschaft sich in die Tuilerien begebe, um dem Staatsoberhaupt, das der Sprecher als „Konsularische Majestät" anredete, zu danken für seine Großherzigkeit und allzeit bewährte Mäßigung. Bonaparte antwortete, daß er, um die Heiligkeit der Verträge zu wahren und ungerechte

Angriffe zurückzuweisen, zum Krieg gezwungen sei, und versicherte, daß er ihn ruhmvoll führen werde. Auf die Beschwerden der englischen Regierung über die Vergewaltigungen und Eigenmächtigkeiten in Holland, in der Schweiz, in Piemont und in andern italienischen Staaten antwortete der Moniteur, die Refor- 12. Juni 1803.
men in Holland seien auf den Wunsch des batavischen Volks, die Einmischung in Helvetien mit der Zustimmung Europas geschehen, und was die Veränderungen in Italien betreffe, so habe sich England darum nicht zu bekümmern. Im Lauf des Sommers stieg die Flut der patriotischen und nationalen Bewegung in Frankreich immer höher. Alle öffentlichen Blätter sprachen von der „punischen Treue" des alten „Erbfeindes"; Adressen voll Ergebenheit und Schmeicheleien für den Helden, der von der Vorsehung erwählt sei, das „neue Karthago" zu züchtigen, liefen in den Tuilerien ein und wurden in der Staatszeitung und von der Beamtenwelt dienstbeflissen bekannt gemacht. Selbst die Geistlichkeit beeilte sich, „dem neuen Konstantin den Preis für das Konkordat abzuzahlen", indem sie in religiösen Ansprachen und Gebeten die Strafgerichte Gottes gegen die Friedensbrecher herabrief. Patriotische Gaben und Einzeichnungen von freiwilligen Beiträgen legten Zeugnis ab von der kriegerischen Aufregung des Volks gegen das treulose Albion. Eine Reise, die der Erste Konsul im Juni antrat, um das Küstengebiet von Boulogne bis Antwerpen zu besichtigen und den Seerüstungen mehr Aufschwung zu geben, gestaltete sich zu einem Triumphzug. Die Städte wetteiferten in Huldigungen und Schmeicheleien. Die Feierlichkeiten, womit in alten Tagen die belgischen Stadtgemeinden die Joyeuse Entrée ihrer Herrscher verherrlicht, traten gänzlich in Schatten gegenüber den begeisterten Ovationen, die man dem Helden des Tages entgegenbrachte. In Antwerpen nannte ihn der Präsident des Rats „Napoleon den Großen". Als die gesteigerte Thätigkeit, die in allen französischen Seeplätzen von Antwerpen bis Bayonne sich entfaltete, die Verwendung vieler Tausende von Soldaten, Schiffsleuten, Arbeitern zum Bau von Fahrzeugen aller Art, von Kanonenboten, Schaluppen, Transportschiffen auf die Absicht einer Landung in England hindeutete, erinnerten alle Adressen an Cäsar und Wilhelm den Eroberer. Bei den Erdarbeiten zur Errichtung des Lagerzeltes für den Ersten Konsul wurde eine römische Streitaxt aus dem Heer Cäsars zu Tage gefördert, bei einer andern Gelegenheit eine Denkmünze Wilhelms des Eroberers aufgefunden; das alles wurde als günstiges Vorzeichen gedeutet. Und doch wie verschieden waren die Verhältnisse! Aus dem Keltenvolk zur Zeit Cäsars, aus der angelsächsischen Bevölkerung, die dem Normannen erlag, war eine seebeherrschende Nation geworden, die an patriotischer Begeisterung und stolzem Nationalgefühl dem nebenbuhlerischen Nachbar keineswegs nachstand, die nicht minder von Kampflust erfüllt war als das konsularische Frankreich, die in Opferwilligkeit und Hingebung für die Ehre und Größe der Nation mit dem Gegner wetteiferte. Als Napoleon im August nach Paris zurückkehrte, wurde der Federkrieg mit England noch leidenschaftlicher.

Man las im Moniteur: „Die Krankheit eures Königs ist auf die ganze Nation übergegangen.“ Die Unterdrückung eines Aufstandsversuchs in Irland und die an den Häuptern der Verschwörung Rob. Emmett und Thom. Russel geübten blutigen Strafgerichte wurden als Religionsverfolgungen, würdig eines Nero und Domitian, dargestellt. Man weissagte eine baldige Erhebung des Volks gegen die herrschende Aristokratie. Viele dieser Ausfälle wurden dem Ersten Konsul persönlich zugeschrieben. Auch die Dichtkunst trat in den Dienst Napoleons. Lebrun verkündigte in einer Pindarschen Ode, daß der Held Frankreichs der britischen Hauptstadt das Schicksal bereiten werde, das einst Tyrus durch Alexander erlitten. In beiden Ländern standen die Völker und die öffentliche Meinung zu ihren Regierungen; aber in England war die Kampflust eine naturwüchsige, in Frankreich wurde sie gutenteils durch künstliche Hebel ins Leben gerufen. Eine Anleihe und Accisérhöhung fand im Parlament und im Land keine Schwierigkeit, die Miliz wurde durch freiwillige Anmeldungen zu einer starken Landwehr vermehrt, und neue Befestigungswerke auf der Küste wie in der Umgebung der Hauptstadt zeugten von der ernsten Absicht, jede Annäherung des Feindes energisch zurückzuweisen. Das größte Vertrauen setzte jedoch England auf seine Flotte, die es durch Schiffe aller Art ansehnlich vermehrt und mittels Aushebung von 40,000 Matrosen trefflich bemannt hatte.

Bonapartes Kriegspolitik gegenüber den neutralen und verbündeten Staaten.

Gegenüber diesen Anstrengungen der britischen Regierung, die das Land schwer belasteten, war die Kriegspolitik Napoleons weniger drückend für die französische Nation, desto empfindlicher für die verbündeten oder befreundeten Staaten des Festlandes. Um seine Volkstümlichkeit in Frankreich nicht zu mindern oder zu gefährden, griff der Erste Konsul weder zu einer Erhöhung oder Vermehrung der Steuern, noch zu einem Anlehen. Seine Absicht war, die Kriegskosten hauptsächlich durch die „auswärtigen Einnahmen“ zu decken. Zu dem Ende beschloß er, das System, das er schon unter dem Direktorium mit so großem Erfolg in Anwendung gebracht, in der ausgedehntesten Weise auszunutzen, nach dem Grundsatz, daß der Krieg den Krieg ernähren müsse, die Bundesländer, die der Französischen Republik ihre „Freiheit“ und ihre „Erlösung“ zu danken hätten, zur Teilnahme und thätigen Mitwirkung in dem Völkerkampf gegen das feindselige England beizuziehen.

1. Die Batavische Republik.

Besonders wurde den Seestaaten nachdrücklich zu Gemüte geführt, daß der Krieg ein gemeinsamer sei, indem er zum Zweck habe, die unerträgliche maritime Tyrannei des Inselstaats zu brechen. Ein neuer Völkerbund unter der Führung Frankreichs sollte mit vereinten Kräften der angemaßten Seeherrschaft des übermütigen friedestörenden Albion entgegentreten. Während Napoleon, wie wir sogleich erfahren werden, das dem König von Großbritannien gehörende, von dem englischen Ministerium und Parlament aber ganz unabhängige deutsche Kurfürstentum Hannover durch seine militärische Übermacht erdrückte und dem unglücklichen Land ein Schicksal bereitete, welches an Härte das einst gegen Ve-

netien und die andern italienischen Staaten geübte Raubsystem weit übertraf, zwang er zugleich die Batavische Regierung zu einem Vertrag, kraft dessen die Republik zur Unterhaltung einer Armee von 18,000 Mann und zur Stellung einer bedeutenden Flotte von Kriegsschiffen und Transportfahrzeugen für den Dienst Frankreichs sich verpflichtete. Dafür verbürgte ihr Bonaparte die Integrität ihres Gebiets nnd die Rückerstattung ihrer Kolonien.

General St.-Cyr rückte in das Königreich Neapel ein und nötigte die Regierung in die Seestädte Pescara, Otranto, Brindisi, Tarent französische Besatzungstruppen aufzunehmen und mit Sold, Nahrung und Kleidung zu versehen. Die Beschwerde der Königin Karoline über diese bei der großen Zerrüttung der Finanzen unerträgliche Belastung wies Napoleon unter Versicherung seiner freundschaftlichen Gesinnung höflich aber bestimmt zurück. Er verzieh es nicht, daß ein Minister an der Spitze der Staatsregierung stand, der alle seine Neigungen England zugewandt hatte. Der Befehlshaber von Livorno erhielt den Auftrag anzugeben, welchen Beitrag zur gemeinschaftlichen Verteidigung das Königreich Etrurien leisten könne. Die Ligurische Republik mußte sich anheischig machen, zuerst 4000, dann 6000 Matrosen zu stellen und ein ansehnliches Armeekorps auf eigne Kosten zu unterhalten, bis endlich die völlige Einverleibung in den französischen Staatskörper erfolgte. Der neue Krieg, hieß es, sollte dazu dienen, die beiden Republiken enger zu verbinden. 2. Italien.

In noch stärkerer Weise wurden die beiden Staaten der Pyrenäischen Halbinsel in Mitleidenschaft gezogen. Wir wissen, daß sich die spanische Regierung durch die Friedensschlüsse von Ildefonso uud Badajoz mit gebundenen Händen der Französischen Republik zu „ewiger Allianz“ überliefert hatte. Wie gern wäre nun der Staat, der durch den Frieden von Amiens vom Rand des Bankrotts erlöst worden war, zu dem ihn die gewissenlose Finanzverwaltung, die Verschwendung des Hofes und des Friedensfürsten, die Ausgaben für Heer und Flotte, die Stockung des Handels und der Bezüge aus den Kolonien geführt hatten, bei dem neuen Krieg neutral geblieben! Waren doch die öffentlichen Dinge durch Godoy und seine Kreaturen in eine Lage gebracht worden, die einer Lähmung und Auflösung aller obrigkeitlichen Autorität nahe kam. Auch zeigte sich das britische Kabinett entgegenkommend genug. Man wollte zufrieden sein und sich aller feindseligen Handlungen gegen Spanien enthalten, wenn dieses seine Kriegshilfe nicht weiter ausdehne, als der Vertrag von Ildefonso ihm auferlege. Aber der Erste Konsul betrachtete das Bourbonsche Königreich jenseits der Pyrenäen bereits als einen französischen Vasallenstaat. Wie hundert Jahre früher in dem Erbfolgekrieg sollten die beiden Königreiche aufs engste zu gleichen Lebensschicksalen verbunden sein. So sehr hatte Napoleon schon vorher sich über alle Rücksichten weggesetzt, daß er das unter Vorbehalt dereinstiger Rückerwerbung von Spanien abgetretene Gebiet Louisiana um den Preis von achtzig Millionen an die Vereinigten Staaten Amerikas verkaufte, ohne der Madrider 3. Spanien u. Portugal.

Regierung nur davon Kenntnis zu geben. Er merkte mit großem Mißfallen, daß die Minister Godoy und Cevallos sich mit der „schwindelhaften Einbildung“ rügen, sie könnten eine neutrale Haltung einnehmen, ja die Rolle eines Vermittlers spielen. Diese Vermessenheit sollte ihnen ausgetrieben werden; er wollte nicht einmal dulden, daß Spanien in dem begonnenen Krieg als „träger Feind“ gegen England zu Werke gehe. Unter dem Eindruck eines bei Bayonne gelagerten Heeres ließ Bonaparte durch seinen Gesandten Beurnonville ein an den König selbst gerichtetes Schreiben abgeben, in welchem dem Bourbonschen Monarchen zu Gemüte geführt ward, in wie unwürdiger Erniedrigung er durch den Friedensfürsten gehalten werde; mit dessen Hilfe sei es englischen Intrigen gelungen, den spanischen Thron an den Abgrund zu führen. Es gebe für König Karl nur ein Mittel der Rettung: „er besteige wieder selbst den Thron und entferne einen Menschen, der sich allmählich der gesamten königlichen Gewalt bemächtigt und dabei alle niedrigen Leidenschaften seines Charakters bewahrt hat“. Godoy und die Königin gerieten in Schrecken; der Gesandte deutete zugleich an, daß das Einrücken der Truppen erfolgen werde, wenn nicht die bisherige zweideutige Politik aufgegeben würde. Napoleon erreichte seinen Zweck: die Königin und der Günstling bewirkten, daß der schwache Monarch das Schreiben uneröffnet ließ, und erteilten dem spanischen Botschafter in Paris, Azara, den Auftrag, alles zu gewähren, was Frankreich fordere. Bonaparte spannte den Bogen nicht
9. Okt. 1803. zu stramm. Er sah ab von einer Hilfsarmee zu Land und begnügte sich mit einem Vertrag, worin die Madrider Regierung verpflichtet war, vom Mai an jeden Monat sechs Millionen Franken Subsidien zu zahlen, die Kriegsmarine in gutem Stand zu halten und Portugal zu bestimmen, daß es seine Scheinneutralität ebenfalls durch eine monatliche Zahlung von einer Million erkaufe. Diese Subsidienverträge brachten die beiden Pyrenäenstaaten in eine Lage, welche die Kräfte des Landes aufzehrte und den Krieg doch nur auf kurze Zeit abzuwenden vermochte. Denn England konnte sich eine Neutralität nicht gefallen lassen, die nur dem Gegner zu gute kam. Sie hatte zur Folge, daß die Regierungen von Madrid und Lissabon keiner der streitenden Mächte Genüge thaten und daher von beiden Seiten gezüchtigt wurden.

Lage und Stellung Hannovers.

Während die Augen von ganz Europa nach dem Küstengebiet des Atlantischen Ozeans und des Kanals gerichtet waren, wo in allen Häfen und Werften Schiffe jeder Art gebaut, gesammelt, ausgerüstet und mit Matrosen bemannt wurden, die zum Teil nach dem Vorbild Englands gepreßt waren, wo alle Anstalten auf eine bevorstehende Landung deuteten, rückte ein französisches Landheer unter General Mortier von Holland aus an die Grenze von Hannover. Das deutsche Reichsland, mit dem britischen Seestaat nur durch dynastische Bande verknüpft, war bisher von allen kriegerischen Verwickelungen Englands unberührt geblieben. Wir wissen, daß der Kurfürst von Hannover öfters andre Politik trieb als das parlamentarische Reich, dessen König der deutsche Reichs-

fürst zugleich war. Aber in diesen Tagen rücksichtsloser Willkürherrschaft wurde völkerrechtliches Herkommen wenig geachtet. Die Ohnmacht des Deutschen Reichs, das soeben unter Bonapartischem Einfluß den Deputationsrezeß mühsam zum Abschluß gebracht hatte, wo die Großstaaten sich mit Mißtrauen und Eifersucht beobachteten, die kleineren Fürsten und Stände die Entscheidung in ihren Streitigkeiten und Begehrlichkeiten in Paris suchten, legte dem Ersten Konsul den Versuch nahe, an dem schwachen Hannover den Groll auszulassen, der gegen die meerumgürtete Insel machtlos war. Zwar besaß das Kurfürstentum eine Armee von 15,000 Mann, die in den frühern Kriegen ihre Tapferkeit und Tüchtigkeit oft bewährt hatte und im stande gewesen wäre, die Neutralität gegen die nicht viel stärkere französische Heeresmacht zu verteidigen. Allein der elende Staatsorganismus, wo eine selbstsüchtige und hochmütige Aristokratie das Regiment führte und alle einträglichen Ämter in Händen hatte, kam den Franzosen unter dem Konsulat ebenso zu statten wie früher ähnliche Zustände dem Konvent und dem Direktorium am Rhein und in Oberitalien. Und doch stand in Hannover nicht wie einst in Mainz, Mailand und Venedig eine demokratisch-republikanische Partei offen oder heimlich auf seiten des Feindes und lähmte die einmütige Verteidigung. Vielmehr waren Heer und Volk entschlossen, Gut und Blut für die Beschützung des Vaterlandes einzusetzen, aber der eigensüchtige Adel, der im Geheimratskollegium fast unumschränkt regierte, und die jedes kräftigen Entschlusses unfähige Beamtenwelt, an ihrer Spitze der Kabinettsrat Rudloff, im übrigen ein kenntnisreicher und arbeitsamer Geschäftsmann bürgerlichen Standes, konnten sich nicht zu dem männlichen Mut aufschwingen, mit allen Kräften die fremden Eindringlinge fern zu halten. Man hätte sich um die Hilfe und Fürsprache Preußens bewerben können; denn in Berlin mußte eine Besetzung der Weser- und Elbegebiete durch die Franzosen sehr peinliche Gefühle erregen. Dem widerstand aber der hannöversche Partikularismus, welchem eine preußische Besetzung von allen Übeln als das größte erschien. Preußen hatte bisher der Französischen Republik durch seine neutrale Haltung so wesentliche Dienste geleistet, sein Einfluß auf den ganzen deutschen Norden war seit acht Jahren ein so hervorragender und beherrschender geworden, daß der Erste Konsul es nicht wohl gewagt hätte, dieser Monarchie feindselig entgegenzutreten und dadurch einen neuen Weltkrieg, eine neue europäische Koalition ins Leben zu rufen. Denn auch Kaiser Alexander von Rußland, dem die untergeordnete Rolle, die ihm Napoleon bei den politischen Neugestaltungen in Deutschland, in der Schweiz, in Italien zuwies, nicht mehr genügte, wäre nicht abgeneigt gewesen, mit Preußen und England gemeinsame Sache zu machen. War es doch bereits in Paris zu bittern Worten zwischen dem Ersten Konsul und dem russischen Gesandten Markow gekommen, als dieser im Auftrag seines Gebieters den Vorschlag machte, dem Zaren das Schiedsrichteramt oder doch die Vermittelung in dem Streit zwischen England und Frankreich zu übertragen.

Die französische Okkupation. Der Zeitpunkt, wo ein entschlossenes Handeln von Erfolg gewesen wäre, ward versäumt. In Berlin wurde der Vorschlag einer Besetzung Hannovers von dem unschlüssigen, jedem energischen Auftreten abgeneigten König Friedrich Wilhelm verworfen und in Hannover betrieb die Landesregierung die Einberufung und Wehrhaftmachung der Truppen so saumselig, daß der Feind volle Zeit fand, durch die Heiden und Moräste seinen mühsamen Marsch an die Weser zu bewerkstelligen. Von London und Berlin ohne Hilfe gelassen, durch die eigne Vertrauensseligkeit und Kleinmütigkeit ungenügend gerüstet, verlor die adlige Landesregierung allen Mut zum Widerstand; sie erteilte dem Oberbefehlshaber der hannöverschen Armee, dem Feldmarschall Grafen von Wallmoden-Gimborn so unbestimmte Weisungen, schritt so spät und unsicher zur Einberufung einer allgemeinen Landwehr, daß ein ebenso kläglicher Ausgang zu erwarten war, wie dermaleinst in den geistlichen Kurstaaten am Rhein. Als Mortier mit seiner Armee, etwa 12,000 Mann stark, die Weser zu überschreiten Miene machte, sandte das Geheimratskollegium eine Deputation in das feindliche Lager und schloß eine schmachvolle Kapitulation ab, welche das ganze Land bis an die Elbe den Franzosen preisgab. Knirschend vor Wut mußte sich die tapfere Armee
3. Juni 1803. unter Wallmodens Oberbefehl nach dem schmählichen Vertrag von Suhlingen zuerst über die Elbe ins Lauenburgische zurückziehen und dann in die von der
5. Juli. mattherzigen Landesregierung befohlene Auflösung willigen. Waffen, Kriegsvorräte und treffliche Pferde kamen in die Hände der Franzosen, die nunmehr das Land mit ihren Truppen besetzten, mit schweren Einquartierungen heimsuchten und durch Kriegssteuern und Lieferungen aussogen. Um Mitte Juli gab es kein hannöversches Heer mehr und das arme Volk war schutzlos der fremden Zwingherrschaft und Polizeigewalt preisgegeben. Viele von Mut und Ehrgefühl erfüllte und von Vaterlandsliebe beseelte Männer flüchteten sich nach England, wo sie in die Reihen der „deutschen Legion" traten und die angestammte Tapferkeit in manchen Gefechten fern von der Heimat bewährten. „In dieser neuen Gestalt haben die braven Truppen im Kampf gegen die Bonapartische Zwingherrschaft die Scharte rühmlich ausgewetzt, die nicht sie selber, sondern eine unfähige Regierung verschuldet hatte."

Man hat berechnet, daß die sechsundzwanzig Monate französischer Okkupation dem Land sechsundzwanzig Millionen Thaler gekostet haben, während man die jährlichen Einkünfte des Kurfürstentums damals höchstens zu fünf Millionen anschlug. Der Zustand war so mitleiderregend, daß die Nachbarn Hannovers, die Hansestädte und selbst der Kurfürst von Hessen, der sonst seine Geldkisten sorgfältig hütete, unter der Form eines Anlehens der Lande, eine Beisteuer zusammenbrachten, die sich auf mehr als zwei Millionen Thaler belief, aber doch nur einen kleinen Teil des Bedürfnisses deckte. Es ist schwer zu sagen, welch größern Druck man hätte fürchten müssen, wenn man sich den Franzosen gewaltsam widersetzte und als Überwundener nach der Strenge des Kriegsgesetzes behandelt ward. Immer weiter dehnten die Franzosen ihre Übergriffe aus. Sie besetzten Lauenburg und Kuxhaven, um die Elbeschiffahrt zu sperren und den englischen Handel mit Deutschland abzuschneiden.

II. Das konsularische Frankreich und der Übergang zum Kaisertum.

1. Der Erste Konsul und die Parteien.

Napoleon besaß wie alle an militärische Disziplin gewöhnten Männer eine despotische Natur, die jeden Widerspruch haßte. Er beschränkte daher immer mehr die Freiheit und die politischen Rechte der Bürger; er verschärfte die Bücherzensur, unterdrückte die Oppositionspresse und gestattete nur öffentliche Erörterungen über Staatsangelegenheiten im Sinn des Moniteur; er setzte sein Vertrauen auf seine Garde und auf die Polizei, die der schlaue mit allen Ränken und Schlichen vertraute Fouché organisierte und leitete. Bonaparte wußte, daß sein offenes Trachten nach monarchischer Gewalt ihm heftige Widersacher erweckte sowohl in den Reihen der alten Republikaner als bei den Anhängern der Bourbons. Der 18. Brumaire hatte die ausgewanderten Glieder der alten Dynastie und ihre dienstfertigen Anhänger mit den Hoffnungen einer Restauration erfüllt, wie sie einst in England durch Monk bewirkt worden. Schrieb doch Ludwig XVIII. eigenhändige Briefe in diesem Sinn an den Ersten Konsul: „Geben Sie Frankreich seinen König wieder und die kommenden Geschlechter werden Ihr Andenken segnen.“ Wie wenig entsprach jedoch ein solcher Gedanke dem Sinn Napoleons! Er antwortete dem Prätendenten nach längerem Zögern: „Sie dürfen Ihre Rückkehr nach Frankreich nicht wünschen, denn Sie müßten über fünfmalhunderttausend Leichen schreiten.“ Die glänzende Feier zur Erinnerung an die Erstürmung der Bastille bestehend in einem militärischen Festschauspiel auf dem Marsfeld und im Invalidendom, sollte der Nation kundgeben, daß die Errungenschaften der Revolution nicht angetastet werden würden. Damit stimmten auch die Liberalen überein, welche die Ideen der alten Aufklärungszeit durch die revolutionäre Sündflut in die Gegenwart gerettet hatten. Napoleon mußte sich daher bei seinem monarchischen Streben auf unversöhnlichen Widerspruch in beiden Heerlagern, bei den demokratischen Republikanern, wie bei den Royalisten, gefaßt machen, nach beiden Seiten auf seiner Hut sein. Allein so tief ein geheimes Grauen vor der alten Königsfamilie sein ganzes Leben hindurch in seiner Seele wurzelte, so traf doch sein Argwohn in erster Linie die Jakobiner und Terroristen der Konventszeit, alle die theoretischen Republikaner und Doktrinäre, die er in seiner Jugend aus eigner Erfahrung kennen gelernt hatte und die er als „Ideologen“ oder „Metaphysiker“ bezeichnete. Mochten immerhin Fouché und seine jakobinischen Freunde vom Wohlfahrtsausschuß und Konvent, die wie Barère dem Polizeiminister dienstbeflissen zur Seite standen, die Royalisten der Vendee und die Chouans der Bretagne für gefährlichere Konspiratoren halten als die Reste der Anarchisten von ehedem, der Erste Konsul sah dennoch in den Demokraten die Hauptgegner seiner diktatorischen Bestrebungen. Es war nicht zu

Bonaparte u. seine Gegner.

20. Febr. 1800.

7. Sept.

leugnen, daß je mehr in den Bonapartischen Kreisen von dem neuen Cäsar die Rede war, die Republikaner um so häufiger an Brutus erinnerten. Wie weit der angebliche Mordplan, den schon im ersten Jahr des Konsulats der Corse Arena, der römische Bildhauer Ceracchi und einige andre Verschworne gegen das Leben Bonapartes gebildet haben sollten, oder der Anschlag des feurigen Republikaners Chevalier ernst zu nehmen gewesen, ist nie mit Sicherheit ermittelt worden; vielfach wurden diese Mordpläne als die Erfindung einer wohldienerischen Polizei angesehen, wenngleich die Angeklagten mehrere Monate im Gefängnis gehalten und dann, als mittlerweile ein neues gefährlicheres Attentat zur Ausführung kam, neun derselben, darunter Arena, Ceracchi, Topino-Lebrun und Chevalier hingerichtet wurden.

Okt. 1800.

31. Jan. 1801.

Die Höllenmaschine und die Deportationen. 3. Nivose. 24. Dez. 1800.

Dieser neue Mordanschlag, dessen Urheber aber nicht in den Reihen der Demokraten zu suchen, war das verwegene Unternehmen einiger Verschwörer, mittels der sogenannten „Höllenmaschine“, eines mit Pulver, Kugeln und Brennstoff künstlich gefüllten Fasses, das in der Straße St.-Nicaise aufgestellt ward, den ersten Konsul bei einer Fahrt nach dem Opernhaus in die Luft zu sprengen, ein Attentat, dem Napoleon nur durch die rasche Entschlossenheit und Schnelligkeit des Kutschers entging, durch das aber mehrere Häuser zerstört oder beschädigt und viele Menschen getötet oder verletzt wurden. Infolge dieser Freveltat, welche Napoleon den Terroristen und Septembermördern zuschrieb, „jenen wütenden Wölfen, welche die Freiheit durch ihre Verbrechen befleckt, von denen man die Republik säubern müsse“, wurden hundertunddreißig Bürger, welche unter persönlicher Beteiligung des Ersten Konsuls von der Polizei und dem Staatsrat in eine Liste eingetragen waren, als Urheber oder Mitschuldige des Mordversuchs vor dem Senat angeklagt und zur Deportation verurteilt. Das Verzeichnis, leichtfertig und willkürlich zusammengestellt, umfaßte Namen von Männern, denen man zwar keine Schuld an dem Verbrechen vom 3. Nivose nachweisen konnte, die aber als fähig galten, „den Dolch zu wetzen und zu gebrauchen“; Jakobiner und „Septembriseurs“, von welchen Bonaparte, wie er sich ausdrückte, ein „Dictionnaire“ besaß, demokratische Republikaner, die den Staatsstreich vom 18. Brumaire verdammt hatten und die konsularische Diktatur haßten. Die von Fouché gegen seine innere Überzeugung angefertigte Polizeiliste enthielt neben vielen unbekannten Personen auch einige Namen, denen man in den Tagen der Schreckensherrschaft begegnet war, wie Rossignol, Jourdeuil und Fournier „der Amerikaner“, wie Choudieu, Felix Lepelletier und Tissot, wie Prinz Charles de Hesse, „der exaltierteste aber unschädlichste aller Illuminaten“, wie die ehemaligen Montagnards Talot und Destrem, wie Battot, einst Sekretär von Barras, wie der phantastische Architekt Lefranc. Viele von ihnen waren schon nach dem 18. Brumaire auf der Deportationsliste gestanden aber nachträglich begnadigt worden. Fouché mußte um so eifriger aufräumen, als ihn die Bonapartischen Heißsporne geheimer Neigungen zu den alten Gesinnungsgenossen

beschuldigten. Der Senat, dem man auf Talleyrands Vorschlag die Entscheidung in der gehässigen Sache zugeschoben, bestätigte die von der Regieruug gestellte Anklage samt der Liste, eine Handlung, welche die zum Hüter der Verfassung aufgestellte Körperschaft zu einem Werkzeug des cäsarischen Despotismus stempelte. Die Verurteilten wurden in Nantes eingeschifft, um „außerhalb des europäischen Gebiets der Republik unter besondere Aufsicht gestellt zu werden". Einige, wie Talot und Destrem, durften ihre Verbannung auf Oléron verbüßen. Mehrere retteten sich im Laufe der Zeit durch die Flucht, wie Prinz Karl von Hessen, die meisten sahen die Heimat nicht wieder. Selbst als sich die Ansicht Fouchés, daß der Anschlag von Royalisten ausgegangen sei, als wahr herausstellte, wurden die Deportierten nicht begnadigt. Der Erste Konsul war zufrieden, von dem „Generalstab der Jakobiner" befreit worden zu sein. Er sollte bald erfahren, daß ganz andre Leute ihm nach dem Leben trachteten. Die schlimmste Frucht des Mordanschlags waren die Spezialgerichte. Durch ein Gesetz wurde der Regierung die Befugnis eingeräumt, für besondere Fälle, namentlich für Straßenraub und Aufruhr, Ausnahmsgerichte einzusetzen, an Stelle der gewöhnlichen Gerichtsbarkeit ein Tribunal aus Justizbeamten, Militärpersonen und Beisitzern zu errichten, das alle Staatsverbrechen und Vergehen, die schleunige Schutzmittel erheischten, vor sein Forum ziehen und in abgekürzter Form ohne Geschworne aburteilen konnte, eine Art von revolutionärem Sondergericht, ganz geeignet, der Willkürjustiz zum Werkzeug zu dienen.

2. Konkordat und öffentlicher Unterricht.

Eines der wichtigsten Anliegen des Ersten Konsuls war die Wiederherstellung des christlichen Kultus in Frankreich. Wenn auch selbst gleichgültig gegen jede Kirche, erkannte Napoleon doch die Notwendigkeit der Religion zur Beruhigung des Staats. „Denn durch die Revolution war offenbar geworden, daß ein Volk, auch nachdem es alle Bande zerbrochen hat, nicht bestehen kann ohne Gott, und aus dem Blutstrom, in welchem Schuldige und Unschuldige untergegangen waren, stieg wie ein Morgenrot die Erinnerung an die altväterliche Kirche." Es gab sich eine Reaktion der Phantasie gegen die materialistischen Lehren des achtzehnten Jahrhunderts im Volk kund, die in den Poesien Chateaubriands ihren ergreifendsten Ausdruck fand. Bonaparte war scharfblickend genug, diese geheimnisvolle Macht auf die Gemüter der romanischen Menschheit zu begreifen und sie für seine politischen Zwecke und Herrscherpläne zu benutzen. Religiöse Gläubigkeit war dabei wenig in Mitwirkung; der General, der in der Luft der Revolution zum Mann gereift, der in den Augen der Mohammedaner als Verehrer und Nachfolger ihres Propheten gelten wollte, konnte keine innere Verwandtschaft zum Christentum in sich fühlen. „Gewiß selten hat (nach Rankes Urteil) ein Fürst alle positive Religion mit einer so selbstbewußten Gleichgültigkeit, so ent-

Bonaparte u. die katholische Kirche.

schieden als etwas ihm Äußerliches, als Material und Hilfsmittel angesehen. Er erklärte sich für das Christentum, nicht weil es von göttlichem Inhalt sei, sondern weil es diene die Menschen im Zaume zu halten, sie gute Sitten lehre, und ihren Hang zum Wunderbaren befriedige. Er hätte sich für Konfucius und Mohammed so gut erklärt wie für Christus. In Ägypten, sagte er, war ich ein Mohammedaner, in Frankreich bin ich ein Katholik. In dem Moment, als ihm die Zügel der Regierung zufielen, hätte er vielleicht ebenso gut den Protestantismus ergreifen können. Er wählte den Katholizismus, nicht weil er ihm die Wahrheit zu enthalten geschienen hätte, sondern weil die Mehrzahl der Franzosen diesem Bekenntnisse entweder anhing oder leicht wieder zu demselben zu bringen war." Auch ließ sich mit einer Kirche, die ein sichtbares Oberhaupt und einen staatlichen Organismus besaß, am ersten ein Bund schließen. Und das Schicksal wollte, daß damals ein Kirchenfürst den römischen Stuhl innehatte, dessen Sanftmut und unerschütterliche Güte jedes Entgegenkommen erleichterte, dem, wie er selbst von sich bekennt, Gott die Gnade verliehen, die Leidenschaftlichkeit seiner Seele zu überwinden, und der republikanisch-demokratische Ideen nicht für unvereinbar hielt mit Christentum und Kirche. Und entsprach denn nicht das Prinzip der unbedingten Autorität, das in der päpstlichen Kirche zum vollsten Ausdruck kam, Napoleons eignem Widerwillen gegen jede individuelle Geistesfreiheit, gegen alles was er Ideologie nannte? In dieser Beziehung mußte er sich wahlverwandt fühlen mit der römischen Hierarchie, welche die Seelen der Menschen in Fesseln legte.

Unterhandlungen mit Rom.

So wurde denn der Faden mit Rom, den die Revolution durchschnitten hatte, wieder angeknüpft. Nachdem der französische Gesandte Cacault und der Erzbischof Spina die ersten Einleitungen getroffen und die Grundlinien zu einer Vereinbarung festgestellt, begab sich der Staatssekretär Consalvi, der mit schmiegsamem einschmeichelnden Wesen und dem Anschein gutmütiger Einfachheit Schlauheit und politischen Verstand vereinigte und das volle Vertrauen des siebenten Pius besaß, nach Paris, wo im Haus Joseph Bonapartes zwischen ihm und dem Abbé Bernier, der bei der Herstellung des Friedens in der Vendee erfolgreiche Dienste geleistet hatte, Unterhandlungen über den Abschluß eines Konkordats geführt wurden. Hatte der Erste Konsul gleich nach der Schlacht von Marengo die Absicht einer Aussöhnung mit der katholischen Kirche kund gegeben, indem er in Mailand zum erstenmal wieder die Messe besuchte, die republikanischen Feste am 10. August und 21. Januar abschaffte, die Feier des Sonntags wieder einführte, die Madonna von Loreto zurückschickte, so war er doch weit entfernt, die klerikal-monarchische Ordnung des alten Regime wieder aufzurichten. Die Kirche sollte die durch die Revolution bewirkte Neugestaltung Frankreichs als zu Recht bestehend anerkennen und auf Grund der neuen Staats- und Lebensordnungen Frieden und Versöhnung gewähren. Um den päpstlichen Bevollmächtigten mit dem Glanz der Konsulargewalt zu blenden und gefügig zu machen, empfing

er denselben in feierlicher Audienz, umgeben von allen Würdenträgern, und setzte ihm in gebieterischen Worten eine kurze Frist für den Abschluß des Vertrags. Papst Pius VII., auf die Herstellung der weltlichen Herrschaft des römischen Stuhles bedacht, war nicht in der Verfassung, gegenüber einem Machthaber, dessen Heere zu jeder Stunde den Kirchenstaat in Besitz nehmen konnten, Schwierigkeiten aufzuwerfen, zumal da er sich dann unter die Fittiche Österreichs hätte flüchten müssen. Um das republikanische Frankreich wieder zur Anerkennung der kirchlichen Hoheit des Papsttums zurückzuführen und den römischen Stuhl im Besitz seines alten Gebiets zu erhalten, ließ sich Pius zu Bewilligungen herbei, wie sie Rom noch niemals früher zugestanden. Die in der Tiefe einander widerstrebenden Prinzipien des römischen Katholizismus und der Revolution sollten zu einem neuen Bund vereinigt, die bestehende konstitutionelle Kirche des republikanischen Frankreich mit der unfehlbaren Autorität Roms in ein legales Verhältnis gesetzt, die abgefallene Priesterschaft zu Gnaden angenommen, die Entfremdung des Kirchenvermögens und die Säkularisation der Klöster als rechtsbeständig anerkannt werden. Die größten Schwierigkeiten bereitete die Frage, wie es mit den beeidigten und unbeeidigten Geistlichen gehalten werden sollte. Jene galten den Ultramontanen für Schismatiker, diese waren in den Augen der Republikaner Rebellen gegen Gesetz und Verfassung. Die ausgewanderten Kleriker, deren Fanatismus im Elend des Exils gestiegen war, betrachteten jede Verständigung mit der Revolution als Abfall und Sünde, den andern galt das Pontifikat als der Hort aller geistigen Knechtschaft und Unfreiheit, die Kurie als der Feind aller Religion. An der Spitze der konstitutionellen Bischöfe stand Grégoire, jener charaktervolle Mann, der in der Religion stets die Sache der Humanität und der Freiheit erblickte, der im Konvent gegenüber der atheistischen Zeitströmung die Fahne der christlichen Religion und Gewissensfreiheit hoch gehalten und sein violettes Bischofsgewand trotz Spott und Hohn nie abgelegt hatte, der zur Zeit des Direktoriums als Mitglied des Rats der Fünfhundert mit hundert gleichgesinnten Prälaten in dem ersten Nationalkonzil die religiösen Interessen Frankreichs beraten und verfochten und auch nach dem 18. Brumaire im gesetzgebenden Körper den Idealen seiner Jugend aufrichtigen Herzens treu geblieben war. Auf die Kunde von den Konkordatsverhandlungen waren die konstitutionellen Bischöfe unter Grégoires Vorsitz zu einem zweiten National- 29. Juni 1801.
konzil zusammengetreten, um sich über ihre Stellung zu dem Vorhaben zu beraten. Diese Prälaten, welche an dem Prinzip der Volkssouveränität und der Staatshoheit auch in kirchlichen Dingen festhielten, konnte und wollte Napoleon nicht verleugnen oder aufgeben, zumal da alle großen Staatskörperschaften: der Senat, die Organe der Gesetzgebung, der Staatsrat, der Kassationshof, alles was in der Nation ein repräsentatives oder persönliches Gewicht besaß, die Generale, die Armee, selbst seine eigne Familie und seine Freunde, dem Plan einer Rückkehr zum alten Regime abgeneigt waren. Auch hätte die Wiederherstellung der alten

gallikanischen Kirche mit ihren Synoden und ihrer trotzigen Selbständigkeit wenig zu seinen autokratischen Ideen gestimmt. Vielmehr wollte er die Kirche und ihre Diener sich ebenso gefügig und unterwürfig machen wie den Staat und die Beamten.

Abschluß des Konkordats. Wie viele Bedenken und Gewissensbeklemmungen man in Rom hegen mochte, so sah sich doch die Kurie zu einer Verständigung genötigt, infolge deren über die Vergangenheit ein Schleier gebreitet ward und die Kirche mit dem revolutionären Staat in eine neue Lebensgemeinschaft trat. Den alten Bischöfen wurde durch ein Breve zu Gemüte geführt, das Heil der Religion fordere, daß sie den veränderten Anschauungen Rechnung trügen und Entsagung übten. Ihre Pflicht sei es, das allgemeine Wohl ihrem eignen vorzuziehen. So kam man denn überein, daß alle Bischöfe, sowohl die konstitutionellen als die ultramontanen ihre Stellen niederlegten; daß dann die Regierung für die erledigten Sitze aus beiden Klassen geeignete Prälaten ernenne, die von der Kurie ihre Bestätigung erhielten. Die ausgeschlossenen oder verheirateten Priester sollten wieder in den Schoß der Kirche aufgenommen werden und bis zu ihrem Tod vom Staat ein Gehalt empfangen. Eine neue kirchliche Einteilung mit zehn Erzbistümern und fünfzig Bistümern sollte die alten Erinnerungen und Traditionen verwischen. Die verkauften Kirchengüter sollten in den Händen der gegenwärtigen Besitzer verbleiben; alle christlichen Konfessionen sowie die Juden alle bürgerlichen Rechte und Kultusfreiheit genießen, die Ehe ein bürgerlicher Vertrag sein, die Zahl der Feiertage vermindert werden. Beide kirchlichen Parteien erhoben Einsprache gegen die Abmachungen: die Ultramontanen, weil sie die Kirche nicht in die Abhängigkeit vom Staat gestellt wissen wollten, die Konstitutionellen, weil sie die Wiederherstellung der päpstlichen Obergewalt fürchteten. So zogen sich denn die Verhandlungen in die Länge. Insbesondere fühlte sich Pius VII. in seinem Gewissen beunruhigt, daß er den von Napoleon ernannten konstitutionellen Prälaten auf einen sehr zweifelhaften Widerruf hin die Sanktion erteilen sollte. Aber die gebieterische Haltung des Ersten Konsuls legte dem bedrängten Papsttum die Notwendigkeit des Nachgebens auf. War doch die Rückführung Frankreichs zum christlichen Kultus selbst mit dem bedungenen Aufsichtsrecht des Staats und die Anerkennung der pontifikalen Hoheit ein großer Vorteil. Und was man jetzt hingab, konnte ja zu einer andern Zeit zurückgenommen werden. So wurde denn zwischen der Kurie und dem Ersten Konsul
15. Juli 1801. ein Pakt geschlossen, der die selbständige Stellung der alten gallikanischen Kirche vernichtete, den Klerus zum Diener und Werkzeug des weltlichen Herrschers machte, dafür aber dem Papsttum die Autorität in Sachen des Glaubens und der Sittenlehre auf Grund der modernen Staatsprinzipien in höherm Grad einräumte als unter dem alten Regime. Es war ein Bund des weltlichen und des geistlichen Oberherrn mit ungleicher Machtteilung. In diesem Sinn erfolgte auch die Veröffentlichung: dem Konkordat waren die „organischen Artikel“ beigefügt,

worin die Einwirkung des Papstes und die geistliche Amtsführung der bürgerlichen Gewalt untergeordnet war. Am Ostertag wurde durch ein öffentliches Dankfest die Wiederherstellung der katholischen Kirche in Frankreich gefeiert. Der Erste Konsul sah mit Befriedigung auf die Zeremonie, wobei, wie ein republikanischer General sarkastisch bemerkte, nichts fehlte als die Million Menschen, die sich hatten töten lassen, um das abzuschaffen, was jetzt wieder eingeführt ward. Nun konnte Bonaparte sagen: „Mit meinen Präfekten, Gendarmen und Priestern kann ich thun was mir beliebt.“ Denn in der neuen Staatskirche oder, wie der offizielle Ausdruck lautete, der „Religion der Mehrzahl der Franzosen“, bildeten die Erzbischöfe, Bischöfe und Pfarrer ebenso eine stramm in Zucht gehaltene und gegliederte Büreaukratie unter der Aufsicht des Staats wie im weltlichen Regiment Präfekt, Unterpräfekt und Maire. Nach den Worten eines französischen Schriftstellers machte das Konkordat „die Geistlichkeit zu einer Art heiliger Gendarmerie“; aber es trug dennoch die Aussaat langer heftiger Kämpfe für die folgenden Generationen in seinem Schoß. Pius hatte gehofft, von dem „großmütigen Herzen des Ersten Konsuls“ die Rückgabe der drei Legationen und eine Entschädigung für den Verlust von Avignon und Carpentras als Preis seiner Nachgiebigkeit davon zu tragen. Er erfuhr aber eine harte Täuschung. Nur die irdischen Reste des in Valence gestorbenen Pius VI. wurden als Gabe frommer Pietät zurückgesandt. Seinen „geliebten Sohn Talleyrand“ gab der Papst in Anerkennung seiner Verdienste um die Wiederherstellung der Religion dem bürgerlichen Leben zurück.

18. April 1802.

Wie durch das Konkordat die französische Kirche unter die Botmäßigkeit des Staats gestellt ward, so die Schule durch das von Fourcroy ausgearbeitete Gesetz über den öffentlichen Unterricht. Nicht nur daß alle Schulanstalten, die man in Elementar- und Mittelschulen (Primär- und Sekundärschulen) sowie in Lyceen und Spezialschulen einteilte, der Aufsicht und Leitung der Staatsbehörden unterworfen, durch eine büreaukratisch-pädagogische Konzentration und staatlich genehmigte Lehrmethoden in ein einheitliches System gegossen waren: durch die Errichtung von sechstausendvierhundert Freistellen für auserwählte Schüler hatte die Regierung die Mittel in der Hand, die Beamtendressur schon mit dem Collège beginnen zu lassen, dem Staat gleichsam eine Schar von Adoptivkindern zu erziehen, den Unterricht zu einem Werkzeug der politischen und geistigen Anschauungen des Tages zu machen. Unter den höhern Lehranstalten erfreute sich die von Monge organisierte polytechnische Schule der besondern Sorgfalt des Ersten Konsuls. Denn sein Hauptanliegen war, dem Staat geschickte Techniker, gute Offiziere, brauchbare Beamte zu schaffen. Der Volksunterricht blieb den Gemeinden unter der Obhut des Staats, die Erziehung der Mädchen der Sorge der Eltern überlassen. Philosophie und Geschichte fanden in dem öffentlichen Unterricht keine Stätte. Für das praktische Staatsleben, dem die Schule nach Bonapartischen Ansichten als Werkzeug dienen sollte, hatten

Gesetz über den öffentlichen Unterricht.

diese idealen Studien geringen Wert. Auf diesem Grund wurde im Lauf der Jahre weitergebaut.

Kaiserliche Universität. Zur Zeit des Kaisertums wurde die von der Regierung abhängige kaiserliche Universität an die Spitze des gesamten Schulwesens gestellt, mit der Befugnis, alle Lehranstalten zu organisieren und zu überwachen, die Lehrer zu prüfen und das ganze Unterrichtswesen zu leiten, eine großartige Maßregel, wodurch die Leitung des Unterrichts der Geistlichkeit entzogen und der Regierung anheimgegeben ward. Das von dem Direktorium an der Stelle der aufgehobenen Akademie errichtete National-Institut zur Pflege und Förderung der Künste und Wissenschaften wurde von Napoleon neu organisiert und erweitert, war aber nur eine gelehrte Prunkanstalt, in der dem Konsul und nachmals dem Kaiser Weihrauch gestreut wurde. Mit der Reorganisation war zugleich eine innere Umgestaltung des wissenschaftlichen Charakters der Anstalt verbunden. Die Klasse der moralischen und politischen Wissenschaften wurde aufgehoben und damit der Unabhängigkeit und Lebensfähigkeit der Anstalt ein schwerer Schlag versetzt. Napoleon hegte gegen ein „philosophisches Tribunat" ebensoviel Abneigung und Mißtrauen wie gegen ein politisches. Wie die Akademie zur Zeit des alten Regimes zur Verherrlichung der monarchischen Bildung diente, den obersten litterarischen Gerichtshof in dem Geistesleben der höhern Gesellschaft darstellte, so sollte das „Institut" dem Napoleonischen Regiment den Scheinruhm verleihen, daß Künste und Wissenschaften auch in dem neugestalteten Frankreich gewürdigt und geehrt würden, vorab wenn sie sich den „Kultus des Genius" zur wichtigsten Aufgabe stellten.

National-Institut.

3. Das Konsulat auf Lebenszeit. Napoleon und die Zeitgenossen.

Senatskonsult und Plebiszit. Die Verfassung vom Jahr VIII hatte die konsularische Regierungsgewalt auf eine zehnjährige Dauer festgesetzt. Allein Napoleons Trachten war von Anfang an dahin gerichtet, diese Beschränkung zu beseitigen und sich die höchste Macht auf Lebenszeit womöglich mit dem Charakter der Erblichkeit erteilen zu lassen. Schon die Schrift „Parallele zwischen Cromwell, Cäsar und Bonaparte" ließ einen solchen Plan durchblicken. Aber Napoleon hielt vorsichtig mit dem Wunsch zurück: die Abänderung der Verfassung sollte als Volkswillen erscheinen; ohne sein eignes Zuthun sollte ihm die höchste Regierungsgewalt auf Lebenszeit zum Wohl des Staats gleichsam aufgedrängt werden. Die dienstbeflissenen Staatsmänner und Höflinge, insbesondere Cambacérès, Roederer, Talleyrand, SaintJean d'Angely, welche die Gedanken ihres Gebieters erriefen, thaten daher die nötigen Schritte, um den weitern Übergang zur Monarchie herbeizuführen. In dem Tribunat, aus welchem kurz zuvor die widerstrebenden Elemente durch den erwähnten Erneuerungsakt entfernt worden, wurde der Antrag gestellt, man solle dem Ersten Konsul ein glänzendes Zeichen der nationalen Anerkennung verleihen. Als eine Deputation ihm den Wunsch der Versammlung darbrachte, gab er eine Antwort, die an Reineke Fuchs erinnerte: „Er erstrebe keinen andern Ruhm als den, seine Aufgabe erfüllt zu haben und keinen andern Lohn als die Liebe seiner Mitbürger. Das Leben sei ihm nur wert um der Dienste willen, die er dem Vaterland leisten könne, und der Tod werde für ihn schmerzlos sein,

wenn seine letzten Blicke das Glück der Republik ebenso gesichert sehen könnten wie ihren Ruhm." Er ließ sich jedoch erweichen, dem Wunsch der Nation zu willfahren und geriet in nicht geringe Wut bei der Nachricht, daß der Senat, die patriotische Bescheidenheit und Uneigennützigkeit des Ersten Konsuls als wahr und aufrichtig annehmend, die von den Tribunen in Vorschlag gebrachte Auszeichnung nicht in dem gewünschten und erwarteten Umfang verliehen, daß diese Körperschaft nur eine Verlängerung der Würde auf weitere zehn Jahre beschlossen. Bonaparte wies die Gabe zurück: durch die Stimme des Volks sei er zu seinem Herrscheramt erhoben worden, nur durch sie wolle er darin bestätigt werden. Sofort wurde von dem Staatsrat eine Volksabstimmung in Szene gesetzt über die Frage: „Soll Napoleon Bonaparte zum Konsul auf Lebenszeit erwählt werden?" Der Mechanismus der Abstimmung war so sorgfältig geregelt, die Beeinflussung so energisch, daß die bejahenden Stimmen sich auf drei Millionen fünfhunderttausend beliefen, die gegnerischen auf etliche Tausend. Zu den letztern gehörte Lafayette, der erklärte, nicht für eine Verlängerung der Amtsgewalt sich aussprechen zu können, solange die politische Freiheit nicht verbürgt sei, und ein Schreiben an den Ersten Konsul mit der Bemerkung schloß, ein Mann von dieser Geistesgröße könne doch unmöglich wollen, daß aus einer solchen Revolution, aus so vielen blutigen Siegen, aus so vielen Leiden und wunderbaren Ereignissen kein andres Resultat erwachse, als der Besitz einer unumschränkten Herrschaft. Von der Zeit an gingen ihre Wege auseinander und Lafayette suchte von neuem die Zurückgezogenheit auf.

Mai 1802.

Absolutistische Tendenzen.

Das Plebiszit war der Anfang einer neuen Monarchie. Daß Napoleon die Abstimmung in diesem Sinn verstand, bewiesen die weitern gleichzeitigen Anordnungen und Einrichtungen: er legte sich das Recht der Begnadigung und der Bezeichnung seines Nachfolgers bei; in den öffentlichen Kundgebungen traten die Namen Vaterland und Freiheit, die Schlagwörter der republikanischen Zeit, mehr und mehr zurück hinter den monarchischen Tugenden der Treue, der Ehre, des Ruhmes. Vor allem wurde mit dem Begriff der Ehre, der „Triebkraft der Monarchien", im äußerlichen Sinn ein absichtlicher Kultus getrieben. Trotz des Widerspruchs der republikanisch gesinnten Mitglieder im Staatsrat wie in den Organen der Gesetzgebung, führte Napoleon den Orden der „Ehrenlegion" ein, nach seinem eignen Ausspruch ein Mittel mehr, die Menschen zu lenken, „d. h. ihre Leidenschaften und Schwächen auszubeuten, sie zu täuschen, zu erniedrigen, zu knechten". Er veränderte das Verfassungsgesetz in der Art, daß die Wahlkollegien vermindert, die Zahl der Tribunen auf fünfzig herabgesetzt, die Befugnisse des gesetzgebenden Körpers und des Staatsrats noch mehr beschränkt, die Macht des Senats, zugleich aber auch der bestimmende Einfluß der Regierung auf denselben erhöht wurden. Ein eigner Geheimrat hatte fortan die Senatskonsulte vorzubereiten, die dann in der Körperschaft selbst nicht leicht einem Widerspruch begegneten. Wie wenig entsprach eine Schrift jener Tage,

welche die Wiederherstellung der Monarchie zu gunsten Bonapartes, aber mit konstitutionellen Formen und Garantien und mit Freiheit der Presse empfahl, den Herrschergedanken des Ersten Konsuls! Napoleon strebte nach absoluter Machtfülle im ausgedehntesten Umfang. Die Flugschrift, die Arbeit eines ehemaligen Mitglieds der Konstituante, wurde als aufwieglerisch mit Beschlag belegt. Bald nachher wurden Fouché, Bourrienne und Roederer aus ihren Ämtern entlassen. Im Vertrauen auf ihre Verdienste und den langen Umgang mit Bonaparte, erlaubten sie sich größere Freiheiten als mit der Stellung zu einem monarchischen Selbstherrscher vereinbar schien. Fontanes nannte den Ersten Konsul den Mann, „vor dem das Weltall schweigt": das war die Sprache, die dem maßlosen Ehrgeiz und Stolz Napoleons wohlgefiel. Aus der gleichen Ursache erfolgte auch die Verbannung der Frau von Staël, deren Salon der Versammlungsort der Opposition war, aus Paris.

Napoleons Herrschernatur.

Und wenn man erwägt, wie viel Bonaparte in den drei ersten Jahren seiner Herrschaft unternahm und ausführte, wie er gestützt auf ein Volk von Soldaten, das dem Feldherrn von so unvergleichlicher militärischer Begabung mit Begeisterung anhing und dem er die Fieberglut einzuhauchen verstand, die ihn selbst verzehrte, wie er getragen von der Anziehungskraft, welche noch immer die Prinzipien der französischen Revolution auf die Völker ausübten, das europäische Festland in neue Formen goß und Frankreich in noch viel umfassenderer Weise als unter Ludwig XIV. zum Herd und Mittelpunkt des politischen Lebens machte: so war der Ausdruck, daß das Weltall vor ihm schweige, mehr als eine rhetorische Phrase. Alles blickte mit staunender Bewunderung auf einen Mann von so schöpferischer Thatkraft, dessen Geist alles umspannte, dessen Scharfblick in die innersten Verhältnisse des Staaten- und Völkerlebens eindrang, der einen Thätigkeitstrieb und eine Arbeitskraft entfaltete, die keine Ruhe und Rast kannten, dem Vergnügungen und Zerstreuungen unbekannte Dinge waren. Die Welt gewöhnte sich, an den gewaltigen Genius, in dem sich die ganze revolutionäre Kraft vereinigt zu haben schien, einen andern Maßstab des Urteils anzulegen als an andre Menschenkinder, und er selbst wurde durch seine eignen Erfolge und die Bewunderung, die ihm von allen Seiten gezollt ward, zu einer Höhe des Selbstbewußtseins und der Selbsterhebung emporgetragen, daß ihm nichts als unmöglich vorkam, daß er das Maß der Selbstbeherrschung und die höhere Harmonie der Seele verlor und alles nach seinem eignen Willen gestalten zu können glaubte, daß ihm jeder Widerspruch, jede selbständige Haltung andrer unerträglich war. Napoleon war eine autokratische Herrschernatur, vor der sich jeder beugen mußte, und die um so sicherer ihren Zweck erreichte, als ihr Gaben von überwältigender Wirksamkeit zu Gebote standen und eine Kenntnis und Beurteilung der Menschen, wie sie kaum ein andrer Sterblicher auf der Höhe des Lebens in solchem Grade besessen. Er wußte zu drohen und zu schrecken, er wußte durch die meistens berechnete Kundgebung von Gefühlen schwärmerische

Hingabe zu wecken, er wußte durch den Zauber der Anmut, der Vertraulichkeit zu fesseln und zu bestricken. Selbst das Fremdartige in seiner Erscheinung, der italienische Typus seines äußern und innern Wesens, der keinen Zug des alten französischen Nationalcharakters an sich hatte, trug bei, ihm die Welt zu Füßen zu legen, die Phantasie des Volks zu reizen. Bei aller wirklichen Größe und genialen Begabung verschmähte er auch nicht die Künste des Theatralischen, die Reizmittel des Ungewöhnlichen und Auffallenden. Er blieb den Zeitgenossen ein vieldeutiges ungelöstes Rätsel, ein fremdartiges Meteor, auf das die Welt mit Bewunderung und Grauen blickte, eine Herrschergestalt, die wie eine unwiderstehliche Naturmacht alles überwältigte.

4. Royalistische Verschwörung. Ermordung des Herzogs von Enghien. Papst Pius VII.

Alle Schritte Napoleons deuteten darauf hin, daß er nach monarchischer Machtfülle strebe, und zwar nicht bloß nach dem thatsächlichen Besitz derselben, in den er seit der Übertragung des Konsulats auf Lebenszeit in Wirklichkeit getreten war, sondern auch nach der äußern Ehre und Auszeichnung. Sein Sinn war auf eine Krone gerichtet; diese konnte aber nur als Preis großartiger äußerer Triumphe oder infolge einer starken innern Erschütterung, einer revolutionären Katastrophe erlangt werden. Beides vereinigte sich nach der Erneuerung des Kriegs mit England. Die schnelle Unterwerfung Hannovers und die diplomatisch-politischen Erfolge, die der Erste Konsul im Lauf des Jahres 1803 in den meisten Staaten des europäischen Festlandes davontrug, galten den Franzosen als neue Beweise seiner genialen Kraft und Begabung. Die Ermutigung und Aufmunterung der Emigranten durch das englische Kabinett, welches eine Wendung der Dinge in Frankreich herbeiführen wollte und daher durch seine Diplomaten und durch Agenten aller Art jede dahin zielende Unternehmung förderte, gab zu einem neuen Attentat, zu weit angelegten konspiratorischen Bewegungen den Anstoß, deren Rückschlag die Gründung einer imperialistischen Gewaltherrschaft im Gegensatz zu den royalistischen Restaurationsplänen der Bourbonen war. Wir wissen, daß die Emigration nach zwei Richtungen auseinander ging. In der Umgebung des Grafen von Provence setzte man seine Hoffnung mehr auf einen natürlichen Umschwung der Dinge, sei es durch Fehlgriffe von seiten Bonapartes, sei es durch ein Erwachen der französischen Nation oder durch äußere Wechselfälle, während der Kreis, der sich um den Grafen von Artois in England gesammelt, zu dem auch die Prinzen von Geblüt, Condé und Berry gehörten, zum Teil aus kühnen und unternehmenden Parteigängern bestand, welche die Wege der Gewalt, der Aufwiegelung, der revolutionären Komplotte vorzogen. Wie abschreckend immer die Aufstandsversuche auf Quiberon, in der Vendee und Bretagne wirken mußten, die royalistischen Heißsporne,

Konspiratorische Umtriebe der Emigranten.

wie Polignac, Rivière, Viomenil, Vaudreuil gaben die Umsturzpläne nicht auf, und sie fanden immer verwegene Leute, die sich als Werkzeuge gebrauchen ließen und ihr Leben einsetzten. Da die Bewachung der französischen Küsten durch die große Menge von Schiffen, die mit rastloser Thätigkeit hergerichtet worden waren, einen neuen Landungsversuch unthunlich machte, so sollte mit Billigung und Unterstützung des englischen Ministeriums im Herzen Frankreichs eine revolutionäre Bewegung hervorgerufen werden, stark genug die Konsularregierung zu stürzen. Seitdem der Bürgerkrieg in der Vendee erloschen war und nur noch einige herumstreifende Räuberbanden die Erinnerung an die alten Parteikämpfe wach erhielten, hatten sich viele geheime Agenten der Bourbons nach Paris gezogen, um in dem Krater der Hauptstadt ein günstiges Feld für konspiratorische Pläne zu suchen. Im Vertrauen auf diese Agenten und auf die Hilfe Englands setzten die Emigranten neue Hebel ein, den Machthaber zu Fall zu bringen. Die ausgewanderten Bourbonisten fanden die geeigneten Vollstrecker und Werkzeuge für das gewagte Unternehmen in zwei Männern, die uns schon öfters begegnet sind, in dem verwegenen Bandenführer Georges Cadoudal und in dem riesenstarken General Pichegru, jenem rätselhaften Mann, der aus einem leidenschaftlichen Jakobiner und republikanischen Feldherrn ein politischer Renegat geworden, schon zur Zeit des Direktoriums mit Condé in Deutschland konspiratorische Pläne gefaßt hatte und sich seit seiner wunderbaren Flucht aus Cayenne (XIII, 953) in London aufhielt.

Häupter und Teilnehmer des Komplotts. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man in Paris über das Vorhaben der Emigranten in England einige Winke erhalten hatte. Ein alter Jakobiner und Septembriseur, Mehée de la Touche, soll als Agent der royalistischen Partei Zugang bei den Ausgewanderten gefunden und der französischen Polizei Anzeige gemacht haben. Die Häupter des Komplotts begaben sich, von den entschlossensten Genossen der Royalistenbanden der Chouans begleitet, heimlich auf verschiedenen
August 1803. Wegen nach Paris, wo Pichegru vermittelst des alten Bourbonschen Parteigängers Fauche Borel und andrer royalistischen Agenten des Londoner Komitees mit seinem ehemaligen Kriegsgefährten Moreau in Verbindung trat, um denselben zur Teilnahme an der Verschwörung zu bewegen. Moreau gehörte zu den unzufriedenen Generalen der Armee. Wir wissen, daß er schon unter dem Direktorium bei Gelegenheit der Pichegru-Condéschen Umtriebe eine Haltung beobachtet hatte, die seine vorübergehende Entfernung vom Kommando zur Folge gehabt. Aus Groll gegen die Direktorialregierung hatte er bei dem Staatsstreich des 18. Brumaire sich an Bonaparte angeschlossen, ohne jedoch innerlich sich mit demselben auszusöhnen. Der Erste Konsul hatte ihn dann wieder an die Spitze der Rheinarmee gestellt und ihm Gelegenheit gegeben, durch den Sieg von Hohenlinden seinen Kriegsruhm aufs glänzendste zu mehren. Aber unzufrieden mit der Politik und der ehrsüchtigen Gewaltherrschaft Napoleons hatte Moreau sich seitdem fern gehalten und in vollständiger Zurückgezogenheit gelebt.

Während eines Aufenthalts von mehreren Monaten trafen Georges Cadoudal und seine Gefährten alle Vorbereitungen zur Ausführung des Komplotts. Napoleon sollte überfallen, die Konsularregierung gestürzt und durch einen royalistischen Aufstand die Bourbonsche Herrschaft hergestellt werden. Zu dem Zweck sollte nach dem Gelingen des Unternehmens der Graf von Artois in Paris eintreffen, begleitet von dem Herzog von Berry und den vornehmsten Gliedern des französischen Adels, und sich an die Spitze der Bewegung stellen. Durch die englischen Gesandtschaften auf dem Kontinent hoffte man Hilfe vom Ausland zu erlangen. In dieser Absicht bereiste der zweideutige Mehée die deutschen Hauptstädte und hielt in München mit dem britischen Geschäftsträger Drake vertrauliche Besprechungen. Der Plan war so abenteuerlich, daß nur der Fanatismus und der blinde Haß in einer aufgewühlten, von politischen Gärungsstoffen erfüllten Zeit an die Möglichkeit eines Gelingens glauben konnte. Die Pariser Polizei hatte von allem Kunde: sie wartete aber ab, bis im Dezember und Januar neue Zuzüge von Verschwornen eingetroffen waren. Am 15. Januar verlas der Redner des Konsulats im gesetzgebenden Körper den Bericht über die Lage der Republik. Darin hieß es: Die britische Regierung wird versuchen, oder hat vielleicht schon versucht, an unsere Küste einige jener Ungeheuer zu werfen, die sie genährt hat, damit dieselben den Boden zerfleischen, auf dem sie geboren wurden. Diese Worte ließen erraten was bevorstand. Wenige Tage nachher wurden drei verhaftete Chouans vor Gericht gestellt, und zwei von ihnen, die keine Geständnisse ablegen wollten, erschossen. Die Aussagen des dritten ermöglichten weitere Entdeckungen und Verhaftungen. Selbst der Abbé Bernier, ehedem ein eifriger Agent der Bourbonschen Partei, und mehrere Bischöfe ließen sich zu denunziatorischen Angaben gebrauchen. Nun füllten sich die Gefängnisse mit Schuldigen und Verdächtigen. Wie in den Tagen des Schreckens wurde die Pariser Bevölkerung durch Haussuchungen, Schließung der Barrieren und drakonische Polizeiverordnungen in Angst gehalten. Unter den Verhafteten befanden sich nicht nur Georges Cadoudal und Pichegru, sondern auch Moreau, der beschuldigt war, mit dem letztern mehrere Zusammenkünfte gehabt und selbst mit dem alten Scharenführer der Chouans sich in eine Unterredung eingelassen zu haben. Während der Haft versuchte man die beiden Generale der Republik zu offenen Geständnissen zu bewegen: der Erste Konsul, so wurde ihnen vorgestellt, sei tief bewegt, so hochverdiente Männer unter der Anschuldigung eines verbrecherischen Komplotts stehen zu sehen; er würde ihnen gern Gelegenheit geben, dem Vaterland neue Dienste zu leisten. Pichegru, der zu tief in die royalistischen Umtriebe verflochten war, wies jede Versuchung, ihm belastende Geständnisse zu entlocken, standhaft von der Hand; Moreau dagegen, der, wie sich während des Verhörs herausgestellt, sich stets geweigert hatte, der Verschwörung zu dienen, der von den andern fast wie ein Verräter ihrer Sache angesehen worden, ließ sich zu einem Schreiben an Bonaparte bewegen, in dem er sich an

Verhaftung der Verschwornen. — 15. Jan. 1804. — 21. Jan. — Febr. u. März.

dessen Großmut wandte und auf die frühere Waffenbrüderschaft berief. Napoleon, der dem verdienten General stets Anerkennung und Gewogenheit gezeigt, war entschlossen, dem Sieger von Hohenlinden Verzeihung und Gnade angedeihen zu lassen, doch mußte die gerichtliche Untersuchung ihren Fortgang haben. Ehe diese noch zu Ende geführt war, ließ sich der Erste Konsul zu einem empörenden Gewaltstreich fortreißen.

Gefangennahme und Gerichtsmord des Duc d'Enghien. In dem badischen Städtchen Ettenheim weilte der Herzog von Enghien, der ritterliche Enkel des Prinzen von Condé. Eine romantische Neigung zu der schönen Fürstin Charlotte von Rohan und die Liebe zur Jagd fesselten ihn an den Aufenthaltsort am Saum der Schwarzwaldberge. Er hatte in den Condéschen Emigrantentruppen gefochten, bezog von England eine Jahresrente und war bereit, auch in dem wiederausgebrochenen Krieg sein Schwert in ehrlichem Kampf für die Sache seines Hauses zu ziehen. Aber dem von London aus geplanten Komplott war er ganz fremd geblieben. Dennoch wurde dem Ersten Konsul vorgestellt, Enghien sei die Seele aller royalistischen Verschwörungen, man habe ihn wiederholt verkleidet in Straßburg gesehen, Dumouriez sei bei ihm aus- und eingegangen, in Mehées Briefwechsel mit den englischen Gesandten und Agenten in Deutschland sei sein Name genannt worden. Napoleon, der aus Furcht vor der geheimen Macht der Legitimität fortwährend mit Unruhe und Besorgnis auf die emigrierte Königsfamilie blickte, der es dem in Warschau weilenden Haupt des Hauses, Ludwig XVIII., nicht verzieh, daß er sich weigerte, gegen eine jährliche Leibrente von zwei Millionen seinen Ansprüchen zu entsagen, beschloß die allgemeine Entrüstung über das frevelhafte Komplott zu benutzen, um gegen die Bourbonen einen wirksamen Streich zu führen und ihnen für alle Zeiten die konspiratorischen Gelüste auszutreiben. Aus der gerichtlichen Untersuchung gegen Cadoudal und seine Mitschuldigen war deutlich hervorgegangen, daß ein „französischer Prinz" an die Spitze der Verschwörung treten sollte; ohne sich viel darum zu kümmern, welcher Bourbon darunter gemeint sei, beschloß Napoleon dasjenige Glied der Familie zu ergreifen und seiner Rache zu opfern, das er am leichtesten zu erreichen vermochte. Daß dabei deutsche Neutralität, deutsche Nationalehre, wie das Völkerrecht verletzt werden mußte, schlug er nicht hoch an. „Ich bin nicht gesonnen, meine Mörder zu schonen," sagte er in erregtem Zornesausspruch zu Talleyrand und Cambacérès, als ihm durch den General Savary und andre servile Ohrenbläser die Verdachtsgründe mitgeteilt wurden, und sandte sofort zwei Militärbevollmächtigte nach Straßburg und Offenburg, um die Verhaftung der „geheimnisvollen Persönlichkeit" in Ettenheim zu bewerkstelligen. Um sich allen Bitten

12. März 1804. und Vorstellungen zu entziehen, begab er sich auf acht Tage nach Malmaison. Auf eine besorgliche Äußerung des zweiten Konsuls Cambacérès erwiderte er: „Sie sind mit dem Blut der Bourbonen sehr geizig geworden". Die ganze That trug den Charakter einer persönlichen Rache, jener corsischen Vendetta, die einen Feind verfolgt in seinen Kindern, in seiner Familie, selbst in seiner

entfernten Verwandtschaft. Am 15. März umstellte um Mitternacht ein französischer Oberst mit einer Abteilung Dragoner das Haus in Ettenheim, führte den Prinzen mit acht Begleitern, Emigranten und Geistlichen, in die Citadelle von Straßburg und von da in größter Eile nach Paris, wo er in dem festen Schloß von Vincennes in Sicherheit gebracht ward. Savary und Réal, die Häupter der Polizei, stellten ein Militärgericht unter dem Vorsitz des General Hullin zur Untersuchung oder vielmehr Verurteilung auf. Vergebens wies der Angeklagte jede Teilnahme oder Mitwissenschaft an dem Komplott entschieden von sich ab, wobei er durch das Zeugnis des französischen Gesandten in Baden, Baron de Massias, daß das Benehmen des Herzogs stets vorwurfsfrei und maßvoll gewesen, unterstützt ward; vergebens bat er um eine persönliche Unterredung mit Bonaparte, der während dieser kritischen Tage stundenlang in den Baumgängen von Malmaison allein, ruhelos, unsichern Schrittes und in tiefer Gemütsbewegung umherwandelte; Savary und Réal schlugen, höherer Weisung zufolge, die Forderung ab. So wurde denn der junge, ritterliche und begabte Fürst, dem kein Vergehen nachgewiesen werden konnte, als daß er wie tausend andre zurückgekehrte Emigranten einst die Waffen gegen sein Vaterland getragen, durch ein hastiges, mit Verletzung aller gerichtlichen Formen in der Heimlichkeit einer mitternächtlichen Stunde vollführtes Justizverfahren zum Tod verurteilt und in dem Festungsgraben von Vincennes erschossen. Denn 20. März 1804. der Erste Konsul hatte befohlen, daß das Urteil des Gerichts auf der Stelle vollstreckt werden sollte. Die Angabe von St. Helena, ein von dem Herzog in der Angst des Todes an den Ersten Konsul gerichteter Brief sei von Talleyrand zurückgehalten und erst zwei Tage nach der Hinrichtung übergeben worden, entbehrt aller Glaubwürdigkeit.

In einem kurzen salbungsvollen Artikel meldete der Moniteur das richter- Pichegrus Ausgang. liche Urteil und den Tod Henri Bourbons Herzog von Enghien. Wenige Tage 5. April 1804. nachher wurde die Pariser Welt durch die Nachricht überrascht, Pichegru habe sich selbst um Mitternacht im Temple mittels einer schwarzseidenen Halsbinde und eines Holzstückes erdrosselt und sei an Erstickung gestorben. Das geheimnisvolle Ende des früher so hochgefeierten Feldherrn und Politikers hat den rätselhaften Lebensgang des Mannes unheimlich abgeschlossen, die Beweggründe seines Gesinnungswechsels und seiner abenteuerlichen Laufbahn in ein mysteriöses Dunkel gehüllt. Wie der Moniteur berichtete, lag eine Schrift von Seneca, worin der römische Philosoph von den Widerwärtigkeiten des Erdenlebens und dem leichten Übergang spricht, aufgeschlagen neben seiner Lagerstätte. Aber der Argwohn, daß bei dem Gewaltakt eine fremde Hand thätig gewesen, blieb im Volk lebendig. Es ging die Rede, die Mamelucken, welche Bonaparte aus Ägypten mitgebracht, hätten sich der grausigen That im türkischen Stil unterzogen. Der englische Schiffshauptmann Wright, der Cadoudal und seine Gefährten ans Land gesetzt hatte, fand gleichfalls im Temple, wohin er einige Zeit nachher als

Gefangener eingebracht ward, ein gewaltsames Lebensende vermittelst eines Rasirmessers.

Eindruck des Blutaktes. Der entsetzliche Justizmord im Festungsgraben von Vincennes, der durch die schauerlichen Umstände der Hinrichtung mitten in der Nacht bei düsterem Lampenschein durch einige Soldaten einen noch unheimlicheren Charakter empfing, stellte Bonaparte in eine Reihe mit den rasenden Schreckensmännern und Septembermördern der wildesten Revolutionsperiode und machte das Lob seiner Bewunderer verstummen. Der romantische Dichter Chateaubriand, der einst den Ersten Konsul als den „Wiedererbauer der Altäre" schmeichelnd begrüßt und dessen berühmtes Werk „Genius des Christentums" die Herstellung des religiösen Kultus in Frankreich und den Abschluß des Konkordats so wesentlich gefördert hatte, entsagte dem diplomatischen Staatsamt, das ihm sein Freund Fontanes und Bonapartes Schwester Elisa zuerst in Rom, dann in Wallis verschafft hatten, und begab sich nach der Schweiz. In ganz Europa erhob sich ein Sturm des Unwillens und der innern Empörung sowohl über den blutigen Gewaltstreich gegen ein erlauchtes fürstliches Haupt, der an die greuelvollsten Tage der römischen Kaiserherrschaft erinnerte, als über die Verletzung des deutschen Reichsgebiets und den Bruch des Völkerrechts, welcher durch die Versicherung Talleyrands in einem Schreiben an den Kurfürsten von Baden, der Erste Konsul habe sich „mit tiefstem Schmerz" dazu entschließen müssen, sich nicht entschuldigen oder beschönigen ließ. Auch eine an alle europäischen Höfe übersandte Denkschrift, worin auf Grund der Briefe und Berichte Mehées de la Touche die Umtriebe der englischen Diplomaten und Agenten in Deutschland, besonders Drakes und Spencer-Smiths dargelegt waren, um der üblen Stimmung über den Gewaltakt zu begegnen, vermochte den allgemeinen Unwillen nicht zu beschwichtigen. In Petersburg legte man Hoftrauer an und gab in einer Note an die Pariser Regierung den Gefühlen „des Schmerzes und der Überraschung" über den Ettenheimer Vorfall Ausdruck, wofür denn freilich Alexander eine bittere Bemerkung hinnehmen mußte über die Gemütsruhe, die man bei Gelegenheit von Pauls I. Ermordung England gegenüber beobachtet habe. In Deutschland hielt die Furcht vor dem mächtigen Nachbar die Gemüter so sehr gefesselt, daß man jede Schmach ruhig hinnahm. Konnte doch der französische Gesandte
Juli 1804. in Wien, Champagny, nach Paris berichten, er habe aus dem Mund Cobenzls die Äußerung gehört, „sein Gebieter begreife die Notwendigkeit der Politik". Und als auf dem Reichstag in Regensburg die russische Regierung als Garantiemacht der deutschen Reichsverfassung eine Erklärung zu erwirken suchte, wie sie die Würde und Selbständigkeit des Reichs zu fordern schien, und dabei von zwei andern Mächten unterstützt wurde, nämlich von Schweden, welches neben einem gleichen ältern Garantierecht auch noch für Pommern seine Stimme geltend machen konnte, und von dem englischen Gesandten im Namen des verlassenen und verratenen Bruderstammes Hannover, da zögerten die Bevollmäch-

tigten der deutschen Fürsten und Stände mit der Abgabe ihrer Stimmen solange, bis die Reichstagsferien ihre schleunige Abreise gestatteten. So groß war die Furcht vor Napoleon und das Gefühl der Nichtigkeit der eignen Macht, daß man sich in Regensburg nicht einmal den Schein gab, die Würde und Unverletzlichkeit des Reichs zu wahren. War es da zu verwundern, daß der französische Machthaber alle Rücksichten gegen einen Staatskörper fahren ließ, der sich selbst aufgab, der alle Gewaltthätigkeiten und Gebietsverletzungen in Hannover, Lauenburg, Kuxhaven und jetzt auch in Baden über sich ergehen ließ? Es mußte noch als ein Akt von Großmut gelten, daß Bonaparte einige Monate nachher den englischen Geschäftsführer Rumbold, welcher im Verdacht stand, seine diplomatische Stellung wie Drake und Spencer-Smith zu konspiratorischen Umtrieben mißbraucht zu haben, und darum mit seinen Papieren gewaltsam von dem Hamburger Gebiet weggeführt worden war, auf Preußens Verwendung wieder in Freiheit setzte.

Ausgang des Prozesses. Moreaus Verurteilung und Selbstverbannung.

Nach dem tragischen Ende des Herzogs von Enghien und dem gewaltsamen Ausgang des gefangenen Pichegru im Temple, befaßte sich ein Gerichtshof, bei dem man keine Geschwornen zuließ, mit dem Prozeß der angeklagten Teilnehmer des Komplotts, während zu gleicher Zeit die Vorbereitungen zur Übertragung der erblichen Kaiserwürde an den Ersten Konsul getroffen wurden und die neue Umwandlung der Staatsverfassung vor sich ging. Über die Schuld Cadoudals, des alten Bandenführers der Chouans, kam der Gerichtshof bald zu Ergebnissen, die dessen Verurteilung begründeten. Seine Aussage, die Verschwornen hätten nicht die Absicht gehabt, den Ersten Konsul zu ermorden, sondern nur sich seiner Person zu bemächtigen und das Konsulat verschwinden zu lassen, fand wenig Glauben. Nach seinem eignen Geständnis sollte ein Aufstand und Staatsstreich zu gunsten des] legitimen Königtums hervorgerufen werden, und doch wäre kein Mord beabsichtigt gewesen? Auch bewies die trotzige herausfordernde Haltung des kühnen royalistischen Parteigängers, daß er keine Freisprechung erwarte. Seine stoische Todesverachtung gab Zeugnis, daß er sich schuldbewußt und strafwürdig fühlte. Für Moreaus Mitschuld dagegen konnten nur ungenügende, dürftige Beweisgründe und Zeugenaussagen aufgebracht werden. Im Fall eines Gelingens der royalistischen Verschwörung sollte ihm vorübergehend die Diktatur zugedacht gewesen sein, was seine Zustimmung und Mitwissenschaft vorausgesetzt habe. Der Gerichtsgang dauerte mehrere Wochen, ehe das Urteil gefällt werden konnte. Die würdevolle Verteidigung, wobei sich der General auf sein unbescholtenes Leben, auf seine vergangene militärische Laufbahn, auf seine dem Vaterland erwiesenen Dienste berief, übte auf die Richter einen sichtlichen Eindruck. Allein die Ankläger, insbesondere Réal, machten geltend, daß die Ehre des Staatsoberhauptes die Verurteilung gebiete, daß die Richter neben der Gerechtigkeit auch das Staatsinteresse ins Auge zu fassen hätten, ließen jedoch zugleich durchblicken, daß Napoleons Großmut den ehemaligen Waffen-

gefährten begnadigen werde. Nach langen lebhaften Debatten einigten sich die Richter über eine Form, die zugleich die Regierung befriedigen und dem eignen juristischen Gewissen Genüge thun sollte: Moreau wurde für schuldig erklärt aber mildernde Umstände zugelassen. Demgemäß erhielt der ehemalige General der Rheinarmee eine zweijährige Gefängnisstrafe, indes zwanzig andre Angeklagte, unter ihnen Georges Cadoudal, die beiden Polignacs und der Marquis
9. Juni 1804. von Rivière zum Tod verurteilt wurden. Cadoudal und elf seiner Mitver-
25. Juni. schwornen starben einige Tage nachher auf dem Greveplatz unter der Guillotine; die übrigen wurden zu mehrjähriger Gefängnishaft begnadigt. Moreau war empört über das richterliche Urteil in einer Klagsache, wo nur auf Todesstrafe oder Freilassung erkannt werden konnte. In Anbetracht des Schicksals seines Genossen Pichegru willigte er jedoch in die Umwandlung der Strafe, welche Napoleon unter Vermittelung Fouchés zuließ. Statt zweijähriger Gefangenschaft wählte er eine freiwillige Verbannung nach Amerika und schiffte sich darauf mit seiner Gattin in Cadiz ein. Sein Landgut und sein Palast wurden verkauft und der Erlös zum großen Teil für die Prozeßkosten verwendet, die ihm fast allein zur Last fielen. Um dieselbe Zeit, da Napoleon Bonaparte den Gipfel seiner Macht und seines Ehrgeizes bestieg, wandte der Sieger von Hohenlinden seinem Vaterland den Rücken, um im freien Amerika als Republikaner fortzuleben.

Napoleon und Papst Pius VII. Fast ebenso rücksichtslos wie gegen das Bourbonsche Königshaus und das Deutsche Reich verhielt sich Napoleon Bonaparte gegenüber dem römischen Stuhl. Wie der Reichstag in Regensburg so zeigte auch die römische Kurie eine Fügsamkeit und Unterwürfigkeit, die dem französischen Machthaber den Glauben einflößen mußte, er könne das Papsttum wie die Gesandten in Regensburg durch Erregung von Furcht und Hoffnung zu allem bringen. Nicht nur, daß die Ermordung des Herzogs von Enghien in Rom wenig Eindruck machte, ja von Consalvi entschuldigt ward, Pius VII. ließ sich sogar bereitwillig finden, als Napoleon zur Errichtung einer Erbmonarchie schritt, die Feierlichkeit der Kaiserkrönung durch seine Anwesenheit zu erhöhen und mitten im Winter die beschwerliche Reise über die Alpen nach Paris zu unternehmen. Der Bund, den vor einem Jahrtausend der römische Bischof mit den Karolingern geschlossen, war dem Papsttum sehr förderlich gewesen. Sollte nicht eine Wiederholung dieses Verhältnisses gleiche Früchte tragen? Hatte einst Pippin den Grund zur weltlichen Herrschaft des Nachfolgers Petri gelegt, sollte nicht der neue gallische Machthaber aus Dankbarkeit für die Bereitwilligkeit des heiligen Vaters, der revolutionären Monarchie die kirchliche Weihe zu erteilen, der Usurpation den Stempel der Legitimität aufzudrücken, die Thatsache in ein Recht umzuwandeln, sich bewegen lassen dem Kirchenstaat die entrissenen Gebiete zurückzugeben und einige lästige Bestimmungen im Konkordat zu entfernen? Diese Hoffnungen gingen nicht in Erfüllung. Napoleon war weit entfernt, als er nach der Errich-

tung des erblichen Kaisertums die Cisalpinische Republik in das Königreich Italien umwandelte, die Legationen, die zu den schönsten Provinzen der neuen monarchischen Schöpfung gehörten, davon loszureißen. Der Papst sollte nur der Kaiserkrönung mehr Glanz verleihen, die Kirche Polizeidienste im Interesse des Absolutismus verrichten. Dabei aber fürchtete Napoleon doch, die Nation möchte es als eine Verletzung ihrer vollen Unabhängigkeit, als eine Minderung ihrer souveränen Machtfülle ansehen, wenn der Papst dem alten Herkommen gemäß dem Kaiser die Krone auf das Haupt setze. Das neue Herrscheramt sollte nicht den mystischen Ursprung „von Gottes Gnaden", sondern den Willen des Volks als Fundament haben; wenn es auch in den Augen der katholischen Welt nur an Ansehen gewinnen konnte, indem es unter den Schutz des päpstlichen Heiligenscheins gestellt ward. „Die höchste Gewalt, die auf dem neuen Boden aufgewachsen, wollte auch das oberste Abzeichen ihrer Macht nur sich selbst verdanken." Darum wurde auch der Papst, als er sich zu der Reise nach Frankreich entschloß, nicht mit der seiner hohen Würde entsprechenden Feierlichkeit empfangen. Napoleon reiste demselben bis Fontainebleau entgegen; aber in der Besorgnis, seinem Gast zu viel Ehre zu erweisen, wollte er das erste Zusammentreffen als ein Werk des Zufalls erscheinen lassen; daher stellte er sich dem Papst auf einem abgelegenen Waldweg im Jagdkleid vor, umgeben von Mamelucken und einer Meute von fünfzig Hunden. Nach einer Umarmung bestiegen beide den Wagen, wo Napoleon sich auf die rechte Seite setzte. Die ganze Krönungsfeier war eine Reihe von kleinen Demütigungen für das Oberhaupt der Kirche. Alles was Pius VII. für seine Willfährigkeit erlangte, war die Unterwerfung der konstitutionellen Bischöfe unter die pontifikale Suprematie, indem sie eine der Kurie genügende Erklärung abgaben. Doch hatte der Papst die Genugthuung, „daß ihm das revolutionierte Frankreich allenthalben ein Volk auf den Knien zeigte".

5. Das Napoleonische Kaisertum.

Die Verschwörungen mit der dadurch hervorgerufenen Aufregung und Beängstigung der Gemüter wurden von Bonaparte zur Ausführung seines längst in schweigsamer Brust gehegten Planes der Errichtung einer Erbmonarchie benutzt. Die Ergebenheitsadressen, Glückwünsche und Bittgesuche, die nach dem gescheiterten Komplott und der durch die Vorsehung abgewendeten Gefahr auf Anregung der Präfekten und einer wohldienerischen Beamtenhierarchie von allen Körperschaften, Verwaltungsbehörden und Gemeinderäten in Szene gesetzt wurden und der Ansicht Ausdruck geben sollten, es sei der allgemeine Wunsch der Nation und des Landes, daß eine stabilere Staatsordnung in Gestalt eines erblichen gallischen Kaisertums geschaffen werden möge, boten dem ersten Konsul einen günstigen Anlaß, den Traum seines Lebens zu verwirklichen. Fouché, der

Vorbereitende Schritte.

den heißen Wunsch Napoleons erriet und sich durch Förderung von dessen Plänen in höhere Gunst bringen wollte, war besonders bemüht, den Senat zu einem entgegenkommenden Schritt in diesem Sinn zu bewegen. Diese angesehene Körperschaft sollte die Anregung geben und in einer Adresse das Verlangen stellen, der Erste Konsul möge, um allen künftigen Umsturzversuchen einen unüberwindlichen Damm entgegenzuwerfen, durch Wiederherstellung des Thrones und Übertragung der höchsten Staatsgewalt an die Familie Bonaparte mit erblichem Nachfolgerecht den Institutionen Frankreichs einen festern Grund geben. Bonaparte erklärte nach einiger Überlegung, er sei bereit die von dem Senat beantragte neue Ära im Staatsleben Frankreichs zu begründen und wolle zu dem Zweck die Willensmeinung der Nation erforschen. Ganz Frankreich widerhallte jetzt von Beteuerungen der Ergebenheit und von dem Verlangen nach dem Kaisertum. Von den Gemeinden, von den Beamten, von der Armee lief eine Flut von Adressen in diesem Sinn in den Tuilerien ein. Es waren nicht bloß die Ehrgeizigen und Streber, die Höflinge und Stellenjäger, die sich zu den Zustimmungsadressen drängten, die ganze Nation schwelgte in einem Rausch von Ergebenheit. „In den Augen der Menge," bemerkt Lanfrey, „war die Revolution gleichbedeutend mit dem Besitz der Nationalgüter, mit der Beförderung in der Armee, mit der Möglichkeit zu allen Staatsämtern zu gelangen und mit der Abschaffung der Adelsvorrechte. Alle diese Errungenschaften wurden ihr von Bonaparte zugesichert." Auch die auswärtigen Mächte gaben die vertrauliche Erklärung, daß sie bereit seien, die neue imperatorische Würde anzuerkennen. Nur Rußland hielt zurück aus Groll über den Ettenheimer Gewaltstreich. In Wien dagegen beschloß man der Bonapartischen Erbmonarchie eine Würde von gleichem Rang in den eignen Landen gegenüberzustellen, da die Oberhauptswürde des heiligen römischen Reichs ein Titel ohne Macht und Bedeutung geworden. Am
1804. 14. August verkündete eine Proklamation, daß Kaiser Franz nach dem Beschluß einer außerordentlichen Staatskonferenz den Titel eines erblichen Kaisers von Österreich annehme.

Napoleon zum Kaiser der Franzosen gewählt.

Nachdem Bonaparte die Überzeugung gewonnen, daß sein Vorhaben auf keinen Widerstand stoßen würde, richtete er am 25. April 1804 ein Schreiben an den Senat, das mit folgenden Worten schloß: „Ich wünschte, daß wir dem französischen Volk am 14. Juli dieses Jahres sagen könnten: es sind heute fünfzehn Jahre verflossen, seit ihr in Begeisterung zu den Waffen gegriffen, Freiheit, Gleichheit und Ruhm errungen habt. Heute sind diese größten Güter der Nationen auf immer befestigt, vor allen Stürmen geschützt und euch und euren Kindern gesichert." Und nun wurde der sorgfältig vorbereitete Plan ins Werk gesetzt. Einzelne Oppositionsstimmen, wie die von Carnot, verhallten unter dem Strom schmeichelnder Verherrlichung. Manchem Lobredner in den gesetzgebenden Versammlungen war die Vergleichung mit Karl dem Großen nicht genügend, „denn dieser verdanke die Hälfte seiner Macht und Größe dem Degen Karl Martells

und Pippins; Bonaparte dagegen verdankt alles sich selbst und darum gefällt er uns und ist uns willkommen". Durch die Betriebsamkeit seiner Anhänger, durch den Wetteifer der ehrgeizigen und servilen Beamten und durch die hochgehende Volksgunst brachte es Napoleon Bonaparte ohne Schwierigkeit dahin, daß die Übertragung der erblichen Kaiserwürde mit dem Recht einer entsprechenden willkürlichen Verfassungsänderung an den Ersten Konsul von dem Tribunat in Vorschlag gebracht, von dem Senat bestätigt und von dem Gesamtvolk 18. Mai 1804.
mittels Listen mit Namensunterschriften gutgeheißen ward. Während noch die Gemüter von den blutigen Hinrichtungen in angstvoller Aufregung befangen waren, wurde Napoleon I. als Kaiser der Franzosen ausgerufen und gegen Ende des Jahres, wie bereits erwähnt, von dem Papst in der Notre-Dame-Kirche feierlich gesalbt. Die Krone setzte er jedoch sich und seiner vor ihm knieenden Gemahlin Josephine selbst aufs Haupt. 2. Dez.

Das neue Kaisertum.

Das glänzende Krönungsfest schien der Schluß der Revolution zu sein, und nun kehrte allmählich vieles Alte, dessen Vertilgung Tausende von Menschenleben gekostet, wieder. Der neue Kaiser umgab seinen Thron mit einem glänzenden Hofstaat, an dem die alten Titel, Orden und Rangstufen unter andrer Form wieder auflebten. Die Würden und Ehrenbenennungen waren zum Teil dem römisch-deutschen Kaiserhof entlehnt. Napoleon selbst blieb zwar stets militärisch einfach, aber die Glieder seiner Familie*) wurden zu Prinzen und Prinzessinnen mit reichen Dotationen erhoben; seine Generale, fast sämtlich aus bürgerlichen Lebenskreisen und aus den Reihen gemeiner Soldaten emporgestiegen, wurden Marschälle; ergebene Diener und Förderer seiner Pläne wurden als Großwürdenträger der Krone oder als Senatoren mit hohen Einkünften an den neuen Kaiserthron geknüpft. Die Begründung eines neuen Lehnsadels mit den alten Titeln von Fürsten, Herzögen, Grafen, Baronen vollendete den jungen Prachtbau eines glänzenden Kaiserhofs. Heimgezogene Royalisten und Republikaner

---

*) **Stammtafel der Familie Bonaparte aus Ajaccio auf Corsica.**

Carlo Bonaparte ‿ Lätitia, geb. Ramolini († 1836 zu Rom).

1. Joseph Bonaparte, Graf von Survilliers, † 1844.
2. Napoleon B., (I.) — Napoleon (II.), Herzog von Reichstadt, † 1832.
3. Lucian B., Fürst von Canino, † 1840.
4. Elisa ‿ Bacciochi, † 1820.
5. Ludwig B., Herzog v. St. Leu, † 1846.
6. Pauline ‿ Borghese, † 1825.
7. Karoline ‿ Murat, Gräfin v. Lipona (Napoli), † 1839.
8. Hieronymus B., Herzog v. Montfort, † 1860, als Gouverneur des Invaliden-Hotels in Paris.

Napoleon Bonaparte ‿ Josephine Beauharnais (geb. Tascher de la Pagerie),

- Eugen, Herzog v. Leuchtenberg, † 1824.
- Hortense ‿ mit Ludwig Bonap. Herzog von St.-Leu, † 1837.
  - Ludwig Napoleon (III.) (von 1848—1852 Präsident der Französischen Republik, seit dem 2. Dez. 1852 Kaiser der Franzosen), † 9. Jan. 1873 in London.

drängten sich um die Wette in den Kaiserpalast, der bald an Glanz nicht nur den frühern Hof von Versailles, sondern alle Fürstenhöfe überstrahlte. Der ehemalige „Königsmörder“ Cambacérès begrüßte den neuen Erbherrn zuerst mit dem Titel „Majestät“. Hochbesoldete Hofbeamte, Schmeichler und Ohrenbläser fanden sich wieder reichlich ein und das Volk vergaß abermals über den Festlichkeiten und dem Gepränge den Verlust seiner Freiheit. Nur Carnot und Lafayette huldigten dem neuen Herrentum nicht und trugen daher weder Würden noch Titel zum Lohne. Die republikanischen Einrichtungen gingen allmählich unter oder erfuhren eine solche Umgestaltung, daß sie den Glanz und die Macht des Imperatorenthrones erhöhten, dem Despotismus als Maske oder Werkzeug dienten. Der alte Kalender wurde wieder eingeführt. Der neue Lehnsadel erhielt nach einiger Zeit das Recht Majorate zu gründen, der Klerus und die Ordensgeistlichkeit griffen wieder in die Erziehung ein, die Presse wurde streng überwacht, die persönliche Freiheit mißachtet, die politische Thätigkeit des Volks und das Wahlrecht der Bürger immer mehr beschränkt. Jeder Widerspruch war dem Herrscher unerträglich; er bedurfte des einheitlichen Machtgebrauchs und duldete nicht, daß ständische Körperschaften über die Mittel der höchsten Gewalt verfügten. Darum beschränkte er fort und fort den gesetzgebenden Körper, insbesondere die schon im Jahr 1802 auf fünfzig Mitglieder herabgesetzten Tribunen, verbot dann die allgemeinen Beratungen und hob zuletzt das ganze Institut des Tribunats auf. Fortan galt nur Gehorsam; und Frankreich stand unter einer Zwingherrschaft, die gewaltiger war als die des alten Königtums. Aber dieser Zwingherr war ein großer Mann, darum beugte sich die französische Nation willig unter einen Gebieter, der ihr den Fortbesitz aller Errungenschaften der Revolution zusicherte. „In den Ideen und Thatsachen der französischen Umwälzung erwachsen, rein gehalten von ihren Verbrechen, begabt mit der Geistesstärke, ihre Wahrheiten wie ihre Verirrungen zu erkennen, war er in Zeiten innerer und äußerer Zerrüttung der Retter Frankreichs geworden und schien berufen, der Sammler der großen Ernte des Jahrhunderts, der Wohlthäter Europas, der Begründer einer neuen Ordnung der Zukunft zu werden.“ Gleichheit vor dem Gesetz, gleiche Besteuerung und Eigentumsrecht der Bauern an dem Grund und Boden machte den Druck erträglicher. Wohl war das Konskriptionsgesetz, das während der blutigen Kriege immer mehr verschärft und ausgedehnt wurde, eine schwere Zuchtrute und die Steuern aller Art eine große Last, aber dennoch mehrte sich die Bevölkerung und der Wohlstand, weil der gemeine Mann ein Eigentum besaß und das Gefühl persönlicher Freiheit und Sicherheit ihn zur Thätigkeit anspornte. Wohl war die drückende Kontinentalsperre, wodurch der englische Handel vernichtet werden sollte, eine harte Plage, die das unsittliche Gegengift eines großartigen Schleichhandels nach sich zog; aber im Innern des mächtigen Kaisertums blühte der Handel ohne hemmende Schranken und an Geld war Überfluß. Die Industrie schritt mit Riesenschritten voran, bürgerliche Künste nahmen einen ge-

waltigen Aufschwung, Gewerbschulen bildeten Handwerker, die bei dem allgemeinen Wohlstand vorankamen und wohlhabend wurden. Die praktischen Wissenschaften fanden Schutz und Beförderung und erreichten eine hohe Blüte, selbst Poesie, namentlich dramatische Kunst ermangelte nicht der Aufmunterung. Der Kaiser setzte für hervorragende Leistungen in Kunst, Wissenschaft und Litteratur hohe Preise aus, die alle zehn Jahre zur Verteilung kommen sollten und zwar durch ihn selbst am Jahrestag des 18. Brumaire. Dadurch hoffte er „Befruchter der Geister, Schöpfer von Ideen, eine Art Kaiser im Reich der Gedanken zu werden". Großartige Straßen, wie die über den Simplon, den Mont Cenis, den Mont Genevre, Kanäle und Verbindungswege zu Wasser, Brücken und Anlagen aller Art sind noch heutzutage sprechende Denkmale der rastlosen Thätigkeit dieses merkwürdigen Mannes. In Paris erhoben sich glänzende Paläste, majestätische Brücken und herrliche Straßen; im Louvre war alles vereinigt, was die Kunst irgendwo Großes und Herrliches geschaffen hatte; die französische Hauptstadt prangte in nie gesehener Pracht. Der Ruhm, der von dem Kaiser der Nation verliehen wurde, machte dieser jedes Joch leicht; sie vergaß, daß unter dem Geräusch der Waffen und unter dem Schall der Trompeten die Sprache der Freiheit verhallte, und daß der hochtrabende Ton der Schlachtberichte (Bülletins) wie die Prunkreden des Senats und des gesetzgebenden Körpers Wahrheit und Aufrichtigkeit vertilgten. Die Zöglinge und Erben der Demokratie überboten sich in Schmeicheleien und Weihrauch der Verehrung; der „große" Napoleon genügte nicht mehr, es ward ein „heiliger" Napoleon erfunden, in dessen Kultus zugleich die Wiederherstellung der Religion und die Geburt des Kaisers vereinigt war.

III. Die Jahre der Napoleonischen Weltherrschaft.

Litteratur. Zu den schon früher, zuletzt XIV, S. 1 angeführten Werken kommen für den folgenden Abschnitt noch in Betracht: 1. Für Deutschland und Österreich: Außer den bekannten Werken von Häusser, Schlosser, Wachsmuth, Thiers, A. Springer, Gesch. Österr. seit dem Wiener Frieden. (In Staatengesch. der neuesten Zeit.) Leipz. 1863; Philippson, Gesch. des preuß. Staatswesens vom Tode Friedr. d. Gr. bis zu den Freiheitskriegen, 2. Bde. Leipz. 1880. 1882; Rüstow, Der Krieg von 1805, Frauenf. 1853; Ed. von Höpfner, Der Krieg von 1806 u. 1807. Berl. 1850 f. 4 Bde.; Dechend, Beitr. zur Gesch. des Feldzugs von 1806, Berl. 1887; G. H. Pertz, Das Leben des Ministers Freih. vom Stein. Berl. 1849 ff., 6 Bde., auch im Auszug, 2 Bde., Berl. 1856, sowie Denkschriften des Freih. v. Stein, herausg. v. Pertz, Berl. 1849; E. Meier, Die Reform der Verwaltungsorganisation unter Stein und Hardenberg, Leipzig 1881; Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg, herausg. v. Leop. v. Ranke. Leipz. 1876. 1877. 5 Bde., nebst Biographie; Aus den Papieren des Ministers Th. v. Schön, herausg. von seinem Sohn, 5. Bde., Berlin 1875 ff.; Max Lehmann, Knesebeck und Schön, Leipz. 1875, und Stein, Scharnhorst und Schön, Leipzig 1877; Klose, Leben Karl Aug. Fürst v. Hardenberg, Halle

1851; v. Beaulieu-Marconnay, Karl v. Dalberg und seine Zeit, 2 Bände, Weimar 1879. — Die bekannten Biographien der Feldherren der Befreiungskriege: Scharnhorst (v. Klippel und neuerdings, Leipz. 1886, 1887 v. Max Lehmann), Gneisenau (v. Pertz, fortges. v. H. Delbrück), Clausewitz (v. Karl Schwartz), York (v. Droysen); Scherbening, Gesch. der Reorganis. der preuß. Armee. Sammlungen wertvoller Aktenstücke haben in den Publikationen der preuß. Staatsarchive Bailleu, Preußen und Frankreich von 1795—1807, diplomatische Korresp. (Leipzig, 1887), und Hassel, Gesch. der preuß. Politik 1807—1815, herausgegeben; A. Stern, Abhandlungen und Aktenstücke zur Gesch. der preuß. Reformzeit 1807—1815, Leipz. 1886; M. Duncker, Aus der Zeit Friedr. d. Gr. und Friedr. Wilh. III., Leipzig 1876. — Die Denkwürdigkeiten und Tagebücher von Schladen, Henckel von Donnersmark, Wolzogen, Plotho, Rühle v. Lilienstern, v. Gagern u. a.; Briefwechsel der Königin Katharina und des Königs Jerome von Westf. mit König Friedrich von Württemberg, herausg. von Schloßberger, Stuttg. 1888; Manso, Gesch. des preuß. Staats seit dem Hubertusb. Frieden, 1839. 3 Bde.; (v. Stutterheim), Krieg von 1809, Wien 1811; (Hormayr), Das Heer von Inneröstereich im J. 1809 und dessen: Andr. Hofer, Leipzig 1817; A. Beer, Zehn Jahre österr. Politik (1801—1810), Leipzig 1877; Wertheimer, Gesch. Österreichs und Ungarns im 1. Jahrzehnt des 19. Jahrh.; v. Krones, Zur Geschichte Österreichs im Zeitalter der französ. Kriege und der Restauration (1792—1816), Gotha 1887. — 2. Zu Spanien und Italien: Außer Baumgarten, Thiers, Lanfrey, Lafuente, Botta, Coletta: Toreno, Hist. da levantamiento, guerra y revolucion d'España, 1835 ff. u. 1862. Auch in französischer und deutscher Übersetzung. — Die Gesch. des peninsularischen Kriegs von Napier, Southey, Jones u. a. Memoiren von Suchet, Gouvion St.-Cyr u. a. Verschiedene Biographien von Wellington und die Sammlung seiner Depeschen und Schriftstücke (Despatches of field-marshal, the duke of W. Lond. 1833 ff. 12 voll.) u. a. W.; Ranke, Kard. Consalvi in Hist. biogr. Studien, Leipz. 1878; v. Helfert, Marie Louise, Erzh. v. Österr., Kaiserin der Franzosen. Wien 1873 und Königin Karoline von Neapel und Sizilien, Wien 1878; Die Korrespondenz der Kaiserin ist neuerdings herausgegeben worden: Correspondance de Marie Louise. Vienne 1887. — 3. Zu Rußland: Außer dem schon mehrfach angeführten Werk von Th. v. Bernhardi: das bekannte Buch von Ségur, Hist. de Nap. et de la gr. armée. Par. 1825, 2 Bde., und des kaiserl. Ordonnanzoffiziers Gourgod, Examen critique hierzu, auch Deutsch. Die Gesch. des russ. Feldzugs von Chambray, Boutourlin, Bogdanowitsch; eine Reihe von Memoiren (Denkw. von Michailowsky-Danielefsky, Labaume, Loßberg, Röder u. a.); Beitzke, Gesch. des russischen Kriegs im J. 1812, Berlin 1862. 2. Aufl. u. a. W.

I. Das imperatorische Frankreich als europäische Vormacht.

1. Das Napoleonische Kaisertum in Frankreich und in den Nachbarstaaten.

Lage und Aussichten. Der Bericht über die Lage des Reichs, mit dem die Sitzung des gesetzgebenden Körpers bald nach der Kaiserkrönung in Anwesenheit Napoleons mit 27. Dez. 1804. ungewöhnlichem Gepränge eröffnet ward, entrollte ein glänzendes Bild von dem Aufschwung und der nationalen Wohlfahrt im Innern, von der politischen Machtstellung und Suprematie des Kaisertums nach außen in der gesamten europäischen Welt. Das Gemälde war nicht ganz unwahr, wie sehr auch immer die Schatten und Schäden durch die glänzenden Lichtseiten künstlich verdeckt

und verdrängt sein mochten. Allenthalben waren jene Hebel und Anstalten des materiellen Wohles, des industriellen und merkantilen Aufschwunges, des wirtschaftlichen, künstlerischen und geistigen Lebens, die wir oben angedeutet, ins Dasein getreten oder im Werden begriffen; und im Ausland blickte man mit Staunen und Verwunderung, aber auch mit sorglicher Unruhe und Furcht auf die Entwickelung einer Herrschermacht, die so rücksichtslos und gebieterisch auftrat und ihre Begrenzung nur im eignen Wollen und in egoistischen Zwecken zu finden schien. Aus den flüchtigen Andeutungen, daß die italienische Republik gleich der französischen eine endgültige Organisation verlange, daß Holland sich nach Befreiung von seiner oligarchischen Herrschaft sehne und ebenfalls eine feste patriotische und erleuchtete Regierung begehre, war deutlich zu erraten, daß in beiden Staaten Umwandlungen der Verfassung im Sinn des monarchischen Systems zu erwarten ständen, wie sie früher nach dem Vorbild des konsularischen Frankreich eingerichtet worden; die Bemerkung über Rußland, „der Geist der großen Katharina werde über Alexander wachen; der Kaiser werde sich erinnern, daß für ihn die Freundschaft Frankreichs ein notwendiges Gegengewicht in der Wagschale Europas bilde und daß er aus so weiter Entfernung die Ruhe des französischen Reichs nicht zu gefährden und zu erschüttern vermöge", klang wie eine warnende Drohung. Und mußte nicht die herausfordernde Haltung, welche Napoleon von Hannover aus gegen den ganzen Norden einnahm, in Petersburg Bedenken erregen? Es ist uns bekannt, wie sehr der Blutakt in dem Festungsgraben von Vincennes den russischen Kaiser wider Napoleon aufgebracht und erbittert hatte. Durch die eigenmächtigen Eingriffe des französischen Machthabers in die Nachbarstaaten wurde das Bündnis vollends gelockert. Die Annäherung des Zaren an England, Österreich und Preußen ließ eine neue Koalition der europäischen Hauptmächte in Bälde erwarten.

Wir wissen, welchen Eindruck im Anfang des Konsulats die Friedensanträge Bonapartes in seinen Briefen an den König von England und den deutschen Kaiser in Frankreich hervorgerufen, wie sehr sie die ganze Nation für den neuen Herrscher in Begeisterung gesetzt hatten. Ein ähnliches Schaustück wurde auch nach der Kaiserkrönung zur Aufführung gebracht. Denn bei den großen Opfern, welche ein neuer Krieg dem Land auferlegte, mußte dem Herrscher viel daran gelegen sein, in den Augen der Welt als ein Mann zu erscheinen, der stets bereit sei, Frieden zu schließen, der kein andres Ziel habe, als das Glück und die Wohlfahrt des Zeitalters zu fördern, und der nur durch die feindselige Gesinnung der andern Souveräne gezwungen werde, zur Selbstverteidigung und zur Behauptung der mühsam errungenen Früchte das Schwert zu ergreifen. In diesem Sinn richtete Napoleon abermals ein Schreiben an den König von England, den einzigen Monarchen, der damals mit Frankreich im Krieg lag, und beschwor ihn, der Welt den Frieden zu geben: „es sei an der Zeit, die Leidenschaften zu besiegen und nur der Vernunft, dem Gefühl der

Friedensanträge an England.

2. Jan. 1805.

Humanität Gehör zu schenken; für ihn selbst sei es eine heilige Herzenspflicht, diesen Wunsch auszusprechen". Napoleon hatte durch Spielen mit Worten und täuschenden Phrasen so manche Erfolge errungen; sollte er diese erprobte Komödie nicht wieder in Szene setzen? Allein die Zeiten hatten sich geändert. Wie sehr immer die Mitglieder der gesetzgebenden Organe als „getreue Unterthanen" ihre Ergebenheit vor den Stufen des Thrones kund gaben, wie sehr die öffentlichen Blätter, die durch eine strenge Zensur und Polizeiaufsicht eingeschränkt und verpflichtet waren, „jede unangenehme oder für Frankreich ungünstige Nachricht in Quarantäne zu halten", überflossen von Verherrlichung und Lobpreisung des Staatsoberhauptes und seiner Regierung, so fing doch in Frankreich selbst die patriotische Begeisterung an in ruhigere Bahnen einzulenken, und im Ausland machten die hochtönenden Worte des neuen Imperators, die mit seinen Thaten im schreiendsten Widerspruch standen, geringen Eindruck. Pitt, der damals wieder an der Spitze des englischen Kabinetts stand, lehnte die Friedensanträge des Kaisers ebenso entschieden ab, wie vor vier Jahren die des Ersten Konsuls. Er war von der Überzeugung durchdrungen, daß für England und Europa keine Ruhe bestehen könne, solange die alle historischen Rechte und alle Staatsordnung gefährdenden Ideen der Revolution in Frankreich Geltung hätten und von einem despotischen allezeit schlagfertigen Soldatenkaiser aufrecht erhalten würden.

Eingriffe in die Nachbarstaaten. Und wahrlich, die Wege, welche Napoleon nach der Errichtung des Imperiums zur Befestigung der Herrschaft Frankreichs in den Nachbarstaaten und zur Erweiterung seiner Macht und Hegemonie in Europa einschlug, waren nicht danach angethan, den Glauben an seine Friedensliebe, an seine uneigennützige Fürsorge für die Wohlfahrt und das Gedeihen der Völker zu beleben, seinen Versicherungen Vertrauen zu erwecken, daß das französische Kaiserreich keine Gebietsvergrößerung begehre, daß die Staaten, die durch Frankreichs Beihilfe sich selbst ihr öffentliches Leben geschaffen, es nach eigner Selbstbestimmung eingerichtet hätten und im gesetzlichen Gang hielten, frei und unabhängig handelten. Es ist uns bekannt, wie sehr die Helvetische Republik durch die Vermittelungsakte in das Machtbereich des westlichen Nachbarlandes gezogen war. Noch enger wurden die Bande mit Holland und mit Italien geknüpft.

1. Die Batavische Republik. März 1805. Wenige Monate nach der Kaiserkrönung erfuhr die Batavische Republik eine Umgestaltung. Auf Grund einer neuen Verfassungsform, die angeblich aus einer Volksabstimmung hervorgegangen, wobei aber nur ein kleiner Bruchteil der Bevölkerung sich beteiligt hatte, trat Schimmelpennink als Großpensionarius an die Spitze des Gemeinwesens, umgeben von einem Schattenbild einer Nationalrepräsentation in einem Rat von „Hochmögenden", der nicht mehr als neunzehn Mitglieder zählte. Schimmelpennink, ein Ehrenmann, der die Liebe und das volle Vertrauen der Holländer besaß, wurde von Napoleon zur Annahme der Würde gedrängt, um den Übergang zu einer monarchischen Staatsform unter einem Glied der Bonapartischen Dynastie vorzubereiten und die gehässige Mission einer Regentschaft zu erfüllen zu einer Zeit, da die Ba-

tavische Republik zu den schwersten Dienstleistungen für den mächtigen Nachbarstaat herangezogen ward und die wichtige Kolonie Surinam an die Engländer verloren gegangen war. Mai 1804.

Vor allem aber sollte die schöne Apenninische Halbinsel an das Schicksal Frankreichs gekettet werden. 2. Italien. a. Cisalpinien. Die **Cisalpinische Republik**, die von dem Ersten Konsul in einen italienischen Freistaat umgeschaffen worden war, erfuhr nunmehr eine neue Umwandlung nach Analogie des monarchischen Frankreich. Das Lyoner Gaukelspiel wurde nach der Kaiserkrönung wiederholt, indem die in Paris anwesenden Mitglieder der italienischen Consulta, der Vizepräsident Melzi an der Spitze, höherm Wink folgend an Napoleon eine Adresse richteten, daß die Italienische Republik in ein Königreich Italien verwandelt werden und der französische Kaiser, wie dermaleinst Karl der Große und seine Nachfolger sich mit der eisernen Krone der Lombarden schmücken möge. Der Imperator erwiderte, er sei stets bestrebt gewesen, die italienische Nation frei und unabhängig zu machen; er wolle ihrem Wunsch willfahren und die lombardische Königskrone annehmen; zur Sicherstellung Italiens müsse dieselbe für jetzt mit der französischen vereinigt bleiben, später solle sie jedoch einem jüngern Haupt aufgesetzt werden und Frankreich und Italien würden getrennte Reiche bilden. Er hatte die Krone zunächst einem seiner Brüder zugedacht, um eine Bonapartische Dynastie zu gründen; als aber sowohl Joseph als Ludwig sich abweisend verhielten, wurde einige Zeit nachher sein Stiefsohn **Eugen Beauharnais** in Stellvertretung des Kaisers als Vizekönig eingesetzt, ein wohlwollender und milder, dabei kriegsverständiger und dem Kaiser überaus ergebener Mann, der sich rasch die Zuneigung der Italiener zu erwerben verstand. Im Frühjahr reiste Napoleon über die Alpen. Nachdem er in Turin mit der ihm eignen Umsicht und rastlosen Thätigkeit das gemeine Wesen geordnet und auf dem Schlachtfeld von Marengo in dem alten Überrock und Tressenhut Heerschau gehalten, 5. Mai 1805. wurde in Mailand mit dem größten Glanz und unter dem endlosen Jubelgeschrei der Bevölkerung die Krönung vollzogen, wobei sich Napoleon wie einst in Paris selbst die 26. Mai. Krone auf das Haupt setzte. Auch bei dieser Gelegenheit hatte der Kaiser die Mitwirkung des Papstes gewünscht, aber Pius VII. lehnte sie ab, weil er damit die drei Legationen aufgegeben hätte, die bei der Stiftung des Königreichs Italien in demselben für immer inbegriffen wurden. Die Freudenergüsse der Italiener über das wiedergewonnene Vaterland, die Huldigungen und Festlichkeiten schienen kein Ende zu nehmen. Die Verfassung wurde nach dem Muster Frankreichs umgebildet. Unter den Großwürdenträgern des neuen Reichs befand sich Melzi als Kanzler und Siegelbewahrer der Krone.

Bald nach der Krönungsfeier empfing Napoleon den Dogen der **Ligurischen** b. Genua. **Republik** nebst einer Deputation von Notablen, welche dem Kaiser den Wunsch nach 4. Juni 1805. Vereinigung Genuas mit Frankreich aussprachen. Auch diesem Begehren willfahrte der Imperator. Die alte Seerepublik wurde dem französischen Kaiserreich einverleibt und erhielt, in drei Departements geteilt, die französische Verwaltungs- und Gerichtsorganisation.

Dies alles war nur die Einleitung zu neuen Übergriffen und Einverleibungen. c. Piemont. Seitdem Napoleon die Würde eines Königs von Italien angenommen, war das Verlangen in ihm erwacht, dem Namen eine reale Unterlage zu geben, den Titel zur Wahrheit zu machen. Weit entfernt dem König von Sardinien das Land am Fuß der Alpen zurückzuerstatten, wie er den russischen Zaren glauben gemacht, oder ihm einen kleinen Ersatz in dem Herzogtum Parma mit Piacenza und Guastalla einzuräumen, verband Napoleon **Piemont** unmittelbar mit Frankreich und fügte das ehemalige Besitztum der Farnesen dem neuen mailändischen Staat bei. Juli 1805.

d. Lucca. Wie der Doge von Genua die Einverleibung der Ligurischen Republik vermittelte und dafür zum Präfekten ernannt ward, so erhielten der Gonfaloniere und die Anzianen der aristokratischen Republik **Lucca** die Weisung, um die Aufnahme ihres Gemeinwesens in den französischen Schutzverband nachzusuchen. Napoleon vereinigte die Freistadt mit Piombino und einigen umliegenden Orten zu einem Fürstentum
14. Juli 1805. Lucca und verlieh dasselbe seiner Schwester Elisa und ihrem corsischen Gemahl Pasquale Felice Bacciochi. Nach dem Frieden von Preßburg wurde noch Massa und Carrara hinzugefügt. Die Einwohner hatten alle Ursache mit der neuen Regierung zufrieden zu sein. Elisa, eine Gönnerin der Gelehrten und Dichter, beförderte nicht nur Wissenschaft und Bildung, Litteratur und Unterricht mit freigebiger Hand, auch andre zivilisatorische Arbeiten wurden von ihr unterstützt und aufgemuntert. Die vierjährige Regierung der Bonapartischen Fürstin und ihres Gemahls blieb in Lucca in gutem Andenken. Sie war voll Thätigkeit und guten Willens. Der Code Napoleon wurde eingeführt, die Wohltätigkeitsanstalten und Gefängnisse, das Erziehungswesen der höhern Stände wie die Elementarschulen für das Volk und namentlich die Landgemeinden, Ackerbau und Gewerbe erfreuten sich gleichmäßiger Beachtung und verständiger Umgestaltungen. Besondere Aufmerksamkeit ward dem Straßen- und Wasserbauwesen zu teil; die reizenden Anlagen im Thal der Lima bei den lucchesischen Bädern entstanden damals; die Stadt verdankt dieser Zeit und dieser Regierung unendliche Verschönerungen. Elisa verfocht die Interessen ihres Landes gegen die französischen Anmaßungen und selbst gegen die Machtgebote ihres kaiserlichen Bruders. Vier Jahre später wurde die Fürstin durch höhern Willen nach Toscana berufen. Auch der römische Fürst **Borghese**, mit welchem sich die vorjüngste Schwester Napoleons, die schöne Pauline, nach Leclercs Tod in zweiter Ehe vermählt hatte, erhielt bedeutende Länderstrecken.

e. Neapel. Und schon ließ sich erkennen, daß der französische Kaiser seine Herrschergelüste nicht auf das obere und mittlere Italien beschränken werde, daß er die ganze Halbinsel in seine Machtsphäre zu ziehen beabsichtige, teils durch Einverleibung in Frankreich, teils durch Gründung Bonapartischer Vasallenstaaten. Je mehr der Ausbruch eines neuen Koalitionskriegs in Aussicht trat, desto mehr war Napoleon beflissen sich gegen die beiden noch selbständigen Staaten, das österreichische **Venetien** und das Königreich **Neapel** sicherzustellen. Die ausgedehnten Rüstungen der Österreicher in ihren Besitzungen am Adriatischen Meer gaben Veranlassung zu einer politischen Korrespondenz, die als Vorläufer neuer Kämpfe betrachtet werden konnte und dem französischen Machthaber Gelegenheit bot, seine Streitkräfte, die dem Oberbefehl des kriegstüchtigen Feldherrn Massena unterstellt waren, zu verstärken; und Napoleons Haltung gegenüber Neapel war der Art, daß es nur eines Hauches bedurfte, um die Bourbonsche Monarchie zu vernichten. Ohne auf die Protestation des Papstes und dessen Berufung auf die Neutralität des Kirchenstaats zu achten, blieben Ankona und das östliche Küstenland von französischen Truppen besetzt, und die Beschuldigungen, Drohungen, Forderungen, die Napoleon fort und fort an den Hof von Neapel richtete, gaben Zeugnis von seinem tiefen Mißtrauen gegen die Königin Karoline und ihren Gemahl. Durch eine aufrichtige Neutralität, wie sie der Berliner Hof damals einhielt, hätte das Königreich beider Sizilien seine Existenz noch längere Zeit sichern können; denn es lag nicht im Interesse Napoleons, die Zahl seiner Feinde zu mehren; allein je schwerer die französische Gewaltherrschaft auf dem Land lastete und je unerträglicher die Machtgebote des Imperators der habsburgisch-bourbonischen Königin waren, desto eifriger handhabte sie die Waffen der Ränke und Intrigen, um die fremden Kabinette zum Krieg aufzustacheln. Dem französischen Kaiser blieb das ruhelose Treiben Karolinens nicht

verborgen, in einer Anrede an den neapolitanischen Gesandten gab er seinem Zorn in einer Weise Ausdruck, welche die feindseligen Pläne seiner Seele verriet. „Melden Sie Ihrer Gebieterin,“ herrschte er den erschrockenen Diplomaten an, „daß ich ihre Kabalen wohl kenne, daß, wenn sie noch ferner zum Krieg treibt, ich ihr und ihrem Haus nicht soviel Land lassen werde, als zu einem Grab für sie nötig ist. Ihre Kinder werden hilfeflehend in Europa umherirren und ihrem Gedächtnis fluchen.“ Das Einlenken in freundliche und höfliche Worte vermochte den Eindruck der Drohung nicht zu verwischen. Karoline war fortan entschlossen, dem im Entstehen begriffenen europäischen Kriegsbund beizutreten und lieber alles aufs Spiel zu setzen, als die Verpflichtungen einzugehen, die ihr Napoleon aufdrängen wollte und die das Schicksal ihres Landes und der Dynastie gänzlich in dessen Hände gegeben hätten. Allein der Hof von Neapel schlug einen Weg ein, der notwendig zum Verderben führen mußte. Um den General St.-Cyr, der den Auftrag hatte, die Engländer und Russen von Neapel fernzuhalten, am Einmarsch in das Königreich zu hindern, schloß man mit Frankreich einen Neutralitätsvertrag ab und unterhandelte zu gleicher Zeit in Wien über den Anschluß an die kriegführenden Bundesmächte. Und diese zweideutige Handlungsweise, bemerkt Coletta, wollte man für Regierungsweisheit und tiefe Politik ausgeben.

2. Jan. 1805.

26. Okt. 1805.

Wirkungen.

Wie eigenmächtig und gewaltthätig immer die Umgestaltungen des französischen Machthabers in Italien ins Leben traten, im Vergleich mit den alten Zuständen der Halbinsel waren die neuen Einrichtungen, die Einführung des Napoleonischen Rechtsbuches und Gerichtswesens, des französischen Verwaltungssystems, der Militärorganisation, der konstitutionellen Staatsformen u. a. ein wesentlicher Fortschritt zu freiheitlicher Entwickelung. Und wenn man es rügen will, daß das Vorgeben, die Umgestaltungen seien das Resultat der Wünsche und freien Entschließungen der Nation gewesen, seien unmittelbar aus dem Herzen des Volks selbst hervorgegangen, nur Schein und Maske war, daß ein mächtiger Wille die Reformen aufdrängte, die Organisationen erzwang und das französische Interesse ganz in den Vordergrund stellte, so muß dabei auch in Erwägung gezogen werden, daß die Servilität und Dienstbeflissenheit des Volks und seiner Wortführer die Selbstüberhebung und Eigensucht in der Brust des Machthabers weckte und stärkte, die Willkür, das autokratische Gebahren herausforderte und erleichterte; daß ein Herrscher, der die Ersten der Nation in demütiger Unterwürfigkeit vor sich im Staube kriechen sah, vor den Doktrinen von Selbstbestimmung und freiem Willen keine große Achtung haben konnte. Der Despotismus von oben setzt stets einen knechtischen Geist in der Masse voraus.

3. Deutschland.

Wie die italienischen Erfahrungen den gewaltigen Mann auf der Bahn des Ehrgeizes, der Selbstüberhebung, der Herrschsucht immer weiter vorantrieben, so waren auch die Eindrücke, die er aus der Begegnung mit den deutschen Fürsten und Völkern schöpfte, der Art, daß sie die Vorstellung in seiner Seele erzeugen mußten, er könne alles wagen und alles erreichen, was seine grenzenlose Herrschgier, sein leidenschaftlicher Drang nach Macht und gebieterischem Einfluß seiner Phantasie vorspiegelte. Es ist erwähnt worden, mit welcher kriechenden Unter-

würfigkeit die Magistrate der flandrischen und brabanter Städte den Ersten Konsul bei seinem fröhlichen Einzug in das belgische Land empfangen haben. Zu einem ähnlichen Triumphzug gestaltete sich die Kaiserreise, die der Imperator im September 1804 nach den Rheinlanden unternahm, um sich auf altfränkischer Erde, an der Wiege deutscher Macht und Herrlichkeit in seiner neuen Würde und Majestät zu zeigen. Die Huldigungen und Schmeicheleien, die ihm in den rheinischen Städten Aachen, Köln, Mainz u. a. O. von Fürsten, von adligen Herren und Staatsmännern, von der ganzen lebhaften beweglichen Bevölkerung der ehemaligen Reichslande entgegengebracht wurden, mußten den Glauben in ihm erwecken, daß sich alles freue, der großen Nation und ihrem gewaltigen Herrscher anzugehören, daß es nur an ihm gelegen sei, über die kleineren Fürsten und Staaten Deutschlands eine schiedsrichterliche Autorität, eine schutzherrliche Stellung mit gebieterischem Machteinfluß zu erlangen wie in Italien. „Mit fühlbarer Absicht ward überall die neue Glorie an die alte geschichtliche Vergangenheit dieser Stätten angekittet und die Stegreifskrone eines glücklichen Soldaten wie die Erneuerung und Fortsetzung karolingischen Kaisertums dargestellt.“ An denselben Stellen, an welchen die glorreichsten Erinnerungen alter deutscher Kaiserherrlichkeit hafteten, feierte der Übermut und die Hoffart des neuen Imperators wie die Niederträchtigkeit und der Knechtssinn der Bevölkerung ihre Orgien. Dem Streben des neuen Kaiserhofs, sich mit den Formen und dem Gepränge karolingischer und byzantinischer Herrlichkeit zu umgeben, kamen die Huldigungen, die demütige Unterwürfigkeit der „Unterthanen“ fördernd entgegen. Der Fürsten- und Diplomatenkongreß zu Mainz, auf dem sich der Kurerzkanzler Karl Theodor von Dalberg durch dienstbeflissene Hingebung vor allen Anwesenden hervorthat, war die verborgene Geburtsstätte des Rheinbundes.

2. Die ersten Regierungsjahre Alexanders I. von Rußland.

a. Reformthätigkeit im Innern.

Alexander und seine Umgebung.

Das Verschieben und Verrücken der europäischen Staatsverhältnisse durch den französischen Imperator, das eigenmächtige Schalten und Walten Napoleons im Süden und Norden, riß den russischen Kaiser Alexander I. aus der politischen Zurückhaltung heraus, die er seit den Friedensverträgen mit England und Frankreich beobachtet hatte, und brachte einen neuen Kriegsbund zur Reife. Die ersten Jahre nach der Palastrevolution, durch welche ein Monarch beseitigt ward, dessen zunehmende Geisteszerrüttung seine Herrschaft unerträglich machte, und ein Fürst auf den Thron erhoben, von dessen mildem Sinn man eine bessere Zukunft erwarten durfte, wendete Alexander den innern Angelegenheiten seines Reichs zu: der Organisation der Regierungsbehörden, der Verbesserung der Verwaltung und Rechtspflege, der Förderung des Handels und der Industrie, der

Kolonisation der Küstenländer am Schwarzen Meer, der Hebung der Volksbildung. Die Männer, die bei der blutigen Katastrophe im Michailowschen Palast ihre Hände im Spiel gehabt, die Panin, Bennigsen, Subow und ihre Genossen wurden allmählich aus den Hof- und Staatsämtern entfernt, die ihnen anfangs gelassen werden mußten, und neue jüngere Männer herangezogen, die mehr nach dem Herzen Alexanders waren und mehr geeignet, in die Bahnen der Aufklärung, des geistigen und politischen Fortschritts, in die Ideen des westlichen Europa einzulenken. So bildete sich ein Kreis von Vertrauten und Günstlingen, mit denen der junge Zar hinter dem Rücken der Minister und Regierungskollegien die öffentlichen Interessen beriet, die einzuführenden Reformen beschloß, sich über Mittel und Wege besprach, das russische Reich an der Hand der modernen Anschauungen und Errungenschaften emporzuheben und in die Reihe der andern Kulturstaaten einzuführen. Die Glieder des „Komitee", wie man den vertrauten Zirkel des Kaisers nannte, waren meistens jüngere Edelleute von hervorragender weltmännischer Bildung, wie Graf Paul Strogonow, Nicolay Nowosilzow und der Pole Adam Georg Czartoryski, ein Sprößling der bekannten fürstlichen Familie, die in den verhängnisvollen Jahren der Teilungen eine so wichtige Stellung eingenommen, ja ihre ehrgeizigen Blicke bis zur polnischen Königskrone erhoben hatte. Neben diesem „Triumvirat", in welchem der mit den Staats- und Gesellschaftsverhältnissen Englands vertraute „Anglomane" Nowosilzow den ersten Rang behauptete, gehörten dem Vertrautenkreis noch an: der Graf Viktor Kotschubey, der in Genf erzogene Neffe des Kanzlers Besborodko, Fürst Alexander Galizyn, ein litterarisch gebildeter, zum Mystizismus hinneigender Abkömmling eines berühmten russischen Magnatengeschlechts, und der uns schon aus Pauls Geschichte bekannte Araktschejew, ein geschmeidiger, schlauer, hinterlistiger Russe, dessen Natur und Charakter sonst dem offenen, strebsamen und ideal angelegten Wesen Alexanders ganz entgegengesetzt war. Er wurde General-Inspektor der gesamten Artillerie und wußte sich in dieser Stellung durch Eifer, Thätigkeit und Ordnungssinn das Zutrauen des Kaisers zu erwerben und zu erhalten. Auch der Schweizer Laharpe, der frühere Erzieher des Großfürsten, der sich nach der Thronbesteigung Alexanders wieder nach Petersburg begeben hatte, erfreute sich des Vertrauens und der Gunst seines ehemaligen Zöglings, sowie mehrere Emigranten, insbesondere der Herzog von Richelieu, der als Gouverneur von Odessa sich die höchsten Verdienste um die Kolonisation der von Katharina eroberten Landstriche am Schwarzen Meer erwarb. Es waren edle und menschenfreundliche Ziele, welche der empfänglichen Seele Alexanders vorschwebten. Der Sohn einer Zeit, „in welcher die Philosophie und namentlich die humanitären Ansichten des achtzehnten Jahrhunderts, selbst mit dem Anstrich der Empfindsamkeit, den ihnen Rousseau gegeben hatte, bestimmend in das Leben einzugreifen begannen", betrachtete er es als die erste Pflicht seines Herrscheramtes, die edlen Güter der Bildung,

der Gesittung, der Freiheit seinem Volk zugänglich zu machen, die Wohlfahrt seines Reichs soviel er vermöchte zu begründen, die russische Nation auf geistigem und materiellem Gebiet dem Fortschritt entgegenzuführen, den die westlichen Kulturstaaten errungen hatten. Nach seiner Auffassung „hatte die Selbstherrschaft nicht mehr ihre eigne Erhaltung zum Zweck; sie wurde wieder dienend, ein Mittel, Zwecke zu fördern, die außerhalb ihrer selbst lagen, die Interessen der Gesamtheit zu wahren und die Fortschritte der Kultur zu vermitteln".

Reformen in der Verwaltung und im Regierungsorganismus. Das neue Regiment gab sich zunächst kund durch Beseitigung der Polizeityrannei sowie der strengen Maßregeln gegen die Presse und alle Hinneigungen zu dem modernen Zeitgeist, der Regierungskünste, welche unter Paul eingeführt worden. Die „geheime Expedition", die furchtbare Polizeibehörde, welche willkürlich über Leben und Freiheit aller Verdächtigen verfügte, wurde abgeschafft, die Opfer derselben, die in Sibirien oder in den Kasematten der Festungen schmachteten, wurden dem Leben und der Gesellschaft zurückgegeben. Die Bücher- und Zeitungszensur wurde gemildert, die Einfuhr fremder Schriften erlaubt, den Druckereien das Recht freier Arbeit zurückgestellt, die strenge Kleiderordnung aufgehoben, das Reisen nach dem Ausland gestattet. Auch in der Behandlung der öffentlichen Geschäfte wurden Veränderungen getroffen. Reichsrat. Ein Reichsrat sollte regelmäßig zusammentreten und unter dem persönlichen Vorsitz Senat. des Kaisers die Regierungsangelegenheiten und Gesetzesentwürfe beraten; dem Senat wurde eine Erweiterung seiner politischen und oberrichterlichen Befugnisse zuerkannt. „Als Wächter des Gesetzes und Hüter der allgemeinen Wohlfahrt sollte er das Recht haben, Vorstellungen gegen alle kaiserlichen Verordnungen und erlassenen Gesetze zu erheben, wenn sie ihm mit den allgemeinen Grundsätzen der Gerechtigkeit im Widerspruch zu stehen oder sonst in irgend einer Weise nicht angemessen zu sein schienen." Noch immer gab es einige Magnaten, die dem Senat die Stellung eines „Bojarenhofes" zu verschaffen, ihm eine Macht zu verleihen wünschten, wie sie der schwedische Reichstag besaß; aber ein solches oligarchisches Nebenregiment, eine Kontrollbehörde aus der Mitte der Adelsgemeinde hervorgegangen, stimmte nicht zu dem autokratischen Cäsarismus, wie er durch Katharina gegründet worden und wie ihn auch Alexander zu behaupten entschlossen war. Es zeigte sich bald, daß der Kaiser die dem Senat zugestandene Autorität nicht zu einer Opposition gegenüber der Regierungsgewalt, sondern nur als ein Recht der Zustimmung, um den kaiserlichen Verordnungen mehr Ansehen zu verleihen, gebraucht wissen wollte. Bei Gelegenheit einer Einsprache wurde diese höchste Reichsbehörde bedeutet, sie habe ihre Meinung nur über die alten, längst bestehenden Gesetze abzugeben und auf deren etwaige Mängel aufmerksam zu machen, nicht aber die neuen Gesetze und Verordnungen zu beurteilen, die der Kaiser zu erlassen geruhe. An einer Konstitution im aristokratischen Sinn fand der selbstherrliche Liberalismus Alexanders kein Gefallen.

Ministerium und geheimes Kabinett. Und um auch gegenüber der Beamtenhierarchie der Krone größere Freiheit und Unabhängigkeit zu verleihen, traf Alexander die Anordnung, daß anstatt der „Kollegien", die bisher die höchsten Behörden in allen Verwaltungszweigen gewesen, an die Spitze der Staatsgeschäfte Minister gestellt wurden, die dem Kaiser persönlich Vortrag halten und verantwortlich sein sollten, eine administrative Reform, welche die Bedeutung des neueingeführten Reichsrats wesentlich verringerte und die des „Komitees" hob. Denn da nur Kotschubey aus dem engern Kreis zum Minister ernannt wurde, so standen die übrigen Vertrauten des Zaren, vorab Adam Czartoryski, welcher die Empfänglichkeit Alexanders für Gemütsregungen und Freundschaftsempfindungen mit

kluger Berechnung im Sinn der polnischen Sache und seiner Familieninteressen zu benutzen verstand, nicht selten in stiller geheimer Opposition gegen die offiziellen Staatsorgane, wodurch die russische Politik mitunter ein doppeltes Angesicht zeigte. Die Mitglieder des Komitees bildeten gleichsam ein geheimes Kabinett, das um so einflußreicher wirkte, als es ein geschlossenes Ganze, eine Art engern Ministerrats war, während die eigentlichen Minister ohne ein oberstes Haupt, nur für ihren besondern Geschäftskreis eintraten. Es ist ein strenges aber zutreffendes Urteil von Gentz, wenn er von der Umgebung Alexanders sagt, daß sie aus wohlmeinenden Philanthropen bestand, die mit einigen Fragmenten wissenschaftlicher Bildung geschmückt, übrigens ohne Kraft, ohne Geist, ohne große Ansichten, ohne Mut und Beharrlichkeit waren.

Zivilisatorische Thätigkeit.

Die edelste und fruchtbarste Seite der Regierung Alexanders war die zivilisatorische Thätigkeit, die er allen Zweigen des innern Volkslebens zuwandte. Wenn Pauls Sorge in erster Linie dem Militärwesen gewidmet war, so richtete der Sohn sein Augenmerk mehr den Künsten des Friedens zu, ohne daß er jedoch den guten Stand des Heeres, wie er es von dem Vater überkommen hatte, vernachlässigt oder die militärische Ausrüstung und Ausbildung seines Reichs aus dem Auge gelassen hätte. Französische Eingewanderte, wie St.-Priest, Langeron, Paulucci u. a., deutsche Offiziere und Generale, die in russische Dienste traten, trugen nicht wenig bei, die moskowitische Armee durch die Kriegserfahrung und Disziplin der westeuropäischen Strategie und Taktik zu vervollkommnen. — Wir haben schon früher des Aufschwunges gedacht, den Industrie, Ackerbau und Handel durch die Kolonisationen in Taurien, in der Krim, in dem ganzen Gebiet zwischen Bug und Dnjestr nahmen. Odessa wurde aus einem ärmlichen Fischerdorf eine blühende Handelsstadt; die tatarischen Ortschaften auf der Taurischen Halbinsel, Eupatoria und Sebastopol sollten das kommerzielle Leben der altgriechischen Zeit zurückrufen; Taganrog, in der Nähe der Donmündung, sollte der Schiffahrt auf dem Asowschen Meer zum Mittelpunkt dienen. Aus Preußen, aus Schwaben und Elsaß, aus allen Gegenden Deutschlands zogen Bauern und Handwerker zu Tausenden in jene weiten Steppenländer zwischen dem Dnjepr und der Landenge von Perekop ein und schufen eine Bodenkultur, die noch heutzutage in den Mennonitendörfern und in andern Niederlassungen um Cherson und in ganz Neurußland sichtbar ist. Der Verheißung seines ersten Manifestes, daß er das ihm von der Vorsehung anvertraute Volk nach dem Sinn und dem Herzen seiner weisen Großmutter regieren wolle, kam Alexander stets mit Eifer und Umsicht nach. Wie bei diesen Kolonisationsarbeiten, so lenkte er auch in andern Dingen in ihre Spuren ein: Er gründete ein Ministerium der „Volksaufklärung“, d. h. des öffentlichen Unterrichts, dem das gesamte Schulwesen von der Universität bis zur Volksschule überwiesen ward. Jedes Gubernium sollte wenigstens in seiner Hauptstadt ein Gymnasium haben, jede Kreisstadt eine höhere, jedes Kirchspiel mindestens eine niedere Schule; die Aufsicht über alle Schulen und Erziehungsanstalten wurde dem Kurator der nächsten Universität zugewiesen. Die Akademie zu Wilna stieg durch Czartoryskis patriotische Thätigkeit zu einer blühenden Hochschule empor. Aus dem Ausland wurden Professoren und Lehrer ins Land gerufen. Und wenn auch bei der großen Unwissenheit des Volks und der Verschiedenartigkeit der Nationalitäten die Früchte ungleich waren und der Erfolg den Erwartungen wenig entsprach, die edle Absicht des Kaisers kann darum nicht verkannt oder unterschätzt werden.

Milderung der Leibeigenschaft.

Daß ein Fürst von so humaner und ideal angelegter Natur wie Alexander auch in dem wichtigsten Teil des russischen Staats- und Gesellschaftslebens, bei den bäuerlichen Zuständen die Reformversuche Katharinas wiederholen, in dem patriarchalischen Verhältnis zwischen Grundherren und Bauern eine Änderung herbeizuführen, die

Bande der Leibeigenschaft zu lösen oder zu lockern suchen würde, ließ sich mit Sicherheit erwarten. „Das Verlangen, diese Verhältnisse aufzuheben, war bei Alexander durch die allgemeinen Humanitätsideen bedingt, in denen er aufgewachsen war, durch die Vorstellung, daß die Sklaverei als ein Rest von Barbarei getilgt werden müsse; es war teilweise Sache des Gefühls, fast der Empfindsamkeit." Aber wie sollte Alexander bei seiner Unkenntnis des wirklichen Lebens eine Aufgabe lösen können, an welcher selbst die willenskräftige Herrscherin Katharina gescheitert war? Dennoch that Alexander Schritte zur Aufhebung der Leibeigenschaft, zur Durchführung einer Maßregel, die er als seine wichtigste Lebensaufgabe ansah. Die Bauern der Krondomänen hatten in manchen Beziehungen eine Ausnahmsstellung: sie gehörten zu dem gefesteten Bauernstand, entrichteten außer den Staatsabgaben der Krone einen bäuerlichen Zins, waren aber von Frondiensten frei, wurden nicht wie so oft die Bauern der Adelsgüter als Hof- und Hausgesinde in die persönlichen Dienste des Herrn gezogen, durften nicht einzeln verkauft werden und erfreuten sich eines Freizügigkeitsrechts, das jedoch an bestimmte Bedingungen geknüpft und so beschränkt war, daß es mehr in der Theorie als in der Wirklichkeit bestand. Der Kaiser und seine Umgebung gefielen sich nun in der Vorstellung, daß die Bauern der Krondomänen nicht Leibeigne seien; weil der Grundherr und der Landesherr hier ein und dieselbe Person war, konnte man ihr Verhältnis allenfalls so auffassen, als wären sie eben Unterthanen des Kaisers, ungefähr wie die freigebornen Kleinbürger der Städte, und lebten nicht eigentlich in Hörigkeits-, sondern in bestimmten Standesverhältnissen. Von diesen Kronländereien waren aber von den bisherigen Herrschern, insbesondere von Katharina, oft große Stücke mit einer Anzahl von „Seelen" ausgestattet an Günstlinge, Staatsmänner, Feldherren verschenkt worden, die Kronbauern waren somit die Leibeignen gewöhnlicher Herren geworden und in ein geringeres Recht getreten. Diesem Mißbrauch suchte Alexander zu steuern, Febr. 1803. indem er ein Gesetz erließ, daß fortan Krondomänen in keiner Weise veräußert, weder verkauft noch verschenkt werden dürften. Diesem Gesetz folgte das Verbot, einzelne Leibeigne in den Zeitungen ohne Land zum Verkauf auszubieten, und im nächsten Jahr eine auf die Vorschläge der Provinziallandtage Esthlands und Livlands erlassene Verfügung, welche die Zinsen und Frondienste der Bauern in den Ostseeprovinzen auf ein gesetzliches Maß und die Strafgewalt der Grundherren auf ziemlich enge Grenzen beschränkte. In diesen Landschaften durften somit Leibeigne nicht anders als durch Verkauf des Ritterguts oder des Dorfes aus einer Botmäßigkeit in die andre übergehen. Und auch im Innern des Reichs wurden Versuche gemacht, das Los der Leibeignen auf den Adelsgütern zu erleichtern oder Mißbräuche abzustellen. Doch entsprach der Vorschlag des Grafen Sergey Rumänzow, daß man den adligen Gutsbesitzern durch ein Gesetz die Befugnis erteile, nicht nur einzelnen Leibeignen oder einzelnen Familien, sondern auch ganzen Dorfschaften die Freiheit zu gewähren unter der Bedingung, daß sie dem bisherigen Erbherrn die zu ihrem Lebensunterhalt notwendigen Äcker und Wiesen abkauften, in seiner Ausführung nicht von fern den hohen Erwartungen, welche Alexander davon hegte: die adligen Herren zeigten wenig Neigung, auf solche Auseinandersetzungen mit ihren Bauern sich einzulassen, und wer wollte ihnen denn wehren, den Preis der Bodenfläche so hoch zu stellen, daß der Bauer ihn nicht zu erschwingen vermochte oder die Person des Leibeignen zugleich mit bezahlt ward? Dagegen wurde einem alten Mißbrauch, der bei den Aushebungen für die Armee oder für die Kolonisation Sibiriens sich eingeschlichen hatte, wirksam gesteuert.

Altrussische Opposition. So wohlwollend die Neuerungen des Kaisers für die Gesamtheit der Nation sein mochten, bei den Altrussen, sowohl in der Geistlichkeit als im Adel, erregten

sie Widerspruch und Unzufriedenheit. Sie schienen der Ausfluß der liberalen philosophischen Ideen des westlichen Europa zu sein, die der Kaiser durch seine Erziehung in sich eingesogen, die aber den Altgläubigen, Priestern wie Laien ein Greuel waren. Alexander verschmähte das scheinheilige Andachtsspiel, durch das sich seine „weise“ Großmutter, die Freundin Voltaires und Diderots, die Gunst der Geistlichkeit und des orthodoxen Volks zu erhalten gewußt; seine Religion gab sich nicht kund in dem Niederwerfen vor den russischen Heiligenbildern, sondern suchte Befriedigung in den Grundsätzen der Humanität, der Moral, später in einer christlichen Mystik, die dem Popentum fremd und unverständlich war. Nicht minder verstimmt und unzufrieden war die altrussische Adelspartei, die noch immer wie zur Zeit Katharinas ihren Hauptsitz in Moskau hatte. Diese altgesinnten Herren, unter denen Graf Rostoptschin einer der angesehensten war, wurden von dem Gedanken verfolgt, „die westeuropäische Aufklärung und Humanität, die man nach Rußland verpflanzen wolle, könne am Ende nicht nur die vaterländische Kirche, sondern alles Angestammte und Vaterländische überhaupt, auch die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse untergraben und sehr unbequem werden“. Wie schalt Rostoptschin auf den wohldienerischen Grafen Rumänzow, daß er an den alten bäuerlichen Verhältnissen rüttelte; wie eiferte und zürnte er über die Versuche, die Einrichtungen der Väter, die Grundpfeiler des altrussischen Großstaats zu erschüttern! Dagegen ehrte und liebte die große Masse des Volks und das gesamte Heer den wohlwollenden, leutseligen, für die Wohlfahrt der Nation unermüdlich besorgten Kaiser Alexander, den Selbstherrscher aller Reußen.

b. Rußland und die europäischen Großmächte.

Wenngleich Alexanders Interesse in den ersten Regierungsjahren hauptsächlich den innern Angelegenheiten seines Reichs zugewendet war, so behielt er doch dabei auch die internationale Politik Europas unverrückt im Auge. Er hatte, wie wir wissen, der Freundschaft Englands große Opfer gebracht: durch die Auflösung des bewaffneten Neutralitätsbundes wurde das angemaßte Seerecht des Inselreichs im vollsten Umfang anerkannt; den Engländern blieb es gestattet, Kauffahrer unter neutraler Flagge, selbst wenn sie von Kriegsschiffen der eignen Nation begleitet waren, auf offener See nach Feindesgut zu durchsuchen und kraft eines wenn auch nur nominellen Blockadezustands alle nach der verfemten Küste bestimmten neutralen Schiffe zu kapern, mochten sie auch kein feindliches Gut an Bord haben. Trotz dieses Entgegenkommens von seiten Rußlands konnte Alexander nicht durchsetzen, daß die britische Regierung nach dem Frieden von Amiens die Insel Malta dem Ritterorden zurückgab; und doch glaubte der Zar es der Ehre seines Vaters schuldig zu sein, dem von demselben angenommenen Großmeistertum wenigstens eine geschichtliche Geltung und

Alexander und die englische Regierung.

Anerkennung zu bewahren. Er selbst ließ sich die Würde nicht übertragen, aber er wollte, daß die Insel den Maltesern unter dem Protektorat des päpstlichen Stuhls zurückgegeben werde und daß Rußland bei der Wahl eines neuen Großmeisters mitwirke. Daß er dieses Verlangen nicht durchsetzte, daß England das Eiland im Mittelmeer nicht abtreten wollte, erzeugte in seinem Innern Mißstimmung gegen das selbstsüchtige Inselvolk. Zur Vergeltung blieben die Ionischen Inseln, welche den Friedensverträgen zufolge als selbständige Republik organisiert und anerkannt werden sollten, von russischen Truppen besetzt.

Stellung zu Frankreich.

Noch in weit höherm Grad fühlte sich Alexander verletzt durch das herrische und eigenmächtige Vorgehen Frankreichs in den europäischen Angelegenheiten. Er war tief beleidigt, daß Napoleon seiner Verwendung für die Rückführung des Königs von Sardinien in dessen Staaten oder für eine anderweitige Entschädigung in Italien kein Gehör gab; daß in der Umgestaltung der territorialen Verhältnisse des Deutschen Reichs die Stimme Rußlands, dem doch alte Garantierechte zur Seite standen, nicht zur Geltung kam; daß der Reichstagsausschuß bei der Auslöschung der politischen Selbständigkeit der geistlichen Fürstentümer, der freien Reichsstädte, der reichsritterschaftlichen Gebiete ganz und gar den Machtgeboten Frankreichs gehorchte und nur da die Wünsche des Zaren Beachtung fanden, wo dieselben mit den Absichten Napoleons zusammentrafen; daß in Italien und in der Schweiz, in Holland, in Hannover, im ganzen nördlichen Deutschland so eigenmächtig geschaltet und gewaltet ward, als ob es keine Großmacht Rußland gebe. Wir wissen, daß in Paris bereits scharfe Worte zwischen dem Ersten Konsul und dem russischen Gesandten Markow gewechselt worden waren. Tauchte doch später die Behauptung auf, der russische Graf, der viel mit den alten Adelsfamilien verkehrte und einst Bonaparte als den zur Person gewordenen Jakobinismus bezeichnete, habe um die royalistische Verschwörung Cadoudals und Pichegrus gewußt und sie befördert. Die von der Pariser Regierung geforderte Abberufung Markows konnte nicht wohl verweigert werden, aber die Rangerhöhung und die Ehrenzeichen, welche von dem russischen Hof dem Grafen bei Gelegenheit seines Abgangs zu Teil wurden, konnten als Beweis gelten, daß man in Petersburg mit seinem Benehmen einverstanden war. Wie sehr alsdann die Katastrophe im Festungsgraben von Vincennes gegen Enghien die schon bestehende Mißstimmung und Entzweiung zwischen beiden Höfen vermehrte, ist bereits erwähnt. Die darüber geführte Korrespondenz mit der verletzenden Anspielung auf den Gleichmut des russischen Hofes gegenüber England bei der Ermordung Pauls und mit den „absurden Verleumdungen" der englischen Nation in der Petersburger Antwort war ganz geeignet, Öl in die Flamme zu gießen.

Annäherung an Preußen u. Österreich.

Alexander scheint anfangs den Gedanken gehegt zu haben, mit Preußen und Österreich sich zu vereinigen, um der Übermacht der Westmächte, insonderheit Frankreichs ein Gegengewicht zu bieten. Ein Briefwechsel mit dem König

von Preußen war die Einleitung zu einer persönlichen Zusammenkunft beider Monarchen in Memel, welche den Grund zu der enthusiastischen Freundschaft legte, die seitdem zwischen Friedrich Wilhelm III. und Alexander bestand. Diese Freundschaft vermochte selbst der Einfluß Czartoryskis, der darin ein Hindernis für die Wiederherstellung Polens, seiner Lieblingsidee, erblickte, nicht zu erschüttern. Aber zu politischen Bündnissen kam es damals weder in Berlin noch in Wien. Wie sehr immer in dem Donaureich Mißtrauen und feindselige Stimmung in aller Herzen kochte, die Regierung hatte doch nicht den Mut, sich zu einem kräftigen Entschluß zu ermannen, und trug kein Verlangen zu gunsten Norddeutschlands aus dem Friedenszustand herauszutreten, dessen Österreich so sehr zu seiner eignen Kräftigung bedurfte, und Preußens Staatskunst hatte sich in eine kleinmütige Neutralität verirrt, welche der Minister Haugwitz für den Triumph politischer Feinheit hielt. So mußte denn Rußland allein und selbständig Stellung nehmen. Juni 1802.

Es entsprach ganz dem Charakter Alexanders, wenn er in dem bevorstehenden Weltkampf zwischen Großbritannien und Frankreich die Rolle eines Schiedsrichters oder eines Vermittlers anstrebte. Napoleon ging scheinbar darauf ein. Wie wenig Erfolg er auch von dem utopischen Plan erwarten mochte in einem Augenblick, da das Schwert bereits gezogen war und Talleyrand den von England geforderten Handelsvertrag und Zolltarif als ein „heimtückisches Attentat gegen den Wohlstand und die Selbständigkeit Frankreichs" erklärt hatte: es konnte dem französischen Kaiser nur vorteilhaft sein, wenn in den Augen der Welt nicht er, sondern Pitt als der Urheber des Kriegs erschien und wenn es ihm gelang, den russischen Selbstherrscher wenigstens in so weit für sich zu gewinnen, daß Rußland wie zur Zeit Katharinas den europäischen Welthändeln fern blieb und sich gleich der preußischen Regierung jeder Einmischung in die Kriegspolitik der Westmächte enthielt. Allein der Bruch zwischen Petersburg und Paris war schon zu weit vorgeschritten, als daß eine Verständigung oder Ausgleichung noch möglich gewesen wäre. Obwohl die altrussische und streng aristokratische Partei einem französisch-russischen Bündnis, aus dem die slawische Rasse und das Zarenreich mehr Vorteile ziehen könnten als aus einer Allianz mit den angrenzenden Staaten und mit dem eigensüchtigen England, das Wort redete, so wurden dennoch Einleitungen zu einem Bund mit Großbritannien getroffen. Ein europäisches Schiedsrichteramt.

Im September 1804 sandte Alexander seinen Vertrauten Nowosilzow nach London. In den Instruktionen, die er mitbrachte, ließen sich die Humanitätsideen erkennen, von denen der russische Kaiser und die jungen Freunde in dessen Umgebung erfüllt waren. Der Gedanke eines europäischen Schiedsrichteramtes hatte in der Seele Alexanders gezündet. Nach den Instruktionen Nowosilzows sollte der neue Kriegsbund zum Zweck haben, nicht allein die Übergriffe Frankreichs zurückzuweisen, sondern das Glück und die Wiedergeburt der euro- Nowosilzow und Pitt.

päischen Nationen durch eine gerechtere Verteilung der Ländergebiete, durch Beseitigung bestehender Mißbräuche und durch Feststellung eines geheiligten Völkerrechts zu sichern. Man müsse den Wahn zerstören, als ob die Franzosen für die Freiheit und die Wohlfahrt der Völker in den Kampf zögen, indem man den unterjochten Staaten zu ihrer Unabhängigkeit verhelfe und ihnen dann anheimstelle, sich eine Verfassung nach eigner Wahl zu geben und die öffentlichen Dinge selbständig gemäß ihrer Volksnatur und dem Charakter des Landes zu ordnen. Auch die Grenzlinien sollten mit Rücksicht auf Bodenbeschaffenheit und Nationalität festgesetzt werden. Es sei notwendig, daß jeder Staat aus bluts- und sprachverwandten Volksstämmen gebildet werde, und daß „die geheiligten Rechte der Menschheit" die Grundlage der neuen Einrichtungen darstellten. Sei die Ordnung der öffentlichen Dinge durch die gemeinsamen Anstrengungen der Verbündeten hergestellt, „so sollten sich alle europäischen Staaten zu einem das Ganze umfassenden Bund vereinigen. Die Satzungen des internationalen Völkerrechts sollten, in bestimmtester Fassung zusammengestellt, für alle Regierungen Gesetzeskraft erhalten und der gesamte Bund verpflichtet sein, nötigenfalls seine Waffen gegen denjenigen Staat zu wenden, der etwa diese Gesetze verletzen wollte". Wer erkennt nicht darin die Keime der spätern „heiligen Allianz", die Phantasiegebilde eines Fürsten, der, indem er sich zum Schirmvogt philanthropischer und humanitärer Staatsideen und zum Haupt des Liberalismus aufwarf, zugleich die Ausdehnung der eignen Herrschaft über die nahestehenden Stämme auf Grund der Rassenverwandtschaft in der Tiefe seiner Seele verbarg? Der Plan enthielt in bezug auf eine Wiederherstellung Polens in den alten Grenzen bedenkliche Hintergedanken, deren Urheber Czartoryski gewesen war, wie in der Folge Frau von Krüdener eine mystisch-religiöse Hülle hinzufügte. Pitt hörte die Darlegung der „diplomatischen Idylle", die der Entwurf einer Vermittelungs-Allianz sein sollte, gelassen an, machte aber dann dem jungen Gesandten bemerklich, es möchte zweckmäßig sein, „die Glückseligkeit des Menschengeschlechts vorläufig noch zu vertagen" und sich zunächst an das Notwendige und Mögliche zu halten. In Beziehung auf Frankreich meinte er, um den Frieden Europas zu sichern, genüge es nicht, die ehemaligen Grenzen herzustellen, man müsse die alte Dynastie auf den Thron zurückführen.

Die russisch-englische Allianz. 11. April 1805.

Es dauerte einige Monate, bis die praktische Anschauung des englischen Ministeriums den Sieg davontrug. Erst im April des folgenden Jahres kam ein Vertrag zustande, worin sich Rußland und England verpflichteten, nach Kräften für die Bildung einer europäischen Allianz zu wirken, welche die Entfernung der französischen Truppen aus Hannover und dem deutschen Norden, die Unabhängigkeit Hollands und der Schweiz, die Wiedereinsetzung des Königs von Sardinien, die Sicherstellung Neapels und die vollständige Räumung Italiens mit Einschluß der Insel Elba zum Zweck haben sollte. Nach der Beendigung des Kriegs sollte ein allgemeiner europäischer Kongreß die Verhältnisse

Europas feststellen. Diesem Vertrag trat ohne Zögern Gustav IV. von Schweden bei und traf in Stralsund und in dem gesamten schwedischen Pommern Kriegsrüstungen, die sich ebensowohl gegen Preußen wie gegen Hannover richten konnten und daher die Berliner Regierung zu der drohenden Erklärung führten, daß man einen bewaffneten Angriff von Pommern aus gegen Norddeutschland nicht dulden werde. Österreich, durch die Verstärkung der französischen Kriegsmacht in Italien unter Massenas Oberbefehl für seine venetianischen Besitzungen in Sorge, entschloß sich gleichfalls zum Beitritt; anfangs nur in der Form eines Verteidigungsbündnisses, durch welches dem weitern Vorrücken der Franzosen eine Grenze gesetzt werden sollte, dann als die Übergriffe Napoleons in Italien immer größere Ausdehnung annahmen, vermittelst eines Schutz- und Trutzbündnisses zu gemeinsamer Aktion. Vergeblich riet Erzherzog Karl vom Krieg ab, zu welchem Österreich keineswegs genügend gerüstet war. Kaiser Alexanders bestimmte Versicherung, auch Preußen werde teilnehmen, gab den Ausschlag. Auch Neapel wurde wie früher leicht zum Anschluß gebracht, als eine englisch-russische Flotte an der kampanischen Küste erschien. England verpflichtete sich als „Groß-Schatzmeister der Koalition" Subsidien an die Bundesstaaten zu entrichten im Verhältnis der Leistungen und Opfer, die jeder der Teilnehmer bringen würde. War Frankreich in einen großen Kontinentalkrieg verflochten, so hatte die englische Seemacht in der maritimen Welt um so freiere Hand.

Preußen beharrt in der Neutralität.

So waren denn im Frühjahr 1805 alle Fäden zu einer neuen Koalition gegen Frankreich geknüpft und ganz Europa in zwei große Heerlager geschieden. Nur eine Macht fehlte und beharrte in dem sich vorbereitenden Weltkrieg bei ihrer neutralen Haltung: Preußen. Vergebens hatte Alexander durch seinen Adjutanten Ferdinand von Wintzingerode, der aus hessischen und kaiserlichen Diensten in die russischen übergetreten war, zu Anfang des Jahres 1805 den König zu bewegen gesucht, die neutrale Haltung aufzugeben und mit Rußland ein Bündnis zu schließen, bald indem er ihm das Schreckbild eines nahen Kriegs dicht an Preußens Grenze vor Augen hielt und fast in drohendem Ton zu verstehen gab, man werde jeden, der nicht für die Koalition sei, als Feind ansehen, bald indem er die verlockende Aussicht auf einen bedeutenden Länderzuwachs im Westen eröffnete: allein in Berlin gefiel man sich in dem Gedanken, durch die bisherige Politik erhalte Preußen einen schiedsrichterlichen Beruf in den europäischen Verwickelungen und könne bei einem neuen Kriegsausbruch das entscheidende Wort sprechen. Der Beitritt zu dem neuen Völkerbund, von dessen Umfang und Tragweite das Berliner Kabinett keine sichere Kunde hatte, wurde daher abgelehnt, dabei nahm man aber doch auch gegenüber Frankreich eine Haltung an, welche den Kaiser Napoleon verstimmen und unzufrieden machen mußte. Er verzieh es der preußischen Regierung niemals, daß sie ihre Vermittelungsrolle fortsetzte, auch nachdem der Krieg unvermeidlich geworden war, daß sie ihn in der Sache Rumbolds (S. 157) zum Nachgeben drängte, daß ihre

Noten ihm den Eindruck machten, als sei man in Berlin mehr für die Koalition gestimmt als für Frankreich. Diese Ansicht befestigte sich noch bei ihm, als der König das Anerbieten Napoleons, um den Preis eines Bündnisses mit Frankreich und der Abtretung des rechtsrheinischen Kleve mit Wesel das Kurfürstentum Hannover der preußischen Regierung „zur Verwahrung", ja selbst als Eigentum zu überlassen, von der Hand wies. Wie vorteilhaft immer die Erwerbung des so günstig gelegenen Landes für die Monarchie der Hohenzollern gewesen wäre, die patriotische Gewissenhaftigkeit Friedrich Wilhelms III. widerstrebte dem Gedanken, sich von einem fremden Eroberer mit deutschen Landen ausstatten zu lassen, die überdies nur durch einen langen Krieg mit England zu behaupten gewesen wären. Und in der That bestand in Preußen eine kriegerisch gesinnte Partei, an ihrer Spitze die edle mit allen fürstlichen und bürgerlichen Tugenden geschmückte Königin Luise und der hochbegabte ritterliche Prinz Louis Ferdinand, eine geniale Natur voll sinnlicher und geistiger Erregtheit und übersprudelnder Kraft, Kühnheit und Lebenslust, eine Partei, welche den vaterländischen Sinn zu beleben und den friedliebenden, unentschlossenen König Friedrich Wilhelm III. zum Anschluß an Rußland und England zu bewegen beflissen war. Aber die Männer, in deren Händen die Leitung der öffentlichen Dinge ruhte, hielten die Regierung bei der unschlüssigen schwankenden Staatskunst fest, die nach keiner Seite befriedigen konnte. Ein zwischen König und Staatsministerium stehendes Kabinett, worin die französisch gesinnten, alles vaterländischen Gefühls ermangelnden Geheimräte Haugwitz und Lombard sowie der eingebildete beschränkte Beyme herrschten, besaß das Vertrauen des Monarchen und übte den bestimmenden Einfluß auf den Gang der Politik. Die Versuche des Freiherrn vom Stein, eine Änderung in der Regierungsorganisation zu bewirken, blieben vorerst ohne Erfolg. Die Monarchie Friedrichs des Großen sollte zuvor durch das Feuer der Trübsal gereinigt werden, ehe sie zur Wiedergeburt und Auferstehung emporstieg.

Stimmung Alexanders.

Dem Kaiser Alexander ging es sehr zu Herzen, daß er den ihm befreundeten König Friedrich Wilhelm III. und das hochgeachtete preußische Heer in den Reihen der Verbündeten vermissen sollte. Fürst Czartoryski dagegen freute sich über die Wendung. Seine polnischen Gefühle neigten viel mehr zu Frankreich, und es war ihm ein schmerzlicher Gedanke, daß der Zar an der Seite von Österreich und Preußen in den Kampf wider Napoleon ziehen sollte; dadurch schien der Traum seines Lebens, die Wiederherstellung Polens, für die er den russischen Kaiser zu begeistern bemüht war, in unabsehbare Ferne gerückt. So blieb doch wenigstens die verhaßteste der Teilungsmächte in einer Stellung, die im Fall einer günstigen Wendung des Kriegs den Verlust der polnisch-preußischen Provinzen nach sich ziehen konnte. Die Bemühungen, den Zaren zu Gewalt und Feindseligkeiten gegen den unzuverlässigen Nachbar zu bewegen, blieben zwar erfolglos, doch ließen die aufreizenden Reden einen Stachel in der Seele Alexanders zurück. Erst durch den Gang des Kriegs, der den Übermut

und die Rücksichtslosigkeit des französischen Machthabers so grell hervortreten ließ, wurde wieder eine Annäherung zu der alten Freundschaft herbeigeführt.

3. Der dritte Koalitionskrieg.

a. Boulogne. Ulm. Trafalgar.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1805 wurden in London, Petersburg und Wien die Verträge des neuen Kriegsbundes abgeschlossen und der Anfang eines allgemeinen Waffengangs stand jeden Augenblick zu erwarten. Wenn dennoch Graf Nowosilzow noch einmal unter Vermittelung Preußens eine Friedensmission bei Napoleon übernahm, so war dies nur Schein und diplomatisches Trugspiel, um Zeit zu gewinnen. Die Würfel waren bereits geworfen. Nowosilzow kehrte im Juli nach Petersburg zurück, ohne von den Pässen Gebrauch gemacht zu haben, die ihm auf preußische Verwendung durch Napoleon von Mailand aus nach Berlin gesandt worden waren. Welchen Erfolg konnten auch weitere Verhandlungen haben gegenüber den bereits vollzogenen Gewaltstreichen, zu denen sich der französische Kaiser in Italien und im nördlichen Deutschland durch seinen ruhelosen Ehrgeiz fortreißen ließ? Napoleon gab sich die Miene, als glaube er nicht an die Koalition, als seien die Gerüchte nur von England ausgestreut. Unterdessen aber betrieb er aufs eifrigste alle Anstalten, um dem Feind energisch entgegenzutreten, ihn zu täuschen, zu überwachen, mit blitzartiger Schnelligkeit niederzuwerfen. Die Koalition sollte gesprengt werden, ehe sie Zeit gewonnen, ihre Streitkräfte zu vereinigen. Nachdem Napoleon die Organisation Italiens beendigt und scheinbar in aller Ruhe und Unbefangenheit den glänzenden Festlichkeiten beigewohnt, welche die Städte des Landes dem „Befreier und Helden" veranstalteten, ernannte er seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais zum Statthalter des neuen Königreichs Italien und kehrte dann in großer Eile nach Frankreich zurück.

Letzte Vermittelungsversuche. — *Juli 1805.*

Die Welt war der Meinung, der Feldzug würde, wie in frühern Jahren, von Italien aus ins Werk gesetzt werden; aber Napoleon trug sich mit andern Plänen. England sollte zur See, die Kontinentalmächte in Süddeutschland angegriffen werden. Zu dem Ende sollte Admiral Villeneuve von Toulon auslaufen, und nachdem er die spanischen und holländischen Geschwader an sich gezogen, durch eine Diversion gegen Westindien die Aufmerksamkeit des Feindes dorthin lenken. Würde Nelson mit der britischen Flotte ihm folgen, so sollte der französische Flottenführer sich rasch nach Europa zurückwenden, den Hafen von Brest, wo der Admiral Gantheaume von Cornwallis eingeschlossen war, von der Blockade freimachen und dann mit der vereinigten Flotte im Kanal erscheinen, um in Verbindung mit den Streitkräften, die in und um Boulogne vereinigt worden, den Krieg wider das britische Inselreich zu eröffnen. Allein bei den Anordnungen für den Seekrieg zeigte Napoleon keineswegs die taktische Umsicht und Überlegenheit wie in den Feldzügen zu Lande. Dort entfaltete er auch nicht eine der Eigenschaften, versichert Lanfrey, die seine wunderbaren Erfolge begründet haben.

Napoleon und Admiral Villeneuve.

„Anstatt die Ereignisse zu sehen wie sie sind, sieht er sie, wie er sie wünscht; statt einen bestimmten Plan zu fassen und festzuhalten, wechselt er damit ohne Aufhören. Für die Mängel der Dinge will er Menschen verantwortlich machen, weist alle Einwürfe unwillig zurück, leugnet die Schwierigkeiten, statt sie zu lösen, und überhäuft die Sachverständigen, die sich einstimmig gegen seinen Plan erklären, anstatt sich ihre Ratschläge und ihre Erfahrungen zu nutze zu machen, mit Vorwürfen und Beschuldigungen." Er übersah es, daß er den Elementen nicht gebieten und sie nicht nach seinem Willen zwingen konnte, wie die Menschen. Als Villeneuve, außer stand die Blockade von Brest zu durchbrechen und mit Gantheaume vereinigt in den Kanal einzulaufen, nach Cadiz absegelte, geriet Napoleon, der in Boulogne mit großer Spannung die Ausführung seiner Befehle erwartete, in die höchste Aufregung und machte seinem zornerfüllten Herzen in den heftigsten Ausdrücken über die Unfähigkeit seiner Seeleute, über die Schwäche und Feigheit seiner Admirale Luft. Es ist eine bekannte Erzählung, daß er in dem Augenblick des Unmuts über das Scheitern der Seeunternehmung den Entwurf zu dem Feldzug in Deutschland dem General Daru in genialen Zügen in die Feder diktierte und daß jede einzelne Bewegung in der vorgeschriebenen Weise zur Ausführung kam.

Aug. 1805.

Napoleon in Boulogne u. die deutschen Staaten.

Während die Aufmerksamkeit von ganz Europa nach der Westküste von Frankreich gerichtet war, wo der französische Kaiser Fahrzeuge aller Art mit eifriger Thätigkeit hatte ausrüsten lassen und wo in dem großartigen Heerlager von Boulogne eine geübte feldtüchtige Armee versammelt war, um, wie Napoleon selbst vorhatte oder wie wenigstens alle Welt glaubte, eine Landung an der englischen Küste zu unternehmen und dem Hauptfeind Frankreichs in der eignen Insel den Herzstoß zu geben: wurden in aller Stille die Anstalten zu dem denkwürdigen Feldzug von 1805 getroffen. Nie strahlte das Feldherrntalent und militärische Genie des kaiserlichen Heerführers in glänzenderem Licht als bei dem mit raschem Geist und richtigem Blick entworfenen und mit Schnelligkeit, Umsicht und Glück ausgeführten Plan des Kriegszugs wider Rußland und Österreich. Gerade dieser Glaube an einen Angriffskrieg zur See war dem Waffengang zu Land höchst vorteilhaft. Er gab dem französischen Kaiser Zeit, seine besten Streitkräfte um sich zu sammeln, zu rüsten und einzuüben, an die Generale der in Italien, in Hannover, in Holland und an andern Orten aufgestellten Heere Verhaltungsbefehle zu erlassen und in ruhiger Überlegung alle Anordnungen zu einem raschen wohlberechneten und meisterhaft angelegten Kriegszug zu treffen, ehe noch Rußland und Österreich vollständig kriegsbereit und schlagfertig waren. Nur in Italien stand Erzherzog Karl mit überlegenen Streitkräften dem General Massena an der Etsch kampfgerüstet gegenüber, indes die Armee in Österreich selbst bloß 70—80,000 Mann zählte, und von den beiden russischen Hilfskorps hatte das nächste noch nicht die galizische Grenze erreicht, während das andre sich in der Umgebung von Warschau sammelte. Man hoffte immer noch auf den Anschluß Friedrich Wilhelms III. an die Koalition; aber die Verhandlungen, welche Duroc in Berlin über eine französische Allianz um den Preis von Hannover angeknüpft hatte, dienten wenigstens dazu, das Schwert Preußens in der Scheide zu halten und die Neutralitätspolitik zu ver-

längern; und während die Verbündeten den Beitritt der süddeutschen Reichsfürsten zu erwirken bemüht waren, hatte Napoleon bereits in Karlsruhe, Stuttgart, München diplomatische Siege errungen und die Fürstenhöfe auf seine Seite gezogen. Die geographische Lage Badens und Württembergs und die Aussicht, mit Frankreichs Hilfe zu den jüngsten Erwerbungen neue Beute hinzuzufügen, bewirkten den Anschluß an Napoleon. Auch hatten die Regierungen bei ihrer Bonapartischen Politik zugleich die Volksstimmung auf ihrer Seite. Die alte Reichsmisere hatte die weltbürgerliche Gesinnung und die Bewunderung für die Grundsätze der Revolution großgezogen. Selbst in Bayern, wo bei der Nähe von Österreich ein Zusammengehen mit Frankreich schlimme Folgen nach sich ziehen konnte, siegte die Napoleonische Staatskunst, für welche der Minister Montgelas thätig war. Man hatte am Münchener Hof nicht vergessen, wie begierig jahrelang in den Thugutschen Kreisen nach der Besitzergreifung des Kurfürstentums getrachtet worden. Solche Erfahrungen konnten keine Zuneigung, kein Vertrauen für Österreich an der Isar erwecken. So schloß denn Bayern bereits am 24. August insgeheim ein Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich, während der Kurfürst Max Joseph den Kaiser Franz in einem Brief hoch und teuer seiner reichstreuen Gesinnung versicherte. In Stuttgart und Karlsruhe folgte man dem Vorgang des östlichen Nachbarn. So sicher war Napoleon seines Erfolges, daß er noch von Boulogne aus an Talleyrand schrieb: „Kommen die Flotten nicht, so rücke ich mit 200,000 Mann 23. Aug. 1805.
in Deutschland ein und stehe nicht still, bis ich die Thore Wiens berührt, den Österreichern Venedig samt den andern italienischen Besitzungen genommen und die Bourbons aus Neapel verjagt habe. Ich lasse die Österreicher und Russen sich nicht vereinigen; ich werde sie schlagen, ehe sie sich verbinden können." Unterdessen verweilte er immer noch in Boulogne, um die Gegner in der Täuschung zu erhalten. Nie führte der Moniteur eine so friedfertige harmlose Sprache; nie flossen die zur Öffentlichkeit bestimmten Schriftstücke und Briefschaften so über von Friedensbeteuerungen, von Scheu vor neuen Kriegsleiden, vor neuem Blutvergießen wie in dieser Zeit.

Was Napoleon seinem Minister vorausgesagt, sollte sich in kurzem ver- Kriegserklärung und Proklamation.
wirklichen. In den ersten Tagen des September erschien ein österreichisches Manifest, worin die Gewaltthätigkeiten und Übergriffe des französischen Imperators in Italien und Deutschland seit dem Frieden von Lüneville, die Schädigungen und Nachteile, welche der Kaiserstaat dadurch erlitten, aufgezählt waren, und zugleich rückte ein österreichisches Heer über den Inn in Bayern ein, unter dem Oberbefehl des Erzherzogs Ferdinand und jenes Feldmarschalls Mack, dessen militärische Mißgeschicke und strategische Unfähigkeit uns aus frühern Blättern zur Genüge bekannt sind. In München hielt man mit der entscheidenden Antwort, auf welche Seite man treten wolle, solange zurück, bis alle Anordnungen zur Entfernung des kurfürstlichen Hofes nach Würzburg und zur

Vereinigung des bayrischen Heeres mit den Franzosen getroffen waren. Unterdessen breiteten sich die Österreicher über das Land bis zum Lech aus und Kaiser
21. Sept. 1805. Franz zog in eigner Person als Sieger in München ein. Der Vorwurf des Friedensbruches traf somit die Koalition, und Napoleon benutzte diesen Umstand, um in einer schwungvollen Proklamation den Nationalstolz und das Ehrgefühl der Franzosen anzufeuern. „Ich verlasse meine Hauptstadt,“ hieß es darin, „um meinen Verbündeten rasche Hilfe zu bringen und die teuersten Interessen meiner Völker zu verteidigen. Noch vor wenigen Tagen hoffte ich, der Friede würde nicht gestört werden; Drohungen und Beleidigungen hatten mich unempfindlich gelassen; aber jetzt hat die österreichische Armee den Inn überschritten, München ist besetzt, der Kurfürst von Bayern aus seiner Hauptstadt verjagt; alle meine Friedenshoffnungen sind verschwunden.“ Niemand verstand es besser als Napoleon, durch täuschende Reden die Schuld auf andre zu wälzen, den Völkern vorzuspiegeln, daß er nur das Schwert ergreife, um die französische Nation, ihre Freunde und Bundesgenossen gegen feindliche Angriffe zu verteidigen, vor Schaden und Schmach zu bewahren. An seinen Bruder Joseph schrieb er: „Mein Herz blutet vor Schmerz, wenn ich an die Leiden denke, die aus diesem Krieg hervorgehen werden; aber Gott weiß, ich bin daran unschuldig.“

Der Kaiser und das Heer.

Nachdem der Kaiser der Franzosen die nötigen Anordnungen für seine Abwesenheit getroffen, eine Aushebung von 60,000 Rekruten ins Werk gesetzt, die Nationalgarde zur innern Verteidigung bereit gemacht, die Festungen mit Besatzungen versehen, aus den neu Ausgehobenen die Reserven gebildet, begab er sich nach Straßburg, um den Feldzug zu beginnen. In wenigen nachdrücklichen Worten führte er den Soldaten das Ziel ihrer Anstrengungen zu Gemüte: „Wir werden nicht eher ruhen, bis wir die Unabhängigkeit des Deutschen Reichs gesichert, unsere Bundesgenossen befreit und den Stolz der frechen Angreifer gedemütigt haben. Soldaten! Euer Kaiser ist in eurer Mitte, ihr seid nur die Vorhut der großen Nation!“ Es gelang Napoleon leicht, die Herzen seiner Krieger zu entflammen. Denn nie besaß ein Feldherr das Vertrauen und die begeisterte Hingebung seiner Heere in solchem Grade. Mochte er immerhin für Frankreich ein despotischer Gewaltherrscher geworden sein, für seine Soldaten war er der Bonaparte der italienischen Armee geblieben. War er doch ein Sohn der Revolution, aus der auch sie hervorgegangen. Die Töne der Marseillaise übten noch wie ehedem ihre kriegerische Wirkung; der militärische Aufschwung der republikanischen Zeit war noch nicht verrauscht; der Geist der Kameradschaft, der einst Führer und Gemeine vereinigt, lebte im Lager noch fort. Jeder einzelne trug das Gefühl in sich, daß er einem Heerkörper angehöre, auf dem die nationale Ehre und Größe beruhe, und daß jeder für das Gelingen des Unternehmens mitzuwirken und einzustehen habe durch pünktlichen Gehorsam in Verbindung mit selbstthätiger Freiheit, durch Tapferkeit und Überlegung. Und niemand verstand es besser diese militärische Tugend zu wecken, dem Ganzen

Geist und Leben einzuhauchen als der siegreiche Imperator, der Abgott des Lagers und des Heeres.

Wir haben Napoleon schon in seinen frühern Feldzügen als den genialen Schöpfer einer vollständig neuen Kriegsweise kennen gelernt. „Die Schlachten (heißt es bei Treitschke) waren nicht mehr, wie zur Zeit der alten Lineartaktik, ein einfaches Ringen zweier festgeschlossenen Linien, die einander zu durchbrechen versuchten. Bonaparte gab ihrem Verlauf dramatische Bewegung und Steigerung; durch die überwältigenden Massenschläge seiner aufgesparten Reservetruppen erzwang er die Entscheidung, wenn die Kraft der vorderen Treffen vernutzt war, und keiner wußte wie er die Gunst des Glückes bis zum letzten auszubeuten. Nicht die Schonung der eignen Truppen galt ihm als die erste Aufgabe des Heerführers, wie einst den Feldherren der kostbaren alten Söldnerheere (denn jeden Verlust konnte die Konskription leicht ersetzen), sondern die Zertrümmerung der feindlichen Macht. In raschem Zug durch die Länder dahinfegend strebte er den Gegner ins Herz zu stoßen, ihm seine Hauptstadt zu entreißen. Begeistert für sich selber und den Glanz seiner Fahnen, ganz durchglüht von der finstern, majestätischen Poesie des Kriegs, erzog er seine Truppen zu blinder Zuversicht auf seinen Stern, wies ihnen Ehre, Ruhm und Reichtümer als des Kriegs höchste Ziele und erfüllte sie bis ins Mark mit einer rastlosen, abenteuerlichen Landsknechtsgesinnung, die alles Reden von Völkerglück und Völkerfreiheit als hohles Geschwätz verachtete." *Die Napoleonische Kriegsweise.*

Es war in den letzten Tagen des September, daß Napoleon von Straßburg aus die Befehle zum Übergang über den Rhein ausgehen ließ, nachdem er zuvor durch Murat, Savary und Bertrand die Örtlichkeiten in Bayern und Schwaben hatte auskundschaften, die Stellungen und die Stärke des Feindes erforschen lassen. Sieben Heerabteilungen, in einer Gesamtstärke von nahezu 200,000 Mann aller Waffengattungen, geführt von den erfahrensten Feldherren aus der Bonapartischen Schule, einem Ney, Lannes, Marmont, einem Soult, Murat, Mortier, setzten an verschiedenen Orten über den Grenzstrom und nahmen ihren Marsch nach dem obern Donaugebiet, indes Bernadotte von Hannover aus nach den fränkischen Landen am Main vorrückte, wo die bayrische Hilfsarmee von 25,000 Mann bereit stand sich mit den Franzosen zu vereinigen. Mit wunderbarer Umsicht und Genauigkeit waren alle Anordnungen getroffen, alle Wendungen ins Auge gefaßt, alle militärischen Operationen auf dem ganzen großen Kriegsschauplatz in einen organischen Zusammenhang gebracht. Die meisten süddeutschen Fürsten hatten, wie erwähnt, sich durch Sonderverträge insgeheim verpflichtet, den französischen Heeren Beistand zu leisten oder wenigstens keine Hindernisse in den Weg zu legen, wenn auch einige, wie Kurfürst Friedrich von Württemberg, sich den Schein gaben, als würden sie durch die feindliche Übermacht zum Anschluß gedrängt. Es fehlte nicht an wohldienerischen Federn, welche in geschichtlichen Darstellungen den Nachweis zu führen suchten, daß angesichts der feindseligen Absichten Österreichs gegen die süddeutschen Reichsglieder die bedrohten Regierungen um ihrer eignen Sicherheit und Selbstverteidigung willen zum Bund mit Frankreich genötigt seien. Und welches Interesse konnten die Reichsstände in Regensburg haben, für Österreich einzutreten, von dem sie in *Der Herbstfeldzug an der Donau.*

Lüneville im Stich gelassen worden, während der französische Kaiser bei jeder Gelegenheit hervorhob, daß er die Reichsverfassung beschützen wolle? Aus allem konnte man erkennen, daß der deutsche Reichskörper im letzten Todeskampf lag. Als Napoleon in Schwaben einrückte, verstärkten die Kurfürsten von Baden, Württemberg, Bayern mit ihren Truppen die Heere des fremden Machthabers, von dessen Gunst sie ebensoviel zu hoffen, wie von seinem Zorn zu fürchten hatten. Ähnliches thaten die Fürsten von Hessen, von Nassau und andre Reichsstände.

Zugleich bereitete sich in Preußen eine Wandlung vor, aber in entgegengesetzter Richtung. Als nämlich Bernadotte, um sich mit den bayrischen Hilfstruppen in Franken zu verbinden, ohne Rücksicht auf Preußens Neutralität durch das Gebiet der brandenburgischen Markgrafschaft Ansbach nach der Donau vordrang, beleidigte er den König Friedrich Wilhelm III., der sich bisher bald den Franzosen, bald dem ihm persönlich befreundeten Kaiser von Rußland genähert, in solchem Grad, daß der preußische Monarch seine schwankende Haltung aufgab und zur unrechten Zeit, zum Unglück für sein Land und Volk der Koalition beizutreten sich entschloß.

Kapitulation von Ulm.

Schon im Oktober waren die Franzosen Meister der beiden Donauufer, nachdem sie bei Donauwörth diesen Fluß überschritten und die Österreicher bei
6.–11. Okt. 1805. Wertingen, Günzburg und Albeck überwunden hatten. Sie besetzten Augsburg und München, indes der österreichische Obergeneral Mack in unglaublicher Kurzsichtigkeit und Verblendung mit seinem Heer in der Festung Ulm verharrte und die Feinde sich ringsum ausbreiten ließ. Auch der Abzug nach Tirol, wo er sich an die italienische Armee hätte anlehnen können, war unmöglich geworden, seit Soult Memmingen besetzt und ihm den Weg verlegt hatte. So geschah
14. Okt. denn das Unglaubliche. Nach dem glücklichen Treffen, das Ney bei **Elchingen** mit großer Kühnheit durchführte, wurde Mack in Ulm gänzlich eingeschlossen und von dem Hauptheer abgeschnitten. Ratlos und an aller Rettung verzweifelnd, knüpfte der unfähige, von mutlosen Edelleuten umgebene Feldherr mit
20. Okt. dem Sieger Unterhandlungen an, welche die schmachvolle **Kapitulation von Ulm** zur Folge hatten. Durch diesen ehrlosen Vertrag gerieten 24,000 Österreicher, darunter achtzehn Generale, in Kriegsgefangenschaft. Beschämt zogen die tapfern Krieger an Napoleon vorüber, streckten das Gewehr vor dem Sieger, legten vierzig Fahnen vor ihm nieder und überlieferten ihm sechzig bespannte Kanonen. Zu spät sah man in Wien ein, daß Mack der hohen Stelle nicht gewachsen sei, und ließ ihn durch ein Kriegsgericht seiner Ehren, Würden und Dienstvorteile berauben. „Bei solchen Gelegenheiten, die freilich selten sind, zeigt sich, wie verderblich es ist, wenn eine Regierung mehrere Generationen hindurch nur mechanische Thätigkeit, nur praktische Übung, Gedächtniswesen, prosaische Klugheit, egoistische Berechnung fördert, jede Poesie, jede Charakterstärke, Eigentümlichkeit und jede Genialität verfolgt.“ Schon seit Jahren hatte man in Wien alle selbständigen Männer beseitigt und lenksame Mittelmäßigkeiten begünstigt.

Mit der Kapitulation von Ulm war die österreichische Heeresmacht ins Herz getroffen; der Kaiserstaat lag den Franzosen offen; die russischen Hilfstruppen, deren vorderste Glieder um diese Zeit den Inn erreichten, waren durch den beschwerlichen Marsch so erschöpft, daß sie auch nach ihrer Verbindung mit den zerstreuten und zersprengten Trümmern der österreichischen Armee Wien nicht zu decken vermochten. Ganz Europa war in der größten Aufregung: in den Reihen der Verbündeten Frankreichs gab sich eine freudige Begeisterung kund, insbesondere bei dem bayrischen Volk, das jetzt die staatliche und nationale Selbständigkeit des Landes gesichert sah; bei den Gegnern herrschte eine stumme Bestürzung. Pitt wollte anfangs die Schreckenspost nicht glauben; als er sie in einem holländischen Blatt bestätigt fand, veränderte sich sein Gesicht dermaßen, daß die Anwesenden die Vorboten des nahenden Todes zu erkennen vermeinten. Eindrücke.

Weder der englische Minister noch der Franzosenkaiser hatten in diesem Augenblick eine Ahnung von dem gleichzeitigen großen Ereignis, das in demselben Grade die Siegesfreude Napoleons dämpfen wie das Nationalgefühl des Briten erheben sollte: von der Seeschlacht bei dem Kap Trafalgar, zwischen Gibraltar und Cadiz, worin Nelson die ganze mit so unermeßlichen Anstrengungen und Kosten ausgerüstete französische Flotte unter Admiral Villeneuve mit einem Schlag vernichtete und die unerhörten Erfolge bei Ulm ausglich. Die Lobredner Napoleons haben die Schuld des Unfalls dem französischen Flottenführer allein beizumessen gesucht, der gegen den Befehl des Kaisers sich in eine Schlacht eingelassen habe, um sich vor der Ankunft des zu seinem Nachfolger ernannten Admirals Rosily durch eine glänzende Aktion die verscherzte Gunst seines Herrn wieder zu gewinnen. Allein in der Instruktion, welche Napoleon schon im September dem Marineminister Decrès zugehen ließ, hieß es: „Unsre Absicht ist, daß Sie den Feind überall, wo Sie ihn mit schwächeren Kräften antreffen, ohne Zaudern angreifen und ihm einen entscheidenden Kampf liefern.“ Und in der That war die vereinigte französisch-spanische Flotte unter Villeneuve und Lucas dreiunddreißig Segel stark, während die englische unter Nelson und Collingwood nur siebenundzwanzig Schiffe zählte. Aber die Übung und Kriegserfahrung waren ungleich, und obschon auf beiden Seiten mit höchster Tapferkeit und Todesverachtung gekämpft ward, trugen die englischen Kriegsschiffe durch ihre Überlegenheit im Manövrieren und in der Handhabung der Geschütze nach dreistündigen furchtbaren Gefechten den Sieg davon. Von der Flotte, die Großbritannien sollte erobern helfen, wurden etliche zwanzig Kriegsschiffe von den Engländern erbeutet oder schwammen in Trümmern an der andalusischen Küste umher. Die Franzosen verloren über siebentausend Seesoldaten, die Engländer kaum den dritten Teil. Auf ein Menschenalter hinaus gab es keine französische Seemacht mehr, die britische Marine war in der alten Welt ohne Rivalen. Aber auch die Siegesfreude der Engländer war nicht ungetrübt: Seeschlacht bei Trafalgar. 21. Okt. 1805.

ihr ruhmgekrönter Seeheld Nelson war von einer feindlichen Kugel tödlich getroffen worden. Seine letzte lakonische Rede an die Schiffsmannschaft: „England erwartet, daß jedermann seine Schuldigkeit thue", hatte die größte Wirkung und blieb unvergessen in der Nation. Das Schicksal vergönnte ihm noch, den Sieg der Seinen zu vernehmen.

Nelson. Lady Hamilton. Villeneuve. Nelson ist der Lieblingsheld der Engländer geblieben; aber die unparteiische Geschichtschreibung hat es nie vergessen, daß er seinen mannhaften Charakter befleckt hat durch die Dienste, die er einst der rachsüchtigen Königin von Neapel und der leidenschaftlichen Lady Emma Hamilton bei der grausamsten Reaktionspolitik geleistet hatte. Noch in der Todesstunde schnitt er sich eine Locke ab, die einer seiner Vertrauten der buhlerischen Schönen überbringen sollte, und empfahl die unwürdige Geliebte und die Tochter, die sie ihm geboren, der Fürsorge Englands. Aber weder die Angehörigen des Admirals, noch die englische Nation bekümmerten sich weiter um die Frau, der einst die Königin von Neapel die zärtlichsten Freundschaftsbriefe geschrieben, der die Spitzen der englischen Aristokratie gehuldigt. Verstoßen und verlassen lebte sie noch zehn Jahre im bittersten Elend, zum Teil von Almosen, bis sie in einem Alter von einundfünfzig Jahren zu Calais ihren letzten Seufzer aushauchte. — Villeneuve geriet in Kriegsgefangenschaft;
April 1806. als er im nächsten Jahr seine Freiheit erhielt, nahm er sich das Leben. Ein Brief an seine Frau lag auf dem Tisch, worin es hieß: „Verlassen, vom Kaiser in den Bann gethan, von seinem Minister, der ehedem mein Freund war, zurückgewiesen, mit der Verantwortlichkeit für ein ungeheures Unglück belastet, das mir zugeschrieben wird und in welches das Schicksal mich hineingerissen, muß ich sterben." Es fehlte auch bei Villeneuve, wie bei Pichegru nicht an Nachreden, daß die Klinge von fremder Hand geführt worden.

Erzherzog Karl bei Caldiero. Die Ulmer Katastrophe war auch für den italienischen Krieg entscheidend. Nach dem ursprünglichen Plan sollte der Hauptschlag in Venetien geführt werden: Erzherzog Karl sollte mit einer Armee von 140,000 Mann die Etsch- und Minciolinie erobern, um dann vereint mit den Heeresmassen in Deutschland und in Tirol nach dem südöstlichen Frankreich vorzudringen. Aber bald änderte man den Plan; von den österreichischen Truppen im Etschgebiet wurden größere Abteilungen nach dem deutschen Kriegsschauplatz abberufen, so daß das französische Heer unter dem ebenso energischen als wachsamen Massena an Stärke dem Feind nicht weit nachstand, namentlich als Gouvion St.-Cyr frische Truppen aus dem Neapolitanischen herbeiführte. Eine Zeitlang standen beide Heere beobachtend im Gebiet der Etsch einander gegenüber, bis die Nachrichten von dem deutschen Kriegsschauplatz den Erzherzog zwangen, auf den Rückzug nach Innerösterreich zu denken. Massena suchte ihn daran zu verhindern; aber als er den
30. Okt. 1805. Feind in seinen verschanzten Stellungen bei Caldiero eine Strecke von Verona angriff, stieß er auf so entschlossenen Widerstand, daß das zweitägige Treffen nach vielen blutigen Opfern auf beiden Seiten abgebrochen ward. Und wenngleich der kaiserliche Feldherr nach den Unfällen bei Ulm sich genötigt sah, Oberitalien dem Feind preiszugeben und seine Truppen zur Rettung der Monarchie über Krain und Steiermark nach den Donauländern zu führen: so war doch durch die Schlacht bei Caldiero die österreichische Kriegsehre hergestellt und der Rückzug der

Armee über die Brenta, die Piave und den Tagliamento konnte in guter Ordnung und selbst mit einigen glücklichen Gefechten gegen den verfolgenden Feind bewerkstelligt werden.

Um so kläglicher war die Haltung der Tiroler Armee, die unter Erzherzog Johann und den Generalen Chasteler und Jellachich in verschiedenen Abteilungen das Bergland mit namhaften Streitkräften besetzt hatte, und in Verbindung mit den tapfern zum Schutz ihres Landes entschlossenen Einwohnern wohl im stande gewesen wäre, den Feind von den Grenzen fernzuhalten. Aber unschlüssig und ohne Plan und Energie, zogen die Heerführer durch das Pustertal nach Kärnten ab und ließen fast ohne Gegenwehr das schwer zugängliche Tiroler Gebirgsland in die Gewalt der Franzosen und Bayern fallen, welche unter den Marschällen Ney und Augereau in die Thäler einzogen, sich aller festen Plätze bemächtigten und die Verbindungslinie zwischen Deutschland und Italien herstellten. Die Österreicher in Tirol. 10. Nov. 1805.

b. Der Potsdamer Vertrag und die Schlacht bei Austerlitz.

Eine ganz andre Stimmung als in Bayern, in den Rheinlanden und im südwestlichen Deutschland trat bei den Nachrichten über die Vorgänge in Franken und Schwaben in Berlin zu Tage. Wir wissen, wie gespalten die Meinungen in den Hof- und Regierungskreisen waren: die patriotische Partei war für ein Zusammengehen mit den verbündeten Mächten, die einflußreichsten Männer der Regierung begünstigten die Allianz mit Frankreich, welche von Duroc und dem französischen Gesandten Laforest betrieben wurde und die Erwerbung von Hannover in Aussicht stellte. Es änderte nicht viel, daß Haugwitz aus dem Kabinett ausschied; auch Hardenberg, der nunmehr die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in die Hand nahm, hielt an der bisherigen Politik der Neutralität und Vermittelung, der halben und schwankenden Maßregeln, welcher der König aus Friedensliebe und Gewissenhaftigkeit zuneigte, fest, so sehr sich der gewandte Staatsmann auch in seinen Denkwürdigkeiten bemüht, die Schuld dem Nebenregiment des geheimen Kabinetts zur Last zu legen. Alle Künste der Diplomatie waren in Thätigkeit, die schwebende politische Wage nach der einen oder der andern Seite zu lenken. Der scharfe, fast drohende Ton, in welchem der Zar für die russischen Truppen freien Durchzug durch Südpreußen und Schlesien verlangte, war nicht geeignet, die Sache der Koalition in Berlin zu fördern. Es wurde erwähnt, daß eine Mobilmachung der Armee angeordnet ward, um die Ostgrenzen gegen jede Vergewaltigung zu schützen. Da fiel die Nachricht von der Grenzverletzung des Ansbacher Gebiets wie ein Funke in eine Pulvertonne. Napoleon mochte sich immerhin entschuldigen, mochte die Sache als eine geringfügige hinstellen, mochte eine Geldentschädigung bieten, König Friedrich Wilhelm III. sah in der rücksichtslosen Grenzüberschreitung eine persönliche Beleidigung: es war, zumal seit der Spannung mit Rußland, der Angel- und Politischer Umschlag in Berlin.

Ehrenpunkt der preußischen Neutralitätspolitik geworden, ihr Gebiet von beiden Parteien unberührt zu bewahren. Eine Note an Duroc und Laforest erklärte, daß sich der König als frei von allen frühern Verpflichtungen ansehe, daß er seine Armee diejenigen Stellungen einnehmen lassen werde, welche die Verteidigung des Staats erfordere. Den russischen Heeren wurde nunmehr der Durchzug durch Schlesien gestattet; in Franken, in Westfalen, in Niederdeutschland erfolgten Truppenaufstellungen, Hannover wurde besetzt; von der Bonapartischen Allianz war keine Rede mehr. Wenn man bedenkt, was Preußen sich früher hatte bieten lassen, so wird man sich über diesen plötzlichen Umschlag wundern; allein, wie ein neuerer Historiker richtig bemerkt, „es liegt in der Natur scheuer und unentschlossener Menschen, deren Geduld auf manche bittere Probe gestellt war, plötzlich einmal den ersten besten bisweilen auch schlechtesten Anlaß zu ergreifen, um ihrem gekränkten Selbstgefühl Luft zu machen".

Die Potsdamer Übereinkunft. Die Beleidigung des militärischen und königlichen Ehrgefühls wurde von den Häuptern der Koalition benutzt, um den preußischen Monarchen auf ihre Seite zu bringen und mit Napoleon gründlich zu verfeinden. Es wurde in ostentativer Weise geltend gemacht, der Ansbacher Durchmarsch sei die Hauptursache der Katastrophe von Ulm; man benutzte des Königs Neigung zur Vermittelungspolitik, um ihn für einen „großen Pazifikationsplan" zu gewinnen, welcher ihn, da voraussichtlich der französische Imperator in seinem Siegesgefühl nie auf die Grundbedingungen des Vorschlags eingehen würde, unbedingt in die Arme der Alliierten führen sollte. Zu dem Ende begaben sich Alexander und der Erzherzog Anton, des Kaisers Bruder, nach Berlin, und trafen mit dem König
3. Nov. 1805. in Potsdam eine Übereinkunft, kraft deren der Beherrscher Frankreichs aufgefordert werden sollte, in die Herstellung des Friedens durch einen europäischen Kongreß auf Grund des Lüneviller Besitzstandes zu willigen; für den Fall der Weigerung sollte das preußische Heer der Koalitionsarmee beitreten. Vor seiner Abreise erneuerte Alexander mit Friedrich Wilhelm den schon früher geschlossenen Freundschaftsbund durch eine Gefühlsszene, indem die beiden Monarchen in
3./4. Nov. Gegenwart der Königin Luise um Mitternacht über dem Sarg Friedrichs des Großen einander die Hand reichten, der erste Schritt zur heiligen Allianz.

Haugwitz in das französische Lager gesandt. Das Potsdamer Vermittelungswerk, in welchem Preußen als Friedensgrundlage die Einhaltung der frühern Verträge fordern sollte, also die Entschädigung Sardiniens, die Unabhängigkeit Neapels, des Deutschen Reichs, Hollands, der Schweiz, die Trennung der italienischen Krone von der französischen, konnte als Kriegsmanifest gegen Napoleon angesehen werden, in einem Augenblick, da dieser zur Vernichtung der festländischen Koalition auszog. Und zum Überbringer der herausfordernden Note, die dem siegestrunkenen Imperator ein Halt und Einlenken zurief oder mit Krieg drohte, wurde Graf Haugwitz ausersehen, derselbe geschmeidige Staatsmann, der bisher der eifrigste Fürsprecher des französischen Bündnisses gewesen war.

Haugwitz mußte lange warten, ehe er mit seiner geharnischten Note in das Heerlager des Imperators gelangen konnte. Denn Napoleon zögerte nicht, den Eindruck der Ulmer Kapitulation rasch zu verwerten. Von den Bayern als Befreier begrüßt und auf jede Weise unterstützt, zog er mit der Hauptarmee an den Inn, wo die ersten Heerabteilungen der Russen unter Kutusow, Bagration und Miloradowitsch angelangt waren und im Verein mit den österreichischen Truppen des Generals Merveldt das weitere Vorrücken des Feindes in das Donaugebiet verhindern sollten. Allein es herrschte kein guter Geist unter den Verbündeten. Der Übermut und die Brutalität der russischen Führer beleidigten die Österreicher. Jeder Teil handelte auf eigne Hand. Man überzeugte sich bald, daß die Innlinie nicht zu halten sei, und zog sich allmählich hinter die Salza, die Traun und die Enns zurück. Als Bernadotte mit der Vorhut an dem Grenzfluß erschien, war die österreichisch-russische Armee auf allen Punkten im Abzug begriffen. Die Franzosen folgten den Feinden auf dem Fuße; denn Napoleons Absichten waren auf Wien gerichtet. In Linz empfing er durch den General Giulay ein Schreiben, worin Kaiser Franz um einen Waffenstillstand nachsuchte; aber die Forderungen des Siegers machten jedes Abkommen unmöglich. So hatte der Feldzug seinen ununterbrochenen Fortgang. Die Truppen Merveldts wurden durch Davoust zersprengt und er selbst mit einem kleinen Rest zum eiligen Rückzug nach Steiermark und Ungarn gezwungen; dagegen erlitt drei Tage später Marschall Mortier, als er auf dem linken Donauufer inmitten der Schluchten, die von den Ruinen des Schlosses Dürrenstein beherrscht werden, von Kutusows Armee unerwartet angegriffen ward, große Verluste. Der österreichische Feldmarschalleutnant Schmidt, einer der tüchtigsten Generale, durch dessen Anordnungen die Franzosen in die schlimme Lage gebracht worden waren, fand dabei seinen Tod, ein empfindlicher Schaden für das kaiserliche Heer. Die Gefechte von Stein und Dürrenstein, wobei die russischen Truppen das meiste vollbrachten, vermochten jedoch nicht den Vormarsch der Franzosen zu hemmen. Melk und St. Pölten wurden besetzt; ein gemeinsamer energischer Widerstand der russisch-österreichischen Truppen an dem letztern Ort, den man auf französischer Seite erwartete, fand nicht statt; immer näher rückten die vordersten Heersäulen auf die Hauptstadt zu.

[Marginalien: Die Kämpfe im Donaugebiet. — 4. Nov. 1805. — 8. Nov. — 11. Nov.]

Der Habsburgische Staat war von einem Unglück betroffen, das, wie Gentz sagt, „die Seele vernichtete und das Denken aufhob". Zum erstenmal wandte sich Kaiser Franz in einer ernsten bewegten Ansprache an seine Unterthanen, sie zur Bethätigung ihrer Vaterlandsliebe, zu einträchtigem mutvollen Zusammenwirken ermahnend. Aber sowenig Vertrauen hegte man in den höchsten Kreisen, daß der ganze Hof samt den Ministern und Diplomaten die Residenz verließ und nach Preßburg auswanderte. Graf Wrbna und Fürst Auersperg blieben mit Besatzungsmannschaften zur Bewachung Wiens zurück, der letztere mit dem ausdrücklichen Befehl, die Donaubrücke zu behaupten oder

[Marginalie: Die Franzosen in Wien.]

in die Luft zu sprengen. Für die Franzosen war der Besitz dieser Brücke von der größten Wichtigkeit; denn nur auf diesem Weg konnte die russische Armee auf der Straße nach Mähren ohne Unterbrechung verfolgt werden. Napoleon hatte daher seinem Schwager Murat, der am 13. November mit der Vorhut vor Wien erschien, den Befehl erteilt, sich auf alle Fälle der Donaubrücke zu bemächtigen. Durch einen schlau angelegten Betrug von seiten der Franzosen und durch die Leichtgläubigkeit und Kopflosigkeit des österreichischen Kommandanten wurde das Ziel erreicht. Während der Verhandlungen, die zwischen beiden Armeen wegen Besetzung der Hauptstadt geführt wurden, bestand eine Art Waffenruhe. Diese benutzten Murat, Lannes und Belliard zu einer Kriegslist. Wie friedliche Spaziergänger, die Arme auf dem Rücken gekreuzt, schritten sie auf die große Brücke zu, begleitet von einigen Stabsoffizieren und hinter ihnen in einiger Entfernung ein Reiterregiment. Sie ließen sich mit dem Kommandanten in eine Unterredung ein, zeigten sich erstaunt, daß man die Brücke sprengen wolle, da doch ein Waffenstillstand abgeschlossen sei, und gingen gemeinschaftlich mit dem verblüfften Offizier hinüber. Auch Fürst Auersperg selbst, der dazu kam, wurde durch das Märchen vom Waffenstillstand getäuscht. Unterdessen rückten französische Soldaten herbei, entwaffneten die Österreicher und besetzten die Brücke. Nun ging die Besitznahme der Hauptstadt ohne Schwierigkeit vor sich. Große Kriegsvorräte wurden erbeutet, Kontributionen ausgeschrieben, die Generale Clarke und Daru mit der Verwaltung betraut. Die Franzosen selbst waren erstaunt über die Bereitwilligkeit, mit der die österreichische Büreaukratie sich dem neuen Regiment fügte. Die Staatsmaschine arbeitete in der gewohnten Ordnung. Napoleon bezog das kaiserliche Lustschloß Schönbrunn.

Treffen bei Hollabrunn. Durch die Überrumpelung der Wiener Brücke hatten die Franzosen einen Vorsprung gewonnen, der den Rückzug Kutusows nach Mähren in Gefahr brachte. Nur dadurch, daß es dem russischen Heerführer gelang, durch eine ähnliche Kriegslist den ihn verfolgenden Murat bei Hollabrunn mehrere Tage aufzuhalten, vermochte er mit dem Hauptheer den Rückzug nach Brünn zu bewerkstelligen. Freilich wurde dadurch eine russische Heerabteilung von 7000 Mann, mit welcher Bagration der überlegenen Kriegsmacht Murats gegenüberstand, nach dem heldenmütigsten Kampf großenteils geopfert. Nicht viel über 16. Nov. 1805. die Hälfte vermochte sich vor der feindlichen Übermacht zu retten und mit der Hauptarmee zu vereinigen.

Napoleon in Brünn. Kurz nachher verlegte Napoleon sein Hauptquartier nach der mährischen Stadt Brünn, die von Truppen entblößt ohne Schwertstreich in seine Hände gefallen war, während Kutusow mit seinem Generalstab seinen Sitz in Olmütz nahm, wo auch Kaiser Alexander selbst eintraf. Wie die Dinge standen, konnte man in nächster Zeit einen entscheidenden Schlag erwarten, den die Franzosen ebenso sehr wünschen mußten wie die Verbündeten Ursache hatten denselben hin-

auszuschieben. Napoleon hatte in Schönbrunn solche Anordnungen getroffen, daß die von den böhmischen Pässen bis nach den Bergen im Norden der Adria verstreut aufgestellte Armee auf allen Punkten wohlgedeckt war und innerhalb weniger Tage zu einer einzigen unwiderstehlichen Masse vereinigt werden konnte. Er wußte, daß sich in der letzten Woche des November die beiden Erzherzöge Karl und Johann in Steiermark vereinigt hatten und mit einer Armee von 80,000 bis 90,000 Mann von Süden her im Anmarsch nach Wien waren; er hatte aus den Reden der Herren von Giulay und Stadion, die wegen eines Waffenstillstandes an ihn abgesandt worden, genug vernommen, um zu erraten, daß Preußen durch die Potsdamer Übereinkunft sich verpflichtet habe, falls des Königs Vermittelungsvorschläge und Friedenspräliminarien nicht innerhalb vier Wochen angenommen würden, mit 180,000 Mann die Heere der Koalition zu verstärken; er hatte in Znaim den Bericht über die Seeschlacht von Trafalgar erhalten und mußte fürchten, daß die Nachricht im feindlichen Heerlager ermutigend wirken würde. Diese und andre Gründe mußten den Imperator in dem Vorsatz bestärken, möglichst bald eine Entscheidungsschlacht herbeizuführen. Für den Fall einer ungünstigen Wendung konnte dann Preußen als Vermittler gebraucht werden; im Fall eines Siegs war nicht zu besorgen, daß man in Berlin sich von der bisherigen Neutralität lossagen würde. Napoleons politische und militärische Berechnung wurde durch die Gegner gefördert. Haugwitz, der an dem ganzen Potsdamer Vertrag kein Gefallen hatte und wohl kaum aufrichtig wünschte, daß seine Mission gelingen möge, zog seine Reise durch absichtliche Verzögerungen so sehr in die Länge, daß er erst am letzten November in Brünn 30. Nov. 1805. anlangte. Napoleon, der seinen Mann kannte, empfing ihn mit berechneter Höflichkeit: er werde die guten Dienste Preußens stets mit Vergnügen aufnehmen, wenn Graf Haugwitz ihr Träger sei, sagte der kluge Herrscher dem Höfling, aber die Gegner wollen eine Schlacht und sollen sie haben. Noch in derselben Nacht erhielt der preußische Abgesandte durch Caulaincourt die Weisung nach Wien abzureisen und mit Talleyrand zu verhandeln.

Die Behauptung des französischen Kaisers, daß man auf seiten der Feinde Die beiden Heerlager. eine Schlacht wolle, war, soweit es die Russen angeht, nicht unbegründet. Die Uneinigkeit zwischen beiden verbündeten Völkern war durch den Hochmut der moskowitischen Offiziere, die Brutalität und Roheit der Soldaten zu Haß und Zwietracht angewachsen. Der russische Nationalstolz, dem die tapfere Haltung der Soldaten bei Dürrenstein und Hollabrunn neue Nahrung gab, sah mit Verachtung auf die österreichischen Bundesgenossen. In der Umgebung des Zaren, wo der übermütige Fürst Peter Dolgorukij das große Wort führte, spottete man über die unfähigen Österreicher, insbesondere über Weyrother, den Chef des Generalstabs. Fände Bonaparte den rechten Gegner, sprachen die jungen Offiziere, die mit Ungeduld darauf warteten, sich unter den Augen ihres Monarchen auszuzeichnen, und verächtlich auf die zögernde, hinhaltende Strategie Kutusows

und der Österreicher blickten, so würde es mit dem Ruhm der Unbesiegbarkeit bald vorüber sein. Dem Selbstherrscher aller Reußen sei die hohe Aufgabe gestellt, den französischen Machthaber zu überwinden und Frankreichs Übermut zu brechen. Die Erscheinung Savarys im Lager der Verbündeten wurde als Zeichen gedeutet, daß die Franzosen eine Schlacht zu vermeiden suchten. Die Alliierten hatten keine Ahnung, daß der schlaue General neben dem Auftrag, in den höflichsten Formen den russischen Kaiser zu einer persönlichen Zusammenkunft mit Napoleon einzuladen, die geheime Mission hatte, die Stellungen und die Stärke des Feindes sowie die Beschaffenheit des Terrains genau zu beobachten. Alexander sandte seinen Adjutanten Dolgorukij mit einer „an das Oberhaupt der französischen Regierung“ überschriebenen Antwort an Napoleon, worin die Begegnung abgelehnt und die in Potsdam vereinbarten Bedingungen als Friedensgrundlagen dargeboten wurden. Der Imperator empfing den Überbringer des Schreibens bei den Vorposten und ließ ihn von der Armee gerade soviel sehen, als nötig war, um ihn zu täuschen. Der Fürst erhielt den Eindruck, daß das französische Heer schwach und zum Schlagen noch nicht vorbereitet sei; Napoleon aber lernte aus dem Gespräch mit dem eiteln und anmaßenden Magnaten die Stimmungen, Pläne und Gesinnungen kennen, die im feindlichen Heerlager obwalteten.

Schlacht bei Austerlitz. 2. Dez. 1805.

Die Schlacht, wonach die Russen so großes Verlangen trugen, sollte bald genug kommen. Am Tage der Kaiserkrönung Napoleons wurde bei Austerlitz die „Dreikaiserschlacht“ geschlagen, in welcher die Wintersonne den glänzendsten Sieg des französischen Imperators beleuchtete. Die beiden Armeen, welche an den zwei Straßen, die von Brünn nach Wien und nach Olmütz führen, im blutigen Ringen unter den Augen der drei Monarchen ihre Kräfte maßen, an dem Bergplateau von Pratzen, in dessen Nähe die beiden Kaiser Franz und Alexander mit ihren Garden Dorf und Schloß Austerlitz bezogen hatten, bei den Gebirgsdörfern Girschikowitz, Telnitz und Sokolnitz und an einem Bach mit mehreren kleinen beeisten Landseen, waren in der Stärke einander ziemlich gewachsen; die russisch-österreichische Armee wird auf 80,000 Mann berechnet, die französische mochte um 10,000 Mann schwächer gewesen sein. Auch an Mut, Tapferkeit und Ausdauer standen die russischen und österreichischen Soldaten den französischen nicht nach. Dagegen wurde der Schlachtplan, den der österreichische General Weyrother ohne die Zustimmung des russischen Oberfeldherrn Kutusow entworfen, von Napoleons strategischem Scharfblick von vornherein so richtig erkannt, durch Gegenaufstellungen so sehr erschüttert und vereitelt, daß später in Petersburg die Behauptung auftauchte, das Geheimnis sei dem französischen Kaiser verraten worden; und während Napoleon bei Führern und Soldaten auf pünktlichen Gehorsam und todesmutige Hingebung rechnen konnte, war auf seiten der Feinde, wo bald Weyrother, bald Kutusow, bald Kaiser Alexander selbst als die leitende Persönlichkeit erschien, wenig Eintracht und Übereinstimmung. So endigte denn

nach furchtbarem Ringen der Tag der Kaiserkrönung, den die Soldaten mit Freudenfeuern begrüßten, mit einer vollständigen Niederlage der Verbündeten. Am Abend vorher hatte ein alter Grenadier im Namen seiner Kameraden zu Napoleon gesagt: „Ich verspreche dir, daß wir dir morgen die Kanonen der russischen Armee bringen, um den Jahrestag deiner Krönung zu feiern.“ Dies ging vollständig in Erfüllung. Die Russen hatten 21,000 Tote und Verwundete, die Österreicher, die in viel geringerer Zahl an der Schlacht teilnahmen, 6000; 133 Kanonen und eine unzählige Menge von Fahnen fielen in die Hände der Sieger. Die Verluste der Franzosen mochten sich auf 8000 belaufen, wurden aber in den Schlachtberichten Napoleons viel niedriger angegeben. Am heißesten war der Kampf im Mitteltreffen auf der Hochebene von Pratzen, wo der gegen Kutusows Rat auf Alexanders Befehl angeordnete vorzeitige Abmarsch der Verbündeten dem Feind entscheidende Vorteile bot. Als man den alten russischen Oberfeldherrn, der von einer Kugel am Kopf getroffen aus dem Schlachtgewühl geführt ward, nach der Tiefe seiner Wunde fragte, rief er die Hand nach Pratzen ausstreckend: „Dort, dort ist die tödliche Wunde!“ Auf dem Rückzug über die gefrornen Teiche fanden mehrere Tausend Soldaten von Buxhöwdens Armeekorps ihren Tod durch das Einbrechen der Eisdecke. Noch am andern Tag hörte man ihre Hilferufe und ihr Jammern.

„Es sind wenig Schlachten geschlagen worden,“ urteilt Häusser, „in denen der Sieg so vollständig war. Aber nicht nur glänzend erschien der Sieg, er war auch verdient. An wenig Stellen war die persönliche Überlegenheit des Imperators über das alte legitime Europa so mächtig hervorgetreten als in der Anlage und Leitung der Schlacht am 2. Dezember. Die Verwirrung im Oberbefehl der Verbündeten, die großen Illusionen, in denen man sich bewegte, die zögernde Haltung Buxhöwdens, das planlose Auseinanderfallen der einzelnen Truppenkörper hatten kein andres Ergebnis verdient, auch wenn die russischen Truppen sich zum größten Teil mit der gewohnten fatalistischen Ausdauer schlugen und die Österreicher es an Tapferkeit nicht fehlen ließen die Schmach von Ulm zu verwischen. Es war ihnen der traurige Triumph geworden, alle Welt zu überzeugen, daß der moskowitische Hochmut grobes Unrecht übte, wenn er die frühern Niederlagen der „Feigheit“ der Österreicher schuld gab, oder wenn er jetzt wieder den Österreicher Weyrother für alles Mißlingen verantwortlich machte. Die Zustände im russischen Hauptquartier, die eitle Selbsttäuschung des Zaren und seiner Günstlinge, die Unfähigkeit einzelner Führer, für die man dann die Minderschuldigen strafte, boten Stoff genug zu einer Parallele mit der österreichischen Leitung bei Ulm.“ In Frankreich war fortan der Name Austerlitz ein Glanzstern erster Größe am Napoleonschen Ruhmeshimmel. Das alte Metzgerthor in Straßburg, durch welches der Kaiser nach dem Rhein ritt, erhielt seitdem den Namen „Austerlitzthor“, ein drohendes Warnungszeichen gegenüber dem deutschen Nachbarland. Die Vendomesäule mit dem Standbild des Kaisers, die im folgenden Jahr auf Antrag der Stadtgemeinde Paris zu Ehren Napoleons und der großen Armee aufgerichtet ward, wurde aus Kanonen gegossen, die im österreichisch-russischen Krieg erbeutet waren. Charakter der Schlacht.

Am folgenden Tag verlegte Napoleon sein Hauptquartier nach demselben Kaunitzschen Schloß Austerlitz, wo während des Kampfes die verbündeten Kaiser Franz bei Napoleon im Lager.

Monarchen geweilt hatten, und von wo aus jetzt ein siegesstolzes Manifest an die Armee der Schlacht ihren geschichtlichen Namen gab. Sein nächstes Anliegen war nunmehr darauf gerichtet, die Koalition zu trennen und mit jedem der Verbündeten besondere Friedensunterhandlungen einzuleiten. Dieses Vorhaben wurde durch die herrschende Stimmung wesentlich gefördert. Der Ausgang der Schlacht mehrte die Abneigung zwischen Russen und Österreichern und erzeugte den Wunsch, so schnell wie möglich den Krieg beendigt zu sehen. Schon am nächsten Tag sandte Franz II. den Fürsten Johann von Liechtenstein in das Hauptquartier Napoleons mit dem Vorschlag einer persönlichen Zusammenkunft. Es war ein denkwürdiger Augenblick, als das Haupt des ältesten und mächtigsten Herrscherhauses in dem Lager des corsischen Emporkömmlings erschien und nach einer zweistündigen Unterredung an einem Wachtfeuer als Gnadengeschenk einen Waffenstillstand empfing, in welchem sich Franz verpflichtete, die Sache Österreichs von der Rußlands zu trennen, den Zaren zur Räumung des österreichischen Gebiets zu bewegen und jeden Einmarsch fremder Truppen zu verbieten. Der Habsburger Monarch fügte sich in die Notwendigkeit, aber er vergaß dem französischen Machthaber niemals diesen Tag der Erniedrigung. „Jetzt seit ich ihn gesehen habe, kann ich ihn gar nicht mehr leiden,“ soll er bei der Rückkehr zum Fürsten Liechtenstein gesagt haben.

Abzug der Russen. Die Russen legten der Ausführung dieses Stillstandsvertrags keine Schwierigkeiten in den Weg. In der Umgebung des Zaren, der in Holitsch jenseit der March sein Hauptquartier genommen, trat die Abneigung gegen das verbündete Österreich immer schärfer hervor. Czartoryski, der im Interesse Polens einem Bund mit Österreich und mit Preußen nie hold gewesen, gewann wieder mehr Einfluß. Man führte dem Kaiser zu Gemüt, er habe genug für andre gethan, er müsse nun an sich selbst und an die eigne Sache denken. Diese Politik war ganz nach dem Sinn Alexanders. Er gab sofort seinen Truppen den Befehl Mähren, Ungarn und Galizien zu räumen und auf dem vorgeschriebenen Weg nach Rußland zurückzukehren. Um die Demütigung eines gezwungenen Abzugs zu verdecken, gab sich der Zar die Miene, als wolle er aus Großmut seinen Verbündeten aller weitern Verpflichtungen entbinden. Ohne von den Franzosen weiter verfolgt zu werden, räumten die russischen Heere das fremde Gebiet.

c. Der Preßburger Frieden und seine Folgen.

Veränderte Lage. So hart der Schlag von Austerlitz das russisch-österreichische Heer getroffen, mit gutem Willen und einiger Energie hätte der dritte Koalitionskrieg zu einem weniger schimpflichen Ausgang geführt werden können. Die russischen Regimenter in Mähren konnten verstärkt und zu einem kräftigen Widerstand fähig gemacht werden; Erzherzog Karl war mit seinen Truppen bereits an der Raab angelangt; Erzherzog Johann war in einem Gefecht bei Iglau gegen ein

bayrisches Hilfsheer Sieger geblieben; ein britisch-schwedisch-russisches Armeekorps war auf dem Marsch von Hannover nach Holland begriffen; russische Truppen waren in Italien gelandet, um Neapel zu schützen. Und standen denn nicht die preußischen Heere unter den Waffen, bereit sich der Koalition anzuschließen? Diese Möglichkeit eines Sammelns und einer erneuten kriegerischen Aktion wurde durch den voreiligen Waffenstillstand von Austerlitz, der den Russen die Rückkehr in ihre Heimat auflegte und Österreich der Willkür des Siegers preisgab, vernichtet. Während Alexander und seine Heere dem verbündeten Kaiserreich den Rücken wandten, die russischen Hilfstruppen aus Neapel und aus dem Nordwesten von Deutschland sich einschifften, wurde zuerst in Brünn, dann in Preßburg über einen Frieden verhandelt, welcher rasch zum Abschluß gebracht, die politische Lage Europas umgestaltete und nicht nur alle eigenmächtigen Einrichtungen und Gebietsveränderungen Napoleons in den Nachbarstaaten guthieß, sondern auch noch Frankreichs diktatorische Stellung ausdehnte und befestigte. Vergebens gab Talleyrand den Rat, man solle den Sieg mit Mäßigung und Großmut gebrauchen, das Habsburger Herrscherhaus durch die Bande der Dankbarkeit und der gegenseitigen Interessen zu einem dauernden Bundesgenossen Frankreichs zu machen suchen; man solle ihm zum Ersatz für die Besitzungen, die man ihm in Westdeutschland und in Italien zu entreißen gedenke, die russischen Donauprovinzen zuteilen; auf diese Weise würde Österreich von Rußland getrennt und zu einer Allianz mit Frankreich herangezogen werden. Aber die Ratschläge der Mäßigung und Vernunft fanden bei dem französischen Imperator kein Gehör. Er wollte das österreichische Kaiserreich aus seiner bisherigen politischen Stellung verdrängen, dessen Einfluß in Italien und Deutschland für immer brechen und das Napoleonische Frankreich zur gebietenden Macht in Europa erheben.

Dieses Ziel wurde durch den Preßburger Frieden und seine Folgen erreicht. Hatten die Russen durch ihr Drängen zur Schlacht und durch ihren eiligen Rückzug große Schuld auf sich geladen, so häuften die Österreicher noch größere Sünde gegen das eigne Reich wie gegen Europa, indem sie, um die französischen Heere mit ihren Erpressungen, Requisitionen, Kriegssteuern und Bedrückungen aller Art sobald als möglich aus dem Land zu schaffen, den Abschluß des Friedens leichtsinnig und unbesonnen beschleunigten, eines Friedens, welcher Vorderösterreich, Tirol und das venetianische Gebiet mit der Lagunenstadt selbst und dem adriatischen Küstenland von der Habsburger Monarchie losriß, in Neapel und Holland Bonapartische Dynastien gründete und das Deutsche Reich der Auflösung zuführte. Im Süden Deutschlands schuf der Frieden eine Anzahl souveräner Staaten, die gleich französischen Präfekturen unter dem unbedingten Einfluß Napoleons standen und von denen die Höfe von Baden, Württemberg und Bayern noch durch die Bande der Verwandtschaft an das Bonapartische Haus geknüpft wurden. Es war der demütigendste Vertrag, der dem Haus Österreich Übereilter Friedensschluß. 26. Dez. 1805.

jemals aufgezwungen worden. Österreich entsagte seinen Rechten, die es bisher im Deutschen Reich besessen, und gestattete die Auflösung der Reichsritterschaft, die stets treu zu Habsburg gehalten, sowie die Einziehung der Ordensgüter durch die Landesfürsten; es fügte sich in alles, was Napoleon in Italien unternommen und noch zu unternehmen vorhatte; es verlor mehrere seiner schönsten Provinzen im Umfang von einem Fünftel seines Gesamtgebiets und alle seine Hafenplätze; es verpflichtete sich zu einer Kriegsentschädigung von fünfzig Millionen, welche Napoleon zur Gründung einer eignen Militärkasse verwendete, um die Armee von der Staatsverwaltung unabhängiger zu machen, statt eines „Volks in Waffen" ein neues Prätorianertum zu schaffen. Und nicht bloß Österreich und die deutschen Mittelstaaten wurden durch den Frieden von Preßburg in eine neue politische Stellung gedrängt, auch das Königreich Preußen empfing einen bewegenden Stoß und ward in Bahnen getrieben, die schließlich zu einer ähnlichen Katastrophe führten, wie die, von welcher das Habsburgische Kaiserreich betroffen ward.

Preußens politische Stellung.

Wir wissen, mit welcher Klugheit der französische Imperator den Überbringer der preußischen Friedens- und Vermittelungsnote in Brünn hinzuhalten verstand, bis die Entscheidung durch die Waffen, die man täglich erwarten durfte, eingetreten sein würde. Als nun Haugwitz in Wien Kunde erhielt von dem Ausgang der Schlacht bei Austerlitz und von dem Abschluß des Waffenstillstands, dem „Abfall Österreichs von der Koalition", wie das Abkommen von den Verbündeten bezeichnet ward, wagte er nicht seine Aufträge gegenüber dem französischen Machthaber vorzubringen, aus Furcht den ohnedies über die zweideutige Haltung Preußens erzürnten Sieger noch mehr zu reizen. Und Napoleon verstand es vortrefflich, die schiefe Stellung, in welche Preußen durch die Übereinkunft von Potsdam geraten war, sowie den schmiegsamen leichtsinnigen Charakter des preußischen Unterhändlers für seine Zwecke zu verwerten und die Koalition in ihrem innersten Kern zu treffen. Indes Talleyrand mit den österreichischen und deutschen Bevollmächtigten in Preßburg die Friedensbedingungen beriet und feststellte, begab sich der Kaiser selbst zu persönlichen Unterhandlungen mit Haugwitz nach Wien. Es fiel ihm nicht schwer, den unselbständigen Staatsmann und Höfling, der sich plötzlich vor die Wahl eines Kriegs oder einer französisch-preußischen Allianz gestellt sah, ganz unter seinen Willen zu beugen, teils indem er ihn durch Vorwürfe und Drohungen gegen die undankbare Regierung in Berlin einschüchterte, teils indem er durch gewinnende Artigkeit des Grafen Verdienste um Erhaltung der französischen Freundschaft hervorhob im Gegensatz zu Hardenberg, der als Hannoveraner dem englischen Goldregen nicht unzugänglich geblieben sei. Durch diese Künste brachte Napoleon nach mehreren Konferenzen den preußischen Diplomaten dahin, daß er den ihm vorgelegten Vertrag eines Schutz- und Trutzbündnisses sofort unterzeichnete, ohne zuvor die Genehmigung seiner Regierung eingeholt zu haben, wozu ihm Napoleon nicht

die Zeit ließ. Haugwitz war von jeher Anhänger des französischen Bündnisses, urteilt Lanfrey, er hatte sich niemals durch sein Ehrgefühl oder seine Vaterlandsliebe darin beirrt gefühlt, und begriff auch jetzt nicht, welche Schmach für Preußen mit diesem Übereinkommen verbunden war; er ließ sich vollständig verblenden und warf sich gierig auf den Köder, der ihm gezeigt wurde. Kraft dieses französisch-preußischen Allianzvertrags von Schönbrunn, den Napoleon unter 15. Dez. 1805.
der Maske des Wohlwollens „wie ein Nessusgewand" der Monarchie Friedrichs des Großen darreichte, trat Preußen an Frankreich den auf dem rechten Rheinufer gelegenen Teil des Herzogtums Kleve nebst der Festung Wesel und das Fürstentum Welsch-Neuenburg (Neuchatel), an Bayern die Markgrafschaft Ansbach in Franken ab und erhielt dafür Hannover, mit der Verpflichtung, die Engländer von den Häfen der Nordsee auszuschließen. Umsonst sträubte sich der König gegen den Tausch, welcher Preußen mit England zu verfeinden drohte in einem Augenblick, da man eine Subsidienzahlung aus London erwartete, und zögerte mit der Bestätigung des Vertrags; durch den schnellen Abschluß des Preßburger Friedens von Österreich getrennt, blieb ihm nichts übrig, als sich dem Machtspruch des Siegers zu fügen. Zwei Jahre früher hatte der britische König vergebens die Preußen aufgefordert, das Kurfürstentum zu besetzen, ehe die heranrückenden Franzosen sich desselben bemächtigen könnten; in ihrer Neutralitätspolitik hatten sie es unterlassen, nun thaten sie es auf Napoleons Befehl, zur unrechten Stunde. Und selbst jetzt strebte man noch in Berlin den Boden der Neutralität zu behaupten und sein Heil in halben Maßregeln zu suchen. Bei der Besitznahme erklärte Graf Schulenburg-Kehnert, daß das Kurfürstentum Hannover bis zur Abschließung des allgemeinen Friedens von Preußen allein „in Verwahrung und Administration" genommen werden sollte. Dieses Verfahren erbitterte Napoleon aufs neue, indem er darin das Bemühen sah, Hannover als Prämie von der Koalition, nicht von ihm zu erlangen, ohne jedoch England und Hannover zu versöhnen, die vielmehr entschieden Protest gegen die Besetzung einlegten, und bald nachher dem preußischen Handel durch Wegnahme seiner Fahrzeuge eine tödliche Wunde schlugen.

Das Bonapartische Weltreich im Anzug.

Durch die unerhörten Erfolge des Jahres 1805 wurde der Ehrgeiz und Herrscherstolz des französischen Kaisers auf eine schwindelnde Höhe gehoben. Er wollte ein europäisches Weltreich gründen, wie es in den Tagen Karls des Großen bestanden, gestützt auf ein Föderativsystem von abhängigen Königen, Herzögen, Fürsten. Zu dem Ende wurde das römische Reich deutscher Nation, auf dem immer noch der Nimbus einer tausendjährigen Geschichte und Rechtsstellung ruhte, des letzten armseligen Restes seiner veralteten Verfassung beraubt und eine deutsch-französische Mittelmacht aus souveränen Fürsten geschaffen, die wie auch das monarchische Staatsoberhaupt des einst zum Reichsverband gehörigen Landes Holland zu dem französischen Imperator in eine Art Vasallitätsverhältnis traten; zu dem Ende wurde das italienische Festland unter verschie-

denen Formen in die Bonapartische Machtsphäre gezogen und durch Errichtung von Reichslehen in den abgetretenen oder eroberten Landschaften und deren Übertragung an französische Generale und Staatsmänner mit fürstlichem Rang eine neue Feudalherrschaft geschaffen, die wie ein Kreis von Trabanten um das kaiserliche Gestirn sich bewegen sollte. Es war nur die folgerichtige Ausbildung dieser Herrscheridee, wenn Napoleon bald darauf auch noch die Pyrenäische Halbinsel in eine ähnliche abhängige Stellung zu zwingen bestrebt war. Die Begeisterung, womit sich die ganze französische Nation in der Glorie des Kaisertums spiegelte, trieb den neuen Cäsar immer höher auf der Stufe der Ehrsucht und Gewaltherrschaft.

Die Schöpfungen des Preßburger Friedens. 1. In Deutschland.

Es war eine kluge Politik Napoleons, diejenigen Fürsten und Staaten, die sich zu rechter Zeit an Frankreich angeschlossen und ihr Schicksal an die Bonapartische Fahne geknüpft hatten, in Rang und Machtstellung zu erhöhen und ihre Gebiete zu vergrößern. So erlangten denn im Preßburger Frieden, der am 26. Dezember bekannt gemacht wurde, die Kurfürsten von Bayern und Württemberg zum Dank für ihren Abfall von Kaiser und Reich den Königstitel mit Landessouveränität als „wohlverdienten Lohn“, ohne daß sie jedoch aufhören sollten, dem deutschen Staatenbund (Confédération) anzugehören. Der neue König von Bayern, Max Joseph, ein gutmütiger, volksfreundlicher, wenngleich der Sinnlichkeit, Genußsucht und Prachtliebe ergebener Fürst, wurde für seine Anhänglichkeit an Frankreich belohnt mit dem österreichischen Tirol nebst Brixen, Trient u. a. O., mit dem preußischen Ansbach und mit der Reichsstadt Augsburg; wogegen das Herzogtum Berg an Frankreich überlassen ward. Eine glänzende Vermählungsfeier zwischen Eugen Beauharnais, Napoleons adoptiertem Stiefsohn, und der Tochter des Königs, Auguste, vollendete den engen Bund des bayrischen Hauses mit dem französischen Hof. Es war eine überaus glückliche Ehe; das fürstliche Paar blieb sich zeitlebens in innigster Zuneigung zugethan. Um die Finanznot zu mindern, wurden durch den König und seinen französisch gesinnten Minister Montgelas, einen klugen, aufgeklärten Mann savoyischer Abkunft, viele Klöster säkularisiert. Wir werden von diesen deutschen Staaten, die einige Monate später durch den Rheinbund enger mit Frankreich verbunden wurden, an einem andern Ort Kenntnis erhalten. In Bayern gab die Vergrößerung des Staats mit neuen Gebieten Vorwand und Mittel, die alten Stände zu beseitigen, nach dem gleichmachenden System der Franzosen die Adelsvorrechte, die Steuerbefreiungen und was auf den gutsherrlichen Unterthan drückte, abzustellen und nach dem zentralistischen Beispiel Napoleons die bunten Verschiedenheiten der alten Ordnungen mit einem Strich zu tilgen. „Eine ganz neue Organisation der Regierung, die Verschmelzung der verschiedenen Herzogtümer zu einem Ganzen, die Verbesserung der Finanzen, die Herstellung des Kredits, die Einführung eines neuen Steuer- und Zollsystems, die Umgestaltung des Heerwesens, die Verbesserung des öffentlichen Unterrichts, der Justiz und Polizei, Beschränkung der grundherrlichen Befugnisse, Erleichterung des Bauernstandes, Milderung der Zensur, Beschränkung des priesterlichen Einflusses, Einführung der kirchlichen Toleranz, das alles wurde in möglichst kurzer Frist durchgesetzt und wie zu Josephs II. Zeiten drängten sich in bunter Folge neue Organisationen und Verordnungen.“ Lächerlich war die Fiktion, womit man anfangs der Nationaleitelkeit schmeichelte, als sei der von Napoleon verliehene Königstitel nur die Wiederherstellung des „uralten“ bayrischen Königtums. — Der neue König von Württemberg, Friedrich I., der die österreichischen Besitzungen in Schwaben nebst fünf Donaustädten und andern Gebieten erhielt, be-

nutzte seine Souveränität zur Abschaffung der alten, mit großen Rechten versehenen Stände, zur Errichtung eines hohen und niedern Adels, einer Beamtenaristokratie, die er auf alle Weise seine Willkürherrschaft fühlen ließ, und zur despotischen Bedrückung seiner Unterthanen. Einige Zeit nachher wurde die edle Fürstentochter von Württemberg, Katharina, an Napoleons leichtfertigen Bruder Hieronymus vermählt, der vorher auf des Kaisers Befehl von seiner bürgerlichen Gattin, Elisa Patterson aus Baltimore, geschieden worden. Ein kluger, entschlossener Mann, war übrigens der König von Württemberg der einzige Fürst, der gegen Napoleon und dessen Marschälle seine Würde zu behaupten wußte. Mit seinem Sohn, dem Kronprinzen Wilhelm, der den deutschen Interessen zugethan war, lebte er in offenem Zwiespalt. — **Baden**, Baden. bald nachher zum Großherzogtum erhoben, erhielt eine neue Vergrößerung durch den österreichischen Breisgau, die Stadt Konstanz und andre Gebietsteile. Unter dem alten trefflichen Karl Friedrich gelangte das Großherzogtum zu hoher Blüte. Der Universität Heidelberg ward der frühere Glanz zurückgegeben, den sie im achtzehnten Jahrhundert verloren hatte; das französische Gesetzbuch verdrängte die verschiedenartigen Territorialrechte; Gewerbe und Ackerbau fanden Aufmunterung. Karl Friedrichs Enkel, Karl, wurde mit der von Napoleon adoptierten Stephanie Beauharnais, einer Nichte der Kaiserin Josephine, vermählt. — Die von Preußen abgetrotzten **Klevischen** Lande mit Wesel wurden nebst dem von Bayern abgetretenen Herzog- Kleve-Berg. tum **Berg** zu einem Großherzogtum umgewandelt und dem Schwager Napoleons, **Joachim Murat**, übergeben, nach dessen Erhebung auf den Thron von Neapel dieses Gebiet teils an Frankreich kam, teils dem unmündigen Sohn Ludwig Bonapartes zugewiesen wurde. Am 25. März 1806 hielt der prachtliebende Reiterführer seinen glänzenden Einzug in Düsseldorf. Um dieselbe Zeit wurde auch ein andrer Verwandter des französischen Kaisers in das Reich eingeschwärzt, indem der Reichserzkanzler Dalberg den Kardinal Fesch, Napoleons Oheim, zu seinem Koadjutor und Nachfolger ernannte, eine That, die selbst dem Reichstag von Regensburg eine Erklärung voll Unwillen und Mißbilligung abzwang. — Das schweizerische **Welsch-Neuenburg** Neuenburg. (Neuchatel mit Valengin), dessen Bürgerschaft einst (1707) den König von Preußen als Erben des Hauses Oranien zum Fürsten gewählt, eine Wahl, die in dem Utrechter Friedensvertrag gutgeheißen worden (XII, 788), wurde dem Marschall Berthier verliehen. — Für das an Österreich gefallene Erzstift Salzburg erhielt der frühere Großherzog von Toscana, Bruder des österreichischen Kaisers, das Fürstentum **Würzburg**.

Zu gleicher Zeit mit dem Deutschen Reich ging auch die Republik **Holland** 2. Holland. ihrem Ende entgegen. Der vaterländisch gesinnte Staatsmann Schimmelpenninck, den Napoleon gedrängt hatte als „Ratspensionarius“ an die Spitze der neugestalteten Batavischen Republik zu treten (S. 119), war auf alle Weise bestrebt, das Gemeinwesen durch die schwere leidensvolle Zeit hindurchzuführen und ihm gegenüber der verschlingenden Macht Frankreichs noch einen Schatten von Selbständigkeit zu wahren. Er verbesserte die finanzielle Lage, indem er in allen Landesteilen ein gleichförmiges Steuersystem einführte, er hob die Volkserziehung durch Beförderung des Schulwesens und kam zugleich als Verbündeter Frankreichs den Anforderungen Napoleons nach besten Kräften nach. Aber selbst der kleine Rest staatlicher Unabhängigkeit widerstrebte dem herrschsüchtigen Geist des Imperators. Die republikanischen Formen hielten noch immer die alten nationalen Erinnerungen lebendig; mit ihrer Hilfe war eine Restauration des Oranischen Hauses möglich. Hatte doch die Koalition unter den Zwecken des Kriegs auch die Herstellung der flüchtigen Herrscherfamilie aufgeführt. Die Neigungen des niederländischen Volks für die alten statthalterischen Zeiten waren noch nicht erloschen; irgend eine politische Wendung konnte ihnen neues Leben einhauchen.

So reifte denn in den Tuilerien der Plan, die Batavische Republik in eine Monarchie zu verwandeln und durch dynastische Bande an den französischen Kaiserthron zu knüpfen.
Febr. 1806. Zu dem Ende schrieb Talleyrand, der Minister des Auswärtigen an den Ratspensionarius: Die Stunde sei gekommen, das System der innern und äußern Politik Hollands zu vervollkommnen und zugleich dessen Unabhängigkeit und innige Verbindung mit Frankreich, die unzertrennlich seien, zu sichern. Die Koalition habe das Oranische Haus in Holland wiederherstellen wollen, man müsse also alle Hoffnung der Freunde dieses Hauses vernichten, indem man dem Staat eine bleibende Einrichtung gebe, die vor dem Frieden mit England zustandekommen solle, um diesen nicht zu stören. Der Kaiser wünsche mit einem holländischen Vertrauten des Ratspensionarius darüber zu unterhandeln, am liebsten mit dem Kontreadmiral Verhuel. Der Wunsch wurde im Haag als Befehl angesehen, dem man nicht zu widerstehen wagte. Der Admiral begab sich sofort nach Paris. Nach einigen Wochen kam die Nachricht zurück, der Kaiser verlange, daß das holländische Volk sich einen Napoleoniden zum König erbitte, widrigenfalls würde die Batavische Republik Frankreich einverleibt werden. Darauf wurde in einer Versammlung aller Staatsbehörden trotz der Einsprache Schimmelpennincks gegen die Herrschaft eines Fremden der Beschluß gefaßt, dem Begehren des Imperators Folge zu geben, um das drohende Schicksal einer vollständigen Einverleibung abzuwenden. Auch machte die Versicherung Eindruck, daß der französische Kaiser als Preis eines Friedens mit England die Rückerstattung der holländischen Kolonien fordern werde. Eine Deputation überbrachte den Beschluß nach Paris; Napoleon nahm denselben gnädig auf und ernannte seinen Bruder Ludwig Bonaparte, der mit Josephinens Tochter Hortense Beauharnais vermählt war, zum König von Holland.
5. Juni 1806. Im Juni hielt der neue König seinen Einzug und sicherte dem Volk den Fortbestand der nationalen Rechte und Eigentümlichkeiten zu. Die Staatsämter sollten nur Eingebornen verliehen, die holländische Sprache in allen öffentlichen Akten angewendet und die Staatsschuld anerkannt werden. Es war nicht die Schuld Ludwigs, dessen Rechtschaffenheit und aufrichtige Gesinnung über allen Zweifel erhaben war, wenn diese Bestimmungen nicht eingehalten wurden. Er nahm die Königskrone nur ungern an und litt schwer unter der bleiernen Hand des despotischen Bruders. Schimmelpenninck wollte an dem Untergang der einst so glorreichen Republik nicht mitwirken. Er schlug alle Ehrenämter und Gnadenerweisungen aus und begab sich auf seine Landgüter in Overyssel.

3. Italien. Das Streben Napoleons, gleich Karl dem Großen eine Universalmonarchie zu gründen und alle europäischen Staaten von Frankreich abhängig zu machen, oder unter dessen Einfluß zu beugen, Königreiche und Fürstentümer als Erblehen seinen Verwandten und Generalen zu übertragen, die nach Pariser Fuß eingerichtete Staatsverwaltung und Rechtspflege durch Franzosen oder französisch gesinnte Eingeborne leiten zu lassen, kam am deutlichsten in Italien zum Vorschein. Hier wurde nicht bloß das den Österreichern entrissene venetianische Gebiet mit dem Königreich Italien verbunden und dem Vizekönig Eugen Beauharnais und seinen französischen Ratgebern untergeordnet, auch Napoleons Schwestern Elise und Pauline erlangten Erweiterungen ihrer Ländergebiete. Bald hernach wurde auch das zum Königreich Etrurien erhobene Toscana dem französischen Kaiserreich beigefügt und in drei Departements geteilt. Marie Luise von Spanien, Vormünderin ihres Sohnes Karl Ludwig, verlor
Nov. 1807. Toscana wieder, das man ihr früher als Ersatz für das entrissene Parma verliehen hatte (S. 121). Während des französisch-preußischen Kriegs hatte die Regentin im Vertrauen auf ihre Neutralität und Selbständigkeit den Hafen von Livorno den englischen Schiffen geöffnet. Dies gab Napoleon die erwünschte Gelegenheit nach dem Tilsiter

Frieden mit einem Schlag die Waren der Engländer und das Königreich in Besitz zu nehmen, damit „die Apenninische Halbinsel von dieser Difformität befreit würde". Statt eines in Aussicht gestellten neuen Königreichs in Portugal erhielt Marie Luise ein Kloster zum Kerker angewiesen. Zwei Jahre später wurde Elise Bacciochi, Napoleons 1809. Schwester, bisher Herzogin von Lucca, als Regentin eingesetzt, war aber eigentlich nur Statthalterin des Kaisers. — Das Königreich **Neapel** wurde an **Joseph Bonaparte** unter des Kaisers Oberlehnsherrlichkeit verliehen. Neapel. Die Königin Karoline, die ihren Groll gegen die Franzosen und deren Machthaber nicht ersticken konnte, hatte beim Wiederausbruch des Kriegs, im Widerspruch mit dem in Paris abgeschlossenen Neutralitätsvertrag, eine russisch-englische Flotte landen lassen und die ausgeschifften Truppen mit Freuden aufgenommen. Da unterzeichnete, am Tage nach dem Abschluß des Preßburger Friedens, Napoleon in Schönbrunn das Dekret, das die berüchtigte Formel enthielt: „Die Dynastie der Bourbonen in Neapel hat aufgehört zu regieren." 27. Dez. 1805. General St.-Cyr erhielt die Weisung, in Eilmärschen in das Land einzurücken, „um den Verrat der Königin zu strafen und die verbrecherische Frau vom Thron zu stoßen, die so schamlos alles verletzt hat, was heilig ist unter den Menschen." Umsonst suchte die Königin zuerst durch eine demütige Gesandtschaft an Napoleon, dann, als diese nicht angenommen ward, durch Aufwiegelung der Calabresen und der alten „Glaubensstreiter" den Verlust ihrer Krone zu verhindern. Als die Franzosen unter Joseph 15. Febr. 1806. und Massena anrückten, um den „vertragsbrüchigen" König zu züchtigen, flüchtete sich der Hof mit seinen Schätzen, Kostbarkeiten und Freunden nach Sizilien. Vergebens suchte der Kronprinz Franz, den Ferdinand als Reichsverweser oder Vizekönig zurückließ, in Verbindung mit seinem Bruder Leopold und den Generalen Damas und Hessen-Philippsthal, die Eroberung des Landes zu hindern; nach dem Sieg des Generals Reynier bei Campotenese über Damas und nach der vertragsmäßigen Übergabe der von dem Prinzen von Hessen-Philippsthal lange mit Tapferkeit verteidigten Festung Gaeta an Massena, war der Widerstand der königlichen Truppen gebrochen. Auch die Lazzaroni und empörten Pöbelscharen, die nicht gezügelt durch Gesetz und Obrigkeit ihren wilden Trieben folgten und Leben und Eigentum der Wohlhabenden bedrohten, wurden durch die gemeinsamen Anstrengungen der Franzosen und der städtischen Bürgerwehren nach manchen blutigen Kämpfen unterdrückt, so daß Joseph im Mai von der neapolitanischen Königskrone Besitz nehmen und seinen Einzug in die Mai 1806. Hauptstadt vollziehen konnte. Der neue König, von sanfterer Gemütsart als der Bruder, suchte durch Milde und gute Einrichtungen das Volk mit seiner Regierung zu versöhnen; aber Napoleon schrieb ihm: „Du wirst Dich niemals durch die öffentliche Meinung halten können; laß die Lazzaroni ohne Erbarmen niederschießen, nur mit heilsamem Schrecken wirst Du der italienischen Bevölkerung imponieren. Lege eine Kontribution von dreißig Millionen auf das Land. Mit Liebkosungen gewinnt man die Völker nicht." Schwert und Richtbeil lichteten die Reihen der Aufständischen. Auch Fra Diavolo, der kühne Bandenführer, der den Rang eines Obersten erhalten hatte, starb als Gefangner unter den Händen des Henkers. Neue Gesetze, eine neue Verwal- 12. Nov. tungsform, Einziehung von Klöstern und viele den Franzosen nachgebildete Einrichtungen und Steuerreformen traten überall ein, wo Glieder der Bonapartischen Familie die Herrschaft erlangten. In Neapel wurden alle Lehnsrechte und Feudallasten, welche die Reformen Tanuccis überdauert hatten, vollends aufgehoben. — Auch **Papst Pius VII.** Der Kirchenstaat. erntete keinen Dank für die Hingebung, die er dem neuen Imperator bei jeder Gelegenheit bewiesen. Als er sich weigerte, die von Napoleon verlangte Ehescheidung seines Bruders Jerome von Elisa Patterson auszusprechen und gestützt auf die Unabhängigkeit und Souveränität des päpstlichen Stuhles weder den englischen Schiffen die See-

häfen des Kirchenstaats verschließen, noch der Lehnsherrlichkeit über Neapel entsagen wollte, entbrannte ein heftiger Streit. Es war dem französischen Kaiser unerträglich, daß der römische Hof in Verbindung mit dem Bourbonischen König von Sizilien und mit Sardinien stehe, daß es noch einen englischen Konsul in Rom gebe. Alle dem wollte er ein Ende machen. Der Papst sei Souverän von Rom, ließ sich Napoleon vernehmen, aber er selbst sei Kaiser, und dem Papst liege ob mit dem Kaiser in Übereinstimmung zu handeln. In Rom müsse dieselbe Politik beobachtet werden, wie in Mailand und Neapel. Sollte aber dennoch der römische Hof in seiner Haltung verharren, dann müsse derselbe seine weltliche Herrschaft überhaupt verlieren. Vorerst begnügte sich Napoleon mit der Besetzung einiger Festungen des Kirchenstaats und mit der Verleihung der zwischen Rom und Neapel streitigen Gebiete von Benevent und Ponte-Corvo an Talleyrand und Bernadotte als Reichslehen mit dem Herzogsrang. Aber die nächsten Jahre brachten neue Anlässe zu Streitigkeiten und zu gewaltsamen Eingriffen von seiten Napoleons. Der ganze Kirchenstaat erschien dem Kaiser als eine „Difformität". Wurde doch dadurch die Verbindung zwischen Oberitalien und Neapel unterbrochen. Die Weigerung des Papstes, das Konkordat auch über Venedig auszudehnen, führte die Einziehung des Gebiets von Ankona, Macerata, Fermo, Urbino und die Beschlagnahme der päpstlichen Einkünfte herbei. Aus den zornigen Ausfällen des Imperators an den Vizekönig von Italien über die oppositionelle Haltung des kirchlichen Oberhauptes konnte man voraussehen, daß bald noch gewaltsamere Maßregeln ergriffen werden würden, daß dem Patrimonium Petri dasselbe Schicksal zugedacht sei, wie den übrigen Staaten der Halbinsel. Die beiden Gewalten, die das Mittelalter mit ihren Kämpfen erfüllt hatten, sagt Lanfrey, standen sich wiederum Auge in Auge gegenüber; beide waren ein unhaltbarer Widerspruch im Leben der Neuzeit; aber die eine war mit einer unberechenbaren materiellen Macht ausgerüstet, die andre war nur noch eine Erinnerung, eine Art archäologischer Merkwürdigkeit.

4. Der neue Lehnsadel. Die Marschallswürde. In dem von Österreich abgetretenen venetianischen Gebiet wurde eine Anzahl Reichslehen mit beträchtlichen Einkünften gegründet und an französische Marschälle und Staatsmänner, die sämtlich aus den mittlern oder untern Ständen hervorgegangen waren, mit dem Herzogstitel verliehen. So das Herzogtum Dalmatien an Soult; Treviso an Mortier; Rovigo an Savary; Cadore an Champagny; Istrien an Bessières; Friaul an Duroc; Belluno an Victor; Conegliano an Moncey; Feltre an Clarke; Bassano an Maret; Vicenza an Caulaincourt; Padua an Arrighi. Zu diesen Großlehen kamen dann später noch andre, wie Rivoli (Massena, später Herzog von Eßlingen); Montebello (Lannes); Ragusa (Marmont); Reggio (Oudinot); Tarent (Macdonald); Castiglione (Augereau); Valmy (Kellermann); Parma (Cambacérès); Piacenza (Lebrun); Otranto (Fouché); Ney wurde zuerst Herzog von Elchingen, dann Prinz von der Moskwa; Davoust Herzog von Auerstädt; Lefebvre Herzog von Danzig; Mouton Graf von Lobau u. a. m. — Mit diesem Lehnsadel stand die Erneuerung der höchsten Militärwürde aus der Zeit des alten Regime in engster Beziehung. Die durch Konventsbeschluß vom 21. Februar 1793 abgeschaffte Marschallswürde war von Napoleon durch Senatskonsult vom 28. Floreal des Jahres XII (Juni 1804) wieder hergestellt und 14 Marschälle waren ernannt worden. 1) Berthier, Fürst von Neuchatel und Wagram, Sohn eines Portiers im Kriegsministerium, Ingenieur-Geograph 1766, Kriegsminister 1799, Major-General und Vizeconnetable, gestorben zu Bamberg 1. Juni 1815, 62 Jahre alt. 2) Murat, Großherzog von Kleve und Berg, Wirtssohn von La Bastide bei Cahors, Soldat 1787, König von Neapel 1808, Leutnant des Kaisers 1812, erschossen zu Pizzo in Kalabrien 13. Oktober 1815. 3) Moncey, Herzog von Conegliano, Freiwilliger 1768, erster General-

Inspektor der Gendarmerie, Gouverneur des Invalidenhotels, gestorben zu Paris 20. April 1842. 4) Jourdan, Sohn eines Buchdruckers zu Limoges, Soldat 1778, 1815 in den Grafenstand erhoben, Gouverneur des Invalidenhotels, gest. 23. Nov. 1833, 71 Jahre alt. 5) Massena, Herzog von Rivoli, Fürst von Eßlingen, Sohn eines Weinhändlers aus Nizza, Soldat 1775 mit dem Beinamen: l'Enfant chéri de la Victoire, gest. zu Paris 4. April 1817, 50 Jahre alt. 6) Augereau, Herzog von Castiglione, Sohn eines Gemüsehändlers in Paris, Soldat 1774, gest. zu la Houssaye 12. Juni 1816, 59 Jahre alt. 7) Bernadotte, Fürst von Ponte-Corvo, Sohn eines Advokaten in Pau, Soldat 1780, König von Schweden 1818, gest. zu Stockholm im Januar 1844. 8) Soult, Herzog von Dalmatien, geb. 1769, Sohn eines Bauern aus St.-Amand bei Castres, Soldat 1785, Oberbefehlshaber des Boulogner Lagers 1804, Generalmarschall 26. Dezember 1847, gest. 1851, 82 Jahre alt. 9) Brune, beim Ausbruch der Revolution Buchdrucker, trat 1792 in die Armee, 1797 Brigadegeneral in Italien, ermordet zu Avignon 2. Aug. 1815, 52 Jahre alt. 10) Lannes, Herzog von Montebello, mit dem Beinamen: le Roland de l'armée, Sohn eines Färbers aus Lectoure, Unterleutnant 1792, tödlich verwundet bei Eßlingen, 22. Mai 1809, gest. 31. Mai in Wien, 40 Jahre alt. 11) Mortier, Herzog von Treviso, von bürgerlicher Abkunft, begann seine militärische Laufbahn als Nationalgardist, Hauptmann 1791, getötet zu Paris 28. Juli 1835 (durch Fieschis Höllenmaschine). 12) Ney, Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa, mit dem Beinamen: le Brave des braves, Sohn eines Küfers von Saarlouis, Soldat 1788, General 1796, erschossen zu Paris 7. Dezember 1815, 46 Jahre alt. 13) Davoust, Herzog von Auerstädt, Fürst von Eckmühl, Zögling der Militärschule 1785, gest. zu Paris 1. Juni 1823, 53 Jahre alt. 14) Bessières, Herzog von Istrien, Soldat 1792, Oberbefehlshaber der Kaisergarde, gefallen auf dem Schlachtfeld zu Lützen, 1. Mai 1813. Durch dasselbe Dekret wurden mit dem Marschallstitel vier Senatoren beehrt, welche Oberkommandos geführt hatten: 1) Kellermann, Herzog von Valmy, Sohn eines Straßburger Bürgers, Kadett 1752, gest. zu Paris 23. September 1820, 85 Jahre alt. 2) Lefebvre, Herzog von Danzig, Soldat in den französischen Garden 1773, gest. zu Paris 14. September 1820, 65 Jahre alt. 3) Marquis de Perignon, Unterleutnant 1782, gest. zu Paris 25. Dezember 1818, 54 Jahre alt. 4) Serrurier, Leutnant 1755, gest. 21. Dezember 1819, 77 Jahre alt. — Die übrigen Ernennungen während des Kaiserreichs sind folgende: 1) Viktor Perrin, Herzog von Belluno, ursprünglich Ladendiener in Troyes, Soldat 1781, Marschall nach der Schlacht von Friedland 13. Juli 1807, gest. zu Paris 1. März 1841. 2) Oudinot, Herzog von Reggio, mit dem Beinamen: le Bayard moderne, Kaufmannssohn aus Bar le Duc, Soldat 1782, Invalidengouverneur, gest. 13. September 1847. 3) Marmont, Herzog von Ragusa, Unterleutnant der Artillerie 1790, gest. zu Hamburg 12. März 1852, 72 Jahre alt. 4) Macdonald, Herzog von Tarent, Soldat 1784, gest. zu Courcelles bei Gien, 25. September 1840. Die drei letzten Ernennungen vom 12. Juli 1809, nach der Schlacht von Wagram. 5) Suchet, Herzog von Albufera, aus Lyon gebürtig, Soldat 1792, Marschall 8. Juli 1811, gest. 3. Januar 1826 zu St. Joseph bei Marseille, 54 Jahre alt. 6) Marquis de Gouvion St.-Cyr, Pariser Freiwilliger 1792, Marschall 27. Aug. 1812, gest. 17. März 1830 in Hyères, 66 Jahre alt. 7) Fürst Poniatowski, Freiwilliger 1792, Marschall 16. Oktober 1813, gest. 19. Oktober 1813, 51. Jahre alt.

Unter der Restauration wurden neun Marschälle ernannt, von Ludwig XVIII. durch Verordnung vom 3. Juli 1816 die vier folgenden: 1) Herzog de Coigny, Musketier 1752,

gest. als Invalidengouverneur 18. Mai 1821, 84 Jahre alt. 2) Marquis de Beurnonville, Freiwilliger 1774, gest. 23. April 1821, 69 Jahre alt. 3) Clarke, Herzog von Feltre, Kadett 1781, Kriegsminister von 1807 bis 1814, gest. 28. Oktober 1818, 53 Jahre alt. 4) Graf Viomesnil, Leutnant 1747, gest. 5. März 1827, 93 Jahre alt. 5) Marquis de Lauriston, Artilleriezögling 1784, Marschall 6. Juni 1823, gest. 11. Juni 1828, 60 Jahre alt. 6) Graf Molitor, Hauptmann 1791, Marschall 9. Oktober 1823, gest. 28. Juli 1849. 7) Fürst von Hohenlohe-Bartenstein, Marschall (wegen der Einnahme von St. Sebastian 1823) 8. März 1827, gest. 31. Mai 1829, 61 Jahre alt. 8) Marquis de Maison, Hauptmann der Föderierten 1792, Obergeneral in Morea, gest. 12. Februar 1840. 9) Graf de Bourmont, Oberanführer gegen Algier, Fähnrich in der französischen Garde 1788, Marschall 14. Juli 1830, gest. auf Schloß Bourmont in Anjou, im Oktober 1846. — Unter der Julidynastie waren zehn Promotionen: 1) Graf Gérard, Freiwilliger 1791, Marschall 17. Aug. 1830, gest. 18. April 1852, 78 Jahre alt. 2) Graf Clauzel, Unterleutnant 1791, Marschall 30. Juli 1831, gest. 1842, 69 Jahre alt. 3) Mouton, Graf von Lobau, Soldat 1792, gest. 27. November 1838. 4) Marquis de Grouchy, Artilleriezögling 1780, Marschall 19. November 1831 (eigentlich schon 7. April 1815 ernannt), gest. zu St.-Etienne 29. Mai 1847. 5) Graf Valée, Marschall 11. Nov. 1837 (Eroberung von Konstantine), gest. 15. August 1846. 6) Graf Sebastiani-Porta, Marschall 21. Oktober 1840, gest. 22. Juli 1851, 76 Jahre alt. 7) Graf Drouet d'Erlon, Freiwilliger 1791, Marschall 9. Aug. 1843, gest. 25. Januar 1844. 8) Bugeaud, Marquis de la Piconnerie, Herzog von Isly, Soldat bei den Velites-Grenadieren der Garden 1804, Marschall 31. Juli 1843, gest. 10. Juni 1849. 9) Graf Reille, Grenadier 1791, Marschall 17. September 1847. 10) Vikomte Dode de la Brunerie, Aspirant im Geniekorps 1794, Marschall 17. September 1847, gest. 1851. — Unter der Republik 1) Jerome Bonaparte, Marine-Aspirant 9. November 1799, Divisionsgeneral 14. März 1807, Marschall 1. Januar 1850, gest. 1860 als Gouverneur des Invalidenhotels. 2) Excelmans, Freiwilliger 1791, Divisionsgeneral 1812, Großkanzler der Ehrenlegion 1849, Marschall 1851, gest. 23. Juli 1852, 77 Jahre alt. Dazu kamen noch unter dem zweiten Kaisertum: Johann Bapt. Philibert Vaillant (11. Dezember 1851), St.-Arnaud (2. Dez. 1852), Graf Baraguay d'Hilliers (28. Aug. 1854), J. J. A. Pelissier, Herzog von Malakoff (12. Sept. 1855, gest. 22. Mai 1864 in Algier), Graf J. L. C. Randon (März 1856), Franc. Certaine Canrobert (18. März 1856), Elie Fréder. Louis Forey (3. Juli 1863), Mac Mahon, Herzog von Magenta (4. Juni 1859), Ad. Niel (25. Juni 1859), Graf Ph. A. Ornano (1861), Fr. Achille Bazaine (Sept. 1864), Edm. Leboeuf (März 1870).

4. Von Preßburg bis Tilsit.

a. Politische und diplomatische Winkelzüge.

Friedensanzeichen in England und Rußland.

Wie wenig immer die Abmachungen in Preßburg, schimpflich für Österreich und gefährlich für das politische Gleichgewicht Europas, die Bürgschaft eines dauernden Friedens in sich trugen, so hatte es doch eine Zeitlang den Anschein, als ob alle Mächte die Gewaltherrschaft des französischen Imperators wie ein Verhängnis ertragen würden. In England gaben die Eindrücke von Austerlitz und Preßburg und die Auflösung der Koalition dem schon seit einiger Zeit in seiner Gesundheit erschütterten Minister Pitt den Todesstoß. „Diese Landkarte," sagte er zu seiner Umgebung auf die Karte von Europa deutend, „werden wir jetzt auf ein halbes Jahrhundert auslöschen können. O mein Vater-

land." Am 23. Januar 1806 hauchte er seinen letzten Atem aus in einem Alter von noch nicht ganz siebenundvierzig Jahren. Mit seinem Abscheiden erfuhr das bisherige scharfe Toryregiment eine wesentliche Umgestaltung, indem sein heftigster Widersacher, Charles James Fox, in dem neuen Ministerium das auswärtige Amt übernahm, derselbe Staatsmann, den wir schon öfters als Fürsprecher der Revolution, als Freund und Bewunderer der französischen Nation und ihres genialen Oberhauptes, als Gegner der englischen Kriegspolitik kennen gelernt haben. Napoleon durfte daher erwarten, daß der neue Minister, treu seiner Vergangenheit und seinen bisherigen Ansichten, zu einer friedlichen Politik die Hand bieten würde. Und auch in Rußland hatte die schwere Niederlage bei Austerlitz die Kriegslust gedämpft und die dem Frieden mit Frankreich günstig gesinnte Partei zu größerm Ansehen gebracht. Man stellte es dem preußischen Kabinett frei, ohne Rücksicht auf das neugeschlossene Bündnis sich mit Frankreich zu verständigen; man ließ es geschehen, daß die Bourbons aus Neapel vertrieben wurden und Venetien nebst Dalmatien in französische Hände kam, so sehr auch zu befürchten stand, daß dadurch Napoleon einen überwiegenden Einfluß auf die Pforte gewinnen möchte. Czartoryski, der seit der Auflösung des russisch-österreichischen Bündnisses nicht mehr hoffen konnte, daß man in Wien zum Dank für die Bundeshilfe in die Abtretung der polnischen Provinzen willigen würde, redete nunmehr einem Sonderfrieden mit Frankreich das Wort. Auf seinen Antrag wurde der Staatsrat d'Oubril, der schon früher einmal russischer Geschäftsträger in Paris gewesen war, nach Frankreich geschickt, angeblich um über die Auswechselung der Kriegsgefangenen zu unterhandeln, zugleich aber mit dem geheimen Auftrag, die Stimmung in den Tuilerien zu erforschen und, wenn thunlich, einen Frieden einzuleiten. Als d'Oubril in Paris ankam, waren bereits Besprechungen zwischen Talleyrand und Lord Yarmouth, einem der in Frankreich zurückgebliebenen Engländer, im Gang. Fox schien geneigt, auf Grund des Friedens von Amiens ein Abkommen mit Frankreich zu schließen, und auch der russische Abgesandte war bevollmächtigt, „auf Grundlagen, die geeignet wären den Frieden sicherzustellen und ihn unter andern kriegführenden Mächten vorzubereiten", in Unterhandlungen zu treten.

Da stellte sich aber bald heraus, daß Napoleon weit entfernt sei, durch Einlenken in eine gemäßigtere Politik aufrichtig die Möglichkeit einer dauernden Friedensstiftung zu schaffen. Sein Streben war nur darauf gerichtet, die noch zu Recht bestehende Allianz zwischen Rußland und England zu lösen, jede dieser Mächte zu Sonderverträgen zu bewegen, damit seine eignen Eroberungs- und Vergrößerungspläne ohne Hindernis in Vollzug gesetzt werden könnten. Wir wissen, wie gewaltthätig er um dieselbe Zeit in Italien und Holland verfuhr; wir werden sogleich hören, wie er durch den Abschluß des Rheinbunds das südwestliche Deutschland unter seinen Einfluß beugte, und wie er Preußen in eine Lage setzte, die demselben nur die Wahl ließ zwischen Krieg und einer Bundes- *Napoleons machiavellistische Staatskunst.*

genossenschaft mit völliger Unterordnung unter Frankreich. Wie konnten die Großmächte auf eine solche Umgestaltung der europäischen Staatenverhältnisse eingehen? Und nicht zufrieden mit dem bereits Errungenen, ließ Napoleon deutlich merken, daß seine Absichten noch weiter gingen. Er verlangte, daß England von Sizilien ablasse, da diese Insel für das Königreich seines Bruders unentbehrlich sei. Als Entschädigung für Ferdinand IV. und seine Nachkommen bot er Besitzungen an, die ihm gar nicht gehörten, die erst einem fremden Staat hätten entrissen werden müssen, wie das Gebiet der Republik Ragusa, oder die Balearen, oder die deutschen Hansestädte. Dabei ließ er alle Künste der Diplomatie und Verstellung spielen: Begabt mit einer großen Anziehungskraft und einem wunderbaren Talent, den Menschen zu schmeicheln, sie zu verlocken, ihnen eine trügerische Sicherheit einzuflößen, heißt es bei Lanfrey, wußte er die Unterhändler zu fesseln, fortzureißen, sie durch scheinbare Offenherzigkeit zu hintergehen. Er machte ihnen gegenüber allerhand menschenfreundliche Rücksichten geltend, oder den Ruhm, Europa nach so vielen Stürmen den Frieden wiederzugeben; er weihte sie in seine Zukunftspläne, in seine philanthropischen Hoffnungen ein und beeiferte sich, sie zu binden, ohne ihnen Zeit zur Überlegung zu gönnen. Dann aber, wenn alles festgestellt, abgemacht, beendigt war, so daß eben unterzeichnet werden sollte, enthüllte er plötzlich irgend einen unvorhergesehenen Anschlag, ließ den Unterhändlern nur die Wahl sich demselben zu fügen oder den Vertrag zu zerreißen; drohte in diesem Fall, sie für die Folgen verantwortlich zu machen, und da die Kabinette in übergroßem Vertrauen die Vorteile des Friedens den Völkern gegenüber gewöhnlich schon vorweggenommen hatten, beugten sie fast immer das Haupt und ergaben sich in die Thatsache. Ebenso unaufrichtig waren die Friedensaussichten, welche Champagny in Napoleons 5. März 1806. Namen dem Gesetzgebenden Körper in Paris vorhielt. „Der Kaiser beabsichtigt keine Eroberungen mehr. Den kriegerischen Ruhm hat er ausgekostet; er verlangt nicht mehr nach den blutigen Lorbeeren, die zu pflücken man ihn gezwungen hat. Die Verwaltung zu verbessern, sie für sein Volk zur Quelle dauernden Glücks und wachsender Wohlfahrt zu machen, in seinen Handlungen Lehre und Vorbild einer reinen erhabenen Moral zu geben und die Segenswünsche der jetzigen Generation wie der künftigen Geschlechter zu verdienen, das ist der Ruhm, den er erstrebt." Und doch standen seine besten Truppen noch in Süddeutschland in gedeckten Stellungen, und seine Armee wurde durch neue Aushebungen fortwährend verstärkt. Am 9. März hatte der König von Preußen den Vertrag bestätigt, der ihm Hannover zu vollem Besitz gab, und schon im Juni bot Napoleon dasselbe Land der englischen Regierung als Unterpfand des Friedens und der Versöhnung an!

Ausgang des Ministers Fox. Umschlag der englischen Politik.

Fox erkannte daher auch bald, daß er der Politik, welcher er auf den Bänken der Opposition bisher das Wort geredet, an der Spitze der Regierung nicht treu bleiben könne. Das Schicksal ersparte ihm jedoch das peinliche Gefühl, am Ende

seiner öffentlichen Wirksamkeit in eine andre Bahn einlenken, dem Beispiel Burkes folgen zu müssen. Wenige Monate nach seinem Rivalen Pitt erlag Fox 13. Sept. 1806. der Krankheit, die ihn bald nach dem Eintritt in das Ministerium ergriffen hatte, ein genialer Staatsmann von höhern Anschauungen, ein glänzender Redner voll Kraft und Klarheit, ein mannhafter Charakter von liebenswürdigen Formen, von edler Gesinnung und Herzensgüte. Trotz der Fehler und Ausschweifungen, deren wir in frühern Blättern gedacht haben, folgte ihm die Liebe des englischen Volks, die Verehrung und Bewunderung aller Patrioten ins Grab. Napoleon hat später gesagt: „Der Tod von Fox gehört zu den Unglücksfällen meiner Laufbahn. Wäre er am Leben geblieben, so hätte die Sache der Völker gesiegt und wir hätten in Europa eine neue Ordnung der Dinge geschaffen.“ Es war eine Selbsttäuschung oder eine Unwahrheit. Mit einem Mann von so despotischem Geist, der seine Machtstellung zum Umsturz aller herkömmlichen Staatsordnungen und historischen Entwickelungen des europäischen Festlandes mißbrauchte, der seiner Herrschsucht und seinen dynastischen oder persönlichen Interessen die Ruhe und Sicherheit aller Throne und Völker zum Opfer brachte, der eben im Begriff stand, das gezückte Schwert gegen Preußen zu richten, hätte selbst ein Fox kein dauerndes Friedenswerk aufrichten können. Noch weniger waren die Whigminister nach Fox' Tod, ein Lord Howick, nachmals Earl Grey, ein Grenville und ihre Genossen im stande, eine Änderung der bisherigen Politik durchzuführen. Schon nach einigen Monaten trat ein neues Ministerium Camden-Portland ins Leben, in welchem die gewandten Staatsmänner Canning und Castlereagh den größten Einfluß hatten und das wieder in die kriegerische Politik der Tories einlenkte. Doch mischte sich England nicht in den kontinentalen Krieg, der kurz nachher über Preußen hereinbrach und die Monarchie Friedrichs des Großen dem tiefsten Fall entgegenführte. Durch die Besetzung Hannovers hatte sich die Berliner Regierung die Feindschaft Englands zugezogen. In London sah man daher mit Gleichgültigkeit, ja mit einiger Schadenfreude auf die Mißgeschicke herab, die sich Preußen durch seine zweideutige Politik selbst bereitet. Immerhin war es für Napoleon ein großer Vorteil, daß England durch die schwebenden Verhandlungen von jeder kriegerischen Aktion zu gunsten der norddeutschen Staaten zurückgehalten ward.

Auch die Sendung des russischen Unterhändlers d'Oubril wußte Napoleon d'Oubril in Paris. für seine Zwecke auszubeuten. Der russische Flottenführer im Adriatischen Meer hatte die Bocche di Cattaro besetzt und weigerte sich den festen Platz zu räumen, obwohl derselbe zu dem im Preßburger Frieden von Österreich an Frankreich abgetretenen Küstenland Dalmatien gehörte. Napoleon zeigte sich darüber sehr entrüstet: er drohte mit Krieg und forderte, daß Österreich ihm dabei behilflich sein sollte. Er wollte den russischen Abgesandten einschüchtern und zugleich Österreich mit Rußland noch mehr entzweien. Er erreichte seinen Zweck: d'Oubril, von einer Konferenz zur andern gejagt und bis zu gänzlicher Erschöpfung und

Abspannung ermüdet, ließ sich wie Haugwitz durch Einschüchterungen und Schmeicheleien, vielleicht auch durch Bestechung zur Unterzeichnung eines Vertrags fortreißen, der weit über seine Instruktionen ging und Rußland nicht nur von der österreichischen, sondern auch von der englischen Allianz vollständig losreißen sollte. War die Koalition aufgelöst und jeder Staat auf sein eignes Interesse gestellt, so konnte Napoleon um so sicherer zum Ziel seiner Herrschsucht gelangen, seine diktatorischen Machtsprüche zur Geltung bringen. Gegenseitiges Mißtrauen der Mächte aufeinander, durch Sonderverhandlungen mit dem einen oder dem andern geweckt und genährt, förderte dann die diplomatischen Trugspiele.

20. Juli 1806. Nach dem mit d'Oubril abgeschlossenen Vertrag sollte der Zar Napoleons Kaisertitel anerkennen, Cattaro räumen und in die Entthronung des Königs beider Sizilien willigen, unter der Zusage einer Entschädigung für den Bourbonischen Kronprinzen. Ein weiterer Artikel, kraft dessen Alexander sich verpflichtete eine friedliche Ausgleichung zwischen Schweden und Preußen herzustellen, war berechnet, den Zaren auch mit dem Berliner Königshaus zu entzweien.

Rußland beharrt bei der Kriegspolitik. Es fehlte nicht an Stimmen in Petersburg, welche das wenngleich wenig ehrenhafte Abkommen befürworteten. Insbesondere wußte man in Paris den Fürsten Czartoryski dadurch zu gewinnen, daß man die Erwerbung von Preußisch-Polen für Rußland in Aussicht stellte. Diese französisch gesinnten Ratgeber drangen jedoch nicht durch. Czartoryski, der das Bündnis mit Frankreich hauptsächlich begünstigte, wurde in dem auswärtigen Ministerium durch Baron Budberg, einen Gegner der Bonapartischen Gewaltherrschaft ersetzt, d'Oubril, weil er seine Vollmacht überschritten, aus der Liste der Staatsräte gestrichen und auf
15. Aug. 1806. seine Güter verwiesen. Vielleicht hatte Czartoryski den russischen Kaiser zu bewegen gesucht, er möchte den Titel eines Königs von Polen annehmen und dann mit französischer Hilfe sich der sämtlichen Teile der ehemaligen Republik bemächtigen. Noch war man in Petersburg zu keinem festen Entschluß gekommen, als der preußisch-französische Krieg vor der Thür stand. Im Rat des Zaren fand man, daß die Besitznahme der hannoverschen Lande von seiten Preußens kein „legitimer" Akt sei; und konnte denn nicht Haugwitz, der wiederum an der Spitze der Regierung stand, in der letzten Stunde zur alten Neutralitätspolitik zurückkehren? Zudem drohten schwere Zerwürfnisse mit der Pforte, die durch den Einfluß des französischen Gesandten Sebastiani leicht bis zu einem russisch-türkischen Krieg gesteigert werden konnten. Sultan Selim, ein wohlwollender aufgeklärter Mann, aber schwach und unselbständig, hatte die frühern Feindseligkeiten Napoleons vergessen und verziehen. Man begriff in Konstantinopel sehr wohl, daß Rußland ein gefährlicherer Feind sei als Frankreich. Die Mission des gewandten, thätigen Sebastiani, welcher die Türkei gegen Rußland aufreizen und mit Frankreich befreunden sollte, war daher von Erfolg. Der Gesandte erinnerte den Padischah an die hundertjährigen Bande, welche die beiden Länder verknüpften,

an die Gemeinsamkeit ihrer Interessen, an das unaufhörliche Vordringen der
Russen in den Donauländern. Selim lieh den Einflüsterungen des französischen
Agenten ein geneigtes Ohr. Durch die eigenmächtige Ernennung der Hospodare
der Walachei und Moldau, die der Sultan nur mit vorher eingeholter Zustim-
mung des Zaren einsetzen sollte, war der erste Anlaß zu einem russisch-türkischen
Krieg gegeben. Sebastiani erhielt den Auftrag ein Schutz- und Trutzbündnis
mit dem Sultan einzugehen, in welchem Napoleon der Pforte die Unverletzlich-
keit ihrer Provinzen Moldau, Walachei und Serbien zusicherte und sich verpflich-
tete, nur mit türkischer Zustimmung einen Frieden mit Rußland abzuschließen.
Darum überlegte man in Petersburg ernstlich, ob man sich in einen Doppelkrieg
einlassen solle. Erst als die französischen Heere bereits in Thüringen standen,
ließ sich Alexander durch den preußischen General Krusemark zu einem Bundes- Sept. 1806.
vertrag bestimmen, kraft dessen er sich zur Stellung von 70,000 Mann verbind-
lich machte. In einem warmen Schreiben versicherte der Zar den König von
Preußen: als Verbündeter und als Freund durch ein doppeltes Band mit ihm
vereinigt, gebe es keine Anstrengung, die er nicht zu machen, kein Opfer, das er
nicht zu bringen bereit sei, um die teuern Pflichten zu erfüllen, die ein solches
Verhältnis ihm auferlege. Aber ehe die Hilfsarmee ins Feld rücken konnte,
waren die Franzosen bis zur Oder vorgedrungen.

b. Der Rheinbund.

Durch die Erhebung der Kurfürsten von Bayern und von Württemberg zur Stiftung des Rheinbundes.
souveränen Königswürde war bereits die Verfassung des Deutschen Reichs auf-
gelöst. Napoleon konnte daher leicht auf den Gedanken kommen, durch *Stif-
tung des Rheinbundes* den Süden und Westen von Deutschland dem
österreichischen Einfluß ganz zu entrücken und an sich zu ketten. Bei der Selbst-
sucht der meisten deutschen Fürsten und bei der obwaltenden Furcht vor dem ge-
waltigen Gebieter, auf dessen Seite immer das Schlachtenglück war, fiel es dem
schlauen Talleyrand und dem Kurfürsten-Erzkanzler Karl Theodor von Dalberg
nicht schwer, durch die Aussicht auf Ländergewinn und Machtvergrößerung eine
Anzahl Fürsten und Reichsstände zur Trennung vom Deutschen Reich und zum
Anschluß an Frankreich zu bewegen. Unbedingte Unterwerfung in Sachen der
europäischen Politik und unbeschränkte Souveränität im Innern waren die lei-
tenden Gedanken der Rheinbundsverfassung. Der selbstsüchtige Partikularismus
der Fürsten wurde unterstützt durch die kosmopolitische Richtung des deutschen
Volks jener Tage. Die jammervollen öffentlichen Zustände im Deutschen Reich,
die uns zur Genüge bekannt sind, hatten jede vaterländische Gesinnung, jedes
Nationalgefühl geknickt und erstickt. Selbst in der Litteratur, in der Dichtkunst,
wehte der Hauch eines weltbürgerlichen humanitären Idealismus und drängte
die Regungen des Patriotismus zurück. Ein starker Teil des deutschen Volks,
insbesondere die Jugend, war von Bewunderung erfüllt für den größten Mann

des Jahrhunderts, und wenn die neuen staatlichen und gesellschaftlichen Ordnungen im Geist der Revolution, welche unter der Ägide des Gewaltigen in den deutschen Bundesstaaten zur Einführung kamen, auch viele Gebrechen an sich trugen, auch viele bedenkliche Umwälzungen in ihrem Schoß bargen, gegenüber den verlotterten, unwürdigen und schmachvollen Zuständen der alten Reichswirtschaft mußten sie als ein bedeutender Fortschritt auf der Bahn zur persönlichen Freiheit und bürgerlichen Gleichheit erscheinen. So wirkten verschiedene Beweggründe zusammen, um die herrschsüchtige Politik des Imperators zum Sieg zu
12. Juli 1806. führen. Am 12. Juli 1806 wurde in Paris der Grundvertrag unterzeichnet, kraft dessen Napoleon als Protektor des Rheinbundes den einzelnen Gliedern (Bayern, Württemberg, Baden, Darmstadt, Kleve-Berg, Nassau, Hohenzollern, Liechtenstein u. a. m.) in betreff der Besteuerung, Konskription, Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit vollkommenes Hoheitsrecht (Souveränität) zuerkannte, gegen die Verpflichtung, eine bestimmte Anzahl Truppen (bis zum Belauf von 63,000 Mann) zu des Kaisers Verfügung bereit zu halten. Der zum Fürst-Primas erhobene und mit der Stadt Frankfurt beschenkte Kurfürst-Erzkanzler Karl von
Dalberg. 1744—1817. Dalberg ward als Napoleons Stellvertreter beim Rheinbund ausersehen, ein gebildeter Gönner der Künste und Wissenschaften und milder wohlwollender Regent, aber von den weltbürgerlichen Ideen jener Tage beherrscht, ohne Charakterfestigkeit und vaterländischen Sinn den Machtsprüchen des französischen Kaisers sich fügend. Durch neue Gebietsvermehrung und durch Unterordnung (Mediatisierung) vieler kleinen vordem unmittelbaren Reichsstände unter die Oberhoheit der größern Fürsten, von deren Gebiet jene eingeschlossen waren, nahm die Macht der Bundesglieder bedeutend zu. Kaiser Franz II., der schon vorher
14. Aug. 1804. durch Übertragung der Kaiserwürde auf die österreichischen Erbstaaten sein geringes Vertrauen auf den Fortbestand des Reichs kund gegeben, entsagte, durch
6. Aug. 1806. die heftigsten Drohungen Napoleons bewogen, der deutschen Kaiserwürde, nannte sich Franz I., Kaiser von Österreich, und entzog seine sämtlichen Staaten dem deutschen Reichsverband. Die Stadt Regensburg, wo der Reichstag bisher seinen Sitz gehabt, wurde im Jahr 1810 dem neuen Königreich Bayern einverleibt. Damit wurde das „heilige römische Reich deutscher Nation“ aufgelöst; durch innere Zwietracht und machtlose Vielherrschaft war es schon längst zum Schatten herabgesunken und von dem Ruhm der Ottonen und Staufer haftete kaum noch eine Spur an dieser Krone. Jetzt wurden die mächtigsten Glieder die Vasallen eines fremden Zwingherrn. Die Reichsgesetze samt dem Reichstag und dem Reichsgericht wurden abgeschafft und die Unterthanen der Rheinbundsstaaten traten bis zur Ausarbeitung neuer Gesetze in den Zustand einer rechtlosen Übergangsperiode. Wohl drückte das Gefühl der Schmach manche deutsche Brust; und E. M. Arndt gab in dem „Geist der Zeit“ diesem Gefühl Worte; aber wie wenige wagten es noch ferner zu sprechen, seitdem der wackere Buchhändler Palm von Nürnberg auf Befehl des despotischen Machthabers

das Opfer eines schmachvollen Justizmordes geworden, weil er sich weigerte, den Verfasser einer von ihm verlegten kleinen Schrift, „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung", anzugeben! Von einem Militärgericht zum Tod verurteilt, wurde Palm in Braunau, einer Festung, welche Napoleon als Entgelt für Cattaro noch immer besetzt hielt, erschossen. Palm ging mit einem Mut und einer Ruhe zum Tod, die selbst die Vollstrecker des Urteils rührten, und bald wurde er in patriotischen Liedern, die in ganz Deutschland wiederhallten, als Märtyrer gefeiert. Verfasser der keineswegs aufreizenden, sondern eher gefühlsseligen Schrift soll ein Ansbacher von Yelin gewesen sein. Es war dasselbe System, das Napoleon seinem Bruder Joseph in Neapel zur Nachahmung empfahl. 26. Aug. 1806.

Der Rheinbund umfaßte außer den genannten noch einige Reichsglieder, die später mediatisiert wurden, wie Salm, Isenburg, Aremberg und Dalbergs Neffen, den Fürsten von der Leyen. Als das Wort Mediatisierung verlautete, „drängte man sich wie im Jahr 1802 und 1803 bei den Säkularisationen eifrig nach Paris, bettelte, bestach, intrigierte mit allen Kräften. Deutsche Länder und Stämme wurden wieder im Aufstrich verkauft; wer zahlte, war seiner Existenz zunächst sicher und die hohen Würdenträger des Kaiserreichs sackten Millionen ein. Die Trinkgelder und diplomatischen Geschenke wurden nach dem Ausdruck eines Franzosen wie Börsengeschäfte verhandelt". So wurden ohne Rechtstitel, lediglich durch einen Akt revolutionärer Gewalt von einem fremden Eroberer und einer Anzahl Mitstände im Reich, eine Reihe fürstlicher Familien eingeschmolzen, die nicht so glücklich gewesen waren, brauchbare Werkzeuge für die Bonapartische Politik zu sein, oder durch Geld, Protektion, Familienverbindung ihre bedrohte Existenz zu retten. Zu den mediatisierten Fürsten gehörten: Fürstenberg, Schwarzenberg, Thurn und Taxis, Löwenstein, Öttingen, Hohenlohe, Leiningen, Nassau-Oranien, Wied-Runkel, Metternich, Fugger, Bentheim, Solms, Sayn-Wittgenstein u. a.; ferner die Grafen von Kastell, Erbach, Stolberg, Isenburg, Sternberg, Plettenberg, Wartenberg, Waldbott-Bassenheim u. a. Die Mediatisierten (Standesherren) behielten ihr Patrimonial- und Privateigentum, das Recht der niedern und mittlern Gerichtsbarkeit, das Jagd-, Fischerei- und Patronatsrecht, Zehnten, Lehnsgefälle u. dgl. Mediatisierungen.

c. Der Krieg von 1806 und 1807.

1. Ausbruch des Kriegs. Jena und Auerstädt.

Preußen hatte die Niederwerfung Österreichs, die Knechtung des südlichen und westlichen Deutschland sich vollziehen lassen, ohne sich bewußt zu werden, wie sehr damit die eigne Sicherheit gefährdet wurde. Wohl war schließlich, wie wir soeben gesehen, die Berliner Regierung, gereizt über die völkerrechtswidrige und rücksichtslose Verletzung ihres neutralen Gebiets in Ansbach durch französische Preußens Haltung im dritten Koalitionskrieg u. Verhältnis zu Napoleon.

3. Nov. 1805. Armeen, der Koalition gegen Napoleon in dem Potsdamer Vertrag beigetreten (S. 190). Die Kriegspartei, an ihrer Spitze die hochherzige Königin Luise und der tapfere lebensfrohe Prinz Louis Ferdinand, gewann zeitweilig die Oberhand über die mattherzigen Ratschläge der leitenden Staatsmänner. Russen und Schweden wurde der Durchgang durch preußisches Gebiet gestattet, Haugwitz, der Mann der unbedingten Neutralität, in Napoleons Hauptquartier gesandt, mit Vermittelungsvorschlägen, die einer Kriegserklärung ähnlich waren. Allein trotzdem fand die preußische Regierung nicht den Entschluß zum Krieg und zur rechtzeitigen Abwehr drohender Gefahren. Durch die zweideutige Haltung reizte man nur den Argwohn und Zorn des französischen Machthabers, ohne ihm doch zu schaden. Die preußische Politik während des Koalitionskriegs brachte das Berliner Kabinett um alles Ansehen und Vertrauen und gab die Monarchie Friedrichs des Großen schließlich vereinzelt und wehrlos dem Übermut
15. Dez. 1805. Napoleons preis. Der Schönbrunner Allianzvertrag (S. 199), von Haugwitz in der schweren Wahl zwischen einem hoffnungslosen Krieg oder einer falschen und unterwürfigen Bundesgenossenschaft geschlossen, war ein Zeugnis der Demütigung, in welche die feige und haltlose Politik den Staat gestürzt hatte. Napoleons Hohn, Verachtung und Übermut sprach sich seitdem kaum gegen ein andres Land so unverhüllt aus wie gegen Preußen, das mit aller Unterwürfigkeit doch nichts erreichte als den Krieg um ein paar Monate hinauszuschieben, inzwischen alle möglichen Kränkungen über sich ergehen zu lassen und am Ende um so zermalmender getroffen zu werden. Die Haltlosigkeit der preußischen Politik ging soweit, daß sogar die Rüstungen eingestellt und die mobil gemachten Truppen großenteils entlassen wurden, obwohl jeden Augenblick eine kriegerische Wendung vorauszusehen war. Die im Schönbrunner Vertrag festgesetzte Vereinigung Hannovers mit Preußen führte nur zur Feindschaft mit England, und die Art der Besitznahme reizte zugleich den Unwillen Napoleons. Die weitern Schritte auf dem Weg dieser unklaren Politik dienten nur dazu, die Verlegenheiten zu mehren, die Stellung der Regierung noch unsicherer und schwieriger zu machen
15. Febr. 1806. und ihr alle Sympathien zu rauben. In einem neuen Vertrag zu Paris, der die Schönbrunner Bedingungen noch verschlechterte, verpflichtete sich Preußen, die Elb- und Wesermündungen sowie seine Seehäfen den englischen Schiffen zu verschließen, genehmigte endgültig den Eintausch Hannovers gegen die anderweitigen Abtretungen und schnitt dadurch das seit dem Siebenjährigen Krieg bestehende Band mit England entzwei. Es war die vollständige Unterwerfung unter Frankreich, der Bruch mit allen natürlichen Gegnern Napoleons. Die britische Regierung antwortete mit Repressalien, mit der Beschlagnahme preußischer Fahrzeuge, mit der Blockade der norddeutschen Flüsse, mit Kaperbriefen, Maßregeln, die den preußischen Handel empfindlich schädigten. Ähnlich verfuhr die schwedische Regierung, indem sie die Ostseehäfen sperrte; in Lauenburg kam es zu Gewaltthätigkeiten zwischen preußischen und schwedischen Truppen. In

weiterer Folge erklärte Preußen förmlich den Krieg an England. Allein das Verhältnis zu dem französischen Kaiser wurde darum nicht besser. Auch die Entlassung Hardenbergs, den Napoleon als die Seele der antifranzösischen Strömung in Berlin betrachtete, und die Übertragung der ausschließlichen Leitung der auswärtigen Politik an Haugwitz vermochten den Groll und das Mißtrauen des Gewalthabers nicht zu beschwichtigen, der vielmehr angesichts dieser Zeichen der Schwäche immer rücksichtsloser fortfuhr, Preußen seine Ungunst und Verachtung, selbst mit Hinwegsetzung über alle Formen des höfischen Verkehrs, fühlen zu lassen, ein Beispiel, das die deutschen Vasallen Napoleons eifrig nachahmten. So nahm Murat, der Großherzog von Berg, ungeachtet des preußischen Protestes, die Abteien Elten, Essen und Werden, als zu Kleve gehörig, in Besitz. Wesel wurde vertragswidrig dem französischen Reich einverleibt. 11. Juni 1806.

Es zeigte sich immer deutlicher, daß die französische Allianz für Preußen eine vollständige Vereinzelung und eine wehrlose Unterwerfung unter die Willkür Napoleons bedeutete. Die Umwandlung Hollands in ein Bonapartisches Königreich, die Stiftung des Rheinbundes waren unerhörte Demütigungen Preußens. Um die Unterwerfung eines Drittels von Deutschland unter das französische Vasallenjoch einigermaßen zu versüßen, kam Napoleon dem in Berlin entworfenen Plan eines norddeutschen Bundes unter preußischer Leitung oder, wie die Franzosen sich lockend ausdrückten, eines norddeutschen Kaisertums, scheinbar fördernd entgegen. Zunächst Kurhessen und Sachsen, dann alle am Rheinbund noch unbeteiligten norddeutschen Staaten, wie Mecklenburg, Oldenburg, die Hansestädte, Holstein u. a. sollten diesem Verband beitreten, der eine bundesstaatliche Ordnung mit den Anfängen einheitlicher Organisationen, namentlich im Militärwesen, darstellen sollte. Es war Napoleon mit der Förderung dieses Planes keineswegs Ernst. Kaum war der Rheinbund abgeschlossen, so durchkreuzte die französische Diplomatie auf alle Weise die preußischen Unionsbestrebungen, die ohnedies schon an der eigensüchtigen Politik, an den Sonderinteressen, der Eifersucht und Zwietracht der einzelnen Bundesglieder unbesiegbare Hindernisse fanden, eine Doppelzüngigkeit, die Preußen tief verletzen mußte, zumal da man es bei der Bildung des Rheinbundes ohne alle Mitteilungen gelassen, das verschwägerte Haus Thurn und Taxis mediatisiert, das verwandte Haus Oranien um seine nassauischen Besitzungen gebracht hatte. Das Projekt eines norddeutschen Bundes.

Die Mißstimmung über diese Vorgänge wurde aufs höchste gesteigert, als die sichere Kunde nach Berlin kam, Napoleon habe der englischen Regierung bei der Anknüpfung neuer Friedensverhandlungen die Rückgabe Hannovers in Aussicht gestellt. In den Unterhandlungen, die der französische Machthaber damals in einer selbst bei ihm beispiellos falschen und treulosen Weise mit England und Rußland führte, hielt er dem erstern Hannover, dem letztern Preußisch-Polen als lockenden Preis vor, und sprach von einer Entschädigung der neapolitanischen Bourbonen durch die Hansestädte. Die Kunde von diesen Anerbietungen brachte Der Entschluß zum Krieg.

auch die Geduld der preußischen Staatsmänner zu Ende; das bis zum Rand gefüllte Maß der Kränkungen, Drohungen und Gefahren lief jetzt über; den lange und zum höchsten Schaden festgehaltenen Gedanken, man könne durch Nachgiebigkeit die Gnade und Huld des großen „Alliierten“ erwerben, ließ man jetzt fahren und entschloß sich, wie in einem plötzlichen Akt der Verzweiflung, zum Krieg. Es kam die Aussicht hinzu, daß auf Grund des Pariser Vertrags vom 15. Februar Napoleon Preußens Kriegshilfe gegen Rußland in den türkischen Verwickelungen verlangen würde, während soeben ein preußisch-russischer Bündnisvertrag zustandegekommen war. In dieser Zwangslage gelangte man in Berlin zu dem Entschluß, das schmähliche Vertragsverhältnis zu Frankreich mit dem Schwert zu durchhauen und einen Waffengang zu wagen, der auf die
9. Aug. 1806. Dauer doch nicht zu vermeiden war. Am 9. August wurde die Mobilmachung der preußischen Armee angeordnet.

Stimmung in Preußen. Schäden in Staat und Heer. Aber der prahlerische Jubel, womit man in Militärkreisen diesem Feldzug entgegenging, konnte einsichtige Männer über die Gebrechen des preußischen Staates und Heeres nicht täuschen. Die strenge Zucht und gediegene Tüchtigkeit des alten preußischen Beamtentums war längst gelockert; der überlieferte Mechanismus des Staats und der Verwaltung war schlaff geworden; in stumpfer Gleichgültigkeit sah das Volk, außerhalb der prahlenden und erhitzten Berliner Gesellschaft, den Krieg herannahen; die unwürdige Kabinettsregierung eines Haugwitz und Lombard, die auch jetzt noch fortdauerte und den Einfluß der trefflichen Männer im Ministerium, namentlich Steins, nicht durchdringen ließ, schlug auch unter den Patrioten das Vertrauen und die Hoffnungen nieder, die man auf die preußische Waffenerhebung hätte setzen können. Auch die tiefen Schäden, an denen das Heerwesen litt, konnten Tieferblickenden nicht verborgen bleiben. Das preußische Heer hatte im wesentlichen noch immer das System bewahrt, das Friedrich d. Gr. geschaffen und das für jene Zeit vortrefflich war, damals aber bereits sich überlebt hatte. In hochmütiger Selbstüberhebung blickte das Offizierkorps sowohl auf das Bürgertum des eignen Landes, als auf die nicht in der alten Kriegsschule gebildeten Revolutionstruppen herab; trotz aller vorangegangenen Kriegsereignisse stieg in den dünkelhaften junkerlichen Offizierskreisen kein Zweifel an der Unüberwindlichkeit und dem sichern Sieg der preußischen Armee auf. Von der Kraft eines Volkskriegs, wie ihn die revolutionäre Strategie entfesselt, von der gewaltigen Umwälzung der Kriegskunst seit einem Jahrzehnt hatte man in preußischen Militärkreisen kaum einen Begriff. Die höhern Offiziere bis zu den Hauptleuten herab waren in den alten mechanischen Dienstformen erstarrt, meist über die Jahre der geistigen Schwungkraft hinaus, teilweise schon im hohen Greisenalter. Von der Raschheit, Leichtigkeit und beweglichen Gliederung der neuen Kriegsschule hatte die alte schwerfällige preußische Taktik noch keine Ahnung. Die Bewaffnung, Bekleidung und Verpflegung der Truppen war altmodisch, dürftig und mangelhaft, alles mehr auf die Parade

als auf den Krieg eingerichtet; während die Soldaten in den schwierigsten Wendungen, Griffen und Stellungen gedrillt wurden, waren die Gewehre oft völlig unbrauchbar. Ein ungeheurer Troß erschwerte jede Bewegung. Als bezeichnendes Beispiel wird erzählt, daß ein Leutnant ein Klavier mit ins Feld genommen habe. Wo die Franzosen biwakierten, führten die Preußen Zelte mit sich, wo jene im Land requirierten, hielten diese noch an dem alten Magazinsystem fest, belasteten sich mit Backöfen, Brot- und Mehlwagen. Es war eine Friedensarmee, die jetzt plötzlich in den Krieg geschickt ward, und zwar dem furchtbarsten Feind gegenüber. Dabei bestand das Heer noch immer zum großen Teil aus geworbenen Ausländern, die keine Vaterlandsliebe und wenig Fahnentreue und Korpsgeist besaßen. Mit ihrem zuchtlosen Wesen steckten sie dann auch die Landeskinder im Heer an, die auch ihrerseits fast nur aus den untern und schlechtern Elementen ausgehoben waren, da das sogenannte Kantonssystem (XII, 880) nicht nur ganze Städte und Landesteile, sondern auch einen großen Teil der höhern Berufsklassen von der Wehrpflicht befreite. Desertionen und Meutereien waren schon in Friedenszeiten häufig, noch mehr aber bei Niederlagen im Felde; harte Strafen, wie Stockschläge und Gassenlaufen, reichten nicht aus, die Disziplin aufrecht zu halten; wo die Strenge des Dienstes nachließ, lockerten sich alsbald alle Bande der Zucht und Ordnung. Die Dürftigkeit der Löhnung machte Nebenerwerb nötig, was dem kriegerischen Geist vollends Eintrag that.

So trat Preußen in der ungenügendsten Verfassung dem Weltbezwinger gegenüber, und zwar gänzlich vereinzelt. Durch die feige und schwankende Politik der letzten Jahre hatte man seine natürlichen Verbündeten in Europa abgestoßen und das Vertrauen zerstört. Wohl wandte sich das Berliner Kabinett jetzt an die Glieder der Koalition von 1805: Österreich aber war erschöpft und mit seiner eignen Reorganisation beschäftigt; mehr als Rüstungen und wohlwollende Neutralitätsversicherungen waren im Augenblick in Wien nicht zu erreichen. Mit England und Rußland war der französische Kaiser noch immer im Krieg; allein auf eine thatkräftige Waffenbrüderschaft dieser Mächte konnte Preußen zunächst wenigstens nicht rechnen, und entfaltete in der Gewinnung von Bundesgenossen auch nicht einmal den Eifer, der in seiner bedrängten Lage unbedingt geboten war. Zwischen Preußen und England vollzog sich zwar in demselben Maß, wie die Spannung zwischen Berlin und Paris zunahm, eine Annäherung; die Handelsfeindseligkeiten wurden allmählich eingestellt; allein die Frage der Rückerstattung Hannovers machte Schwierigkeiten und die kriegerischen Ereignisse kamen einer englisch-preußischen Allianz zuvor. Der Kaiser von Rußland war freigebig mit Versprechungen und setzte sich auch in Kriegsbereitschaft; aber auf Hilfe bei der ersten Entscheidung war doch auch von dieser Seite nicht zu rechnen. Die Feindseligkeiten mit Schweden wurden leicht beigelegt, allein auch damit gewann Preußen nicht gar viel. Der deutsche Unionsplan endlich, der im Fall der Verwirklichung Preußen die Unterstützung der norddeutschen Fürsten hätte

Isolierte Stellung Preußens.

bieten können, ja selbst nur eine Militärkonvention mit Sachsen und Hessen, scheiterte an der Eigensucht und Sonderpolitik der kleinern Staaten. Über ausweichende mißtrauische Verhandlungen und nichtssagende unaufrichtige Zusicherungen kam man nicht hinaus, und die Ereignisse schritten bald über dieses ganze klägliche Schauspiel politischer Achselträgerei, Falschheit und Kleinmütigkeit hinweg. Daß die Sache Preußens ihre eigne und die allgemein nationale war, davon dämmerte in den von dem neuen Souveränitätsschwindel befangenen Köpfen der norddeutschen Fürsten keine Ahnung auf. Als sich der Kurfürst von Sachsen endlich in letzter Stunde doch noch an Preußen anschloß, geschah es unter Vorbehalten und Verwahrungen, die den Wert eines solchen Bündnisses von vornherein sehr verringerten.

Lage der Armeen. Letzte Manifeste. Bis zum letzten Augenblick wurden die preußischen Kriegsvorbereitungen lässig betrieben; in unbegreiflicher Verblendung hielt man noch immer an der Möglichkeit eines Friedensschlusses fest, während die französischen und Rheinbundstruppen, die seit dem österreichischen Krieg in Deutschland zurückgeblieben waren, schon in weitem Bogen Preußen und Sachsen umspannten. In Bayern, Franken und Württemberg standen die besten französischen Marschälle, Soult, Ney, Berthier, Davoust, Bernadotte, Augereau, Lannes, Murat, Bessières u. a. mit 200,000 Mann aufgestellt, bereit auf jeden Wink des Kaisers gegen Preußen loszubrechen; die Ausrüstung und Verpflegung war musterhaft, der Kriegsplan vollständig entworfen, alles durchaus schlagfertig, als Napoleon selbst in Franken eintraf. Die preußische Armee war dem Feind gegenüber um ein gutes Viertel schwächer; die Korps lagen weit auseinander; die Kriegsbereitschaft war im Rückstand; im Hauptquartier herrschte weder Plan und Einigkeit, noch Energie und Entschlossenheit zum Krieg. Die alten Generale, der einundsiebzigjährige Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der Fürst Hohenlohe-Ingelfingen, der einundachtzigjährige Feldmarschall von Möllendorff, der schon in den schlesischen Kriegen mitgefochten, der General Rüchel, in überlebten Kriegsschulen gebildet, waren ohne Energie und Zuversicht, langsam, pedantisch und bedächtig, von der Unübertrefflichkeit des alten preußischen Kriegswesens überzeugt. Oberflächliche und großsprecherische Leute, wie der Oberst Massenbach, hatten über Gebühr Einfluß im Hauptquartier. Während Napoleon schon an
25. Sept. 1806. der Grenze stand, erging noch einmal ein preußisches Ultimatum, worin die unverzügliche Räumung Süddeutschlands und die ungehinderte Zulassung des norddeutschen Bundes gefordert war, sowie ein äußerst ungeschicktes, von Lombard verfaßtes Manifest, das der französischen Nation ein langes Sündenregister vorhielt und das Übermaß der Demütigungen von seiten Frankreichs aufzählte, damit aber auch unbewußt eine schneidende Anklageschrift gegen die preußische Politik selbst wurde. Die Sprache dieser Schriftstücke erbitterte den französischen Kaiser aufs äußerste; er antwortete darauf in seinen Proklamationen und Bülle-

tins in dem höhnischsten, prahlendsten und gehässigsten Ton, der sich nicht einmal der unedelsten Ausfälle gegen die Königin Luise enthielt.

Die preußischen Armeen hatten sich inzwischen in Thüringen, um Gotha, Erfurt und Weimar, zusammengezogen. Der schließlich nach unendlichen Beratungen und widerspruchsvollen Beschlüssen angenommene Operationsplan ging auf den Angriff, welcher der preußischen Armee allein würdig sei. Allein Napoleon kam in gewohnter Raschheit zuvor. Schon der erste Zusammenstoß bei Schleiz bewies die Überlegenheit der Franzosen. Noch unglücklicher war ein zweites Treffen am folgenden Tag. Bei Saalfeld geriet die Vorhut des Hohenloheschen Korps unter dem tapfern aber unbesonnenen und tollkühnen Prinzen Louis Ferdinand mit dem Marschall Lannes zusammen, und es entspann sich ein hitziges Treffen, das mit einer Niederlage der preußisch-sächsischen Heeresabteilung endete. Der Prinz selbst wurde im wilden Reitergetümmel von einem feindlichen Husaren erstochen. Die Wirkung dieses unglücklichen Treffens auf die Stimmung der preußischen Armee war höchst niederdrückend; schon ahnte man in dem traurigen Ereignis den Ausgang des ganzen Kriegs.

Treffen bei Saalfeld. 9. Okt. 1806. 10. Okt.

„Prinz Louis," so schildert ihn der General Clausewitz, „war der preußische Alkibiades. Er liebte das Leben und genoß es nur zu sehr, aber die Gefahr war ihm zugleich ein Lebensbedürfnis. Sie war seine Jugendgespielin; konnte er sie nicht im Krieg aufsuchen, so ging er ihr nach auf der Jagd, auf großen Strömen, auf tollen Pferden. Er war in hohem Grad geistreich, voll feiner Lebensbildung, voll Witz, Beredsamkeit und Talente mancher Art, unter andern für die Musik. Ein ungezügelter Lebensgenuß hatte in seine edlen Züge Spuren einer frühzeitigen Zerstörung getragen, doch war nichts von gemeiner Sinnlichkeit zu finden, und sein Ausdruck war nicht, wie man glauben könnte, der eines vornehmen Wüstlings, weil sich in ihm zu viel große Ideen regten, und das innere Bedürfnis nach Ruhm wie ein veredelnder Schein in sein Äußeres trat. Die großen Ereignisse der Welt beschäftigten ihn eifrig; die neuen Ideen und Erscheinungen, von seinem lebhaften Geist angezogen, rauschten durch seinen Kopf; er spottete der Kleinlichkeit und Pedanterie, mit der man Großes thun wollte; er suchte den Umgang der ausgezeichnetsten Köpfe aller Fächer, aber es war in seinem Leben keine Stunde ernsten, ruhigen, selbstthätigen Nachdenkens, und folglich auch in seinem Innern kein eigner, kerniger, gesunder Gedanke, keine zum konsequenten Handeln führende, abgeschlossene Überzeugung."

Prinz Louis Ferdinand.

Die trübe Ahnung, die das unglückliche Gefecht bei Saalfeld weckte, sollte nicht getäuscht werden. In die unschlüssigen und schwankenden Anordnungen der preußischen Feldherren griff Napoleon mit gewohnter Raschheit und Meisterschaft ein; im französischen Lager herrschte Kühnheit, Siegeszuversicht und Energie, im preußischen Verzagtheit, Widerspruch und Unentschlossenheit. Napoleon durchschaute rasch die Gunst der Lage. Während das Armeekorps des Fürsten Hohenlohe dicht bei Jena stehen blieb, war die preußische Hauptarmee unter dem Herzog von Braunschweig, bei der sich der König selbst befand, nach der Unstrut abgezogen, um zwischen Saale und Elbe den Kampf aufzunehmen. Dadurch wurde die Verbindung der beiden Armeen gelockert und bald vollstän-

Schlacht bei Jena. 14. Okt.

dig getrennt. Es gelang dem Marschall Lannes, den Landgrafenberg, die beherrschenden Höhen nördlich von Jena zu besetzen und stark zu befestigen; bestimmte Befehle des Herzogs hielten Hohenlohe von dem Versuch ab, die Franzosen aus diesen entscheidenden Positionen zurückzuschlagen. Nach dem Operationsplan des Hauptquartiers sollte er sich überhaupt in eine große Schlacht nicht einlassen, sondern nur den Rückzug der Hauptarmee decken. Gegen die preußisch-sächsische Armee Hohenlohes, die auch ihrerseits wieder des engen Ineinandergreifens der einzelnen Abteilungen entbehrte, zog sich nun eine gewaltige Übermacht zusammen. Es war in den frühsten Morgenstunden eines kalten nebeligen Herbsttages, als Marschall Lannes den Angriff eröffnete. Die schwachen und getrennten Korps der Generale von Tauenzien und Holzendorf wurden nach tapferem Widerstand zurückgeschlagen. Die Hohenlohesche Hauptarmee stand bei dem Dorf Vierzehnheiligen, in der Mitte zwischen Jena und Apolda. Um diese Stellung entbrannte der entscheidendste und heißeste Kampf in der großen Schlacht. Wohl bewährte die preußische Infanterie in dem furchtbaren Feuer und wiederholten Sturm ihre zähe Tapferkeit und ihren alten Kriegsruhm. Allein der Wucht des französischen Angriffs waren die preußischen Regimenter auf die Dauer doch nicht gewachsen; gegen die erschütterten und gelichteten Reihen vermochten die französischen Marschälle, Ney, Lannes, Augereau, Soult, stets frische Truppen ins Feuer zu schicken. Nach furchtbar erbittertem Kampf um das genannte Dorf mußte der Rückzug angetreten werden, der bald in wilde Flucht und völlige Auflösung ausartete. General Rüchel, der um Mittag mit frischen Truppen von Weimar her anrückte, vermochte die verlorne Schlacht nicht wieder herzustellen, sondern wurde nur in die allgemeine Verwirrung mit hineingerissen. Unter ungeheuern Verlusten mußte auch er, selbst schwer verwundet, vom Kampfplatz weichen. Erst um Weimar sammelten sich die zersprengten geschlagenen Truppen einigermaßen wieder, und die allgemeine Bestürzung wurde noch erhöht, als am Abend die Berichte vom Schlachtfeld von Auerstädt eintrafen.

Schlacht bei Auerstädt. 14. Okt. 1806.

An demselben Tag und ganz in der Nähe erlitt auch die Hauptarmee unter dem Herzog von Braunschweig eine entscheidende Niederlage. Die Armee, gegen 50,000 Mann stark, vereinigte sich bei Auerstädt, in der Absicht, den Marsch nach der Unstrut fortzusetzen. Man war auf starken Widerstand nicht gefaßt und ahnte nicht, daß ein ganzes französisches Armeekorps unter Davoust, der dann von Auerstädt den Herzogstitel empfing, im Wege stand und sich bereits der Saalübergänge bei Kösen versichert hatte. Zu spät erkannte man, daß man es nicht mit kleinen Abteilungen, sondern einer starken Armee zu thun hatte. Die preußische Vorhut, bei der Blücher mit einigen Reiterschwadronen sich befand, sah sich unerwartet überlegenen feindlichen Streitkräften gegenüber und wurde blutig zurückgeschlagen. Langsam und bruchstückweise erst trafen die übrigen Divisionen ein. Als die Preußen sich endlich stark genug glaubten und zum Angriff schritten, entspann sich ein heißer Kampf um das Dorf Hassenhausen, das

die Franzosen mit zäher Ausdauer verteidigten, die Gegner in tapferm Sturm zu nehmen suchten. Das Ringen wogte auf und ab; allein das französische Feuer aus gedeckten Stellungen richtete immer empfindlichern Schaden an. Der Herzog, Graf Schmettau, Möllendorff und viele andre hohe Offiziere wurden auf den Tod verwundet; der König selbst nur mit Mühe dem Getümmel entrissen. Der einheitliche Oberbefehl ging darüber ganz verloren, die Verwirrung nahm überhand; auch Prinz Wilhelm wurde verwundet, als er an der Spitze der Reiterei einen letzten tapfern Angriff machte. Die Division Oranien, die zuletzt auf dem Schlachtfeld bei Hassenhausen eingriff, kam zu spät, um den bereits entschiedenen Sieg den Franzosen streitig zu machen. Immer stoßweise in ungenügender Stärke gegen überlegene Stellungen vorgeschickt, furchtbar erschöpft und gelichtet, in Gefahr von dem übermächtigen Feind umgangen zu werden, entschloß sich auch die Hauptarmee zum Rückzug gen Weimar, und auch hier riß rasch eine Auflösung ein, die nicht Halt und Ziel mehr kannte.

Bei Auerstädt sowohl als bei Jena haben die preußischen Truppen tapfer, selbst heldenmütig gekämpft; zahlreiche Offiziere bis hinauf zu den Prinzen und Feldmarschällen bluteten für die preußische Waffenehre, und es werden genug Züge von ritterlichem Soldatenmut berichtet. Allein es fehlte der Armeeführung an Übersicht, an einem klaren und energisch festgehaltenen Operationsplan, an dem sichern Blick für die Vorteile und Schwierigkeiten der natürlichen Lage, an Einheitlichkeit und Zusammenhalt, an Verständnis für die neuere Taktik, an der vorsichtigen Disposition für unerwartete Wendungen, und als einmal die Überlegenheit der französischen Heerführung sich unwiderleglich dargethan, da riß auch sofort in der preußischen Armee durch alle Glieder die Verzweiflung an der fernern Widerstandsfähigkeit und die niederschmetternde Ahnung des unrettbaren Verderbens ein. Es war nicht eine einzelne verlorene Schlacht, was sich auf dem doppelten Kriegstheater in Thüringen vollzog, sondern gleich mit einem Schlag der Untergang des alten Preußen, gegen den sich der Staat Friedrichs des Großen nur noch in ohnmächtigen Zuckungen wehrte. Bedeutung der Doppelschlacht.

2. Die Kapitulationen.

Die Niederlagen von Jena und Auerstädt waren das Signal zu einer grenzenlosen, unerhörten militärischen und politischen Auflösung Preußens. Bis zur Elbe, dann bald gar bis zur Oder und Weichsel, gab es nirgends mehr Widerstand. Die beispielloseste Verwirrung und Ratlosigkeit ließ kaum mehr den Versuch der Gegenwehr aufkommen. In wilder Flucht, ohne Plan und Zusammenhang, wälzten sich die geschlagenen Heeresmassen in zersprengten Kolonnen und wirren Knäueln dahin, verfolgt von den raschen französischen Marschällen. Die meisten preußischen Heerführer hatten vollständig den Kopf verloren, widersprechende Befehle kreuzten einander, die Soldaten, ohne Verpflegung und Führung, ohne Vertrauen und Disziplin, rissen massenhaft aus, streckten Auflösung des preußischen Heeres.

die Waffen oder schleppten sich plan- und ziellos, in furchtbarer Erschöpfung und bitterstem Mangel, als zuchtlose unbrauchbare Haufen dahin und dorthin. Die eine Nacht, die auf die Niederlage folgte, genügte, um das ganze Heer in trostlose Auflösung zu bringen. Die Schreckensbotschaften drängten einander, und waren um so empfindlicher, als sie von Bülletins des Feindes begleitet wurden, die an höhnischem Übermut, an Schmähung und Verleumdung, an ungroßmütiger Schadenfreude alles übertrafen, was bisher aus der Napoleonischen Herrschaft hervorgegangen. Besonders war die Königin Luise das Ziel der unwürdigsten plebejischen Ausfälle.

Erfurt, Halle. Die Hauptarmee, soweit sie noch zusammenzuhalten war, führte Fürst Hohenlohe gen Magdeburg, wo man wieder einen festen Stützpunkt zu finden und die Hauptstadt zu decken hoffte. Andre zersprengte Massen hatten sich nach der Festung Erfurt geworfen, die, wenn auch in mangelhafter Kriegsbereitschaft, doch den ersten Anprall hätte aushalten können. Allein als ein Reitertrupp des Neyschen Korps vor den Mauern erschien, wurde der Gedanke an Widerstand aufgegeben. Der alte Feldmarschall von Möllendorff und der dem Königshaus verwandte Prinz von Oranien, beide schwer verwundet, unterzeich-
16. Okt. 1806. neten mut- und fassungslos eine Kapitulation, die 10,000 Mann und große
17. Okt. Vorräte in die Hände des Feindes gab. Am Tage darauf ward eine etwa 11,000 Mann zählende Reservearmee unter dem unfähigen Herzog Eugen von Württemberg bei Halle von Bernadotte vollständig geschlagen und in wirrer Auflösung auseinander gesprengt. Als die Hauptarmee unter Hohenlohe in Magdeburg anlangte, zeigte es sich, daß auch dieses Bollwerk in trostloser Verfassung war. Keinerlei Anstalten für Verteidigung, Erholung, Sammlung waren getroffen; an die Verpflegung und Wiederherstellung der flüchtigen Heeresmassen war hier nicht zu denken; ein Handstreich hätte genügt, auch diese verwahrloste Festung zu nehmen. Auch hier war ein Stützpunkt nicht zu gewinnen, die Elbe, Sachsen, die Hauptstadt wurde preisgegeben; man entschloß sich jetzt Stettin zu einem Sammelort zu wählen und sich hinter die Oder zurückzuziehen. Es war noch immer eine starke Heeresmacht, die sich nach der pommerschen Feste in Bewegung setzte, und es fehlte auch nicht an einzelnen Zügen militärischer Tüchtigkeit. So erwarb sich der Oberst York verdienten Ruhm durch die heldenmütige Abwehr, womit er der Division des Herzogs von Weimar in dem Ge-
26. Okt. fecht bei Altenzaun den Elbübergang ermöglichte; so gab Blücher auf dem ganzen Marsch glänzende Beweise von Umsicht, Besonnenheit und Energie. Allein bei der tiefen Zerrüttung des preußischen Heeres in Haupt und Gliedern konnten einzelne rühmliche Thaten keine Rettung mehr bringen. Selbst der Rückzug nach Stettin konnte, dank den zahlreichen strategischen Fehlern, der Bedächtigkeit und Unschlüssigkeit Hohenlohes und seines Generalquartiermeisters Oberst von Massenbach gegenüber dem energischen Vorwärtsdrängen der französischen Marschälle nicht mehr bewerkstelligt werden. Immer fester hefteten sich die Korps

von Murat und Lannes an die Fersen des zurückziehenden Heeres. Ohne Schwertstreich kapitulierte Spandau, wurde Berlin besetzt. Bei Prenzlau gerieten die preußischen und französischen Truppen aneinander, und dem Fürsten Hohenlohe schwand aller Mut, mit seinen ausgehungerten, ermatteten und zerrütteten Kolonnen dem siegessichern Gegner zu widerstehen, der ihm vorzuspiegeln wußte, daß das preußische Heer gänzlich umgangen und abgeschnitten sei, und durch Massenbachs verblendete, kleinmütige Ratschläge unterstützt wurde. So entschloß sich denn Hohenlohe, bedrängt von Murat und Lannes, die schmachvolle Kapitulation von Prenzlau zu unterzeichnen, wodurch 10,000 Mann in französische Gefangenschaft kamen, die Offiziere gegen das Ehrenwort, bis zur Auswechselung nicht zu dienen, entlassen wurden. Nur einzelne Haufen schlugen oder schlichen sich nach Stettin durch. Auch Prinz August von Preußen, der sich mit einem braven Grenadierbataillon durchzuschlagen versuchte, mußte sich endlich ergeben, als seine Leute keine Patronen mehr hatten und bis an den Leib im Morast stecken blieben.

25. Okt. 1806. Kapitulation von Prenzlau. 28. Okt.

Fürst Hohenlohe, in frühern Jahren ein tapferer Kriegsmann, der auch unter den Selbsterniedrigungen der Rheinbundszeit noch Würde und Ehre bewahrt hatte, damals aber durch die herben Unglücksschläge physisch und moralisch gebrochen, an jeder Rettung verzweifelnd, und durch eine Verantwortung, der er sich nicht mehr gewachsen fühlte, verwirrt, war sich der tiefen Demütigung des Tages wohl bewußt. Als ihm Murat von seinem alten Kriegsruhm schmeichelhafte Worte sagte, erwiderte der Fürst traurig: „Er endet mit dem heutigen Tag.“ „Die Kapitulation von Prenzlau,“ heißt es in einem zeitgenössischen Bericht, „war weniger durch den Verlust, den sie dem Vaterland unmittelbar zufügte, als durch ihre Folgen unheilbringend. Sie gab das Signal zu allen andern Kapitulationen. Sie pflanzte den Kleinmut in alle Herzen; sie streute die Vorstellungen von Verrat unter das Volk, und verbreitete den jede Thatkraft lähmenden Gedanken, daß doch alles verloren sei. So wie eine große mannhafte That fortwirkend Größeres erzeugt und aus Männern Helden macht, so sind auch mit der Vollbringung einer schwächlichen That deren Folgen nicht abgeschlossen; sie bleibt verdammt, fortwährend Mattes und Schwaches zu erzeugen; sie wirkt wie ein schleichendes Gift und macht Männer zu Weibern.“

Am Tag nach Prenzlau streckte eine andre Heeresabteilung unter dem Oberst Hagen bei Pasewalk die Waffen, und zu gleicher Zeit fiel unter dem Eindruck dieser erschütternden Schläge auch Stettin, das mit Besatzung, Munition und Lebensmitteln für Wochen versehen war. Der mehr als achtzigjährige Gouverneur, General von Romberg, übergab die Stadt bei dem ersten Erscheinen einer französischen Reiterpatrouille. Höhnisch schrieb Napoleon, er glaube künftig der schweren Artillerie ganz entbehren zu können, da man Festungen mit Husaren erobere. In rascher Folge kapitulierten andre zersprengte Heerabteilungen bei Boldekow, Anklam und Wolgast. Ebenso erging es in Küstrin, einer mit Proviant, Geschützen und Besatzung ausreichend versehenen Festung, die der feige Kommandant, Oberst Ingersleben, sofort übergab, als eine kleine französische Heerabteilung unter General Gudin vor den Mauern sich zeigte. Der Komman-

29. Okt. Stettin. Küstrin. 29. Okt. 30. Okt. 1., 2. Nov. 1. Nov.

dant selbst mußte die Schiffe schicken, um die Feinde über die Oder zu holen. Ingersleben und Romberg wurden in der Folge kriegsrechtlich zum Tod verurteilt, vom König aber zu Festungshaft begnadigt.

Blücher in Lübeck. In der langen Reihe schmachvoller Vorgänge war es fast allein die Hal-
Kapitulation von Ratkau tung des Generals Blücher, in der sich noch die altpreußische Tapferkeit und
(Travemünde). Kriegstüchtigkeit kund gab. Der vierundsechzigjährige Held, den wir schon aus den Koalitionskriegen am Rhein kennen, hatte sich trotz seiner hohen Jahre die stürmische, feurige und trotzige Natur seiner Jugend bewahrt. Als die schweren Schläge von Stettin und Prenzlau erfolgten, beschloß Blücher, der an der Spitze des einzigen noch erhaltenen größern Korps stand, gen Mecklenburg und Lauenburg zu ziehen, um, wenn möglich, seine Armee zu retten, sich zur See einzuschiffen und den Feind von der Oder abzuziehen. Es waren nach der Vereinigung mit dem Korps des Herzogs von Weimar noch über 20,000 Mann, mit denen Blücher aus der Nähe jener Stätten der Schmach westwärts durch Mecklenburg zog; aber auch ihm waren die französischen Marschälle, Bernadotte, Soult, Murat, schon unmittelbar auf den Fersen, und der Rückzug ging unter fortwährenden Gefechten vor sich. Die Erschöpfung und Not der Truppen ließ eine große Schlacht im offenen Feld nicht ratsam erscheinen. Es wurde beschlossen, sich in die reiche Hansestadt Lübeck zurückzuziehen und dort die Truppen einigermaßen
5., 6. Nov. 1806. sich erholen zu lassen. Allein kaum waren die Preußen eingezogen, so erschienen auch schon die Feinde vor den Mauern und drängten, ehe es möglich war, genügende Verteidigungsanstalten zu treffen, in die Thore ein. Es entspann sich ein wilder blutiger Kampf in den Straßen und Häusern; noch einmal schlugen sich die preußischen Truppen mit dem alten Mut; der Oberst York, der auch hier seine zähe Tapferkeit bewährte, wurde verwundet; der Herzog von Braunschweig-Öls hielt mit drei Bataillonen einem ganzen Armeekorps Stand; Blücher selbst entging mit Mühe der Überrumpelung und Gefangennahme. Der französischen Übermacht blieb nach heißem Ringen der Sieg und die unglückliche Stadt hatte alle Greuel einer feindlichen Eroberung zu erdulden; empörende Unthaten werden von dem furchtbaren Straßen- und Häuserkampf berichtet. Als Blücher sich nicht mehr länger halten konnte, raffte er den Rest seiner Truppen zusammen und suchte den Rückzug an die See, nach Ratkau und Travemünde zu gewinnen. Allein auch dies gelang ihm nicht mehr: von allen Seiten bedrängt, ohne Nahrung und Kriegsbedarf, auf ungünstigem Boden und furchtbar zusammengeschmolzen, mußte auch diese tapfere Schar, nur noch 8000 Mann stark, die Waffen strecken.
7. Nov. Die Kapitulation von Ratkau gehört nicht in die Reihe der feigen und kopflosen Waffenstreckungen, die in jenen Tagen sich drängten; sie war unter dem Zwang einer eisernen Notwendigkeit, nach tapferem Versuch der Gegenwehr und Rettung geschlossen worden. „Ich kapituliere," schrieb Blücher unter das Dokument, „weil ich kein Brot und keine Munition habe." Es stand nicht mehr in eines Einzelnen, auch des Mutigsten, Macht, das Schicksal des preußischen Staats und

Heeres zu wenden. Wohl beklagte man in Deutschland das harte Los Lübecks, und kleinmütige Seelen ergingen sich in Vorwürfen gegen Blücher, der in einem hoffnungslosen Kampf die alte Hansestadt so schweren Schlägen preisgegeben. Wer aber an der nationalen Ehre und dem alten deutschen Kriegsruhm noch nicht ganz verzweifelte, der richtete sich auf an dem ungebrochenen Soldatenmut des greisen Helden, der einige Monate später gegen den General Victor ausgewechselt wurde.

Am Tage nach Blüchers Waffenstreckung vollzog sich die ehrloseste von allen Kapitulationen in jener Zeit der militärischen Schmach. Magdeburg, das Bollwerk des Reichs, eine starke, mit über 24,000 Mann Besatzung, 600 Geschützen, Munition und Proviant in reichlicher Fülle versehene Festung, übergaben der Gouverneur Graf Kleist, ein dreiundsiebzigjähriger Invalide, und Graf Wartensleben, der älteste von neunzehn Generalen, einem unzulänglichen Korps, das Marschall Ney heranführte. Den Schluß dieser Reihe schmachvoller Kapitulationen bildete die Übergabe der fränkischen Feste Plassenburg, sowie der hannöverschen Festungen Hameln und Nienburg. In Hameln streckten 10,000 Mann vor einem französischen Belagerungskorps von kaum 6000 mit wenigen Geschützen, unter General Savary, die Waffen. Wohl regte sich da und dort unter den jüngern Offizieren das Gefühl des Muts und der Ehre. In Hameln kam es zu einer förmlichen Meuterei, um den Abschluß der Kapitulation rückgängig zu machen. Allein in der Gewöhnung an mechanischen Gehorsam und starre Disziplin konnte die Stimme jüngerer und besserer Soldaten nicht durchdringen gegen die feigen Ratschlüsse alter, stumpfer und vor jeder kühnen Verantwortung zurückschreckender Generale.

Magdeburg. Hameln u. a.

8. Nov. 1806.

25. Nov.

20. 26. Nov.

Ganz Mittel- und Norddeutschland war wehrlos dem zermalmenden Tritt der französischen Heere preisgegeben und damit dem erbarmungslosen System der Erpressungen, der Mißhandlungen, der Willkür, wie es jener Invasion allenthalben eigen war. Auch die Städte, wo der Kaiser sein Lager aufschlug, namentlich Leipzig und Halle, wurden schwer heimgesucht. Von den norddeutschen Hauptquartieren aus erließ der übermütige Sieger seine berüchtigten Bülletins, worin er fortfuhr in dem angeschlagenen Ton die feindlichen deutschen Fürsten und selbst die Königin Luise von Preußen mit groben Schmähungen und höhnischen Ausfällen zu überhäufen. Auch in Berlin zogen die Franzosen ohne jede Gegenwehr ein. Als die Nachrichten von den Niederlagen kamen, machte der Gouverneur, Minister Graf Schulenburg-Kehnert, das berühmte Plakat bekannt, worin es hieß: der König hat eine Bataille verloren; die erste Bürgerpflicht ist Ruhe, verließ dann die Hauptstadt und setzte den Fürsten Hatzfeld zum Stellvertreter ein. Alle Fassung und Besonnenheit war verloren, nicht einmal die Geschütze und Waffen aus dem Zeughaus wurden in Sicherheit gebracht. In der Bevölkerung gab sich sogar eine gewisse Schadenfreude kund, daß das alte Wesen mit seinen übermütigen Junkern und hochfahrenden Gardeoffizieren so

Napoleon in Berlin.

schmählich zu Boden geworfen war, als am 24. Oktober der Marschall Davoust
27. Okt. 1806. und drei Tage später Napoleon selbst mit den Garden in Berlin einzog. Ohne Widerstreben leisteten die Beamten den Eid der Treue an den Sieger, der das Land wie eine französische Präfektur in Verwaltung nahm, in gewohnter Weise seine Erpressungen übte und nicht einmal das Grab Friedrichs d. Gr. verschonte; Servilismus und Schmeichelei drängten sich in unwürdigster Art an das kaiserliche Hoflager.

Damals spielte auch die berühmte Großmutsszene, in der die Fürstin Hatzfeld für ihren wegen hochverräterischer Briefe verhafteten und vor ein Kriegsgericht gestellten Gemahl die Gnade des Kaisers erflehte und erlangte. Es war nichts als eine Komödie, wie sie der prahlende Kaiser liebte, um seinen Schmeichlern Stoff zu Lobreden zu liefern. Der Fürst war als Franzosenfreund bekannt und der angeblich verräterische Brief nur ein höchst harmloser, überdies vor dem Einzug der Franzosen abgesandter Rapport an das königliche Hauptquartier, wie er alltäglich erlassen werden mußte. Von Berlin aus
21. Nov. erging auch das folgenschwere Dekret, das allen Handel und brieflichen Verkehr mit England untersagte, alle britischen Waren zu konfiszieren befahl, der Anfang der Kontinentalsperre, von der wir an einem andern Ort handeln werden.

Machtsprüche über die norddeutschen Fürsten. Im Besitz der preußischen Hauptstadt und der halben Monarchie, ließ Napoleon seine Machtsprüche ergehen, durch die der Norden von Deutschland in noch größere Abhängigkeit kommen sollte als der Süden. Der Kurfürst von
Kurhessen. Hessen hatte sich feig und zurückhaltend genug gegen Preußen benommen; er hatte den Franzosen den Durchzug gestattet und seine Neutralität aufrecht zu erhalten gehofft; dennoch entging er nicht dem Mißtrauen Napoleons, der ihn preußischer Neigungen beschuldigte und keinen Feind im Rücken haben wollte. Mortier und der König von Holland erhielten Befehl, von Süden und Norden gen Hessen vorzurücken und das Land zu besetzen. Ohne Widerstand zogen die
1. Nov. französischen Truppen in Kassel ein, entwaffneten das hessische Heer, nahmen die Kassen in Beschlag, entführten aus der Galerie die wertvollsten Bilder und übergaben die Verwaltung einem französischen Gouverneur; der Kurfürst hatte sein Heil in der Flucht, erst nach Dänemark, dann nach Prag, gesucht, während seine schmachvoll erworbenen Schätze in Rothschilds Kellern in Frankfurt geborgen wurden. Daß die Nemesis den Kurfürsten von Hessen, dessen Zweideutigkeit und Feigheit selbst in jener Zeit der Schmach allgemeinen Unwillen erregt, so bald ereilt hatte, wurde überall mit Genugthuung vernommen. „Alle Menschen und wahrscheinlich auch die Engel im Himmel freuten sich, als er Geld, Land und Leute verlor, weil er an beiden Ufern fischen wollte," sagt Schlosser, der diese Ereignisse in nächster Nähe miterlebte.

Braunschweig, Mecklenburg, Hannover u. a. Ähnlich ging es in Braunschweig. Gegen den unglücklichen, schwer verwundeten, des Augenlichts beraubten Herzog war Napoleon in unedelster Rachgier entbrannt. Der preußische Oberfeldherr hatte sich nach der Auerstädter Schlacht in seine Hauptstadt bringen lassen und dann, als er von hier vertrieben wurde, auf dänisches Gebiet, um in der Fremde ein friedliches Grab zu finden.

Im folgenden Jahr starb er zu Ottensen bei Altona. Die Franzosen aber überschwemmten und mißhandelten das Herzogtum. Auch die andern norddeutschen Staaten entgingen nicht diesem Schicksal. Mecklenburg, Hannover, Oldenburg, das Münsterland u. a. L. wurden besetzt, Jever und Ostfriesland mit Holland verbunden, die Hansestädte Hamburg, Bremen, Lübeck durch Wegnahme aller englischen Waren, durch Besatzungen und schwere Kriegssteuern gedrückt, überall Schätze der Kunst und Wissenschaft weggeführt. In Hannover begrüßte man die Franzosen sogar als „Befreier", in der Hoffnung, im Frieden an England zurückgegeben und in der alten Selbständigkeit erhalten zu werden. Der wackere Herzog Karl August von Weimar hatte als preußischer General den Feldzug mitgemacht und dadurch Napoleons Unwillen erregt. Dennoch entging er für diesmal dem Strafgericht der Landesentsetzung. Die würdevolle Haltung, in der die Herzogin dem Sieger entgegentrat, und die Rücksicht auf das verwandte badische Haus, bewogen den Kaiser zu dem Ausspruch, wenn der Herzog die Armee verlasse und seine Truppen zurückberufe, solle ihm verziehen und seine Souveränität erhalten werden. Aber freilich mußte die Gnade teuer genug erkauft werden. Weimar.

Auch der Kurfürst von Sachsen, dessen Truppen bei Jena mitgefochten, Sachsen. fand Gnade vor dem gewaltigen Zwingherrn. Die kriegsgefangenen Sachsen wurden unter Anerkennung ihrer tapfern Haltung gegen das Versprechen, nicht weiter wider Frankreich zu dienen, in Freiheit gesetzt, und dem Land ein verhältnismäßig günstiger Friede gewährt. Es war Napoleon darum zu thun, dem niedergeworfenen Preußen alle Unterstützung zu entziehen und Friedrich August auf seine Seite zu bringen. Die langen Wochen, die bis zum Abschluß des Friedens 11. Dez. 1806. verflossen, wurden aber doch auch in Sachsen zu den empörendsten Erpressungen benutzt. Der Kurfürst, mit dem Königstitel geziert, trat dem Rheinbund bei, nahm das Geschenk der preußischen Niederlausitz und ließ seine Truppen zum französischen Heer stoßen. Seinem Beispiel folgten die kleinen thüringischen Staaten, Weimar, Gotha, Meiningen, Koburg. Seitdem fühlte sich König Friedrich August zu seinem und seines Volks Unglück durch die Bande der Dankbarkeit an Napoleon gefesselt; er wurde fortan der unterthänigste aller Rheinbundsfürsten.

Die Tag für Tag sich drängenden Erfolge steigerten den Übermut und die Begehrlichkeit Napoleons ins Ungemessene. Friedrich Wilhelm III., der zuerst nach Graudenz, dann nach Königsberg flüchtete, und seine Staatsmänner hätten gern Frieden oder Waffenstillstand geschlossen. Die preußischen Unterhändler, Lucchesini und Zastrow, waren zu den größten Opfern bereit; sie hätten sogar den Beitritt zum Rheinbund zugestanden; der König selbst schrieb die demütigsten und flehendsten Briefe an Napoleon. Aber unter dem Eindruck der immer neuen Erfolge schraubte der Sieger von Tag zu Tag seine Ansprüche höher. Die Einräumung der Elbgrenze, die anfangs gefordert wurde, der Verzicht auf jede Einmischung in die Angelegenheiten Deutschlands genügte bald nicht mehr; es wurde verlangt, daß alle Festungen bis zur Weichsel, einschließlich Thorn, Danzig, Kolberg, Glogau, Breslau u. a. den Franzosen übergeben, die preu- Verhandlungen mit Preußen.

ßischen Truppen in den nordöstlichen Winkel zurückgezogen würden und daß der König die Russen zum Rückmarsch bestimme. Mit einem Wort, die ganze Monarchie sollte sich wehr- und willenlos dem Kaiser zu Füßen legen, sich von dem letzten Alliierten trennen und von der französischen Gnade ihr ferneres Schicksal erwarten. Auch diese Charlottenburger Konvention unterzeichneten Lucchesini und Zastrow. Allein im königlichen Hauptquartier wurde denn doch die Bestätigung eines Waffenstillstandes verweigert, der Preußen ohne jedes Zugeständnis und jede Sicherheit für einen nur irgend annehmbaren Frieden seiner letzten Widerstandskraft und selbst seiner Ehre beraubt hätte. In einen schlimmern und unwürdigern Zustand konnte die Monarchie auch nicht mehr geraten, wenn man im Vertrauen auf russische Hilfe den Krieg fortsetzte. Napoleon aber sagte drohend zu dem preußischen Unterhändler: wenn die Truppen Frankreichs einen Sieg über die Russen davontrügen, so gebe es keinen König von Preußen mehr. In seinem Übermut entschlüpfte ihm sogar das Wort, binnen zehn Jahren werde seine Dynastie die älteste in Europa sein.

16. Nov. 1806.

Rücktritt von Haugwitz.

Der Entschluß des Königs, die maßlosen französischen Zumutungen zurückzuweisen, war für den Grafen Haugwitz, dessen langer und verderblicher Einfluß an der damaligen Lage Preußens wesentlich mitschuldig war, das Zeichen, von der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zurückzutreten. Freilich war der Nachfolger zunächst nicht besser. Der Freiherr vom Stein lehnte, wie wir bald des nähern erfahren werden, die wiederholte Aufforderung zur Leitung des Ministeriums des Auswärtigen ab, weil der König seinem Verlangen der Beseitigung der Kabinettsregierung und einer neuen Organisation des Ministerrats, nicht nachgab, und General Zastrow, der Gesinnungsgenosse von Haugwitz, der soeben die Charlottenburger Konvention unterzeichnet, wurde an die Spitze der auswärtigen Politik gestellt, Stein aber in Ungnade des preußischen Dienstes entlassen. Noch immer konnte sich der König nicht von dem verderblichen Bann der feigen, feilen und kleinlichen Seelen, eines Beyme, Lucchesini, Köckeritz, Lombard, losmachen.

3. Der Krieg in Ostpreußen, Schlesien, Pommern. Schlacht bei Eylau.

Die Fortsetzung des Kriegs beschlossen.

Als die Fortsetzung des Kriegs beschlossen wurde, bestand die ganze preußische Armee aus nicht mehr als etwa 25,000 Mann, die in dem nordöstlichen Winkel der Monarchie von der Weichsel bis zur russischen Grenze aufgestellt waren. Die Ermutigung zum Widerstand konnte nur in fremder, insbesondere russischer und österreichischer Hilfe gesucht werden. Bei der Wiener Regierung vermochte denn auch das Gefühl der gemeinsamen europäischen Interessen gegenüber der französischen Welttyrannei wenigstens soviel, daß man den verlockenden Allianzanerbietungen Napoleons widerstand und die Demütigung Preußens nicht zur Befriedigung des alten Hasses benutzte; aber es zeigte sich doch bald, daß bei der schwankenden, bedächtigen und unschlüssigen Politik des Wiener Kabinetts auf thatkräftige Hilfe von dieser Seite nicht zu rechnen war. Ebensowenig war ein energisches Eingreifen Englands oder Schwedens in den kontinentalen Krieg zu erhoffen. Des russischen Beistands war man allerdings sicher, aber die Schlag auf Schlag folgenden Unglücksbotschaften vom preußischen Kriegsschauplatz äußerten doch auch auf die Kampflust des Zaren eine unverkennbar lähmende

Wirkung, zumal auch der Zwist mit der Türkei die Kraft Rußlands fesselte. Es waren zwei russische Armeen, die eine unter Bennigsen, die andre unter Buxhöwden, im Anmarsch nach Deutschland, teilweise schon auf preußischem Gebiet, allein sie waren weder an Zahl noch an Kriegstüchtigkeit den Franzosen gewachsen und trugen Scheu, sich allzuweit in Preußen vorzuwagen, während Napoleon schon mit großer Heeresmacht an die Weichsel vordrängte. Die Korps von Davoust, Lannes, Augereau standen seit Mitte November an diesem Strom; doch wehrte General L'Estocq, ein tapferer Veteran aus dem Siebenjährigen Krieg, vorerst noch den Übergang und hielt sich standhaft in dem festen Thorn. Gegen Ende November wälzten sich noch stärkere französische Heeresmassen, Murat, Ney, Soult, Bernadotte, gegen die Weichsel heran; Napoleon selbst traf in Posen ein, 27. Nov. 1806.
um den Winterfeldzug mit aller Kraft zu betreiben.

Um dem preußisch-russischen Heer einen neuen Feind zu erwecken, erließ Der Aufruf an die Polen.
Napoleon damals seine berühmte Proklamation an die Polen, worin mit phrasenhaften hochtönenden Worten dies mißhandelte Volk aufgefordert wurde, zum Kampf für Freiheit und Unabhängigkeit auszuziehen. General Dombrowski, der seit Jahren polnische Legionen in französischem Dienst bildete und befehligte, sowie andre alte Genossen Kosciuszkos, unterzeichneten den Aufruf; der Name des polnischen Nationalhelden selbst wurde nur durch eine schamlose Fälschung und unter Kosciuszkos eignem Protest unter das Schriftstück gesetzt. Begeistert von dem Gedanken, das alte Polenreich wieder ins Dasein zu rufen, schlossen sich viele von Vaterlandsliebe und Nationalgefühl durchdrungene Polen, namentlich in den als Südpreußen mit der hohenzollernschen Monarchie vereinigten Landesteilen und deren Hauptstadt Warschau, dem französischen Kaiser an, der ihnen Befreiung von dem schweren Joch und Rache an ihren Widersachern verhieß. Jetzt zeigte sich die ganze Unhaltbarkeit der letzten polnischen Erwerbungen, die wie ein Bleigewicht an der Monarchie gehangen hatten und in der Stunde der Not sofort abfielen. Die aufständischen Polen wurden von Dombrowski zu eignen Bataillonen und Regimentern organisiert, zerstreute preußische Scharen wurden entwaffnet, einige feste Plätze besetzt. Allein die Polen bedachten nicht, daß sie ihr Herzblut für einen Beherrscher vergossen, der für fremde Nationalität kein Gefühl besaß, der in Schweden, Deutschland und den Niederlanden Länder und Völker mit despotischer Laune bald trennte, bald vereinigte. Zu Beginn des neuen Jahres zog Napoleon unter dem Jubel des Volks in Warschau ein; aber 2. Jan. 1807.
nur zu frühe merkten die Polen, daß sie ihre Hoffnungen herabstimmen müßten, daß der fremde Sieger, dessen Soldaten sie nährten und kleideten, für den ihre tapfersten Streiter ins Feld zogen, nur auf die Befriedigung seines Ehrgeizes und seiner Herrschsucht, nicht auf die Wiederbelebung ihres Reichs bedacht sei. Mit ihren Gütern bereicherte er seinen kriegerischen Lehnsadel; aber nicht einmal der Name Polen kehrte ins Dasein zurück. Ein großer Teil des polnischen Adels wandte sich denn auch bald voll Mißtrauen von einem Mann ab, der die

stürmische nationale Begeisterung nur mit ausweichenden Phrasen und trügerischen Versprechungen erwiederte.

Kämpfe in Polen und Ostpreußen. Der Feldzug der Russen ließ sich übel genug an. Die preußische Armee wurde dem Kommando des ränkesüchtigen, ehrgeizigen Bennigsen unterstellt, der einst bei der Petersburger Palastrevolution so thätig sich erwiesen, und dieser gab alsbald Befehl zum Rückzug von der Weichsel ab. Unwillig gehorchte L'Estocq, und der Strom konnte nunmehr ohne Gegenwehr von den Franzosen überschritten werden. In unnützen Märschen, auf grundlosen Wegen, in furchtbaren Anstrengungen und Entbehrungen, wurden die russisch-preußischen Truppen erschöpft und aufgerieben; vor den nachdrängenden französischen Marschällen wich Bennigsen bis Pultusk zurück. Der Hader der russischen Generale, namentlich als den beiden Deutschen, Bennigsen und Buxhöwden, der altersschwache Feldmarschall Kamenskoi übergeordnet wurde, das Schwanken und Wechseln des Kriegsplanes, die Zerrüttung und Zuchtlosigkeit der Truppen, eröffneten die ungünstigsten Aussichten für das Gelingen des Feldzugs. Rasch wie immer drängten
24.–26. Dez. 1806. die Franzosen den Russen in Polen hinein nach; bei Czarnowo, bei Pultusk, bei Golymin wurden erbitterte mörderische Gefechte geliefert, die, ohne rechte Entscheidung, auf beiden Seiten schmerzliche Opfer forderten. Das schlechte Wetter und die Grundlosigkeit der Wege machten es den französischen Marschällen unmöglich, die Fehler der russischen Heerführer in der gewohnten Weise auszunutzen; bei Pultusk und Golymin konnten sich beide Teile den Sieg zusprechen und der Krieg geriet oft wochenlang ins Stocken. Im russischen Hauptquartier beschloß man endlich doch, die Richtung des Marsches wieder nach Preußen hin zu wenden, die Verbindung mit dem Korps L'Estocqs herzustellen und zum Angriff überzugehen. In den ersten Tagen des neuen Jahres zogen große russische Heeresmassen in die ostpreußische Niederung südwärts von der Landeshauptstadt Königsberg ein; fortwährende blutige Kämpfe französischer Abteilungen mit
25. Jan. 1807. Russen und Preußen, erbitterte Gefechte, wie bei Mohrungen, bereiteten einen gewaltigen Zusammenstoß vor.

Schlacht bei Preußisch-Eylau. 7. 8. Febr. 1807. Bei **Preußisch-Eylau** entbrannte nun eine der furchtbarsten Schlachten, die jene kampferfüllte Zeit gesehen. Zwei Tage lang wurde in den Straßen der Stadt und um die benachbarten Höhen mit größter Erbitterung gekämpft; das französische Ungestüm lag im hartnäckigsten Ringen mit der russischen Zähigkeit. Die Russen, unter Bennigsen, Fürst Bagration und General Barclay de Tolly, mochten etwa 60,000 Mann, die Franzosen, unter Napoleon selbst und den kriegskundigsten Marschällen, Soult, Murat, Bessières, Augereau, Davoust, gegen 80,000 Mann zählen. Auf dem schneebedeckten Schlachtfeld von Eylau wogte die Entscheidung hin und her; furchtbar mörderisch war das Gefecht; das Augereausche Korps wurde in einem entsetzlichen Geschütz-, Bajonett- und Kavalleriekampf fast ganz aufgerieben, der Marschall selbst verwundet. Schon war auch der Mittelpunkt der französischen Aufstellungen, ein Kirchhof, wo sich

Napoleon mit den Garden befand, von den Russen bedroht, und der gewaltige Reiterangriff Murats vermochte das Zentrum des Feindes nicht völlig zu durchbrechen. Als aber am Mittag des zweiten Kampftages Davoust auf dem Schlachtfeld eintraf, gerieten die Russen arg ins Gedränge; furchtbar erschöpft und gelichtet, kamen ihre Reihen immer mehr ins Wanken und Weichen; schon wurden ganze Abteilungen fluchtähnlich auf der Straße nach Königsberg zurückgetrieben. Da griff zum Schluß das kleine preußische Korps unter L'Estocq, das sich unter tapfern Kämpfen mit Ney, namentlich bei Wackern, den Weg zur Verbindung mit den Russen gebahnt und diesem Marschall die rechtzeitige Teilnahme an der Schlacht unmöglich gemacht hatte, in dem letzten Akt des Tages noch sehr entscheidend ein. Mit preußischer Hilfe ermannten sich die wankenden russischen Kolonnen wieder und gingen noch einmal mit Erfolg gegen die festen Stellungen Davousts vor, der nun seinerseits geworfen und unter schweren Verlusten zurückgetrieben wurde. Am Abend erst traf Ney auf dem Schlachtfeld ein, zu spät um auf den Ausgang dieses blutigen Tages noch wesentlichen Einfluß erlangen zu können. Die Nacht machte dem furchtbaren Ringen auf der weiten Schneefläche ein Ende, und eine Erneuerung des Kampfes war bei der Erschöpfung auf beiden Seiten nicht mehr möglich. Eine eigentliche Entscheidung hatte der blutige Tag nicht, und die stolzen Siegesbülletins Napoleons fanden wenig Glauben. Die bonapartischen Schriftsteller machten Bernadotte den Vorwurf, durch sein Ausbleiben verhindert zu haben, daß die Franzosen einen vollständigen Sieg errangen. Die Russen hielten es freilich für geraten, ihren Rückzug auf Königsberg fortzusetzen; allein auch Napoleon wagte keine Verfolgung. Der Krieg erlitt, von kleinern Gefechten abgesehen, eine mehrmonatliche Unterbrechung, bis die Heere sich erholt, gesammelt und verstärkt hatten. Napoleon selbst sehnte sich fürs erste nur nach Winterquartieren, und die Soldaten wünschten den Schluß eines Kriegs herbei, der nichts als Leiden und Entbehrungen in Aussicht stellte. Der französische Kaiser hätte jetzt gern einen Sonderfrieden mit Preußen geschlossen und knüpfte mit dem bis nach Memel geflüchteten König Unterhandlungen in einem ganz andern Ton als früher an; aber der bundestreue, ehrenhafte Monarch wies die Anträge, ihn von seinem Genossen zu trennen, entschieden zurück.

Inzwischen hatte der Krieg auch in den preußischen Provinzen, die nicht gleich im ersten Ansturm dem französischen Einbruch erlagen, seinen Fortgang, und es zeigte sich neben vielen Thaten der Schmach, die sich den feigen Waffenstreckungen an der Elbe und Oder ebenbürtig zur Seite stellten, doch auch mancher kräftige Zug tapfern Widerstands und heldenmütiger Gegenwehr. In Schlesien war die Stimmung des Volks patriotischer und mutiger, als in den meisten altpreußischen Besitzungen; es hätte sich hier leicht ein allgemeiner Widerstand organisieren lassen. Zunächst freilich gaben auch hier die Beamten und Offiziere der alten Schule das Beispiel feigster Verzagtheit und Schlaffheit; der Minister

Der Festungskrieg in Schlesien.

der Provinz, Graf Hoym, der kommandierende General Lindener waren ohne Energie und Selbstvertrauen. Die Errichtung von Landwehrbataillonen kam wohl zur Sprache, war aber eine zu kühne Neuerung, als daß die in den hergebrachten Formen ergrauten Männer dazu die Hand hätten bieten sollen. Dafür erließ die oberste Provinzialbehörde eine Aufforderung an die Einwohner, „im Fall einer feindlichen Invasion den fremden Truppen mit Bereitwilligkeit und höflichem Betragen zuvorzukommen". Als der Major Graf Götzen, ein rühriger thatkräftiger Mann, nach Schlesien gesandt wurde, um den Widerstand zu beleben, war schon zu viel verloren. So gelang es dem Rheinbundsheer, meist Bayern und Württembergern, die unter Hieronymus Bonaparte in Schlesien standen, sich rasch einiger festen Plätze der Provinz zu bemächtigen, zumal
2. Dez. 1806. diese in recht verwahrlostem Zustand waren. Glogau kapitulierte schmachvoll fast beim ersten Anlauf, ohne daß die Franzosen Belagerungsarbeiten oder einen Sturm nötig gehabt hätten. Die Landeshauptstadt Breslau, von einer patriotischen opferwilligen Bürgerschaft bewohnt, hielt sich einige Wochen hindurch, am Ende aber, als zwei Entsatzversuche des neuen Generalgouverneurs, Fürst von Anhalt-Pleß, gescheitert waren, gewann auch hier die Kleinmütigkeit unter den höhern Offizieren die Oberhand und die Stadt samt der Besatzung ward dem
5. Jan. 1807. französischen Belagerungsheer unter General Vandamme ausgeliefert. Bald
16. Jan. 8. Febr. folgten Brieg und Schweidnitz. Die Kapitulation dieses letztern stark befestigten und genügend besetzten Platzes nach einer ziemlich unschädlichen Beschießung von wenigen Tagen war ein überaus schmachvoller Vorgang, der dem Kommandanten, Oberstleutnant Hacke, die (nachher in lebenslängliche Festungshaft verwandelte) kriegsgerichtliche Verurteilung zur Todesstrafe eintrug. Allein diesen schmählichen Vorgängen gegenüber fehlte es auch nicht an Beispielen tapfern Mutes und fester Entschlossenheit. So hielten die kleinen und mangelhaft ausgerüsteten Festungen Kosel und Glatz Monate hindurch die Belagerung aus, bis der Friede unterzeichnet war, und auch Neiße wehrte sich rühmlich drei
16. Juni. Monate lang, wenn die Festung auch endlich dem Feind übergeben werden mußte. Die vom Grafen Götzen meist aus Freiwilligen gebildeten neuen Truppen waren von einem trefflichen Geist beseelt und in dem kleinen Parteigängerkrieg zeigten sich die Vorboten der allgemeinen Volkserhebung. Auch Schlesien hatte natürlich unter dem furchtbaren Erpressungssystem, das allerwärts in den besetzten Landschaften ins Leben trat, schwer zu leiden; in diesen Künsten zeichnete sich ganz besonders der General Vandamme aus, einer der rohesten und gemeinsten unter den Schergen des Napoleonischen Despotismus, dessen Namen in Schlesien noch lange mit Fluch belegt war.

Pommern. Kolberg. Ein wahrer Lichtblick in jener traurigen Zeit und eine That, an der sich der tiefgebeugte Mut der Patrioten wieder einmal aufrichten konnte, war die Verteidigung der Seefeste Kolberg, die einst schon im Siebenjährigen Krieg so rühmlichen Widerstand geleistet (XIII, 83, 91, 94). Die Stadt war nicht

besser befestigt, als die andern, die damals kapitulierten, und besaß nicht einmal eine so große Wichtigkeit, daß das Gefühl hoher Verantwortlichkeit den Widerstandsmut in besonderem Maß hätte stählen können. Und doch hielt sich die Stadt den Krieg hindurch mit heldenmütigster Entschlossenheit, namentlich als an die Stelle des alten, bedächtigen Oberst Lucadou, ein neuer Kommandant in der Person des Majors Gneisenau getreten, des tapfern, energischen und genialen Mannes, den wir bald noch näher werden kennen lernen. Ihm stand der Dragonerleutnant Ferdinand von Schill zur Seite, ein verwegener Reiteroffizier voll patriotischer Leidenschaft und rastloser Unternehmungslust, ein Held der Streifzüge und Überfälle, ein tollkühner Parteigänger von phantastischer abenteuerlicher Sinnesart, der anfangs nur mit wenigen Reitern dem Feind zu Leibe ging, dann aber, vom König ermächtigt, ein ansehnliches Freikorps bildete und den kleinen Krieg mit unermüdlicher Energie betrieb. Der frische Mut und die kühne, selbst von Überschätzung nicht freie Zuversicht, zu einer Zeit, da überall kleinmütige Verzweiflung herrschte, haben den verwegenen Dragoneroffizier schon damals bei seinem ersten Auftreten zu einer höchst volkstümlichen Erscheinung gemacht. Immer der Erste am Feind, dem Soldaten in Tapferkeit und Ertragung von Beschwerden voranleuchtend, überall seine Person einsetzend, vermochte er durch ein kräftiges, zur rechten Zeit angebrachtes Wort alles über seine Untergebenen. Diese tapfern Soldaten fanden eine Stütze an dem mutigen und patriotischen Sinn der Kolberger Bürgerschaft, die der alte Joachim Nettelbeck, ein siebzigjähriger Mann, mit Begeisterung und Entschlossenheit zu erfüllen wußte. Eine derbe echte nordische Seemannsnatur, hatte Nettelbeck schon im Siebenjährigen Krieg seine Vaterstadt verteidigen helfen, war dann lange Jahre als Schiffskapitän zur See in allen Weltteilen gewesen und hatte sich endlich in seiner Heimat als Brauer und Branntweinbrenner niedergelassen, ein ehrenfester, unerschrockener Patriot, der trotz seiner weißen Haare den feurigen Mut eines Jünglings besaß und in diesen schweren Zeiten ein glänzendes Beispiel von edler Bürgertugend gab, wie es selten genug geworden war. Unter solchen Führern bot Kolberg allen Stürmen Trotz. Seit dem Februar wurde Febr. bis Juli 1807.
die Einschließung planmäßiger und enger und dauerte mit immer wachsender Energie unter blutigen Gefechten bis in den Juli hinein. Ein furchtbares Geschützfeuer setzte endlich die halbe Stadt in Brand, und doch wußte der tapfere Kommandant den Mut der Bürgerschaft aufrecht zu erhalten. In der Zeit der höchsten Not und Bedrängnis kam dann endlich die Kunde von dem Abschluß des Waffenstillstandes.

Nicht minder rühmlich war die Verteidigung von Graudenz, wo der Graudenz.
General L'Homme de Courbière, ein Veteran aus dem Siebenjährigen Krieg, Holländer von Geburt, befehligte, ein greiser Soldat von ehrenhaftester Pflichttreue und gänzlich unnahbar für Drohungen wie für Verlockungen. Auch er hielt

monatelang die ihm anvertraute Festung gegen deutsche Rheinbundstruppen, bis der Frieden kam.

Danzig. Nicht so glücklich, aber doch mit Ehren, bestand die westpreußische Hauptstadt Danzig, deren Belagerung nach der Schlacht von Eylau energisch in Angriff genommen wurde, um den französischen Heeren den Rücken zu sichern und eine feste Basis an der Weichsel zu weitern Operationen zu schaffen. In der Stadt befehligte der General Graf Kalkreuth, der die Verteidigungsanstalten energisch förderte und nach Heranziehung namhafter Verstärkungen eine Besatzung von 20,000 Mann preußischer und russischer Truppen unter sich hatte. Seit März 1807. Mitte März schloß der Marschall Lefebvre großenteils mit badischen und andern Rheinbundstruppen die Stadt ein, fand jedoch bei seinen Belagerungsarbeiten entschlossenen Widerstand. Aber mit der Zeit gelang es den Franzosen doch, sich in einzelnen entscheidenden Positionen, wie der Danziger Nehrung und dem Holm festzusetzen; die Entsatzversuche, die der junge General Kamenskoi mit einem russisch-preußischen Heer von der See aus und Oberst Bülow von der Frischen Nehrung her unternahmen, hatten keinen günstigen Erfolg; das Belagerungskorps wurde fortwährend verstärkt; ein allgemeiner Sturm war in Vorbereitung; in der Stadt begannen Lebensmittel und Munition auszugehen. Die Lage war 25. Mai. eine sehr verzweifelte und hoffnungslose, als Kalkreuth die Kapitulation abschloß, die der Besatzung ehrenvollen freien Abzug gewährte, gegen das Versprechen, ein Jahr lang nicht gegen Frankreich zu dienen. Von seiten der Verteidiger und Entsatzarmeen mochten Fehler und Versäumnisse vorgekommen sein, dennoch darf die Übergabe von Danzig nicht in die Reihe jener schmachvollen Kapitulationen an der Elbe und Oder gesetzt werden. Aber freilich war der Fall dieses strategisch wichtigen Platzes ein Schlag von entscheidender Bedeutung für den Ausgang des Kriegs. Lefebvre erhielt den Titel „Herzog von Danzig" und die Stadt blieb fortan eine Reihe von Jahren einer drückenden französischen Willkürherrschaft preisgegeben. Zum Gouverneur wurde der Adjutant Napoleons, General Rapp, eingesetzt.

Vertrag von Bartenstein. Der Fall von Danzig war ein trauriges Zeichen von der Schwäche der Koalition gegen Napoleon und schlug die Erwartungen merklich nieder, die man allgemein in Europa an den, wenn auch unentschiedenen, so doch für die russischen und preußischen Waffen rühmlichen Tag von Eylau geknüpft hatte. Kaiser Alexander war selbst im Lager erschienen, um den Krieg energischer zu betreiben; am Wiener Hof, den Napoleon vergeblich bald durch Versprechungen, bald durch Drohungen zu einer Allianz zu bewegen suchte, gewann die Aktionspartei immer mehr Boden, und man konnte bereits den von Volk und Heer stürmisch verlangten Eintritt Österreichs in den Kriegsbund gegen Napoleon in den Kreis der militärischen Berechnungen hereinziehen; England, mit dem Preußen schon vorher (28. Januar) Friede geschlossen und sich zum Verzicht auf Hannover verstanden hatte, leistete Hilfe an Geld und Waffen, wenn auch keines- April 1807. wegs freigiebig und reichlich genug. In Preußen traten in dieser Zeit die Männer der Haugwitzschen Schule von den Geschäften ab, wie schwer es auch dem schwankenden und mutlosen König wurde, patriotische und thatkräftige Ratgeber in seine Umgebung

zu ziehen. Der Kaiser von Rußland und die englische Regierung drangen mit Entschiedenheit auf die Beseitigung von Staatsmännern, deren letzte politische Weisheit noch immer in der Aussöhnung mit Frankreich bestand. An Zastrows Stelle übernahm Hardenberg aufs neue die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und es wuchs damit das allgemeine Vertrauen in den Ernst und die Energie der preußischen Politik. In dem Vertrag von Bartenstein erneuerten Preußen und Rußland den Kriegsbund und trafen Verabredungen über die Wiederherstellung des preußischen Staats in der frühern Macht, über die Erhaltung des Gleichgewichts der europäischen Staaten, über die Sicherung der Unabhängigkeit der deutschen Fürsten von der Napoleonischen Übermacht, über Errichtung eines deutschen Föderativsystems mit festen militärischen Grenzen, über eine Umgestaltung der italienischen Verhältnisse, über eine dauernde Interessengemeinschaft zwischen Österreich und Preußen, über die Entschädigung der in die Koalition gegen Frankreich aufzunehmenden Mächte, über Verteilung der künftigen Eroberungen, kurz über eine neue Ordnung der europäischen Dinge, die als Ziel eines großen Kriegsbundes gegen Napoleon zu erstreben sei. England und Schweden traten den Grundsätzen dieses Vertrags bei, und auch auf Österreich konnte man bei dieser großen Kombination bereits sicher rechnen, so schwankend und unzuverlässig auch bisher die Haltung der Wiener Regierung gewesen. In Pommern sammelte sich mit englischer Unterstützung eine preußisch-schwedische Armee, die freilich bei der matten Kriegführung der Stockholmer Regierung nicht im stande war, Stralsund und die Insel Rügen gegen die Franzosen zu behaupten.

26. April 1807.

4. Schlacht bei Friedland und Friede von Tilsit.

Lage auf dem ostpreußischen Kriegsschauplatz. Schlacht bei Heilsberg.

Ehe die große Koalition recht ins Leben treten konnte, änderten die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz die ganze Sachlage. Napoleon hatte die Zeit, da die Kriegsoperationen im wesentlichen auf die Belagerung von Danzig beschränkt waren, zur Erholung, Herstellung und Verstärkung seiner Armeen benutzt, drückende und rechtswidrige Aushebungen, welche die konskriptionspflichtige Jugend Frankreichs schon vor dem gesetzlichen Termin und ohne genügende Ausbildung ins Feld riefen, zeugten von den schweren Verlusten in den letzten Schlachten. Was irgendwo von Truppen abkömmlich war, strömte nach dem ostpreußischen Kriegsschauplatz, wo jetzt über 200,000 Mann Franzosen, Polen, Italiener, Sachsen, Bayern unter Waffen standen, während das russisch-preußische Heer nicht viel mehr als die Hälfte zählte. Mit verstärkter Heftigkeit wurde im Juni der unterbrochene Krieg in der äußersten Grenzmark Preußens wieder aufgenommen. An der Passarge und Alle wurden blutige Treffen geliefert, als Bennigsen den vergeblichen Versuch machte, das vorgeschobene und zersplitterte Neysche Korps zu überraschen und zu vernichten. Bei Heilsberg kam es zwischen den Korps von Soult, Murat, Lannes und russisch-preußischen Truppen zu einem mörderischen Zusammenstoß, der unter furchtbaren Opfern auf beiden Seiten ohne eigentliche Entscheidung endete.

10. Juni 1807.

Ganz besonders brav hielt sich bei Heilsberg die preußische Reiterei; ihre kühnen Angriffe erregten selbst die Bewunderung von Franzosen und Russen. Allein die russischen Feldherren, des Kriegs schon lange überdrüssig und in der Erwartung neuer

Verstärkungen, hielten ein weiteres Vorgehen gegen den überlegenen Feind nicht für ratsam, sondern drängten nach der Grenze zurück. Während ein Teil der Armee unter Genenal Kamenskoi sich gen Königsberg in Bewegung setzte, um die Verbindung mit den Preußen unter L'Estocq aufrecht zu halten und die letzte große Stadt des Königs zu sichern, zog die Hauptmacht unter Bennigsen gegen den Pregel zurück, um dort Verstärkungen abzuwarten und den Truppen Erholung zu gönnen. L'Estocq und Kamenskoi vermochten noch ihre Vereinigung herzustellen und sich, bedrängt von Murat, Davoust und Soult, fechtend hinter die Mauern von Königsberg zurückzuziehen, wo der General Rüchel befehligte.

Schlacht bei Friedland. Die russische Hauptarmee erreichte Friedland, auf dem Fuß verfolgt von dem Lannesschen Korps, während Mortier, Ney und Victor noch etwas weiter zurück standen. Man kannte beiderseits nicht recht die Stärke, noch die Absichten des Gegners. Bennigsen war der irrigen Meinung, Napoleon sei mit der großen Armee auf Königsberg marschiert; seine Dispositionen waren unsicher und schwankend. 14. Juni 1807. Während sich die Russen bei Friedland mit Lannes in ein hitziges Gefecht einließen, kamen immer stärkere französische Truppenmassen hinzu. Napoleon selbst traf auf dem Kampfplatz ein und es entwickelte sich in den Nachmittagsstunden aus einer Reihe einzelner Gefechte eine große entscheidende Schlacht. Nachdem der linke russische Flügel das Neysche Korps zweimal geworfen, gelang es den Franzosen durch rechtzeitig eintreffende Verstärkungen doch, die feindlichen Kolonnen ins Wanken zu bringen, sie durch ein furchtbares Artilleriefeuer des Generals Sénarmont entsetzlich zu lichten und über die Alle zurückzuwerfen, Friedland selbst aber zu nehmen. „Ney," heißt es bei Lanfrey, „vereinigt seine für einen Augenblick erschütterten Truppen und alle stürzen sich, die Russen verfolgend, in die brennende Stadt. Von Widerstand ist nicht mehr die Rede; eine allgemeine Flucht bricht herein oder vielmehr ein wüstes Durcheinander von Soldaten aller Waffengattungen, die sich erdrücken und übereinander stürzen, um den einzigen Ausweg zu erreichen, der ihnen geblieben ist. Einem Teil der Flüchtigen gelingt es, die Brücken zu gewinnen, die übrigen werden in die Alle geworfen, wo sie ertrinken." Auch der rechte russische Flügel unter dem Fürsten Gortschakoff wurde von Lannes und Mortier zurückgetrieben und erlitt beim Übergang über den Fluß schwere Verluste. Es war ein erbittertes mörderisches Ringen, wie nur eines in diesem Krieg. Der Menschenverlust der Russen war furchtbar; 17,000 Mann lagen nach mäßigen Berechnungen tot oder verwundet auf dem Schlachtfeld. Auch die französischen Heere hatten schwer gelitten, aber sie hatten mit diesem Schlag auch den Feldzug beendet. Unaufhaltsam eilten die Russen der Memel zu. In der Besorgnis, durch den überlegenen Feind völlig abgeschnitten zu werden und dem König seine letzte Armee zu vernichten, wurde auch Königsberg, die einzige noch erhaltene große Stadt der Monarchie, von dem L'Estocqschen Korps geräumt und der Rückzug gen Tilsit angetreten.

Friedensverhandlungen. Die Niederlage von Friedland gab den Worten der Friedensfreunde im russischen Hauptquartier und im Rat des Kaisers Alexander, des Großfürsten

Konstantin, des kaiserlichen Bruders, des ränkevollen Bennigsen, den stärksten Nachdruck. Das Gefühl, daß man im Grunde für fremde Interessen kämpfe, von den natürlichen Bundesgenossen, England und Österreich, im Stich gelassen worden, war nicht ganz ungerechtfertigt. Gleich nach der Schlacht knüpfte Bennigsen Friedensverhandlungen an, die alsbald zu einer Waffenruhe führten. Der Zar vergaß rasch der glühenden und pathetischen Freundschaftsversicherungen, die er so oft mit Friedrich Wilhelm III. gewechselt; sein wandelbarer, leicht empfänglicher und erregbarer Sinn vertiefte sich bald in ganz andre politische Ideenkreise, als die, in denen er sich bisher bewegt. In einer persönlichen Zusammenkunft bei Tilsit, in einem zwischen zwei Schiffen errichteten Pavillon auf 25. Juni 1807. der Memel (Niemen), hatten die beiden Kaiser eine lange Unterredung, in der der Abfall Rußlands von dem Kriegsbund entschieden ward. Die Franzosen schmückten diese Zusammenkunft, deren romantisch-phantastische Zuthaten auf den mystischen und schwärmerischen Sinn des russischen Kaisers berechnet waren, mit allen Farben hochtrabender Rhetorik aus. „Der mächtige Autokrat Rußlands," sagt v. Schladen in seinem Tagebuch, „spielt jetzt Napoleon gegenüber eine Rolle, die seiner Würde wenig entspricht; er scheint nur mit einem einzigen Gedanken beschäftigt, ihn durch Schmeicheleien zu gewinnen, und durch die hinterlistigen Täuschungen dieses außerordentlichen Mannes gefesselt, wird er ein stummes Werkzeug seiner Riesenpläne und Preußens König ein Opfer dieser Stellung und seiner eignen Treue." Dem ehrsüchtigen Geist Alexanders hielt in wiederholten Besprechungen der kluge Soldatenkaiser lockende Bilder von einer Teilung der Weltherrschaft zwischen französischem und moskowitischem Einfluß vor; im Bund mit Frankreich konnte das Morgenland dem Zaren unterworfen werden. Als nächster Preis wurden die Donaufürstentümer und Finnland versprochen. Diesen Lockungen konnte der hochfliegende Ehrgeiz Alexanders nicht widerstehen; die großmütigen Regungen und empfindsamen Stimmungen, deren er fähig war, wurden zuletzt bei ihm doch meist von den kalten Berechnungen einer eigennützigen Politik überwunden. Wenn sich Alexander für seinen Bundesgenossen auch jetzt noch verwandte, so war dies doch wenig ernst gemeint, und er beruhigte sich leicht bei der Versicherung, wenn überhaupt ein preußischer Staat noch fortbestehe, so sei dies eine Gnade, die Napoleon lediglich aus Freundschaft für den Zaren gewähre. Ja Alexander scheute sich nicht, aus den Spolien seines verratenen Bundesgenossen den polnischen Grenzdistrikt Bialystock anzunehmen. Preußen mußte den Becher der Demütigung bis auf die Neige leeren. Der Minister Hardenberg durfte die Verhandlungen auf Napoleons Einsprache überhaupt nicht führen; dies Geschäft mußte dem eiteln leichtfertigen Kalkreuth, dem Verteidiger von Danzig, übertragen werden. Auf Napoleons Gebot wurde Hardenberg förmlich aus dem Ministerium entlassen und der Graf Goltz zu seinem Nachfolger ernannt. Hardenberg benutzte die unfreiwillige Muße zur Abfassung seiner unlängst veröffentlichten Denkwürdigkeiten, in denen er die Schuld an der unheil-

vollen Politik, die dem Krieg voranging, von sich zu weisen suchte. Auch als sich, wie es scheint auf Kaiser Alexanders Veranlassung, oder auf den Rat der preußischen Höflinge, die edle Königin Luise zu dem schweren Schritt entschloß, ungeachtet aller vorangegangenen Schmähungen in einer Zusammenkunft mit Napoleon die Gnade des Siegers für ihr unglückliches Land zu erflehen, wies der unerbittliche Mann diesen Ruf an seine Großmut schroff zurück und fügte der politischen Erniedrigung noch die persönliche Kränkung hinzu.

Die Gesamtlage war für die Verbündeten noch keineswegs verzweifelt. In denselben Tagen landeten englische Expeditionstruppen auf Rügen, Schweden war kriegsbereit und von Österreich kam ein durch eine schlagfertige Armee unterstütztes Vermittelungsangebot. Napoleon bedurfte des Friedens mindestens ebensogut wie Rußland und war keineswegs in der Lage, den Krieg in das Innere des weiten Zarenreichs hinein fortzusetzen. Er ergriff mit größter Begierde die russische Bundesgenossenschaft, die ihm den letzten gefährlichen Feind auf dem Kontinent gewann und die gesamte Macht Europas gegen das verhaßte England zu richten gestattete.

Friedensverträge von Tilsit. 7. 9. Juli 1807.

So wurden denn die Friedensverträge von Tilsit abgeschlossen, am 7. Juli zwischen Rußland und Frankreich, zwei Tage später mit Preußen. Der preußische Staat wurde dadurch auf die Hälfte seines bisherigen Besitzstandes beschränkt; das dem König „aus Gnade und aus Achtung für den Kaiser aller Reußen" gelassene Gebiet sank von 5570 auf 2877 Quadratmeilen, von 9,743,000 auf noch nicht völlig 5 Millionen Bewohner herab. Alle Besitzungen zwischen Rhein und Elbe gingen verloren, ebenso die Erwerbungen aus der zweiten und dritten Teilung Polens, aus dem Reichsdeputationshauptschluß vom Jahr 1803, die Fürstentümer Baireuth, Ostfriesland u. a. Preußen war in seiner Großmachtstellung vernichtet und seine staatliche Lebensfähigkeit überhaupt ernstlich in Frage gestellt. In einer ergreifend wehmütigen Proklamation entließ der König die treuen Provinzen ihrer Unterthanenpflichten. Es hieß darin: „Was Jahrhunderte und biedere Vorfahren, was Verträge, was Liebe und Vertrauen verbunden hatten, mußte getrennt werden. Das Schicksal gebietet, der Vater scheidet von seinen Kindern, Euer Andenken kann kein Schicksal, keine Macht aus Meinem und der Meinigen Herzen reißen."

Aus den preußischen Besitzungen links der Elbe und andern besetzten Ländern, Kurhessen, Braunschweig, Südhannover, wurde ein Königreich Westfalen für den jüngsten Bruder des Kaisers, Hieronymus, gebildet, mit der Verpflichtung, in Magdeburg eine Besatzung von 12,000 Mann zu unterhalten, dem Kaiser die Hälfte des Ertrags der Kammergüter abzugeben und als Genosse des Rheinbunds sein Truppenkontingent zu den fernern Kriegen zu stellen. Die früher polnischen Besitzungen (Südpreußen, Neuschlesien, Neuostpreußen, Teile von Westpreußen mit Thorn, die Kreise Michelau und Kulm), wurden als „Herzogtum Warschau" losgetrennt und dem König von Sachsen als rheinbündischer Vorposten gegen Rußland und Österreich übergeben, nachdem mit den reichen Domänen französische Generale ausgestattet worden. Der Kottbuser Kreis wurde an Sachsen, der Kreis Bialystock in Neuostpreußen an Rußland abgetreten. Das Fürstentum Baireuth kam (freilich thatsächlich erst nach

drei Jahren) an Bayern, das preußische Ostfriesland und das russische Jever an Holland, welches seinerseits einen Teil von Seeland und andre Gebietsteile an Frankreich abtrat; westfälische Landschaften wurden mit dem Muratschen Großherzogtum Berg vereinigt. Die Stadt Danzig mit dem umliegenden Gebiet wurde zu einem unabhängigen Freistaat unter preußisch-sächsischem Schutz erklärt, um in Wahrheit unter einem französischen Gouverneur sieben Jahre lang ein Stützpunkt Frankreichs an der Ostsee und ein Sammelplatz Napoleonischer Truppen im Herzen des preußischen Staats zu sein, ebenso wie die zunächst unter französischer Herrschaft verbleibende Festung Erfurt in Mitteldeutschland. Hannover wurde als Ausgleichsobjekt für den künftigen Frieden mit England zurückbehalten, später mit dem Königreich Westfalen vereinigt. Und mit der Schmälerung des Gebiets war es noch nicht genug. Preußen mußte sich verpflichten, die Handelsfeindseligkeiten gegen England mitzumachen, jeden kommerziellen Verkehr mit dem Inselreich abzubrechen, sich an dem fernern Krieg gegen dasselbe zu beteiligen. Die preußische Heeresmacht wurde vertragsmäßig auf 45,000 Mann beschränkt, in den Oderfestungen Stettin, Küstrin und Glogau mußten französische Besatzungen geduldet werden. Auch durch Militär und Handelsstraßen wurde der dürftige Rest der preußischen Monarchie verkümmert. Durch erzwungene Deutungen und offenbare Vertragsverletzungen gestalteten sich die Räumungsbedingungen in der Hand des harten habgierigen Intendanten Daru zu einer unversiechligen Quelle der Drangsal und Mißhandlung, der Bedrückung und Erpressung. Die unerhörte Summe von einhundertfünfzig Millionen Thaler Kriegsentschädigung fügte zu dem politischen den finanziellen Ruin des Landes hinzu.

Der russisch-bonapartische Weltherrschaftsplan, der damals die Gedankenkreise der beiden Kaiser erfüllte, gelangte auch in den geheimen Bundesverträgen zwischen den zwei Mächten zum Ausdruck. In besondern Traktaten, die teilweise in der Folge abgeleugnet wurden, kam man über die Bedingungen der russisch-napoleonischen Diktatur in Europa überein; man traf Verabredungen über einen Waffenbund gegen England, über Ausdehnung und Vervollständigung der französischen Kontinentalsperre. Das türkische Reich mit Ausnahme Konstantinopels gab Napoleon den Russen preis, wogegen diese den Franzosen freie Hand auf dem europäischen Festland ließen. Portugal, Spanien, Schweden, Dänemark, die Inseln des Mittelmeeres wurden in willkürlich-abenteuerliche Kriegs- und Eroberungskombinationen hineingezogen, Abmachungen, die nur zum kleinsten Teil praktische Folgen hatten, aber von der stolzen Überhebung der schrankenlosen Willkür und den riesigen Plänen der beiden Autokraten Zeugnis ablegten. In einem Spiel kühnster, zügellosester Phantasie wurde hier über die Länder Europas und selbst über Indien verhandelt, als ob sie eine völlig wehrlose Beute wären. „Niemals," sagt Lanfrey, „war die Freiheit Europas ernstlicher bedroht gewesen, niemals schien der naturwidrige Cäsarismus, den Napoleon in wahnsinniger Verkennung der Zeit wieder heraufzubeschwören suchte, so nahe daran, sich fest zu begründen als in diesem Augenblick, wo er sich einerseits auf den moskowitischen Koloß, anderseits auf eine Militärmacht ohnegleichen stützte. Damals sah es aus, als ob alles verloren sei und doch waren diese großartigen Pläne, diese glänzenden Berechnungen, dies gewaltige Bündnis nur ein Schreckbild, eine Vision, eine Täuschung." Frankreich u. Rußland.

5. Europa nach dem Frieden von Tilsit.

a. Politische Lage.

Alexander unter Napoleons Einfluß.

Die Trophäen, welche Napoleon aus dem Feldzug an der Weichsel und aus dem Friedenskongreß von Tilsit nach Paris brachte, waren nicht minder glänzend als diejenigen, die er früher an der Donau und in Preßburg davongetragen: sie verliehen ihm eine europäische Diktatur. Der Zar Alexander hatte sich von den umstrickenden Künsten des Corsen fesseln lassen; er fühlte sich wie einst sein Vater, plötzlich in den Zauberkreis des Gewaltigen gebannt; aus einem Schirmvogt des Völkerrechts war er in einen Gefährten des Unterdrückers umgewandelt; aus dem ritterlichen großmütigen Vorkämpfer einer Politik des Friedens, der Völkerwohlfahrt, der idealen Ziele, war der stolze Zar ein Verbündeter und Mitschuldiger der eigensüchtigsten Tyrannei geworden. Er hatte seinen Freund und Bundesgenossen, den er noch kurz zuvor versichert hatte, daß er stets gemeinschaftlich mit ihm nach den Grundsätzen der Ehre und des Ruhmes den Kampf fortsetzen werde, wie auch das Schicksal entscheiden möge, nicht nur preisgegeben, sondern noch berauben helfen; er hatte sich verpflichtet, alle die Schöpfungen der Willkür und Gewalt, die Napoleon in den letzten Jahren ins Leben gerufen, die neuen Bonapartischen Dynastien, die deutschen Vasallenstaaten, die Lehnsherrschaften der kaiserlichen Emporkömmlinge anzuerkennen; er hatte auf die Herrschaft Jever in Friesland, die nach dem Aussterben der Fürsten von Anhalt-Zerbst als Allodial-Erbe an die Kaiserin Katharina und ihre Nachfolger gekommen war, zu gunsten Hollands verzichtet; er hatte die Ionischen Inseln und die Bocche di Cattaro geräumt; er hatte zugegeben, daß der König beider Sizilien, der alte Verbündete Rußlands, seiner Staaten beraubt ward, und sich mit einer vagen Vertröstung auf einen künftigen Ersatz abfinden lassen; er hatte eingewilligt, daß das Berliner Blockadedekret vom 21. November 1806, das die unerhörte Kontinentalsperre gegen alle englischen Waren und Handelsschiffe anordnete, auch für Rußland Geltung haben sollte, so nachteilig immer die Wirkung für das finanzielle und wirtschaftliche Leben des weiten Reichs sein mußte; er hatte sich die Vermittelung Frankreichs in seinem Streit mit der Türkei gefallen lassen und die Donaufürstentümer Moldau und Walachei geräumt, weil General Sebastiani dem Sultan als Preis einer Allianz mit Frankreich die Integrität und Unabhängigkeit seiner Staaten zugesichert und dadurch die Pforte zu einem feindseligen Vorgehen gegen die russische Landarmee im Donaugebiet wie gegen die englischen Geschwader in den Dardanellen und im Bosporus angereizt hatte. Mit den Tilsiter Verträgen war der Zar nicht nur aus dem englischen Bündnis ausgeschieden, er hatte sich mit dem Imperator zu dem Grundsatz vereinigt: England auf dem Kontinent zu besiegen. Wie dereinst Paul war auch Alexander ein Gegner des selbstsüchtigen Inselstaats ge-

worden: er nahm es der britischen Regierung sehr übel, daß sie in den Subsidienzahlungen zurückhaltend und lässig war, daß sie in schroffer Weise die Anmutung zurückgewiesen hatte, ein russisches Anlehen in England durch ihre Garantie zu fördern. Alexander war daher nicht schwer zu bereden in Verbindung mit dem französischen Kaiser den englischen See- und Handelsstaat so sehr in die Enge zu treiben, daß derselbe sein angemaßtes Seerecht aufzugeben genötigt wäre. Er mochte sich durch den Gedanken geschmeichelt fühlen, „daß Er und Napoleon, als geistige Größen einander gleichgestellt, allein, ohne irgend einen Beirat über das Schicksal Europas entscheiden sollten". Nicht wenig mag auch, in dem Bewußtsein seines Unrechts gegenüber dem geraden aufrichtigen König von Preußen, der Wunsch nach Sicherstellung und Vergrößerung seines Reichs beigetragen haben, den Zaren auf die Seite Napoleons zu ziehen und zum dienstfertigen Genossen der Gewaltthätigkeiten desselben zu machen. Die Entfernung der englisch gesinnten Staatsmänner und Jugendfreunde, eines Nowosilzow, eines Kotschubey, eines Strogonow aus dem Dienst und der Umgebung des Kaisers war die notwendige Folge des engen Bundes Alexanders und Napoleons. An die Stelle des alten „Triumvirats" traten jetzt Männer, die ihren Geist durch das Studium französischer Litteratur gebildet hatten und den durch die Revolution erzeugten Ideen zugänglich waren. Unter ihnen nahm Graf Speransky den ersten Rang ein, ein hochbegabter Mann von vierunddreißig Jahren, der vom Sohn eines armen namenlosen Dorfgeistlichen durch Fleiß, Fähigkeit und Diensteifer in verschiedenen Staatsämtern sich emporgearbeitet hatte. Die französischen Emigranten, die bisher bei Hofe und in den aristokratischen Kreisen Gunst und Ansehen genossen, wurden zurückgesetzt; die Bourbonische Königsfamilie von neuem ausgewiesen. Aus allem ging hervor, daß Rußland durch den Tilsiter Frieden in eine unwürdige Stellung gegenüber Napoleon gekommen war, im ganzen Reich regte sich ein Gefühl des Unwillens über diese Unterordnung und Demütigung. Wie ganz anders stand Rußland da, als Katharina II. das Zepter führte!

Rußland und die Nachbarstaaten.

Und nicht bloß in Rücksicht auf die Politik des Tages, auf die öffentlichen Anliegen der Gegenwart war Rußland durch den Tilsiter Frieden an Frankreich geknüpft: durch die Gründung des Herzogtums Warschau hatte Napoleon in die slawische Welt einen Pfahl eingetrieben, der leicht unberechenbare Bewegungen im ganzen Osten hervorbringen konnte und den Zaren zum Festhalten an dem französischen Bündnis nötigte; bei den gespannten, ja feindseligen Verhältnissen, die zwischen der Türkei und dem Moskowiterreich fortbestanden und bald wieder zu neuen Waffengängen an der Niederdonau führen mußten, hatte es Napoleon stets in der Hand durch diplomatische Einwirkungen das Feuer zu schüren und durch militärische Unterstützungen die Widerstandskraft der Pforte zu stärken. Und auch im skandinavischen Norden wußte der Imperator den befreundeten Zaren in den Kreis der französischen Interessen zu verflechten, ihn

zum fügsamen Werkzeug der eignen Politik zu machen. In Petersburg hatte man es schon längst mit Verdruß empfunden, daß die Grenzen von Schweden die Hauptstadt zu nahe berührten, daß Kanonenschüsse, die in Finnland abgefeuert würden, an der Newa gehört werden könnten. Man hatte noch nicht vergessen, welchen Schrecken dermaleinst der schwedische Krieg am Ende der achtziger Jahre in den Hofkreisen und unter der russischen Aristokratie erzeugt hatte. Ließ sich je ein günstigerer Zeitpunkt denken, diesen Mißstand zu beseitigen, als der Tilsiter Friedensschluß, in dem sich Napoleon und Alexander zu Schutz und Trutz, zur gemeinschaftlichen Beherrschung Europas die Bruderhand reichten, sich verpflichteten, jeden Staat mit vereinten Anstrengungen zu bekriegen, der es noch mit England hielte oder den Zwangsmaßregeln gegen die britische Seeherrschaft Widerstand leistete? Wenn Alexander mit Hilfe des neuen Bundesgenossen das Reich ausdehnte, konnte er hoffen, daß sich der russische Nationalstolz, der mit Unmut auf die untergeordnete Stellung des Zaren gegenüber dem französischen Imperator blickte, mit dem Tilsiter Vertrag aussöhnen würde.

Kontinentale Gewaltherrschaft und englische Seediktatur.

Im Einverständnis mit England befanden sich noch immer Schweden, Dänemark und Portugal. Es wurde also beschlossen, an die Regierungen dieser drei Staaten die Aufforderung ergehen zu lassen, den englischen Schiffen und Waren ihre Häfen zu verschließen und dem großen europäischen Völkerbund beizutreten, durch welchen das britische Inselreich gezwungen werden sollte, seinem angemaßten Seerecht zu entsagen und die eroberten französischen, spanischen und holländischen Kolonien herauszugeben. Im Fall einer Weigerung sollten sie mit den Waffen angegriffen werden. Dieses Bündnis zwischen den beiden Kaisern befand sich unter den geheimen Artikeln der Tilsiter Friedensurkunde. Allein die britische Regierung erhielt Kenntnis davon und beschloß Gewalt mit Gewalt abzuwehren. Dies gab Veranlassung zu neuen Umwälzungen und Völkerkriegen, zu einem Kampf auf Leben und Tod zwischen den kontinentalen Mächten unter Frankreichs diktatorischer Führung und dem britischen Seestaat. Es war ein Glück für die Selbständigkeit Europas, daß England diesen ungleichen Kampf aufnahm, daß die Londoner Regierung, anstatt den scheinbaren Vermittelungsvorschlägen des von Napoleons Netzen umstrickten Zaren Gehör zu geben und sich die Früchte vieljähriger Anstrengungen rauben zu lassen, entschlossen zum Schwert griff, im Gegensatz zu den Fürsten des Festlandes, die meistens den Machtsprüchen des Gewaltigen sich beugten, der unterdrückten Völker sich annahm, einen Widerstand organisierte und in Thätigkeit hielt, an dem schließlich die aufs höchste gespannte Gewalt- und Willkürherrschaft des despotischen Imperators scheitern mußte. Freilich übte dabei auch England eine Zwingherrschaft, die der gegnerischen nicht nachstand; das Meer, die Kolonialwelt und die Küstenländer wurden von dem seemächtigen Kaufmannsstaat nicht minder gedrückt und vergewaltigt als die Staaten und Völker des Festlandes durch den französischen Machthaber. Auch England achtete nur das Recht, dem die Kraft der Selbstverteidigung

beiwohnte. Die Kleinen und Geringen mußten sich beugen oder untergehen. Das erwähnte verhängnisvolle Blockadedekret von Berlin (S. 226), das allen Verkehr mit England verbot und alle englischen Kaufmannsgüter wegzunehmen befahl, war der Anfang jenes berüchtigten Kontinentalsystems, welches das Handelsleben in das Raub- und Piratenwesen des Mittelalters zurückwarf, zumal als das britische Ministerium unter Portland, Canning, Castlereagh die Verfügung entgegensetzte, daß jedes neutrale Schiff, das aus einem Hafen Frankreichs oder seiner Verbündeten auslaufe, weggenommen werden dürfe. Während bei allen Konferenzen und Verhandlungen von Recht, Frieden und Humanität gesprochen ward, herrschte in Wirklichkeit Gewalt, Krieg und Faustrecht. Der Fundamentalsatz des neuen Völkerrechts lautete: Der Schwache müsse sich dem Willen des Starken fügen. 21. Nov. 1806.

b. Die Vorgänge in Skandinavien.

Die neue Politik der Gewalt, die mit gleicher Rücksichtslosigkeit und Selbstsucht sowohl von den beiden kontinentalen Großmächten, wie von dem aristokratischen Seestaat in Anwendung gebracht ward, kam zunächst in Skandinavien zu Tage. König Gustav IV. Adolf von Schweden hatte sich, wie uns bekannt, gleich anfangs den Koalitionsmächten angeschlossen und in Pommern eine kriegerische Stellung genommen. Auch bei Ausbruch des französisch-preußischen Kriegs hatten die Schweden mit Hilfe der Verbündeten in Stralsund den Franzosen tapfern Widerstand geleistet. War in dieser entschlossenen und standhaften Haltung des Königs Charakterstärke, Großmut und Ehrgefühl zu erkennen, so zeigte doch bald sein grenzenloser Eigensinn und die gänzliche Mißkennung seiner Stellung und Kraft, daß sein Geist sich in einem zerrütteten Zustand befände, daß der in der Familie Wasa erbliche Trotz und Starrsinn bei ihm zu einer krankhaften Höhe gestiegen sei. Durchdrungen von der Heiligkeit der Königswürde versagte er dem durch das Schwert, nicht durch Gottes Gnade zum Beherrscher Frankreichs emporgestiegenen „General Bonaparte" den Kaisertitel; in religiöser Schwärmerei befangen, glaubte er sich von der Vorsehung berufen, die Bourbons wieder auf den Thron zurückzuführen, wie schon sein Vater geträumt hatte, und das apokalyptische Tier, das in Napoleon Menschengestalt angenommen, zu stürzen. Französische Emigranten dienten unter seiner Fahne und bestärkten ihn in seinen Vorurteilen und Verkehrtheiten. Napoleon sprach in seinen Bülletins von einem „neuen Wahnsinn", der den Sprossen der Wasa befallen, und gebot dem Marschall Brune, dem Anführer der französischen Armee in Pommern, nicht mit dem König selbst, sondern nur mit dessen Generalen zu verhandeln. Gustav ging in seinem Haß gegen den fränkischen Imperator so weit, daß er die Herrscher von Preußen und Rußland, weil sie sich mit dem Usurpator in Unterhandlungen einließen, durch die Zurücksendung ihrer Orden und die Ausweisung ihrer Gesandten aus Stockholm tödlich beleidigte. 1. Gustav IV. König von Schweden.

Schweden von Franzosen und Russen bekriegt. Finnland mit Rußland vereinigt. Durch dieses unvernünftige Ankämpfen gegen die Macht der realen Verhältnisse zog Gustav IV. über sein Volk unsägliches Unglück herab und brachte sich selbst um den Thron. Als nach dem Abschluß des Tilsiter Friedens die preußischen Regimenter abzogen und die englisch-hannöversche Legion sich einschiffte, vermochten die Schweden allein der feindlichen Übermacht nicht länger zu widerstehen. Die Franzosen eroberten Stralsund und die Insel Rügen, wo sich der König noch einige Zeit zu halten gesucht, und bemächtigten sich aller schwedischen Besitzungen im nördlichen Deutschland. Auch abgesehen von dem Starrsinn des Königs konnte Schweden nicht in die Tilsiter Verträge eingehen. Wie sollte das arme Land, für das der Seehandel eine Lebensbedingung war, das sogar sein Brot zum Teil für Eisen in der Fremde kaufen mußte, das Kontinentalsystem annehmen und dem europäischen Bund gegen England beitreten! In Petersburg ergriff man mit Freuden die Gelegenheit, dem bedrängten Königreich das für Rußland so günstig gelegene Finnland zu entreißen. Dem schwedischen Gesandten, Baron Stedingk, wurde durch eine Note des Kanzlers
21. Febr. 1808. Rumänzow mitgeteilt, daß der Kaiser sich genötigt sehe zu Feindseligkeiten zu schreiten, und fast in demselben Augenblick rückte ein russisches Heer unter Burhöwden in Finnland ein. Trotz der ungünstigen Jahreszeit und der Schwierigkeit der Verpflegung und des Transportes in dem hohen Norden, ging die Eroberung des Landes rasch vor sich. Der Überfall war so unerwartet, daß keine Rüstungen und Vorbereitungen für einen kräftigen Widerstand getroffen werden konnten; und der schwedische Adel war mit dem kopflosen Regiment der Wasa so unzufrieden, daß er sich schnell mit dem Gedanken einer Unterwerfung befreundete. In Bälde schloß Admiral Kronstedt, Kommandant von Sweaborg, mit Burhöwden eine Konvention, durch welche er die auf Felseninseln gelegene
6. April. uneinnehmbare Festung samt der Ruderflotte auslieferte. Wie man aus einem Bericht des Generals an den Kanzler schließen konnte, hat dabei russisches Geld wesentlich mitgewirkt. Ein kaiserliches Manifest kündigte dem Volk an, daß Alexander veranlaßt worden sei, das Großfürstentum Finnland mit dem russischen Reich zu vereinigen und von den Bewohnern den Eid der Treue zu fordern. Die Landbevölkerung fügte sich jedoch nicht so leicht in die Fremdherrschaft wie die adligen Würdenträger. Erst nach längeren Kämpfen mit den Eingebornen, die sich in den unabsehbaren Wäldern zusammenrotteten und einen Guerillakrieg führten, gelang die Unterwerfung Finnlands bis in die Nähe des Torneåflusses und die Einverleibung in das moskowitische Reich. In dem gleichzeitigen Seekrieg erntete die russische Flotte keinen Ruhm. Der Admiral Chanikow benahm sich gegenüber der schwedisch-englischen Flotte im Baltischen Meer so feig und ungeschickt, daß er durch ein Kriegsgericht zum gemeinen Matrosen herabgesetzt ward. Auch im Mittelmeer unterlag das russische Geschwader des Admirals Siniäwin der Überlegenheit der Engländer. Zur See behauptete Großbritannien allenthalben das Übergewicht.

Das Bewußtsein dieser maritimen Überlegenheit verleitete die englische Regierung zu einer Handlung wider einen schwachen Seestaat, die mit den Gewaltschritten der Gegner auf gleicher Stufe stand. Alexander konnte bei seinem feindlichen Angriff auf Finnland, wenn auch nicht einen thatsächlichen Kriegsstand, so doch eine persönliche Beleidigung von seiten des Schwedenkönigs als Beweggrund geltend machen; dagegen hatte Dänemark, wo noch immer der Kronprinz Friedrich im Namen seines geisteskranken Vaters Christian VII. das Regiment führte (XIII, 479), sich stets in den Grenzen der Neutralität gehalten. Noch im August 1807 segelte eine englische Flotte mit Landungstruppen ungehindert durch den Sund und wurde sogar mit den üblichen Begrüßungsschüssen von der Festung Kronenburg aus geehrt. Kurz nachher wollte aber das Londoner Kabinett in Erfahrung gebracht haben, Napoleon habe mit Zustimmung Alexanders beschlossen, sich der maritimen Hilfsmittel Dänemarks zu bemächtigen und sie gegen England zu verwenden, die Franzosen wollten in Holstein eindringen und die Regierung von Kopenhagen zwingen, der englischen Schiffahrt den Sund zu verschließen. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß der französische Imperator, seitdem der russische Kaiser sich mit ihm verbunden, die Absicht hegte, den dänischen Seestaat seinen Plänen dienstbar zu machen, und es war auch nicht zu erwarten, daß der dänische Regent im stande sein würde sich eines Bündnisses mit Frankreich zu erwehren, wenn die Truppen Bernadottes die holsteinische Grenze überschreiten würden. Denn Napoleon hatte das Verlangen in Kopenhagen aussprechen lassen, daß Dänemark dem Kontinentalsystem beitrete, und Bernadotte stand bereit, wenn der gebieterischen Forderung des Franzosenkaisers nicht entsprochen werden sollte, das dänische Festland zu besetzen. Und daß Napoleon sich durch völkerrechtliche Rücksichten nicht abhalten lassen würde, die Neutralität eines Staats zu verletzen, wenn es ihm Vorteil brachte, hatte er in der Markgrafschaft Ansbach-Baireuth und sonst oft genug bewiesen.

2. Dänemark und die Großmächte.

Es war daher dem englischen Toryministerium nicht zu verargen, wenn es sich gegen die Gefahr, durch Sperrung des Sundes von allem Verkehr mit der Ostsee und den dortigen Küstenländern ausgeschlossen zu werden, sicherzustellen suchte; allein die Art der Ausführung überschritt die Grenzen der Selbstverteidigung und mußte alles Rechtsgefühl empören. Mitte August stellte der britische Gesandte Jackson im Auftrag seiner Regierung in Kopenhagen die Forderung: Dänemark sollte sich aufs innigste mit England verbinden oder seine gesamte Flotte, bestehend aus achtzehn Linienschiffen, fünfzehn Fregatten und einer ansehnlichen Zahl von Kanonenbooten, bis zum Abschluß eines allgemeinen Friedens zur Aufbewahrung ausliefern. Die Forderung, deren Gewährung den sofortigen Einmarsch der französischen Truppen zur Folge gehabt hätte, wurde als unwürdig und beleidigend für das nationale Ehrgefühl mit Entschiedenheit zurückgewiesen. Da erschien eine englische Kriegsflotte im Sund,

Die Engländer vor Kopenhagen.

2.–5. Sept. 1807. zwang Kopenhagen durch eine dreitägige Beschießung, wobei ein Teil der Stadt in Flammen aufging, nach mannhaftem Widerstand zur Unterwerfung und führte die ganze dänische Seemacht, sowohl die Schiffe, als die Vorräte des Zeughauses als Beute weg. Dieser Bruch des Völkerrechts erzeugte in Dänemark eine solche Entrüstung, daß der Regent Friedrich durch den Vertrag von
31. Okt. Fontainebleau sich eng an Frankreich anschloß, den Engländern und ihrem Verbündeten, dem Schwedenkönig, den Krieg erklärte, französische Hilfstruppen und Besatzungsmannschaften in sein Land aufnahm und zu seinem und seines Volks Unheil den Haß gegen das übermütige Inselland auch dann nicht fahren ließ, als weise Staatskunst eine Trennung von Frankreich und Anschluß an die Verbündeten geboten hätte. Auch die andern Mächte wurden über die Engländer ob dieses völkerrechtswidrigen Verfahrens gegen Dänemark so aufgebracht, daß die Durchführung des Kontinentalsystems nunmehr weniger Widerstand fand und alle Staaten des Festlandes den englischen Schiffen den Zugang versagten. Selbst im Londoner Parlament erhob die Opposition ihre tadelnde Stimme über eine Politik, die sich aus Verdachtsgründen zu einem so ungerechten gewaltthätigen Verfahren hatte hinreißen lassen und nun dem französischen Imperator einen Vorwand zur Rache wider alle bot, die nicht unbedingt sich unter das Joch der kontinentalen Tyrannei gefangen geben wollten. Das Toryministerium tröstete sich über die Vorwürfe durch die Wegnahme der dänischen Insel Helgoland und der auswärtigen Besitzungen des Königreichs.

Vertreibung der Wasa aus Schweden.

Nachdem Dänemark durch die gewaltthätige Kriegspolitik des Toryministeriums zum Anschluß an Frankreich und zum Eintritt in das Kontinentalsystem gebracht worden, hielt von allen Staaten Europas nur noch Schweden zu England. Allein Gustav IV. Adolf benahm sich so sonderbar und zweideutig, daß die Londoner Regierung nicht mit ihm auskam und den wunderlichen unberechenbaren Mann seinem Schicksal überließ. Nun stand das Königreich der Wasa in Gefahr den Feinden als Beute zuzufallen, das Los einer Landesteilung, wie einst Polen, oder einer Zerstückelung wie soeben Preußen zu erleben. Die Russen, deren Truppen von Åbo und von den Ålandsinseln aus in das schwedische Festland eingedrungen waren, näherten sich bereits der Hauptstadt, die Dänen und die ihnen von Napoleon zu Hilfe geschickte spanische Truppenabteilung unter La Romana bedrohten die schwedischen Grenzen; Heer- und Kriegswesen waren durch Gustavs Nachlässigkeit und gänzlichen Mangel an Feldherrntalent im erbärmlichsten Zustand; die hohen, ohne Bewilligung der Stände aufgelegten Steuern konnten von dem erschöpften Land nicht aufgebracht werden, und dennoch wies der König jeden Friedensvorschlag starrsinnig zurück. Da bildete sich in der Hauptstadt und in der Armee eine Verschwörung, infolge deren
13. März 1809. Gustav IV. im Schloß gewaltsam verhaftet und nach Unterzeichnung der Thronentsagung auf ein altes Inselschloß gebracht wurde. Der eilig versammelte Reichstag, gestützt auf sein früheres Wahlrecht, erklärte hierauf Gustav IV. und

alle seine Nachkommen des Thrones verlustig, rief dessen Oheim Karl (XIII.) von Südermanland zum König aus und beschränkte die monarchische Verfassung durch Erhöhung der Macht des Reichsrats. Dieser Umwälzung folgte ein rascher Friede mit Rußland, Dänemark und Frankreich. An die Russen überließ Schweden Finnland bis zum Torneå und die Ålandsinseln, erhielt dagegen von Frankreich die pommerschen Besitzungen zurück mit der Bedingung, dem englischen Bund zu entsagen und der Kontinentalsperre beizutreten. Die bei dem kinderlosen Alter des Königs notwendige Wahl eines Thronfolgers fiel anfangs auf den holsteinischen Prinzen Christian August. Dieser starb aber so plötzlich, daß man seinen Tod einer Vergiftung zuschrieb, als deren Urheber der Graf Fersen, der einst bei Ludwigs XVI. Flucht aus Paris behilflich gewesen, und seine Schwester, die Gräfin Piper, galten. Bei der Beerdigung entstand daher ein Volksaufstand, in welchem Fersen grausam ermordet und der Palast seiner Schwester zerstört ward. Darauf wurde der Marschall **Bernadotte**, Prinz von Ponte-Corvo, gewählt, der sich im preußischen Krieg durch sein menschenfreundliches Benehmen gegen die schwedischen Truppen bei ihrem Rückzug aus Lauenburg, wie durch seine angenehmen Manieren viele Freunde unter den Offizieren gewonnen. Bernadotte wurde mit Napoleons ungern erteilter Bewilligung zum schwedischen Thronfolger erklärt und nach seinem Übertritt zur lutherischen Staatskirche von Karl XIII. adoptiert.

[Marginalien: 10. Mai 1809. — 18. Mai 1810. — 21. Aug.]

Die Hoffnung der Schweden, sich durch diese Wahl Napoleon zum Freunde zu machen, erwies sich als eitel. Die Forderung des Gebieters, allen Verkehr mit England abzubrechen, wozu sich der Kronprinz Karl Johann nicht bequemen wollte, führte bald zu Mißstimmungen und Feindseligkeiten. Napoleon besetzte Pommern abermals, reizte aber dadurch seinen ehemaligen Kampfgenossen so sehr, daß dieser beim Ausbruch des russischen Kriegs mit Alexander den Bund von Åbo schloß und sich den Engländern noch mehr näherte. Durch ihren Beistand befestigte der kluge Jakobiner aus der Gascogne die schwedische Krone auf seinem Haupt und sicherte sich den Besitz von Norwegen. Napoleons Sturz blieb ohne Einfluß auf Schweden. Nach Karls XIII. Tod folgte 1818. Bernadotte unter dem Namen Karl XIV. Johann unangefochten in der Regierung der einzige der Napoleoniden, der sich eine dauernde Herrschaft gründete, und als er sein müdes Haupt zur Ruhe legte, bestieg sein wackerer Sohn Oskar den Thron und fühlte sich so sicher, daß er das Verbot, welches die Familie Wasa von Schweden ausschloß, aufzuheben wagte. — Nach Beendigung der neuen Verfassung erhielt der abgesetzte König Gustav IV. die Erlaubnis, unter Zusicherung beträchtlicher Einkünfte, sich nach Deutschland zu begeben. Er führte fortan unter dem Namen Oberst Gustavson ein unstetes Leben und starb erst 1837 zu St. Gallen, getrennt von allen Freunden, in Unfrieden mit seiner Familie und in freiwilliger Dürftigkeit, ein fester Königscharakter, dem nur Klarheit und Klugheit fehlte. Sein Sohn, Prinz Wasa, trat in österreichische Kriegsdienste; mit ihm starb das Geschlecht im Jahr 1877 in männlicher Linie aus.

c. Die verbündeten Kaiser und der Erfurter Fürstentag.

Napoleons Haltung gegenüber Rußland. Der Bund, den Alexander mit Napoleon in Tilsit geschlossen, entsprach nur augenblicklichen Plänen und Interessen der beiden Monarchen. Er beruhte auf keinen innern Neigungen und hatte in der russischen Nation und insbesondere bei der Aristokratie viele Gegner. Kaum ein andres Land wurde von der Napoleonschen Handelspolitik gegenüber England so schwer betroffen wie Rußland. Das britische Reich war der Hauptmarkt für die russischen Rohprodukte; das Verbot der Einführung von Kolonialwaren entzog der Petersburger Regierung die Zolleinnahmen, die bei dem zerrütteten Zustand der Finanzen ihr unentbehrlich waren; der stockende Handel führte eine zunehmende Entwertung der Landeserzeugnisse und des Papiergeldes herbei und minderte den Wohlstand des Volks. Der moskowitische Nationalstolz ertrug es unwillig, daß der Selbstherrscher aller Reußen sich in den Machtkreis des französischen Imperators gefangen gab. Nur der Kaiser selbst und der Kanzler Rumänzow wurden teils durch das Gefühl der Bewunderung für den Mann des Jahrhunderts, teils durch die Vorteile, die Napoleon dem Zaren in Aussicht gestellt, bei dem Bündnis festgehalten. Der französische Kaiser war für solche Hingebung nicht immer erkenntlich. Als ob es ihn gereue, sich dem bisherigen Gegner so entgegenkommend genähert zu haben, zeigte er sich bei verschiedenen Gelegenheiten wieder zurückhaltend und abstoßend. Und da konnte er denn ebenso rücksichtslos verfahren, wie er zu andern Zeiten einschmeichelnd und gewinnend sein konnte. Dies bewies er bei der Wahl seiner Gesandten. Es ist uns bekannt, welche Erbitterung das Blutgericht gegen den Herzog von Enghien in Petersburg erzeugt hatte; und doch ernannte Napoleon nacheinander zu seinen Vertretern am russischen Hof die beiden Männer, die bei der Gewaltthat am meisten beteiligt gewesen waren, Savary und Caulaincourt. Alexander unterdrückte seinen Verdruß und behandelte sie mit großer Auszeichnung. Bei den Feindseligkeiten gegen Schweden und bei der Eroberung Finnlands hatte der Zar den französischen Kaiser ganz auf seiner Seite, weil sich beide in denselben Gefühlen der Abneigung gegen Gustav IV. begegneten; als aber Alexander im Vertrauen auf die geheimen Zugeständnisse in Tilsit Miene machte die Donaufürstentümer zu behaupten, erinnerte sich Napoleon, daß er dem Sultan Selim die Unverletzlichkeit seiner Staaten zugesichert hatte. Zum Glück trat um dieselbe Zeit in Konstantinopel eine Katastrophe ein, die es ihm möglich machte, seine zweideutige Politik zu verschleiern: eine Serail-Revolution mit einer Thronumwälzung im Gefolge. Dadurch glaubte sich Napoleon der Notwendigkeit entbunden, die durch seinen Gesandten Sebastiani dem Großsultan Selim gemachte Zusicherung zu erfüllen.

Selim III. 1789–1807. Sultan Selim III. suchte unter dem Einfluß Sebastianis die Türkei der abendländischen Kultur zu nähern und nahm mehrere den mohammedanischen Eiferern verhaßte Reformen vor. Durch Einführung des europäischen Kriegs- und Heerwesens

beabsichtigte er die trotzigen Janitscharen zu schwächen und zu verdrängen. Dieser
Versuch schlug bald zu Selims Verderben aus. Unterstützt von dem Mufti und den
Ulemas, empörten sich die Janitscharen und zwangen den Herrscher, seine Ratgeber
ihrer Rache zu opfern. Zitternd trat der kinderlose Sultan seine Macht an seinen 1807.
Neffen Mustafa (IV.) ab, der durch Abstellung aller Neuerungen den Aufstand be-
ruhigte. Mustafas Herrschaft war jedoch nicht von Dauer. Beiraktar, Pascha von
Rustschuk, ein Anhänger Selims und seiner Reformen, empörte sich, drang in die Juli 1808.
Hauptstadt und stürmte das Serail. Aber seine Absicht, dem vorigen Sultan Selim
die Herrschaft zurückzugeben, führte dessen Ermordung durch Mustafa herbei. Beiraktar
rächte diese Bluttat durch den Mord aller Ratgeber Mustafas und durch die Absetzung
des Sultans. Dessen Bruder Mahmud wurde Beherrscher der Gläubigen und Bei- Mahmud II. 1808—1839.
raktar als Großwesir stellte Selims Einrichtungen wieder her, rief aber dadurch einen
neuen Aufstand der Janitscharen hervor, der ihm und seinen Truppen nach der tapfer-
sten Gegenwehr den Untergang brachte. Nach der Ermordung des frühern Sultans
Mustafa willigte Mahmud in die Rückkehr des alttürkischen Wesens und rettete dadurch
seinen Thron. Bald sah er sich jedoch von einem gefährlichen Krieg mit Rußland be-
droht, gegen den er sich durch ein Bündnis mit England zu stärken suchte.

Durch diese Vorgänge in Konstantinopel glaubte der französische Kaiser Der Kaiserkongreß in
aller Verpflichtungen gegen die Pforte entledigt zu sein und zeigte sich geneigt, Erfurt und seine Be-
den Russen in den Donaufürstentümern freies Spiel zu lassen. War ja doch deutung.
der Gedanke einer Eroberung oder Teilung des osmanischen Reichs so sehr zu
einem Glaubensartikel des russischen Hofs und Volks geworden, daß Napoleon
nur dann auf ein dauerndes Bündnis mit Alexander rechnen konnte, wenn er
diesem traditionellen Gedanken zustimmend entgegenkam. Mittlerweile reiften
die Pläne des Imperators zur Unterwerfung der Pyrenäischen Halbinsel: Por-
tugal war bereits in seine Hände gefallen; in Bayonne hatte er die spanische
Herrscherfamilie zur Thronentsagung gebracht und seinen Bruder Joseph als
König nach Madrid gesandt. Aber durch den unerwarteten Widerstand der
Nation an die Grenzen seiner Macht erinnert, wünschte er die Allianz des ein-
zigen Monarchen, der im stande war das Festland in Ruhe und Gehorsam zu
halten: des Kaisers von Rußland. Der Zar sollte ihm zugleich als politische
und als moralische Stütze dienen. Darum beschloß er zu den „großen Ideen von
Tilsit" zurückzukehren und durch Erneuerung des Freundschaftsbundes mit Ale-
xander in einer persönlichen Zusammenkunft bei den Herrschern und Völkern
Europas den Eindruck zu erzeugen, daß die zwei mächtigsten Gewalthaber des
Festlandes in allen Dingen eines Sinnes seien, und daß es für die übrigen
Staaten nur ein Mittel der Erhaltung und Sicherheit gebe, nämlich die stumme
Unterwerfung unter den Willen der beiden Weltherrscher. So kam es zu dem
Fürstenkongreß von Erfurt, einem theatralischen Schaustück, in welchem
unter Prunkszenen, Festlichkeiten und Huldigungen, die vier Wochen lang dauer- 17. Sept. bis 14. Okt. 1808.
ten, über das Schicksal der europäischen Staatenwelt entschieden und unter dem
äußern Schein eines Seelenbündnisses der beiden Kaiser eine Politik der Erobe-
rung und Vergewaltigung im höchsten Stil geplant ward. Der europäische Kon-

tinent sollte in Zukunft nur zwei höchste Autoritäten anerkennen, den Kaiser der Franzosen und den Selbstherrscher aller Reußen; jener sollte über die romanischen Völker gebieten und die deutschen Fürsten als Schutzbefohlene und Dienstbeflissene zur Seite haben; der andre sollte die slawische Welt beherrschen und sich die Donaustaaten der Türkei zu eigen machen. Nach dieser Zusammenkunft Napoleons und Alexanders in der thüringischen Stadt Erfurt, wo der ganze Glanz europäischer Herrlichkeit entfaltet ward, wo vier Könige und vierunddreißig Fürsten aus Deutschland sich entweder persönlich einstellten oder durch die Thronerben vertreten ließen, um dem Gewaltigen ihre Huldigungen darzubringen, sein Gefolge und seinen Hofstaat zu vergrößern, wo Staatsmänner, Feldherren und Diplomaten von gefeierten Namen die Blicke auf sich lenkten, stand Europa in Gefahr teils unter Frankreichs, teils unter Rußlands Oberhoheit zu fallen. Zwischen den beiden Kolossen, die sich über den Ruinen der alten Großmächte des Festlandes die Hände reichten, gab es keinen widerstandsfähigen Staat mehr. Die „Observationskorps“, die Napoleon an allen gefährdeten Orten aufstellte, und die Besatzungen in den preußischen Festungen schienen dem französischen Imperator genügend, alle Bewegungen im Keime zu ersticken. Auch Kaiser Franz, obwohl nicht eingeladen, hatte sich durch eine Drohrede Napoleons über die Anzeichen einer feindseligen Haltung in Österreich und über die militärischen Rüstungen bewegen lassen, den General Vincent als seinen Vertreter nach Erfurt zu senden mit einem höflichen Schreiben an den Kaiser der Franzosen, worin die beruhigendsten Erklärungen gegeben waren, und von Preußen war Prinz Wilhelm erschienen, um mit Hilfe des Zaren, der von seinem Bruder, dem Großfürsten Konstantin begleitet wurde, eine Milderung des Friedensvertrags zu erlangen.

Die Erfurter Vereinbarungen. 12. Okt. 1808.

Das Ergebnis des Erfurter Kongresses war ein neues Übereinkommen durch welches Napoleon seinen Freund und Verbündeten noch fester an seine Eroberungspolitik zu fesseln suchte. Das Tilsiter Bündnis wurde darin erneuert und bestätigt und die gegenseitige Verpflichtung eingegangen, daß man mit den gemeinschaftlichen Feinden nur vereint Frieden schließen wolle. Mit England sollten von den Vertragschließenden gemeinschaftliche Unterhandlungen eröffnet und der augenblickliche Besitzstand als Grundlage der Friedensbedingungen vorgeschlagen werden. Alexander gab seine Zustimmung zu Napoleons dynastischen Plänen in betreff Spaniens und verpflichtete sich während dessen Abwesenheit jenseit der Pyrenäen dafür Sorge zu tragen, daß in Deutschland die Ruhe erhalten würde; der französische Kaiser willigte ein, daß Rußland im Besitz Finnlands und der Donaufürstentümer bleibe. Würden die Friedensanträge an England fruchtlos sein, so sollte die Zusammenkunft im Verlauf eines Jahres wiederholt werden. Ein gemeinschaftlicher Brief der beiden Kaiser an den König von England, worin dieser zu Unterhandlungen über einen allgemeinen Frieden auf den angegebenen Grundlagen eingeladen ward, sollte der Welt verkündigen, daß sie selbst von dem Wunsch einer Beendigung des langen blutigen Kriegs beseelt seien, mithin die Fortsetzung desselben nicht ihnen zur Last falle, sondern dem unversöhnlichen Albion, das durch blinde Leidenschaft fortgerissen, der Stimme der Menschlichkeit kein Gehör gebe; zugleich sollte der Brief aber auch den innigen Bund Rußlands und Frankreichs recht sichtbar hervortreten lassen und dadurch auf die gesamte europäische Menschheit um so nachdrück-

licher wirken. In dem Antwortschreiben des englischen Ministers Canning an Rumänzow, worin als Vorbedingung eines Friedens die Zuziehung aller Verbündeten Englands gefordert ward, mußte Alexander die wenig ehrenvolle Bemerkung hinnehmen, man begreife nicht, wie der Selbstherrscher aller Reußen dem Kaiser der Franzosen das Recht zugestehen könne, legitime Könige abzusetzen und gefangen zu halten. — Napoleon hegte noch einen andern geheimen Wunsch. Das politische Bündnis sollte noch durch einen Ehebund verstärkt werden. Er dachte schon damals an eine Scheidung von Josephinen und ließ durch Talleyrand den Zaren ausforschen, ob nicht die Großfürstin Katharina, Alexanders schöne und geistreiche Schwester, den französischen Kaiserthron mit ihm teilen wollte. Alexander verwies jedoch die Sache an seine Mutter, der nach russischer Sitte in Familienangelegenheiten die Entscheidung zustehe. Diese aber zerschnitt jede derartige Versuchung, indem sie die Tochter eilig mit dem Herzog Peter von Oldenburg vermählte.

So wurde die neue Teilung der Erde zwischen den souveränen Machthabern des Westens und des Ostens verabredet. Aber der Bund der Gewaltigen scheiterte an der Kraft der Völker, deren Gefühle und Leidenschaften man nicht in Anschlag gebracht hatte, und das seemächtige England reichte den Bedrängten und Bedrohten die helfende Hand, trat als Verfechter und Schirmvogt der Legitimität dem willkürlichen Gebahren der verbündeten Imperatoren entgegen. England unterstützte die Aufständischen in der Pyrenäischen Halbinsel, es beschützte das Bourbonsche Königshaus auf Sizilien gegen die französisch-neapolitanischen Angriffe und Invasionsversuche, es leistete der Pforte in Konstantinopel Hilfe und Vorschub in ihrem Kampf gegen Rußland um den Besitz der Donauländer.

Der Kongreß und die deutschen Fürsten.

Die festlichen Herbsttage in Erfurt, wo nicht bloß die Mächtigen der Erde, wo selbst die Könige im Gebiet des Geistes ihre Huldigungen darbrachten, Goethe und Wieland von Weimar herüberkamen, bildeten den Glanzpunkt des imperatorischen Prachtbaues, daher auch die französischen Schriftsteller mit Vorliebe bei diesen Vorgängen verweilen. Napoleon bewies dabei den vollen Übermut des Emporkömmlings. Daß er auf dem Schlachtfeld von Jena eine Hasenjagd veranstalten ließ und den Prinzen Wilhelm von Preußen dazu einlud, daß er dem Kaiser von Österreich auf sein zuvorkommendes Schreiben mit einem Brief voll verletzender Vermahnungen, Warnungen und verhüllter Drohungen antwortete, waren sprechende Beweise von diesem Übermut, zu welchem rohe Gemüter durch ungewöhnliche Glücksfälle sich leicht fortreißen lassen. Es ist eine bekannte Episode in dem Festgemälde von Erfurt, wie bei Gelegenheit einer jener prunkvollen Theatervorstellungen „vor einem Parterre von Königen", wie der Schauspieler Talma sich ausdrückte, als von der Bühne herab die Worte aus Voltaires Ödipe gesprochen wurden: die Freundschaft eines großen Mannes ist eine Gnadengabe der Götter, Alexander dem in der Vorderreihe neben ihm sitzenden Napoleon in ostentativer Weise die Hand reichte. Die kläglichste Rolle spielten bei dem Erfurter Schaugepränge die Rheinbundsfürsten. Es ist eine bekannte Sache, daß im Theater nicht nur die Plätze dieser Könige und souveränen Fürsten in angemessener Entfernung von den beiden Kaisern sich befanden, sondern daß auch ihre Sessel von geringerer Art waren, daß bei dem Vorfahren eines kaiserlichen Wagens die Trommel von der

Wache dreimal, bei einem königlichen nur einmal gerührt ward. In großen und kleinen Äußerlichkeiten gab sich die tiefe Erniedrigung kund, in welcher Deutschland in den Tagen jenes prunkvollen Kongresses sich befand.

d. Das kaiserliche Frankreich im Innern.

Der imperatorische Absolutismus.

Während Deutschland tief gedemütigt daniederlag, gab sich die französische Nation einem schwindelnden Freudenrausch hin über die Macht und Ruhmesfülle, die ihr in so überschwenglichem Maß zu teil geworden, und der höchsten Bewunderung des genialen Herrschers, dem sie die glänzende Weltstellung verdankte. Es machte ihr wenig Kummer, daß das Reich im Innern einem Absolutismus zusteuerte, welcher den der alten Monarchie weit überholte, daß die gesamte Staatsgewalt in einem einzigen Menschen sich vereinigte, der in fieberhaftem Thatendrang, in maßloser Ehrsucht und Herrschgier sich über alle durch Gesetz, Herkommen und geschichtliche Tradition aufgerichteten Schranken willkürlich und übermütig wegsetzte. Der Durst nach unumschränkter Macht im Innern wuchs mit den kriegerischen Erfolgen. Der Imperator allein gab der ganzen Regierung die Richtung; er suchte jede Art von Selbständigkeit aufzulösen und von sich abhängig zu machen; er war eifersüchtig auf alles, was einen eignen Willen zu behaupten, durch sich selbst eine gewisse Geltung und Bedeutung zu erlangen strebte. Kein Licht sollte gelten, das nicht den Widerschein des kaiserlichen Lichtquells darstellte. Der Imperator wollte alles entscheiden, alles regeln und bestimmen; über das Kleinste wie über das Große mußte man seine Meinung einholen: im politischen, gesellschaftlichen und geistigen Leben sollte die ganze Nation wie eine willenlose Maschine sich nach seinen Vorschriften und Anordnungen bewegen. Seine Schmeichler rühmen ihm nach, daß er selbst im Krieg, im Lager von Osterode, vom fernen Schloß Finkenstein aus das Reich mit einer Art von Allwissenheit und Allgegenwart regiert habe. Mitten in dem Schnee von Polen, sagt Thiers, besorgte dieser außerordentliche Genius, der alles umfaßte, an alles dachte, nicht bloß seine Soldaten und seine Agenten, sondern auch die Geister selbst zu beherrschen strebte, die verschiedenartigsten Angelegenheiten. Über den wichtigsten politischen und militärischen Arbeiten fand er noch Zeit der öffentlichen Meinung zu lauschen, wie sie sich im Theater und in den Salons, auf der Tribüne und in der Presse kund gibt, und sie nach seinem Willen zu lenken. Männer, die keine Grundsätze und eigne Ansichten hatten, denen die Gunst und Zufriedenheit des Gebieters über alles ging wie der fleißige, geschäftsgewandte Maret, wie Fouché, Cambacérès u. a. dienten ihm als Werkzeuge und Vermittler, Frau von Staël und Madame Récamier, aus deren Gesellschaftszimmern noch immer einige freimütige oppositionelle Urteile in die Öffentlichkeit drangen, wurden mit einer Anzahl gleichgesinnter Personen aus der Vorstadt St.-Germain, „wegen üblen Einflusses auf die öffentliche Meinung durch Verbreitung schlimmer Nachrichten“ aus Paris gewiesen.

Wie Ludwig XIV. wollte Napoleon der Litteratur, der Wissenschaft, der Kunst ein imperatorisches Gepräge geben. Die Poesie sollte der Verherrlichung des kaiserlichen Ruhmes dienen; die Geschichte in einer Darstellung der Thatsachen ohne Nutzanwendung und philosophische Betrachtungen bestehen. Wie wenig Geltung die geschichtliche Wahrheit in Napoleons Augen hatte, bewies die offizielle Mitteilung über die Schlacht bei Trafalgar in der Eröffnungsrede des Gesetzgebenden Körpers vom Jahr 1806, worin es hieß: Nach einem unvorsichtig eingegangenen Kampf hat uns der Sturm mehrere Schiffe zerstört. Von der Gleichförmigkeit des Unterrichtswesens und der kaiserlichen Universität als oberstem Lehrkörper ist schon früher die Rede gewesen. Mit Zustimmung des Kardinal-Legaten Caprara, der dem Gewaltigen nichts zu verweigern wagte, wurde für den Religionsunterricht ein neuer Katechismus ausgearbeitet, der dem Kaiserkultus eine religiöse Weihe gab.

Folgende Stellen bezeichnen den Geist dieses kaiserlichen Katechismus: Frage: Welches sind im besondern unsre Pflichten gegen Napoleon I. unsern Kaiser? Antwort: Wir schulden ihm im besondern Liebe, Ehrfurcht, Treue, Militärpflicht, den Tribut, welchen die Verteidigung des Kaiserreichs und des Thrones erheischt, eifrige Gebete für sein Heil und für das Gedeihen des Staats. Frage: Warum haben wir alle diese Pflichten gegen unsern Kaiser? Antwort: Weil Gott, indem er ihn sowohl im Frieden wie im Krieg mit Gaben überschüttet, ihn zu unserm Herrscher eingesetzt und ihn zu seinem Bild auf Erden gemacht hat. Unsern Kaiser ehren und ihm dienen, heißt also Gott selbst ehren und ihm dienen. Frage: Gibt es keine besondern Gründe, welche uns stärker an Napoleon I. fesseln müssen? Antwort: Ja, denn er ist derjenige, den Gott berufen hat, um die heilige Religion unsrer Väter wieder aufzurichten und ihr Schützer zu sein. Er hat die öffentliche Ordnung wieder hergestellt und erhält sie aufrecht durch seine Weisheit; er verteidigt den Staat mit starken Armen, er ist der Gesalbte des Herrn geworden durch die Weihe, welche der Papst ihm erteilt. Diejenigen, welche ihre Pflicht gegen den Kaiser vergessen, verdienen die ewige Verdammnis. Der kaiserliche Katechismus.

Wie das geistige und gesellschaftliche Leben durch den kaiserlichen Despotismus Richtung und Antrieb empfing, so wurde auch das materielle und politische Dasein durch die Machtsprüche des Autokraten in Fesseln gelegt. Die Konskription, immer strenger gehandhabt und meistens ein Jahr vor der gesetzlichen Zeit ausgeschrieben, entzog dem Ackerbau und der Gewerbsamkeit ihre nachhaltigsten Stützen. Die Kontinentalsperre drückte wie die Hand des Todes auf das ganze Handels- und Verkehrsleben und übte in sittlicher wie in materieller Beziehung eine unheilvolle Wirkung. Die unaufhörlichen Kriege legten dem Staatsschatz unermeßliche Ausgaben auf, welche, da die Steuern nicht vermehrt werden sollten, durch außerordentliche Einnahmen gedeckt werden mußten. Daher die Aussaugung der fremden Länder durch Erpressungen aller Art, durch Brandschatzungen, unerschwingliche Kriegsentschädigungen, Wegnahme englischer Waren, Einziehung von Domänen und Staatsgeldern. Da diese Einkünfte jedoch erst während des Kriegs oder nach Beendigung desselben erlangt werden konnten, so mußten Lieferanten und Unternehmer durch Vorschüsse der Regierung zu Hilfe kommen. Daß Materielle Lage.

es dabei an schwindelhaften Spekulationen und Unterschleif nicht fehlte, lag auf der Hand.

Finanzielle Krisis. Ouvrard. Mit Wissen und Zustimmung des Finanzministers Barbé-Marbois hatte sich schon während des österreichischen Kriegs eine Gesellschaft unter der Leitung von Ouvrard, Desprez und Vanderberghe gebildet, welche die Lieferungen für Heer und Marine übernahm und für ihre Auslagen mit den spanischen Subsidien gedeckt werden sollte. Da aber die Madrider Regierung infolge des Kriegs mit England, der die Geldbezüge aus den amerikanischen Kolonien verhinderte, und infolge einer Hungersnot mit ihren Zahlungen in Rückstand gekommen war, so schloß Ouvrard einen Vertrag mit ihr ab, kraft dessen er die rückständigen Subsidien zu zahlen sich verpflichtete gegen eine Anweisung auf die Einnahmen, welche Spanien aus Mexiko zu beziehen hatte. Der fruchtbare Spekulationsgeist des Finanzmannes hoffte unter Vermittelung englischer und amerikanischer Bankiers, die mit dem Haus Hope in Amsterdam in Verbindung standen, die Summen aus Neuspanien herbeizuschaffen. Mit Hilfe dieses Pfandes konnte die Pariser Finanzgesellschaft fortfahren, der französischen Regierung Geld und Vorräte zu liefern. Da aber bei der Schwierigkeit des Verkehrs die mexikanischen Piaster nicht rasch genug beschafft werden konnten, so nahm man mit Genehmigung des Finanzministers seine Zuflucht zur Bank von Frankreich. Die übergroße Emission von Bankscheinen, weit über die Metalldeckung hinaus, erschütterte aber bald den Kredit; die Inhaber der Geldscheine stürmten nach der Bank, um die Noten gegen bares Geld umzusetzen. Darüber kam es zu einer Geldkrisis nicht unähnlich der Lawschen Schwindelperiode (XII, 818 ff.). Erst die Siege der Armee im preußisch-russischen Krieg und das energische Eingreifen des Kaisers selbst mittels zweckmäßiger Reformen in der Finanzverwaltung und im Rechnungswesen des Staats, stellten den öffentlichen Kredit wieder her. Ouvrard und die Teilnehmer an seinem Geschäft fielen als Opfer ihrer Spekulationssucht. Sie wurden in ihrem Vermögen ruiniert und ernteten zum Schaden noch Spott. Man betrachtete sie als Betrüger und Plusmacher und gönnte ihnen ihr Schicksal. Ouvrard, der ein Vermögen von vielen Millionen besaß und einen großartigen Aufwand machte, erinnert an den Oberintendanten Fouquet (XII, 339). Doch war sein Schicksal weniger tragisch. Napoleon konnte die Dienste so erfahrener Lieferanten und Unternehmer nicht entbehren. Auch der große Sanhedrin, die Versammlung jüdischer Notablen, welche der Kaiser nach Paris berief, um die Stellung der Juden zum christlichen Staat durch gesetzliche Bestimmungen zu regeln, stand mit den Geld- und Lieferungsgeschäften in Zusammenhang. (Febr.—April 1807.)

Der neue Cäsarismus. Seit Gründung des Kaisertums war Napoleons Trachten darauf gerichtet, von Frankreich den revolutionären Charakter immer mehr abzustreifen, den republikanischen Schöpfungen ein monarchisches Gepräge aufzudrücken, die alten Einrichtungen der übrigen Kontinentalstaaten auch in dem kaiserlichen Frankreich wieder einzubürgern. Die Huldigungen und Schmeicheleien, die ihm bei der Rückkehr aus jedem Feldzug vom Senat, von dem Gesetzgebenden Körper, von allen Behörden, wie vom Volk dargebracht wurden, mußten in ihm die Ansicht begründen, daß die französische Nation eine willenlose Masse sei, die er nach willkürlichem Belieben gestalten könne, daß die allgemeine Servilität, die ihm von allen Ständen entgegengebracht ward, ihm keinerlei Schonung und Rücksichten auferlege. Der dichte Weihrauch, der ihm von allen Seiten gestreut wurde, verhüllte die schwache Opposition, die sich in den rhetorischen Ausfällen eines

Chateaubriand oder in dem Verschwörungsversuch eines Mallet hervorwagte. Zwei Mittel schienen Napoleon besonders geeignet, den neuen Cäsarismus seiner Vollendung entgegenzuführen: die Belebung und Stärkung eines von dem Kaiser geschaffenen unabhängigen Adels sowie die Beseitigung jeder Opposition, die sich auf verfassungsmäßige Institutionen und Rechte stützen konnte.

Wir wissen, daß bereits nach dem Preßburger Frieden eine Anzahl Güter aus den abgetretenen Landschaften ausgeschieden und als Dotationen an einige Waffengefährten des Kaisers mit den alten Adelstiteln von Herzögen, Fürsten, Grafen, Baronen verliehen wurden. Dieses Verfahren wurde in den nächsten Jahren beibehalten und zu dem Zweck wurden in den preußischen, polnischen, hannöverschen, westfälischen Ländern neue Lehnsgüter für imperatorische Würdenträger, militärischen wie bürgerlichen Charakters geschaffen, mit Einkünften und erblichen Rechten ausgerüstet. Es war eine Erneuerung des Verfahrens jener alten Barbaren-Eroberer, welche Land und Vermögen der Besiegten an ihre Waffengenossen austeilten. Aber diese aus untern Ständen hervorgegangene Aristokratie, welche von den stolzen Überlieferungen, den feinen eleganten Manieren des alten royalistischen Adels keine Spur an sich trug, von der man geltend machte, sie sei auf Verdienste, nicht auf Vorrechte gegründet, genügte dem Stolz des kaiserlichen Herrschers nicht ganz. „Um Frankreich und Europa miteinander zu versöhnen," wie er die Wiederherstellung des Adels zu rechtfertigen suchte, bedurfte er eines Hofstaats von alten historischen Namen und Traditionen. Daher war Napoleon beflissen, die Abkömmlinge altadliger Häuser in die Tuilerien zu ziehen, ihnen Hof- und Ehrenämter zu erteilen, sie zur Auffrischung strenger Etikette und gesellschaftlicher Formen zu benutzen. Es schmeichelte ihm, „alle alten und neuen Berühmtheiten zu seinem Vorteil in Beschlag zu nehmen, sie gleichsam als Scheidemünze seines eignen Ruhmes umzuprägen und mit seinem Bild zu versehen". Und da hatte er denn die Befriedigung, daß sich eine Menge adliger Herren und Frauen von glänzender Herkunft in die neuen Dienstverhältnisse eindrängte. Nicht nur in dem Hofstaat des Kaisers und der Kaiserin, auch in der Umgebung der Brüder, Schwestern, Verwandten Napoleons fand man Glieder altaristokratischer Geschlechter, Namen, die in den Annalen der französischen Königszeit eine ausgezeichnete Stellung einnehmen. Und mit den alten Familien kehrten auch die alten Hofformen mit allem Zeremoniell ehemaliger Herrlichkeit zurück. Daß die Herzogin von Chevreuse die ihr angebotene Hofstelle ablehnte und darüber in Ungnade fiel, war eine vereinzelte Erscheinung. Der alte Feudaladel sollte in der neuen Schöpfung aufgehen, die Bonapartische Dynastie in allen Dingen in das Erbe der Bourbonschen Traditionen eintreten, der neue Cäsarismus die royalistischen Institutionen der alten Monarchie in sich aufnehmen.

Der imperialistische Adel.

Das Bündnis Napoleons und Alexanders schien um so fester und dauernder zu sein, je mehr auch die Staatsformen beider Reiche einander ähnlich waren,

Beseitigung des Tribunats.

je ausgeprägter der Absolutismus in Frankreich wie in Rußland zur Erscheinung kam, je mehr der autokratische Imperator der Franzosen dem Selbstherrscher aller Reußen in der Unbeschränktheit seiner Machtfülle sich näherte. Da war es denn dem französischen Kaiser ein unerträglicher Gedanke, daß es noch immer ein Organ in dem Verfassungsbau des Staats gab, das von Rechtswegen eine gewisse Kontrolle über die Regierungshandlungen üben, noch immer die Stimme einer gesetzlichen Opposition erheben konnte. Wir wissen aus frühern Blättern, mit welcher Ungunst Napoleon von jeher auf die gesetzgeberische Institution blickte, die unter dem Namen des Tribunats allein das Recht der Diskussion besaß. Und wie sehr es auch gelungen war, durch Verminderung der Mitgliederzahl, durch Ausscheidung und Fernhaltung aller selbständigen Räte, durch Beschränkung der Befugnisse im Laufe der Jahre die Macht und Bedeutung der Körperschaft zu schwächen, wie sehr es der Kaiser dahin gebracht hatte, daß er mit seinen Dekreten, seinen Senatsbeschlüssen oder einfach mit den Verfügungen des Staatsrats unumschränkt über den größten Teil der Fragen entschied, die zu allen Zeiten der Kompetenz der gesetzgebenden Gewalt zugewiesen waren, so war doch in den Augen der Nation das Tribunat von einem gewissen Nimbus umgeben. Die Beredsamkeit seiner Mitglieder war gleichsam der letzte Seufzer der erstickten Freiheit gewesen, das letzte Echo aus der großen Zeit der Revolution. Diese Ruine erinnerte noch immer an das ehemalige Bauwerk, sie rief der Nation ins Gedächtnis, daß sie glücklichere Zeiten gekannt, sie stellte Traditionen dar, die heute überwunden zu Boden lagen, morgen aber siegen konnten. Aus diesen Gründen war schon der Name des Tribunats einflußreich und mußte verschwinden. Der vernichtende Schlag erfolgte in der Sitzung des Gesetzgebenden Körpers vom 18. September 1807 infolge eines Senatsbeschlusses, den Boulay de la Meurthe mit einigen schmeichelhaften Worten über die bisher bewiesene Weisheit und Besonnenheit der gegenwärtigen Räte der Versammlung mitteilte. Die im Amt befindlichen Tribunen wurden teils dem Gesetzgebenden Körper zugewiesen, teils bei der Verwaltung oder dem neuerrichteten Rechnungshof angestellt. Dem Gesetzgebenden Körper selbst wurde die Befugnis eingeräumt, in den geheimen Ausschußsitzungen sprechen und seine Ansichten durch das Organ einer Kommission öffentlich kundthun zu dürfen, zugleich aber die Bestimmung getroffen, daß in Zukunft niemand Mitglied des Gesetzgebenden Körpers sein könne, der nicht das vierzigste Lebensjahr zurückgelegt habe. Die Tribunen hörten mit stummer Ehrfurcht das Senatuskonsult an und beschlossen dann, in einer Adresse an den Monarchen den Gefühlen der Liebe und Ergebenheit, die ewig in ihrem Herzen leben würden, Worte zu geben. Darin hieß es, daß sie in dem Akt eine neue Veranlassung gefunden, zu den Stufen des Thrones den Ausdruck ihrer Bewunderung und Dankbarkeit niederzulegen. Ein solches Ende nahm das Tribunat. „Unter dem Despotismus ist nichts sicher, selbst nicht seine eignen Schöpfungen. Er ist immer der erste, welcher die Hand gegen die Gesetze erhebt,

die er selbst geschaffen, denn es liegt in seinem innersten Wesen, kein Gesetz anzuerkennen als seine eigne Willkür."

6. Preußens Wiedergeburt und die Staaten des Rheinbundes.

a. Preußen nach dem Tilsiter Frieden und der Freiherr vom Stein.

Von den großen europäischen Staaten hatte keiner unter den furchtbaren Schicksalsschlägen der Napoleonischen Gewaltherrschaft mehr zu leiden als Preußen. Rettungslos schien der Staat den Mißhandlungen eines übermütigen Siegers preisgegeben, aus seiner mühsam erklommenen Großmachtstellung für alle Ewigkeit verdrängt. Der Tilsiter Frieden bezeichnete die Zeit der tiefsten Erniedrigung und Ohnmacht. Um die Hälfte an Flächenraum nnd Einwohnerzahl gemindert, durch unerschwingliche Kriegsleistungen und Erpressungen erdrückt, verwüstet und ausgesogen bis ins Mark, von der Gnade des Weltdespoten abhängig, ohne jegliches Vertrauen auf die eigne Kraft, in stumpfer Resignation die Demütigungen und Mißhandlungen hinnehmend, so standen der Staat und das Volk Friedrichs des Großen nach dem Tilsiter Frieden da. Noch mehr als der Krieg selbst lasteten die darauf folgenden zwei Jahre der französischen Besetzung auf dem Land. Im Frieden sollte die Vernichtung des preußischen Staats vollendet werden. An Kontributionen, Verpflegungen und Lieferungen wurden dem armen Land in diesen zwei Jahren 1 Milliarde und 129 Millionen Franks abgepreßt; roh und spöttisch wiesen die französischen Behörden Klagen und Bitten zurück. Man glaube gar nicht, was ein Land alles aushalten könne, höhnte der harte Daru. Die Abmachungen des Tilsiter Friedens wurden aufs gröblichste verletzt. Aber das furchtbare Strafgericht des Himmels war für Preußen eine läuternde Buße; aus der schweren Not der Zeit wuchs eine innere Wiedergeburt hervor. Die bessern Geister führte das Unglück des Vaterlandes zur Selbsterkenntnis und zum sittlichen Ernst; sie stählten an dem erdrückenden Gefühl der nationalen Erniedrigung ihre Kraft und den Entschluß, im Dienst des Vaterlands ihr Bestes einzusetzen. Allein es bedurfte noch langer, ernster Arbeit, ehe aus der tiefen Verzagtheit und Erschlaffung des Volks die allgemeine Erhebung mit unwiderstehlicher Gewalt hervorgehen, die Keime einer bessern Zukunft sich in schöner Blüte entfalten konnten. Die politische und sittliche Wiedergeburt des preußischen und deutschen Volks, die langsam aus der Schmach des Tilsiter Friedens emporwuchs, knüpft sich in erster Linie an den Namen des Freiherrn vom Stein an.

Tiefste Erniedrigung und Keime der Erhebung.

Das Geschlecht der Freiherren vom und zum Stein, das zu Nassau an der Lahn seinen Stammsitz hatte, war eins der ältesten unter dem rheinfränkischen Ritteradel und hatte sich seit langen Zeiten in des Reichs und in fremden Kriegsdiensten hervorgethan. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war der kurmainzische Geheimrat Karl Philipp vom Stein, ein kräftiger, biederer und redlicher, wohl auch heftiger und leidenschaftlicher Mann, das Haupt der Familie. Aus einer mit zehn

Der Freiherr vom Stein, geb. am 26. Okt. 1757, gest. 29. Juni 1831.

Kindern gesegneten Ehe überlebten ihn vier Söhne und drei Töchter. Der älteste Sohn war preußischer Gesandter zu Mainz, der zweite stand in kaiserlichen Kriegsdiensten, der jüngste war der nachmalige preußische Minister und der letzte seines edlen Stammes. Heinrich Friedrich Karl vom Stein, geboren am 26. Oktober 1757, wuchs in der Einsamkeit des Landlebens unter der Leitung des ritterlichen ehrenhaften Vaters und einer christlich frommen Mutter zu einem an Geist und Leib gesunden Jüngling heran. Im Jahr 1773 bezog er die Universität Göttingen, den vorzüglichsten Sitz der Rechts-, Staats- und Geschichtswissenschaften, und eignete sich in diesen Disziplinen die gründlichsten Kenntnisse an. Dann erwarb er sich durch Reisen an die deutschen Höfe, an die Sitze des Reichskammergerichts, des Reichshofrats, des Reichstags mannigfache Lebenserfahrungen und praktische Kenntnis der Rechtsgeschäfte. Die Verehrung für Friedrich d. Gr. und die Erkenntnis von dem nationalen Berufe Preußens führten den jungen Stein in die Dienste dieses Staats. Seit dem Jahr 1780 war er unter der Leitung des trefflichen Ministers v. Heinitz in der preußischen Bergwerks- und Hüttenverwaltung angestellt und führte mehrere Jahre, namentlich zu Wetter an der Ruhr mit der Leitung der westfälischen Bergämter beschäftigt, das stille Leben eines gewissenhaften, kenntnisreichen, strebsamen Beamten, bis ihn das Schicksal und seine eigne Anlage auf seinen eigentlichen Wirkungskreis, die politische Schaubühne, beriefen. Seine alten Familienbeziehungen am Mainzer Hof lenkten die Blicke der preußischen Staatsmänner auf ihn, als es sich im Jahr 1785 darum handelte, den Kurfürsten und Reichserzkanzler für den Fürstenbund zu gewinnen. Wir haben früher (XIII, 418) erwähnt, mit welchem Erfolg und Geschick sich der junge Diplomat dieses schwierigen Auftrags an dem ränkevollen Mainzer Hof entledigte; mit größter Gewandtheit wußte er durch das Gewirr kaiserlicher, französischer, russischer und der verschiedenartigsten reichsständischen Umtriebe hindurch die preußischen Interessen zu wahren. Gleichwohl sagte ihm das diplomatische Treiben nicht zu und er kehrte nach Vollführung seines Auftrags zu seinem alten Beruf zurück. Zum Geheimen Oberbergrat und dann zum Kammerdirektor bei den Kriegs- und Domänenkammern zu Kleve und Hamm ernannt, entfaltete er für Westfalen und die Grafschaft Mark eine höchst ersprießliche praktische Thätigkeit als Leiter des Fabrikwesens, des Wasser- und Wegebaus; die Entwickelung des Kohlenbaus in dortiger Gegend, die Schiffbarmachung der Ruhr, die Anlage von Kunststraßen, zeugten von der wirtschaftlichen Einsicht und dem praktischen Sinn Steins. Eine Reise nach England in den Jahren 1786 und 1787 erweiterte seine Kenntnisse und Lebenserfahrungen durch das Studium der dortigen industriellen und politischen Verhältnisse. Während der folgenden Kriegsjahre, in die auch seine Vermählung mit der Gräfin Wilhelmine von Wallmoden-Gimborn fällt, bewährte er bei der Armeeverpflegung und sonstigen militärisch-administrativen Geschäften in hohem Grad seine organisatorische und ökonomische Befähigung. Rasch erstieg der tüchtige Beamte nunmehr die weitern Staffeln in der höhern Verwaltungslaufbahn. Im Jahr 1796 wurde er zum Oberpräsidenten aller westfälischen Kammern zu Minden ernannt. Seine Verwaltung zeigt allenthalben, wie Pertz sagt, „das Bild eines in hohem Grad thätigen, einsichtsvollen, wohlwollenden, die vorhandenen Zustände mit weiser Schonung der bestehenden Rechte verbessernden Staatsmannes, welchem nichts zu klein war was für menschliche Wohlfahrt wichtig erschien, der allenthalben selbst war, selbst sah, urteilte, anregte, die Hilfsquellen der Natur ausfindig machte und erweckte, bei seinen Versuchen die Erfahrungen der Wissenschaft und fremder Länder zu Rate zog, und das Wohl des Staats in der erhöhten Wohlfahrt sittlich-religiöser, gebildeter, thätiger, besitzender Einwohner sah". Als der Reichsdeputationshauptschluß das Münsterland und andre westfälische Gebiete unter preußische Herrschaft brachte, hatte Stein die neue

Einrichtung dieser Landesteile zu übernehmen, und seine schonende, einsichtige und wohlwollende Verwaltung trug viel dazu bei, die Gemüter des Volks mit der preußischen Herrschaft zu versöhnen. Aus dieser provinziellen Wirksamkeit wurde er im Oktober 1804 zur Leitung des Finanz-, Zoll- und Fabrikwesens in das Kabinett berufen, dessen Präsident der General Graf Schulenburg-Kehnert war. Auch in dieser neuen Stellung bewährte sich Stein vollkommen und führte eine Reihe wohlthätiger und zeitgemäßer Reformen ins Leben, so die Aufhebung aller Land-, Binnen- und Provinzialzölle, die Errichtung eines statistischen Büreaus u. a. Seiner umsichtigen Verwaltung war es zu danken, daß die preußische Aktion in der auswärtigen Politik wenigstens durch finanzielle Hindernisse nicht gelähmt wurde. Als dann aber die preußische Staatskunst unter dem Einfluß unfähiger und leichtsinniger Menschen gegenüber den großen Zeitereignissen immer mehr in Schwäche und Erniedrigung verfiel, gab Stein seinem Schmerz und Unwillen im April 1806 in einer „Darstellung der fehlerhaften Organisation des Kabinetts und der Notwendigkeit der Bildung einer Ministerialkonferenz", einen an den König gerichteten Ausdruck, einer Denkschrift, die in entschiedenster und freimütigster Weise eine Änderung des Regierungssystems, der Organisation der obersten Staatsverwaltung und namentlich die Entfernung der einflußreichsten Männer im Kabinett, eines Beyme, Lombard, Haugwitz verlangte, zunächst aber freilich erfolglos blieb. Es kam dann die furchtbare Katastrophe von Jena; in jenen Tagen der Verwirrung, der höchsten Rat- und Mutlosigkeit war Stein einer der wenigen, die Besonnenheit, Ruhe und Festigkeit bewahrten und dem allgemeinen Kleinmut entgegenwirkten. Der König wollte ihn damals zum Minister des Auswärtigen ernennen; allein da der Monarch die Vorschläge Steins hinsichtlich der Reform des Ministerrats und der Beseitigung der Nebenregierung des geheimen Kabinetts nicht annahm und sich völlig von seinen bisherigen Ratgebern, namentlich Beyme, nicht trennen wollte, Stein aber auf die halben Maßregeln nicht eingehen mochte, die weder im Inland noch auswärts das Vertrauen des Volks und der Regierungen zu der preußischen Politik herstellen konnten, so entstand eine starke Entfremdung und Verstimmung, infolge deren der Minister ungnädig seinen Abschied erhielt, als ein „wi- 4. Jan. 1807.
derspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener, der auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt das Beste des Staats vor Augen zu haben, nur durch Kapricen geleitet aus Leidenschaft und persönlichem Haß handelt", wie die Kabinettsordre sagte. Mit tiefem Schmerz vernahmen alle Freunde des Vaterlandes und Gegner der Napoleonischen Zwingherrschaft die Kunde vom Rücktritt Steins, der nunmehr auf seine nassauischen Güter zurückkehrte, mit seinen Gedanken aber fortwährend in seinem preußischen Vaterland und bei den großen Reformen weilte, mit denen er das Reich zu retten gedachte. Der Geist und die Kraft des hochherzigen Staatsmannes sollten nicht lange brach liegen. Als Hardenberg, der nach Steins Entlassung den alleinigen Vortrag in allen Zivilangelegenheiten bei dem König erhalten, dem Haß Napoleons zum Opfer fiel und die preußische Monarchie, von Rußland schnöde verlassen, in den schmachvollen Frieden von Tilsit willigen mußte, da richteten sich die Blicke aller Wohlgesinnten und auch des tiefgebeugten Königs wiederum auf Stein, als den einzigen Retter in der furchtbaren Not des Vaterlandes. Und der patriotische Mann zögerte keinen Augenblick, die Kränkungen zu vergessen, und übernahm in edlem Pflichtgefühl trotz seiner erschütterten Gesundheit aufs neue die schwere Aufgabe der Leitung des tiefzerrütteten und aufs äußerste geschwächten Staatswesens, dessen letzte Sept. 1807.
Kräfte es jetzt galt zusammenzuraffen und zu beleben. Mit den umfangreichsten Vollmachten, gleich einem Gesetzgeber des Altertums, trat er an die Spitze der gesamten Staatsgeschäfte.

Steins Wesen und Eigenschaften. Stein war der Mann, den die Vorsehung zur Rettung Preußens und Deutschlands auserkoren. In dem rheinischen Freiherrn lebte noch einmal die ganze Thatkraft und Willensstärke, die unbeugsame Energie und der trotzige Stolz der alten Reichsritterschaft auf. Nur ein Mann, der sich so klar und fest seines hohen Ziels bewußt war, der nie den Glauben eines stolzen patriotischen Herzens an die Zukunft des heißgeliebten Vaterlandes aufgab, dessen Vertrauen auf Gott und eine sittliche Weltordnung auch durch die schwersten Schicksalsschläge nicht niedergebeugt wurde, dessen unerschütterlicher Mut und standhafte Pflichttreue unter allen Widerwärtigkeiten der Zeit, unter aller Not, Verzagtheit, Verzweiflung und Erbärmlichkeit ungebrochen blieb, dessen fester Wille sich nicht beirren ließ von Menschenfurcht und Kleinmut, der sich immer gleich blieb und dasselbe Ziel unverrückt verfolgte, ob er flüchtig und geächtet in der Verborgenheit lebte oder auf der Höhe der Macht über die Geschicke der Völker und Fürsten zu Rate saß: ein solcher Mann allein trug die Gaben des Geistes und Herzens in sich, in dem fast hoffnungslos zerrütteten Reich das Werk der Wiedergeburt in die Hand zu nehmen und jedem Widerstand zum Trotz durchzuführen. Bald galt er allen Patrioten als die verkörperte Hoffnung einer bessern Zukunft, als der Anker, der in den Stürmen der Zeit den Glauben an die endliche Rettung festhielt. Als „des Guten Grundstein, des Bösen Eckstein, der Deutschen Edelstein“ bezeichneten ihn schon die Zeitgenossen. Eine ehrenhafte selbstlose Gesinnung, eine schlichte gerade Art, ein warmes Herz für alles Edle und Gute, ein tiefer Haß gegen Lüge und Schein, gegen Heuchelei und Feigheit, ein durchdringender klarer Verstand, eine durch praktische Nüchternheit gezügelte Genialität, eine reiche Bildung des Geistes und Gemüts, ein liebevoll am Altväterischen, an der Besonderheit des deutschen Volks und seiner Stämme festhaltender Sinn und doch ein wahrhaft prophetischer staatsmännischer Blick für das, was die fortgeschrittene Zeit und das neue Menschengeschlecht verlangten, eine wunderbar glückliche Verbindung der Realitäten des Lebens mit den Idealen des eignen Innern, reicher praktischer Erfahrung mit den schöpferischen Gedanken eines genialen Reformators: das waren die geistigen Gaben und Züge, die diese harmonische starke Natur bildeten. Mit Recht konnte ihm, als er „der Letzte seines, über sieben Jahrhunderte an der Lahn blühenden Rittergeschlechts“, hochbetagt in die Gruft stieg, auf der Grabschrift das ehrende Denkmal gesetzt werden: „Demütig vor Gott, hochherzig gegen Menschen, der Lüge und des Unrechts Feind, hochbegabt in Pflicht und Treue, unerschütterlich in Acht und Bann, des gebeugten Vaterlandes ungebeugter Sohn, in Kampf und Sieg Deutschlands Mitbefreier“. Ein Mann von so ernstem Streben und energischem Willen konnte nicht aus mildem Stoff geformt sein. Streng und herb, herrisch und leidenschaftlich konnte er erscheinen, in schonungslosem Zorn konnte er auffahren, wo sich ihm Schlechtigkeit und Erbärmlichkeit in den Weg stellte. „Er war schneidend bestimmt in seinen Meinungen,“ so schildert sein Wesen einer seiner

vertrautesten Freunde, der hannöversche Staatsmann Rehberg, „sehr lebhaft, ja heftig in den Äußerungen, für weiche und nachgiebige Gemüter abschreckend. Aber es war ihm immer um die Sache zu thun, und so fand man ihn auch stets geneigt zu hören und wieder zu überlegen. Hin und her reden aber, schwatzen und beschönigen, war ihm ein Abscheu. Stahl fordert Feuerstein, und wenn die Idee des Künstlers nur eines weichen Thons bedarf, um sinnlich dargestellt zu werden, so entsteht die Idee des praktischen Staatsmannes vielmehr erst aus dem Zusammentreffen harter Wesen, wo Funken sprühen.“ Dem gesunden Geist entsprach auch der Körper. „Der Leib, in welchem diese Feuerseele wohnte,“ sagt Steins Biograph, Pertz, „war von mittlerer Größe, untersetzter stämmiger Gestalt, starken Gliedern, breiter Brust und Schultern, und hat im Lauf eines langen, heftig bewegten Lebens seine zähe, ausdauernde Kraft bewährt. Aus der breiten, gewölbten Stirn und der mächtigen Nase, den starken Kinnbacken und dem festgeschlossenen Mund sprach der scharfe, durchdringende und umfassende Geist und die mächtige unverwüstliche Willenskraft; die Beweglichkeit seines Wesens spiegelte sich in den feurigen braunen Augen, wie auf den feinen schmalen Lippen der Ausdruck des strengen Ernstes mit kindlicher Milde und Gutmütigkeit oder raschem Spott leicht abwechselte. Rasch und bestimmt, wie sein ganzes Sein, war seine Bewegung, seine Rede kurz und entschieden, wie er sie auch bei andern liebte, sein Gang fest und kräftig.“ Und trotz aller Strenge und Härte hing dieser eiserne Geist mit fast kindlicher Pietät an seiner Familie, an seiner Heimat, an seinen Freunden; die rauhe Schale barg ein tiefes und edles Gemüt. Die Arbeit an den weltbewegenden Ereignissen der Zeit, die Stellung auf der Höhe der Macht that den gemütlichen Regungen und der schlichten Anspruchslosigkeit seines Wesens keinen Eintrag; in den stillen Reizen der Natur und des Landlebens, in geistreicher Unterhaltung mit Freunden, im Studium guter Bücher, in der liebevollen Versenkung in die geschichtliche Vergangenheit des deutschen Volks, zu deren quellenmäßiger Erforschung er einen fruchtbaren Anstoß gab, fand er ebensowohl Befriedigung, als im geschäftigen Treiben des politischen Lebens.

b. Die Steinsche Reformgesetzgebung.

Die Schäden des preußischen Staatswesens.

In jenen Tagen von Jena und Tilsit war fast noch betrübender als der schwere Schlag, den das Vaterland erlitten, die Gleichgültigkeit, die stumpfe Resignation, mit der das Unglück hingenommen wurde. Noch zeigte sich selten patriotischer Schmerz und Grimm; in dumpfer Ruhe ließ man alles gleich einem unabwendbaren Schicksal über sich ergehen. So jäh und widerstandslos konnte ein großes Staatswesen nicht fallen, wenn es nicht an schweren sozialen und politischen Krankheiten litt. Einsichtige Vaterlandsfreunde konnten nicht verkennen, daß die Quellen dieser traurigen Erscheinung in erster Linie lagen in

der Abgelebtheit und Erstarrung der alten absolut-büreaukratischen Staatsformen, in dem Mangel an Selbstverwaltung, an wirklicher Vertretung des Volks und Teilnahme desselben am öffentlichen Leben, in dem engherzigen Standes- und Korporationsgeist, der durch die Reste der alten ständischen Einrichtungen nur genährt wurde, in dem materiellen Druck und der Unfreiheit eines großen Teils des Bauernstandes, in der Unselbständigkeit und unwürdigen Bevormundung des Bürgertums, woraus naturgemäß Mangel an Gemeinsinn und vaterländischer Hingebung, Unfähigkeit zu entschlossenem selbstthätigen Handeln und stumpfe Fügsamkeit unter jede Gewalt hervorging. Trotz aller wohlmeinenden Versuche früherer Könige lebte der größte Teil des Landvolks noch in feudaler Unfreiheit, in verschiedenartigster Abhängigkeit von den Gutsherren, in rechtlicher und materieller Gebundenheit. Die adligen Rittergutsbesitzer herrschten auf dem ganzen platten Land, sie übten die Gerichtsbarkeit und Ortspolizei, das Patrimonialrecht über Kirchen und Schulen, sie waren von direkten Steuern und dem gezwungenen Militärdienst befreit, sie hatten Anspruch auf mannigfaltige und drückende Geld- und Naturalleistungen von seiten der Gutseingesessenen, die der Mehrzahl nach im Eigentum, im Genuß und der Vererbung ihrer Grundstücke beschränkt und an die Scholle gefesselt waren, der Erbunterthänigkeit und dem Dienstzwang unterlagen, zu Fronden, Abgaben und Leistungen verschiedenster Art verpflichtet, hinsichtlich der Niederlassung, Verheiratung, Beschäftigung an die herrschaftliche Zustimmung gebunden waren. Bei solchem moralischen und materiellen Druck, der nur selten durch ein gemütlich patriarchalisches Verhältnis ausgeglichen ward, konnte in den untern Klassen frische Regsamkeit der Kräfte, Freude an der Arbeit, Hingebung an die bestehende Ordnung, Opferwilligkeit für gemeinschaftliche Interessen nicht aufkommen; der Fluch der Unfreiheit gab sich in der stumpfen Gleichgültigkeit, in dem Mangel an aller höhern sittlichen Lebensauffassung kund. Diesen tiefliegenden Schäden gegenüber war Steins leitender Grundsatz bei seiner innern Reform die Entfesselung der gebundenen Kräfte, die möglichste Beseitigung der Schranken für die Freiheit des Eigentums und der Person, die Belebung der Arbeitsfreudigkeit und Betriebsamkeit, die Erweckung des Gemeinsinns und der Teilnahme am öffentlichen Wohl in der Nation. Diese Bestrebungen ziehen sich durch sein ganzes Reformwerk hindurch und äußerten sich in der mannigfachsten Weise; ihnen vorzüglich ist es zu danken, daß der preußische Staat aus der furchtbaren Katastrophe die Kraft und den Mut zur sittlichen und politischen Wiedergeburt schöpfte.

1. Zoll- und Gewerbepolitik. Die freien Grundsätze Steins zeigten sich in wirtschaftspolitischer Hinsicht in der Durchbrechung des alten Merkantilsystems, an dem die Ostprovinzen mit ihrer geringen Industrie, die damals die hauptsächlichste Grundlage des Staats bildeten, nicht viel Interesse hatten, in der Ermäßigung der Einfuhrzölle, in der Erweiterung der Gewerbefreiheit, wie z. B. durch Aufhebung des Zunftzwangs der Bäcker, Fleischer und

Müller, Grundlagen, auf denen dann unter dem Ministerium Hardenberg das große Prinzip der Gewerbefreiheit und der völligen Aufhebung des Zunftzwanges ins Leben trat.

Weit großartiger als diese Ansätze waren die gesetzgeberischen Reformen, durch die dem Landvolk und dem Bürgertum ein neuer Aufschwung gegeben, Selbstthätigkeit und Gemeinsinn befördert werden sollte. Die Steinsche Reformthätigkeit auf diesem Gebiet fand in einer Reihe höchst folgenreicher gesetzgeberischer Maßregeln ihren praktischen Ausdruck. Eine der ersten darunter, im Einvernehmen mit gleichgesinnten Genossen, wie dem Geheimrat Wilcken, dem Minister von Schrötter u. a., in Ausführung gebracht, war das Edikt über den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums. Damit war die Aufhebung der Erbunterthänigkeit und aller Beschränkungen am Eigentums- und Benutzungsrecht von Grund und Boden ausgesprochen; die Erwerbung von Grundeigentum wurde unabhängig von dem persönlichen Stand allen Einwohnern gestattet, die Grundstücke konnten geteilt und zusammengezogen, Lehnsverbindungen und Fideikommisse konnten aufgehoben werden; Loslassungsgelder, Gesindezwang, Schutzgeld und andre persönliche und materielle Beschränkungen des Bauernstandes wurden abgeschafft. Edelleuten, Bürgern und Bauern ward der Übertritt in das städtische Gewerbe oder die Landwirtschaft gestattet, die kastenartige Scheidung der Stände von Grund aus vernichtet. Auch die Insassen der Domänen in der ganzen Monarchie wurden von aller Erbunterthänigkeit, Leibeigenschaft und Gutspflicht entbunden. Im folgenden Jahr wurde den königlichen Domänenbauern, zunächst in Preußen und Litauen, das volle Eigentum ihrer Grundstücke erteilt, mit der ausgesprochenen Absicht, das Gesetz später auch auf die Domanialbauern der übrigen Provinzen auszudehnen.

2. Aufhebung der Erbunterthänigkeit und Reform des Bauernstandes.

9. Okt. 1807.

28. Okt.

27. Juli 1808.

Mit diesen bedeutsamen agrar- und sozialpolitischen Maßregeln, die aus vielen tausenden gutsunterthäniger Bauern freie Eigentümer machten, war der entscheidende Schritt zur Schöpfung eines unabhängigen, über sein Eigentum, seine Person, seinen Wohnsitz und seine Beschäftigung selbständig verfügenden Bauernstandes gethan; es waren die Ständeunterschiede und feudalen Ordnungen durchbrochen, der Grund zu einem gleichberechtigten Staatsbürgertum gelegt; es war, wie Stein selbst sagt, der unerschütterliche Pfeiler jedes Thrones, der Wille freier Menschen gegründet. Der Schlußstein der ländlichen Reform sollte die Schöpfung einer freien Landgemeindeordnung sein, welche Selbstverwaltung, ähnlich wie den Stadtgemeinden die Städteordnung gewähren sollte; allein die Zeit reichte nicht hin, den Plan auszuführen. Auch die Beseitigung der Patrimonialgerichtsbarkeit und der gutsherrlichen Polizei wurde sehr ernst erwogen, ohne doch zur Ausführung zu gelangen. Die Gesamtheit dieser Maßregeln zur Befreiung des Bauernstandes und des ländlichen Grundeigentums, die unter dem Ministerium Hardenberg noch um einen großen Schritt weitergeführt wurden, war die Grundlage einer Agrargesetzgebung, die ungemein segensreich gewirkt hat und bald überall in Deutschland nachgeahmt wurde. Zugleich entfaltete **Albrecht Thaer**, der Begründer einer rationellen Landwirtschaft, seine erfolgreiche Wirksamkeit, welche technische Einsicht und volkswirtschaftliche Bildung unter den Landwirten verbreitete. Von seiner Lehranstalt zu Möglin ging ein Aufschwung der ganzen deutschen Landwirtschaft aus. An der Reform der bäuerlichen Verhältnisse und der agrarischen Gesetzgebung hatte er den verdienstvollsten Anteil.

Thaer 1752—1828.

Noch folgenreicher als die agrarische Reform war die des Städtewesens. Das alte freie Städteleben, der regsame selbstbewußte Bürgersinn früherer Jahre war allenthalben in Deutschland der überwuchernden Fürstenhoheit und dem erstarrenden Geist der Büreaukratie zum Opfer gefallen. Die Selbständigkeit der Städte, die freie Bestimmung über ihre eignen Angelegenheiten war unter der strengen Bevormundung

3. Die Städteordnung.

seitens des Staatsbeamtentums erloschen; die obrigkeitlichen Stellen waren meist mit ausgedienten Soldaten besetzt, welche ohne Geschäftskenntnis, ohne Sinn für das Wohl und die Bedürfnisse der Stadtgemeinden im verknöchertsten büreaukratischen Formalismus die Gemeindeangelegenheiten besorgten. Ohne höhere Genehmigung war nicht die geringste Verfügung in Gemeindesachen gestattet; die städtischen Obrigkeiten waren ohne alle Macht und freie Bewegung, die kommunale Finanzverwaltung stand unter der peinlichsten Kontrolle. Die freie Regsamkeit und der materielle Aufschwung der städtischen Gewerbe waren durch starre Zunftprivilegien und beengenden Innungszwang, durch das Accisewesen mit seinen Belästigungen und Verkehrsbeschränkungen gebunden. Hingebung, Liebe und Verständnis für die Gemeindeinteressen mußte unter solchen Umständen den Bürgerschaften abhanden kommen; man hatte sich gewöhnt in stumpfsinniger Resignation alles von der väterlichen Fürsorge des Staats zu erwarten, und die schädlichen Folgen dieser Unselbständigkeit und Unbeholfenheit zeigten sich in den Zeiten der Kriegsnot und der allgemeinen Auflösung deutlich genug. In diesen 19. Nov. 1808. Verhältnissen Wandlung geschaffen zu haben, ist das Verdienst der Steinschen **Städteordnung**, welche den Bürgern in weitgezogenen Grenzen die Besorgung ihrer Gemeindeangelegenheiten zurückgab, dem Staat nur das Recht der obersten Aufsicht vorbehielt und den Bürgersinn und Gemeingeist mächtig anregte. Die Städte erhielten die selbständige Verwaltung ihres Haushalts, ihres Armen- und Schulwesens, in der Regel auch der Polizei.

„Dieses Gesetz," sagt Pertz, „gab den Städten die Verwaltung des städtischen Vermögens und aller städtischen Angelegenheiten, die Wahl der Magistrate aus der Mitte der Bürgerschaft, die Teilnahme der letztern an der Verwaltung durch gewählte Vertreter; es erweckte damit Liebe zur Gemeinde, Teilnahme an den Gemeindeangelegenheiten, ein erhöhtes Gefühl von Selbständigkeit und Ehre, das Bedürfnis und das Streben nach Einsicht in die eignen, die beste Vorbereitung für demnächstige Teilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten. Die Städteordnung ist das Vorbild, wonach man späterhin auch in andern deutschen Staaten zu den freiern Formen der Vorzeit in der Einrichtung der Stadtverwaltungen zurückzukehren versuchte." Nach dem neuen Gesetz wählte die Bürgerschaft aus ihrer Mitte in freier Wahl aller stimmfähigen Bürger, nicht nach Zünften und Korporationen, eine Vertretung, die Stadtverordneten, die dann wieder die ausführende Behörde, den Magistrat, wählten, welcher der staatlichen Bestätigung bedurfte. Die Stadtverordneten, ein unbesoldetes Ehrenamt, dem sich keiner ohne gewichtige Gründe entziehen konnte, hatten in allen städtischen Angelegenheiten die Bürgerschaft zu vertreten, die Gemeindelasten zu verteilen, die gesamte Stadtverwaltung zu kontrollieren, der Vollzugsbehörde des Magistrats als gesetzgebende Körperschaft in kommunalen Dingen zur Seite zu stehen, sowie durch ihre Deputationen an der Verwaltung teilzunehmen, während der Magistrat als die Stadtobrigkeit die städtischen Angelegenheiten zu verwalten und die Beschlüsse der Stadtverordnetenversammlung vorzubereiten und auszuführen hatte. Der alte Unterschied zwischen mittelbaren und unmittelbaren Städten fiel fort, dafür wurde nach der Einwohnerzahl eine Gruppierung in große, mittlere und kleine Städte vorgenommen; alle persönlichen Befreiungen von Lasten wurden aufgehoben, ein einziges Bürgerrecht eingeführt, das niemand versagt werden konnte, der sich in der Stadt häuslich niedergelassen hatte und unbescholten war. Das gesunde kommunale Leben, das sich seitdem in den preußischen Städten wie nirgendswo sonst entwickelte, war die Frucht jenes freisinnigen Gesetzes, dem gegenüber die spätern Städteordnungen (von 1831 und 1853) in vielen Beziehungen einen Rückschritt enthielten, indem sie der Aufsicht der Regierung und der büreaukratischen Bevormundung wieder einen breiteren Platz einräumten.

4. Umgestaltung des Behördensystems. Nicht minder glänzend bewährte sich der schöpferische Geist Steins in der Organisation der Verwaltungsbehörden. Die auf sein Betreiben erlassene „Verordnung, die

veränderte Verfassung der obersten Verwaltungsbehörden in der preußischen Monarchie betreffend", geht nach seiner eignen Darlegung von den Gesichtspunkten aus: „Vereinigung der ganzen Verwaltung in einem unter den Augen und dem Vorsitz des Königs arbeitenden Staatsrat, wodurch Übersicht des Zustandes der Verwaltungszweige erlangt, Übereinstimmung und Einheit in ihre Leitung gebracht werden sollte; Wirksamkeit aller Glieder der Verwaltung von oben nach unten durch Verteilung der Geschäfte nach ihrer natürlichen Verschiedenheit, und Überweisung an eine möglichst geringe Zahl Beamte, deren jeder in seinem Kreis mit großer Freiheit und entsprechender Verantwortlichkeit handelt; Benutzung der wissenschaftlichen, künstlerischen und Lebenserfahrungen für die Verwaltung durch Herbeiziehung der ausgezeichnetsten Gelehrten, Künstler, Gewerbe- und Handeltreibenden in wissenschaftlich-technisch-praktische Deputationen; Beförderung nach Würdigkeit und Verdienst, ohne alle Rücksicht auf Geburt." Beseitigung des alten Kabinettsrats, der sich zwischen den König und die Minister drängte, Behandlung der Geschäfte nach Gegenständen, statt nach Provinzen, Ordnung in dem wirren Durcheinander von Fach- und Provinzialdepartements, Vereinigung aller Verwaltungszweige in dem Zentralpunkt des Ministerrats, der aus fünf Fachministern bestehen, in Sachen der Gesetzgebung aber nur eine Abteilung der höchsten Behörde, des Staatsrats bilden sollte, welcher letztere alle hervorragenden Kräfte des Staatsdienstes in sich zu vereinigen hätte, Einheit und Kraft der obersten Leitung, Vereinfachung und Abkürzung der Geschäfte, natürliche Abteilung und scharfe Begrenzung der Behörden, zu dem allem eine nationale volkstümliche Teilnahme am Staatsleben durch Reichsstände, das waren die Grundsätze und Forderungen Steins, die ein neues politisches System begründen sollten, aber freilich nach dem Rücktritt des Staatsreformators nur abgeblaßt und verkümmert ins Leben traten. 24. Nov. 1808.

Wie die untern Glieder der Staatsordnung, die Gemeinden, nach dem Prinzip der Selbstverwaltung und der allgemeinen Vertretung ihre Angelegenheiten besorgen sollten, so sollte auch nach oben das alte absolute Beamtenregiment beseitigt werden. Stein und andre patriotische Staatsmänner jener Reorganisationszeit, wie Wilhelm von Humboldt, der Freiherr Ludwig von Vincke, der spätere hochverdiente Oberpräsident von Westfalen, waren nicht zweifelhaft, daß die Errichtung ständischer Ordnungen in den Kreisen und Provinzen und schließlich eine nationale Repräsentation des gesamten Volks durch Reichsstände ein unabweisbares Bedürfnis sei. Die Provinzialstände, aus allen bedeutenderen Grundbesitzern gebildet, sollten nach dem Plan dieser Männer die provinziellen Angelegenheiten beraten, zu Provinzialgesetzen ihre Zustimmung geben, zu Provinzialzwecken Steuern bewilligen, das Recht der Vorstellung und Bitte haben, an der Verwaltung gemeinsam mit der Provinzialregierung sich beteiligen und darüber eine gewisse Kontrolle führen. Durch diese ständische Verwaltungsart werde der büreaukratische Formalismus und Mechanismus verdrängt, eine lebendige Teilnahme am Staats- und Gemeindeleben geweckt, dem Volk Vertrauen zu der Regierung eingeflößt, eine große Summe brachliegender Kräfte und Kenntnisse in den Dienst der Allgemeinheit gezogen. Den Schlußstein der ständischen Organisation sollte alsdann die Nationalrepräsentation der Reichsstände bilden. In der Teilnahme an den allgemeinen politischen Angelegenheiten wurde das Mittel erkannt, die Hingebung des Volks an Staat und Vaterland zu erhöhen, dem Gemeinwesen Stärke, Festigkeit, eine zuverlässige Stütze in der öffentlichen Meinung und dem Nationalsinn zu sichern, den Einklang, das Vertrauen, die Interessengemeinschaft zwischen Regierung und Volk zu fördern und eine Bürgschaft zu schaffen, daß das Gesamtwohl das Ziel und der Zweck aller staatlichen Thätigkeit sei. „Heilig war mir und bleibe uns," sagt Stein selbst in seinem sogenannten politischen Testament, „das Recht und 5. Provinzial- und Reichsstände.

die Gewalt unsers Königs. Aber damit dieses Recht und diese unumschränkte Gewalt das Gute wirken kann, was in ihr liegt, schien es mir notwendig, der höchsten Gewalt ein Mittel zu geben, wodurch sie die Wünsche des Volks kennen lernen und ihren Bestimmungen Leben geben kann. Wenn dem Volk alle Teilnahme an den Operationen des Staats entzogen wird, wenn man ihm sogar die Verwaltung seiner Kommunalangelegenheiten entzieht, kommt es bald dahin, die Regierung teils gleichgültig, teils in einzelnen Fällen in Opposition mit sich zu betrachten. Daher ist der Widerstreit oder wenigstens Mangel an gutem Willen bei Aufopferung für die Existenz des Staats." Ein starkes wirksames Organ der Nationalvertretung, durch welches das gesamte Volk fest an den Staat geknüpft werde, erschien Stein und seinen Gesinnungsgenossen als das beste Mittel, den patriotischen Geist, den Gemeinsinn, die sittliche Kraft des Volks zu heben und der Wiederkehr so schwerer Schicksalsschläge vorzubeugen, wie sie soeben unter der allgemeinen Gleichgültigkeit und Verzagtheit über den Staat hereingebrochen. Über die Zusammensetzung und die Kompetenzen der Reichsstände kam man im einzelnen nicht alsbald zu festen Beschlüssen; man erkannte jedoch, daß bloß beratende Stände ein wirksames Organ des Volkswillens nicht sein könnten, sondern daß Gesetzgebung, Abgabenbewilligung, Kontrolle des Staatshaushalts der reichsständischen Thätigkeit nicht vorenthalten werden dürften. In großem, freiem, staatsmännischem Geist waren diese Grundzüge der ständischen Verfassung gedacht und entworfen; allein in der kurzen Zeit der regen schaffenden Reformthätigkeit, unter den tausend Sorgen der Tagespolitik konnten solche grundlegende Organisationen nicht zur Ausführung kommen. Die ständische Staatsordnung in Preußen wurde nach Steins Rücktritt beiseite gelegt, die Hardenbergsche Verwaltung brachte in der großen Frage der Nationalrepräsentation nur uneingelöste Versprechungen und verunglückte Experimente. Man hatte nicht den Mut, die Steinschen Gedanken dem selbstsüchtigen Widerspruch der privilegierten Klassen gegenüber zur Wahrheit zu machen. Erst Jahrzehnte später kehrte man in dieser Frage, wie in der vollen Durchführung der Selbstverwaltung, zu jenen Anregungen zurück, nachdem es der Staat und das Volk bitter hatten empfinden müssen, daß die Reaktion mehr als ein Menschenalter die freien, weisen und zeitgemäßen Reformpläne des großen Staatsmannes hatte liegen lassen. Der verfassungsmäßige Rechtsstaat der Gegenwart ist nur die Vollendung der Steinschen Gesetzgebung, die ihre freien volkstümlichen Grundlagen zum Glück so fest in den Boden gesenkt hatte, daß sie auch unter der erstarrenden Einwirkung der nachfolgenden Zeit des Rückschritts nicht völlig mehr zerstört werden konnten. Es hat eine tiefe Beziehung, wenn das Standbild, das unsere Zeit dem großen Staatsmann in der preußischen Hauptstadt gesetzt, den festen Blick gerade auf das Haus der Volksvertretung gerichtet hält.

Charakter der Steinschen Staatsreform. Der Grundgedanke der Steinschen Reform, wie er schon in einer Denkschrift aus dem Jahr 1807 niedergelegt worden, ist die Gewährung möglichster Freiheit der Person, der Bewegung, des Eigentums unter einer einfachen, kräftigen Verwaltung, die in das Leben des Einzelnen nicht mehr eingreift, als es für das Gesamtwohl notwendig ist. Stein sagt selbst, man müsse die Fesseln brechen, durch welche die Büreaukratie den Aufschwung der menschlichen Thätigkeit hindere. Es sollte dem Eigentümer und Bürger im Gegensatz zu dem in Formen und Dienstmechanismus erstarrten Berufsbeamtentum Teilnahme an der öffentlichen Verwaltung gewährt werden, wodurch die letztere minder kostspielig, und was mehr wert, der Gemeingeist und das Interesse am Gesamtwohl erhöht werde. „Ersparung der Verwaltungskosten, heißt es in jener Denkschrift, ist der weniger bedeutende Gewinn, weit wichtiger ist die Belebung des Gemeingeistes und Bürgersinns, die Benutzung der schlafenden oder falsch geleiteten Kräfte und

der zerstreut liegenden Kenntnisse, der Einklang zwischen dem Geist der Nation, ihren Ansichten und Bedürfnissen, und denen der Staatsbehörden, die Wiederbelebung der Gefühle für Vaterland, Selbständigkeit und Nationalehre. Der Formenkram und Dienstmechanismus in den Kollegien wird durch Aufnahme von Menschen aus dem Gewirr des praktischen Lebens zertrümmert, und an seine Stelle tritt ein lebendiger fest strebender schaffender Geist und ein aus der Fülle der Natur genommener Reichtum von Ansichten und Gefühlen." Gegenüber der zentralisierenden mechanischen Staatsanschauung, welche in dem absoluten Beamten- und Polizeistaat des achtzehnten Jahrhunderts zur vollsten Entfaltung gekommen, kehrte die Steinsche Gesetzgebung zu den altdeutschen Rechtsgrundsätzen von Selbstverwaltung und Gemeindefreiheit, von einem selbständigen Leben und Wirken der untern Organe der Staatsordnung zurück, die nicht weiter, als es die notwendige Einheit des Staatswillens und das allgemeine Staatsinteresse erfordert, von oben herab beschränkt und überwacht werden dürften. In der Steinschen Gesetzgebung, sagt H. Schulze in seinem preußischen Staatsrecht, „wird zum erstenmal der germanische Staatsgedanke dem romanischen, die deutsche Freiheit der französischen, der organische Staat der freien Selbstverwaltung dem mechanischen Polizeistaat mit klarem staatsmännischen Bewußtsein entgegengestellt. Darin liegt die einzig dastehende, prophetische Größe dieses staatlichen Reformators. Verstümmelt freilich, ein edler Torso, steht des Meisters Werk noch heute da. Kein einziger Nachfolger Steins wußte sich zu seiner Gedankenhöhe zu erheben. Was seitdem auf diesem Gebiet in Preußen geschehen, ist fast ausnahmslos ein Rückschritt gewesen. Die Engherzigkeit der Männer des büreaukratischen Polizeistaats hat hier gewetteifert mit der Gedankenarmut des schablonenhaften Liberalismus. Erst in der Gegenwart ist, wie in der Wissenschaft so im Leben, das Prinzip der Selbstverwaltung richtiger verstanden und gewürdigt worden und die Einsicht durchgedrungen, daß alle gesunden Reformpläne unmittelbar an die Steinsche Gesetzgebung anknüpfen müssen, wo die Gedanken deutscher Gemeindefreiheit und Selbstverwaltung am klarsten ausgeprägt sind".

Für den Augenblick drängender als die allgemeine soziale und politische Reform war die Beschaffung der ungeheuern Kontributionsgelder, von der die französischen Besatzungen die Räumung des Landes abhängig machten. Der harte Generalintendant Daru steigerte unter allen möglichen Titeln und Vorwänden die beanspruchten Summen, knüpfte die Zahlungen an unausführbare Bedingungen und zeigte in seinem ganzen Verhalten, daß es dem französischen Gewalthaber gar nicht darum zu thun sei, den mit Preußen geschlossenen Frieden in Wirksamkeit treten zu lassen. In schnödester Willkür und gewaltthätigstem Übermut wurden die Bestimmungen des Tilsiter Vertrags umgeändert, verletzt und mißdeutet, Beschwerden mit kaltem Hohn abgewiesen und die Räumung des Landes an immer neue und strengere Bedingungen geknüpft. Die Kriegsentschädigungen, Kontributionen, Auflagen und Erpressungen, welche über das unglückliche Land verhängt wurden, überstiegen alles Maß. Das Land sollte durch schnöde Aussaugung und Gewalt, durch Druck und Übermut auf immer ruiniert werden. Um diesen maßlosen Forderungen zu genügen, bedurfte es einer höchst umsichtigen Finanzwirtschaft. Ersparnisse in der Hofhaltung und Verwaltung, Kassenreste und alte Ausstände, Erhöhung der Auflagen in dem freilich schon ohnedies bis aufs Mark ausgesogenen Land, allgemeine Einkommensteuern in einzelnen Provinzen, Zwangs- und freiwillige Anleihen in andern, endlich eine umfassende Veräußerung von Domänen setzten Stein in den Stand, die ungeheure Kriegsschuld abzuzahlen oder vollgültige Sicherheit zu geben. Die letztere Maßregel stieß freilich auf schwere Bedenken. Denn die Domänen galten seit Jahrhunderten als die wesentlichste Grundlage der fürstlichen und obrigkeitlichen Macht; aus ihnen in erster Linie, und ursprünglich fast ausschließlich,

Finanzmaßregeln und Domänenverkauf.

wurde die ordentliche Landesregierung bestritten; ihre Unveräußerlichkeit war ein uralter Rechtsgrundsatz, durch Reichs- und Landesgesetze, durch Erbverträge und fürstliche Hausgesetze gewährleistet. Allein die rechtlichen Bedenken konnten vor der eisernen Notwendigkeit nicht bestehen, ebenso wenig wie die Besorgnis vor einer Schwächung des Königtums, wenn es seine Macht als größter Grundeigentümer des Landes vermindere, vor einer veränderten Stellung der Krone zu den Unterthanen, wenn sie die Landesverwaltung mehr als bisher aus Steuern statt aus eignen Einnahmen zu bestreiten angewiesen war. Man mochte auch den staatsökonomischen Gesichtspunkt geltend machen, daß der Übergang der Domänen in freies Eigentum und der dadurch bedingte bessere Anbau derselben ein wirtschaftliches Aufblühen des Landes zur Folge haben müsse, daß die Verwaltungskosten verringert würden, daß das Domanialinteresse vielfach mit der Fürsorge für das allgemeine Landeswohl in Widerspruch gerate, daß die ganze Einrichtung wenigstens in diesem Umfang, mit den neuern staatswirtschaftlichen und politischen Grundsätzen nicht mehr im Einklang stehe. So 17. Dez. 1808. wurde denn ein guter Teil der altpreußischen Domänen, nach Erlaß eines neuen Hausgesetzes, teils sofort veräußert, teils als Sicherheit für Wechsel und Pfandbriefe gegeben.

c. Die Reform des Heeres.

Reorganisation des Heerwesens. Mit der Reform des bürgerlichen und staatlichen Lebens ging Hand in Hand die Reorganisation des Heeres. Die alte preußische Armee war bei Jena zu nichte geworden, aber die Kraft des Volks war nicht gebrochen, wenn auch gefesselt und gebeugt. Es galt, auf Grundlage dieser elementaren Kraft, mit neuem Geist und neuen Formen die Wehrfähigkeit des Staats wiederherzustellen. Unter des Königs eigner fürsorglicher Leitung arbeiteten Männer wie der Generalmajor Scharnhorst, der Oberstleutnant von Gneisenau, die Majors von Grolman und von Boyen, der spätere Kriegsminister, der Hauptmann von Clausewitz, der berühmte Kriegsschriftsteller, u. a. an diesem Werk der militärischen Wiedergeburt. Zunächst wurde die große Menge alter unfähiger Befehlshaber entfernt, es wurden Kriegsgerichte eingesetzt, welche die Vorgänge in dem letzten Feldzug zu untersuchen hatten und das Offizierkorps säuberten; eine Reihe von hohen Schuldigen wurden aus dem Heer gestoßen, selbst zum Tod verurteilt, strenge Strafen für künftige Pflichtvergessenheit angedroht. Die „Militärreorganisationskommission“ war von dem Bewußtsein durchdrungen, Verordnungen vom August 1808. daß nur in einem sittlich und geistig gebildeten volkstümlichen Heer, nicht einer bloß mechanisch gedrillten Menge das Heil der Zukunft beruhe; sie setzte durch, daß nicht mehr die Vorzüge der Geburt und das Dienstalter beim Vorrücken im Rang den Ausschlag gaben, sondern Kenntnisse, Bildung, Tapferkeit, daß die Befreiungen von der Dienstpflicht beschränkt, die Werbungen im Ausland aufgehoben wurden. Die entehrenden Strafen wurden abgeschafft, die Kriegsartikel gemildert, wie es gegenüber den besten Elementen der einheimischen Jugend angemessen war, im Dienst, in Kleidung, Gepäck und Bewaffnung, in der Formation und Einteilung der Armee, im Stärkeverhältnis der verschiedenen Trup-

pengattungen wurden Verbesserungen vorgenommen. Die Neubildung des stehenden Heeres wurde durchweg nach den großen und freien Grundsätzen der Reorganisationskommission und ihres Vorsitzenden Scharnhorst vorgenommen. Allein der geniale Mann hatte noch weitergehende Pläne. Er beantragte die Errichtung einer National- und Landmiliz und schuf die Vorbedingungen zu einer allgemeinen Landesbewaffnung; denn schon erfüllte der Gedanke eines Volkskriegs gegen den Weltbezwinger seine und seiner Genossen Seele. Es galt, der Armee, die im Frieden bei dem geschmälerten Umfang des Staats und seiner finanziellen Erschöpfung nicht stark sein konnte und durch den Vertrag von Tilsit auf einen Höchstbetrag von 45,000 Mann beschränkt war, im Kriegsfall rasch eine feldtüchtige geübte Reserve zuzuführen. Alle drei Monate wurde eine Anzahl Rekruten eingezogen, nach notdürftiger Ausbildung entlassen und durch neue ersetzt; die Entlassenen wurden daheim gemustert und für den Kriegsfall bereit gehalten. Dies sogenannte Krümper-, d. h. Tuchmacher-System (von den zahlreichen Gesellen dieses Gewerbestandes, die sich unter den Rekruten befanden), schuf die Möglichkeit dem stehenden Heer rasch kriegstüchtigen Ersatz zuzuführen. Auch die nicht gedienten jungen Leute sollten zu einer Landmiliz militärisch organisiert werden. In einem Entwurf „zur Bildung einer Reservearmee“ stellte Scharnhorst den Grundsatz auf: Alle Bewohner des Staats sind geborne Verteidiger desselben. Neben den Soldaten des stehenden Heeres sollten alle streitbaren Männer zwischen achtzehn und dreißig Jahren sich auf ihre Kosten bewaffnen, kleiden und üben, um die Reservearmee zu bilden. Auch die Schulen sollten militärisch organisiert und der heranwachsenden Jugend soldatische Disziplin und Übung eingeflößt werden. Schon traten in diesen weitgreifenden Entwürfen, die freilich zunächst bei den bescheidenen Mitteln des Staats und der strengen Überwachung durch die französischen Behörden nur in beschränktem Umfang und in versteckter Weise zur Ausführung kamen, die Grundsätze von der allgemeinen Wehrpflicht, der Volksbewaffnung, der Landwehr mit ihrer verborgenen Kraft, der nationalen militärischen Erziehung auf, die wenige Jahre später die kriegerische Wiedergeburt Preußens herbeiführten.

„Wehrhaftmachung des ganzen Volks,“ sagt Pertz, „und Veredelung des Kriegsdienstes durch allgemeine Dienstpflicht ohne Stellvertretung, rasche und tüchtige Ausbildung der Massen, sittliche und wissenschaftliche Hebung der Offiziere, Gleichheit der Rechte und Pflichten für alle ohne Rücksicht auf Geburt, Aufsteigen vom Soldaten bis zur höchsten Befehlshaberstelle nach Verdienst, in Friedenszeiten nach Maßgabe der Kenntnisse und Bildung, im Krieg durch ausgezeichnete Tapferkeit und Überblick, Begründung der Kriegszucht auf das Vaterlands- und Ehrgefühl mit Abschaffung der herabwürdigenden Strafen der Stockschläge und des Gassenlaufens, Einfachheit und Leichtigkeit der Übungen und Bewegungen des Einzelnen wie des Heeres mit Beschränkung des geisttötenden und erdrückenden Kamaschendienstes, alles unter der Leitung kräftiger, einsichtiger, charakterfester Befehlshaber, sind die Grundgedanken der Bildung des neuen preußischen Heeres, wie es, eine neue Pallas, waffen- und weisheitgerüstet aus Scharnhorsts Haupt hervorging.“

Scharnhorst 1755—1813. Gerhard Johann David Scharnhorst, am 12. November 1755 als Bauernsohn auf einem Pachtgut im Hannöverschen geboren, erhielt seine erste militärische Erziehung zu Wilhelmstein, jener kleinen Festung, die eine Grille des Grafen Wilhelm von Bückeburg, des berühmten portugiesischen Feldherrn, auf einer Insel des Steinhuder Meeres errichtet hatte (XIII, 335). In hannöverschen Diensten focht er den ersten Koalitionskrieg gegen Frankreich mit und zeichnete sich als Artilleriehauptmann bei verschiedenen Gelegenheiten, besonders auch bei der Verteidigung von Menin, durch Umsicht und Bravour aus. Nachdem er inzwischen zum Oberstleutnant aufgestiegen, vertauschte er im Jahr 1801 den hannöverschen mit dem preußischen Kriegsdienst und wurde hier bald in den Generalstab versetzt, wo er sich um das militärische Unterrichtswesen, für das er auch vorher schon in seinem „Taschenbuch für Offiziere" schriftstellerisch thätig gewesen, grundlegende Verdienste erwarb; aus seiner Schule gingen die trefflichsten Generalstabsoffiziere der Folgezeit hervor. An dem unglücklichen Feldzug des Jahres 1806 nahm der Oberst Scharnhorst als Generalstabschef des Herzogs von Braunschweig teil, wurde bei Auerstädt verwundet, leitete dann die Operationen der Nachhut unter Blücher, wurde bei der Erstürmung von Lübeck gefangen, aber alsbald wieder ausgewechselt und nahm an dem Feldzug von 1807 rühmlichsten Anteil. Nach dem Tilsiter Frieden wurde Scharnhorst zum Generalmajor und Chef der Reorganisationskommission ernannt und erhielt damit den Wirkungskreis, der seinen hohen Fähigkeiten entsprach. Thatsächlich, wenn auch nicht dem Namen nach, Kriegsminister, führte Scharnhorst die militärische Wiedergeburt Preußens durch, wie Stein die bürgerliche. Seinen Glauben an diesen Staat und an das deutsche Vaterland vermochten auch die bittersten Erfahrungen nicht zu zerstören. Mit ruhiger Beharrlichkeit und energischer Entschlossenheit verfolgte der kräftige patriotische Mann seine klaren hohen Ziele durch allen Widerstand und alle Hindernisse hindurch, die ihm von den kleinlichen mutlosen Seelen, den Franzosenfreunden, den Männern des alten Herkommens, den Unzufriedenen und Zurückgesetzten, den Werkzeugen der Napoleonischen Polizei bereitet wurden. Ohne seine energischen Vorarbeiten und ohne die Thatkraft, mit der er nachher, als die Stunde der Befreiung begonnen, die nationale Wehrfähigkeit und die Volksbewaffnung organisierte, hätte Preußen von fern nicht so entscheidend in den Weltkampf gegen Napoleon eingreifen können, wie es gethan. Wir werden diese Thätigkeit in der Folge noch zu berühren haben. Der tapfere Mann sah nur die Morgenröte der Freiheit; in der
† 28. Juni 1813. Schlacht bei Großgörschen wurde er auf den Tod verwundet.

Scharnhorsts Charakter und Bedeutung. Scharnhorst hatte mit genialem Griff, mit einer Art von Seherblick das preußische Heerwesen auf den Grundlagen aufgebaut, auf denen es sich in der Folge so glänzend bewährte; wie sehr auch nachmals die politische Reaktion an dieser volkstümlichen Heeresorganisation rütteln mochte, sie wurde doch als ein wertvolles Erbteil den nachgebornen Geschlechtern überliefert. Mit seiner ruhigen durchdringenden Verstandesschärfe, seinem starken zähen Willen, seiner unverwüstlichen Energie, seinem nüchternen klaren Denken, seinem schlichten, jeden äußern Schein verschmähenden Wesen, und seiner über alles Gemeine und Eigennützige erhabenen Hingebung an seine hohe vaterländische Idee, war Scharnhorst ganz der Mann, durch alle Widerwärtigkeiten hindurch sein Ziel zu verfolgen. In ihm „vereinigte sich, wie bei Stein, das reichste theoretische Wissen mit praktischer Tüchtigkeit und zäher ausdauernder Willenskraft; er war nichts durch äußere Verhältnisse und die Gunst des Zufalls, alles durch sich selber; eine jener

klaren, festen, in sich fertigen Naturen, an denen nichts blendet und besticht, deren Gediegenheit aber überzeugt und bezwingt". Mit diesen Eigenschaften wußte er sich Bahn zu brechen; man übersah seine bürgerliche Herkunft, seine fremde Geburt, sein unscheinbares Äußere, seine eckigen verlegenen Formen, sein verschlossenes Wesen, man erkannte den Wert seiner Bestrebungen, die von kleinen Geistern so oft als Phantasien eines doktrinären Theoretikers oder eines militärischen Revolutionärs bemängelt worden.

Der spätere General v. Hüser, dessen Denkwürdigkeiten vor kurzem herausgegeben worden, damals Scharnhorsts Adjutant, schildert die Persönlichkeit des Armeereformators folgendermaßen: „Im gewöhnlichen Leben wortkarg, verriet er doch in den wenigen Worten, die er sprach, seine Gediegenheit und seinen Gedankenreichtum. Dabei war er hinter einem Vorhang größter Ruhe und scheinbarer Unaufmerksamkeit der feinste und schlaueste Beobachter. Er merkte augenblicklich die Absichten des mit ihm Redenden und wo derselbe hinaus wollte, und besaß überhaupt eine große Menschenkenntnis. Wurde er gewahr, daß man ihn selbst ausforschen oder in seine Gedankenwelt eindringen wollte, so übte er eine merkwürdige Verstellungskunst, durch die es ihm gelang, einen jeden zu täuschen. Sein Inneres war so faltenvoll, wie sein Gesicht, sein Gemüt so verschleiert, wie sein Auge. Dennoch besaß er bei anscheinender Gleichgültigkeit und oft eisiger Kälte ein fühlendes Herz, und tief innen glimmte eine verborgene Glut, die aber nur selten zur Flamme emporschlug. Er hatte sich eine eigne Religion oder vielmehr ein besonderes Moralgesetz zusammengestellt; vom christlichen Glauben wußte er wohl nur wenig. Als höchstes galt ihm das Ziel, das er sich vorgesteckt und dem er mit der unermüdlichsten Geduld, der zähesten Ausdauer und Elastizität zustrebte. Weder auf Gnadenbezeugungen, noch auf scheinbare Zurücksetzungen legte er den geringsten Wert; nie gab er bei den erstern ein Zeichen der Freude, oder bei den letztern ein Zeichen des Unwillens von sich; unerschütterlich verfolgte er nur seinen Zweck, an dessen endlicher Erreichung er niemals zweifelte. Fühlte er sich durch die gelungene Beseitigung eines Hindernisses seinem Ziel näher gerückt, so hob wohl ein Anflug von Freude sein Wesen, gleich aber kehrte er mit tiefem Ernst zu der Arbeit zurück, die ihn einen neuen Schritt vorwärts führen sollte. Und doch gab es auch für diesen verschlossenen Mann einzelne Stunden, in denen er sich gehen ließ, seine tausend äußern und innern Falten auseinander schlug und sich in seiner wahren Gestalt zeigte. Aber nur im engsten Kreis, ich möchte sagen unter vier Augen und bei verriegelten Thüren. Dann verwandelte er sich in einen angenehmen Gesellschafter, lachte in herzlicher Fröhlichkeit und erzählte Anekdoten und Schnurren. So eigentümlich wie der Charakter dieses außerordentlichen Mannes war auch sein Schicksal. Ihm, der seine ganze Kraft daran gesetzt hatte, Frankreich zu bekämpfen, dessen Bemühungen wir hauptsächlich die Auffindung und Benutzung der Mittel verdanken, die uns zum Sieg führten, ihm war es nicht vergönnt, die Früchte seiner Saat reifen zu sehen. Nicht einmal der Lohn des Mose wurde ihm zu teil, er konnte nur die Wege zum gelobten Land, nicht dieses selbst erblicken und mußte sterben, ohne nur die Überzeugung mit sich nehmen zu dürfen, daß sein Volk mutig und ausdauernd auf diesen Wegen, die er gebahnt hatte, fortschreiten werde."

Nächst Scharnhorst ist es ganz besonders Gneisenau, der um die militärische Wiedergeburt Preußens sich die hervorragendsten Verdienste erworben. Wilh. Ant. Aug. Neithardt von Gneisenau, geboren am 27. Oktober 1760 zu Schildau bei Torgau im Feldlager des Siebenjährigen Kriegs als Sohn eines abwechselnd in verschiedenen, zuletzt österreichischen Diensten stehenden Artillerieoffiziers, wuchs in dürftigen Verhältnissen bei fremden Pflegeeltern in seinem Geburtsstädtchen empor; dem Vater gestattete das Soldatenleben nicht, sich viel um den Sohn zu kümmern; bessere

Gneisenau. 1760–1831.

Tage voll geistiger Anregung verbrachte der Knabe bei dem Großvater, dem fürstbischöflichen Oberstleutnant Müller in Würzburg. Nachdem er kurze Zeit als akademischer Bürger der Hochschule Erfurt angehört, nahm er in jungen Jahren Kriegsdienste, erst im kaiserlichen, dann im baireuthschen Heer. Mit seinem markgräflichen Bataillon zog er als Leutnant in englischen Diensten nach Amerika, und wenn auch bei seiner Ankunft der Krieg bereits der Hauptsache nach beendet war, so trug diese Expedition doch wesentlich bei, seinen Gesichtskreis und seine Welterfahrung über das Treiben einer kleinen deutschen Garnison hinaus zu erheben und seine militärischen Kenntnisse an den eigenartigen Verhältnissen der amerikanischen Kriegsweise und Heereseinrichtung zu erweitern. Damals mochte er zuerst den Gedanken erfassen, in dem Heer eine volkstümliche Institution zu erblicken. Nach Deutschland zurückgekehrt, trat der junge Offizier im letzten Lebensjahr Friedrichs d. Gr. in die preußische Armee ein, allein volle zwanzig Jahre mußte er in kleinen niederschlesischen Garnisonen als Füsilierhauptmann einförmig und thatlos seine Kräfte verzehren, von den Kameraden oft als der „Hauptmann von Kapernaum" verspottet. Doch waren die langen Friedensjahre für Gneisenau nicht verloren. Er bildete seine Kompanie musterhaft aus, brachte die humanen Grundsätze zur Geltung, die er später auch in dem bekannten Aufsatz „Freiheit der Rücken" niederlegte, gab sich mit Eifer den kriegswissenschaftlichen Studien hin und verfolgte mit der lebhaftesten Teilnahme die gewaltigen politischen und militärischen Ereignisse, welche die alte Ordnung der Dinge in Trümmer schlugen. Die Mißstände des überlieferten Kriegswesens gegenüber der Napoleonischen Überlegenheit erkannte er schon damals mit klarem Blick. Der Krieg von 1806 setzte dann dem vergessenen alternden Hauptmann ein höheres Thatenziel. Er focht bei Saalfeld und Jena mit und bedeckte sich als heldenmütiger Verteidiger von Kolberg (S. 233) mit unvergänglichem Ruhm. Die kühne und mannhafte That in einer Zeit der allgemeinen Verzagtheit wirkte erhebend im ganzen Vaterland; seitdem stand Gneisenaus Ruf und Aufgabe fest. Als Oberstleutnant trat er bald darauf in die Militärreorganisationskommission und wirkte hier unermüdlich für die große kriegerische Reform, bis ihn das Mißtrauen der französischen Polizei, sowie die Schwäche, Mutlosigkeit und Unentschlossenheit der preußischen Regierung aus dem Heer und dann auch aus dem Vaterland trieben. In England, in Stockholm, in Petersburg erweiterte er seine Kenntnisse und Lebenserfahrungen und arbeitete dabei überall rastlos, wenn auch noch mit wenig Erfolg, an der Erhebung der Mächte gegen die Napoleonische Gewaltherrschaft. Und als endlich die Stunde der Erhebung kam, stand Gneisenau wieder auf dem Posten. Wir werden seine ruhmvolle Thätigkeit in den Befreiungskriegen, seine geniale Wirksamkeit als Generalstabschef Blüchers noch kennen lernen. Von Kolberg bis Waterloo ist fast keine glänzende That im Feld geschehen, an der Gneisenau nicht seinen vollen Anteil gehabt hätte; seine besonnene Umsicht, wie seine kühne Genialität gaben in den entscheidendsten Stunden der Kriege 1813 bis 1815 den Ausschlag. Die schöpferische Fruchtbarkeit seines klaren Geistes, der Reichtum an Erfahrungen, Kenntnissen und Ideen, die seltene Verbindung praktischer Thatkraft mit feiner theoretischer Ausbildung, die Vielseitigkeit seiner Fähigkeiten, die Ruhe und Durchdachtheit bei aller Energie und allem Feuer der Leidenschaft, reihen Gneisenau unter die ersten militärischen Geister Deutschlands. Und auch menschlich betrachtet gehört er zu den edelsten Gestalten dieser großen Zeit. Seine starke lautere Vaterlandsliebe, seine harmonische Geistes- und Gemütsbildung, sein ernstes sittliches Leben und Streben, die Freundlichkeit und Humanität seines Wesens, seine Uneigennützigkeit und Selbstlosigkeit ohnegleichen, die ihn der Sache zu lieb über Mißgunst und Verkennung hinwegsehen ließ, waren anziehende Eigenschaften dieses ritterlichen Kriegsmannes.

In diesem Kreis militärischer Reformatoren wirkte auch ein jüngerer Mann, Karl von Clausewitz, ein tüchtiger und tapferer Offizier in preußischen und russischen Diensten gegen Napoleon, noch ausgezeichneter aber durch seine kriegswissenschaftliche Thätigkeit. Seine geist- und gedankenvollen, erst nach seinem Tod herausgegebenen militärwissenschaftlichen Werke, insbesondere das Buch „Vom Kriege", wurden geradezu epochemachend und höchst einflußreich für die kriegswissenschaftliche Bildung der Folgezeit, ebenso wie auch seine zahlreichen kritischen kriegsgeschichtlichen Arbeiten. Er hat zuerst gezeigt, wie man den Krieg studieren und seine Geschichte schreiben soll. Er hat den engen Zusammenhang der Kriegskunst mit der Politik und Staatskunde dargethan, aus den vereinzelten Regeln und dem verworrenen Detail militärischer Vorgänge allgemeine systematische Lehren und Wahrheiten gezogen, philosophisch und kritisch das Wesen, den Zweck und die Aufgabe des Kriegs nachgewiesen, die Strategie zur Wissenschaft erhoben, den Wert moralischer und geistiger Kräfte im Krieg gegenüber den physischen und materiellen Mitteln der Macht beleuchtet, und endlich die wissenschaftliche Kriesgeschichte eigentlich begründet. In einer anziehenden Schrift über Scharnhorst hat er diesem seinem hochverehrten Lehrer und Freund ein schönes Denkmal pietätvoller Bewunderung gesetzt.

Clausewitz. 1780–1831.

d. Der Geist der Zeit.

Nicht bloß in den äußern Formen der staatlichen Existenz vollzog sich in jenen schweren Tagen der Bedrängnis ein Umschwung zum Bessern, auch das innere geistige und sittliche Leben erfuhr eine Läuterung und Erhebung. Wie im Dasein des Einzelnen, so hat auch im Leben der Völker die Schule des Unglücks häufig die Wirkung, die bessern Keime zur Entwicklung zu bringen, die schlummernden Kräfte wachzurufen, den Willen und die Thatkraft zu stählen. Aus der Stumpfheit und Leichtfertigkeit, der Selbstsucht und Niedrigkeit der Denkart, der feigen Resignation, dem demütigen Kriechen vor der rohen fremden Gewalt, dem Mangel an allem idealen Aufschwung und Gemeinsinn, dem schlaffen Fatalismus, aus allen den Zügen, welche die damalige Gesellschaft so traurig kennzeichneten, begann sich allmählich unter den Bessern der Nation ein tüchtiger, kräftiger, strebsamer Geist, eine ernste Lebensanschauung emporzuarbeiten, und alle edleren Regungen flossen naturgemäß in dem vaterländischen Haß gegen die despotische Fremdherrschaft, in dem Gefühl bittersten Schmerzes über die nationale Unterdrückung zusammen. Der sittenstrenge Ernst der Kantschen Philosophie, die patriotische Begeisterung und der ideale Freiheitsdrang Schillers äußerten ihre erhebende Wirkung auf das Denken und Fühlen des Volks; die romantische Dichterschule lenkte den Blick auf die bedrohten Schätze des alten deutschen Geistes und Wesens. Zur Erweckung des patriotischen Sinnes, der aus den verschiedensten Quellen seine Nahrung zog, trug in ganz hervorragender Weise ein Mann wie Johann Gottlieb Fichte bei, der die philosophische Spekulation mit den höchsten Fragen des nationalen und politischen Daseins zu verknüpfen wußte, dessen kerndeutsche Gesinnung, kühne Begeisterung, edler Schwung und rücksichtslose Wahrheitsliebe die schlaffen Gemüter mächtig aufrüttelten, der wie einst Luther eine reformatorische That der Geistesbefreiung

Sittliche und geistige Wiedergeburt.

vollzog. In den „Reden an die deutsche Nation", die er im Winter 1807 auf 1808 in Berlin hielt, wies er in schneidenden Worten auf die Wunden und Schäden der Zeit, auf das von der fremden Despotie schmachvoll unterdrückte Wesen des deutschen Volks hin, predigte er einem selbstsüchtigen erschlafften Geschlecht eine ernste sittliche Geistesbildung, eine nationale Erziehung, wahre Religion, Liebe zum Guten und Edlen, einen erhabenen Idealismus, den die französische Polizei nicht verstand und darum für unschädlich hielt. In derselben Richtung wirkte Schleiermacher, der gleichmäßig die Vertiefung des sittlich-religiösen Lebens wie den Aufschwung des national-vaterländischen Geistes als Ziel verfolgte. Aus dem Kreis dieser patriotischen Gelehrten, dem auch Wilhelm von Humboldt, Niebuhr u. a. angehörten, ging die Universität Berlin hervor, deren Gründung ein geistiges Denkmal an die nationale Erhebung des deutschen Volks geblieben ist. Die förmliche Eröffnung der neuen Hochschule fand im Herbst 1810 statt. Wilhelm von Humboldt, ein feiner, an klassischer Schönheit gebildeter Geist, gab dem preußischen Unterrichtswesen, zu dessen Leitung er im Frühjahr 1809 berufen wurde, jenen humanen idealistischen Zug, der dann auch in den Jahren der Reaktion nicht wieder ganz verloren ging. In demselben Geist, wenn auch nicht diesem Kreis angehörend, wirkte Ernst Moritz Arndt, der Mann der kerndeutschen Kraft, des ungestümen Freiheitsmutes, der glühenden Vaterlandsliebe, der herben Sittenstrenge, der „mit rechtem treuem Zorn die Welschen zu hassen" lehrte. Von seinem „Geist der Zeit", der mächtig auf die nationale Erhebung wirkte und eine patriotische Mannesthat im besten Sinn des Wortes war, erschien im Jahr 1807 der erste Teil. Hand in Hand mit der sittlichen Erziehung der heranwachsenden Generation ging eine gesunde körperliche Zucht. Auf den Wert einer kräftigen leiblichen Ausbildung der Jugend wiesen die Reorganisatoren des Heerwesens eindringlich hin; das Turnen begann damals ein wichtiger Bestandteil des Erziehungsplans zu werden und die Erhebung des Volks mächtig zu fördern, namentlich als einige Jahre später der „Turnvater" Jahn dies Mittel körperlicher Zucht zur vollen Ausbildung brachte. Was die edelsten Geister der Nation in Wort und Schrift unermüdlich predigten und vorbereiteten, das althomerische: Ein Wahrzeichen nur gilt, das Vaterland zu erretten, das drang in immer weitere Kreise des Volks ein.

Der Tugendbund. Zur Beförderung eines sittlich-wissenschaftlichen Lebens, einer vaterländischen Gesinnung, einer tüchtigen Volksbildung, zur Verbreitung der großen Idee der nationalen Erhebung, bildeten sich an den verschiedensten Orten geheime Gesellschaften und Vereine. Darunter hat keiner größere Bedeutung erlangt, als der „Tugendbund", der im Frühjahr 1808 in Königsberg gegründet wurde und sich mit seinen Zweigvereinen über ganz Preußen verbreitete. Die Gründer des Vereins waren der Oberfiskal Mosqua, Professor Lehmann, Assessor Bardeleben, der blinde Historiker Preußens Baczko, der Philosoph Krug u. a. Binnen Jahresfrist zählte der Bund drei- bis vierhundert Mitglieder aus allen Lebens-

stellungen, Offiziere, Beamte, Gelehrte, Gutsbesitzer, und stand mit den hervorragendsten Patrioten in Verbindung, wenn auch Männer wie Scharnhorst und Stein ihm nicht förmlich angehörten, wie wohl behauptet wurde. Allein schon Ende des Jahres 1809 wurde er aufgelöst; die mißlungenen Aufstände dieses Jahres, sowie der Argwohn der reaktionären Partei und der französischen Polizei, setzten seiner Existenz ein Ziel. Wenn man auch die unmittelbare Bedeutung des idealistisch-phantastischen Tugendbundes vielfach überschätzt hat, so trug er doch mächtig zur Verbreitung der patriotischen Ideen bei, aus denen später die Volkserhebung der Befreiungskriege hervorging. „Es wurden die Grundsätze wahrer Ordnung, Freiheit und Nationalität wie ein stummes Geheimnis bewahrt, bis die Morgenröte kam.“

e. Steins Entlassung und die Wirksamkeit Hardenbergs.

Das Reformwerk Steins trat nur sehr teilweise und allmählich ins Leben, *Steins Entlassung.* und dem Minister selbst war es nicht lange vergönnt, die Reorganisation des Staats zu leiten. Längst spannen die Männer des alten Herkommens und der Reaktion, die in ihren Vorrechten geschmälerten Privilegierten, die zurückgesetzten Würdenträger, an ihrer Spitze der ehemalige Minister v. Voß, Männer wie Zastrow, Köckeritz u. a., feindliche Umtriebe gegen den großen Staatsmann und fanden an den hohen französischen Beamten und Offizieren kräftige Unterstützung. Den Franzosen war Stein längst unheimlich; sie hielten ihn für den Mittelpunkt einer großen Verschwörung und ahnten, daß aus seinem Wirken die allgemeine Volkserhebung hervorgehen werde. Entstellung und Erfindung angeblicher Äußerungen und Bestrebungen, durch ein unwürdiges Spioniersystem genährt, erhöhten das Mißtrauen der französischen Machthaber. Ein mitten auf preußischem Boden, wohl nicht ohne Zuthun der einheimischen Feinde des Ministers, aufgefangener und in den öffentlichen Blättern bekannt gemachter Brief Steins an den Fürsten von Wittgenstein, worin der Anschluß an Österreich angedeutet und u. a. geäußert war, man müsse den Geist der Unzufriedenheit in Deutschland, namentlich in Hessen und Westfalen nähren, erregte viel böses Blut. Bei dem König selbst überwog noch die Stimmung der Mutlosigkeit und Resignation; die innere und die äußere Politik Steins war ihm zu großartig und kühn; noch glaubte er das gute Einvernehmen mit den französischen Gewalthabern unter allen Umständen aufrecht halten zu müssen. Eine Vorbedingung dazu aber war die Entfernung Steins, und dieser selbst hielt es unter den obwaltenden Verhältnissen für ratsam und dem Vaterland nützlich, seine Entlassung einzureichen. Mit der vollsten Anerkennung seiner Verdienste trennte sich der König *Nov. 1808.* von seinem ersten Diener, und die Wahl des Ministeriums Altenstein war eine Bürgschaft, daß wenigstens nicht völlig mit dem Reformsystem zu gunsten der Reaktion gebrochen werden sollte, wenn auch die neuen Staatslenker das Ver-

mächtnis Steins recht ungenügend verwalteten. In einem später als „Steins politisches Testament" gefeierten Rundschreiben an die obersten Verwaltungsbeamten legte der scheidende Staatsmann den Inhalt seiner Grundsätze und Bestrebungen ernst und mahnend nieder, gab Rechenschaft von dem, was er vollführt, und wies auf das hin, was noch zu thun war, um Liebe zu Gott, König und Vaterland zu erwecken, ein kräftiges Geschlecht zu erziehen und eine
16. Dez. 1808. bessere Zukunft anzubahnen. Wenige Tage später ließ sich der Haß Napoleons zu der berüchtigten Achtserklärung gegen den deutschen Staatsmann fortreißen; ein kaiserlicher Befehl bezeichnete „den Namens Stein, welcher Unruhen in Deutschland zu erregen sucht", als Feind Frankreichs und des Rheinbundes und verfügte die Beschlagnahme seiner Güter sowie seine persönliche Verhaftung. Diese Proklamation voll leidenschaftlichen Hasses ließ den geächteten Staatsmann in den Augen aller Patrioten erst recht als Märtyrer der guten Sache, als den vom Schicksal ausersehenen Retter und Rächer erscheinen und umgab seinen Namen mit einem volkstümlichen Glanz, wie ihn kein andrer besaß. Aber in dem damaligen Preußen, das vor den Machtgeboten der französischen Gewalthaber zitterte, war seines Bleibens nicht; er mußte ein Asyl im Ausland suchen und fand ein solches, während französische Häscher auf ihn fahndeten und seine Güter mit Beschlag belegt wurden, in verschiedenen österreichischen Städten, Prag, Brünn, Troppau, bis zu seiner Berufung nach Rußland im Jahr 1812. Aber auch im Exil nahm er den regsten Anteil an den politischen Ereignissen und wirkte unablässig im Sinn einer allgemeinen Erhebung gegen die Zwingherrschaft und der Erweckung des patriotisch-nationalen Geistes in Deutschland. Felsenfest stand es ihm, daß das Bonapartische Gebäude nicht von Dauer sein könne; denn, wie er immer in seinen Briefen wiederholt, „es beruht auf zu faulen Grundsätzen, auf Gewalt und den gemeinsten Regierungskünsten; es liegt im Ganzen nicht ein Zug von Menschlichkeit, Größe, Edelmut".

Das Ministerium Altenstein. Der preußische Staat fühlte den Abgang Steins bald in allen Gliedern. An die Stelle seiner thatkräftigen, kühnen, einsichtsvollen Verwaltung trat das schwache, schwankende, planlose und zaghafte Ministerium Altenstein. Der Freiherr Karl zum Altenstein, aus fränkischem Geschlecht, der die Finanzverwaltung leitete, war ein wohlmeinender und ehrenwerter, auch aufgeklärter und freisinniger Mann und hat in der Folgezeit (1817—1838) als Leiter des Unterrichtsministeriums um die Entwickelung des preußischen Schulwesens von der Volksschule bis zur Universität sich große und rühmliche Verdienste erworben, nach Kräften der hereinbrechenden Reaktion entgegenwirkend. Allein für eine so schwierige Lage, wie bei Steins Rücktritt, hatten weder er noch seine Kollegen, die Dohna, Beyme, Goltz die nötige Energie und Entschlossenheit. Das begonnene Reformwerk Steins im Geist des Urhebers fortzusetzen und zu vollenden, besaßen diese Männer der kleinen Künste und halben Maßregeln nicht die Fähigkeit. Wilhelm von Humboldt, der den Unterricht leitete, und Scharnhorst, der noch immer an der Spitze des Kriegswesens stand, wurden in ihren Reformbestrebungen allenthalben durch Gleichgültigkeit, Intrigen und selbst bösen Willen durch-

kreuzt. Es geriet alles ins Stocken und man mußte zufrieden sein, daß nicht auch die bereits in den Boden gesenkten Grundlagen wieder zerstört wurden. Und ebenso war die auswärtige Politik ohne Klarheit, Mut und Entschlossenheit, in einem Augenblick, da die österreichische Erhebung den preußischen Staatsmännern ihre Stellung an der Seite der andern deutschen Großmacht gebieterisch anweisen mußte.

Die Unmöglichkeit, bei dem verwirrten und planlosen Verwaltungssystem die Rückstände der französischen Schuld zu bezahlen, führte endlich zur Beseitigung des Ministeriums Altenstein, dessen letzte Leistung der Vorschlag einer Abtretung Schlesiens zur Ausgleichung der französischen Kontribution war. Der König berief alsdann den Freiherrn von Hardenberg als Staatskanzler, der von da an zwölf Jahre hindurch bis zu seinem Tod im Jahr 1822 an der Spitze der preußischen Staatsgeschäfte stand. *Hardenberg Staatskanzler. 7. Juni 1810.*

Karl August Freiherr von Hardenberg, aus uraltem Geschlecht der Göttingischen Ritterschaft, geb. 31. Mai 1750, hatte seine staatsmännische Laufbahn in hannöverschen und braunschweigischen Verwaltungs- und Diplomatendiensten begonnen, übernahm dann als preußischer Kabinettsminister die Administration der neuerworbenen fränkischen Fürstentümer (1791). Nachdem er, wie wir wissen, die Verhandlungen geleitet, die zum Abschluß des Baseler Friedens führten (XIII, 918), wurde er im Jahr 1797 als Mitglied des Kabinettsministeriums nach Berlin berufen und im August 1804 an Stelle von Haugwitz mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten betraut, ein Amt, das er jedoch infolge der Schönbrunner Übereinkunft vom Dezember 1805 wieder an Haugwitz abtrat (S. 189, 215). Im Jahr 1807, nach dem Rücktritt Zastrows, übernahm Hardenberg aufs neue die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, reichte aber nach dem Frieden von Tilsit seine Entlassung ein (S. 237) und lebte seitdem in Zurückgezogenheit von Amtsgeschäften, bis die Blicke des Königs sich wieder auf den Staatsmann richteten, der sich überall den Ruf eines liebenswürdigen, feingebildeten, menschenfreundlichen Herrn, eines unterrichteten, gewandten Geschäftsmannes, eines aufgeklärten, einsichtigen Politikers und eines edlen, charakterfesten Patrioten erworben hatte, wenn auch seine geistreiche, etwas leichtfertige, dilettantische und oberflächliche Art weder im häuslichen Leben, noch im öffentlichen Wirken an die sittliche Höhe und die ernste Würde Steins hinanragte. Jetzt zum Staatskanzler mit den weitesten Vollmachten zur Leitung der äußern und innern Politik ernannt, einige Jahre später in den Fürstenstand erhoben, stand er mehr als ein Jahrzehnt an der Spitze der preußischen Regierung und hatte an den weltbewegenden Ereignissen der großen Zeit der territorialen und politischen Umwälzungen einen entscheidenden Anteil, wie wir in den folgenden Darstellungen erfahren werden. Seine neuerdings veröffentlichten Denkwürdigkeiten sind ein ungemeinwertvoller und anziehender Beitrag zur Geschichte Preußens in der Zeit der Erniedrigung. *K. A. v. Hardenberg. 1750–1822.*

Hardenberg schien Bürgschaft zu bieten, die Reformen in dem freien großartigen Sinn Steins durchzuführen; mit Eifer und Zuversicht übernahm er die Erbschaft seines edlen Vorgängers, mit dem er an der böhmischen Grenze eine geheime Zusammenkunft hatte, und ging in manchen Punkten sogar über dessen Ideen hinaus. Aber die Klarheit der Ziele und die Entschlossenheit des Charakters waren ihm nicht in dem Maß wie Stein eigen, sowenig wie die Reinheit des Lebenswandels und die Lauterkeit der Beweggründe. Der Widerstand, der ihm bald von den Anhängern der alten Ordnung bereitet ward, machte ihn unsicher und schwankend und ließ manchen Vorsatz nur halb oder gar nicht zur Ausführung kommen. Zunächst erließ die neue Regierung eine Reihe wichtiger und einschneidender Verordnungen: die obersten Staatsbehörden wurden nach den Ideen Steins reformiert, in dem „Edikt über die Finanzen des Staats und die *Die Hardenbergsche Reformthätigkeit. Ende Oktober 1810.*

neuen Einrichtungen wegen der Abgaben" ein Steuersystem angeordnet, welches die Grundsteuerbefreiungen, den Zunftzwang, die Gewerbesteuern, die Bann- und Zwanggerechtigkeiten, die Naturallieferungen und den Vorspann aufhob, alle Einwohner der Monarchie gleichmäßig nach ihrem Vermögen herbeiziehen, und hauptsächlich die Kon-
7. Sept. 1811. sumtion und den Luxus treffen sollte. Sodann wurde die Gewerbefreiheit angeordnet, zur Deckung der Staatsschuld die Einziehung der geistlichen Güter, soweit sie nicht mit frommen Stiftungen verbunden waren oder Schulen und Pfarreien aus ihren Mitteln unterhielten, nebst einem neuen Domänenverkauf ausgesprochen, eine zeitgemäße Gesindeordnung erlassen, durch eine Verordnung über Verkauf und Aufkauf der Handel mit den Landesprodukten und der Marktverkehr freigegeben u. a. Dabei arbeitete Scharnhorst noch fort und fort unermüdlich an der Reform des Heerwesens; die Erziehung und Bildung des Volks wurde von einsichtigen Männern, wie Nicolovius und Süvern, emsig gefördert. Den Schlußstein bildete auch hier die Verheißung einer allgemeinen Volksrepräsentation, die freilich auch Hardenberg durchzuführen nicht Fähigkeit und Mut hatte. Gegen diese eingreifende Umwälzung der politischen und sozialen Verhältnisse, in der man eine unwürdige Nachgiebigkeit gegen die Doktrinen der Revolution erkannte, erhob sich natürlich die lebhafteste Opposition, namentlich unter dem feudalen Adel, der in der allgemeinen Gleichmacherei den Ruin des Staats erblickte, sein „gutes Recht" gekränkt glaubte und aus dem „alten ehrlichen brandenburgischen Preußen einen neumodischen Judenstaat" werden sah, aber auch in der großen
Febr. 1811. Menge der Kurzsichtigen und am Gewohnten Hängenden. Eine Notablenversammlung, aus ständischen Deputierten aller Provinzen, meist adligen Rittergutsbesitzern bestehend, die der Staatskanzler einberief, um sie für die neuen Einrichtungen zu gewinnen, ereiferte sich in den bittersten Klagen über den Umsturz der alten Verfassung und ging fruchtlos in heller Mißstimmung auseinander. Eine Flut von wirtschaftlichen und örtlichen Interessen erhob sich gegen die Regierung. Hardenberg ließ sich anfangs nicht irre machen: zwei Wortführer des widerspenstigen Adels, der eine heftige Eingabe an den König ins Werk gesetzt, der leidenschaftliche Junker v. d. Marwitz und Graf Finkenstein, wurden verhaftet. Ein sehr bedeutsames neues Edikt betraf die gutsherrlich-bäuer-
14. Sept. 1811. lichen Verhältnisse und ordnete an, daß den Erb- und Zeitpächtern der Rittergüter gegen Abtretung eines Teils des zum Pachtgut oder Bauernhof gehörigen Landes an die Gutsherrschaft das volle Eigentum übertragen, die Dienste abgelöst, freie Verfügung über das Grundeigentum, Teilbarkeit und Vergrößerungsfähigkeit desselben gewährt wurden. Um die Macht des trotzigen Landadels, der ihm vielfach Widerstand bereitete, zu schwächen und die Stellung des Beamtentums zu verstärken, machte Hardenberg ein Experiment, das sich bald als Mißgriff erwies und in geradem Gegensatz zu den auf Selbstverwaltung ge-
30. Juni 1812. richteten Bestrebungen stand. Das „Gendarmerie-Edikt" wollte unter Aufhebung des altüberlieferten Landratsamtes eine rein büreaukratische Verwaltung in die Kreise einführen, nach Art des Napoleonischen Präfektensystems, erwies sich aber praktisch als un-
11. März 1812. ausführbar. Den Juden wurde das volle Staatsbürgerrecht und Zulassung zu jedem Gewerbe gewährt. Gesetze über Beförderung der Landeskultur und der Gewerbe, Steuerreformen und andre Agrar- und Finanzgesetze drängten sich hastig. Allein unter dem fortgesetzten Widerstand, der sich gegen seine Reformen erhob, erlahmte doch Hardenbergs Energie, seine Sicherheit und Schaffensfreudigkeit, und mancher wohlthätige Versuch wurde verkümmert oder fiel wirkungslos zu Boden in dieser gärenden Übergangszeit, da das Alte mit dem Neuen um die Herrschaft rang. Vieles blieb bloß Projekt oder wurde nach kurzem Versuch als praktisch unausführbar wieder aufgegeben.

„Das neue System," so erläutert Hardenberg selbst[1] sein Streben, „beruht darauf, daß jeder Einwohner des Staats, persönlich frei, seine Kräfte auch frei entwickeln und benutzen

könne, ohne durch die Willkür eines andern daran behindert zu werden; daß niemand einseitig eine Last trage, die nicht gemeinsam und mit gleichen Lasten getragen werde; daß die Gleichheit vor dem Gesetz einem jeden Staatsunterthan gesichert sei, und daß die Gerechtigkeit streng und pünktlich gehandhabt werde; daß das Verdienst, in welchem Stand es sich befinde, ungehindert emporstreben könne; daß in die Verwaltung Einheit, Ordnung und Kraft gelegt werde; daß endlich durch Erziehung, durch echte Religiosität und durch jede zweckmäßige Einrichtung ein Interesse und ein Sinn gebildet werde, auf dem unser Wohlstand und unsre Sicherheit begründet werden könne."

f. Aus den Rheinbundsstaaten.

Während in Preußen und Österreich trotz aller Schmach und Erniedrigung der Gegenwart doch die Keime einer heraufziehenden bessern Zukunft zu bemerken waren, herrschte in den Staaten des Rheinbunds selten auch nur ein Gefühl von dem tiefen nationalen Elend, das diese Napoleonische Schutzherrschaft in sich schloß. Der Bund, der in seiner weitesten Ausdehnung fast das gesamte deutsche Gebiet mit Ausnahme jener beiden Großmächte umfaßte, war ein Spielzeug Napoleonischer Willkür, stets gezwungen, des Imperators Schlachten zu schlagen und seine Kassen zu füllen. In unwürdiger Schmeichelei und Unterwürfigkeit huldigten Völker und Fürsten dem gewaltigen Zwingherrn und trösteten sich damit, daß die Drangsal der Zeit auf den demütigen Bundesgenossen vielleicht nicht ganz so schwer lastete wie auf den kriegsunterworfenen Gegnern und daß von den siegreichen Waffenthaten der großen Armee ein Abglanz auch auf die deutschen Kampfgenossen fiel. Ohne die rheinbündischen Truppen, in denen jetzt ein prahlerischer Landsknechtsinn aufkam, hätte der Imperator seine siegreichen Schlachten nicht schlagen können. Noch lange sah man in den süddeutschen und rheinischen Bauernhütten die Bilder der Napoleonischen Helden und Siege. Die Schläge, unter denen der preußische Staat zusammenbrach, wurden im ganzen Rheinbund als patriotische Freudenfeste gefeiert. Wenn das Beispiel der französischen Staatsordnung auch in den feudalen Herrschaften des rheinbündischen Deutschland gewaltsam umwälzend eingriff, so vollzog sich doch hier nicht, wie in Preußen, eine gesunde Reform der politischen und sozialen Zustände, mit Schonung und Belebung des alten Volkstums, mit freier Entfesselung der gebundenen Kräfte, mit Erweckung des Gemeinsinns, des staatsbürgerlichen und national-patriotischen Geistes: was die Staaten des Rheinbundes davontrugen, war nur die moderne absolute Despotenwirtschaft nach dem Zuschnitt der französischen Cäsarenherrschaft, die Unterdrückung der Volksrechte und Freiheiten, die öde Verwischung aller nationalen Eigentümlichkeiten, die Vertilgung aller historischen Überlieferungen, eine Militär- und Beamtentyrannei, die höchstens mit den erlogenen und leeren Formen eines Verfassungs- und Rechtsstaats, mit tönenden freisinnigen Phrasen verhüllt war, und dabei eine Knechtschaft und Ohnmacht nach außen, die diese Gebiete geradezu französischen Präfekturen gleichstellte. Daß dabei auch mancher alte Mißbrauch und manche

Die Zustände in den Rheinbundsstaaten.

abgelebte Einrichtung beseitigt, die feudalen Ordnungen und Privilegien der vergangenen Zeit abgeschafft, mancher lächerliche und erbärmliche Zug der Kleinstaaterei durch größere Verhältnisse und Anschauungen verdrängt, in Rechtspflege Kriegswesen, Verwaltung, Besteuerung viele Mißstände gehoben wurden, das konnte doch über die innerliche Ungesundheit dieser Staatsordnungen des „aufgeklärten Despotismus" auf deutschem Boden nicht täuschen. Die straffe Zentralisation, das Polizei- und Überwachungssystem, die büreaukratische Bevormundung trug den Stempel des Napoleonischen Geistes und nahm mit den Jahren zu, je mehr sich der Widerstand dagegen regte. Das organisierte System der Ausspähung und Angeberei, der Überwachung und Unterdrückung der Presse, der Kontrolle des Buchhandels, der Zensur, der Brieferöffnung, der Belauschung politischer Gespräche gehörte zu den unwürdigsten Polizeikünsten, mit denen jemals der Despotismus die Gedankenfreiheit antastete. Dazu kam noch, um die Verzweiflung der Völker auf den Gipfel zu treiben, der furchtbare finanzielle Druck, der auf allen Rheinbundsstaaten lastete. Um den unermeßlichen Anforderungen des französischen Kaisers gerecht zu werden, die Lieferungen, Truppenverpflegungen, Dotationen und Erpressungen zu bestreiten, mußte man allenthalben die Volkskraft bis aufs Äußerste aussaugen; ein maßloser Steuerdruck, Zwangsanleihen, Schulden, fiskalische Künste aller Art vollendeten in wenigen Jahren den finanziellen Ruin aller dieser Staaten. Dabei hielt die Kontinentalsperre mit ihrer Fesselung des freien Verkehrs Handel und Gewerbe nieder, die Preise für die notwendigsten Gebrauchsgegenstände wurden maßlos in die Höhe geschraubt, die Unternehmungslust, die Arbeitsfreudigkeit, das Vertrauen war völlig untergraben. Fortwährend neue Kriege, gewaltsame Ländertausche, der täglich drohende Umsturz alles Bestehenden, die Unsicherheit der Zukunft, das alles erzeugte das Gefühl, daß man das wehrlose Spielzeug unberechenbarer Willkür und übermütiger Gewalten war.

Bayern. Ein hervorragendes Beispiel staatsreformierender Thätigkeit nach französischem Muster, und nicht das schlimmste, gab Bayern unter der Verwaltung von Montgelas. Wir haben die Hauptzüge der Reformthätigkeit dieses Staatsmannes schon bei Gelegenheit der Gründung des neuen Königreichs kennen gelernt (S. 200). Bayern war durch die Umwälzungen der Napoleonischen Zeit mächtig angewachsen, und es galt nun, diese altbayrischen, fränkischen, schwäbischen, österreichischen Gebietsteile, die fürstlichen, bischöflichen, ritterschaftlichen und reichsstädtischen Gemeinwesen, zu einem einheitlichen, gleichförmigen, zentralisierten Staat zu machen und die Stammesverschiedenheiten, die bunten Rechtsordnungen, das örtliche Sonderleben unter dem Begriff der modernen bayrischen Souveränität verschwinden zu lassen. Eine Menge protestantischer Gebiete waren zu dem glaubensstarken katholischen Altbayern hinzugekommen; schon das bedingte eine Umwälzung aller Anschauungen, in denen dieser Staat sich früher bewegt hatte. Der energische, schlaue und rücksichtslose Montgelas war ganz der Mann, kühn über alles Bestehende und Überlieferte hinwegzuschreiten und jene neue Souveränität zu begründen. Irgend welche Pietät für deutsches Herkommen hatte dieser Savoyarde
1. Mai 1808. nicht. Eine Verfassungsurkunde hob das alte ständische Wesen auf, vernichtete Privi-

legien, Sonderrechte, landschaftliche Korporationen, schaffte die Leibeigenschaft und die Adelsvorrechte ab, führte ein gleichmäßiges Justiz- und Steuerwesen ein, teilte das Land mit absichtlicher Mißachtung des historischen Herkommens und der Stammesverschiedenheit in geographische Kreise ab, ordnete die Konskription an u. dgl. mehr. Der geheime Rat, der dem Ministerium beratend zur Seite stand, die Generalkommissare, welche in den neuen Kreisen die Verwaltung leiteten, entsprachen ganz dem französischen Muster. Die in der Konstitution verheißenen Kreis- und Reichsstände waren nur das Schattenspiel einer volkstümlichen Repräsentation und traten überdies gar nicht ins Leben; Preßfreiheit und persönliche Sicherheit waren nichts als Phrasen. Hastig und rücksichtslos wurde in dem Rahmen dieser Verfassung die ganze Verwaltung und Rechtspflege umgestaltet, eine Reform der Agrarverhältnisse verfügt, die Ablösbarkeit von Fronden und Zehnten angeordnet, neue Gemeindegesetze erlassen, aber das alles, ganz im Gegensatz zu der Steinschen Gesetzgebung, unter übermäßiger Betonung der büreaukratischen Allgewalt und der Polizeiaufsicht. Der finanziellen Bedrängnis suchte man, jedoch nur mit sehr mangelhaftem Erfolg, durch die Veräußerung von Kirchengütern und Domänen zu steuern. Auch in das alte Kirchenwesen, namentlich in die Klöster, griff der Staat mit gewaltsam durchfahrender Hand ein. Montgelas ließ sich die Beförderung des Schulunterrichts angelegen sein und berief berühmte Namen der Wissenschaft, auch protestantischen Glaubens, wie Feuerbach, Jacobi, Thiersch nach München; allein diese trefflichen und freisinnigen „Ausländer" hatten in dem Dunstkreis des alteingewurzelten Priester- und Mönchseinflusses und des engherzigen Partikularismus einen schweren Stand. Sicherlich hat diese neue Gesetzgebung und Verwaltung manchen alten Mißbrauch beseitigt, manche wohlthätige zeitgemäße Einrichtung getroffen, die Bildung und Aufklärung im Volk befördert. Allein das meiste fiel doch auf einen unfruchtbaren Boden; die thatsächlichen Verhältnisse standen mit dieser fremden schablonenhaften Gesetzgebung zu sehr im Widerspruch, und der stumpfe Geist des altbayrischen Volks setzte der modernen Aufklärung zähen Widerstand entgegen.

Noch weit despotischer und schonungsloser schaltete die neue Staatsordnung nach französischem Zuschnitt in Württemberg, wo der gewaltthätige, herrschsüchtige und sittenlose König Friedrich ein sonst nirgends in deutschen Landen erhörtes Regiment der Willkür und Bedrückung einführte, das in der gewaltsamen Zerstörung der hergebrachten Ordnung mit andern Rheinbundsstaaten gleichen Schritt hielt, die Vorteile des neuen Systems aber, eine kräftige energische Staatsverwaltung, eine Gleichstellung und Vermischung der Stände, eine aufgeklärtere Rechtsanschauung, einen lebhaften Reformdrang ganz besonders unvollkommen zur Erscheinung brachte. Mit der Aufhebung der altwürttembergischen Verfassung, die noch immer ein lebenskräftiger und im Volk wurzelnder Organismus war, mit der Vernichtung der alten Stände und Korporationen, mit der Einziehung der Kirchengüter, mit der Vertilgung der bevorrechteten Stellung des Adels und der Städte, aller guts- und standesherrlichen Privilegien war man bald fertig. Aber an die Stelle dieser hergebrachten Ordnung, des vernichteten Sonderlebens, der aufgehobenen Privilegien, trat nichts als eine maßlose Beamten- und Polizeiherrschaft, die alle persönliche Freiheit, jedes Rechtsbewußtsein verhöhnte und die schnödeste Willkür des souveränen Herrn zum einzigen Gesetz machte. Was sich diese Regierung an materiellem und geistigem Druck herausnahm, war geeignet, die Geduld selbst der loyalen Unterthanen Württembergs zur Verzweiflung zu bringen. Ein Steuerdruck, durch die Kriegslasten und die Verschwendung des Königs ins Maßlose gesteigert, eine Konskription, die an Willkür und Härte nicht ihresgleichen hatte, eine Strafjustiz von barbarischer Strenge und greller Mißachtung fortgeschrittenerer Rechtsbegriffe, eine Beschränkung der Verkehrs- und Erwerbsfreiheit, die sich nicht nur

Württemberg.

auf das Verbot von Auswanderungen, sondern selbst von Reisen im Land ohne besondere Erlaubnis erstreckte, das waren die traurigen Grundzüge eines Regiments, in welchem sich „alle Härten und Tücken Bonapartischer Staatspraxis mit den schlimmsten Unarten vorrevolutionärer Seraildespoten“ vereinigten.

Baden. Mit Verstand und Wohlwollen wurde dagegen das neue System in Baden unter der würdigen landesväterlichen Regierung Karl Friedrichs eingeführt. Auch in diesem Land, das in der Napoleonischen Zeit von der kleinen Markgrafschaft zu einem der größern deutschen Staaten mit sehr verschiedenartigen Bestandteilen und Überlieferungen angewachsen war, wurde zwar die beliebte gewaltsame Verwischung des historisch Gewordenen vorgenommen; die alten Verfassungen wurden beseitigt, die Verwaltung, die Heeresorganisation, die Landeseinteilung nach französischem Muster umgestaltet, der Code Napoleon eingeführt: aber man ging doch mit mehr Schonung und Wohlwollen als anderwärts vor. Kein autokratischer Fürstensinn setzte sich hier mehr, als es der Zwang der Verhältnisse nötig machte, über das wohlerworbene Recht hinweg; die Steuerkraft des Volks wurde nicht mehr in Anspruch genommen, als es der furchtbare Druck des Napoleonischen Weltdespotismus den wehrlosen Nachbarn zur Pflicht machte.

Thüringen und Sachsen. Die mitteldeutschen Staaten, die thüringischen Fürstentümer und Sachsen, dem französischen Einfluß räumlich ferner liegend und durch die territorialen Umwälzungen der Zeit weniger berührt, griffen in die bestehende staatliche und soziale Ordnung minder tief ein als ihre süddeutschen Rheinbundsgenossen. Die seltsame Spielerei des Herzogs von Anhalt-Köthen, die großen Formen der Napoleonischen Verwaltung in seinem armseligen Fürstentum nachzuahmen, blieb eine vereinzelte Kuriosität.

Das Königreich Westfalen. Seinen höchsten Triumph feierte das System, die deutschen Staaten im Napoleonischen Interesse auszunutzen, in dem neuen Königreich Westfalen, das als Schöpfung des Tilsiter Friedens entstand und die preußischen Gebiete bis zur Elbe mit Magdeburg, Halle, Hildesheim, Goslar, Halberstadt, Quedlinburg, das Eichsfeld, das eigentliche Westfalen, hannöversche Gebietsteile, Braunschweig, Kurhessen, in der Folge auch ganz Hannover umfaßte und in Kassel seinen Mittelpunkt hatte, ein großes und die besten deutschen Landstriche enthaltendes Reich. Zum König hatte Napoleon seinen jüngsten Bruder Hieronymus (Jerome) eingesetzt, einen jungen Mann von grenzenlosem Leichtsinn, charakterlos, sinnlich, verschwenderisch, zu ernster Arbeit unfähig, dabei aber von einer gewissen Gutmütigkeit und Weichheit. Der strenge Bruder hatte den ausschweifenden und leichtfertigen Jüngling durch die harte Schule des Marinedienstes zu bessern gesucht. Er war von seinen Seefahrten nicht viel ernster und reifer zurückgekommen; für einen Vasallenkönig in dem verachteten Deutschland aber schien er gut genug. Es wurde schon früher (S. 201) erwähnt, daß Jeromes Ehe mit einer amerikanischen Dame, Elisabeth Patterson aus Baltimore, durch einen Machtspruch Napoleons aufgelöst ward. Eine legitime Fürstin, die Tochter des Königs Friedrich von Württemberg, Katharina sollte den neuen westfälischen Thron schmücken. Die edle Fürstentochter hing zeitlebens mit großer Treue und Hingebung an dem leichtsinnigen Gemahl. Über das tolle Treiben, das sich jetzt in Kassel erhob, hat die Skandalchronik eine reiche Überlieferung aufbewahrt, und wenn auch Verleumdung und Lästerung manches übertrieben haben mag, so bleibt doch genug von der schamlos unwürdigen Wirtschaft unbestreitbare Thatsache. Der üppige glänzende Hof wirkte um so bestrickender und vergiftender auf die alte Zucht und Ehrbarkeit des Landes und namentlich der Hauptstadt, je einförmiger und karger es unter dem vertriebenen alten geizigen Kurfürsten Wilhelm hergegangen war. Der neue König und die hungrige

(Marginal note beside "Zum König hatte Napoleon …": Jerome Bonaparte. geb. 1784. † 1860.)

Schar von Glücksrittern, Abenteurern, Komödianten, Schwelggenossen, leichtfertigen Weibern, betrachteten das Reich als einen Tummelplatz für ihre Lüste, Genüsse und Erpressungen; unfähige und gewissenlose französische Beamte wurden mit den höchsten Ämtern betraut; die schwachen und willfährigen deutschen Staatsmänner, die sich zu Stützen dieses unwürdigen Regiments hergaben, wie der Freiherr von Bülow, Hardenbergs Neffe, der begabte aber undeutsch gesinnte und gegen die Gewalthaber fügsame Malchus, der Geschichtschreiber Johannes Müller aus Schaffhausen (XIII, 686), waren nicht fähig, dem übermächtigen französischen Einfluß entgegenzuwirken. Fremde Minister, wie Jollivet, Siméon, Beugnot, Le Camus, führten die Regierung in dem kerndeutschen Land. Das neue System des französischen Cäsarenliberalismus wurde auch hier eingeführt; eine Verfassung verhieß Gleichheit vor dem Gesetz, Religionsfreiheit, Aufhebung der Privilegien, der Leibeigenschaft, des Zunftzwangs, gleiche Besteuerung, eine Vertretung durch Reichsstände und andre Grundrechte; das französische Gerichtsverfahren, der Code Napoleon, die Konskription wurden eingeführt, die feudalen Lasten aufgehoben, das Steuerwesen neu geregelt, die Verwaltung und Einteilung des Landes nach dem Muster des großen Nachbarreichs eingerichtet. Die neue Gesetzgebung enthielt auch in der That viele Fortschritte und Wohlthaten, allein sie war überhastet und künstlich aufgepfropft; sie konnte in dem fremden Boden nicht Wurzeln schlagen, blieb zum großen Teil nur ein Blatt Papier oder eine Phrase und wurde unter dem gleichzeitigen System des Despotismus, unter brutalem Militär- und Polizeidruck verkümmert, die Reichsstände waren nur ein Schein.

II. Gewaltherrschaft und Völkerkämpfe.

1. Die Ereignisse in der Pyrenäischen Halbinsel.

a. Besitzergreifung von Portugal.

Nachdem Napoleon in Frankreich den kaiserlichen Absolutismus auf die Spitze getrieben und sich der Mitwirkung des russischen Zaren bei seinen weltumfassenden Herrscherplänen versichert, schritt er zur Ausführung der schon längere Zeit gehegten Idee, die südlichen und westlichen Staaten Europas politisch und dynastisch auf das engste an das französische Kaisertum zu knüpfen. Die unerhörten Kriegserfolge gegen die Kontinentalmächte, das gemeinsame romanische Blut in den südwestlichen Völkerschaften Europas, das Bestreben, die politischen Traditionen des alten Bourbonschen Frankreich in dem neuen kaiserlichen Reich zu verwirklichen und zu überholen, der Wunsch, dem feindseligen Britenreich die maritime Machtstellung im Mittelmeer zu entreißen, die Unzufriedenheit eines großen Teils der peninsularischen Bevölkerung mit ihrer Regierung, diese und andre Ursachen gaben dem Kaiser der Franzosen den Gedanken ein, die Zerrüttungen im spanischen Königshaus zur Unterwerfung einer großen Nation und zur Verdrängung aller Bourbonen von den europäischen Thronen zu benutzen.

Napoleons Herrscherpläne.

Schwierige Lage Portugals.

Wir wissen, wie sehr Bonaparte schon als Erster Konsul die unwürdigen Verhältnisse am Madrider Hof und den Einfluß des ihm ergebenen Friedensfürsten Manuel Godoy in seinem Interesse zu verwerten wußte. Nicht nur daß Spanien jahrelang im Dienst Frankreichs stand, es mußte sich auch zu Gewaltschritten gegen Portugal gebrauchen lassen (S. 104 f.). Der Madrider Vertrag vom 19. Dezember 1803 zwischen dem Ersten Konsul und dem Prinz-Regenten, worin dem Königreich Portugal zugesichert war, daß es gegen Entrichtung einer Abgabe von einer Million Franken monatlich als neutraler Staat anerkannt und in seinem Handel mit England nicht gestört werden sollte, war von seiten Bonapartes nicht aufrichtig gemeint. Wie viele Mühe sich der Reichsregent immer gab, durch eine entgegenkommende und aufmerksame Haltung die französische Regierung in gute Stimmung zu versetzen, man fand in Paris stets soviel Anlaß zu Beschwerden und Forderungen, daß die Bewahrung der Neutralität für Portugal eine schwierige und peinliche Aufgabe war. Die Lage verdüsterte sich nach und nach so sehr, daß über dreihundert eingebürgerte englische Familien mit ihren Reichtümern wegzogen. Nach dem Tilsiter Frieden erschien es vollends dem französischen Machthaber unerträglich, daß ein kleiner Staat in einer neutralen Stellung verharre, daß man in Portugal noch länger die Weine und die Erzeugnisse der Kolonien gegen die Manufakturwaren Englands austausche. Die Gewaltthätigkeiten gegen Kopenhagen schrieen nach Rache und
17. Okt. 1807. Vergeltung. Daher erging an die Lissaboner Regierung die Aufforderung, die Häfen Portugals den englischen Schiffen zu verschließen, dem Bund der Kontinentalmächte beizutreten, alles britische Eigentum mit Beschlag zu belegen. Spanien schloß sich trotz der verwandtschaftlichen Bande der beiden Königshäuser den Forderungen an, und ein französisches Beobachtungsheer von 20,000 Mann unter Marschall Junot in Bayonne stand bereit, dem Befehl Napoleons Nachdruck zu geben. Die Lissaboner Regierung war bemüht durch Unterhandlungen einen Ausweg aus der schwierigen Lage zu finden. Sie erklärte sich willig, der Sache des Festlandes beizutreten, wenn man ihr nicht die Verhaftung der in Portugal weilenden Engländer und die Einziehung der englischen Güter und Waren zumute, suchte aber zugleich die britische Regierung von feindseligen Maßregeln gegen den alten Bundesstaat abzuhalten.

Vertrag von Fontainebleau.

Aber in einer Zeit, da man nur Hammer oder Amboß sein konnte, war eine solche Politik nicht haltbar. Das englische Kabinett erklärte, daß es für den Fall feindseligen Auftretens von seiten Portugals Vergeltung üben werde, und in Fontainebleau wurden bereits zwischen Duroc, dem Vertreter Napoleons und Izquierdo, dem Vertrauten und Agenten Godoys die Todeslose über das lusi-
27. Okt. tanische Königreich am Tajo ausgeworfen. Nach der in dieser Stadt geschlossenen geheimen Übereinkunft sollte Portugal so geteilt werden, daß der Norden, Entre Minho e Douro mit der Stadt Porto, dem unmündigen König Karl Ludwig von Etrurien gegen Abtretung Toscanas unter dem Namen Nordlusitanien, der

Süden, Algarve und Alemtejo, dem Friedensfürsten mit dem Titel eines Fürsten von Algarbien zu teil würde, beide unter spanischer Schutzherrlichkeit. Die Landschaften in der Mitte, Traz-os-Montes, Beira und Estremadura, die besten Teile des Reichs, mit einer Bevölkerung von zwei Millionen, sollten in Beschlag genommen werden, bis bei einem allgemeinen Friedensschluß ein neues Abkommen oder ein Austausch gegen Gibraltar, Trinidad und andre Kolonien vereinbart werden würde. Auch in diesem dritten Teil sollte der künftige Souverän das Protektorat des Königs von Spanien anerkennen und der letztere mit Napoleons Zustimmung den Titel „Kaiser beider Indien“ annehmen. Die überseeischen Besitzungen der Portugiesen sollten gleichmäßig zwischen Frankreich und Spanien geteilt werden. Zugleich wurde bestimmt, daß Marschall Junot von Bayonne aus durch Spanien nach Portugal vorrücken und mit französischen und spanischen Truppen das Königreich am Tajo besetzen sollte. Ein Artikel im Moniteur, worin ein Lissaboner Korrespondent meldete, daß das portugiesische Volk sich sehne, von der Tyrannei Englands befreit zu werden, und mit Hilfe der Kontinentalmächte seine Unabhängigkeit zu befestigen hoffe, war ein Anzeichen, daß in Portugal dieselbe Politik in Anwendung gebracht werden sollte, die einst in Italien zu so großen Erfolgen geführt hatte, nämlich die Sache der Nation von der der Regierung zu trennen.

„Das Haus Braganza hat aufgehört zu regieren“. 13. Nov. 1807.

Einige Wochen nachher, als Junot mit einem Teil seines Heeres, meistens ungeübter, jüngst zur Fahne gerufener Mannschaft, schon in Spanien eingerückt war, verkündete dieselbe Pariser Staatszeitung der Welt, „daß das Haus Braganza aufgehört habe zu regieren“. Kurz darauf besetzte Junot nach den schwierigsten Märschen durch unfruchtbare Gebirgsgegenden und öde Landstrecken, welche die abgematteten hungernden Soldaten unter den ärgsten Strapazen und Entbehrungen in atemloser Eile durchschreiten mußten, die Stadt Abrantes am Tajo, fünfundzwanzig Stunden von Lissabon. Die französischen Truppen, mit denen der Marschall die Eroberung eines Königreichs von altem Kriegsruhm unternahm, waren gering an Zahl und im elendesten Zustand. Dennoch gab der Prinz-Regent jeden Gedanken an Widerstand auf. Er schloß mit dem Admiral Sidney Smith, der mit einer Flotte vor der Mündung des Tajo lag, ein Abkommen und schiffte sich dann mit dem gesamten Hof auf englischen und portugiesischen Schiffen nach Brasilien ein, die Schätze und Kostbarkeiten des Reichs 26. Nov.
mit sich führend. Ein zurückgelassenes Manifest verkündete dem portugiesischen Volk, daß der Prinz-Regent, nachdem er vergebens gestrebt habe dem Land die Neutralität zu bewahren, sich veranlaßt sehe, zum Besten seiner getreuen Unterthanen und zur Vermeidung von Blutvergießen, das doch aller Wahrscheinlichkeit nach nutzlos sein würde, mit der Königin und seiner ganzen Familie in seine amerikanischen Staaten überzusetzen, und eine Regierungsjunta zu ernennen, die während seiner Abwesenheit darüber wachen sollte, daß die Reichsgesetze beobachtet und Recht und Gerechtigkeit gehandhabt würden.

29. Nov. 1807. Den Absegelnden folgten gegen 15,000 Menschen, getreue Anhänger der herrschenden Königsfamilie, auf eignen oder fremden Handelsschiffen über das Meer. Sidney Smith geleitete sie mit einem Teil der Flotte nach Brasilien, der andre blieb zur Sperrung des Tajo zurück. Ein russisches Geschwader, das kurz zuvor unter Admiral Siniäwin in den Hafen von Lissabon eingelaufen war, wurde, wie erwähnt (S. 244), von den Engländern in Gewahrsam genommen.

Die Franzosen in Lissabon. Schon am nächsten Tag nach der Abfahrt trafen 1500 Mann von der Vorhut der französischen Armee in der Hauptstadt ein, abgemattet durch Hunger und Strapazen, in zerfetzten Kleidern und Schuhen, und kaum mehr fähig nach dem Trommelschlag im Schritt zu gehen. Auch die übrigen Abteilungen des Heeres, die in den nächsten Tagen anlangten, waren im kläglichsten Zustand und um mehr als die Hälfte zusammengeschmolzen. Mit welcher Beschämung wurden die Portugiesen bei dem Anblick des armseligen Soldatenhaufens erfüllt, der die feste Hauptstadt mit 30,000 waffenfähigen Bürgern und 10—14,000 Mann regulären Militärs ohne jeglichen Widerstand besetzte! Wie schwand der Nimbus dahin, mit welchem die Phantasie die französischen Krieger umhüllt hatte, die man sich als lauter ruhmgekrönte Heldengestalten gedacht! Und als nach und nach das Gerücht von dem geheimen Vertrag von Fontainebleau in die Öffentlichkeit drang, als die spanischen Befehlshaber in Porto und Setubal kastilische Beamte und Oberrichter einsetzten, als es klar zu werden anfing, daß es in Zukunft kein Königreich Portugal mehr geben solle, als Junot, sonst ein milder wohlwollender Herr, aber vor allem nach der Gunst des Gebieters strebend, das uralte heilige Banner mit dem Wappen Portugals vom Schloß der
13 Dez. Mauren herunterschießen und die Trikolore aufpflanzen ließ: da erbebten die Herzen aller Patrioten in Schmerz, Wut und Verzweiflung. Nur durch die energischen Maßregeln des französischen Oberfeldherrn wurden Volksaufstände verhindert. Die portugiesischen Regimenter wurden zum Teil verabschiedet, zum Teil nach Frankreich gesandt und den kaiserlichen Heeren einverleibt. Darauf wurden kraft eines von Mailand aus erlassenen Dekrets Kriegssteuern und Lieferungen im Betrag von vielen Millionen ausgeschrieben, alle Güter der königlichen Familie und der Ausgewanderten mit Beschlag belegt, die portugiesischen Wappen allenthalben entfernt und durch die kaiserlichen Adler ersetzt. Am
1. Febr. 1808. 1. Februar des nächsten Jahres verkündete eine Proklamation, daß der Prinz von Brasilien, indem er Portugal verlassen, allen Rechten auf dieses Königreich entsagt habe. Darum habe der Kaiser Napoleon beschlossen, das Land unter seinen eignen allmächtigen Schutz zu nehmen, und angeordnet, daß es in seinem Namen durch den Obergeneral seiner Armee verwaltet und regiert werde. Zugleich wurden Reformen zum Wohl des Landes in Aussicht gestellt.

Stimmung. Mit Ingrimm und grollenden Herzens beugten sich die Portugiesen der Fremdherrschaft unter dem Oberbefehl des Marschalls Junot, der zum Lohn seiner Dienste zum Herzog von Abrantes ernannt ward. Aber die Gärung der

Gemüter über die nationale Schmach, über das Elend und den Ruin des Landes infolge des Erpressungs- und Raubsystems wuchs mit jedem Tag, und als die Vorgänge in Spanien auch auf das stammverwandte Nachbarland ihre rückwirkende Kraft übten, unter dem Einfluß und der Beihilfe Englands die Flamme der Empörung über die ganze Iberische Halbinsel sich verbreitete und alles in ein großes Kriegslager sich verwandelte, da wurde auch am Tajo die Lage Junots und der französischen Armee bedenklich und gefährlich. Die spanischen Truppen, die als Bundesgenossen der Franzosen eingezogen und die südlichen und nördlichen Landschaften besetzt hatten, wurden bald aus Freunden und Waffenbrüdern Feinde und machten mit den Portugiesen, zu deren Unterjochung sie gekommen waren, gemeinsame Sache, obwohl beide sich gegenseitig am heftigsten gehaßt hatten.

b. Das Hofleben in Madrid und die spanische Nation.

Die Besitznahme Portugals durch die Franzosen und der Fall des Hauses Braganza waren das Vorspiel eines politisch-militärischen Dramas, das mit einer ähnlichen Katastrophe für das Bourbonsche Königsgeschlecht in Madrid enden sollte. Der enge Bund Spaniens mit Frankreich hatte den Pyrenäenstaat an das Schicksal des mächtigen Nachbars geknüpft, ohne ihm irgend einen Gewinn zu bringen. Der Krieg mit England, zu dem die Madrider Regierung dadurch gezwungen ward, vernichtete die spanische Seemacht, führte die Finanzen dem Ruin entgegen, machte das Land wehrlos, indem die Armee als Hilfstruppen nach Deutschland und Italien ziehen mußte, und legte den Grund zum Abfall der amerikanischen Pflanzlande. Die Seeschlachten bei Kap Finisterre und bei Trafalgar zogen die spanische Flotte in dasselbe Verderben, von dem die französische Armada betroffen ward, und die Eroberung der reichen Handelsstadt Buenos Ayres am Rio de la Plata durch die Engländer warf den ersten Funken einer revolutionären Bewegung in die überseeische Welt Spaniens. Und wie sollten jährlich die bedungenen Subsidien entrichtet werden, wenn die Geldbezüge aus Mexiko, aus Peru, aus ganz Südamerika ausblieben? Wirkungen des französischen Bündnisses.

Aber Godoy, der unwürdige Emporkömmling, der ohne alles Verdienst, ohne irgend eine hervorragende politische oder militärische Eigenschaft, ohne jegliche Tugend, ohne Rechtsgefühl und vaterländische Gesinnung, durch die bloße Gunst der sittenlosen Königin und die grenzenlose Schwachheit Karls IV. zum eigentlichen Regenten in Madrid aufgestiegen war, mußte sich zu seiner eignen Sicherheit und Erhaltung auf die Macht des französischen Kaisers stützen, dessen starke Hand allein vermögend war ihn gegenüber dem maßlosen Haß des Volks und den Ränken seiner Gegner auf der Höhe zu halten. Während alle Spanier, in denen noch Sinn für nationale Ehre und Wohlfahrt lebendig war, ihre Blicke auf den Kronprinzen Ferdinand richteten, der ihnen als ein rettender Godoy und die spanische Königsfamilie.

Anker in der Sturmflut der Gegenwart erschien, von dem sie eine hellere Zukunft erwarteten, war Godoy eifrig beflissen, sein und des Landes Schicksal an Napoleon zu knüpfen. Je mehr der Prinz von Asturien durch seine neapolitanische Gemahlin Maria Antonia und deren Mutter Karolina in das Bourbonsche Familieninteresse hineingezogen ward, je schärfer dessen Groll gegen den unwürdigen Günstling, den Schleppträger der Bonapartischen Politik zu Tage trat, desto eifriger strebte der Friedensfürst nach der Gunst und Protektion des mächtigen Imperators. Und dabei hatte er die Königin ganz auf seiner Seite. Maria Luise hegte gegen ihren Sohn und dessen Gemahlin und Schwiegermutter den leidenschaftlichsten Haß. Mehr als einmal überlegte sie mit ihrem Buhlen, wie man Ferdinand vom Thron fern halten und im Fall eines Ablebens des Königs eine Regentschaft unter ihrer eignen Leitung einsetzen könnte. Es wurde geflissentlich ausgestreut, der Prinz sei schwachen Geistes und zum Regieren unfähig, es hieß, man habe dem König eine testamentarische Verfügung entrissen, kraft welcher die Verwaltung in die Hand der Königin und des Friedensfürsten gelegt werden sollte, bis der Thronfolger Beweise seiner geistigen Befähigung geben würde. Als die Prinzessin Maria Antonia am 21. Mai 1806 kinderlos starb, fehlte es nicht an Gerüchten, daß sie das Opfer einer Vergiftung geworden. Wohl erregte es große Verstimmung am Hof von Madrid, als Napoleon nach dem Preßburger Frieden die Krone von Neapel seinem Bruder Joseph verlieh und den Bruder Karls IV. zur Flucht nach Sizilien zwang, ohne nur dem spanischen Hof eine Mitteilung davon gemacht zu haben, und als man in Erfahrung brachte, daß in diplomatischen Kreisen von einer Übertragung der Balearen an den Bourbonschen Kronprinzen von Sizilien die Rede sei.
6. Okt. 1806. Eine wunderliche Proklamation rief zum Erstaunen der Welt die Nation zu außerordentlichen Kriegsleistungen auf. Aber die gleichzeitige Schlacht bei Jena machte der Aufwallung rasch ein Ende und führte den Minister als reuigen Sünder zu den Füßen des Mächtigen zurück. Napoleon vergaß die Proklamation und nahm den charakterlosen Günstling, den er von Grund des Herzens verachtete, der ihm aber als fügsames Werkzeug von Nutzen war, wieder zu Gnaden an. Der Vertrag von Fontainebleau war die Frucht der neubefestigten Allianz.

Wetteiferndes Buhlen um die Gunst Napoleons.

Von jetzt an war Napoleon der eigentliche Gebieter in dem Pyrenäenland. Die spanischen Truppen, welche bei der Unterwerfung und Besetzung Portugals mitwirkten, standen unter dem Oberbefehl seines Marschalls Junot. Der spanische General La Romana führte den Kern des Heeres, 14,000 Mann, an die Niederelbe, um von Dänemark aus unter französischer Fahne wider Schweden und Engländer zu kämpfen; Godoy, mit dem neuen Rang eines Großadmirals ausgerüstet, hielt die Flotte und die königliche Garde zur Verfügung seines hohen Gönners und Schutzherrn. Er hatte den Titel „Hoheit“ erhalten, man hatte ihm eine Frau aus königlichem Geschlecht gegeben; was konnte noch seinem

Ehrgeiz unerreichbar erscheinen? Mit seiner Macht stieg der Haß des Volks. Selbst seine Bemühungen um die Hebung des Schulwesens und der wissenschaftlichen Anstalten wurden verdächtigt und geschmäht. Die Geistlichkeit, ohnedies ergrimmt wegen seiner Eingriffe in das Kirchenvermögen, sah darin nur den Versuch, die katholische Religion zu untergraben. Auch der Adel trug ihm bittern Groll, als er entfremdete Domänen der Krone zurückzugewinnen suchte. Aber nicht bloß der Friedensfürst und seine Anhänger und Parteigenossen buhlten um die Gunst und Gnade des französischen Machthabers, auch der Kronprinz selbst glaubte sich nicht besser gegen die Ränke und Nachstellungen des allmächtigen Ministers und seiner eignen haßerfüllten Mutter sicherstellen zu können, als wenn er sich gleichfalls unter den Schutz des Imperators flüchtete, dessen Beistand und Teilnahme anflehte, ihm unbedingte Unterwürfigkeit und Hingebung zeigte. Der Kronprinz schrieb die demütigsten Briefe an den französischen Gesandten Beauharnais, den Bruder des ersten Gemahls der Kaiserin Josephine, und an den Kaiser selbst. Er nannte diesen den größten Helden aller Zeiten, den die Vorsehung gesandt, um Europa aus dem drohenden Umsturz zu retten, die wankenden Throne zu befestigen und den Völkern Frieden und Glück zu geben; er versicherte den erhabenen Herrscher, dessen Tugenden, Güte und Mäßigung selbst die Feinde mit Bewunderung erfüllten, seiner aufrichtigsten Verehrung und Liebe; er sprach den Wunsch aus, durch die Vermählung mit einer Prinzessin aus der kaiserlichen Familie in die innigste Verbindung mit dem Bonapartischen Haus zu treten. Was konnte dem französischen Kaiser willkommener und für seine ehrsüchtigen, herrschgierigen Pläne förderlicher sein, als wenn er die beiden Parteien, welche sich am Hof zerfleischten, gleichmäßig in der Schlinge hielt? wenn der Friedensfürst und sein Widersacher, der Prinz von Asturien, sich um die Wette unter seine Füße warfen und seine Entscheidung anriefen? Und so leidenschaftlich stießen im königlichen Schloß selbst die haßerfüllten Mächte aufeinander, daß Napoleons Eingreifen als eine wohlthätige Notwendigkeit erscheinen mußte, daß er durch die feindseligen Elemente im Herrscherhaus selbst verleitet wurde, die Rolle eines Schiedsrichters zu übernehmen, die unlösbaren Verwickelungen wie durch einen Schicksalsspruch zu entwirren, die dämonischen Gewalten mit mächtiger Hand zu bändigen.

Die wühlerischen Mächte und das spanische Volk.

Wer vermöchte einzudringen in das Labyrinth der Leidenschaften, in das Gewebe von argen Gedanken, bösartigen Entwürfen, unheilvollen Anschlägen, die in jener ruhelosen aufgeregten Zeit den Hof von Madrid durchwühlten! Man glaubt sich versetzt in die Zeit der Frevelthaten und Verworfenheiten der römischen und byzantinischen Kaisergeschichte, der ruchlosen Alexandrinischen Diadochen. Eine Königin, die sich selbst entehrt, um den verhaßten Sohn als Bastard zu brandmarken; ein übermütiger mit allen Lastern befleckter Günstling, der als Lohn für die Schändung des königlichen Ehebettes die höchste Gewalt davongetragen und sie zur Befriedigung seiner Ehrsucht, seiner Habgier, seiner Wollust

mißbrauchte; ein schwachsinniger, unselbständiger, alles eignen Thuns und Urteilens unfähiger Monarch; ein schlecht erzogener Kronprinz von finsterem verschlossenen Charakter, in dem die Höflinge die Eigenschaften eines Philipp II. erkennen wollten; ein ränkevoller eitler Priester, der Kanonikus Don Juan Escoiquiz, der sich zuerst in die Gunst des Friedensfürsten einzuschmeicheln wußte, dann der Ratgeber und Vertraute des Prinzen von Asturien, seines frühern Zöglings ward und durch Einflüsterungen und Zuträgereien die Flammen der Zwietracht, des Hasses, der bösen Anschläge noch mehr anfachte: dies waren die handelnden Personen, welche die Geschicke der spanischen Nation flochten in einem Augenblick, da ein dämonischer Machthaber mit unersättlicher Gier Völker und Staaten zu verschlingen drohte. Es ging eine düstere Ahnung durch die spanische Nation, daß ihre Selbständigkeit und staatliche Existenz bedroht sei, daß der verhaßte und verachtete Emporkömmling in seiner Frivolität und Selbstsucht der Fremdherrschaft die Wege bahnen würde, um für sich selbst einen Anteil an der Beute einzuthun, und diese Ahnung führte alle spanischen Herzen auf die Seite des Kronprinzen. Man zollte ihm die höchste Liebe und Zuneigung, wie wenig er auch die Hingebung verdiente, die ihm das Volk aus Haß gegen den unwürdigen Günstling darbrachte. Er wurde das Haupt aller Mißvergnügten, der Hoffnungsstern aller Patrioten. Napoleon hat die Furien nicht wachgerufen, die mit ihren verzehrenden Fackeln Thron und Staat bedrohten; sie waren im Königsschloß selbst aus der finstern Tiefe emporgestiegen. Alle an der Herrschaft Beteiligten legten das schiedsrichterliche Urteil in seine Hände, drängten ihm selbst die Krone auf. Er hatte in Italien die Erfahrung gemacht, daß die dynastischen Veränderungen ohne große Erschütterungen vor sich gegangen und daß die Unterthanen sich schnell und freudig den neuen Ordnungen und Herrschaften angeschlossen. Sollte nicht in Spanien sich derselbe Prozeß vollziehen? Überall hatten die Waffen der Revolution, unterstützt von einer rührigen Propaganda, alle Fürstenhäuser und Staatengebilde mit leichter Anstrengung niedergeworfen, sollte sich nicht in Spanien dieselbe Erscheinung wiederholen? Napoleon war gewohnt, mit Waffen und diplomatischen Künsten alles kurzer Hand abzumachen; er glaubte nicht an unsichtbare Kräfte, an ideale Vorstellungen, die in der Menschenbrust verborgen liegen. In Spanien sollte er zuerst wahrnehmen, daß das nationale Bewußtsein mit den dynastischen, kirchlichen und gesellschaftlichen Überlieferungen aufs innigste verwachsen war und einen Widerstand erzeugte, der nicht durch Kanonen und Bayonette, nicht durch rationalistische Doktrinen und moderne Staatsideen überwältigt werden konnte. Hier stieß er zuerst auf eine fast mystische Vorstellung von der Heiligkeit und Erhabenheit der nationalen Krone.

Napoleon und die Verhältnisse in Spanien. Es ist nicht ganz unbegründet wenn französische Geschichtschreiber das Einschreiten Napoleons in Spanien mit der Notwendigkeit rechtfertigen, dem unwürdigen Regiment in Madrid ein Ende zu machen und das Staatsleben aus

der Versunkenheit und Verderbnis zu erlösen, in die es die Frivolität und der Frevelmut der herrschenden Personen gestürzt, der Regenerator einer Nation zu werden, die trotz der Fäulnis und Entsittlichung ihrer öffentlichen Organe, trotz der Erstarrung verjährter Institute und überlebter Kulturzustände immer noch edle Kräfte in ihrem Schoß barg. Jedenfalls hatte der Kaiser nach den Beweisen der Unzuverlässigkeit und Charakterlosigkeit, die Godoy sowohl durch die erwähnte kriegschnaubende Proklamation als bei andern Gelegenheiten an den Tag gelegt, mehr gegründete Ursache zur Einmischung als in manchen andern Staaten. Wohl hatte er die Dienste, die ihm Spanien früher geleistet, nicht immer anerkannt, das „blutige Brandopfer“, das die Regierung ihm bei Trafalgar dargebracht, schlecht vergolten; aber hatte man denn in Madrid jemals gezögert, sich an den Gewaltstreichen des Imperators im eignen Interesse zu beteiligen? Hatte man Bedenken getragen in den Teilungsvertrag von Fontainebleau gegen den verwandten Nachbarstaat einzutreten? Und sollte Napoleon jetzt, da Spanien wehrlos zu seinen Füßen lag, von seinen eignen Herrschern entwaffnet und preisgegeben, die lockende Gelegenheit einer unermeßlichen cäsarischen Machtvergrößerung, einer Entthronung des letzten Zweiges der Bourbonen unbenutzt vorübergehen lassen? Das war nicht seine Art. Französische Umtriebe und Einflüsterungen, zu denen der sonst gerade und aufrichtige Beauharnais sich in geheimen Unterredungen mit Escoiquiz im ehrlichen Glauben gebrauchen ließ, mögen immerhin wesentlich beigetragen haben, die Zerwürfnisse und Kabalen am Hof zu steigern, das zwischen dem Kronprinzen einerseits und der Königin und dem Friedensfürsten anderseits glimmende Feuer zu schüren; aber durch das schmachvolle Regiment war die Monarchie in einen solchen Zustand von Sinken und Verfall geraten, daß Napoleon hoffen durfte, eine dynastische und politische Umgestaltung würde kräftigend und veredelnd auf die ganze Nation wirken, würde eine staatliche Wiedergeburt schaffen und Spanien die Errungenschaften der Revolution zu teil werden lassen, wie sie Frankreich und die übrigen Bonapartischen Staaten genossen. Denn wie diktatorisch immer das neue Cäsarentum in Frankreich und in den Klientelstaaten auftreten mochte, das militärisch-büreaukratische Regiment hatte auch, wie wir des öftern erwähnt, vielen häßlichen Schutt und Unrat weggefegt. Es wäre für Spaniens Zukunft ein großer Segen gewesen, wenn die französischen Institutionen hätten durchgeführt und fest begründet werden können. Aber eingewurzelte Vorurteile und Übelstände werden selten durch aufgezwungene Einrichtungen und Lehrmeinungen geheilt; Aberglauben und Fanatismus, Tradition und Gewohnheit bilden starke Wälle gegen alle Angriffe, welche Vernunft und Aufklärung dagegen richten mögen: Volksphantasie, nationale Geistesrichtung und religiöse Aufgeregtheit sind eine geheimnisvolle Macht, gegen welche Verstand und Philosophie vergebens ankämpfen.

Talleyrands Haltung. Man hat in der Folge, gestützt auf eine Aussage Napoleons in St. Helena, die Behauptung verbreitet, Talleyrand habe durch seine Ratschläge die spanische Invasion hervorgerufen oder doch befördert, in der Absicht, den bleichenden Stern der Gnade bei dem Kaiser wieder in den alten Glanz zu bringen. Diese Beschuldigung mag ihre Quelle in dem Unmut Napoleons über den spätern Abfall des Ministers von dem Kaisertum haben. Wie wenig Glauben man in die Aufrichtigkeit und die moralischen Grundsätze des wankelmütigen Staatsmannes setzen mag, so mußte ihn doch schon seine politische Klugheit und sein Scharfblick abhalten, seinen Herrn und Meister in dessen schwindelnder Eroberungssucht zu bestärken. Nach der Schlacht bei Austerlitz hat er zur Mäßigung geraten, um Österreich einen dauernden Frieden zu ermöglichen, und in seinen diplomatischen Noten war er stets beflissen, die verletzenden Zornesausbrüche, zu denen sich Napoleon öfters hinreißen ließ, zu mildern, die Forderungen ihrer Schroffheit zu entkleiden und in höfliche Formen zu fassen. Lanfrey hat ohne Zweifel Recht, wenn er behauptet, aus jeder Einzelheit des kunstvoll angezettelten Unternehmens und aus dem eignen Schatten dieser Fallstricke steige der Schrei gegen Napoleon auf: Du hast es gethan.

Konspiratorische Umtriebe am Hof. Um die Zeit des portugiesischen Feldzugs, als alle Gemüter in heftigster Aufregung waren, gingen in den Madrider Hofkreisen mysteriöse Dinge vor, die einen konspiratorischen Charakter trugen. Während Escoiquiz den Prinzen von Asturien zu der Gnade des fremden Herrschers flehen ließ, verabredete er zugleich andre Pläne mit dem Infanten. Ferdinand sollte suchen seinem königlichen Vater die Augen zu öffnen über dessen Gemahlin und Godoy, oder in einer Unterredung das Herz seiner Mutter zu rühren; blieben diese Versuche erfolglos, so sollte er zur Selbsthilfe schreiten. Die nächtlichen Zusammenkünfte des Priesters mit seinem hohen Schützling erregten Verdacht. Karl IV. wurde durch ein namenloses Schreiben geängstigt, worin es hieß: Prinz Ferdinand bereitet eine Bewegung im Palast vor; die Krone Ew. Majestät ist in Gefahr; der Königin droht Vergiftung; es darf kein Augenblick versäumt werden, um solche Anschläge zu vereiteln. Auf Grund dieses Briefes, dem Marie Luise wohl nicht fremd war, wurde der König bewogen, den Sohn unerwartet in seinen Gemächern aufzusuchen. Als dessen Bestürzung über den plötzlichen Besuch das Bewußtsein einer Schuld zu verraten schien, ließ der Monarch alle Papiere wegnehmen. Darunterbefand sich auch ein Schriftstück von der Hand des Infanten mit Andeutungen über das sträfliche Verhältnis der Königin zu Godoy, mit einer Aufzählung aller Laster und Verbrechen des letztern, und was besonders belastend erschien, aber nie völlig zu Tage kam, ein Ausschreiben mit offenem Datum über die bei dem Tod des Königs zu ergreifenden Maßregeln. Nach solchen Beweisstücken schien es unzweifelhaft, daß in der Umgebung des Thronfolgers ein Komplott der verruchtesten Art geschmiedet worden. Man forderte dem Prinzen den Degen ab, machte sein Zimmer zum Gefängnis und faßte den Entschluß, ihn
30. Okt. 1807. von der Thronfolge auszuschließen. Ein Manifest verkündete der Nation, daß gegen das Leben des Königs ein verbrecherischer Anschlag von dem Erben der Krone gefaßt worden, und ein eigenhändiges Schreiben Karls IV. an Napoleon

machte diesem Mitteilung von dem frevelhaften Vorhaben des Sohnes, sprach die Absicht aus, den Prinzen Ferdinand von der Thronfolge auszuschließen, und bat, der Kaiser möge dem König mit seiner Einsicht und seinem guten Rat beistehen.

Als Napoleon von diesen Vorgängen Kunde erhielt, war am Madrider Hof selbst bereits ein Umschlag eingetreten. Das Unternehmen gegen Portugal gab dem Kaiser den Vorwand, eine große Kriegsmacht in Spanien einrücken oder an der Grenze aufstellen zu lassen. Während Napoleon selbst nach Italien reiste und ganz von den Angelegenheiten jener Halbinsel und von den Festlichkeiten in Mailand, Venedig, Turin in Anspruch genommen schien, besetzte General Dupont mit 24,000 Mann die Stadt Valladolid; einige Wochen nachher rückte General Moncey mit einer gleichen Truppenzahl in Kastilien ein. Sie sollten, wie es hieß, nach Cadiz und Lissabon marschieren, um die Landungen der Engländer zu verhindern. In Bordeaux wurde ein neues „Observationskorps des Ozeans" gesammelt; vom Rhein zogen frische Mannschaften in Eilmärschen nach den südwestlichen Provinzen; zugleich wurden alle französischen Grenzorte längs der Pyrenäen mit Waffen und Mannschaften versehen. Diese unheimlichen militärischen Bewegungen erregten in Madrid Besorgnis und machten eine Beilegung der Zerwürfnisse im Schoß der königlichen Familie wünschenswert. Ferdinand hatte bei der ihm drohenden Gefahr so sehr allen Mut und alle Haltung verloren, daß er das Königspaar demütig und zerknirschten Herzens um Verzeihung anflehte, daß er den Friedensfürsten mit Thränen um seine Fürsprache und Vermittelung bat, daß er nicht bloß alle mit Escoiquiz geführten Unterredungen und die Werbung um die Hand einer Bonapartischen Prinzessin reumütig eingestand, sondern auch alle Mitschuldigen und Vertrauten angab. Die Folge dieser kläglichen Haltung des Prinzen von Asturien war eine neue Proklamation, in welcher Godoy dem getreuen spanischen Volk verkündete, daß der König, der Stimme der Natur und seiner väterlichen Liebe nachgebend, auf die Fürsprache seiner teuern Gemahlin den reumütigen Sohn wieder zu Gnaden angenommen habe. Gegen die übrigen Angeklagten wurde die gerichtliche Untersuchung fortgesetzt, doch kamen alle mit gelinden Strafen davon. Man wollte in keiner Weise den französischen Gesandten bloßstellen oder in Paris Verstimmung und Gereiztheit erzeugen. Ja Karl IV. unterstützte nunmehr selbst die Bewerbung des Thronfolgers um die Hand einer französischen Prinzessin aus der Napoleonischen Dynastie und erbat sich diese Verbindung als eine Gunst für sein Haus.

Umschlag der Gesinnung. Französische Kriegsmacht in Spanien. 21. Dez. 1807. 9. Jan. 1808.

Diese widerspruchsvollen Kundgebungen mehrten das Mißtrauen des Volks gegen die herrschende Hofpartei: man sah in allen Gerüchten und Aussagen über konspiratorische Pläne des Thronfolgers nur Verleumdungen und Kabalen, um ihn zu verderben. Um so mehr Glauben fanden die im Volk umlaufenden Erzählungen von den Skandalen des Hofes, von den schlimmen Absichten des

Schwankende Volksstimmung und Napoleonische Pläne.

Friedensfürsten gegen den Prinzen von Asturien. Die Stimmung für den letztern wurde daher von Tag zu Tag günstiger. „Der tiefe royalistische Zug des spanischen Herzens klammerte sich leidenschaftlich an den Infanten, um doch eine Hoffnung für die Zukunft zu haben, wo die Gegenwart so jammervoll zerrüttet war.“ Selbst für Napoleon und Beauharnais faßte eine günstige Gesinnung in Spanien Wurzel, seit man erfuhr, daß der Thronfolger sich mit ihnen in freundschaftliche Beziehungen gesetzt. Man blickte ohne Groll und Argwohn auf den Einmarsch der französischen Heere. Einen Augenblick scheint der Kaiser selbst mit dem Gedanken eines Ehebundes zwischen den beiden Familien umgegangen zu sein. In einer Unterredung mit Lucian Bonaparte in Mantua suchte er diesen zu bestimmen, ihm das Schicksal seiner Tochter zur Verfügung zu stellen. Ja er war bereit, den Bruder selbst zum König von Portugal zu ernennen, wenn er seine Gemahlin verstoßen würde. Aber Lucian fügte sich nicht so unbedingt dem kaiserlichen Willen wie die übrigen Geschwister. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der französische Machthaber sich schon längere Zeit mit dem Plan getragen, dieses faule und verworfene Bourbonenregiment in Spanien zu beseitigen und die Pyrenäische Halbinsel unter französisch-bonapartischen Einfluß zu bringen. Der letzte Zweig der Bourbonen hatte sich selbst verlassen: warum sollte Napoleon nicht seinen Lieblingsgedanken verwirklichen, das verhaßte, verachtete und doch immer gefürchtete Geschlecht von dem letzten Thron herabzuwerfen? Daß dabei die ganze macchiavellistische Staatsklugheit, alle jene Intrigen und diplomatischen Winkelzüge, die der Imperator so trefflich zu handhaben verstand, in Anwendung kamen, war bei seinem treulosen politischen Charakter, seiner Falschheit und Verstellungskunst, seiner Meisterschaft im Täuschen, im Irreführen und Verbergen seiner wahren Absichten selbstverständlich.

Militärische Invasion und Unruhe in den Gemütern.

Im Februar des Jahres 1808 kamen allerlei Anzeichen zum Vorschein, welche auf neue große Ereignisse hindeuteten. Murat wurde angewiesen, sich schleunig nach Spanien zu begeben, um den Oberbefehl über alle französischen Truppen, die in Burgos, Valladolid und andern Orten aufgestellt waren, zu übernehmen. Einen Brief, worin der schwache gutmütige König Karl IV. unter Beteuerung seiner Ergebenheit und seines Vertrauens zu Napoleon sich nach der Ursache der militärischen Bewegungen und nach den Absichten des Kaisers erkundigte, von dessen Wohlwollen und freundschaftlicher Gesinnung er überzeugt sei, beantwortete Napoleon mit unbestimmten vieldeutigen Redensarten und mit Vorwürfen, als ob er der Beleidigte wäre; der spanische Gesandte Izquierdo, der in Paris erforschen sollte, was man vorhabe, empfing durch Duroc den Rat, sich nach Madrid zu begeben. General Duchesne besetzte Barcelona, nachdem sich d'Armagnac zuvor der Citadelle von Pamplona durch eine Kriegslist bemächtigt hatte. Auch Fort Monjuich wurde den Franzosen eingeräumt. Die kaiserlichen Soldaten hatten den gemessensten Befehl, die strengste Disziplin und die freundlichste Haltung gegenüber den Einwohnern zu beobachten. Es sollte

(Randnotizen: 25. Febr. 1808. — 28. Febr.)

die Meinung erweckt werden, die Franzosen kämen als Freunde und Befreier. Im März waren alle wichtigen Festungen Nordspaniens in den Händen der Franzosen, und die Heeresabteilungen Monceys und Duponts hatten bereits den Kamm des Guadarramagebirgs erreicht, von dem Madrid beherrscht wird. Die Gesamtstärke der über die Pyrenäen entsandten Truppen belief sich mit Ausschluß des Korps von Junot auf 80,000 Mann. Durch vorzeitige Einberufung der Altersklassen von 1809 wurde die gesamte damals aufgestellte französische Kriegsmacht auf eine Höhe von 800,000 Mann gebracht. In Spanien geriet man angesichts solcher Anzeichen in Unruhe. In den Hofkreisen wurde der Plan einer Flucht nach Sevilla und von da nach Amerika erwogen, wie sie kurz zuvor von dem Lissaboner Hof ins Werk gesetzt worden. Aber waren denn nicht der Friedensfürst und der spanische Monarch Freunde und Verbündete Frankreichs? Wurden denn nicht von Murat, ja von dem Kaiser selbst fort und fort die beruhigendsten Versicherungen von Wohlwollen und freundlicher Gesinnung gegeben? Warum die Annehmlichkeiten des Lebens mit dem Ungemach eines Aufenthalts in der fernen Welt vertauschen? Und wie würde das Volk, das schon ohnedies anfing das fremde Kriegsvolk mit Argwohn und Mißtrauen zu betrachten, ein solches Ausreißen in bedenklicher Zeitlage aufnehmen? So beschloß man denn im Eskorial den weitern Gang der Dinge abzuwarten und von neuem den Weg gütlicher Verständigung einzuschlagen. Godoy schrieb an Murat, er möge ihm sagen, was der Kaiser vorhabe; man sei ja zu allem bereit; und Izquierdo wurde nach Paris zurückgeschickt mit einem neuen Brief des Königs und mit 10. März 1808.
der Weisung jeden Vertrag zu unterzeichnen, der einen Ausweg zur Versöhnung öffne.

Inzwischen rückten die französischen Heersäulen immer näher. Nirgends Volksaufstand in Aranjuez.
begegneten sie einem Widerstand. Was hätten auch die geringfügigen Streitkräfte, über die man verfügen konnte, gegen die Übermacht der Franzosen ausrichten können? Bei dem tiefen Schweigen, das sowohl Murat als Beauharnais beobachteten, geriet der Hof, der damals in Aranjuez weilte, in immer größere Unruhe und Besorgnis. Der Plan einer Entfernung nach Süden und von da über das Meer wurde wieder aufgegriffen und insbesondere von dem Friedensfürsten und der Königin mit allem Eifer betrieben. Godoy machte dem Justizminister Caballero und dem Rat von Kastilien Mitteilung und forderte sie zur Mitwirkung auf. Er fand jedoch wenig Geneigtheit, besonders als bekannt wurde, daß der Prinz von Asturien, der noch immer sein Vertrauen auf Frankreich setzte, dem Vorhaben entgegen sei. Dennoch wurden die Zurüstungen zur Abreise ununterbrochen fortgesetzt. Bald drang das Geheimnis in die Öffentlichkeit und erzeugte in den Gemütern des Volks große Aufregung. Man sah in dem Plan eine Verräterei des verhaßten Günstlings, die man verhindern müsse. Eine königliche Proklamation, worin die Absicht, als ob der Hof sich von dem getreuen Volk entfernen wolle, auf das bestimmteste geleugnet war, fand wenig Glauben.

Man sah in allem nur List und Betrug. Madrid geriet in Gärung. Als die Garde nach Aranjuez abzog, folgten ihr Volkshaufen, um jeden Versuch einer Abreise zu verhindern. Die Einwohner von Aranjuez, ja die Soldaten selbst, schlossen sich an. Mit jeder Stunde wuchs die Menge und die Leidenschaft. Agenten des Thronfolgers, insbesondere Graf Montijo, fachten durch aufreizende Reden, durch Austeilung von Wein und Tabak die erhitzten Gemüter noch mehr an. Um Mitternacht vom 17. auf den 18. März verließ eine dichtverschleierte Dame begleitet von einer Ehrenwache den Palast des Friedensfürsten. Dies schien der Anfang der Flucht zu sein. Es entstand ein Tumult, während dessen von unbekannter Hand ein Flintenschuß abgefeuert ward. Nun stürmten die herbeiströmenden Volkshaufen wie auf ein gegebenes Signal auf den Palast los, zertrümmerten die Thore, schlugen die Wachen zur Seite und drangen unter Wutgeschrei und Verwünschungen in die innern Gemächer. Als sie den Gegenstand ihres Abscheus nicht fanden, ließen sie ihre Wut an dem Hausgerät, den Gemälden und Kunstwerken aus, die sie zu den Fenstern hinauswarfen und auf einem großen Scheiterhaufen verbrannten. Der Hof geriet in Schrecken. Um den Günstling vor der ihm drohenden Gefahr zu retten, machte der König durch einen Anschlag bekannt, daß er Don Manuel Godoy seiner Würden als Generalissimus und Admiral enthoben und den Oberbefehl über Heer und Flotte selbst übernommen habe. Mit Jubel, mit Freudenzeichen begrüßte die Menge die frohe Botschaft. Aber in der folgenden Nacht brach der Tumult von neuem aus. Godoy, der sich über dreißig Stunden in einem Versteck seines Hauses verborgen gehalten, wagte sich endlich hervor. Er wurde sofort erkannt und unter Toben und Mißhandlungen nach der Gardekaserne geführt. Nur der Fürsprache des Prinzen von Asturien gelang es, die racheschnaubende Menge von weitern Gewaltthätigkeiten zurückzuhalten. Die sonst so stille Frühlingsresidenz war zum Schauplatz eines wilden tosenden Volksaufstandes geworden; eine königliche Karosse, welche den bedrohten Friedensfürsten entführen wollte, wurde von der wütenden Masse zertrümmert. Ähnliche Szenen der Volkswut und Zerstörungssucht ereigneten sich in der Hauptstadt, als man Godoys Verhaftung vernahm.

Die Thronentsagung Karls IV.

Im Schloß zu Aranjuez herrschte Furcht und Schrecken; König und Königin zitterten über die Gefahr, in welcher das Leben des teuern Günstlings schwebte. Da wurde im Kreis der Höflinge das Wort Abdankung ausgesprochen. Der Gedanke zündete: dem König und seiner Gemahlin erschien dies der sicherste Ausweg zur Rettung des Günstlings und zur Beschwichtigung des Aufruhrs.

19. März 1808.

Am folgenden Tag wurde ein Dekret erlassen, worin Karl IV. dem spanischen Volk verkündete, daß er zur Herstellung seiner erschütterten Gesundheit beschlossen habe, in einem milderen Klima die Ruhe des Privatlebens aufzusuchen, und daher zu gunsten seines teuren Sohnes und Erben, des Prinzen von Asturien, die Krone niederlege. Dieser solle als König und Herr aller spanischen Reiche anerkannt werden und überall Gehorsam finden. Die Bekanntmachung wurde mit jubeln-

der Freude begrüßt. In Aranjuez, in Madrid, in allen Städten brachte man dem Abgott des Volks die begeistertsten Huldigungen entgegen, während alles, was an den Günstling erinnerte, mit blindem Fanatismus zerstört ward. Ferdinand, inmitten eines wahren Freudentaumels zum König ausgerufen, übernahm die Regierung und ernannte neue Minister und Räte, unter ihnen Escoiquiz, Infantado und San Karlos. Der Friedensfürst wurde in das Kastell von Villaviciosa in Haft gebracht, sein unermeßliches Vermögen mit Beschlag belegt. Eine neue Ära nationalen Glücks schien über Spanien unter dem Zepter des geliebten Königs Ferdinand hereinzubrechen, die Kirchen erschallten von Dankgebeten. Alles atmete wie nach langer Trübsal froh auf; ohne Besorgnis sah man Murats Soldaten von dem Guadarramagebirge in die kastilianische Hochebene herabsteigen.

Vor den Thoren von Madrid empfing der französische Oberfeldherr ein Schreiben von der Königin von Etrurien, die, von Napoleon ihrer Herrschaft in Florenz beraubt, bei ihren Eltern Schutz gesucht hatte. In demselben erinnerte sie den fürstlichen Schwager des Kaisers an die alte Freundschaft und rief dessen Beistand für das entthronte Königspaar und den Friedensfürsten an. Murat schickte den General Monthion nach Aranjuez, um sich von der Lage der Dinge zu unterrichten. Dieser schilderte ihm, in welcher Verzweiflung die Königin Marie Luise sei, wie sehr sie es bereue in die Thronentsagung ihres Gemahls zu gunsten des ihr so verhaßten Sohnes gewilligt zu haben; ihre einzige Hoffnung beruhe auf dem Kaiser und dem Feldherrn, der Friedensfürst sei nur wegen seiner Anhänglichkeit an Frankreich und Napoleon so grausam verfolgt worden. Der Oberbefehlshaber möge sich ihrer und des Gefangenen aus Mitleid und Menschlichkeit annehmen. Murat berichtete alles getreulich nach Paris, wie ihm geboten war, und wartete die weiteren Weisungen ab. Er besetzte Madrid, ohne vorher Ferdinand als König anerkannt zu haben, nahm Godoy unter seinen Schutz und ließ sich von Karl IV. eine Erklärung ausstellen, daß er nur gezwungen, um größerm Unheil vorzubeugen und das Blut seiner Unterthanen zu schonen, den Entsagungsakt unterzeichnet habe. In einem Schreiben an den Kaiser sprach Karl sein volles Vertrauen in die Großmut des erhabenen Monarchen aus, der sich immer als seinen Freund erwiesen, und versicherte ihn seiner Bereitwilligkeit, sich allem zu unterwerfen, was der französische Machthaber über ihn selbst, über die Königin und über den Friedensfürsten verfügen würde. So war das Schicksal Spaniens ganz in die Hand Napoleons gelegt. Er ließ zunächst an Murat die Weisung ergehen: So lange der neue König nicht von mir anerkannt ist, werden Sie so verfahren, als ob der alte noch regierte, und hierüber meine weitern Befehle abwarten.

Zweideutige Haltung Napoleons.

23. März 1808.

c. Das Intrigenspiel in Bayonne.

Ferdinands Einzug in Madrid. 24. März 1808. Gleich nachdem Murat Madrid besetzt hatte, hielt Ferdinand an einem schönen Frühlingsmorgen unter unbeschreiblicher Volksfreude seinen Einzug in die Hauptstadt. „Das alte Spanien schien wieder geboren mit all seiner schwärmerischen Loyalität, seiner jubelnden Lust, seiner alle Stände aufs innigste verknüpfenden Begeisterung. Und als nun der König erschien, da erfolgte ein Ausbruch des Entzückens, wie nur bei Menschen von dieser erstaunlichen Heftigkeit der Empfindung möglich ist." Gegenüber diesen Kundgebungen des Volks bildete die kalte Zurückhaltung von Murat und Beauharnais einen auffallenden Kontrast. Um so mehr waren der neue König und die Spitzen der Behörden beflissen, durch Kundgebung freundschaftlicher Gesinnung und hingebender Unterwürfigkeit gegen den „erhabenen Verbündeten" alle Mißstimmungen fern zu halten. Der Degen, den einst Franz I. bei Pavia übergeben und der seitdem im Zeughaus von Madrid als Trophäe aufbewahrt worden, wurde auf den Wunsch des Oberkommandanten in feierlichem Aufzug zur Rücksendung nach Paris überreicht.

Napoleonische Trugkünste. Mit den Plänen Napoleons, die spanischen Bourbons zu entthronen, sie durch einen Prinzen seiner Dynastie zu ersetzen und die Halbinsel zu einem Lehnsstaat des kaiserlichen Frankreich zu machen, stand diese Wendung wenig in Einklang. Der Kaiser hätte es wahrscheinlich lieber gesehen, wenn die königliche Familie samt dem Friedensfürsten die beabsichtigte Flucht nach Amerika ausgeführt hätte, wie der Hof von Lissabon. Die Revolution von Aranjuez und die Anhänglichkeit des Volks an den neuen König nötigten ihn nunmehr durch andre Mittel und Wege auf sein Ziel loszugehen. Und nun wurden alle Künste einer machiavellistischen Politik in Anwendung gesetzt und die spanische Königsfamilie mit einem Gewebe von Intrigen, Verstellungen, Täuschungen umstrickt, dessen Fäden jedermann verborgen blieben. Je dunkler und verwirrter die Ziele waren, desto zeitgemäßer mußte eine gewaltsame Lösung durch einen Maschinengott erscheinen. Zunächst galt es, den Prinzen von Asturien aus der Mitte des ihn anbetenden Volks zu entfernen, ehe er Zeit gefunden, sich auf dem Thron zu befestigen. Zu dem Ende wurde anfangs April der schlaue Savary, der dienstfertige Errater und Vollstrecker Napoleonischer Pläne, mit mündlichen Aufträgen nach Madrid geschickt. Er sprach von der Absicht des Kaisers, selbst nach Spanien zu reisen, um mit Ferdinand in persönlicher Zusammenkunft die Entzweiung mit seinen Eltern auszugleichen und die Heirat desselben mit einer Bonapartischen Prinzessin ins reine zu bringen. Der Thronerbe möge sich daher nach Burgos begeben, wo Napoleon, der sich bereits in Bordeaux befand, mit ihm zusammentreffen würde. Wie unheimlich dem Bourbon der Vorschlag sein mochte, er wagte nicht durch einen Schatten von Mißtrauen seine Lage zu erschweren. Waren doch die beiden Königinnen, Mutter und Tochter aufs eifrigste bemüht, jene in Briefen, diese durch persönliche Einwirkung in Madrid selbst, den Ober-

befehlshaber Murat durch giftige Nachreden und Verdächtigungen gegen den Sohn und Bruder zu reizen. Zudem wurde der Prinz nicht nur von Savary, Murat und Beauharnais, sondern auch von seinen vertrautesten Ratgebern Escoiquiz, dem Herzog von Infantado, Izquierdo in der Überzeugung bestärkt, der Kaiser hege gegen ihn die wohlwollendste Gesinnung; er solle seinen Eltern, die gleichfalls eine Zusammenkunft mit Napoleon anstrebten, zuvorkommen, ihnen an Unterwürfigkeit den Rang ablaufen.

So schickte denn Ferdinand seinen Bruder Don Karlos und einige Granden dem Kaiser entgegen und machte sich selbst auf den Weg nach Burgos, nachdem er eine Regierungsjunta ernannt, welche während seiner Abwesenheit die Staatsgeschäfte besorgen sollte und der er ernstlich eingeschärft hatte, mit den französischen Truppen Frieden und Eintracht zu halten. Savary bat sich die Gnade aus, sich der Reise Ferdinands, den er stets als König und Ew. Majestät anredete, anschließen zu dürfen. In Burgos war von dem Kaiser keine Spur; man brachte sogar in sichere Erfahrung, daß er noch immer in Bordeaux weile. In der Umgebung Ferdinands erhoben sich warnende und abratende Stimmen. Dennoch wurde die Fahrt nach Vittoria fortgesetzt. Als auch hier kein Zeichen einer Annäherung oder eines Entgegenkommens von seiten Napoleons zu bemerken war, richtete der König-Infant ein Schreiben an den Kaiser, worin er die bisherigen Beweise seiner Ergebenheit aufzählte und ihn inständig bat, seiner unsichern Lage ein Ende zu machen. Mit diesem Schreiben eilte Savary zu dem Kaiser, der mittlerweile in Bayonne eingetroffen war, und überbrachte zwei Tage nachher eine Antwort, welche Ferdinand zugleich verletzen und beunruhigen mußte. In unzarter Weise wurde darin unter anderm gesagt, der Prinz habe kein andres Anrecht auf den Thron, als das von seiner Mutter auf ihn übergegangene: wenn in der mündlichen Besprechung, die der Kaiser wünsche, sich herausstelle, daß die Thronentsagung Karls IV. aus freiem Willen hervorgegangen, nicht durch den Volksaufstand von Aranjuez erzwungen worden, so trage der Kaiser kein Bedenken Seine königliche Hoheit als König von Spanien anzuerkennen. Die Unterredung sollte in Bayonne stattfinden. Heimlich erhielt Bessières, der Befehlshaber der französischen Truppen in Nordkastilien die Weisung, wenn der Prinz von Asturien wieder umkehren wolle, solle er ihn mit Gewalt über die Grenze schaffen. Die Zeichen waren ungünstig genug: die Warnungen wurden ernster und nachdrücklicher. Der ehemalige Minister Luis Urquijo schilderte in einer Rede „voll heller und prophetischer Blicke" die Schmach und die Gefahren, wenn ein spanischer König sich in das Ausland begebe, um wie ein Vasall die Gnade eines fremden Herrschers anzurufen. Aber vergebens waren alle Abmahnungen; die Sirenenstimmen der vertrauensseligen Räte, eines Escoiquiz, Infantado, Cevallos, die Versicherungen Savarys, daß der Kaiser die freundschaftlichste Gesinnung gegen den Thronerben hege, und die eigne Furcht vor dem Zorn des mächtigen Schiedsrichters, scheuchten alle Zweifel und Bedenklichkeiten zurück. Umsonst suchte das

Ferdinands Reise nach Bayonne. 10. April 1808.

14. April.

Volk, bei dem schon seit der Abreise von Madrid Anzeichen von Unruhe und Widersetzlichkeit zu bemerken waren, im Vorgefühl des kommenden Unheils die verhängnisvolle Fahrt zu verhindern, indem man die Stränge des Wagens zerschnitt. Ferdinand beschwichtigte die Menge durch die Versicherung, daß er freiwillig reise. Der schwache Fürst wagte nicht dem Gewaltigen zu widerstreben. Und wie hätte er auch widerstreben können, da 6000 französische Soldaten in Stadt und Umgegend lagen!

Ferdinand in Bayonne. So folgte Ferdinand seinem Geschick. Begleitet von seinem Bruder Karlos und von mehreren Bonapartistisch gesinnten Räten, fuhr der Infant-König unter dem Geleit französischer Reiter über Irun und die Bidassoabrücke nach der Grenze Frankreichs und erreichte, ohne durch irgend eine Empfangsfeierlichkeit 20. April 1808. ermutigt zu werden, wie ein gewöhnlicher Reisender die Stadt Bayonne. Hier wurde er von Duroc und Berthier flüchtig begrüßt und dann mit seinem Gefolge in einer unscheinbaren Herberge untergebracht. Eine Stunde nachher erschien Napoleon selbst zu Pferde von dem nahen Schloß Marrac, seiner Residenz, hieß den „Prinzen von Asturien" mit einigen höflichen Worten willkommen und lud ihn und die Begleiter zur Mahlzeit. Wenn Savary in seinen Denkwürdigkeiten behauptet, der Kaiser habe erst die Entthronung der Bourbons beschlossen, als er sich in Bayonne von der völligen Unfähigkeit des Infanten überzeugt, so entspricht das schwerlich ganz der Wahrheit. Nur insoweit darf man der Behauptung Glauben schenken, daß Napoleon, als er die Personen musterte, mit seinem durchdringenden Scharfblick rasch erkannte, daß von solchen Menschen kein entschlossener Widerstand zu befürchten sei, und daher um so sicherer zur Durchführung seines längst gehegten Entschlusses schritt. An Talleyrand schrieb er: Der Prinz von Asturien ist sehr dumm, sehr boshaft und ein erbitterter Feind Frankreichs. Nun wurde ein so häßliches Intrigenspiel, eine so ränkevolle Staatsaktion ins Werk gesetzt, wie die Weltgeschichte noch kaum etwas Ähnliches erlebt hat. Man steht zweifelnd da, ob man mehr über die dabei zu Tage tretende Schwachheit und Charakterlosigkeit von seiten des Prinzen und seiner Umgebung oder mehr über die Brutalität und das Gewebe von Lug, Trug und Heuchelei von seiten des französischen Imperators oder endlich mehr über die nackte Schamlosigkeit, über den gänzlichen Mangel an Ehre und fürstlicher Tugend von seiten des alten Königspaares sowie des elenden Günstlings erstaunen und sich innerlich empört fühlen soll. Napoleon versuchte zunächst mit Hilfe des eiteln, sich gelehrt und weise dünkenden Kanonikus Escoiquiz den Prinzen von Asturien zu bewegen, seinen Ansprüchen auf Spanien zu entsagen und sich mit dem Königreich Etrurien abfinden zu lassen. Wir wissen ja, wie vortrefflich Napoleon die Kunst verstand, durch einschmeichelndes Wesen, durch den Schein von Vertrauen und Offenherzigkeit kleine Seelen in seine Netze zu ziehen. Escoiquiz, der seinen königlichen Zögling hauptsächlich in die Schlinge gebracht, gab sich nun gänzlich in die Gedankenkreise Napoleons gefangen: er ließ sich bedeuten, daß das Regiment der Bour-

bons in Spanien unmöglich geworden, daß dem Königreich eine Wiedergeburt, eine freisinnige Verfassung Not thue. Der eitle Priester ließ sich bezaubern von den schönen Worten des erhabenen Monarchen und wurde der Dolmetscher und Fürsprecher für dessen Vorschläge. Als aber Ferdinand den Plan dieser Selbsterniedrigung mit Entrüstung zurückwies, ließ Napoleon durch Savary, das dienstwillige Werkzeug seines Despotismus und seiner corsischen Leidenschaftlichkeit, dem Prinzen ankündigen, daß er niemals die spanische Krone tragen würde.

Der Kaiser hatte bereits andre Leute berufen, welche die „Tragödie von Bayonne" zu einem wirkungsvollen Ende führen sollten. Am 26. April war Godoy, den die Regierungsjunta auf Murats Verlangen in Freiheit gesetzt, in Bayonne eingetroffen und vier Tage später folgten ihm Karl IV. und Marie Luise. Sie wurden mit königlichen Ehren empfangen. Selbst Ferdinand und der Infant Don Karlos warfen sich vor den abgedankten Majestäten auf die Knie. Wie freute sich Marie Luise, die mit der Leidenschaft einer Furie ihren Sohn haßte und die Schale ihres Zornes in den heftigsten Vorwürfen und Beschuldigungen ausgoß, als sie bei der ersten Zusammenkunft mit Napoleon erfuhr, daß er weder die durch einen revolutionären Akt hervorgerufene Abdankung Karls IV. gelten lasse, noch die Thronbesteigung des Prinzen von Asturien anerkenne! Sie mochte eine Zeitlang der frohen Hoffnung sich hingeben, es könne alles wieder rückgängig gemacht werden und das königliche Ehepaar mit dem geliebten Günstling, den die ausgestandenen Leiden ihrem Herzen noch näher gerückt, wieder wie ehedem im Eskorial aller Macht und Herrlichkeit genießen. Aber der Friedensfürst hatte die Volksstimmung kennen gelernt; er überzeugte die beiden Majestäten, daß die Rückkehr zum Thron gleichbedeutend sein würde mit der Rückkehr in Sorgen und Angst; besser sei es auf die Vorschläge Napoleons einzugehen, der ihnen ein ihres Ranges würdiges Dasein, einen glänzenden Palast mit genügendem Einkommen in Frankreich anbiete. Es galt nur einen Weg zu finden, das Geschehene rückgängig zu machen. Eine mündliche Unterredung zwischen den Gliedern des Bourbonschen Königshauses nahm durch die Schmähungen und Verwünschungen der rachedürstenden Königin, durch die Drohungen und Vorwürfe des schwachsinnigen alten Königs einen so aufregenden unwürdigen Charakter an, daß man zum schriftlichen Verkehr übergehen mußte. Karl IV. verlangte, daß der Sohn der ihm übertragenen Königswürde wieder entsage; dieser wollte es nur unter der Bedingung thun, daß der Vater durch einen feierlichen Akt vor den Cortes die Abdankung widerrufe, die Krone wieder selbst an sich nehme und wie früher in Spanien residiere. Wolle Karl IV. auf die Krone verzichten, so sei Ferdinand bereit in dessen Namen zu regieren; in eine Abtretung der ihm durch die Grundgesetze des Reichs gewährleisteten Rechte und Ansprüche werde er niemals willigen. Dies war keineswegs nach dem Sinn Napoleons und seines Schildträgers Godoy. Der Prinz sollte dahin gebracht werden, die Krone, die er sich mit Hilfe eines Volksaufstandes widerrechtlich

Die „Tragödie von Bayonne".

angemaßt, bedingungslos dem Vater zurückzugeben, und dieser damit in die Lage gesetzt werden, frei über dieselbe zu verfügen. Daß das alte Königspaar den Gedanken an eine Rückkehr nach dem revolutionären Spanien verabscheute, war in den Bonapartischen Kreisen eine ausgemachte Sache. So konnte das Bourbonsche Haus ohne Gewaltakt vom Thron ferngehalten werden.

Volksaufstand in Madrid. Zu dem Ende sollten auch noch die letzten Glieder der königlichen Familie, der vierzehnjährige Don Francisco de Paula und die Königin von Etrurien nach Bayonne entführt werden. Aber die Regierungsjunta, die auf heimlichen Wegen von der unwürdigen Behandlung ihres geliebten Fürsten und von den boshaften Absichten des Kaisers und Godoys Kunde erhalten, widersetzte sich der Abreise des Infanten, bis König Ferdinand seine Einwilligung gegeben haben würde. Nur die wenig beliebte Schwester ließ man ungehindert ziehen. Vergebens suchte Murat durch Drohungen die Junta willfährig zu machen; es erfolgten sehr erregte Beratungen und Verhandlungen, die bald unter der Bevölkerung bekannt wurden und die Hauptstadt in wachsende Spannung und Gärung versetzten. Bei der Übermacht der französischen Besatzungsarmee war ein bewaffneter Widerstand unmöglich. Die provisorische Regierungsbehörde mußte stündlich ihrer Auflösung durch den Oberbefehlshaber gewärtig sein. Sie ernannte daher unter
1. Mai 1808. der Hand eine andre Junta, die im Fall von Gewaltmaßregeln zunächst in Saragossa zusammentreten, aber befugt sein sollte, sich nach jedem andern Ort zu be-
2. Mai. geben. Am nächsten Morgen versammelten sich dichte Menschenmassen aus der Stadt und vom Land um das Schloß. Die nächtliche Sitzung, das Hin- und Herreiten französischer Adjutanten, die Gerüchte von beabsichtigten Gewaltstreichen hatten das Volk in fieberhafte Spannung und Aufregung versetzt. Ein französisches Bataillon mit einigen Kanonen versehen gebot der Menge, sich zu entfernen. Als dem Befehl nicht sofort gehorcht ward, erfolgte eine Salve, die Tote und Verwundete auf den Boden niederstreckte. Dies gab das Signal zu einem blutigen Straßenkampf. Spanische Soldaten mischten sich unter die Menge. Da ließ Murat den Mittelpunkt der Stadt, die Puerta del Sol mit mehreren Regimentern besetzen und ein Kartätschen- und Gewehrfeuer eröffnen, dem über tausend Menschen zum Opfer fielen. Andre wurden verhaftet und kriegsgerichtlich erschossen. Die Verkündigung des strengsten Kriegszustandes schloß den blutigen Maitag. Der Schrecken sollte die Ruhe herstellen und erhalten. Murat erreichte seinen Zweck. Die Bevölkerung zog sich in die Häuser zurück; die Straßen waren wie ausgestorben. Der junge Prinz wurde fortgeführt; auch der letzte Bourbon, der Infant Don Antonio, den Ferdinand zum Präsidenten der Regierungsjunta ernannt hatte, nahm auf Befehl des Oberkommandanten seinen Abschied und begab sich außer Landes. Murat trat an seine Stelle als Vorsitzender der Junta und Statthalter des Königs Karl IV. und forderte alle Regierungs- und Gerichtsbehörden zur Huldigung und zum Gehorsam auf. Niemand wagte zu widerstehen. Man wetteiferte in Ergebenheit und in Verdammung der revolutionären

Ausschreitungen. In der Stille hegte Murat die Hoffnung, vom Generalstatthalter werde er bald zum König aufsteigen. Hatte er doch schon am 3. Mai das königliche Schloß in Madrid bezogen. Diese Hoffnung wurde jedoch bald vereitelt.

Dem französischen Kaiser kam der Madrider Aufstand ganz gelegen. Seit den Erfahrungen von Kairo war er der Meinung, ein niedergeworfener Aufruhr mit dem heilsamen Schrecken im Gefolge sei für ein neues Regiment das sicherste Pfand dauernder Ruhe. Und zugleich lieferte der Vorgang ihm eine wirksame Waffe gegen Ferdinand in die Hand. Denn der Verdacht lag nahe, daß der Infant-König heimlich die Junta und den Rat von Kastilien zum Widerstand aufgereizt habe und somit der eigentliche Urheber des Maiaufstandes sei, durch den französisches Blut vergossen worden. Kaum hatte Napoleon Murats Depeschen gelesen, so eilte er zu dem alten König und forderte ihn mit zorniger Miene auf, dem rebellischen Treiben des Sohnes ein Ende zu machen. Darauf fand die berühmte Zusammenkunft der Königsfamilie statt, welche den Bourbonschen Namen mit ewiger Schmach und Schande bedeckte. Als Ferdinand und Don Karlos vor den Eltern erschienen, erzählt Baumgarten, „brach die ganze Roheit ihres Gemüts in wahrhaft entsetzlicher Weise hervor. Man wußte nicht, was ekelhafter war, der tobende Jähzorn dieses alten Mannes oder die giftige Wut dieser Mutter, die wie eine Megäre auf Ferdinand losfuhr. Selbst Napoleon empfand etwas wie Schaudern über diese Szene, die ihm doch so sehr erwünscht war. Was sind das für Menschen! rief er in sichtlicher Aufregung, als er nach Schloß Marrac zurückkehrte.“ Nach diesen Auftritten erfolgte der Schlußakt des Bayonner Intrigenspiels ganz nach dem Sinn Napoleons. Ferdinands Widerstandskraft brach zusammen als ihm der Kaiser drohend erklärte, wenn er dem Vater nicht unbedingt die königliche Macht zurückgebe, werde er als Rebell behandelt werden. Er meldete in einem demutsvollen Schreiben an Karl IV., daß er zu gunsten Sr. Majestät auf die Krone verzichte, und stellte sich und seinen Bruder unter den Schutz des Kaisers. Zugleich machte er der Junta Mitteilung von seiner Thronentsagung; widerrief die ihr erteilten Vollmachten und forderte sie zum Gehorsam gegen die Anordnungen des Vaters auf. Inzwischen hatte Godoy im Einvernehmen mit Napoleon eine Urkunde aufgesetzt, in welcher Karl IV. alle seine Rechte auf den spanischen Thron an den Kaiser der Franzosen abtrat, als den „einzigen Souverän, der unter den gegenwärtigen Umständen fähig sei die Ordnung herzustellen. Mit der Festsetzung der Jahresrenten und Entschädigungen an das Königspaar und die drei Infanten, im Betrag von etwa zehn Millionen Franks, endigte der diplomatische Gewaltakt von Bayonne. Ferdinand, dessen verstocktes zurückhaltendes Wesen dem Imperator auffiel, wurde nebst seinen Brüdern nach Schloß Valençay, einem Besitztum Talleyrands, gebracht und der Aufsicht dieses Staatsmannes empfohlen. Er sollte für Zerstreuung und Unterhaltung des Prinzen von Asturien sorgen, ein wachsames

Randnotizen: Der letzte Akt des Trauerspiels in Bayonne. — 5. Mai 1808. — 6. Mai. — 11. Mai.

Auge auf ihn haben und ihm Gelegenheit geben, sich mit einer schönen Frau
14. Mai 1808. von zuverlässiger Gesinnung einzulassen. Einige Tage nachher schrieb der Kaiser demselben Minister, der von Anfang an sich bedenklich und widerratend über die Pläne Napoleons ausgesprochen: die spanischen Angelegenheiten stehen gut und werden sehr bald vollständig zu Ende geführt sein. Karl IV., die Königin und der Friedensfürst nahmen nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Compiègne ihren Wohnsitz in Rom, wo der ehemalige Kaiser der beiden Indien ruhmlos und vergessen im Januar 1819 starb wenige Tage nach seiner Gemahlin.

König Joseph und die neue Konstitution u. Regierung.

Warum sollte nicht der französische Kaiser in der Pyrenäischen Halbinsel dieselben Erfolge erzielen wie in der Apenninischen? War er doch in den Augen aller derer, welche der Schmach des entarteten Absolutismus zu entrinnen, durch Reform der staatlichen und gesellschaftlichen Zustände ein menschenwürdiges Dasein zu erringen strebten, noch immer „der große Bahnbrecher neuer Lebensformen, der Vollstrecker des revolutionären Gottesurteils an dem alten Europa!" Der Fleiß und die Sorgfalt, womit er die Gebrechen und Wunden der öffentlichen Dinge in Spanien erforschte, sich über die Zustände der Marine, des Heeres, der Finanzen, der Industrie, durch eingehende Berichte sachkundiger Beobachter zu unterrichten beflissen war, konnten als Beweise dienen, daß er die spanische Nation zu neuem Leben erwecken, die Fäulnis, die ein vieljähriges Regiment der Unfähigkeit und Schmach dem ganzen Staatskörper eingeflößt, heilen wolle, daß er die Absicht habe, die tückische Gewaltthat von Bayonne durch Wohlthaten gegen das Land in Vergessenheit zu bringen, mit kräftiger Hand in das unübersehbare Chaos einzugreifen und dem schwer geprüften Volk Ordnung und Wohlstand zurückzugeben. Auch fehlte es nicht an einsichtsvollen Männern, die der Ansicht waren, man müsse sich in das Unvermeidliche fügen und mitwirken an der Wiedergeburt der Nation auf neuen staatlichen und sozialen Grundlagen. Jener Urquijo, der einst so sehr die Reise Ferdinands nach Bayonne widerraten, einer der geachtetsten Patrioten, meinte jetzt, nachdem der Schicksalsschlag gefallen sei, solle man durch Gesetze und Staatsverträge das innere Gedeihen sichern und dem Land die ihm gebührende Stellung in Europa zurückgeben. Die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts war auch in Spanien nicht ganz spurlos vorübergegangen; unter den Gebildeten huldigten viele den neuen Ideen. Selbst bei den Behörden zeigte sich wenig Widerstand, als Napoleon durch Murat die Stimmung ausforschen ließ, welches Glied der Bonapartischen Familie am beliebtesten sei, und die Aufmerksamkeit auf König Joseph lenkte. Bei der Regierungsjunta, bei dem Rat von Kastilien, dem höchsten Tribunal des Reichs, bei dem Stadtrat von Madrid trat die Ansicht hervor, eine Erneuerung des „Familienpaktes", wie er einst in der Bourbonschen Zeit bestanden, sei für beide Reiche vorteilhaft. Die Erhebung Josephs auf den spanischen Königsthron unter Verbürgung der nationalen Selbständigkeit stieß auf keinen erheblichen Widerspruch. Die Wahl des ältesten der Brüder schien dem spanischen Stolz am

meisten zuzusagen. Wie viele Erniedrigungen das Volk hatte ertragen müssen, die Erinnerung an die frühere Größe und Rangstellung war noch nicht vergessen. Dem Generalstatthalter wurde als Ersatz für seine zerronnene Hoffnung eine andre Krone in Aussicht gestellt. Aber die Täuschung traf ihn schwer. Er erkrankte und verließ Madrid vor der Ankunft Josephs. Ein militärischer Fürst wie Murat wäre unter den obwaltenden Umständen auf dem spanischen Thron mehr am Platz gewesen als der Erstgeborne der Bonapartes. Von König Ludwig von Holland, an den Napoleon früher einmal gedacht hatte, war jetzt keine Rede mehr. Joseph von Neapel, ein wohlwollender verständiger Herr, aber weit entfernt von dem Ehrgeiz, dem Thatendrang und dem Genie des jüngern Bruders, folgte mit widerstrebender Seele dem Ruf Napoleons zu der schwindelnden Höhe, auf die ihn die dämonische Kraft des Imperators emporhob. Von weicherem Stoff gebildet und von milderer nachgebender Natur, gehorchte er dem gewaltigen Geist wie seinem Schicksal. Er reiste nach Bayonne, wohin der Kaiser die Spitzen der spanischen Monarchie, Glieder des hohen Adels, des Klerus, der Beamtenwelt, des Militärs, Stadträte und andre Notablen aus allen Provinzen berufen hatte, um als Vertreter der Nation die Zukunft des spanischen Reichs nach dem Plan Napoleons zu bestimmen. Diese Generaldeputation oder Konstitutionsjunta, die aus einhundertfünfzig Mitgliedern bestehen sollte, in der That aber nur einundneunzig Deputierte umfaßte, nahm den vorgelegten Verfassungsentwurf nach mehrwöchigen Verhandlungen mit einigen Abänderungen an und leistete dem Juni und Juli 1808.
König Joseph von Spanien den Eid der Treue. Unter den Versammelten befanden sich Männer vom höchsten Rang und Ansehen: die Herzöge von Ossuna, von Infantado, von Frias, der Fürst von Castelfranco, die Grafen von Santa Colonna und von Fernan-Nunez, daneben Bischöfe, frühere Staatsräte, Hofleute, hohe Beamten, selbst ein Inquisitor Raimundo Ethenard y Salinas. Der neue König ernannte ein Ministerium, worin die einsichtsvollsten und geachtetsten Staatsmänner liberaler und patriotischer Gesinnung den verschiedenen Geschäften des öffentlichen Lebens vorstanden, und reiste am 9. Juli von Bayonne nach seinem Reich ab, begleitet von mehreren Regimentern kaiserlicher Truppen zu Pferd und zu Fuß, von den Gliedern der Konstitutionsjunta und einem glänzenden Gefolge spanischer Notablen von Rang und Auszeichnung in mehr als hundert Wagen. Napoleon gab dem Bruder das Geleit bis zur Bidassoa; an diesem Grenzfluß nahmen sie mit einer Umarmung Abschied voneinander. Am 20. Juli zog Joseph in Madrid ein. Im Moniteur konnte man lesen, daß seine Reise durch Spanien nur eine einzige Huldigung gewesen, daß sein Einzug in die Hauptstadt unter dem Zujauchzen einer unermeßlichen Menschenmenge erfolgt sei. Und in der That waren die Herzen gehoben. Versprachen denn nicht die Minister, die unter dem Vorsitz des verehrten Urquijo den Verfassungsstaat ins Leben einführen sollten, Jovellanos für das Innere, Cevallos für das Auswärtige, O'Farril für den Krieg, Cabarrus für die Finanzen, eine neue

Ära der spanischen Geschichte, eine Wiedergeburt der Nation auf Grund einer Konstitution, welche einen Senat und eine Volksvertretung unter dem alten Namen Cortes dem Thron zur Seite stellte, alle politischen und sozialen Errungenschaften der französischen Revolution dem Volk als Brautschatz darbot, ein neues Gesetzbuch verhieß, das katholische Bekenntnis als Staatsreligion erklärte und die Unabhängigkeit des Königreichs gewährleistete? Konnte nicht Spanien, von einem unfähigen altersschwachen Königtum befreit und von einem Fürsten regiert, der sich durch persönliche Tugenden und hohe Bildung auszeichnete, endlich an den Reformen und Fortschritten teilnehmen, deren sich alle Völker Europas erfreuten? Sollten nicht alle patriotischen Herzen einer Staatsform entgegenschlagen, welche, wie ein kaiserliches Manifest vom 25. Mai verkündete, die heilige und wohlthätige Autorität des Souveräns mit den Freiheiten und Privilegien des Volks vereinigte? Aber wie oft zerschellen die Gebilde des Verstandes, die Resultate kluger Überlegung und Berechnung an den Wogen elementarer Natur- und Volkskräfte! Man hat in dem geknechteten Europa jener Tage mit Bewunderung auf eine Volkserhebung geblickt, die wie eine vulkanische Erschütterung sich plötzlich über den ganzen Boden Spaniens verbreitete, man hat den Heldengeist gepriesen, der mit urwüchsiger Kraft alle Klassen zum Kampf trieb gegen Vergewaltigung; allein unter dem Sieg der wilden Volksleidenschaften ging auch Freiheit, Fortschritt und Bildung unter.

Haltung Ferdinands und Bedeutung seines Namens.

Und in wessen Namen und Interesse vergoß das spanische Volk sein Herzblut? Für einen Fürsten, der im sichern Asyl auf Schloß Valençay dem Kampf unthätig und teilnahmlos zusah, der dem König Joseph einen glückwünschenden Brief zur Thronbesteigung schrieb und bei Napoleon immer wieder um die Hand einer Bonapartischen Prinzessin und um die Ehre einer Adoption bettelte, der die Geldsummen, die ihm England zur Bewerkstelligung seiner Flucht zukommen ließ, annahm und müßig vergeudete! Aber so unwürdig sich Ferdinand jetzt und in der Folge der Opfer und der Hingebung seines Volks immer zeigte, bei der Anarchie und chaotischen Verwirrung, die nach dem frevelhaften Intrigenspiel über Spanien hereinbrachen, war es noch ein Glück, daß der Name des Königs-Infanten das Banner war, unter dem sich alle antifranzösischen Parteien vereinigen konnten. Häufig genug trat die Versuchung heran, durch Aufstellung andrer Oberhäupter, durch Errichtung einer Regentschaft, durch Übertragung der Kronrechte auf die Bourbonschen Prinzen im Ausland oder gar auf den Erzherzog Karl, den Abkömmling jenes Habsburgers, für den einst die Aragonier im spanischen Erbfolgekrieg so tapfer gestritten, zu dem Unabhängigkeitskampf auch noch einen revolutionären Bürgerkrieg zu fügen: aber trotz aller Ränke und Umtriebe der Ehrgeizigen blieb die höchste Autorität bei solchen Regierungsorganen, die aus dem Schoß des Volks selbst hervorgingen und als Stellvertreter ihres rechtmäßigen Königs gelten wollten. Sowohl die Provinzial- und Kommunaljunten, die sich meistens aus schon bestehenden Behörden entwickelten, als die von Abgeordneten derselben zusammengesetzte oberste „Zentralregierungsjunta“, zuerst in Aranjuez, dann in Sevilla, leiteten ihre Rechte und Befugnisse von der Krone her. Die englische Regierung leistete dieser dynastisch-nationalen Idee Vorschub, indem sie in dem Allianzvertrag mit der spanischen Zentraljunta (am 14. Januar 1809) sich verpflichtete, nie einen andern König von Spanien anzuerkennen als Ferdinand VII.,

seine Erben oder solche gesetzliche Nachfolger, welche die spanische Nation anerkennen werde. Selbst in der denkwürdigen Cortessitzung vom 24. September 1810 auf dem äußersten Punkt der Halbinsel, dem rettenden Felsen im Meer, wurde der Grundsatz der Volkssouveränität, kraft welcher die spanische Nation das Werk der Selbstverjüngung in die Hand nahm, vor dem Bildnis und dem verhüllten Thron des abwesenden Königs aufgestellt, wie sehr auch immer dieses Prinzip mit den bisherigen absolutistischen Traditionen in Widerspruch stand. Diese Anhänglichkeit an die Bourbonsche Dynastie bewahrte der revolutionären Erhebung der Spanier den legitimen loyalen Charakter und brach den Intrigen der Blutsverwandten des Hauses, des Herzogs Ludwig Philipp von Orleans und der Prinzessin Carlotta von Brasilien, welche in das Erbe Karls IV. einzutreten sich bemühten, die Spitze ab. Und als gegen Ende des Jahres 1810 sich das Gerücht verbreitete, Napoleon gedenke Ferdinand mit einer österreichischen Erzherzogin zu vermählen und den auf diese Weise mit der Napoleonisch-Habsburgschen Dynastie und der kaiserlichen Politik unlösbar verbundenen König auf den spanischen Thron zurückkehren zu lassen, somit die Gefahr heranzutreten schien, daß Spanien mit List statt mit Gewalt dem Bonapartischen System unterworfen werden sollte: da faßte die Cortesversammlung in Cadiz den Beschluß, daß sie keinen Akt ihres Königs als rechtsgültig anerkenne, solange er in Feindesland weile und unter dem Einfluß des Usurpators stehe. Nur solche Handlungen und Verträge würden sie als gültig ansehen, welche Ferdinand, frei zurückgekehrt, unter seinen treuen Unterthanen mit Zustimmung der Cortes vornehme und abschließe.

d. Bonapartismus und Volkskrieg.

Als König Joseph seinen feierlichen Einzug in seine neue Hauptstadt hielt, wo seit dem Abgang des erkrankten Murat Savary den Oberbefehl führte, raste bereits der Aufruhr in allen Provinzen. Die Entrüstung über das tückische Trugspiel zu Bayonne und die arglistige Gewaltthat gegen die geheiligte Person des volksbeliebten Königs Ferdinand entzündete eine Flamme des Hasses und Zornes, die mit unwiderstehlicher Naturgewalt Stadt und Land erfaßte. „Alles was in den spanischen Herzen mächtig war, der nationale Stolz, das persönliche Ehrgefühl und die schwärmerische Loyalität, das erhob sich in wilder Glut, um dem Schänder der spanischen Ehre, dem Meuchelmörder der katholischen Majestät abzusagen in tödlicher Feindschaft.“ Es bedurfte keiner konspiratorischen Agitation, um eine Empörung anzufachen; die Losung zum Volkskrieg gegen die despotische Gewalt, welche die nationale Ehre ins Herz getroffen, welche dem Land eine verhaßte Fremdherrschaft aufzwingen wollte, wurde an allen Orten fast gleichzeitig ausgegeben, von den Bewohnern der Städte, von den Bauern und Maultiertreibern, von unzufriedenen Granden, von glaubenseifrigen Priestern und Mönchen gleichmäßig erfaßt und weitergetragen. Mit Erstaunen blickte Europa auf das ungewohnte Schauspiel eines Volkskriegs, der alle Schichten mit urwüchsiger Gewalt erfaßte, das südländische Blut, den leidenschaftlichen Volkscharakter, den religiösen Fanatismus reizte und zum Handeln trieb; in dem alle Stände mit der Kraft der Verzweiflung zur Wehre griffen, unbekümmert,

Allgemeine Volkserhebung und Junten.

ob ein von Heeren und Waffen entblößtes, von hunderttausend feindlichen Soldaten bedrohtes Land bestehen könne vor dem Weltgebieter und Schlachtengewinner, der wie ein Riese dastand an Macht und Thatkraft. Aus dem Schoß des Volks selbst gingen die Organe hervor, welche dem Aufstand Richtung und Sporn gaben. In den Städten und Provinzen bildeten sich Insurrektionsjunten, welche die streitbare Bevölkerung bewaffneten, sie militärisch einübten und einen durch die Beschaffenheit des Landes wie durch die Anlage und Natur des Volks begünstigten Bandenkrieg ins Leben riefen, den die waffenkundigen trefflich ausgerüsteten kaiserlichen Heere nicht zu bewältigen vermochten. In Sage und Poesie lebten noch die Erinnerungen an die alten Rassen- und Religionskämpfe wider das maurische Blut; die mittelalterliche Vergangenheit kehrte zurück; die Enkel traten in die Fußstapfen der Ahnen; der kriegerische Sinn und das reizbare Ehrgefühl waren noch nicht erloschen; der städtische und landschaftliche Sondergeist, der so oft die Fackel des Bürgerkriegs entzündet hatte, war durch den schlaffen Absolutismus der Jahrhunderte nicht ausgetilgt worden, sondern zeigte sich lebensfähig und thatkräftig.

Asturien. Diese partikularistische Stammeseigentümlichkeit hat sich am lebendigsten erhalten in dem nördlichen Gebirgsland, das in seiner landschaftlichen Abgeschlossenheit „politisch und moralisch als eine erquickende Oase in der Erstarrung des spanischen Lebens dastand", in dem Fürstentum Asturien, von dem der Thronfolger den Namen führte, das einst in den Glaubenskriegen das Banner vorangetragen, das sich von Urzeiten her einer gewissen Autonomie, einer kommunalen und provinzialen Selbstverwaltung unter der Leitung einer Generaljunta erfreute, die sich regelmäßig alle drei Jahre in Oviedo versammelte und in der Zwischenzeit durch einen Ausschuß und Prokurator vertreten war. Hier kamen die ersten Kundgebungen einer nationalen Erhebung zu Tage, indem eine
9. Mai 1808. Proklamation Murats durch den Ruf: Es lebe Ferdinand! beantwortet ward. An der Spitze der Oppositionspartei stand der sechzigjährige Marques von Santa Cruz, das Haupt einer der reichsten und angesehensten Familien des Fürstentums. Auf die Kunde von dem Anrücken fremden Kriegsvolks erging das Aufgebot der Junta zu freiwilliger Bewaffnung und zu Geldbeiträgen. In wenigen Tagen stellten sich 18,000 streitbare Gebirgssöhne unter die Fahne von Santa Cruz; das Zeughaus von Oviedo lieferte Gewehre und Geschütz; der Beitritt spanischer
24. Mai. Soldaten gab dem jungen Heer militärische Haltung. In früher Morgenstunde schwuren sie Treue dem König Ferdinand und Kampf gegen die Fremdherrschaft. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Nachricht von der Volkserhebung in Asturien für den katholischen König und regte in Galizien, Leon, Santander die Gemüter zur Nachahmung an. Abgesandte gingen nach England, um die Unterstützung britischer Streitkräfte zu erbitten. Unter ihnen befand sich der Vikomte von Matarosa, der später als Graf von Toreno die Geschichte der spanischen Bürgerkriege beschrieben hat. Sie fanden bei Canning ein geneigtes Ohr;

selbst die parlamentarische Opposition erklärte durch Sheridans Mund die Erhebung der Asturier für eine tapfere, edle und große That.

Und bereits war auch in andern Gegenden die Volkswut zum Ausbruch gekommen, in der Seestadt Cartagena im Südosten der Halbinsel, in der mutigen und streitbaren Stadt Valenzia, in Murcia, in Saragossa, in Sevilla. Zu Ende Mai loderte der Aufruhr von Santander und Coruña bis nach Sevilla und Granada, bis nach den Balearen. Eine einzige Woche genügte, um in dem ganzen Land einen Aufstand von beispielloser Verwegenheit zu entfachen. An vielen Orten waren Priester und Mönche die Führer und Bannerträger. Wo sich sogenannte Junten bildeten, Regierungsgewalten, die sich meistens an bestehende Korporationen und Behörden anlehnten, hielt sich der Aufstand in gewissen Schranken; wo aber die Volkswut ungezügelt hervorbrach, erfolgten wilde Szenen von Grausamkeit und Barbarei. Mehrere hohe Beamte, die als Anhänger Godoys galten oder vom Kampf wider die französische Übermacht abmahnten, bluteten unter den Streichen der Insurgenten. So in Sevilla Graf Aquila, der Vorsitzende des Ayuntamiento (Kommunalbehörde), in Cadiz der Generalkapitän von Andalusien, Marques del Socorro, die Gouverneure von Ciudad-Rodrigo, Badajoz und Malaga, in Valenzia der Baron von Albalat. In Valladolid entging der energische Generalkapitän Gregorio de la Cuesta nur dadurch dem Tod, daß er sich durch die drohende Masse bewegen ließ, den Aufständischen beizutreten. „Die rohesten und edelsten Leidenschaften des menschlichen Herzens schlugen in dieser wunderbaren Volkserhebung in einer Flamme von beispielloser Gewalt zusammen: der wilde Fanatismus einer bigotten, von wütenden Mönchen aufgestachelten Masse und der aufs tiefste verletzte Stolz eines unglücklichen Volks, die begeisterte Erhebung für die Ehre des Vaterlands und die brutale Raub- und Mordlust, die gemeinste Rachsucht und der reinste Enthusiasmus für die höchsten Güter des Menschen.“ Aufreizende Flugschriften voll der unwürdigsten Schmähungen und Beschuldigungen gegen den Tyrannen, den Feind der katholischen Religion, den Fürsten der Hölle, stachelten die Leidenschaften und erstickten Vernunft und Überlegung. In Katechismen wurde der Jugend die Verteidigung der Religion und des Vaterlands gegen Napoleon, den Antichrist, den Inbegriff aller Laster eingeprägt.

Verbreitung der Insurrektion.

Napoleon und seine Generale schlugen den Aufstand nicht hoch an. Wie sollten die ungeübten, schlecht bewaffneten Volkshaufen, die „Banditen“, wie man sie im französischen Heerlager bezeichnete, gegenüber der kriegskundigen, trefflich gerüsteten Armee des Kaisers bestehen können, die in einer Stärke von wenigstens 112,000 Mann über die ganze Halbinsel zerstreut war, ungerechnet die spanischen Regimenter unter der kaiserlichen Fahne und die Armeekorps, mit denen Junot Portugal in Gehorsam hielt und gegen die Landung der Engländer zu schützen suchte! Die berechnende Seele Napoleons vermochte nicht den wilden und selbstlosen Fanatismus zu begreifen, den heldenmütigen Wahnsinn, der sich

Die ersten Kämpfe.

einer ganzen Nation bemächtigte. Es war dies ein moralisches Phänomen, das über sein Verständnis hinausging. Wenn Joseph, der die schwierige Lage bald genug begriff, Bedenken äußerte, schrieb ihm der kaiserliche Bruder: Seien Sie mutig und heiter und zweifeln Sie nicht am vollständigsten Erfolg. Diese vorgefaßte Meinung befestigte sich noch durch die raschen Siege, welche die französischen Truppen bei Logroño, bei Valladolid, bei Segovia in der ersten Juniwoche des Jahres 1808 davontrugen. Allenthalben wo die Aufständischen im offenen Feld den französischen Soldaten entgegentraten, wurden sie mit leichter Mühe und großen Verlusten in die Flucht geschlagen. Auch im Süden drang General Dupont mit jungen frisch ausgehobenen Truppen durch die langen Engpässe der Sierra Morena in Andalusien ein, erstürmte Cordova und ließ die Stadt alle Kriegsgreuel erleiden. Durch Plünderung, Verheerung und Schrecken wollte er die Unterwerfung erzwingen und durch rasche Erfolge bei dem Kaiser, der ihm gewogen war und große Stücke auf ihn hielt, sich den Marschallstab verdienen. Er gedachte bald als Sieger in Sevilla einzuziehen und die Empörung in ihrem Haupt zu treffen. Denn die Junta dieser Stadt, bei welcher Graf Tilly, ein bösartiger Ränkeschmied, und der Franziskanerpater Manuel Gil, ein kluger Geistlicher von ungewöhnlicher Begabung, den hervorragendsten Einfluß besaßen, hatte sich den Namen einer obersten Junta von Spanien und Indien beigelegt und machte Anspruch auf den Rang einer höchsten Regierungsbehörde. Von Sevilla gedachte Dupont nach Cadiz vorzurücken, wo ein französisches Geschwader vor Anker lag.

Widerstand der Insurgenten. Aber gegen die Mitte des Monats trat eine Wendung ein, welche die Hoffnungen auf schnelle Unterdrückung der Empörung als Täuschungen erscheinen

Saragossa. ließ. Saragossa, die alte Hauptstadt Aragoniens, setzte unter der Führung des Jose Palafox y Melci, eines jungen Mannes von vornehmem Geschlecht, und des Corregidors (Amtmanns) Don Lorenzo Calvo de Rozas, den französischen Generalen Lefebvre-Desnouettes und Verdier einen so energischen Widerstand ent-

15. Juni bis 2. Juli 1808. gegen, daß nach mehreren vergeblichen Sturmangriffen die Belagerung aufgegeben ward. Gestützt auf die Aljaferia, ein kolossales viereckiges Bauwerk, das einst die Residenz der maurischen und aragonischen Könige gewesen, durch Ferdinand den Katholischen aber dem Inquisitionshof zugewiesen worden war, und auf vier mächtige Klöster führte die städtische Bevölkerung, selbst Frauen, Kinder und Greise, mit Hilfe von Bauern und Soldaten, unter dröhnendem Sturmgeläute einen Verteidigungskampf, der an die Heldenzeit des Altertums erinnerte. Vor der Fahne der heiligen Jungfrau del Pilar, der Patronin der Stadt, hatten die Bewohner feierlich geschworen, Religion, König und Vaterland zu verteidigen und sich nie unter das Joch der Franzosen zu beugen. Selbst als die Feinde schon durch die Thore gedrungen, stießen sie in den Straßen und Häusern auf solche Hindernisse, daß die beiden Generale bis zur Ankunft weiterer Verstärkungen ihre Truppen zurückziehen mußten. Um dieselbe Zeit traf auch Ge-

neral Moncey, nachdem er die Oliven- und Zitronengärten in der Vega von Valenzia durchschritten, vor den Thoren dieser alten Maurenstadt auf so energischen Widerstand, daß er nach großen Verlusten mit seinen geschwächten Truppen nach Cuença abzog. Diese Erfolge belebten den Mut der Spanier und mehrten die Kampflust und das Selbstvertrauen. Zwar wurde bald darauf die Freude und Zuversicht wesentlich gedämpft, als der eigensinnige heftige Generalkapitän Cuesta mit einem ungenügend ausgerüsteten Insurgentenheer aus Galicien, Asturien und Leon in die Ebene von Altkastilien herabstieg und gegen den Rat des Irländers Blake, den die galicischen Aufständischen zu ihrem Anführer gewählt, sich mit der Armee des von Burgos heranrückenden französischen Feldherrn Bessières in eine Schlacht bei Medina de Rioseco einließ, die mit einer schweren Niederlage und einer wilden Flucht der Spanier endete. Einen Augenblick gewann es den Anschein, als ob auch die Schilderhebung des spanischen Volks nur die Triumphe des Soldatenkaisers vermehren sollte; er wiegte sich in dem Traum, Rioseco würde für das Pyrenäenland ein Jena werden; da erscholl die Kunde von Duponts Kapitulation von Baylen.

Valenzia.

Bessières Sieg bei Rioseco.

14. Juli 1808.

Der General Dupont hatte gehofft, die Plünderung und Mißhandlung Cordovas würde auf die andalusischen Insurgenten einen ähnlichen Eindruck machen, wie solche Szenen des Schreckens und der Kriegsgreuel in Italien und Deutschland hervorgebracht; aber bei einem so leidenschaftlichen Volk, das zu einem Kampf der Verzweiflung entschlossen war, hatten jene Unthaten die entgegengesetzte Wirkung; sie steigerten die Wut und Rachsucht. Von den Schluchten der Sierra Morena bis zu den Felsen von Cadiz ertönte das Land von wildem Kampfgeschrei. Die Guerillabanden des Südens, in deren Reihen viele alte Soldaten eingetreten waren, setzten den Truppen Duponts solchen Widerstand entgegen, daß er anstatt auf Sevilla und Cadiz loszurücken nach Andujar zurückkehrte, um die Verstärkungen abzuwarten, die ihm Savary von Madrid aus zuzusenden versprochen hatte. Auf dem Marsch bemerkten die Franzosen zu ihrem Entsetzen, mit welcher Grausamkeit und Rachsucht alle ihre Kriegsgefährten, welche in die Hände der Spanier gefallen, ermordet und verstümmelt worden. Die Lage wurde mit jedem Tag drohender, da das französische Heer, auch nachdem einige tausend Mann unter General Vedel zu demselben gestoßen, den Guerillascharen, die sich aus Sevilla, Granada, Jaen und Cadiz unter der Fahne eines erfahrenen Führers Castaños gesammelt, weder an Zahl noch an kriegerischem Ungestüm gewachsen war und die ungenügend gedeckte Frontlinie des Guadalquivir von Andujar bis Ubeda, ein Strecke von fünfzehn Wegstunden, und im Rücken einen Engpaß von fünfundzwanzig Stunden Länge zu überwachen und zu verteidigen hatte. Dort in dem berühmten Flußthal, das in der Geschichte Spaniens so oft der Schauplatz entscheidungsvoller Kämpfe gewesen, erfolgte eine Reihe von Gefechten zwischen den Guerillahaufen unter Castaños, welchem der Schweizer Reding und der Marquis von Coupigny, ein

Die Kämpfe in Andalusien und Duponts Kapitulation von Baylen.

französischer Emigrant, zur Seite standen, und den kaiserlichen Divisionen unter Dupont und den Generalen Vedel, Verdier und Gobert, Gefechten, die während der heißesten Julitage in der wasserlosen Gegend von Menjibar und Baylen bis in die Berge der deutschen Kolonie La Carolina ohne Unterbrechung an verschiedenen Orten fortgesetzt, mit einer Katastrophe endigten, die ein Seitenstück zu der Kapitulation von Ulm bildete. Wie sehr die französischen Soldaten trotz Ermattung, Durst und Hunger bei einer tropischen Hitze die ganze Tapferkeit und den kriegerischen Mut entfalteten, den die kaiserlichen Heere allenthalben bewährten, wie opferwillig sie sich allen Mühseligkeiten und Leiden unterzogen, die Feinde, ebenso tapfer und mutig, hatten den Vorteil überlegener Streitkräfte, der bessern Aufstellung, der größern Ortskunde. Denn um keinen Preis konnten die Franzosen Spione erhalten. General Gobert war bei Menjibar gefallen, der Oberfeldherr selbst blutete aus einer Wunde, die Soldaten, aufs äußerste erschöpft und von den Bergen herab durch die aufständischen Bauern und Räuberbanden unaufhörlich beschossen, verloren den Mut. Dupont, mehr ein Mann des Vergnügens und der Phantasie als der raschen Entschlossenheit und Thatkraft, ein Freund litterarischer und gesellschaftlicher Bildung, besaß nicht den energischen Charakter eines Helden, der alles einsetzt, um alles zu gewinnen. Gestützt auf den Ausspruch eines Kriegsrats, daß die Fortsetzung des Kampfes unmöglich sei, willigte der Obergeneral, der einst bei Albeck, Halle, Friedland sich mit Kriegsruhm bedeckt hatte, in die von Castaños verlangte Ergebung
22. Juli 1808. auf Gnade und Ungnade. So fielen durch die Kapitulation von Baylen mehr als 20,000 Mann der großen stolzen Armee mit einem Schlag in die Gewalt eines Feindes, den sie tief verachteten. In dem Vertrag war bestimmt, daß alle nach Cadiz gebracht und dort nach Frankreich eingeschifft werden sollten. Aber die Bedingung wurde nicht eingehalten. Nur die höhern Offiziere durften heimkehren, die übrigen mußten als Kriegsgefangene zurückbleiben und gingen, jahrelang der abscheulichsten Behandlung ausgesetzt, größtenteils elendiglich zu Grunde. Als sich Dupont einige Wochen nachher bei dem Gouverneur von Andalusien über den Wortbruch beklagte, erhielt er zur Antwort, das sei die gerechte Vergeltung für Bayonne und Cordova. Die andalusische Armee war dahin, als ob die Erde sie verschlungen; ihr Untergang hatte auch die Wegnahme des französischen Geschwaders in Cadiz, aus fünf Linienschiffen und einer Fregatte bestehend, zur Folge.

Napoleon hat den Generalen der andalusischen Armee bittere Vorwürfe gemacht und sie mit seiner Ungnade bestraft; Dupont, den er in einem Brief an Joseph beschuldigte, daß er die Fahne Frankreichs befleckt habe, wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und bis zur Restauration in Gefangenschaft gehalten; in vielen Schriftstücken wurde das Ereignis von den Beteiligten selbst und zeitgenössischen Historikern beleuchtet. Lanfrey legt das ganze Unglück dem Kaiser zur Last, der den Einmarsch befohlen und den rechtzeitigen Rückzug über die Sierra Morena untersagt habe. „Alle diese Generale, welche das Glück der Waffen so grausam im Stich ließ," schließt er

seine Darstellung, „trugen im allgemeinen keine Schuld; sie hatten sich tapfer geschlagen, hatten eine ruhmwürdige Vergangenheit hinter sich, und man würde ihrem Andenken Unrecht thun, wollte man ihnen zum Vorwurf machen, daß sie sich nicht lieber bis auf den letzten Mann töten ließen, ehe sie die Bedingungen Castaños' annahmen. Nur ein Mensch wagte ihnen vorzuwerfen, daß sie nicht zu sterben gewußt." Auch Thiers, obwohl die strategischen Fehler der französischen Generale strenger beurteilend, schließt seine Erzählung von dem Eindruck, den das Unglück von Baylen auf den Kaiser machte, mit einer Betrachtung, aus der man erkennt, daß er darin ein höheres Strafgericht über menschliche Vermessenheit erblickt.

Die Kunde von der Katastrophe von Baylen erfüllte die Herzen der Spanier in demselben Grad mit Mut, Begeisterung und patriotischem Wetteifer, wie sie die königliche Partei erschreckte und niederbeugte. Die Höflinge, Beamten, Dienerschaften, die den gekrönten Bonaparte während seiner achttägigen Herrlichkeit umgeben hatten, verließen das Schloß, „als ob es ein Pesthaus wäre". Selbst der Minister Jovellanos ergriff die Partei der Insurgenten. In Madrid erregten die Gerüchte von dem Anzug Castaños' und die Vorboten eines Aufstandes solche Bestürzung, daß auch König Joseph beschloß, durch die Flucht nach dem Norden seines Reichs, nach Burgos und Miranda, seine Person in Sicherheit zu bringen; die französische Armee zog sich an den Ebro zurück, um neue Verstärkungen abzuwarten. Die Provinzialjunten schickten Abgeordnete nach Madrid, um in der Hauptstadt eine Zentralregierung für das gesamte Reich zu begründen. Floridа Blanca, der achtzigjährige ehemalige Minister, rief, zum Präsidenten erwählt, vom Balkon des königlichen Schlosses abermals Ferdinand VII. als rechtmäßigen König aus unter dem Jubel des zahlreich herbeigeströmten Volks. Als dessen Stellvertreter sollte die „oberste Zentralregierungsjunta von Spanien und Indien", eine aus den angesehensten Männern des Reichs zusammengesetzte Behörde, die Staatsgeschäfte besorgen und den Titel Majestät führen.

Eindruck in Madrid. — *Anfang August 1808.* — *25. Sept.*

Die Lage der Franzosen verschlimmerte sich noch durch die Nachrichten aus Portugal. Wochenlang hatte man nichts von Junots Armee erfahren. Da verbreitete sich die Kunde, daß das ganze Königreich die Fahne der Empörung aufgepflanzt, daß eine englische Flotte mit Kriegsmannschaft am Mondego gelandet, von einem jungen General geführt, der sich schon in Indien durch seine militärische Tüchtigkeit und Charakterfestigkeit berühmt gemacht, Arthur Wellesley, später weltbekannt unter dem Namen Wellington, daß der französische Oberfeldherr nur noch vier oder fünf feste Plätze behaupte. Vergebens suchte General Delaborde die Engländer mit der glänzendsten Tapferkeit vom Betreten des Festlandes abzuhalten; nachdem er im Kampf mit dem ihm weit überlegenen Feind fünfhundert Mann verloren hatte, mußte er den Rückzug antreten, worauf Wellesley mit einem Heer von 18,000 Streitern bis Vimeiro vordrang und auf den steilen Höhen des Küstensaumes Stellung nahm. Vergebens versuchte Junot mit seinen vereinigten Truppen, die nicht viel über die Hälfte

Kapitulation von Cintra. — *15. Aug. 1808.*

betrugen, „die Engländer ins Meer zu werfen", wie der Befehl Napoleons lautete; der Feind war in einer zu vorteilhaften Stellung, als daß der kühne Angriff hätte gelingen können. Der stürmische Anprall, bei dem sich Kellermanns Grenadiere durch Heldenmut hervorthaten, wurde auf allen Seiten mit großen Verlusten an Menschen und Kanonen zurückgewiesen. Junot stand in Gefahr das Schicksal Duponts zu erleiden; aber zu seinem Glück war der englische General Burrard, der nach der Schlacht den Oberbefehl übernommen hatte, einem milderen Verfahren geneigt. Nach mehrtägigen Unterhandlungen unter dem Schutz eines Waffenstillstandes kam es zu dem Vertrag von Cintra, worin den französischen Truppen freie Überfahrt nach Rochefort und Lorient mit Waffen und Gepäck gewährt ward. Vergebens widersetzten sich Wellesley und Moore einem Vertrag, der zwar die Räumung Portugals von den Franzosen herbeiführte und das Übergewicht Englands herstellte, aber dem Feind, der vor der Wahl stand sich in Gefangenschaft zu geben oder auf dem Schlachtfeld bis zum letzten Mann erliegen zu müssen, einen ehrenhaften und sichern Abzug gewährte. 30. Aug. 1808. In England wie in Spanien und Portugal erregte die **Kapitulation von Cintra** große Unzufriedenheit. Dennoch wurde sie im Lauf des September gewissenhaft ausgeführt. Burrard und die andern Generale, die sich durch die stolze Haltung Junots und den Nimbus des Napoleonischen Namens hatten verblüffen lassen, wurden vor ein Kriegsgericht gestellt, jedoch freigesprochen. Sie führten zu ihrer Rechtfertigung an: die Schwierigkeit ohne genügende Reiterei die französische Armee zu überwinden und die Vorteile, welche die sofortige Räumung Portugals der britischen Regierung gewährte. Und in der That wurde es derselben erst jetzt möglich, sich aufs engste mit Spanien zu verbinden, die Aufständischen mit Geld, Waffen und Kriegsvorräten zu unterstützen und den Boden der Halbinsel zu verteidigen als wäre es Englands eignes Gebiet. Die revolutionäre Bewegung, welche so oft der französischen Regierung in die Hände gearbeitet, wurde jetzt von England gegen dieselbe ins Werk gesetzt.

Charakter des peninsularischen Kriegs. Erfreut, daß dem französischen Gebieter ein neuer mächtiger Feind erstanden, leisteten die Engländer den Spaniern und Portugiesen kräftigen Vorschub und begannen dann, von den Eingebornen unterstützt, in der Pyrenäischen Halbinsel den ersten erfolgreichen Landkrieg wider ihre Gegner. Seitdem nahm der spanische Bürgerkrieg größere Ausdehnung und den Charakter eines Volkskriegs und Prinzipienkampfs an. Während die gebildeten Kreise der Nation der neuen Ordnung, die ein freies Staatsleben und politische Rechte gewährte, mehr zugethan waren, als der absoluten Monarchie der alten Zeit und darum als „Josephinos" und „Afranzesados" angefeindet wurden, war die große Masse des Volks unempfänglich für die Güter der Revolution und wurde von den fanatischen Priestern, denen die kirchenschänderischen Nachbarn ein Greuel waren, im glühendsten Franzosenhaß erhalten. „Ich habe Ursache," schrieb Napoleon an Kaiser Alexander, „mit allen Persönlichkeiten von Rang, Vermögen und Bildung sehr zufrieden zu sein. Nur die Mönche, welche eine Aufhebung der Mißbräuche voraussehen, und die Agenten der Inquisition, welche das Ende ihrer Existenz fürchten, bringen das Land in Unruhe." Der Kampf nahm einen immer leidenschaft-

licheren und heftigeren Charakter an und wurde den Franzosen um so verderblicher, als ihnen die Feinde selten in offener Feldschlacht entgegentraten, vielmehr einen ununterbrochenen Bandenkrieg (Guerilla) führten und einzelne Abteilungen an ungünstigen Orten überfielen; und wie sehr auch Joseph, als er wieder nach Madrid zurückgeführt ward, sich bemühte, durch eine verständige, gemäßigte und freisinnige Regierung die Spanier für die neue Verfassung zu gewinnen: die Junten, die nach vielen Streitigkeiten sich zur Bildung einer Zentralgewalt in Sevilla vereinigten, erlangten trotz ihrer Zwietracht beim Volk mehr Macht und Ansehen, besonders als der französische Gewalthaber ohne Rücksicht auf die königliche Würde und Ehre seines Bruders ganz eigenmächtig über Spanien und die Armee schaltete und somit die Pyrenäische Halbinsel von Frankreich abhängig machen wollte. Napoleons Heere hielten zwar das königliche Regiment in Madrid aufrecht, aber die revolutionäre, in Ferdinands Namen handelnde Regierung der Junten hatte ihre Stärke im Volksgeist und in der Gunst der fremden Nationen, die durch Wort und That zur Abschüttelung der französischen Zwingherrschaft ermunterten. Doch wäre bei der innern Zwietracht und dem angeerbten Haß der einzelnen Provinzen und Junten zuletzt Napoleon wohl Sieger geblieben, hätte nicht seine unersättliche Herrschbegier ihn zu gleicher Zeit in andre Kriege verwickelt und wären nicht die Armeen der Engländer den Insurgenten zu Hilfe gekommen. Übrigens war die Anarchie, die während des Kriegs sich über die Halbinsel lagerte, den Spaniern mehr förderlich als nachteilig, denn bei dem Mangel aller Zentralisation, einer gebieterischen Hauptstadt und einheitlichen Regierung mußte jede einzelne Stadt und Landschaft besonders erobert werden, was den Krieg ins Endlose verlängerte. Der Widerstand wuchs mit den Niederlagen. Die aus Freiwilligen zusammengesetzten Heere ergänzten sich wieder nach jeder Schlacht, und wenn der Aufstand durch die französische Tapferkeit in einer Provinz niedergeworfen war, loderte er mit desto größerer Gewalt in einer andern auf.

e. Napoleon in Madrid.

Sollte Napoleon mit seinen kriegskundigen Heeren, die Könige entthront und Nationen unterjocht hatten, vor ungeübten Scharen zurückweichen und den verhaßten Engländern das Feld räumen? Diesen Gedanken ertrug sein Stolz nicht. Ich werde in Spanien die Säulen des Herkules finden, schrieb er dem Bruder, aber nicht die Grenzen meiner Macht. Bald nach seiner Rückkehr von Erfurt, wo er sich mit Kaiser Alexander über die Teilung der Weltherrschaft verständigt, wurde der spanische Krieg mit frischer Energie in Angriff genommen. Es entging Napoleon nicht, welch tiefe Eindrücke die spanischen Vorgänge in Österreich und Preußen hervorbrachten; diese Eindrücke sollten durch neue Siege ausgelöscht werden. „Er wollte als Würgengel erscheinen, mit dem Blitze bewaffnet, wie ein Gott, der seine beleidigte Majestät zu rächen hat.“ Frankreich stöhnte über die neuen Opfer; aber eine schmeichelnde Stimme sprach im Senat: Was liegt denn Ungeheuerliches darin, daß die große Bevölkerung Frankreichs eine Million Männer unter die Waffen stellt, um England zu züchtigen und die Anarchie zu erdrücken, das blinde wilde Ungeheuer, das mitten in Spanien seine Brandfackeln wieder entzündet und seine Schafotte aufgerichtet hat! Durch Aus-

Die neue Heerfahrt über die Pyrenäen.

hebungen frischer Mannschaften, wobei man auf die in den Jahren 1807 und 1806 Verschonten zurückging und zugleich in das Jahr 1810 vorgriff, wurde das Heer um 160,000 Streiter vermehrt und eine neue Armeeverteilung in der Art angeordnet, daß die alten kriegserfahrenen Regimenter vom Norden und Osten abberufen wurden und die jüngeren ihre Stelle einnahmen. Denn Napoleon erkannte den Mißgriff, daß er hauptsächlich junge Truppen nach Portugal und Andalusien gesandt hatte. Um den kriegerischen Geist der zurückkehrenden Soldaten zu beleben, traf er die Anordnung, daß sie vom Main bis zur Garonne in allen Städten festlich bewirtet wurden. Sieben Armeekorps, an ihrer Spitze die erfahrensten Feldherren der Napoleonischen Schule, ein Ney, Lannes, Soult, Victor, St.-Cyr, Mortier, Junot, rückten aufs trefflichste ausgerüstet, unter des Kaisers eigner oberster Heerführung im November von Bayonne über die Pyrenäen, in der Absicht, mit einem Schlag die Rebellion niederzuwerfen. Alle abhängigen Länder mußten an der großen Heerfahrt teilnehmen: Holländer, Deutsche aus den Rheinbundsstaaten, Polen, Italiener wurden in Bewegung gesetzt. Mehr als 200,000 kampfgeübte Soldaten, mit Waffen, Geschütz und Kriegsvorrat reichlich versehen, zogen an den Ebro und Duero, um Joseph nach Madrid zurückzuführen und in Spanien und Portugal die Bonapartische Herrschaft zu befestigen.

Siege der Franzosen. Unterwerfung der Hauptstadt. Nun nahmen die Dinge rasch eine andre Gestalt an. Die Insurgenten, die, durch die vorausgegangenen Erfolge übermütig und sorglos gemacht, ohne Kriegsplan dem größten Schlachtengewinner in offenem Feld entgegentraten, die außer Castaños und Blake keinen Führer von Erfahrung und Autorität besaßen und durch die verworrenen Anweisungen der Zentraljunta vollends aller militärischen Zucht und Unterordnung verlustig gingen, erlagen einzeln der feindlichen
8. 10. Nov. 1808. Übermacht. Bei **Burgos** und **Espinosa** wurde Blake von Lefebvre und Victor geschlagen; seine Truppen flüchteten in wilder Unordnung, blutig verfolgt von der französischen Reiterei, die Stadt Burgos selbst ward der Plünderung preisgegeben und entsetzlich verwüstet. Denn durch Schrecken sollten die Spanier zur Unterwerfung gebracht werden. Mit unglaublichen Beschwerden führte Blake durch unwegsame Gebirgsgegenden die Trümmer der Insurgentenbanden nach Leon, um sich an die englischen Truppen anzulehnen, die unter den Generalen Moore und Baird von Galicien und Portugal aus ihren Marsch gen
23. Nov. Salamanca richteten. Zwei Wochen nachher erfolgte die **Schlacht bei Tudela** am Ebro, wo die spanischen Feldherren Castaños und Palafox durch Lannes eine empfindliche Niederlage erlitten. Das Guerillaheer verlor 4000 Tote und Verwundete und fast die ganze Artillerie. Gegen Ende des Monats war Altkastilien und die ganze Ebrolinie im Besitz der Franzosen, und als der Kaiser selbst die Insurgentenhaufen, die unter Benito San Juan die Schluchten der **Somo Sierra** bewachten, mittels eines kühnen von General Montbrun und von polnischen Lanzenreitern ausgeführten Kavallerieangriffs in die Flucht ge-

schlagen und die Pässe über das Guadarramagebirge frei gemacht, war der Weg 30. Nov. 1808.
nach Madrid offen. Die Bevölkerung und die in der Stadt befindlichen aufständischen Truppen trafen zwar unter der Anführung des ehemaligen Gouverneurs von Cadiz, Thomas de Morla, Anstalten zur Verteidigung; als jedoch die französischen Heere vor den Thoren erschienen und sich des Buen Retiro, des beherr- 2. Dez.
schenden Punktes der Hauptstadt bemächtigten, zerrann allmählich der Kriegsmut und an die Stelle patriotischer Begeisterung trat Wut und Verzweiflung. Das Volk schrie über Verrat und ermordete in der Leidenschaft den Marques von Parales. In der Hauptstadt wie in den Provinzen gab es Szenen blutiger Gewaltthat. Die oberste Zentraljunta, die mit dem Rat von Kastilien in einem heftigen Kompetenzstreit lag und durch Mißgriffe und verkehrte Regierungsmaßregeln die Bestürzung und Ratlosigkeit wesentlich herbeigeführt, verließ das Schloß Aranjuez, wohin sie gegen den Rat Jovellanos' ihre Sitzungen verlegt hatte, und begab sich nach Sevilla, um fern von der Gefahr in dem alten Maurenschloß, dem Alkazar, ihre wenig fruchtbare Thätigkeit fortzusetzen. Ein prahlerischer Aufruf an die „Völker Spaniens", im Stil der alten königlichen Proklamationen, forderte die Nation zur Fortsetzung des heiligen Kampfes auf. Unterdessen eilten Morla und einige andre Führer in das Hauptquartier des Kaisers, um einen Waffenstillstand zur Abfassung einer Kapitulation zu er- 3. Dez.
bitten. Napoleon fuhr sie hart an; doch zog er die freiwillige Ergebung einer Erstürmung vor. Er ernannte den General Belliard zum Gouverneur. Als aber hier und da Spuren von Widersetzlichkeit vorkamen, ließ er unter dem Vorwand eines Vertragsbruchs die Offiziere in Kriegsgefangenschaft nehmen. Auch die Mitglieder des Rats von Kastilien und mehrere Granden wurden unter Aufsicht gestellt. Das von dem Kaiser bei seinem Eintritt in Spanien erlassene „Amnestiedekret", welches allen, die innerhalb vier Wochen ihre Unterwerfung kundgeben würden, Verzeihung angeboten, war nun ein scharfes Schwert gegen die Säumigen.

Am 4. Dezember hielt Napoleon seinen Einzug in die gedemütigte Stadt, Napoleon und Joseph in Madrid.
entschlossen seinem Bruder Joseph, der wenig beachtet und in unscheinbarem Aufzug dem Hauptquartier folgte, den Thron zurückzugeben. Aber wenn der Bonapartische König schon früher über Vernachlässigung und Rücksichtslosigkeit von seiten des kaiserlichen Bruders sich zu beklagen gehabt, so fand er jetzt noch mehr Grund zu solchen Beschwerden. Der Kaiser trat als eigentlicher Gebieter und Wiederhersteller Spaniens auf. In einer Reihe von Erlassen schaffte er die Feudalrechte ab, hob er das Inquisitionsgericht und die Grenzabgaben zwischen den verschiedenen Provinzen auf, verminderte er die Zahl der Klöster auf ein Drittel. Ja ein Drohmanifest verkündete den Spaniern, daß, wenn sie sich seines Vertrauens nicht würdig zeigten, er seinem Bruder einen andern Thron geben und die spanische Krone auf sein eignes Haupt setzen würde. Er werde dann wissen den Böswilligen Ehrfurcht einzuflößen, denn Gott habe ihm die Kraft und den

Willen gegeben, alle Hindernisse zu besiegen. Die Hauptstadt und das ganze Land, soweit die Gebote Napoleons reichten, wurden unter Kriegsrecht gestellt. Joseph war über dieses eigenmächtige Auftreten des Imperators so verstimmt,
8. Dez. 1808. daß er demselben schriftlich seine Verzichtleistung auf den Thron anbot, da er Ehre und Rechtschaffenheit stets einer so teuer erkauften Gewalt vorziehen werde. Dies lag jedoch keineswegs in der Absicht Napoleons. Mit jener Drohung war es nicht so ernst gemeint: wenn er die Gehässigkeit der Eroberung auf sich selbst lud, wurde es dem Bruder leichter die Herzen durch Milde, Nachsicht und guten Willen zu gewinnen. Es war dem Kaiser daher ganz recht, daß eine Deputation
15. Dez. der städtischen Behörden und der Geistlichkeit die Bitte an ihn richtete, er möge König Joseph wieder in Madrid einziehen lassen, damit unter dessen Zepter der Hauptstadt und dem Reich die Ruhe und das Glück wiederkehrten, die sie von der Milde Sr. Majestät erwarteten. Er antwortete, er sei bereit seine Rechte als Eroberer abzutreten, wenn die Einwohner vor dem heiligen Sakrament den Eid der Treue ablegten, nicht bloß mit den Lippen, sondern auch mit dem Herzen. Zu dem Zweck wurde mehrere Tage hindurch das Sakrament in den Kirchen ausgestellt. Unter dem Eindruck eines neuen Sieges, den der Marschall Victor über
13. Jan. 1809. das Insurgentenheer des Herzogs von Infantado in der Nähe von Tarancon
22. Jan. und Ucles davontrug, hielt dann Joseph seinen zweiten Einzug in die spanische Residenz. Doch ermahnte der Kaiser bei jeder Gelegenheit seinen Bruder, daß er mit größerer Strenge verfahren sollte. Es waren dieselben Ermahnungen, die er ihm früher als König von Neapel gegeben. Gegen Mordbrenner und Banditen, meinte er, seien Galgen und Galeeren das wirksamste Abschreckungsmittel.

La Romana. Napoleon trug sich mit dem Glauben, der Besitz der Hauptstadt führe auch zum Besitz des Landes. Dieser Glaube, zu dem er durch die Erfahrungen in Italien, in Deutschland, in Österreich geführt worden, erwies sich in Spanien als eine Täuschung. Die besiegten und flüchtigen Soldaten fanden allenthalben wieder eine Insurrektionsfahne, unter der sie gegen den Nationalfeind streiten konnten. So kam es, daß, während der Kaiser selbst in Madrid die neuen Einrichtungen und Reformen begründete, die ihm den Ehrennamen eines Regenerators der spanischen Monarchie eintragen und dem Bruder ein Regiment nach seinem eignen milden humanen Sinn ermöglichen sollten, die französischen Feldherren blutige Kämpfe gegen Bandenführer und Engländer zu bestehen hatten. Die Guerilla erhielt einen neuen Aufschwung, als General La Romana, den Napoleon absichtlich nach dem eisigen Norden wie nach einem todbringenden Verbannungsort geschickt, auf die Kunde von der Erhebung seines Vaterlandes, sich mit etwa 14,000 Mann, dem Kern der spanischen Armee, auf einer englischen Flotte einschiffte und von den dänischen Inseln aus glücklich nach der Heimat entkam, eine kühne That, welche die Volksphantasie durch romanhafte Zusätze noch mehr verherrlichte. La Romana und seine Waffenbrüder landeten in Galicien, wo sie

dem Aufstand neues Leben einhauchten und zugleich den englischen Armeen im Westen der Halbinsel die Hand reichten.

Durch La Romana erhielt General Moore die Kunde, daß Napoleon gegen Ende des Jahres mit namhaften Streitkräften die schneebedeckten Höhen des Guadarramagebirges in der Richtung von Tordesillas und Valladolid überstiegen, um im Verein mit dem bei Saldana stehenden Armeekorps des Marschalls Soult das englische Heer zwischen zwei Feuer zu bringen und zu vernichten. Moore änderte sofort seinen Kriegsplan und erreichte, dank dem verzögerten Marsch der Feinde infolge schlimmen Unwetters, nach einem kühnen meisterhaften Rückzug über Benevente, Astorga, Villafranca und Lugo, unter unsäglichen Beschwerden, Entbehrungen und Leiden, unter ununterbrochenen Kämpfen mit dem verfolgenden Feind, die feste Hafenstadt Coruña. Aber die englische Transportflotte, die er hier zu finden hoffte, war noch nicht eingetroffen. Daher mußte das erschöpfte Heer noch mehrere Tage die Hafenstadt gegen die Angriffe Soults verteidigen, und als endlich die ersehnten Segel im Hafen von Coruña erblickt wurden, konnte die Einschiffung nur unter fortwährenden Gefechten mit den Franzosen vor sich gehen. Das schwierige Werk wurde glücklich vollbracht. Der Heldenmut des britischen Feldherrn sicherte die Einschiffung der Armee, die seit mehreren Wochen Unsägliches erlitten und ertragen, bis auf den letzten Mann. Aber der hochherzige Befehlshaber John Moore erhielt dabei die Todeswunde, ein Mann von fast antiker Harmonie der Geistes- und Gemütsbildung, edel, wahr und selbstlos. Es war stets sein Wunsch gewesen, wie er zu Oberst Anderson sagte, auf dem Schlachtfeld für den Ruhm seiner Nation zu sterben. Auch General David Baird blutete aus einer Wunde.

Die Schlacht bei Coruña und der Tod Moores. — *11. Jan. 1809.* — *14.–16. Jan.*

Als die Engländer unter Segel gingen, war Napoleon bereits von Valladolid aufgebrochen und auf dem Rückweg nach Paris. Der Verdruß über das Entkommen der britischen Armee, politische Intrigen, die Talleyrand und Fouché angezettelt haben sollten, und vor allem die Rüstungen Österreichs bewogen ihn über die Pyrenäen zurückzukehren, ehe er seine Aufgabe ganz gelöst hatte. Er übertrug die Vollendung seinen Generalen, die denn auch fortfuhren das widerspenstige Volk mit den Waffen zur Unterwerfung und zum Gehorsam zu zwingen. Nur die Kavallerieregimenter, welche in den weiten Ebenen der Donau nützlicher verwendet werden konnten als in dem spanischen Gebirgsland, die Garde und einige Generale, wie Bessières und Lefebvre, wie die Reiterführer Montbrun und Lasalle, welche unter dem unmittelbaren Befehl Napoleons mehr am Platz waren, als in einer selbständigen Stellung, wurden zurückgezogen. Aber noch immer war die Zahl der militärischen Berühmtheiten groß genug, um in der nächsten Zeit noch glänzende Erfolge zu erringen. Schon im Dezember hatte General St.-Cyr die streitbaren Katalonier trotz ihrer Überlegenheit an Wehrmannschaften in einem zum Volkskrieg sehr geeigneten Land in mehreren Treffen geschlagen, und Barcelona, wo Duhesme in der

Napoleons Rückkehr. Siegreiches Vorgehen seiner Generale. — *17. Dez. 1808.*

größten Bedrängnis war, gesichert; die englischen Truppen beschränkten sich auf die Verteidigung von Portugal und suchten die sehr geschwächten und geschädigten Heerhaufen La Romanas an sich heranzuziehen. Saragossa wurde nach einer verzweifelten Gegenwehr, an welcher selbst die Frauen teilnahmen, durch Marschall Lannes erstürmt, der verwundete Palafox als Gefangener nach Frankreich geführt und in Vincennes eingekerkert. Mehr als 50,000 Menschen waren während der beiden Belagerungen durch das Schwert, durch Hunger und Seuchen umgekommen, als die Franzosen unter mehrtägigen Kämpfen in den Straßen und Häusern endlich in die rauchende Trümmerstadt einzogen. Die Verteidiger hatten den Mut und Fanatismus bis zum Wahnsinn getrieben; es waren entsetzliche Thaten der Rache vorgefallen. Aber seit den Tagen von Numantia und von Jerusalem waren niemals blutgetränkte Ruinen von einem solchen Glanz des Heroismus umleuchtet gewesen. Selbst Marschall Lannes, der fünfzehn Jahre lang von einem Schlachtfeld zum andern gezogen war, schrieb dem Kaiser, daß er noch nie einen solchen Verzweiflungskampf gesehen; Frauen hätten sich vor der Bresche töten lassen, die Truppen hätten Haus für Haus erstürmen müssen. Das Andenken an „das Mädchen von Saragossa" wird nie aus der Geschichte verschwinden. Bald nachher wurde Lannes zu der Donauarmee abberufen, wo er einen frühen Heldentod fand. — Im März bahnte sich Marschall Soult von Galicien aus durch die aufständischen Gebirgslandschaften den Weg nach Portugal, nahm Porto mit Sturm ein und übergab die reiche Handelsstadt seinen Soldaten zur Plünderung; um dieselbe Zeit gewann Marschall Victor bei Medellin an der Guadiana einen blutigen Sieg über den Guerillaführer Cuesta, und Sebastiani öffnete durch die siegreiche Schlacht bei Ciudad Real in der Mancha den französischen Heeren den Zugang nach Andalusien.

Erstürmung v. Saragossa.

20. Febr. 1809.

Soult in Porto.

29. März.

2. Der französisch-österreichische Krieg vom Jahr 1809 und die Bewegungen in Tirol und Norddeutschland.

a. Patriotischer Aufschwung in Österreich.

26. 12. 1805

Stadions Reformsystem.

Der Preßburger Frieden war ein zu harter Schlag für die Habsburgsche Monarchie, als daß nicht ein neuer Versuch zur Herstellung des alten Reichs hätte gewagt werden sollen. Hatte doch Erzherzog Karl seine Soldaten mit den Worten entlassen: Kinder, ruht euch aus, bis wir wieder anfangen." Der Friedensvertrag war von allen Österreichern, die noch eines patriotischen Aufschwungs fähig waren, nur als ein Waffenstillstand betrachtet worden, aus dem ein neuer Krieg hervorgehen müsse. Selbst die Worte des Kaisers bei der Verkündigung des Friedensschlusses: Man wird die Waffenruhe zur Belebung des Soldatengeistes benutzen, ließen die Absicht einer neuen Schilderhebung erraten.

Diese Auffassung wurde immer allgemeiner als bald nach dem Abschluß jenes Friedens die nach Reformen im Staatswesen strebende Partei zu größerm Einfluß gelangte, die schmiegsame charakterlose Politik eines Thugut und Cobenzl in die verdiente Dunkelheit zurücktrat und der kraftvolle Graf Johann Philipp von Stadion, einem uralten rätischen, frühe nach Schwaben verpflanzten Rittergeschlecht entsprossen, zur Leitung der auswärtigen Angelegenheiten berufen ward, ein Mann, der in einem wechselvollen Leben Welterfahrung und Menschenkenntnis erworben und ein warmes Herz für Ehre, Vaterland und Volkswohl bewahrt hatte. Wie in Preußen der Freiherr vom Stein, so suchte auch Stadion durch zeitgemäße Reformen das österreichische Staatsleben zu kräftigen und zu verjüngen; und wenn er gleich am Hof, bei der Aristokratie und an dem herkömmlichen büreaukratischen Mechanismus einen stärkern Widersacher fand als die Männer des Fortschritts in dem norddeutschen Staat, so suchte er doch die Geistesfesseln zu lockern, den Sinn für gemeinnützige Interessen zu beleben, Unterricht und Aufklärung zu fördern und das Heerwesen zu verbessern. Schon während des preußischen Kriegs hatte die liberale Partei in Österreich ein Bündnis mit dem nördlichen Deutschland angestrebt; aber der rasche Gang der Ereignisse vereitelte ihre Versuche. Doch dauerten auch nach dem Tilsiter Frieden die Verbindungen fort. Der thätige Gentz (XIII, 689) stand in lebhaftem Verkehr mit hervorragenden preußischen Staatsmännern und Offizieren, welche zeitweise in Prag und in andern österreichischen Städten einen Zufluchtsort gegen Napoleonische Nachstellungen suchten. Diese Bemühungen erhielten einen kräftigen Vorschub durch die Vorgänge in der Iberischen Halbinsel. Der spanische Volkskrieg, der mit zündender Macht auf alle unterdrückten Nationen wirkte und zugleich den französischen Kaiser nötigte, bedeutende Streitkräfte über die Pyrenäen zu senden, gab auch in Österreich, das von alters her durch dynastische Bande mit Spanien verknüpft war, dem kriegerischen Geist einen neuen Antrieb und belebte die Hoffnung, durch eine nochmalige Schilderhebung die verlorene Machtstellung wieder zu erlangen. Napoleons Gewaltstreiche in Italien, sein wachsender Einfluß in Deutschland, sein eigenmächtiges Schalten in so vielen europäischen Staaten, ohne die geringste Rücksicht auf Österreich, die Verdrängung der Bourbonen von den Thronen in Madrid und Neapel, sein Bündnis mit Rußland, das Mailänder Dekret, das Österreich zur Annahme des Kontinentalsystems nötigte und durch Absperrung der natürlichen Handelswege seinen Staatshaushalt in gänzliche Zerrüttung brachte, diese und andre Vorkommnisse mußten das Wiener Kabinett mit Mißtrauen, Eifersucht und Verdruß erfüllen, gerechte Besorgnis für die Existenz und politische Stellung des Kaiserstaats erwecken. Was war daher natürlicher, als daß man an der Donau die Zeit, da Napoleon mit dem preußisch-russischen Krieg und mit andern Angelegenheiten beschäftigt war, dazu benutzte, das Reich in eine Verfassung zu setzen, in der es einen wiederholten Waffengang mit mehr Aussicht auf Erfolg und mit frischeren

Kräften unternehmen konnte? Vor allem schien es nötig die Wehrkräfte des Reichs so zu stärken, daß sie der Übermacht Frankreichs Stand zu halten vermöchten, eine Heeresverfassung zu schaffen, welche die militärische Einübung in Friedenszeiten ermöglichte, ohne daß die Mannschaften aus ihren bürgerlichen Verhältnissen herausgerissen würden und ihr Unterhalt die Staatskasse erschöpfte. Nachdem der ungarische Reichstag bei Gelegenheit der Krönung der dritten Gemahlin des Kaisers Franz, Maria Ludovica Beatrix von Este (Modena), durch den klugen Präsidenten der Ständetafel, Stephan Aczél, dahin gebracht worden, aus Dankbarkeit und loyaler Gesinnung die gesetzmäßige Landesinsurrektion um 20,000 Mann zu vermehren, wurden in allen Provinzen neue Heeresorganisationen vorgenommen. Man suchte durch Umgestaltung der Militärordnung, durch Einführung des französischen Aushebungssystems, durch Errichtung einer Landmiliz, durch zweckmäßigere Bewaffnung und durch andre organisatorische Arbeiten die Streitkräfte zu stärken und der Nation durch moralische Triebfedern Eifer für einen neuen Krieg um die Ehre und Größe des Staats einzuflößen. Nicht genug, daß man zu der sehr vermehrten aktiven Armee eine Reserve von 100,000 Mann hinzufügte, man traf die Einrichtung, daß das ganze Volk nach den Provinzen geordnet aufgeboten werden konnte. Fast die gesamte gesunde und mannhafte Bevölkerung ließ sich ohne Unterschied des Ranges und Standes in die Reihen der Landwehr aufnehmen. Das ganze Reich glich einem großen Heerlager. Noch niemals war Österreich von einem frischeren Strom patriotischer und kriegerischer Begeisterung durchdrungen, noch niemals Volk und Dynastie einträchtiger verschmolzen gewesen. Die Rüstungen wurden mit dem größten Eifer betrieben. Zur Deckung der Armeebedürfnisse wurde alles bare Metall eingefordert, sowohl die totliegenden Geldvorräte als die entbehrlichen Gold- und Silbergerätschaften. Durch freiwillige Beiträge suchte man die Familien der Landwehrmänner zu unterstützen; reiche patriotische Gaben wurden dargebracht „zum Bedürfnis und zum Schmuck der Vaterlandsverteidiger". Aus der Fahnenweihe der Freiwilligen in Wien wurde ein militärisches Nationalfest.

Napoleon und die österreichische Regierung. Dem argwöhnischen Blick Napoleons entging es nicht, daß sich in Österreich ein neuer kriegerischer Geist rege. Wir wissen, daß er schon zur Zeit des Erfurter Fürstentages sich in zornigen Ausfällen wider das Wiener Kabinett ergangen und daß die militärischen Rüstungen in dem ganzen Kaiserstaat eine der Ursachen zur Beschleunigung seiner Rückkehr aus Spanien waren. Ohne Zweifel hätte Napoleon in diesem Augenblick gern einen neuen Krieg vermieden, die unausbleibliche abermalige Entscheidung noch etwas hinausgeschoben. Hatte er doch der Wiener Regierung das Anerbieten gemacht, im Verein mit Rußland den dermaligen Besitzstand Österreichs zu verbürgen, wenn die Rüstungen eingestellt würden. Als aber nicht mehr zu zweifeln war, daß Österreich mit Kriegsgedanken umgehe, da traf auch Napoleon mit gewohnter Energie seine Anstalten. Nach seiner Rückkehr aus Spanien forderte er die Rheinbundsfürsten auf, ihre

Kontingente bereit zu halten, und äußerte sich dabei über Österreich in scharfen Ausdrücken: „Wir sind außer stande, diesen Taumel und Wahnsinn zu verstehen, der immer ein Vorläufer des Untergangs der Staaten ist. Sollten wohl die Gewässer der Donau die Eigenschaft des Lethestromes angenommen haben?" Daß er Österreich mit einiger Berechtigung in der Rolle der angreifenden und herausfordernden Macht erscheinen lassen konnte, kam ihm wohl zu statten.

Liberale Manifeste.

Alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß Österreich nochmals das Glück der Waffen gegen das kaiserliche Frankreich zu versuchen entschlossen sei. Erzherzog Karl, Österreichs berühmtester Feldherr, trat an die Spitze der bedeutendsten Heerabteilung. In seinem Hauptquartier verfaßten Gentz und Friedrich Schlegel jene geharnischten Proklamationen, die in ganz Europa Aufsehen erregten und als Vorboten glorreicher Thaten betrachtet wurden. Durch die beredte Feder der beiden aus Preußen eingewanderten Publizisten wendete sich Österreich an die öffentliche Meinung und wurde der Verfechter des Völkerrechts und der europäischen Freiheit. Aus Haß gegen die fremde Zwingherrschaft wurden die Österreicher zu einer Nation. Noch niemals hatte man in dem Donaustaat so vertrauensvoll die geistigen und sittlichen Hebel in Bewegung gesetzt, so entschlossen zu den idealen Kräften und vaterländischen Gefühlen seine Zuflucht genommen, wie vor dem Krieg von 1809. „Liebe zum Vaterland," hieß es in einem Tagesbefehl des Erzherzogs Johann an die Landwehr, „Enthusiasmus für Selbständigkeit, Haß gegen alle fremden Tyrannen, erhabenes Bewußtsein des eignen Wertes, lebendiges Gefühl unsrer Kraft, echter alt-österreichischer Sinn gab der Landwehr ihr Dasein." Es ging ein frischer Luftzug durch das österreichische Volk, besonders in den Gebirgslanden, wo Erzherzog Johann eine beliebte hochgefeierte Erscheinung war. Davon gaben auch die öffentlichen Erklärungen und Manifeste Zeugnis, welche die friedensstörenden und rechtsverletzenden Handlungen des französischen Imperators aufzählten und die Notwendigkeit einer kriegerischen Abwehr von seiten Österreichs zur Wahrung der höchsten nationalen Güter darlegten.

Zuerst erschien am 27. März ein von Kaiser Franz unterzeichneter Erlaß, worin alle Beschwerden aufgezählt waren, die Österreich seit dem 26. Dezember 1805 gegen Napoleon zu erheben hatte: die unvollständige Erfüllung des Preßburger Friedens, die Weigerung, Braunau zu räumen, der Abschluß des Rheinbundes, die fortdauernde Besetzung Deutschlands vor und nach dem preußischen Krieg, der aufgedrungene Bruch mit England, die drohende Aussicht einer Teilung des türkischen Reichs und das Verfahren in Spanien, welches Österreich das Schicksal zeigte, das seiner wartete, wenn es künftig nicht in sich selbst gegen alle äußern Gefahren die Gewährleistung seiner politischen Existenz fände. Schon 1808 habe Napoleon Österreich durch Drohungen einzuschüchtern, ihm neue Feinde zu erwecken gesucht und durch das Begehren, die Wendung der Dinge in Spanien anzuerkennen, den Wiener Hof bedrängt. Dem seien dann die kriegerischen Rüstungen, der Aufruf der Rheinbundskontingente und der beleidigende Krieg gefolgt, den die Zeitungspresse in Frankreich und einem Teil von Deutschland gegen Österreich habe führen müssen. Österreich verlange nichts als

Frieden, aber einen wahrhaften Frieden, welcher, statt täglich durch Drohungen, feindliche Vorkehrungen und fremdartige Begehren unterbrochen zu werden, den Völkern des Kaisers in Ruhe die Wohlthaten einer väterlichen Verwaltung und ihm selbst vergönne, das Glück seiner Völker zu genießen. — Merkwürdiger noch waren die Proklamationen, welche den nahen Ausbruch des Kampfes verkündigten. In einem Armeebefehl vom 6. April wandte sich der Erzherzog zuerst an sein Heer, um es zum Kampf für das Vaterland und seine Unabhängigkeit aufzurufen. „Auf euch," sagte er „meine teuern Waffengefährten, ruhen die Augen der Welt und aller, die noch Sinn für Nationalehre und Nationaleigentum haben; ihr sollt die Schmach nicht teilen, Werkzeuge der Unterjochung zu werden; ihr sollt nicht unter entfernten Himmelsstrichen die endlosen Kriege eines zerstörenden Ehrgeizes führen; ihr werdet nie für fremdes Interesse und fremde Habsucht bluten; euch wird der Fluch nicht treffen, schuldlose Völker zu vernichten, um auf den Leichen erschlagener Vaterlandsverteidiger den Weg zum geraubten Thron einem Fremdling zu bahnen. Auf euch wartet ein schöneres Los, die Freiheit Europas hat sich unter eure Fahnen geflüchtet. Eure Siege werden ihre Fesseln lösen und eure deutschen Brüder, jetzt noch in feindlichen Reihen, harren auf ihre Erlösung." Einen Aufruf gleichen Sinnes richtete der österreichische Oberfeldherr an die „deutsche Nation". „Wir kämpfen," hieß es darin, „um die Selbständigkeit der österreichischen Monarchie zu behaupten, um Deutschland die Unabhängigkeit und Nationalehre wieder zu verschaffen, die ihm gebühren. Dieselben Anmaßungen, die uns jetzt bedrohen, haben Deutschland bereits gebeugt. Unser Widerstand ist seine letzte Stütze zur Rettung; unsre Sache ist die Sache Deutschlands. Mit Österreich war Deutschland selbständig und glücklich; nur durch Österreichs Beistand kann es wieder beides werden. Deutsche! Würdigt eure Lage! Nehmt die Hilfe an, die wir euch bieten! Wirkt mit zu eurer Rettung!" — Noch kühner lautete die Sprache einiger Aktenstücke, die ohne Unterschrift zugleich mit dem Vorrücken der österreichischen Armee verbreitet wurden. Die Demütigung Deutschlands seit 1805 und 1806 war darin mit feurigen Worten geschildert: die Beraubung und Knechtschaft, die westfälische Schmach, das Aufdringen fremder Gewalten und Ordnungen, das Wegführen deutscher Jugend in den spanischen Vernichtungskrieg. „Es sind," heißt es in einem dieser Manifeste, „nicht die gewöhnlichen Armeen, die zu eurer Hilfe herbeieilen. Nein! Sie sind von Vaterlandsliebe, von Abscheu gegen fremde Unterjochung und Tyrannei entflammt! Sie kämpfen für sich, für Freiheit und Eigentum, für Nationalexistenz, für Vaterland und Recht, für ihren angebeteten und gerechten Fürsten! Die Masse der Nation selbst hat sich in ihrem gerechten Unwillen erhoben und die Waffen ergriffen! Der jetzige Augenblick kehrt nicht zurück in Jahrhunderten! Ergreift ihn, damit er nicht für euch auf immer entflieht! Ahmt Spaniens großes Beispiel nach!"

Österreichs Vereinzelung. In Österreich mochte man des Glaubens leben, es bedürfe nur eines kräftigen Anstoßes und Beispiels, um in ganz Europa, insbesondere in Deutschland einen allgemeinen Völkerkampf gleich dem spanischen zu entzünden. Die durch die Handelssperre, die Kriegsnot, die fremden Garnisonen erzeugte Unzufriedenheit, die tiefe Bewegung der Gemüter in Norddeutschland, das drückende Gefühl der nationalen Erniedrigung berechtigten zu der Hoffnung, daß die deutschen Regierungen, fortgerissen durch die Stimmung der Völker und die öffentliche Meinung, sich dem Krieg gegen die fremde Zwingherrschaft anschließen würden. Aber noch war der Glaube an die Unüberwindlichkeit der Franzosen und die Furcht vor dem Eroberer und Schlachtengewinner zu groß, als daß die

Fürsten des Rheinbundes es gewagt hätten, dem Gewaltigen, in dessen Macht es stand, sie zu erhöhen und zu stürzen, entgegenzutreten. Der Zauber des kaiserlichen Namens wirkte noch zu mächtig; die süddeutschen Soldaten wurden in den Rausch des Ruhmes, der die Franzosen begeisterte, hineingerissen. Auch blickte man mit Mißtrauen auf die plötzliche Wandlung Österreichs, das bisher der Hort und die Stütze aller rückschrittlichen Bestrebungen, aller dunkeln freiheitsfeindlichen Gewalten, nun auf einmal „den Schrecken der Revolution“ auf deutschen Boden verpflanzen wolle. Ein Manifest des Königs von Bayern beschwerte sich in bitterem Ton über die verführerischen Proklamationen, „welche nur die Rechte der Souveräne angriffen und einen die bürgerliche Ordnung untergrabenden Schwindelgeist zu verbreiten suchten“. Auch der König von Württemberg ereiferte sich über die Ausbreitung demagogischer Grundsätze. Ja in Österreich selbst waren viele vom alten Adel der Entfesselung volkstümlicher Kräfte abgeneigt. Ebenso erfolglos waren die Bemühungen, den Kaiser von Rußland von dem Erfurter Freundschaftsbund mit Napoleon loszureißen und für die alte Waffenbrüderschaft zu gewinnen. Wohl hätte jetzt Alexander Gelegenheit gehabt, die Aufgabe zu lösen, die er früher mit so großer Vorliebe zur Schau getragen, nämlich als Schiedsrichter Europas aufzutreten; aber er hatte längst die „Phantasiepolitik“ einer praktischeren Politik der Interessen zum Opfer gebracht; er hatte an dem Raube Napoleons sich beteiligt und konnte daher keiner europäischen Koalition, die eine Politik der Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit voraussetzte, die Hand bieten. Er zog es vor, Zuschauer des Kampfes zu bleiben, die Ergebnisse abzuwarten und zu Rußlands Vorteil zu verwerten. Dabei stellte er ein Armeekorps an der galizischen Grenze auf, das den Operationen Napoleons in demselben Grad zu statten kam wie es in Wien Mißtrauen und Verdacht erwecken mußte, und bewog das Berliner Kabinett sich ruhig zu verhalten. Für Friedrich Wilhelm III., der im vorhergehenden Winter mit seiner Gemahlin dem Petersburger Hof einen Besuch abgestattet und mit großen Festlichkeiten und Freundschaftserweisungen gefeiert worden war, schien die Zeit noch nicht gekommen, an der Seite des Kaisers Franz die Schmach von Tilsit auszulöschen. Er wollte ohne den Zaren, zu dem er trotz bitterer Erfahrungen das größte Vertrauen hegte, nichts unternehmen. Der Krieg brach auch so rasch aus, daß Preußen seine Mitwirkung nicht hätte ermöglichen können. So blieb Österreich in seinem Kampf gegen Napoleon auf die eigne Kraft und den Kriegsmut der Armee gewiesen. Die Hilfe, die ihm durch Geheimbünde, konspiratorische Umtriebe, Aufstände und vereinzelte militärische Erhebungen zugeführt ward, erregte in den Hof- und Regierungskreisen Mißtrauen und Bedenken. Selbst der Volkskrieg in Tirol entsprach sowenig den alten Traditionen der Monarchie, daß man ihm nur insgeheim Vorschub leistete.

b. Der Donaufeldzug und Napoleons zweiter Einzug in Wien.

Die Anfänge des Kriegs. Im April des Jahres 1809 eröffnete Österreich den Krieg gegen das französische Kaiserreich auf allen Seiten. Während Erzherzog Karl mit dem Hauptheer gegen Bayern vordrang und die Isar überschritt, brach der Erzherzog Johann von Kärnten auf, stieg unter Schnee und Sturm über die Alpen und warf sich auf das französisch-italienische Heer, das unter dem Vizekönig Eugen nach dem Tagliamento im Anzug war, zugleich in dem Tiroler Gebirgsland das Feuer des Volkskriegs anschürend. An der Weichsel stand Erzherzog Ferdinand, von der Nebenlinie Este, um die polnische Hilfsarmee des Großherzogtums Warschau, die unter Fürst Joseph Poniatowski das österreichische Galizien bedrohte, zu bekämpfen. Auch ein russisches Heer von 32,000 Mann unter dem Oberbefehl von Galizyn war in der Nähe, jedoch mehr um den Schein der Napoleonschen Bundesgenossenschaft zu wahren, als den Österreichern ernstlich zu schaden und sich thatsächlich mit den Polen zu verbinden. Der Feldzug wurde nicht mit der Kraft und Schnelligkeit eröffnet, die gegenüber einem so genialen Führer wie Napoleon allein Aussicht auf entscheidende Erfolge gehabt hätte. Hatten die Österreicher schon durch mangelhafte Vorbereitungen, durch Abänderung des ursprünglichen Kriegsplanes und durch zu spätes Beginnen der Operationen die beste Zeit verloren, um den noch ungerüsteten Feind zu überraschen und die deutschen Bundesgenossen durch schnelle Besetzung ihrer Länder vom Anschluß an die Franzosen abzuhalten, so wurde noch dadurch gefehlt, daß der Erzherzog Karl seine eignen Streitkräfte allzusehr trennte, zerstreute und zersplitterte, und damit dem gewandten Gegner wesentliche Vorteile in die Hand gab. Der Kaiser der Franzosen, der wohl den Waffengang mit Österreich vorausgesehen aber doch nicht sobald erwartet hatte, wurde dadurch in die Lage gesetzt, die verschiedenen Heerabteilungen seiner Marschälle, die durch Berthiers unschlüssige zögernde Haltung und strategische Unfähigkeit in Unsicherheit und Verwirrung gebracht worden waren, sowie die deutschen Hilfsarmeen an den Ufern der Donau zu vereinigen, die Heerführung in die eigne Hand zu nehmen, durch sein überlegenes Feldherrntalent und seine geniale Kombinationsgabe eine rasche Entscheidung herbeizuführen.

17. April 1809. Aus der Ansprache, die Napoleon in Donauwörth an die Truppen richtete, hörte man die ganze Siegeszuversicht heraus, die ihn selbst beseelte und die er in den Herzen seiner Soldaten weckte. „Ich komme mit der Schnelligkeit des Blitzes,“ sagte er, „ihr habt mich umgeben, als Österreichs Monarch zu meinem Biwak in Mähren kam; ihr habt gehört, wie er meine Milde anflehte und mir ewige Freundschaft schwor. Wir waren Sieger in drei Kriegen; unsrer Großmut verdankt Österreich alles; dreimal ist es meineidig geworden. Unsre frühern Erfolge sind eine sichere Bürgschaft des Sieges, der uns erwartet. Auf denn, damit bei unserm Anblick der Feind seine Überwinder erkenne!“

Die Voraussagung dieser Ansprache sollte bald in Erfüllung gehen. Von Württemberg, Bayern und andern Staaten des Rheinbundes kräftig unterstützt, zog Napoleon mit bedeutender Heeresmacht unter den bewährten Feldherren Lannes, Davoust, Masséna, Lefebvre, Augereau, Bernadotte, Bessières die Donau hinab, drängte durch einen meisterhaften fünftägigen Feldzug in einer Reihe siegreicher Gefechte und Schlachten bei Hausen oder Tann, bei Abensberg, Landshut, Eckmühl, bei Regensburg, vor dessen Mauern er selbst eine Wunde in den rechten Fuß erhielt, die Feinde über die Isar und über den Inn und rückte zum zweitenmal in das Herz der österreichischen Staaten ein. So lange der Erzherzog Karl glaubte, daß er es nur mit den französischen Marschällen und Generalen zu thun habe, war er voll Hoffnung und Selbstvertrauen; als er aber nach den Gefechten von Regensburg durch Gefangene erfuhr, daß Napoleon selbst das Oberkommando führe, schwand seine Zuversicht und Geistesgegenwart mehr und mehr dahin. Seine hohe Meinung von dem Feldherrntalent des Kaisers benahm ihm den Glauben an den eignen Sieg; auch schwächten epileptische Anfälle zeitweise seine Fähigkeiten. Dennoch bewährte er sich als umsichtigen Führer, wenngleich Unschlüssigkeit und allzugroße Bedächtigkeit ihn gegenüber einem so begabten und energischen Gegner in eine nachteilige Stellung brachten. Die österreichischen Generale, ein Hiller, Rosenberg, Grünne, Kolowrat, Liechtenstein zeigten sich tapfer und kampfmutig, obschon sie vor dem überlegenen Feind zurückweichen mußten. Mit prahlerischen Worten ließ Napoleon der Welt verkünden, auf die österreichische Armee sei das Feuer des Himmels herabgefallen, welches den Undankbaren, den Ungerechten und den Verräter bestraft, sie sei zu Asche zerstäubt, alle ihre Korps seien vernichtet. Es hätte solcher unwahren Großsprecherei nicht bedurft, um die strategische Meisterschaft des kaiserlichen Feldherrn ins Licht zu stellen. Er selbst hat auf den fünftägigen Feldzug an der Donau mit besonderem Wohlgefallen zurückgeblickt, und auch der Historiker Lanfrey, der das Napoleonische Kaisertum mit derselben Schärfe und stoischen Herbheit wie Tacitus die Zeit der Julier beurteilt, kann seine Bewunderung und Anerkennung nicht versagen. Noch niemals, bezeugt er, hat sich Napoleons Genius glänzender, größer, sicherer, an Hilfsmitteln reicher gezeigt, als während dieser fünftägigen Schlacht, deren einzelne Episoden Tann, Abensberg, Landshut, Eckmühl und Regensburg nur die regelrechte Entwickelung eines einzigen Gedankens waren, wo jeder Schritt, den er zur Verbesserung irgend einer nicht von ihm verschuldeten fehlerhaften Position that, einen Sieg im Gefolge hatte. Der Anfang dieses Feldzugs ist das Muster eines methodisch geführten Kriegs, ein Meisterstück von Kühnheit wie von Vorsicht; er ist in allen Punkten ein würdiges Seitenstück zu dem ersten Feldzug in Italien.

Der fünftägige Donaufeldzug.

19.—24. April 1809.

Wie entmutigend diese Unfälle am Anfang des Feldzugs wirken mochten, die moralische Kraft Österreichs war nicht gebrochen. Trotz der Mißgeschicke und Niederlagen war nicht zu verkennen, daß ein neuer Geist über das österreichische

Die Franzosen in Wien.

Heer gekommen; heldenmütig wurde überall gekämpft, die Verluste waren meistens auf beiden Seiten gleich groß; mit Aufopferung des eignen Lebens erkaufte auf dem Rückzug von Landshut ein österreichischer Grenadier durch Anzündung eines Pulverwagens seinen bedrohten Kameraden Rettung und sichern Abzug. Bei Ebelsberg an der Traun stritten die Österreicher unter General Hiller mit wunderbarer Tapferkeit, wenn sie gleich zuletzt Stadt und Schloß vor dem überlegenen Feind räumen mußten. In guter Ordnung, freilich auch mit großen Einbußen an Artillerie und Kriegsvorräten, vollführte die Armee den Rückzug durch das Donauthal, bald auf der rechten, bald auf der linken Seite des Stromes. Die Franzosen folgten den Gegnern auf dem Fuß nach. Am 10. Mai standen sie vor den Mauern Wiens, das der Hof und ein Teil der Aristokratie verlassen hatten, nachdem sie ihre Schätze und Kostbarkeiten nach Ungarn gerettet. Erzherzog Maximilian, dem die Verteidigung übertragen war, konnte mit den geringen Besatzungstruppen, etwa 25,000 Mann meistens frisch ausgehobenen Leuten, der feindlichen Übermacht keinen langen Widerstand leisten. Um nicht abgeschnitten oder gefangen zu werden, mußte die Garnison zuerst die Vorstädte, dann die Altstadt räumen und stromabwärts ziehen. Eine kleine Abteilung, die zurückblieb, streckte die Waffen. Am 13. Mai hielt Napoleon zum zweitenmal seinen Einzug in Wien und bezog wieder das Schloß Schönbrunn, das ihm sechs Monate lang als Residenz dienen sollte. Getreu seinem alten Verfahren, die Bevölkerung gegen ihre Herrscher aufzuwiegeln, empfahl der Kaiser mit Ostentation die Bewohner der Stadt der Menschlichkeit seiner Soldaten. Er erklärte, das gute, hilflose, verwaiste Volk von Wien in seinen besondern Schutz nehmen zu wollen, die Hauptstadt, welche die Fürsten des Hauses Lothringen verlassen hätten, „nicht wie ehrenhafte Soldaten, die den Wechselfällen des Kriegs weichen, sondern wie Meineidige, die vor ihrem eignen Gewissen fliehen. Ihr Abschied von den Bewohnern Wiens sei Mord und Brand gewesen; wie Medea erwürgten sie ihre Kinder mit eignen Händen“. Die Landwehr wurde für aufgelöst erklärt. Wer nicht innerhalb vierzehn Tagen in die Heimat zurückkehre, sollte Haus und Eigentum verwirkt haben. Ein Aufruf an die Ungarn, sich wie die Väter auf dem Feld von Rakos zu einem Nationalreichstag zu vereinigen, dort einen eignen König zu wählen, die alte Unabhängigkeit zu erringen, wieder eine selbständige Nation zu werden, konnte als Vorbote der gänzlichen Auflösung der österreichischen Monarchie gelten.

[Randnotizen: 3. Mai 1809. — 13. Mai.]

c. Aspern und Wagram. Der Wiener Friede.

[Randnotiz: Die Schlacht bei Aspern und Eßling.]

Die Pläne des Weltbezwingers gingen nicht vollständig in Erfüllung; der Fortgang des Kriegs entsprach nicht ganz dem Anfang. Nicht nur daß die Ungarn, welche damals noch nicht den schroffen magyarischen Nationalitätsbegriff bei sich ausgebildet hatten und seit dem erwähnten Krönungsreichstag mit dem

Habsburgschen Österreich inniger verbunden waren, den Verlockungen des französischen Imperators widerstanden; die österreichische Armee behauptete auch auf der Nordseite der Donau Stellungen, welche die Feinde in der Verfolgung ihrer Siege hemmten. Feldmarschall Hiller hatte die Taborbrücke, welche die Hauptstadt mit dem linken Donauufer verband, in Brand gesteckt und sich in den Ortschaften Stadelau, Aspern, Eßling und Groß-Enzersdorf befestigt. Ein Versuch der Franzosen, die Verbindung desselben mit dem Hauptheer des Erzherzogs zu verhindern, schlug fehl; nach einem hartnäckigen Gefecht wurde die Vereinigung der gesamten Truppen auf der nördlichen Stromseite unterhalb der Hauptstadt vollzogen, eine Streitmacht von etwa 80,000 Mann aller Waffengattungen, 16. Mai 1809.
welcher eine feindliche Armee von gleicher Stärke oder darüber gegenüberstand. Die Walstatt war das alte von einer Kette von Bergen umschlossene Marchfeld, wo einst der Ahnherr der Habsburger seinem Geschlecht die Herrschaft des Landes erstritten. Jetzt rangen dort die Erben seiner Dynastie in zwei Riesenschlachten um ihre Existenz. Als die französischen Heere von der Strominsel Lobau aus auf einer Schiffbrücke über den nördlichen Arm des Flusses nach dem andern Ufer übersetzten, stießen sie in der zweitägigen Schlacht von Aspern und Eßling auf so hartnäckigen Widerstand, daß sie sich nach der Lobau zu- 21. 22. Mai.
rückziehen und die Verfolgung der feindlichen Armee auf einige Wochen verschieben mußten. Von beiden Seiten wurde mit gleicher Energie, Tapferkeit und Todesverachtung gekämpft; die zwei Dörfer, von denen die Schlacht den Namen führt, wurden in ungestümen Angriffen wiederholt bald von den einen, bald von den andern eingenommen. In den österreichischen Kriegsannalen wird die Szene, da Erzherzog Karl selbst eine Fahne des Regiments Zach ergriff und die weichenden Kolonnen gegen den Feind führte, als ein unvergeßlicher Zug des Waffenruhms und Heldenmuts gefeiert. Gegen Abend des zweiten Schlachttags, nachdem sich Napoleon auf einem Kahn nach Kaiser-Ebersdorf übergeschifft, bewerkstelligte Masséna den Rückzug nach der Lobauinsel. Die Brücke über den hochangeschwollenen Strom, welche die Österreicher am vorhergehenden Tag durch brennende und schwer beladene Fahrzeuge zerstört hatten, war eilends hergestellt worden. Mit meisterhafter Ordnung und Umsicht wurde die Riesenaufgabe des Übergangs unter dem Donner des feindlichen Geschützes glücklich ausgeführt. Der Marschall selbst, der von Eßling den Fürstentitel erhielt, war unter den letzten, die hinübergingen. Diese mörderische wenngleich unentschiedene Doppelschlacht, in welcher über 15,000 französische Krieger, unter ihnen der tapfere Marschall Lannes und die Generale d'Espagne und St.-Hilaire die Walstatt deckten, erschütterte zum erstenmal die Meinung von Napoleons Unüberwindlichkeit und hob das Selbstvertrauen der gedrückten Völker. In ganz Österreich wirkte die gewaltige Schlacht bei Aspern, wo die zähe Tapferkeit jedes einzelnen Mannes alle Mängel der Führung überwand, belebend und ermutigend. Selbst in Frankreich verlor man allmählich den Glauben an den Erfolg einer Politik,

welche rastlos von Eroberung zu Eroberung stürzte und Fernen umspannte, deren Beherrschung auch der größten Macht unmöglich werden mußte, zumal da der Kampf nicht bloß mit regelmäßigen Heeren zu führen war, sondern zugleich in Spanien und Tirol mit den unbekannten Elementen eines Volkskriegs, und die Gärung und patriotische Begeisterung, die selbst in die untern Kreise gedrungen, in allen Teilen des östlichen Kaiserreichs Aufstände erwarten ließ. Die öffentliche Meinung, jene wunderbare Kraft, die Napoleon wie einen Talisman zu brauchen und zu hüten verstand, fing an bedenklich zu werden. Des Kaisers schlaueste Diener, Talleyrand und Fouché, mißtrauten bereits der Dauer des imperatorischen Prachtbaues und schauten sich nach Bürgschaften für die Zukunft um. Wir wissen, daß die Gerüchte von Umtrieben in Paris eine der Ursachen waren, die den Kaiser zur Beschleunigung seiner Rückkehr aus Spanien bewogen.

Die Franzosen auf der Lobau.

In französischen Berichten mochte immerhin die Schlacht von Aspern-Eßling zu den Siegen gerechnet werden, und die Verluste mögen auf österreichischer Seite beträchtlicher gewesen sein als auf französischer, aber der Zustand der Armee auf der Lobauinsel gab Zeugnis, daß die Österreicher mehr im Recht waren, wenn sie dem Erzherzog Karl und der heldenmütigen Haltung der Soldaten den Sieg zuschrieben. Auf der Donauinsel, welche General Mouton an der Spitze der Gardefüsiliere mit todesmutiger Entschlossenheit behauptete, wofür er sich den Titel eines Grafen von Lobau verdiente, drängte sich die erschöpfte Masse der Krieger zusammen. „Es läßt sich denken," heißt es bei Häusser, „in welchem Zustand, abgeschnitten vom rechten Ufer des Stromes, zurückgeworfen vom linken, ohne Nahrung, ohne Munition, ohne Raum sich auszudehnen. Die ermatteten Truppen durchlebten zwei furchtbare Tage, bis die Verbindung mit dem rechten Ufer wieder gesichert und für die Bedürfnisse des Soldaten völlig gesorgt war. Um den Hunger zu stillen, schlachtete man Pferde; den Durst löschten viele mit dem dicken lehmigen Wasser der angeschwollenen Donau, auf welcher Tausende von Leichen vorüberschwammen. In dieser Lage, schrieb damals ein Augenzeuge, hätte vielleicht die ganze Armee sich ergeben für Brot, Salz und trinkbares Wasser." Bei einem energischen Angriff von seiten der Österreicher hätte die Insel mit Gewalt genommen werden können; aber der Name des Schlachtenkaisers übte auf die moralischen Kräfte des Erzherzogs eine unglaubliche Wirkung, eine Art von Bezauberung. Sein methodischer schwungloser Geist war für gewagte Unternehmungen nicht geschaffen. Dies wußte Napoleon aus Erfahrung und gründete darauf seine Berechnungen.

Napoleon und Erzherzog Karl.

Nach dem blutigen Ringen auf dem Marchfeld und den Leiden und Anstrengungen auf der Lobau war auf beiden Seiten die Erschöpfung so groß, daß man einige Wochen der Erholung und Stärkung bedurfte. Diese Frist wurde von dem französischen Kaiser mit der ihm eignen strategischen Genialität ausgenutzt, während von seiten des Erzherzogs Karl wenig geschah, um die Lage

der Dinge zum Vorteil Österreichs zu wenden. Niemals hat sich Napoleons persönliche Überlegenheit, die Beweglichkeit seines Geistes, seine fruchtbare, anspornende, überwachende Thätigkeit glänzender entfaltet als zu dieser Zeit. Mit der größten Umsicht und Raschheit wurden zweckmäßige Anstalten zu einem neuen Übergang getroffen, auf der Lobau und auf der rechten Stromseite Vorräte und Kriegsbedarf in Fülle angehäuft, neue Brücken erbaut und durch Wehre und Pfahlwerke gegen heranschwimmende Brander gesichert, das Verpflegungswesen für Stadt und Heer in guten Gang gebracht, aus der Ferne frische Truppen herangezogen. Napoleons Blick war ausschließlich auf die Überwindung der Österreicher durch eine Entscheidungsschlacht gerichtet. Alle übrigen Angelegenheiten, den Aufstand in Tirol, die Bewegung in Norddeutschland, die Landung der Engländer auf Walcheren, schlug er sich aus dem Sinn und legte ihnen wenig Bedeutung bei. Sei erst die Hauptsache entschieden, meinte er, so würden alle Wühlereien, Aufstände, konspiratorischen Umtriebe rasch vom Schauplatz verschwinden. Nicht wenig trug auch der zuversichtliche Ton seiner ersten Bülletins, die nur von Siegen und Erfolgen der französischen Waffen sprachen und die erzherzogliche Strategie herabsetzten, dazu bei, die öffentliche Meinung wieder für ihn einzunehmen. Zu dieser geschäftigen Haltung des französischen Soldatenkaisers bildete das Benehmen des Erzherzogs Karl, der unthätig und planlos auf dem Marchfeld verweilte, einen auffallenden Gegensatz.

„Wer in den Juniwochen das österreichische Lager besuchte," lautet das scharfe und strenge Urteil des österreichischen Historikers Springer, „die Truppen bei der gewöhnlichen Waffenübung, alle Verrichtungen mit mechanischer Regelmäßigkeit, ohne Eifer und Aufregung vollzogen, die Offiziere wie in einer stillen Garnisonstadt gelangweilt, den Generalissimus in seinen Mußestunden am Klavier phantasierend sah, der mußte glauben, der Krieg sei zu Ende, der nahe Frieden in sicherer Aussicht. Den Wunsch nach Frieden hegte in der That der Erzherzog und mag aus diesem Grund zu dem schlaffen Benehmen nach der Schlacht bei Aspern verleitet worden sein. Doch hatte seine Unthätigkeit auch noch andre Ursachen. Dem Erzherzog fehlte es nicht an persönlicher Tapferkeit; er besaß ausgezeichnete Fähigkeiten in bezug auf die Kriegsverwaltung; das Rüstungswesen und die Ausbildung des Heeres verdanken seiner Sorgfalt große Fortschritte. Eine wesentliche Gabe des großen Feldherrn hatte ihm aber die Natur versagt: die kühne, auf einen Zweck gerade lossteuernde Entschlossenheit. Dieser Mangel raubte ihm die Fähigkeit selbständige Pläne zu entwerfen, machte ihn von den Bewegungen des Feindes stets abhängig. In den spätern Jahren, nachdem die Zeit einen Schleier über die Fehler seiner Kriegführung geworfen und nur noch die glorreiche Erinnerung an den Sieg bei Aspern im Volksgedächtnis schwebte, als der Wunsch der Österreicher, auch mit einem großen Kriegshelden zu prunken, die Zeichnung des Bildes wesentlich bestimmte, wurden alle Züge, welche die Glorie trübten, sorgfältig weggewischt; unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse haben aber namentlich die österreichischen Staatsmänner und Generale eine um so herbere Kritik geübt und dem Erzherzog Karl die größte Schuld an dem schlechten Erfolg des Feldzugs beigemessen."

Der Vizekönig von Italien und Erzherzog Johann. Hatte Napoleon schon durch seine angestrengten Rüstungen und kräftigen Vorbereitungen einen großen Vorsprung vor dem unthätig zuwartenden Feind erlangt, so erhielt seine Armee auch noch eine namhafte Verstärkung durch die Ankunft des italienischen Heeres unter dem Vizekönig Eugen. In jenen Apriltagen, da der französische Kaiser die Österreicher über die Isar und den Inn zurückdrängte, hatte er die Botschaft erhalten, daß der Vizekönig von Italien von Erzherzog Johann bei Pordenone und Sacile geschlagen und bis an die Piave und Etsch zurückgeworfen worden sei. Er geriet über die Mißgeschicke des Stiefsohnes in heftigen Zorn und bereute es, ihn zum Oberfeldherrn der italienischen Armee ernannt zu haben. Macdonald wurde ihm als Ratgeber an die Seite gestellt. Eugen fand jedoch bald Gelegenheit diese Unfälle auszugleichen. Der Vormarsch Napoleons in das Herz des österreichischen Staats nötigte den Erzherzog Johann zur Umkehr. Wie hätte er in Oberitalien der großen Überlegenheit des Feindes Widerstand leisten sollen, wenn ihm nicht aus Innerösterreich neue Truppen nachgesandt wurden? Zudem konnte der Generalissimus das Armeekorps des Bruders zur Verteidigung des Donaugebiets von Niederösterreich bis Ungarn nicht entbehren. Anstatt nun den aufständischen Tirolern die Hand zu
Anfangs Mai 1809. reichen, wie er vorhatte, mußte daher Johann den Rückzug über die Piave und den Tagliamento antreten, unter steten Kämpfen mit dem ihn verfolgenden Feind. Während er selbst mit der Hauptarmee nach Villach vorrückte, wurden die Forts Malborghetto und Predil, welche die Pässe über die Karnischen Alpen nach Tarvis bewachten, mit heldenmütiger Tapferkeit von zwei Häuflein Besatzungstruppen unter Hensel und Hermann gegen die feindliche Übermacht mehrere
14.–17. Mai. Tage lang behauptet, bis fast alle Verteidiger umgekommen waren. Auf die Kunde, daß Napoleon Wien besetzt habe und im Begriff stehe nach Ungarn vorzurücken, zog der Erzherzog über Klagenfurt und Graz nach der ungarischen Grenze, um im Verein mit dem Hauptheer den Vormarsch der Franzosen aufzuhalten. Aber der Vizekönig und Macdonald folgten ihm auf dem Fuß. Jellachich, der
25. Mai. in Graz zu dem Erzherzog stoßen sollte, wurde zwischen Judenburg und Leoben abgeschnitten, der größte Teil seiner Truppen zu Gefangenen gemacht. Bald kam das italienische Heer mit der Hauptarmee in Fühlung und Napoleon bezeugte
27. Mai. den Soldaten in einem Aufruf seine Zufriedenheit. Anfangs Juni traf Erzherzog Johann in Körmend ein, wo er sich verstärkte und einige Tage verweilte, mit allerlei Plänen beschäftigt, die Anordnungen des Generalissimus, die ihn nach dem Marchfeld riefen, wenig beachtend. Als er endlich dem Befehl des Bruders folgend nach Preßburg und der Insel Schütt aufbrach, war der Feind schon so nahe, daß man ein Zusammentreffen mit dem Vizekönig nicht mehr vermeiden konnte. Die Heere waren ungefähr von gleicher Stärke. Allein die Österreicher, die nach der Vereinigung mit der aus frischen Truppen gebildeten ungarischen „Insurrektion“ unter Erzherzog Rainer etwa 30,000 Mann zählten, standen an moralischer Kraft dem mit Siegeszuversicht vordringenden Feind weit nach. So endigte

denn das Treffen bei Raab am Schlachttag von Marengo und Friedland mit einer Niederlage der Österreicher. 7000 Tote und Verwundete deckten das Waffenfeld. Mit dem Rest zog der Erzherzog Johann über Komorn nach Preßburg. Der Vizekönig Eugen aber vereinigte sich nach der Einnahme von Raab mit der Hauptarmee des Kaisers, die noch immer unterhalb Wien auf dem rechten Stromufer und der Lobauinsel stand. In der Donaustadt gewöhnte man sich mehr und mehr an die fremde Besatzung und suchte sie im eignen Interesse zu verwerten. 14. Juni 1809.

In den ersten Julitagen, als das italienische Korps unter dem Vizekönig und Macdonald die Hauptarmee erreichte, waren von Napoleon alle Vorbereitungen zu einem neuen erfolgreicheren Übergang nach dem linken Donauufer getroffen. Durch die Verstärkungen war das Gesamtheer auf 180,000 Mann mit mehr als 600 Geschützen angewachsen, während der Erzherzog Karl, selbst als Kolowrats Armeekorps am Bisamberg eingetroffen war, kaum über eine Stärke von 140,000 gebot. Da dem österreichischen Generalissimus, der während der sechswöchigen Waffenruhe hauptsächlich damit beschäftigt war, durch Verschanzungen und zweckmäßige Aufstellungen auf dem linken Ufer dem Feind bei einem neuen Angriff einen unüberwindlichen Widerstand zu bereiten, von Ungarn her Verstärkungen in Aussicht standen, so beeilte sich der französische Kaiser eine Entscheidung herbeizuführen, ehe die neuen Zuzüge anlangten oder der Erzherzog durch Verlegung des Operationsfeldes sich dem vorbereiteten Ansturm entzöge. Nachdem am 4. Juli inmitten eines furchtbaren Unwetters von der Ostseite der Lobauinsel aus die Übergänge eines großen Teils der Truppen auf sechs neugebauten Floß- und Schiffbrücken und beweglichen Fähren nach dem nördlichen Donauufer mit wunderbarer Geschicklichkeit glücklich bewerkstelligt und am nächsten Tag die Zurückgebliebenen nachgefolgt waren, wurde bei den Ortschaften March-Neusiedel, Baumersdorf, Wagram, Stammersdorf, Aderklaa eine der blutigsten Schlachten geliefert, deren die Weltgeschichte gedenkt. Schon neigte sich der Tag dem Abend zu, als die Kriegsvölker aneinander gerieten. Die österreichischen Heersäulen, die unter dem Oberkommando des Erzherzogs Karl, befehligt von den Korpsführern Rosenberg, Hohenzollern, Bellegarde, Kolowrat, Klenau, der an die Stelle des erkrankten Hiller getreten war, Fürst Liechtenstein mit den Franzosen um den Sieg rangen, kämpften mit derselben todesmutigen Tapferkeit wie bei Aspern und Eßling; aus den brennenden Dörfern Baumersdorf und Wagram wurde das Mitteltreffen der Franzosen unter Oudinot, dem Vizekönig und Bernadotte mit großen Verlusten zurückgeworfen, so daß vor Tagesanbruch der Erzherzog, der sich bisher in der Verteidigung gehalten, den Schlachtplan änderte und angriffsweise vorzugehen befahl. Aber durch das überlegene Genie Napoleons, der mit seinem Scharfblick alle Bewegungen überwachte und rasch dem bedrängten Zentrum durch den rechten und linken Flügel unter Davoust und Masséna Unterstützung zugehen ließ, kam

Schlacht bei Wagram. 5. 6. Juli.

der feindliche Operationsplan aus Mangel an Zusammenhang der einzelnen Armeekorps während der Dunkelheit nicht zur vollen Entwickelung. Dennoch behaupteten die Österreicher, die der Erzherzog selbst in den Kampf führte, bis zum Mittag ihre Stellungen und wiesen die feindlichen Angriffe wiederholt mit Erfolg zurück. Erst als Napoleon durch Macdonald einen Gewaltstoß auf das zu weitgezogene Mitteltreffen der Österreicher richtete und die erwartete Ankunft des Erzherzogs Johann von Preßburg nicht erfolgte, trat eine Wendung zu gunsten der Franzosen ein. Schon in der Mittagsstunde neigte sich in der Schlacht bei Wagram der Sieg den französischen Adlern zu. Am Nachmittag verließen die einzelnen Heersäulen der Österreicher das Waffenfeld und nahmen den Rückzug nach Mähren, den sie in guter Ordnung mit dem größten Teil ihrer Artillerie vollführten, wenn auch hier und da scharf vom Feind verfolgt.

Die Lage nach der Schlacht.

Die Schlacht bei Wagram vermehrte die Siegeslorbeeren Napoleons; aber die Lage war dennoch eine ganz andre als nach der Schlacht bei Austerlitz. Die Österreicher hatten dem Feind von Abensberg bis Wagram jeden Fuß breit Erde mit größter Hartnäckigkeit streitig gemacht und bei Aspern sogar für einen Augenblick den Stern des Imperators erbleichen lassen. Der Verlust war wie bei Aspern auf beiden Seiten ziemlich gleich und es kam deutlich zu Tage, daß die französischen Heere, die durch die ununterbrochenen Kriege ihre geübtesten Soldaten und fähigsten Offiziere eingebüßt, während ihre Gegner mittlerweile die neue Kriegskunst erlernt hatten, nicht mehr das frühere Übergewicht im Feld besaßen. Nur Napoleons überlegenes Feldherrntalent, das in diesem Krieg sich wieder in seinem ganzen Glanz zeigte, seine unermüdliche Thätigkeit und das wunderbare Geschick, jede Schwäche des Feindes zu benutzen und jeden erlittenen Schaden rasch wieder zu heilen, fesselten noch den Sieg an seine Fahnen. Als die österreichischen Heere schon auf dem Rückzug begriffen waren, langte Erzherzog Johann, dem der Marschbefehl nicht zeitig genug zugegangen war, über Marchegg und Siebenbrunn auf der Walstatt an. Diesem verspäteten Eintreffen hat man häufig den Verlust der Schlacht zugeschrieben, und die beiden Brüder blieben seitdem auf Jahrzehnte entzweit. Aber eine Verstärkung von etwa 12,000 Mann mit 36 Geschützen hätte das Schicksal des Tages schwerlich gewendet. Auch im französischen Heerlager führte die Schlacht von Wagram zu wahlverwandtschaftlichen Scheidungen und Verbindungen. Bernadotte, der als Anführer der Sachsen in einem Schlachtbericht diesem Armeekorps bedeutenden Anteil am Sieg zuschrieb und prahlerisch behauptete, sie hätten gestanden wie Erz, während sie doch aus dem brennenden Wagram hinausgeworfen wurden und einen eiligen Rückzug gegen Aderklaa nahmen, wurde von des Kaisers Ungnade betroffen, so daß er, seines Kommandos enthoben, alsbald den Kriegsschauplatz verließ. Dagegen war seitdem Macdonald, der durch sein rechtzeitiges Eingreifen auf das Zentrum des Feindes hauptsächlich den Ausschlag zum Sieg gegeben hatte, mit Napoleon innig befreundet. Er erhielt den Marschallstab und den Rang eines Herzogs von Tarent, Berthier den Titel eines Fürsten von Wagram.

Der Waffenstillstand von Znaim. 11. Juli 1809.

Der Rückzug der Österreicher erfolgte in der Richtung von Znaim. Dahin richtete sich auch die Verfolgung, und es kam bei dieser mährischen Stadt nochmals zu einem hitzigen Treffen, das durch die Voreiligkeit Marmonts leicht zum Nachteil der Franzosen ausschlagen konnte, hätte nicht auch hier der Erzherzog durch Unschlüssigkeit und Zaudern den richtigen Augenblick versäumt. Aber auf

beiden Seiten war die Erschöpfung der Soldaten so groß, daß man sich nach einer Beendigung der blutigen Arbeit sehnte. Fürst Johann Liechtenstein, „der erste Soldat von Aspern", den der Erzherzog mit Vorschlägen für einen Waffenstillstand in das französische Hauptquartier sandte, fand daher eine geneigte Aufnahme. Eine Vernichtung der österreichischen Monarchie, wie sie Napoleon zu Anfang des Feldzugs im Sinn gehabt haben mochte, wäre unter den obwaltenden Zeitverhältnissen ein Wahngebild gewesen. So kam es denn zu dem Waffenstillstand von Znaim, der ein Drittel des Kaiserstaats in die Gewalt des Siegers gab und Napoleon aus einer bedenklichen Lage befreite. Denn die Bewegungen in Norddeutschland und der Aufstand der Tiroler drohten bei längerer Dauer des österreichisch-französischen Kriegs den Charakter eines Volkskampfes wie in Spanien anzunehmen. In Preußen, wo die Armee vor Verlangen brannte, Rache für Jena zu erhalten, wo geheime konspiratorische Verbindungen durch alle Stände liefen, hätten König und Regierung nicht länger teilnahmlos bleiben können, wenn Österreich glücklicher oder standhafter gewesen wäre. Hatte doch Friedrich Wilhelm dem General Steigentesch, den Kaiser Franz zu ihm nach Königsberg geschickt, eine Bundeshilfe in Aussicht gestellt, wenn Österreich noch einen Schlag geführt haben würde. Mit dem Stillstandsvertrag von Znaim wurden alle Regungen und Bewegungen niedergeschlagen, welche die Abschüttelung der Napoleonischen Zwingherrschaft zum Zweck hatten. Vierzehn Tage nach dem Abschluß verkündete ein Armeebefehl, daß „wichtige Beweggründe" den Generalissimus bestimmt hätten, um seine Entlassung nachzusuchen, und daß der Kaiser sie gewährt habe. Die Leitung des Heeres und der ferneren militärischen Operationen wurde einem Kriegsrat unter dem unmittelbaren Oberbefehl des Kaisers Franz übertragen, ein Zeichen, daß man in den höchsten Kreisen den Gedanken an die Fortsetzung des so pomphaft angekündigten Nationalkriegs aufgegeben habe und zum Frieden neige, über den gleichzeitig in Altenburg zwischen österreichischen und französischen Staatsmännern und im Lager Napoleons von den militärischen Bevollmächtigten Bubna und Liechtenstein Unterhandlungen eingeleitet wurden. Von dem idealen und patriotischen Aufschwung der Seele, welcher im Anfang des Kriegs hervorgetreten, zu dem man sich in den Regierungskreisen so offen und laut bekannt hatte, war man schnell zurückgekommen. In Wien betrachtete man bereits die Zeit der französischen Okkupation als die Periode der liberalen Geistesbildung und Aufklärung. Um so mehr sehnte sich der Hof, der sich während der Zeit in Erlau, Ofen und Dotis aufgehalten, wieder die kaiserliche Residenz in Schönbrunn zu beziehen.

[Randnotiz: 12. Juli 1809.]

Die Verhandlungen in Altenburg zwischen Champagny, dem französischen Minister, und den österreichischen Bevollmächtigten Metternich und Nugent hatten anfangs einen langsamen Fortgang, teils weil Napoleon die Forderungen von Landabtretungen für sich selbst und seine Verbündeten zu hoch stellte, teils weil man in Österreich von der englischen Expedition an der Schelde eine günstige

[Randnotiz: Friedensunterhandlungen.]

Wendung für die eigne Sache erwartete. Als jedoch die Unternehmung der Engländer auf der Insel Walcheren einen kläglichen und schmachvollen Ausgang hatte, wie wir sogleich erfahren werden, und auch Napoleon seine Ansprüche ermäßigte, nahmen die Unterhandlungen einen rascheren Verlauf. Der Landverlust, obwohl er die Habsburger Monarchie um beinahe 2000 Quadratmeilen mit mehr als drei Millionen Einwohner verkleinerte, machte dem Kaiser Franz keinen allzugroßen Kummer, namentlich seitdem die Hoffnung auf Wiedererlangung Tirols durch den Gang der Ereignisse in dem Alpenland verschwunden war. Dagegen erschien ihm die Kriegsentschädigung von hundert Millionen Franks, welche Napoleon verlangte, viel zu hoch; er wollte nur die Hälfte bezahlen. Er trug es seinem Militärbevollmächtigten Bubna, den der französische Kaiser durch dieselben Künste wie einst Haugwitz zu gewinnen wußte, sein ganzes Leben hindurch nach, daß er sich zu einer Erhöhung der Summe auf fünfundachtzig Millionen verstand. Franz willigte zwar in das Abkommen, aber er rächte sich an dem „ungehorsamen" Bubna durch kleinliche Zurücksetzung desselben.

Der Wiener Friede. 14. Okt. 1809.

In dem **Wiener Frieden**, dessen Abschluß am 14. Oktober durch Kanonendonner verkündigt ward, verzichtete Österreich auf Salzburg, Berchtesgaden, das Innviertel, Gebiete, welche an Bayern kamen, auf Westgalizien und einen Teil von Ostgalizien mit der Stadt Krakau, die teils mit dem Herzogtum Warschau verbunden wurden, teils an Rußland fielen, auf den Villacher Kreis in Kärnten, sowie auf Krain, das Triester Gebiet, Friaul, Kroatien und einige andre im Südwesten der Save gelegenen Landstriche, die mit Dalmatien, Istrien und Ragusa verbunden den neuen von Italien getrennten Staat der „Illyrischen Provinzen" unter der Oberhoheit des Kaisers der Franzosen bildeten. Durch diese Abtretungen, welche Österreich von der Meeresküste zurückwarfen, die Salzwerke von Wieliczka zur Hälfte an Rußland gaben, die Silberbergwerke von Idria und die großen Eisen- und Stahlhämmer bei Villach Frankreich einräumten, litt die Habsburgsche Monarchie starke Einbuße nicht nur in ihrem Territorialbesitz, sondern auch in ihrem Handel, ihrer Industrie, ihrem nationalen Wohlstand, ihrer bisherigen Stellung und Autorität in Deutschland.

Zugleich wurden in Deutschland mehrere Veränderungen zu gunsten der Rheinbundsstaaten getroffen, indem nicht nur alle österreichischen Enklaven, sondern auch die Besitzungen des aufgelösten Deutschherrnordens und mehrere noch vorhandene Reste des alten Reichs an die Landesfürsten, in deren Gebiet sie lagen, abgetreten wurden. So Mergentheim an Württemberg, das auch noch von Bayern die Festung Ulm erhielt; so Nürnberg, Regensburg, das Fürstentum Baireuth an Bayern, wogegen dieses neue Königreich das südliche Tirol an Italien hingeben und für die deutschen Erwerbungen die Summe von dreißig Millionen entrichten mußte; so mehrere Teile der Pfalz an Baden, so an den König von Sachsen als Herzog von Warschau die erwähnten Landesteile vom alten Polen. Vergebens hatte Kaiser Alexander durch den französischen Gesandten Caulaincourt seinem mächtigen Verbündeten den Wunsch aussprechen

lassen, Galizien möge in seinem Besitzstand nicht angetastet werden; Napoleon vermochte den Gelüsten nach der verbotenen Frucht nicht zu widerstehen. Die Vergrößerung des Herzogtums Warschau konnte als ein weiterer Schritt zur Herstellung der Republik Polen angesehen werden und mußte daher den russischen Herrscher mit Mißtrauen und Ärger erfüllen. Es war der erste Stoß gegen den Erfurter Freundschaftsbund vom vorhergehenden Jahr.

d. Die Episoden des Hauptkriegs.

1. Napoleonische Kriegspolitik.

Es war die Art Napoleons, mit dem Scharfblick des Adlers seine Beute ins Auge zu fassen und sich mit voller Naturkraft auf den Gegenstand seiner Gier loszustürzen, ohne durch irgend eine Nebenerscheinung von seinem festen Ziel abgelenkt zu werden. Diese Eigentümlichkeit trat in dem gegenwärtigen Krieg besonders klar hervor. Neben der Hauptaktion im Donaugebiet und auf dem Marchfeld ging noch eine Reihe von Handlungen voll großartiger Tragik einher, die dazu beitrugen, die erschütternde Wirkung des Weltdramas zu erhöhen, den Eindruck auf die Seele der Menschen noch mächtiger und überwältigender zu machen. In Tirol kam ein dynastisch-nationaler Volkskrieg zur Entfaltung, der die Zeitgenossen mächtig erregte; in Norddeutschland traten Bewegungen zu Tage, welche als Vorzeichen künftiger großer Ereignisse gelten konnten; die Engländer suchten an verschiedenen Orten die Vielgeschäftigkeit des französischen Imperators und die Menge gleichzeitiger kriegerischer Verwickelungen zu ihrem Vorteil auszubeuten und die Kräfte des Weltbezwingers zu zersplittern. Napoleon wurde durch alle diese Zwischenfälle nicht von seinem Hauptplan abgebracht. Er überließ den Aufstand der Tiroler den Rheinbundstruppen, insbesondere den Bayern, denen am meisten an der Unterdrückung der Empörung gelegen war, und unterstützte deren Bemühungen nur mit seinem Namen und seiner Autorität; seinem Bruder Jérôme in Kassel, der mit angstvoller Sorge die Gärung der deutschen Gemüter, die Schilderhebungen in Westfalen und Preußen gewahrte und in dringenden Briefen den kaiserlichen Bruder um Hilfe anflehte, sprach er Mut ein und vertröstete ihn auf den siegreichen Ausgang des österreichischen Kriegs, der allen Wühlereien, Umtrieben und Aufständen schnell ein Ende machen werde. Die Abwehr der Engländer von holländischem und spanischem Boden überließ er den französischen Nationalgarden und seinen Marschällen jenseits der Pyrenäen. Dieser Zusammenfassung der Kräfte und Ziele gegenüber den planlosen zerrissenen Unternehmungen der Gegner war ein guter Teil der Erfolge der Napoleonischen Waffen zuzuschreiben. Die raschen Unfälle Österreichs lähmten alle Arme, die sich zu dessen Beistand zu erheben bereit waren, und drückten auf die Herzen wie Mehltau.

Kriegerische Weltlage.

2. Der Volkskrieg in Tirol.

Der Aufstand und seine Führer. Das Tiroler Gebirgsland, dessen biedere, einfache Bewohner mit großer Treue und alter Pietät an Österreich hingen, war im Preßburger Frieden an Bayern gefallen. Ein neuer Name (Südbayern), eine neue Einteilung in Kreise, die veränderte Organisation der Verwaltung, der Justiz, des Stiftungswesens, Eingriffe in das Kirchenvermögen und in die Besetzung der geistlichen Stellen, Wegführung der drei widerstrebenden Landesbischöfe von Chur, Trient und Brixen, höhere Besteuerung (Stempel), Abschaffung der alten Verfassung, neue Mautverhältnisse und vor allem die verhaßte Konskription erzeugten um so größern Unwillen, als dem Land bei der Besitznahme der unveränderte Fortbestand der alten Zustände zugesichert worden. Grobe Beamte steigerten durch Rücksichtslosigkeit und brutales Benehmen die Unzufriedenheit und feindselige Stimmung dermaßen, daß es den Österreichern nicht schwer fiel, beim Wiederausbruch des Kriegs die Tiroler durch Versprechungen zum Aufstand gegen die Bayern und Franzosen zu bewegen, zumal da die Priesterschaft, gereizt über die religiösen Neuerungen und kirchlichen Gewaltschritte der neuen Herrschaft, ihren großen Einfluß auf das bigotte, leichtgläubige Bauern- und Jägervolk zu gunsten der stammverwandten Nachbarn anwendete und alle Änderungen des Herkömmlichen und Überlieferten, auch wenn sie vorteilhaft und zweckmäßig waren, in dem gehässigsten Licht darstellte. Durch zuverlässige Boten wurde eine geheime Verbindung mit Erzherzog Johann, dem Liebling der Gebirgslande, unterhalten. In der Erwartung österreichischer Hilfe griffen Tirols Gebirgssöhne zu den vertrauten Büchsen und richteten, gleich den Spaniern, von den Berghöhen und Schluchten ihres Landes das sicher treffende Rohr auf die Franzosen und Bayern, um Gut und Blut für die alten Einrichtungen, für die Sitten und Gewohnheiten der Väter zu wagen. Der österreichische Feldherr Chasteler, ein belgischer Emigrant, zog ihnen mit einer Heerabteilung durch das Pusterthal zu Hilfe, wurde aber dafür als Urheber und Beförderer der Empörung von Napoleon geächtet und mit dem Tod bedroht, falls er ergriffen würde. An der Spitze der Insurgenten stand Andreas Hofer, „der Bärtige“, Sandwirt im Passeyerthal, in jener großartigen, düstern Alpenregion, „in deren südlichem Ausgang die Rebe und der Feigenbaum an den Felswänden wild emporwächst, während in dem nördlichsten Gebiet, dicht an der Schnee- und Eiswelt, selbst die Tanne verschwindet“, ein Mann von hohem Ansehen bei seinen Landsleuten, sowohl wegen seiner Körperstärke und Tapferkeit, als wegen seines religiösen Eifers, seiner vaterländischen Gesinnung, seines ehrenfesten Charakters, und seines geraden, treuherzigen Wesens. Klügere und tiefer blickende Männer, wie Hormayr, der Geschichtschreiber seines Vaterlandes und dieses Kriegs, benutzten Hofers Einfluß auf die Tiroler, um die Volksbewegung über das ganze Land und das benachbarte Vorarlberg zu verbreiten. Hofer und der Erzherzog Johann erließen

beredte Aufrufe, worin sie zur Ehre und zum Heil des Vaterlandes verlangten: „Waffen und ein alttirolisches Herz und soviel männlichen Entschluß, um einige Mühseligkeiten und Gefahr der bisherigen Knechtschaft und einer noch ärgern Zukunft vorzuziehen". Neben Hofer waren der kühne, starke und schlaue Speckbacher, „der Mann von Rinn", Martin Teimer von Schlanders und Joseph Straub die Seele des Aufstandes. In einer mächtigen, aber kargen Natur, wo der Mensch mühevoll dem spröden Boden oder der unstäten Laune des Himmels das Notwendige abringen muß, ist das Volk mehr als sonst geneigt, die Gefahr des Lebens gering zu achten und für das Wenige, was diesem bescheidenen Dasein Wert und Reiz gibt, bereitwillig alles einzusetzen. In festlichen Aufzügen mit Jubelruf und Glockengeläute empfingen sie die österreichischen Truppen als Befreier, und wie ein Blitz zuckte der Aufstand durch das ganze Land. Feuerzeichen auf den Bergen kündigten die Stunde der Erhebung an. Die Unternehmungen, mit wunderbarer Verschwiegenheit und Übereinstimmung zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten begonnen, waren von dem glücklichsten Erfolg gekrönt. Während die bayrischen und französischen Truppen nach einem unglücklichen Gefecht bei Sterzing im Pusterthal unter steten Kämpfen 11. April 1809.
und großen Beschwerden über den steilen Schellenberg und Brenner gen Innsbruck zogen, die Niederlage durch Verwüstung und Thaten des Schreckens rächend, wurde die bayrische Besatzung der Hauptstadt, nach dem tapfersten Widerstand, am Berg Isel zur Ergebung gezwungen, der energische Oberst Ditfurth schwer 12. April.
verwundet zum Gefangenen gemacht und Innsbruck selbst eingenommen. Unter diesen Umständen blieb dem französischen General Bisson bei seiner Ankunft am Isel nichts übrig, als durch schimpfliche Kapitulation mit den Bauern seine ganze Heerabteilung, 4000 Mann stark, in Kriegsgefangenschaft zu liefern. Zugleich wurde auch im Vintschgau und im Etschthal das verhaßte Joch abgeworfen, Trient und Roveredo den Franzosen entrissen.

Ganz Europa blickte mit Bewunderung auf die Heldenthaten eines Bauern- Fortgang des Aufstandes.
volks, das innerhalb fünf Tagen das Land von seinen Drängern befreite und gegen 6000 Gefangene, darunter zwei Generale, mit Geschütz und Feldzeichen in seine Gewalt brachte, das, ohne den Sieg durch irgend eine Grausamkeit oder Unthat zu beflecken, die alte Ordnung herstellte und das zerrissene Band mit Österreich wieder anknüpfte, auf daß es, wie der Kaiser versicherte, nun nicht mehr gelöst werden sollte. Aber die Siegesfreude wurde bald gedämpft durch die Nachricht von den Unfällen des österreichischen Donauheeres und von der Annäherung frischer Truppen unter Wrede und Lefebvre. Chasteler, in seinem militärischen Stolz der Verbindung mit den aufrührerischen Bauern ohnedies abgeneigt, war weder an Truppenzahl noch an Kriegskunst dem Feind gewachsen. Als die Bayern den tapfer verteidigten Strubpaß erstürmt, den österreichischen General 11. Mai.
bei Wörgl zurückgedrängt und den blühenden Marktflecken Schwatz in Asche 13. Mai. 16. Mai.
gelegt, zog sich Chasteler, der seit Napoleons Achterklärung alle geistige Spann-

kraft verloren, nach dem Brenner und überließ die Hauptstadt nebst dem nörd-
19. Mai 1809. lichen Tirol den bayrischen und französischen Feldherren, die am 19. Mai ihren Einzug in Innsbruck hielten. Furchtbar wüteten die erbitterten Soldaten gegen das bezwungene Volk. „Mit Mord, Kirchenschändung, Raub und Brand, Mißhandlung von Greisen, Weibern und Kindern war ihr Vorrücken bezeichnet. Es gab sich überall kund, daß dem Soldaten des Rheinbundes außer der Tapferkeit jede ritterliche Tugend abging und nur gemeine Leidenschaften ihn bewegten; und wie hätte es anders sein können in einem Kampf, dem jeder höhere Impuls fehlte?" Diese Schandthaten, über welche selbst Wrede und Lefebvre ihre Entrüstung aussprachen, riefen die Tiroler von neuem unter die Waffen. Andreas Hofer besetzte mit sechstausend Mann, meistens Schützen aus Passeyer, Meran und dem Vintschgau, den Iselberg und hinderte das Vorrücken der Feinde. Umsonst unternahm der bayrische General Deroy, der an Wredes Stelle trat,
29. Mai. einen heftigen Angriff; die Bauern und Jäger, vor deren Reihen der unerschrockene Kapuziner **Joachim Haspinger** mit dem Kruzifix einherschritt, leisteten, in Verbindung mit einigen österreichischen Truppen, so tapfern Widerstand, daß die Bayern nach großen Verlusten den Rückzug antreten mußten und in der folgenden Nacht Innsbruck zum zweitenmal räumten. Um dieselbe Zeit, als die Tiroler nach dem **Sieg am Iselberg** von neuem in die Hauptstadt einzogen, drängten auch die Bauern und Schützen in Vorarlberg die französisch-württembergischen Truppen zurück und besetzten Bregenz. In dem Advokaten Anton Schneider fand der Vorarlberger Volksstamm einen unerschrockenen und umsichtigen Führer. Glückliche Streifzüge nach Konstanz, Lindau und über die bayrische Grenze erhöhten den Mut und das Selbstvertrauen der Tiroler und weckten allenthalben die österreichischen und deutschen Gefühle. Über diesen Erfolgen vergaß man den fluchtähnlichen Abzug des rat- und mutlosen Chasteler aus dem unheimlichen Land des Aufruhrs und freute sich der erneuerten Zusicherung des Kaisers, daß er in keinen Frieden willigen werde, der das treue Land Tirol von dem Körper des österreichischen Kaiserstaats losreißen würde.

Tirol unterworfen und geteilt. Diese Zuversicht sollte jedoch schrecklich getäuscht werden. Wie ein Blitzstrahl aus heiterer Luft traf die Nachricht von dem Waffenstillstand von Znaim in das Tiroler Gebirgsland und erzeugte, da sie bald geglaubt, bald bezweifelt und geleugnet ward, Entmutigung und Unschlüssigkeit unter den Aufständischen. Die Österreicher zogen ab und räumten das Land den Franzosen und Bayern, deren rachesprühende Proklamationen bald durch Thaten des Schreckens und wilder Grausamkeit ihre Bestätigung fanden. Verzweiflungsvoll griff das getäuschte Volk zum drittenmal zu den Waffen. Unter der Leitung von Hofer, Speckbacher,
1. Aug. Mayr und Haspinger besetzten die Aufständischen eine Anhöhe bei **Brixen** und vernichteten die von Innsbruck durch die Thalschlucht anrückenden Feinde mittels herabgestürzter Baumstämme und Felsblöcke oder durch die sicher treffenden Kugeln der Schützen. Das Jammergeschrei der Verstümmelten und Sterbenden

und der Hilferuf der in die brausende Eisack Geschleuderten wirkten so betäubend auf die Überlebenden, daß sie sämtlich, größtenteils sächsische Rheinbundstruppen, die Waffen streckten. Noch jetzt heißt die Thalschlucht im Mund des Volks die Sachsenklemme. Ähnlich erging es einer bayrischen Heerabteilung an der Pontlatzer Brücke in einer Felsenschlucht des Inn, wo die Weiber durch 9. Aug. 1809.
Herabwälzen von Steinmassen und Holzstämmen die Schützen unterstützten, und an andern Orten. In einen Soldatenmantel gehüllt, kehrte Lefebvre mit seinen zersprengten Truppen nach Innsbruck zurück, in seinen stolzen Siegeshoffnungen 14. Aug.
tief herabgestimmt, und verließ dann das „verwünschte Land" mit Grauen. Am Napoleonstag zog der Sandwirt von Passeyer zum drittenmal in Inns- 15. Aug.
bruck ein und verwaltete als kaiserlicher „Oberkommandant in Tirol" von der Hofburg aus das Land nach altem Herkommen, ohne die Einfachheit der Sitten und das ehrenfeste Wesen im mindesten zu ändern. Kaiser Franz selbst beschenkte ihn mit einer goldenen Kette und schien ihn dadurch in seiner Würde zu bestätigen. Aber der Traum der Unabhängigkeit war von kurzer Dauer. Als nach dem Abschluß des Wiener Friedens die Feinde in verstärkter Truppenzahl von drei Seiten in das unglückliche Land eindrangen, den Tod der Waffenbrüder und Bundesgenossen durch Sengen und Brennen, durch Mord und wilde Kriegsgreuel rächend, da wurde endlich der Widerstand des tapfern hingeopferten Volks gebrochen. Das dreimal eroberte und befreite Innsbruck fiel wieder in die Gewalt der Bayern; Speckbacher und andre Führer suchten ihr Heil in der Oktober.
Flucht, aber Hofer, der nach Verheißung von Gnade anfangs die Waffen niedergelegt, dann, durch falsche Ratgeber und unbesonnene Hitzköpfe verführt, wieder 12. Nov.
zum Krieg aufgefordert hatte, wurde von einem Bauer aus dem Passeyerthal wegen des versprochenen Preises verraten, in einer Sennhütte, wo er sich zwei Monate lang mit seiner Familie versteckt gehalten hatte, ergriffen und an den 27. Jan. 1810.
Vizekönig von Italien abgeliefert. Eugen ließ ihn nach der Festung Mantua bringen. Dort wurde Hofer infolge eines ausdrücklichen Befehls aus Paris von einem Kriegsgericht zum Tod verurteilt, und da er weder seine Reue aussprechen noch um Gnade bitten wollte, erschossen. „Ade, schnöde Welt," schrieb 20. Febr.
er wenige Stunden vor seinem Tod; „so leicht kommt mir das Sterben vor, daß mir nicht einmal die Augen naß werden." Er starb mit dem Mut eines Helden und Märtyrers, hochgeehrt von seinem Volk. Tirol wurde in drei Teile geteilt, wovon der eine an das Königreich Italien, der andre an Illyrien kam, der dritte bei Bayern verblieb. So wurde das tapfere Bergvolk geopfert und mit gebundenen Händen dem dreimal überwundenen Gegner preisgegeben.

Auch Peter Mayr wurde in Bozen durch kriegsrichterlichen Spruch zum Tod verurteilt und erschossen. Haspinger dagegen rettete sich im Mönchsgewand nach der Schweiz und von da nach Österreich. Auch der riesenstarke Speckbacher entkam unter tausend Gefahren und Abenteuern, nachdem er in einer Gletscherhöhle durch eine Lawine am Bein verwundet worden und bis zu seiner Heilung wochenlang sich in einem Stall

verborgen gehalten, durch den eignen Mut und den Beistand treuer Freunde nach Wien, wo man ihn unterstützte. Hofers Gebeine wurden im Jahr 1823 durch die Pietät einiger Landsleute aus der Gruft in Mantua ausgegraben und nach Innsbruck gebracht, wo sie an der Seite von Kaiser Maximilians Mausoleum bestattet sind.

3. Die Bewegung in Norddeutschland.

Der Tugendbund und der Aufstand in Hessen.

So tollkühn und unbedacht die Versuche waren, die im Jahr 1809 in verschiedenen Gegenden Norddeutschlands zur Abschüttelung des fremden Joches gemacht wurden, so waren sie doch als Beweise der tiefen Gärung, die überall herrschte, und der Sehnsucht nach Erlösung von Bedeutung. Diese Stimmung wurde genährt durch den um jene Zeit besonders wirksamen Tugendbund, dem viele von Vaterlandsliebe erfüllte und nach Abschüttelung der fremden Zwingherrschaft strebende Männer in Preußen teils angehörten, teils in Zielen und Bestrebungen verwandt und zugethan waren. „Die heimliche Kunde von dem Tugendbund drang bis über die Elbe zu den Völkern, die in westfälischer und französischer Gefangenschaft saßen; Vertraute bargen das heilige Feuer vor dem Auge der Bedrücker und warfen in die Nacht der namenlosen Leiden den Hoffnungsstrahl der Erlösung; die Niedersachsen, die Westfalen und Hessen klirrten mit ihren Ketten und der Argwohn der Fremden glaubte sich von unsichtbaren Gefahren umgeben; sie fühlten das Wehen des Geistes, der ihre finstern Werke zerreißen sollte." Eine über das ganze Königreich Westfalen sowohl unter dem Volk, als unter dem Beamten- und Offiziersstand verbreitete und bis nach Preußen verzweigte Verschwörung sollte durch gleichzeitige Aufstände die Unternehmungen Österreichs fördern. Während der preußische Offizier v. **Katt** sich der Festung Magdeburg durch einen Handstreich zu bemächtigen Anstalten traf, sollte der Oberst **Ferd. W. Kasp. v. Dörnberg**, der früher in preußischen Diensten gestanden, dann aber von Jérôme zum Kommandanten der neuerrichteten Jägergarde ernannt worden war, den König von Westfalen gefangen nehmen und nach Vertreibung der fremden Truppen und Beamten den in Prag weilenden und von dem Plan unterrichteten Kurfürsten wieder zurückführen. Beide Unternehmungen scheiterten. Die ungeordnete Schar hessischer Bauern, die von Homberg aus nach Kassel zog, wurde durch einige Kanonenschüsse leicht zur Flucht gebracht; Katt und Dörnberg begaben sich nach Österreich und traten dann in fremde Kriegsdienste, jener in spanische, wo er seinen Tod fand, dieser in russische, aus denen er später in die Heimat zurückkehrte. Durch Jérômes mildes und versöhnendes Verfahren ging das Unternehmen ohne große Nachteile in kurzem spurlos vorüber. Ein neuer Aufstandsversuch, der zwei Monate später von Marburg aus unternommen wurde, hatte die Erschießung des Urhebers, des Professors Sternberg, zur Folge.

3. und 22. April 1809.

Schill und seine Schicksalsgefährten.

Das Fehlschlagen des hessischen Aufstandes schreckte den jungen, tapfern **Schill**, der in Katts und Dörnbergs Pläne eingeweiht war, nicht ab, Ähnliches

zu wagen. Nach dem in Kolberg bewiesenen Heldenmut (S. 233) zum Major erhoben und als Inhaber eines neuen Husarenregiments nach Berlin versetzt, war Schill hier der Gegenstand einer begeisterten Verehrung und Bewunderung, die berauschend auf ihn wirkte. Im Vertrauen auf diese Volksgunst glaubte er sich berufen, eine deutsche Nationalerhebung zum Sturz der fremden Zwingherrschaft ins Leben zu führen und zu leiten. Getäuscht durch die falsche Kunde österreichischer Siege, zog er mit einer ihm ergebenen Reiterschar von einigen hundert Mann über Potsdam und Wittenberg nach Dessau und Halle, entwaffnete daselbst eine 28. April 1809.
kleine westfälische Besatzung und bestand, durch neue Mannschaft verstärkt, bei Dodendorf, unweit Magdeburg, ein glückliches Treffen gegen einen französi- 5. Mai.
schen Oberst. Allein die Nachricht von den Unfällen der Österreicher, die Furcht der Völker vor dem gewaltigen Imperator und die Mißbilligung des Königs, der in einem Parolebefehl den preußischen Soldaten untersagte, sich an der „unglaublichen That“ zu beteiligen, wirkten lähmend auf die Unternehmung. Nach dem glücklichen Gefecht bei Damgarten an der Recknitz, wo er sechshundert 24. Mai.
Mecklenburger zu Gefangenen machte, warf sich Schill mit seiner getreuen Schar in das feste Stralsund, entschlossen, die Stadt zu einem zweiten Saragossa zu machen oder sich darin solange gegen den Feind zu behaupten, bis er seine Einschiffung nach England bewerkstelligt hätte. Aber von General Gratien mit einem Belagerungsheer eingeschlossen, fiel er bei Erstürmung der Stadt nach dem 31. Mai.
hartnäckigsten Kampf mit vielen seiner getreuen Waffenbrüder unter den Säbeln holländischer, oldenburgischer und dänischer Reiter. Von seinen zu Kriegsgefangenen gemachten Gefährten wurden die Offiziere, sämtlich junge Männer unter dreißig Jahren, in Wesel und Braunschweig durch kriegsrichterlichen Spruch zum Tod verurteilt und erschossen, die Gemeinen auf französische Galeeren gebracht. Nur eine kleine Schar von 180 Reitern erzwang sich durch todesmutige Entschlossenheit freien Abzug nach Preußen. Mit heroischer Kraft ertrugen die elf Offiziere in Wesel ihr tragisches Geschick. „Zwei und zwei aneinander gefesselt, erwarteten sie stehend und mit unverbundenen Augen die feindlichen Kugeln; sie brachten ihrem König noch ein Hoch und kommandierten dann Feuer! Im nächsten Augenblick lagen zehn am Boden; der elfte war nur am Arm verwundet; er riß die Weste auf und rief auf sein Herz deutend: Hierher, Grenadiere! Einen Moment später hatte auch er ausgelebt.“ Diejenigen von der „Bande Schills“, meldete der Moniteur, welche nicht erschossen worden sind, dreihundertsechzig an der Zahl, wurden nach dem Bagno von Toulon gebracht.

„Der stattliche, lebensfrische Mann von sechsunddreißig Jahren,“ schildert der Geschichtschreiber dieser Zeit (Häusser) den Major v. Schill, „in dem malerischen Husarenkleid, war nicht nur eine martialische, sondern zugleich eine liebenswürdige Erscheinung. Sein feuriges, schwarzes Auge, sein freundliches und wohlwollendes Wesen imponierte und gewann zugleich. Sparsam und mäßig in seinen eignen Bedürfnissen, großmütig gegen den Bedürftigen, freigebig gegen seine Waffengefährten, von unübertroffener Bravour und einem frischen, feurigen Wesen, auch mit einer

natürlichen Gabe populärer Beredsamkeit ausgestattet, war er ganz dazu geschaffen, ein Liebling des Volks zu werden. Wohl fiel manchem eine krampfhafte Unruhe in seinem Wesen, ein Abspringen von einem aufs andre und neben der Neigung zu kecken Husarenstreichen ein gewisser Starrsinn auf, den er besonnenem Rat entgegensetzte; solche Züge erinnerten wohl an seine ungarische Abstammung. Freilich sind auch diese Schattenseiten von der schmeichelnden Bewunderung der Zeit in Vorzüge umgeschaffen und dadurch der tapfere Mann an sich selber und an dem Maß seines Könnens irre geworden."

Friedrich Wilhelm von Braunschweig. Glücklicher war Herzog **Friedrich Wilhelm von Braunschweig**, der heldenmütige Sohn des bei Auerstädt verwundeten Feldmarschalls. Eine leidenschaftliche, reizbare Natur von stolzem, trotzigem Wesen, verschmähte er es, in unkriegerischer Ruhe abzuwarten, bis fremdes Blut ihm sein verlorenes Erbe erstritt; er wollte lieber im mutigen Kampf erliegen, als sich in der Geduld des Ertragens üben. „Das Schicksal seines Hauses, der erschütternde Ausgang des Vaters und der Tod seiner Gemahlin gab ihm etwas Düsteres und Verbittertes. Er haßte in Napoleon den Urheber des öffentlichen und seines häuslichen Leidens; die Fehde, die er führte, galt der deutschen Sache und war zugleich ein Rachekrieg ganz persönlicher Art." Im Bund mit Österreich sammelte er als deutscher Reichsfürst in Öls, seinem kleinen schlesischen Erbe, und in Böhmen eine berittene Freischar, die man als „schwarze Legion der Rache" bezeichnete, von dem schwarzen Waffenrock und dem weißen Totenkopf auf dunklem Tschako. Unterstützt von österreichischen Truppen unter General Am Ende und von einem Hilfskorps, das der reiche, dabei aber geizige Kurfürst von Hessen ausgerüstet, fiel der Herzog in Sachsen ein, um das Volk zum Aufstand und zum Anschluß an Österreich zu bringen, drängte das kleine sächsische Heer unter General Thielmann zurück und bemächtigte sich, nicht ohne mancherlei Gewaltthätigkeiten, der Städte Dresden, Juni 1809. Meißen und Leipzig. Aber bald sah er sich zum Rückzug genötigt, als König Jérôme mit überlegenen Streitkräften herbeikam und, mit Thielmann vereinigt, als „Befreier von den Raubscharen des schwarzen Banditen" in die sächsischen Städte einzog. Der Herzog verband sich mit dem österreichischen Streifkorps in Franken und bekämpfte mit Tapferkeit und Erfolg die unter Junot heranrückenden Feinde, bis der Waffenstillstand von Znaim ihm die österreichische Unterstützung entzog und seine Thätigkeit lähmte. Da er als deutscher Reichsfürst und Verbündeter des Kaisers, nicht als österreichischer General am Krieg teilgenommen, so verschmähte er den Waffenstillstand und beschloß mit seinen Getreuen, etwa 2000 Mann, von Thüringen aus sich einen Weg an die Nordsee zu bahnen und bei England Hilfe zu suchen. Mit unglaublicher Kühnheit zog die entschlossene schwarze Schar über Leipzig und Halle in das westfälische Königreich, erstürmte die von Meyronnet (Graf 29. Juli. Wellingerode) tapfer verteidigte Festung Halberstadt und machte, nach einem furchtbaren Straßenkampf, die ganze Besatzung zu Kriegsgefangenen. Nach einer kurzen Rast in Braunschweig, wo der Herzog mit Jubel und Begeisterung von dem treuen Volk aufgenommen ward, und sich einige Augenblicke gönnte, um

einsam durch das Schloß seiner Väter zu eilen und seiner Jugendtage zu gedenken, zog er unter steten Kämpfen mit zwei feindlichen Heerabteilungen, die ihn abzuschneiden trachteten, über Hannover der Weser zu, nicht entmutigt durch den Abfall von sechzehn Offizieren, die, an einem glücklichen Ausgang verzweifelnd, zur Kapitulation rieten, und bewerkstelligte bei Elsfleth und Braake die Einschiffung nach Helgoland, von wo die „Schwarzen" auf britischen Schiffen 7. Aug. 1809. nach England gerettet wurden, um günstigere Zeiten zur Rache abzuwarten. Das ist ein tapferer Kriegsmann, soll Napoleon in Schönbrunn ausgerufen haben, als er die verwegene That des „unbesiegten Welfen" vernahm, der die Nächte gewöhnlich auf einem Strohlager inmitten seiner Krieger zubrachte, alle Genüsse und Bequemlichkeiten verschmähte und mit dem Kirchenlied: Dir trau ich, Gott, und wanke nicht, wenngleich von meiner Hoffnung Licht der letzte Funke schwindet, in die Schlacht ging.

Nicht nur im Norden, auch in den südlichen Rheinbundsstaaten gab sich Erregung der Gemüter. während des österreichisch-französischen Kriegs eine tiefe Aufregung der Gemüter kund und die heiße Sehnsucht nach Befreiung von dem verhaßten Joch des fremden Zwingherrn und seiner Genossen. In Nürnberg, Bamberg und vor allem in dem preußischen Frankenland, wo man die alte Zeit noch nicht vergessen hatte, kamen bei Gelegenheit eines österreichischen Streifzugs Stimmungen zum Vorschein, die von der bayrischen Gesinnung sehr verschieden waren; und als nach Auflösung des Deutschherrenordens Mergentheim dem strengen König von 25. Juni. Württemberg verliehen wurde, suchten die Bauern durch einen Aufstand die Besitznahme zu verhindern, zogen sich aber ein blutiges Strafgericht des ergrimmten Tyrannen zu, der durch „heilsamen Schrecken" ähnlichen Vermessenheiten vorzubeugen suchte. — Ein Beweis von der in ganz Deutschland herrschenden Bewegung der Gemüter war auch der von dem Naumburger Jüngling Friedrich Staps unternommene Mordversuch gegen Napoleon in Schön- 12. Okt. brunn. Von General Rapp ergriffen und seines Vorhabens geständig, wurde er zum Tod geführt. Bei seinem Verhör in Napoleons eigner Gegenwart, wie auf dem letzten Gang zeigte er eine kaltblütige Entschlossenheit. Diese Erscheinungen, verbunden mit der tiefen Aufregung in Preußen, wo die patriotische Partei zu einem Anschluß an Österreich drängte und der Freiherr vom Stein den Gedanken einer allgemeinen Volkserhebung in der Nation zu wecken suchte, waren wohl geeignet, Napoleon zu dem Ausspruch zu bringen: Fort aus diesem Krieg, sonst sind wir von tausend Vendéen umringt.

4. Die Engländer auf Walcheren.

Österreich war in den Kampf gegen Napoleon gezogen ohne zuvor durch Englische Seeunternehmungen. ein besonderes Kriegsbündnis sich der Mitwirkung Englands versichert zu haben. Die gleichzeitigen kriegerischen Unternehmungen der britischen Marine und Landmacht hatten auch weniger den Zweck, dem alten Verbündeten im Osten eine

hilfreiche Hand zu bieten, als die Lage und die Umstände im eignen Interesse zu verwerten. Schon zu Anfang des Kriegs wurde das französische Geschwader, das im Hafen von Rochefort durch eine englische Flotte blockiert war, von einer großen Anzahl feindlicher Brandschiffe in der Nacht angegriffen und in solche Verwirrung gebracht, daß vier Fahrzeuge in Flammen gerieten und zu Grunde gingen. Der Kaiser kam bei der Nachricht in heftigen Zorn; er befahl, daß der Fall durch ein Kriegsgericht untersucht werde, und dieses verurteilte den Schiffshauptmann Lafond, der sich stets als braven und pflichtgetreuen Offizier gezeigt, zum Tod. Im Laufe des Sommers gelang es dem englischen Feldherrn Wellington, wie wir in einem andern Zusammenhang erfahren werden, den Marschall Soult, welcher Portugal wieder einnehmen sollte, zu einem verlustvollen Rückzug zu bringen und sich durch die Schlacht bei Talavera im Besitz des Königreichs zu behaupten. Und um dieselbe Zeit erfolgte die Expedition von Walcheren, die am meisten geeignet schien dem deutschen Krieg Vorschub zu leisten, aber in ihrer Ausführung ebenso kopflos und ungeschickt war, wie Wellingtons Unternehmen rühmlich und erfolgreich.

11. April 1809.

Die Expedition auf Walcheren. Juli 1809.

Mit einer Flotte von 40 Linienschiffen, 30 Fregatten und zahllosen andern Fahrzeugen aller Art, auf welcher sich ein Landheer von 40,000 Mann mit 150 schweren Geschützen befand, landeten die Engländer auf der Insel Walcheren, deren befestigter Hauptort Vlissingen durch eine gemischte Garnison von höchstens 3000 Mann verteidigt ward, in der Absicht sich der wichtigen Hafenstadt Antwerpen samt den Scheldemündungen und der unter den Mauern dieser festen Stadt vor Anker liegenden französischen Flottille zu bemächtigen. Lord Chatham, der ältere Bruder des frühern Ministers Pitt, ein Hofmann ohne alle militärischen Fähigkeiten, war der Anführer. Es hieß, er habe das Kommando erbeten, um sich aus seiner Geldverlegenheit zu befreien. Selbst französische Historiker versichern, daß durch einen raschen Marsch und Angriff auf Antwerpen diese Stadt hätte überrumpelt und samt dem Geschwader von den Engländern genommen werden können. Dazu mangelte aber dem Befehlshaber der Mut und die Entschlossenheit. Er verbrachte mit den Belagerungsanstalten vor Vlissingen soviel Zeit, bis Fouché, der in dem Pariser Regentschaftsrat damals das entscheidende Wort führte, Anordnungen zu einer energischen Abwehr des Feindes getroffen. Auf eigne Hand, ohne zuvor die Zustimmung des entfernten Kaisers oder des Kollegiums einzuholen, beschloß der Polizeiminister, der zugleich die Geschäfte des erkrankten Ministers des Innern besorgte, durch eine nationale Kundgebung dem Feind Schrecken einzuflößen. Er ließ die verfügbaren Truppen sofort ausrücken und erteilte den Präfekten den Befehl, unverzüglich eine Mobilmachung der Nationalgarden in den nördlichen Departements vorzunehmen. „Wir wollen Europa beweisen,“ hieß es in seinem Rundschreiben, „daß so viel Glanz auch Napoleons Genius Frankreich geben mag, doch seine Gegenwart nicht erforderlich ist, um den Feind zurückzuschlagen.“

Fouchés eigenmächtiges Vorgehen.

Wie sehr immer ein so kühnes entschlossenes Vorgehen im jetzigen Augenblick dem System und der Handlungsweise des Kaisers selbst entsprach, so stand doch anderseits eine Berufung an die nationale Kraft auch wieder so sehr mit dem autokratischen Regiment des Imperators im Widerspruch, daß Cambacérès und Clarke mehr im Sinn ihres Gebieters zu handeln glaubten, wenn sie ein solches Hervortreten der nationalen Wehrkraft verhinderten oder doch abschwächten. Sie setzten es durch, daß vorerst nur die an verschiedenen Orten Frankreichs stehenden regulären Streitkräfte samt der Gendarmerie und einigen Reservebataillonen abgeschickt wurden, um vereint mit den verfügbaren holländischen Regimentern die feindliche Invasion zurückzuwerfen. Nach Fouchés Vorschlag sollte der Oberbefehl dem Marschall Bernadotte, der infolge seiner Ungnade seit der Schlacht bei Wagram sich in Paris befand, übertragen werden; Cambacérès bewirkte jedoch, daß König Ludwig das Oberkommando erhielt. Wenn der Kaiser dennoch einwilligte, daß Bernadotte die Verteidigung von Antwerpen übernahm, so geschah es nur, weil er in dessen militärische Fähigkeiten und Erfahrungen mehr Vertrauen setzte. Auch war er im Anfang, solange er die Expedition der Engländer für drohend hielt, keineswegs gegen das nationale Aufgebot Fouchés: als er von dem Widerstand des Regentschaftsrats Kunde erhielt, rief er erzürnt aus: wollten sie sich denn in ihren Betten von den Engländern überfallen lassen? Erst als die Gefahr vorüber war, trug in ihm der autokratische Gebieter den Sieg davon über den Mann der That.

Zu Napoleons großer Genugthuung ging diese Gefahr rascher vorüber als er selbst gehofft haben mochte, dank der kleinmütigen zaghaften Haltung der Feinde. Zwar mußte die kleine Garnison von Vlissingen, nachdem die Engländer drei Tage lang zur See und zu Land die Festung mit Kugeln und Granaten aus Hunderten von Kanonen beschossen und die Stadt in eine Brand- und Trümmerstätte verwandelt hatten, einen Kapitulationsvertrag schließen, aber diese Einnahme eines unbedeutenden Platzes war auch der einzige Erfolg, den die Engländer durch die riesenhafte Expedition, die größte welche jemals von den Küsten des Inselreichs ausgegangen, davontrugen, ein Unternehmen, bei dem mehr Menschen durch Krankheit und durch die Ungeschicklichkeit der Führung umkamen, als die blutigste Schlacht dahingerafft hätte. 10,000 Soldaten lagen am Wundfieber krank danieder und die Zahl wuchs von Tag zu Tag, so daß die Befehlshaber in aller Eile die Rückfahrt beschlossen, nachdem sie die Einwilligung ihrer Regierung erhalten. Wäre eine solche Truppenmacht mit solchen Ausrüstungen und Mitteln zur rechten Zeit an der Weser- und Elbemündung gelandet, sie hätte auf den ganzen Gang des Kriegs entscheidend wirken, hätte der norddeutschen Bewegung einen Halt geben, Preußen aus seiner Unschlüssigkeit reißen und den Riesenkampf in Österreich zu einem glücklichen Ausgang führen können. Es war aber das Verhängnis dieses Kriegs, daß alles, was die große Politik der Gegner Napoleons versuchte, an den Mängeln der Anlage

Scheitern der Expedition.

15. Aug. 1809.

oder der Ausführung Schiffbruch litt. Die Ursache haben wir bereits angedeutet: Klarheit des Ziels, konsequente Willenskraft und einheitliche Führung auf der einen, Unsicherheit, Zerfahrenheit und Zwietracht auf der andern Seite. Wie im österreichischen Lager die beiden Erzherzöge haderten und sich gegenseitig anklagten, so maßen auch im englischen Admiral Strachan und Lord Chatham einander die Schuld des Mißlingens bei. Ja der Streit zog sich sogar in das Ministerium hinein und erzeugte zwischen Canning und Castlereagh eine so heftige Verfeindung, daß ein Zweikampf auf Pistolen erfolgte, in welchem Canning verwundet ward. Beide traten aus dem Kabinett, das alsdann durch den Eintritt von Perceval, Liverpool und Wellesley, Wellingtons Bruder, eine Umgestaltung in torystischer Richtung erfuhr. Perceval, ein rechtskundiger Vorkämpfer aristokratischer Prinzipien in der Staats- und Kirchenverfassung Altenglands, wurde drei Jahre später durch einen Wechselagenten aus Privatrache erschossen. — Auch in Frankreich hatte die Unternehmung der Engländer an der Schelde ihre Nachwirkungen. So sorglich im Anfang Napoleon auf den Angriffsplan des Feindes blickte, so meinte er nach beseitigter Gefahr, es sei zu viel Aufhebens davon gemacht, der Expedition zu große Bedeutung beigelegt worden. Er ließ daher zuerst die Kapitulation von Vlissingen, das er für unüberwindlich erklärt hatte, durch eine Militärkommission prüfen und diese verurteilte den gefangenen Festungskommandanten Monnet zum Tod. Dem Marschall Bernadotte wurde der Oberbefehl in Antwerpen entzogen, weil der Kaiser es nicht für angemessen hielt „einen Mann von so unsicherer Gesinnung an der Spitze so bedeutender Kräfte zu lassen", und Fouché, bei dem sich immer noch der ehemalige Republikaner und Jakobiner regte, fiel, als der Kaiser einige Zeit nachher von dem ganzen eigenmächtigen Handeln seines Polizeiministers unterrichtet ward, in Ungnade wurde, wie schon vorher Talleyrand, seines Amtes entsetzt und nach Aix, seinem Senatorensitz, verwiesen. Sein Nachfolger wurde Savary, den Napoleon selbst seinen „Exekutionsmann" zu nennen pflegte.

3. Das Ende des spanischen Kriegs.

a. Fortgang des Kriegs und die Zentraljunta.

Lage der Dinge in Spanien im Frühjahr 1809.

Niemals standen die Angelegenheiten Frankreichs in der Iberischen Halbinsel günstiger als im Frühjahr 1809. Die Insurgentenbanden waren zersprengt und zum Teil aufgelöst, Geschütz, Waffen und Gefangene in großer Menge in den Händen der Franzosen. Joseph befestigte sich mehr und mehr in der Herrschaft. Viele den gebildeten Kreisen angehörende Spanier, die weniger als das geringe Volk unter der Einwirkung der Leidenschaften, des Fanatismus und nationalen Hasses standen, schlossen sich dem Bonapartischen König an, der den besten Willen und die wohlmeinende Absicht besaß, das spanische Volk glücklich

zu machen und ihm die Wohlthat guter Gesetze und einer freisinnigen Verfassung zuzuwenden. Selbst Morla, der einst als Gouverneur von Cadiz sich als den heftigsten Franzosenfeind gezeigt, trat jetzt in Josephs Dienste. Es schien als ob die liberale Partei der Josephinos das Feld behaupten sollte. Aber der Schein war trügerisch. Mehrere Umstände vereinigten sich, die Fortschritte der Franzosen im Feld zu hemmen und den neuspanischen Ideen die Verbreitung zu rauben. Vor allem hatte die Entfernung Napoleons von dem Pyrenäenland und die Abberufung eines Teils der Streitkräfte und der erfahrensten Feldherren nach der Donau merkliche Folgen. Wenn dadurch das Ansehen Josephs in der Hauptstadt gehoben ward, so erlangten dafür in den Provinzen die Generale eine um so unabhängigere Stellung und gebrauchten sie in ihrem Interesse zu eigennützigen Unternehmungen und ehrgeizigen selbstsüchtigen Plänen. Jeder handelte auf eigne Hand, kümmerte sich wenig um die Befehle des Königs, der dem Namen nach das Oberkommando führte, und wollte nur den Anordnungen und Weisungen des Kaisers gehorchen, der in weiter Ferne stand, über den näheren Anliegen des österreichischen Kriegs den spanischen Dingen weniger folgen konnte und sich nicht immer von Mißgriffen frei hielt.

Vor seinem Zug über die Pyrenäen hatte Napoleon der Welt verkündigt, Soult aus Portugal
daß er seine siegreichen Adler auf den Wällen von Lissabon aufpflanzen werde. vertrieben.
Diesen Plan, den er bei seiner raschen Rückkehr unausgeführt gelassen, sollte Marschall Soult ins Werk setzen. Denn ohne den Besitz Portugals war die Unterwerfung Spaniens nicht wohl zu erreichen. Nach vielen Kämpfen mit den Banden La Romanas überschritt Soult den Minho und zog auf Porto los, die Grausamkeiten der Insurgenten mit Brand und Mord vergeltend. Unter blutigen Straßenkämpfen wurde auch Porto erstürmt; anstatt aber, wie Napoleons Befehl lautete, eilig gen Lissabon aufzubrechen, verweilte Soult mit seinen verwilderten Soldaten mehrere Wochen lang in der reichen Stadt, als ob das April 1809.
ganze Land unterworfen wäre; er trug sich mit dem Gedanken, die wohlhabenden und gebildeten Einwohner, die von der Tyrannei der untern Volksklassen viel zu leiden hatten, würden ihm die Herrschaft in Nordlusitanien anbieten und der Kaiser ihn darin bestätigen. Unterdessen rückte Wellesley, von der englischen Regierung zum Generalissimus ernannt und auch von der portugiesischen Regentschaft als Oberbefehlshaber anerkannt, von Lissabon, wo er unter dem Jubel der Bevölkerung ans Land gestiegen, mit einem anglo-portu- 22. April.
giesischen Heer von 25,000 Mann über Coimbra heran. Der französische Feldherr, der sich in seinem Ehrgeiz und gasconischen Eigendünkel schon als portugiesischen Vasallenkönig erblickt, zugleich schüchtern und ungeduldig die Hand nach der Krone ausgestreckt hatte, sah sich mit einemmal durch den heranziehenden Feind und durch konspiratorische Umtriebe im eignen Heerlager in so drohende Lage versetzt, daß er zum eiligen Rückzug nach Galicien genötigt war, auf beschwerlichen Gebirgswegen mit Zurücklassung der Kanonen und alles Gepäcks.

Am 18. Mai zog das Armeekorps, welches zur Eroberung Portugals bestimmt gewesen war, im traurigsten Zustand, ohne Schuhe, mit zerfetzten Kleidern, Groll und Zwietracht im Herzen, wieder in Orense ein; und anstatt hier die Truppen Neys, welche das nordwestliche Spanien gegen La Romanas Guerillabanden sicherten, an sich zu ziehen und mit vereinten Kräften von neuem vorzugehen, wandte der Marschall den galicischen Bergen den Rücken und zog in selbstsüchtigem Eigensinn nach Zamora und von da nach Astorga, ohne Ney, der ihn zuvor mit Waffen und Kriegsbedarf versehen, von seinem Vorhaben in Kenntnis zu setzen. Und dennoch verfügte Napoleon von Schönbrunn aus, daß die drei Armeekorps von Soult, Ney und Mortier zu einem einzigen vereinigt werden sollten und Soult als der älteste das Oberkommando führe.

Guerilla und Zentraljunta. Von noch größerer Wichtigkeit aber für die Zukunft Spaniens als diese Vorgänge war die Organisation des kleinen Scharenkriegs durch die Zentraljunta, jener der Volksnatur und der Bodenbeschaffenheit des Landes so sehr entsprechenden Guerilla. Es war die Aufgabe dieser locker gefügten Soldatenhaufen, kleinere Abteilungen des Feindes zu überfallen, seine Verbindungen abzuschneiden, seine Besatzungen aufzuheben, den Nationalhaß überall lebendig zu erhalten. In wenigen Monaten bedeckte sich das Land mit unzähligen solcher Banden, die unter der Führung eines Mönchs, eines Schleichhändlers, eines Offiziers, eines Bauern, eines Landedelmannes den Feinden hart zusetzten, durch Hinterhalte und Überfälle den größeren Insurgentenkorps eines La Romana, Cuesta, Venegas Vorschub leisteten, zugleich aber auch durch Raub und durch anarchisches zuchtloses Treiben eine Geißel für die eignen Landsleute waren. So sammelten sich in Kastilien Banden von etlichen hundert kühnen Parteigängern um den Offizier Diaz Porlier und um einen Bauern, den man von seinem Geburtsort Empecinado nannte; in Biscaya führte Ballesteros den kleinen Krieg mit wachsendem Erfolg; in Navarra erlangten die beiden Mina, Oheim und Neffe, großes Ansehen; in Leon, in Altkastilien, in Aragonien trieben sich zahlreiche Guerillascharen unter dem Pfarrer Merino, dem Kapuziner Julian u. a. umher und störten die Verbindung mit Frankreich. Zugleich entfaltete die Zentraljunta in Sevilla, wo seit dem Tod des hochbetagten, noch in den Vorstellungskreisen des achtzehnten Jahrhunderts sich bewegenden Florida-Blanca eine liberalere Anschauung der Dinge Platz gegriffen und bei vielen Mitgliedern, wie Jovellanos, Garay, Marques von Astorga, Calvo die Notwendigkeit zeitgemäßer Reformen des staatlichen Lebens Anerkennung gefunden hatte, eine erfolgreichere politische Thätigkeit. Sie hatte mit der englischen Regierung
14. Jan. 1809. ein Schutz- und Trutzbündnis zum äußersten Kampf gegen Napoleon geschlossen; sie war bemüht die „Provinzialjunten für Ausführung und Verteidigung“ in ein geregeltes Abhängigkeitsverhältnis zu der obersten Zentralgewalt zu setzen; sie hatte, erfreut über den Geist der Loyalität in den amerikanischen Pflanzstaaten zu gunsten der Monarchie Ferdinands und über die reichen Geldsendungen, die

nach so langer Unterbrechung der spanischen Regierung durch englische Schiffe übermittelt wurden, ein Dekret erlassen, welches das Prinzip der Gleichberechtigung der Kolonien mit dem Mutterland verkündete. Ein Manifest hatte in edler würdiger Sprache den Völkern Europas zu Gemüt geführt, daß sie die Spanier nicht allein einen Kampf durchfechten lassen dürften, bei dem es sich um die Freiheit aller Nationen handelte. 22. Jan. 1809.

Die national-liberale Partei.

Und schon ging aus dem Schoß der Versammlung eine Partei hervor, welche auf eine Wiedergeburt der Nation durch eigne Kraft drang, neben dem Kampf für die nationale Unabhängigkeit auch die Herstellung einer gesunden staatlichen Ordnung forderte, die nur das Werk einer Nationalversammlung, der Cortes sein könne. Der talentvollste und eifrigste Vertreter dieser national-liberalen Partei war der Dichter Quintana, der in feurigen Liedern voll patriotischer Begeisterung die ehemalige Herrlichkeit des Vaterlandes und die Schmach der Gegenwart den Zeitgenossen ins Herz geflößt, der jetzt von der Zentralregierung in Sevilla zum Sekretär ihres Büreaus ernannt, die Patriotische Wochenschrift ins Leben rief, ein einflußreiches Organ des Freisinns in allen Lebensgebieten. Die Annahme des Antrags von Lorenzo Calvo auf Einberufung der Cortes, den bisher die Majorität der Versammlung aus selbstsüchtigen, absolutistischen und reaktionären Beweggründen hartnäckig bekämpft hatte, und ein von Quintana verfaßtes Manifest, worin dieser Beschluß der Nation mitgeteilt ward, waren die Vorzeichen, daß eine neue Ära im Anbruch sei, daß der Gedanke einer Staatserneuerung auf Grund der Volkssouveränität, der sich bisher nur in einzelnen Flugschriften hervorgewagt, mehr und mehr zum klaren Bewußtsein der Einsichtigeren gekommen. Das Manifest verhieß das Glück der Nation auf dauernden Grundlagen aufzubauen. Aber die Zeitumstände und die Bedenklichkeiten der bestimmenden Männer in der Zentraljunta waren einer raschen Verwirklichung der Konstitutionsidee im Weg. Die Berufung der Cortes sollte erst im kommenden Jahr erfolgen und mittlerweile die Verfassungsreform vorbereitet werden. Seitdem standen im Schoß der Zentralregierung zwei Parteien, die Konservativen und die Männer des liberalen Fortschritts, einander feindlich gegenüber. Der „vereinigte Rat", ein Ausschuß von fünf Mitgliedern, welcher den Gang der Regierung leitete, hielt an den altspanischen Ansichten fest. Doch traten von der Zeit an eine Menge von Denkschriften mit Vorschlägen liberaler Reformen an das Licht der Öffentlichkeit, welche zu einer durchgreifenden Umgestaltung des spanischen Staatswesens den Weg bahnten. 4. Mai.

Die Zentraljunta und die englische Regierung.

Bei dieser Stimmung und Richtung der Zentraljunta konnte man für die Zukunft einige Hoffnung hegen, für die Gegenwart dagegen war Spanien an andre Kräfte gewiesen: an die elementaren Volksleidenschaften der Guerillas und an den energischen Beistand Englands. Wie anspruchsvoll immer die Zentralregierung in Sevilla gegenüber Großbritannien auftrat, indem ihre Forderungen an Geld, Waffen, Kleidung und anderm Kriegsbedarf ins Maßlose gingen, wie zurückhaltend und widerspenstig sie sich in ihren Gegenleistungen zeigte, indem sie weder eine englische Garnison in Cadiz zuließ, noch den direkten Handel mit den spanischen Pflanzländern in Südamerika gestatten wollte, so war doch das Interesse Englands zu innig mit dem spanischen verknüpft, als daß das Ministerium Canning-Castlereagh in seinen Unterstützungen hätte lässig werden dürfen. Als der französische Marschall Victor sich anschickte den Sieg bei

Schlacht bei Talavera.

Medellin zur Unterwerfung der südlichen Landschaften auszunutzen, erhielt Wellesley Befehl, von Portugal aus nach Estremadura vorzurücken und vereint mit Cuesta die französische Armee nach Madrid zurückzuwerfen. Es war für den britischen Feldherrn keine kleine Aufgabe, den spanischen General, der ebenso hochmütig als unfähig war, zu einem gemeinsamen strategischen Handeln zu bewegen. Ohne die Warnungen Wellesleys zu beachten, ließ sich Cuesta mit
26. Juli 1809. Victor in einen Kampf ein, der mit einer Niederlage der Insurgenten endigte. König Joseph, der sich mit Marschall Jourdan, seinem militärischen Ratgeber und Chef des Generalstabs, selbst bei der Armee eingefunden hatte und den Heerbefehl führte, wäre in Andalusien eingedrungen, hätte nicht Wellesley bei
28. Juli. Talavera de la Reyna den ungestümen Ansturm Victors, der sich, ohne die Ankunft des Marschalls Soult abzuwarten, voreilig in eine Schlacht eingelassen hatte, mutig bestanden und zuletzt nach großen Anstrengungen einen Sieg davongetragen, der freilich durch den Verlust von 6000 Toten und Verwundeten teuer erkauft war. „Jedermann ist einverstanden," schrieb Graf Liverpool dem Oberfeldherrn, „daß Sie das militärische Ansehen Englands in Europa auf eine Höhe gebracht haben, auf der es seit den Feldzügen Marlboroughs niemals gestanden hat." Aber der mühsam errungene Sieg brachte den Engländern, die fast allein den Kampf durchgeführt hatten, wenig Nutzen. Mangel an Geld und Vorräten, die drohende Erscheinung Soults mit der vereinten Armee in seinem Rücken, die unzulängliche und unzuverlässige Unterstützung von seiten Cuestas nötigten Wellesley zum schleunigen Rückzug auf das linke Tajoufer, mit Zurücklassung der Verwundeten und Kranken in Talavera. Die schneidende Geringschätzung, womit der britische General die spanischen Bundesgenossen behandelte, die Vorwürfe, welche er in seinen Berichten an das Ministerium über die Unfähigkeit der Zentralregierung von Sevilla und ihren gänzlichen Mangel an politischem Verstand und gutem Willen ausschüttete, das Drängen auf Reformen, auf die Einsetzung einer Regentschaft, auf Einberufung der Cortes, vermehrten die Gereiztheit der Junta, störten das gute Einvernehmen zwischen den beiden verbündeten Nationen und kamen den Franzosen zu statten.

Übergewicht der Franzosen. Die Zentraljunta nach Cadiz.

Während die Zentraljunta mit den Engländern haderte, die Anhänger des altspanischen Wesens die liberale Partei niederhielten, durch die Aufstellung eines Vollzugsausschusses von sieben Mitgliedern, darunter La Romana, den Forderungen der Reformfreunde und der Engländer nach Kräftigung der Regierungsgewalt mit einem Schattenbild von obrigkeitlicher Autorität notdürftig entsprochen wurde, führte Napoleon den Donaufeldzug zu Ende und kam nach Abschluß des Wiener Friedens in die Lage, die in Spanien zurückgelassenen Heere durch neue Truppensendungen unter erprobten Feldherren zu verstärken. Die Zentraljunta trat der neuen Gefahr mit unzureichenden Kräften, aber mit desto größerer Vertrauensseligkeit in die eigne Macht entgegen. La Romana, der in der Exekutivgewalt über militärische Dinge die entscheidende Stimme führte, bestand

darauf, daß das spanische Heer unter dem Kommando des jungen unerfahrenen, wenn auch tapfern Generals Areizaga in die Ebene der Mancha vorrücke, um Madrid wieder zu gewinnen. Vergebens riet Wellesley, jetzt zum Dank für den Sieg von Talavera zum Lord Wellington erhoben, sich nicht in eine Gegend zu wagen, welche der feindlichen Reiterei ein so günstiges Feld biete, sondern sich auf Beschützung der Pässe der Sierra Morena zu beschränken: die Herren in Sevilla meinten, aus dem englischen Feldherrn spreche der Neid und die Eifersucht, weil er selbst versäumt habe nach der Schlacht von Talavera auf die Hauptstadt loszugehen. Aber ihre Zuversicht und Selbstüberhebung sollte bitter getäuscht werden. Auf der weiten Hochebene von Ocaña erfolgte ein Zusam- 9. Nov. 1809.
mentreffen, das mit einer gänzlichen Niederlage Areizagas endigte. Nach einem dreistündigen Kampf war das spanische Insurgentenheer zersprengt und in wilde Flucht gejagt: 5000 Streiter lagen tot oder verwundet auf dem Schlachtfeld, die Zahl der Gefangenen betrug mehr als 15,000, Geschütz, Gepäck, Troßpferde und 32 Fahnen fielen in die Hände der Franzosen. Nun schien Spanien verloren: die entmutigten und geschwächten Truppen Areizagas waren außer stande, den vorrückenden siegesstolzen Feind, der von Verlangen brannte die Schmach von Baylen auszutilgen, von der Erstürmung der Gebirgspässe und vom Eindringen in Andalusien zurückzuhalten; im Osten mußte die Stadt Gerona, die unter dem tapfern Führer Alvares de Castro trotz der mangelhaften Befestigung monatelang dem General St.-Cyr mit gleichem Heldenmut wie früher Saragossa dem Marschall Lannes widerstanden hatte, den Franzosen die 11. Dez.
Thore öffnen; Wellington brach von Badajoz nach Portugal auf und überließ Spanien seinem Schicksal. Zu Anfang des neuen Jahres überstieg König Joseph mit einer auserlesenen Armee von 70,000 Mann unter den Marschällen Victor und Mortier sowie dem General Sebastiani die Sierra Morena und besetzte die Ufer des Guadalquivir von Baeza bis Cordova. Die Zentraljunta in Jan. 1810.
Sevilla verlor allen Mut. In fluchtähnlicher Eile begab sich die Mehrheit der Mitglieder nach Isla de Leon, um unter dem Schutz der Festungswerke von Cadiz und der englischen Flotte gesichert zu sein, sich mühsam vor den Drohungen und Nachstellungen der aufgeregten Bevölkerung rettend. Nur eine kleine Zahl, unter ihnen Romana, Saavedra, Palafox der Bruder, und Montijo, der Schwager des gefangenen Insurgentenführers von Saragossa, hielten noch einige Zeit in der alten Maurenstadt aus und nahmen, unterstützt von der hauptstädtischen Volksmasse, die Autorität einer Zentralregierung in Anspruch. Als aber Sebastiani ohne Schwertstreich in Granada einzog, König Joseph mit dem Heer Victors von Cordova Besitz nahm, von der Bürgerschaft freudig begrüßt, da stoben auch die letzten Mitglieder der Junta von Sevilla nach allen Winden auseinander, so daß schon am 1. Februar Joseph unter den beifälligen Zurufen des ganzen Volks, wie er dem Kaiser meldete, in die Hauptstadt Andalusiens seinen Einzug hielt. Wäre der Kriegsrat, der in Carmona abgehalten ward, auf

den Vorschlag des Königs, gleichzeitig die eine Hälfte der Armee auf Cadiz, die andre auf Sevilla ausrücken zu lassen, eingegangen, so wäre die spanische Revolution in ihren letzten Zufluchtsstätten erdrückt worden. Aber Marschall Soult, der im Generalstab die Stelle Jourdans eingenommen hatte und die eigentliche militärische Leitung besaß, widersetzte sich einer Teilung der Armee. Er meinte, die Kapitulation von Sevilla würde den Fall von Cadiz von selbst nach sich ziehen. Dadurch fand der Rest des andalusischen Heeres unter dem Herzog von Albuquerque Zeit sich nach der Seeburg zu werfen und dem letzten Bollwerk der nationalen Sache und ihren flüchtigen Vertretern eine Schutzwehr zu bilden. 2. Febr. 1810. In Sevilla erließ Joseph einen Tagesbefehl, worin er dem stolzen Selbstvertrauen Ausdruck gab, daß er, der spanische König, ein von den Engländern irre geführtes Volk wieder zur Erkenntnis seiner Pflicht und seines Interesses gebracht habe.

Einberufung der Cortes und Belagerung von Cadiz.

Die Zentraljunta hatte durch ihre bisherige Haltung so sehr alles Vertrauen verloren, daß sie der öffentlichen Meinung weichen mußte. Unter dem Hohn und den verleumderischen Nachreden der aufgereizten Volksmasse löste sie sich auf. Ein Teil der Mitglieder verließ auf englischen Schiffen die Felsenburg, um sich auf verschiedenen Wegen in ihre Heimat zu begeben; die auf der Löweninsel Zurückbleibenden, die unter dem Namen einer „Regentschaft" und eines „vereinigten Rats" noch den Schein einer Regierungsautorität fortzuführen suchten, hatten einen schweren Stand gegen die Junta von Cadiz, die in der frischeren Luft der Weltstadt freisinnigere Ideen eingesogen und die Regentschaft auf dem Weg des politischen Fortschritts vorwärts zu treiben bemüht war. Die Hauptaufgabe der Zentralregierung, die im Mai ihren Aufenthalt in der Seestadt selbst nahm, war daher, die längst beschlossene aber stets zurückgehaltene Einberufung der Cortes ins Werk zu setzen. Diese Einberufung, mit widerstrebender Seele erlassen, erfolgte so mangelhaft und formlos, daß die neue Versammlung, trotz ihres alten Namens, nicht als eine Vertretung der gesamten Nation gelten konnte. Der nationale Widerstand lag für den Augenblick nur noch in den Guerillabanden der Berge und in einigen Lokal- und Provinzialjunten. Die Zentralregierung, in welcher General Castaños und Francisco de Saavedra den größten Einfluß besaßen, vermochte sich nur durch die natürliche Festigkeit von Isla de Leon und Cadiz, durch Albuquerques Besatzungsarmee von 8000 Mann und durch die englische Hilfe zur See gegen die Angriffe der Franzosen zu schützen. Aber diese Verteidigungsmittel waren so stark, daß Castaños 6. Febr. und Albuquerque die Aufforderung des Marschalls Victor, sich zu ergeben, entschieden zurückwiesen. So mußten denn die Franzosen zu einem Belagerungskrieg gegen die unnahbare Felsenstadt schreiten, der wenig Aussicht zu einem erfolgreichen Ausgang bot, zumal da zu gleicher Zeit die Bevölkerung von Andalusien von ihrer Überraschung sich erholend wieder zu den Waffen griff und mit den Guerillascharen, welche sich um Blake und Romana in den Bergen

und Schluchten der Sierra Morena und Nevada sammelten, gemeinsame Sache machte.

Jedermann hatte erwartet, daß nach der Beendigung des österreichischen Kriegs Napoleon selbst den Heerbefehl in Spanien übernehmen würde. Hatte er doch im Gesetzgebenden Körper die zuversichtlichen Worte gesprochen: Wenn ich mich jenseits der Pyrenäen zeige, so wird der erschrockene Leopard den Ozean zu erreichen suchen, um der Schande der Vernichtung und dem Tod zu entgehen. Allein andre Anliegen beschäftigten seinen Geist. Er begnügte sich mit der Absendung neuer Truppen, so daß die Zahl der Streiter gegen 400,000 Mann betragen mochte. Was halfen jedoch die Massen, wenn die Marschälle in Zwietracht und Eifersucht zu einander standen, wenn die Einheit und Übereinstimmung in den Operationen fehlte? Soult, der in Sevilla den Verlockungen des Genusses und der Selbstsucht ebenso sorglos sich hingab, wie einst in Porto, zeigte wenig Energie gegenüber dem zwiefachen Feind auf der Löweninsel und in dem andalusischen Bergland. Die Erwerbung spanischer Kunstwerke lag ihm mehr am Herzen. So machte der Belagerungskrieg vor Cadiz, jetzt der politischen Hauptstadt des Landes, keine Fortschritte: die Mannszucht und der Mut der Truppen erschlafften, indes die Widerstandskräfte der Gegner wuchsen. Nur wenn der Kaiser selbst in dem Augenblick, da die französischen Waffen siegreich nach allen Seiten vordrangen und die Partei der Josephinos durch das gewinnende Wesen des Königs fortwährend zunahm, die Pyrenäen überschritten und den Oberbefehl in die Hand genommen hätte, konnte Spanien zur Unterwerfung gebracht und das konstitutionelle Bonapartische Königtum begründet werden: aber die mannigfaltigen Geschäfte und Anliegen, die im Frühling und Sommer des Jahres 1810 auf den Kaiser heranstürmten, hielten ihn in Frankreich zurück und gaben dem Nationalkrieg neue Lebenskraft. Mochte er immerhin die Streitkräfte durch Nachsendung frischer Regimenter ins Unermeßliche vermehren, den französischen Heersäulen Truppen aus den Rheinbundsstaaten und 20,000 Polen beifügen: die Abneigung der Offiziere und Soldaten gegen einen Krieg, der wenig Ruhm und Ehre, desto mehr Mühseligkeit, Gefahr und Ungemach im Gefolge hatte, die Eifersucht und Zwietracht unter den Feldherren, der Verfall der militärischen Zucht und die Zunahme der sittlichen Verwilderung bei den Regimentern, manche Mißgriffe bei der Ernennung der Befehlshaber bewirkten, daß trotz der großen Heeresmassen die Waffenerfolge nicht entscheidend und durchschlagend waren, daß es den Franzosen nicht gelang, weder die Guerillabanden zu unterdrücken, noch die zähen Engländer „ins Meer zu werfen“. Der militärische Geist der Armee entartete mehr und mehr. Zu ihrem Lebensunterhalt auf mitleidloses Plündern angewiesen, gezwungen sich durch furchtbare Rachethaten gegen die Überfälle und Hinterhalte zu schützen, die den Truppen auf Tritt und Schritt in Schluchten und Thälern, auf Felsenhöhen und in Abgründen entgegentraten, mußten die Soldaten notwendig verwildern,

Der spanische Krieg im Jahr 1810.

3. Dez. 1809.

und die Zwietracht, die unter den Führern herrschte, wirkte auch auf die Haltung der Heere zurück. Masséna konnte nur mit Mühe durch die Bitten und Schmeicheleien des Kaisers bewogen werden, unter den obwaltenden Verhältnissen die Mission der Rückeroberung Portugals zu übernehmen, und Ney und Junot, die ihn dabei unterstützen sollten, folgten mit Abneigung seinem Kommando.

Napoleonische Kriegspolitik u. nationaler Widerstand.

Vor allem wurde der nationale Widerstand belebt durch das sichtbare Hervortreten der Absichten Napoleons, das französische Kaiserreich durch Einverleibung der Nebenländer im Norden und Süden zu vergrößern. Im Juli wurde Holland dem französischen Reich beigefügt. Ein ähnliches Los drohte dem Pyrenäenland. Das selbständige Auftreten Josephs in Madrid, die lobpreisenden Reden seiner Anhänger über die Politik der Versöhnung des Königs im Gegensatz zu der Kriegs- und Eroberungssucht Napoleons, das sichtbare Streben des ältesten Bonaparte und der Josephinischen Parteigenossen, die Unabhängigkeit der Iberischen Halbinsel von Frankreich und die Wahrung der eignen nationalen Interessen scharf zu betonen, das alles verstimmte den Kaiser und erfüllte ihn mit Widerwillen gegen den Bruder, der einst seinem Herzen am nächsten gestanden.
8. Febr. 1810. Von dieser Gemütsstimmung gab das Dekret vom 8. Februar Zeugnis, welches die dem König Joseph bisher gewährten Geldzahlungen verminderte, die Erhaltung der französischen Heere in Spanien auf Kosten des Landes anordnete und die Provinzen zwischen Ebro und Pyrenäen, also Katalonien, Aragonien, Navarra und Biscaya in Militärgouvernements verwandelte, die der königlichen Gewalt entzogen und nur dem Willen des Kaisers unterworfen sein sollten. Die Generale, die dort den Oberbefehl führten, wurden mit der höchsten bürgerlichen und militärischen Macht ausgerüstet, selbst mit dem Recht der Steuererhebung. Durch diese Maßregel, welche die Vereinigung der nördlichen Landesteile mit Frankreich vorbereiten sollte, „um dieses für die Opfer des spanischen Kriegs zu entschädigen", wurde die Autorität Josephs, die gerade anfing aus der bisherigen Ohnmacht sich zu erheben, auf die Hauptstadt und die Umgebung begrenzt und noch mehr als zuvor zu einem Schatten herabgedrückt. Sein Kommando beschränkte sich auf die Division Dessolles, der man den Namen „Zentralarmee" beilegte, indes die großen Armeekorps andern Befehlshabern untergeordnet waren, das in Andalusien dem Marschall Soult, das in Portugal dem bewährten Feldherrn Masséna. Und was war mehr geeignet dem Nationalkampf der Spanier neue Lebenskraft einzuhauchen als die drohende Gefahr einer Zerstückelung der alten Monarchie? Sollte die Bevölkerung der Iberischen Halbinsel, bei der das Stammesgefühl, die Anhänglichkeit an die Traditionen der Väter, an die religiösen und politischen Einrichtungen, an die Reinheit des dynastischen Blutes so stark ausgeprägt war, das Schicksal von Polen über sich ergehen lassen? Bei dieser Sachlage nahm der kleine Gebirgskrieg einen neuen Aufschwung: besonders strömten die waffenfähigen Einwohner der nördlichen

Provinzen unter die Fahnen der Guerillaführer, hinderten oder erschwerten die Durchzüge der französischen Heere, verlegten ihnen die Wege, schnitten einzelne Abteilungen ab, entführten die Proviantwagen. Mit Verzweiflung blickten die Generale und Offiziere auf die bewaffneten Banden, welche wie die Köpfe der Hydra nach jedem blutigen Schlag aufs neue emporwuchsen und nur durch die Kraft eines Herkules gebändigt werden konnten. Aber diese herkulische Kraft, die Napoleon bisher gezeigt, war durch das Übermaß der Anstrengung bereits im Schwinden. Der unüberwindliche Arm des Europabezwingers fing an zu erschlaffen und zu erlahmen. Wie tapfer immer im Laufe des Sommers der energische General Suchet die französische Fahne in Katalonien und Valenzia aufpflanzte, Lerida, Hostalrich und andre feste Orte zu Fall brachte, eine Unterwerfung der Halbinsel, eine Beendigung des schrecklichen Kriegs war noch ebenso aussichtslos wie vor zwei Jahren.

Um die Verwirrung und Parteiung noch zu mehren, trachtete auch Ludwig Philipp von Orleans, der durch seine Vermählung mit einer sizilianischen Prinzessin Ferdinands Schwager geworden war, nach einem Kommando, um auf diesem Weg die spanische Krone für sich zu erlangen, da der Fürst von Asturien durch seine Unterwürfigkeit gegen Napoleon mehr und mehr die Achtung und Liebe der Spanier einbüßte. Allein das ehrsüchtige Trachten des Sohnes von Philipp Egalité fand weder bei der spanischen Regierung in Cadiz noch bei Wellington Anklang. Man bewog ihn endlich die Halbinsel zu verlassen.

b. Kriegerische Wechselfälle und die Cortesverfassung von Cadiz.

So war die Lage der Dinge als der 24. September 1810 herbeikam, der Tag, an welchem die Eröffnung der Cortes vor sich ging, nicht in Cadiz selbst, da in der dicht bevölkerten Seestadt das gelbe Fieber ausgebrochen war, sondern in dem Schauspielhaus des kleinen Hafenortes Isla de Leon. In den Städten und Landschaften, wo die Verhältnisse eine freie Wahl ermöglichten, waren durch allgemeines Stimmrecht aller volljährigen unbescholtenen und selbständigen Spanier, das jedoch durch ein verwickeltes System von gehäuften und gebrochenen Wahlhandlungen abgeschwächt war, die Deputierten gewählt worden, für die Städte und Landschaften, die sich in der Gewalt des Feindes befanden, sowie für die Pflanzlande in Cadiz selbst Stellvertreter, und zwar von den zu diesem Zweck nach der Seefestung eingewanderten Angehörigen dieser Provinzen und Stadtgemeinden oder von Flüchtlingen unter Mitwirkung der Zentralregierung. Die Wahlen wurden unter großer Beteiligung der aufgeregten Bevölkerung vollzogen und die Eröffnung der denkwürdigen Versammlung erfolgte in feierlicher Weise mit kirchlichen Zeremonien und weltlicher Festentfaltung. Die dabei zu Tage tretende freudige Begeisterung des Volks gab Zeugnis von den hohen Erwartungen, welche die Nation von ihren Vertrauensmännern in dem letzten Bollwerk der Halbinsel hegte. Nach so langem Jammer und Elend hoffte man die

Eröffnung der Cortes.

Rückkehr zu den Tagen der alten Größe und Herrlichkeit. Der Eid lautete auf Erhaltung der römisch-katholischen Religion, des unversehrten Bestandes der spanischen Monarchie, der Treue und Anhänglichkeit an Ferdinand VII. und die Bourbonsche Dynastie. In der ersten Sitzung legte die Regentschaft ihr Amt nieder, ohne der Versammlung irgend eine Vorlage gemacht zu haben. Dadurch wurden die Cortes, bei denen die liberalen Männer aus den gebildeten bürgerlichen Ständen die Oberhand hatten, und talentvolle Redner wie Muñoz Torrero aus Estremadura, früher Rektor der Universität Salamanca, wie Arguelles, der redegewandte Führer der Fortschrittspartei, wie der Philosoph und Historiker Antonio de Capmany den Ausschlag gaben, zu einem ähnlichen Verfahren gedrängt, wie einst die Ständeversammlung in Versailles. Sie erklärten, daß in ihnen die Nationalsouveränität ruhe, daß die Personen der Abgeordneten zu den allgemeinen außerordentlichen Cortes unverletzlich seien, und ersuchten die bisherige Regentschaft im Namen und Auftrag der Versammlung die öffentlichen Geschäfte vorläufig fortzuführen.

Natur und Bedeutung der konstituierenden Cortesversammlung.

Mit diesem in später Mitternachtsstunde gefaßten Beschluß und Fundamentaldekret der Cortes ging Spanien aus dem dreihundertjährigen monarchischen Absolutismus zu einem konstitutionellen parlamentarischen Rechtsstaat über. Fortan ruhte die Hoheit des Staats in der Nationalversammlung. Die königlichen Garden übernahmen den Wachtdienst bei dem Kongreß. Ein idealistischer Zug von nationaler Hingebung und Selbstaufopferung ging durch die neue Volksvertretung. Im Gegensatz zu der alten Förmlichkeit entwickelte sie eine fieberhafte Thätigkeit, und um das Erbübel der Korruption mit Stumpf und Stiel auszurotten, wurde auf den Antrag Capmanys von Barcelona der Beschluß gefaßt, daß kein Deputierter ein Amt, eine Pension, eine Gnadenerweisung oder Auszeichnung erbitten oder annehmen dürfe, ein Beschluß, der an die Selbstentsagungsakte der Pariser Nationalversammlung erinnert. Es war überhaupt eine merkwürdige Erscheinung, daß in demselben Augenblick, da das Volk mit leidenschaftlicher Wut gegen die Franzosen und ihre Einrichtungen kämpfte, die freigewählten Vertreter der Nation, der Kern der intelligenten und liberalen Bevölkerung, eine Verfassung entwarfen und mit großem Aufwand von Geist und Beredsamkeit zur Durchführung brachten, welche in vielen Dingen der französischen Konstitution vom Jahr 1791 entsprach, auf ähnlichen freisinnigen Grundlagen aufgebaut war, in ähnlichem Eifer für die Freiheit und Selbstbestimmung der Nation die Hoheitsrechte der Krone beschränkte, die Autorität und Souveränität des Cortes-Kongresses über die des Königs stellte. Mit dem Prinzip der Volkssouveränität wurde zugleich die Trennung der drei Staatsgewalten, der gesetzgebenden, richterlichen und ausführenden, sowie die Fesselung der Exekutive an die Zustimmung der Gesetzgebung im parlamentarischen Volkshaus ausgesprochen; und bei den lebhaften Verhandlungen über die Presse trugen die Vorfechter der liberalen Idee und der freiheitlichen Entwickelung den Sieg davon über die Anhänger des altspanischen Überwachungssystems, das besonders von der Geistlichkeit verteidigt ward. Das Beispiel des befreundeten England, wo Gesetz und Freiheit in gleicher Achtung standen, im Gegensatz zu dem kaiserlichen Frankreich, wo man die Kirche zertrümmert und die Presse geknebelt habe, gab den Liberalen eine starke Handhabe wider die Konservativen und Servilen, die sich nicht zu den modernen Anschauungen aufschwingen konnten. „Wir wollen alle edlen Empfindungen beflügeln und die schlechten verbannen,“ sagte der feurige Redner Oliveros. Mit dem unter dem Beifall

einer großen Zuhörermenge auf den Galerien am 19. Oktober angenommenen Gesetz über die Presse, welches die Inquisitionszensur aufhob und die Überwachung aller Druckschriften einer von den Cortes eingesetzten Zensurjunta in jeder Provinz zuwies, war der Sieg der liberalen Partei entschieden. Nun wurde die Patriotische Wochenschrift Quintanas rasch das einflußreichste Organ der Reformer. Ein frischer Hauch der Freiheit zog durch die Iberische Halbinsel. Man faßte den Beschluß, daß die Kolonien gleiche politische Rechte mit dem Mutterland haben und eigne Abgeordnete in die Cortes schicken sollten; als der Bischof von Orense, Präsident der Regentschaft, das Dekret über die Volkssouveränität nur mit einer beschränkenden Klausel beschwören wollte, wurde er und mit ihm die ganze Behörde zur Abdankung bewogen. Darauf 3. Okt. 1810. wählte der Kongreß eine neue Regentschaft von drei Personen, darunter den General Blake, achtungswerte Männer, die aber nicht die Kraft besaßen die Regierungsautorität gegenüber den demokratischen Bestrebungen einer konstituierenden Versammlung nachdrücklich zur Geltung zu bringen. Um dem finanziellen Notstand abzuhelfen erklärte man, wie einst in Paris, die Kirchengüter für Nationaleigentum und belastete die Adligen und Vermögenden mit Einkommensteuern unter stark aufsteigenden Sätzen, mit Luxusauflagen und Zwangsanleihen. Aber nur in wenigen Provinzen vermochte die Regierung die Steuern einzutreiben, die verlangten patriotischen Opfer zu erheben.

Einverleibungspläne.

Das Jahr 1810, das so manche Lichtstrahlen in das Chaos der spanischen Verhältnisse geworfen, ging schließlich düster und mit wenig Aussicht auf Erlösung zu Ende. Die Belagerungsanstalten Victors nahmen einen so bedrohlichen Charakter, daß man in der Versammlung sich beriet, ob man die Sitzungen nicht an einen andern Ort verlegen sollte. Nur die Unmöglichkeit, eine sichere Zufluchtsstätte zu erreichen, hielt die Vertreter der Nation in Isla de Leon und Cadiz fest. Um dieselbe Zeit überlegte Napoleon ernstlich die Frage, ob er nicht seinem Bruder Joseph das spanische Zepter, das derselbe mit so unsicherer und schwacher Hand führte, wieder entziehen und die ganze Iberische Halbinsel dem französischen Kaiserreich einfügen sollte, wie er kurz zuvor mit Holland gethan. Joseph würde bereitwillig dem Beispiel seines Bruders Ludwig gefolgt sein. Er bestürmte den Kaiser mit Bitten, ihn aus der verzweiflungsvollen Lage zu reißen. Um Ihres Ruhmes willen, schrieb er, dürfen Sie den qualvollen Todeskampf Ihres Bruders auf dem Thron Spaniens nicht verlängern. Schon hatte Napoleon die nötigen Vorbereitungen zu dem wichtigen Schritt getroffen; er wollte nur die Meldung abwarten, daß seine Armeen Meister geworden über die Insurrektion und ihre englischen Beschützer. Aber die Nachrichten von den spanischen und portugiesischen Kriegsschauplätzen entsprachen keineswegs seinen Erwartungen.

Fortgang des Kriegs in Portugal. Torres Vedras.

Wie sehr auch immer die Napoleonischen Feldherren und die kriegskundigen aus allen Völkern Europas ausgehobenen Armeen ihre militärische Kunst entfalteten, der Widerstand der Guerillabanden, denen schwer beizukommen war, die tapfere Verteidigung der festen Städte durch Soldaten und Bürger, die hartnäckige Gegenwehr und der zähe standhafte Kriegsmut der englischen Truppen unter dem vorsichtigen Feldherrn Wellington, ließen keine entscheidenden Erfolge

aufkommen, und gegen Nachstellungen, heimtückische Überfälle, Meuchelmord und hinterlistige Angriffe aus versteckten und verborgenen Schlupfwinkeln, wozu Wut, Haß und Fanatismus den rachsüchtigen Spanier antrieben, schützte keine Tapferkeit. Die größten Heldenthaten, die Napoleons waffengeübte Krieger und Heerführer unter der Glut der spanischen Sonne bald auf dem Schlachtfeld, bald auf mühseligen beschwerdevollen Märschen durch Gebirge und Schluchten, bald bei Belagerungen und Erstürmungen von Festungen vollbrachten, führten
Juni bis August 1810. nicht zum ruhigen Besitz des Landes. Der Marschall Ney mußte zwei Sommermonate hindurch einen Belagerungskrieg vor Ciudad Rodrigo und Almeida führen, ehe er nach unermeßlichen Anstrengungen und Opfern sich den Weg zur Verbindung mit Masséna bahnen konnte, dem Napoleon die schwierige Arbeit der Rückeroberung Portugals übertragen hatte, eine Aufgabe, der sich der kriegskundige Veteran, der in so vielen Schlachten Sieger gewesen, nur mit innerer Abneigung unterzog. Wellington hatte dem Hilferuf des spanischen Feldherrn Herrasti in Ciudad Rodrigo und den Bitten La Romanas widerstanden, um seine ganze Kraft auf die Verteidigung Portugals zu richten. Nach der Vereinigung verfolgten die beiden französischen Marschälle das englische Heer, das in einer Stärke von fast 50,000 Mann unter Wellington durch das
Sept. gebirgige Flußthal des Mondego gen Coimbra zog, alles Land hinter sich zerstörend und verwüstend. Auf den Höhen der Sierra de Alcoba vor jener Stadt nahm der britische Feldherr eine vorteilhafte Stellung. Vergebens suchte der mutige Masséna durch einen kühnen Sturmangriff der Divisionen Ney und Reynier den Feind von dem Bergrücken nach dem Meer zu drängen; nach der furchtbaren Schlacht, die in der Kriegsgeschichte den Namen von der nahe gele-
27. Sept. genen Kartause Busaco führt, mußte der französische Marschall den Versuch aufgeben und einen andern Weg suchen. Da entdeckte er eine Senkung, die dem englischen General entgangen oder nicht zu rechter Zeit besetzt worden war. Auf diesem Bergpfad, dem Paß Coramula, gelang es ihm durch einen Flankenmarsch
29. Sept. den Feind zu umgehen und sich Coimbras zu bemächtigen. Wellington zog südwärts auf Lissabon los, von den Franzosen bis zum Tajo verfolgt. Masséna trug sich mit der stolzen Hoffnung, er werde in kurzem die Engländer zur Einschiffung zwingen und als Sieger in die Hauptstadt Portugals einziehen. Aber zu seinem Erstaunen und Verdruß stieß er auf einen unerwarteten Widerstand, von dem weder er selbst noch Napoleon Kenntnis erhalten hatte. Seit mehr als einem Jahr hatte der englische Obergeneral auf dem Höhenrücken, der sich vom rechten Tajoufer nach der Meeresküste bei Torres Vedras hinzieht, eine dreifache Reihe von Verschanzungen, Forts und Befestigungswerken aller Art aufführen lassen, die, mit furchtbaren Geschützen versehen und jetzt von mehr als 70,000 englischen, portugiesischen und spanischen Soldaten verteidigt, jedes Angriffs spotteten. Mit einer Streitmacht, die durch Kämpfe, Krankheiten und Strapazen auf 45,000 Mann herabgesunken war und ihren Lebensunterhalt

sich durch Raub und Erpressungen verschaffen mußte, konnte der französische Marschall nicht daran denken, den Feind aus diesen starken unüberwindlichen Linien und Schutzwehren zu vertreiben. Nur wenn er sein Heer in der Art teilte, daß er mit der einen Hälfte das feindliche Lager auf dem rechten Tajoufer durch eine Blockade abschloß, mit der andern auf die von Lebensmitteln entblößte fieberhaft aufgeregte Hauptstadt vordrang, durfte Masséna hoffen, Lissabon und Portugal wieder in französische Gewalt zu bringen. Denn wenn auch von Wellington selbst, einem Mann von festem Charakter und entschlossener Energie, keine Nachgiebigkeit zu erwarten stand, so war es doch kein Geheimnis, daß sich in England eine starke Opposition gegen die verderbliche Kriegspolitik zu regen begann, welche die Finanzen so empfindlich in Anspruch nahm und dem Handel so große Verluste zufügte. Zu einem solchen doppelten Angriffskrieg hätte Masséna namhafter Verstärkungen bedurft. Allein Napoleon, der die in Portugal stehenden Truppen höher anschlug, als sie in Wirklichkeit waren, der seine Berechnungen nach den Armeelisten machte, denen der thatsächliche Bestand nicht entsprach, da Krankheiten und Wunden eine Menge Soldaten in die Lazarette geliefert hatten, der außerdem gerade damals mit den Einverleibungsplänen an der Niederelbe beschäftigt war, schenkte den Vorstellungen und Mahnungen Massénas, die ihm General Foy überbrachte, wenig Aufmerksamkeit. Anstatt dem Marschall, der seit November Lissabon mit ebensoviel Mut und Umsicht als Anstrengung, Mühsal und Not belagert hielt, ein ansehnliches Heer zuzusenden oder sich selbst nach dem Kriegsschauplatz zu begeben, begnügte er sich damit, im Januar den General Drouet d'Erlon mit 9000 Mann nach dem Tajo zu schicken Jan. 1811.
und dem Marschall Soult in Sevilla die Weisung zugehen zu lassen, aus Andalusien nach Portugal aufzubrechen. Aber ehe der letztere, der kein großes Verlangen trug, durch eilige Hilfeleistung den Kriegsruhm des Nebenbuhlers zu mehren, der sich überdies erst den Weg mit dem Schwert bahnen mußte, und mehrere Wochen durch die Belagerung von Olivenza und Badajoz aufgehalten Jan. u. Febr.
ward, das Heer Massénas vor Lissabon erreichte, sah sich der Marschall, dessen Armee in dem erschöpften ausgehungerten Land unerträgliche Leiden und Drangsale erduldete, nach den unglaublichsten Anstrengungen, Arbeiten und Mühseligkeiten zum Aufbruch genötigt, um sich eine andre Lagerstätte zu suchen. Nachdem er den Brückenpark, mit dem er über den Tajo hatte setzen wollen, den Flammen übergeben, führte er die Armee, dem Feind mit dem bekannten strategischen Geschick seine Absicht verbergend, nordwärts ab, um sich am Mondego festzusetzen, dann aber, als die Besitznahme von Coimbra durch den Feind verhindert ward, über die Sierra da Estrella nach der spanischen Grenze zurück. Ende März 1811 erreichten die Soldaten im kläglichsten Zustand die Stadt Ciudad Rodrigo wieder, von wo sie vor sechs Monaten zur Eroberung Portugals ausgezogen waren. Die Engländer, durch den erfolgreichen Widerstand ermutigt, durch Verstärkung und reichliche Unterstützung gekräftigt, folgten den

Abziehenden auf dem Fuße, um Estremadura und Altkastilien in ihre Gewalt zu bringen. Als nun der alte Marschall, dem Ney die weitere Mitwirkung verweigerte, bei Fuentes de Oñore, etliche Meilen von Almeida, dem Feind noch einmal ein Treffen lieferte, erfuhr er das Schicksal von Busaco. Auf die Kunde von diesen Mißerfolgen rief der Kaiser den hochverdienten Veteranen in zorniger Ungnade von dem Kommando ab und übertrug den Oberbefehl über sämtliche Streitkräfte in Spanien dem Marschall Soult, obwohl dieser einige Tage später bei Albuera, unweit Badajoz, durch Lord Beresford eine Niederlage erlitten, die noch weniger zu entschuldigen war als Massénas Unfälle. Masséna kehrte nach Frankreich zurück, verkannt, getadelt und wenig beliebt.

3. und 5. Mai 1811.

16. Mai.

Die Schöpfungen der Cortesversammlung in Cadiz.

Während der Insurrektionskrieg mit entfesselter Wut alle Provinzen der Iberischen Halbinsel durchtobte, schritt auch in Cadiz die gesetzgeberische Revolution auf der angegebenen Bahn tapfer voran. In den Sommermonaten des Jahres 1810 wurden im Schoß der Cortes Verhandlungen gepflogen, Redeschlachten geliefert, Beschlüsse gefaßt, welche vielfach an die Vorgänge des vierten und fünften August 1789 in Versailles erinnerten, nur daß die begeisterte Hingebung und Selbstentsagung einer ganzen Nation, selbst der privilegierten Stände wie sie in Frankreich auf den Flügeln eines idealen Aufschwungs der Seele dahinstürmte, in dem zertretenen, zerrissenen, anarchischen Spanien nicht Platz greifen konnte. Auch in dem Kongreß der Seestadt wollten die Vertreter der Nation durch tiefe Einschnitte in den verdorrten und verfaulten Staatsorganismus thatsächlich beweisen, daß sie ein Herz hätten für das Volk, daß die Abstellung alter Lasten und Leiden, unter denen die Nation Jahrhunderte lang geseufzt, der Lohn sein sollte für die großen Anstrengungen und Freiheitskämpfe.

Mit geschichtlichen und staatsrechtlichen Argumenten wurde dargethan, daß die Privilegien des Adels, die grundherrliche Gerichtsbarkeit, die Feudalrechte und die dadurch bedingte Belastung und Bedrückung der gutshörigen Bauern und Unterthanen, daß die Zehnten und kirchlichen Abgaben auf ungesetzlichen Rechtstiteln beruhten und kraft der den Cortes inwohnenden Souveränität und Staatshoheit abgeschafft werden sollten, und zwar nur in solchen Fällen mit Entschädigung, wo die gesetzliche Erwerbung der Güter und Besitztümer rechtsgültig nachgewiesen werden könnte. Denn ein großer Teil der Nationalgüter war auf unrechtmäßige Weise durch Verschleuderung der Kron- und Staatsdomänen von seiten der Könige oder durch widerrechtliche Besitzergreifung Eigentum der Granden oder der geistlichen Inhaber geworden. Trotz der energischen Verwahrung, welche achtzehn Mitglieder des hohen Adels, darunter die Herzöge von Hijar, Infantado, Ossuna und Rivas gegen einen solchen „Umsturz der öffentlichen Ordnung" den Cortes einreichten, wurde doch der von den feurigen Rednern Herreros, Villanueva, Terrero vorgetragene und verteidigte Vorschlag angenommen, kraft dessen die Nation wieder in den Genuß ihrer natürlichen unveräußerlichen Rechte eintreten, alle grundherrlichen Befugnisse und alle vom Staat veräußerten Güter an die Gesamtheit zurückfallen sollten mit Entschädigungen für nachweisbare Rechtstitel. Dadurch wurde mit der Vergangenheit und ihren überlieferten Rechten gebrochen und der Boden bereitet für eine nationale Wiedergeburt durch eigne Kraft, nicht im Ge-

4. Juni 1811.

folge einer Fremdherrschaft, gegen die man den Kampf mit aller Energie fortzusetzen entschlossen war. Seitdem stand der hohe Adel in den Reihen der entschiedensten Gegner der Cortes.

Nach solchen Vorarbeiten schritt die Cortesversammlung zur Aufstellung einer Verfassung, für welche eine größtenteils aus liberalen Abgeordneten, wie Arguelles, Terrero, Oliveros bestehende Kommission seit Monaten die Grundbestimmungen ausgearbeitet hatte. Man wollte dem Reich eine staatliche Ordnung schaffen, welche für alle Zukunft als unantastbares Heiligtum gelten, die Rückkehr des monarchischen Absolutismus von ehedem unmöglich machen sollte. Daher wurde in der Verfassungsurkunde, „welche das arme Vaterland retten und das Heil der Nation auf einer neuen Bahn des Ruhmes begründen sollte", das Prinzip der Volkssouveränität in der schärfsten Ausprägung vorangestellt: Die Souveränität, hieß es nach einigen einleitenden Sätzen, ruht wesentlich in der Nation und infolgedessen steht ihr ausschließlich das Recht zu, ihre Grundgesetze zu schaffen und die Regierungsform anzunehmen, die ihr am besten paßt. Von einer Zustimmung des Königs und der privilegierten Stände war dabei keine Rede. Vergebens traten die Anhänger des altspanischen Wesens, die man mit dem gehässigen Wort „Serviles" zu bezeichnen pflegte, gegen eine Doktrin in die Schranken, welche die Möglichkeit in sich schloß, die monarchische Regierungsform abzuschaffen, und verfochten das „Königtum von Gottes Gnaden", das allein die Bürgschaft einer festen gesicherten Ordnung für Staat und Religion in sich trage; die Liberalen, erfüllt von den Ideen des achtzehnten Jahrhunderts, beharrten auf ihrem Standpunkt und hatten dabei den Vorteil, daß sie sich auf die uralte Verfassung Aragoniens und Kastiliens berufen konnten, nach welcher den Cortes, ehe sie durch absolutistische Gewaltstreiche niedergeworfen worden, ähnliche Rechte und Befugnisse zugestanden. Der Artikel über die Volkssouveränität wurde nach dem Entwurf der Kommission, wenn auch nicht ganz dem Wortlaut so doch dem Sinn nach angenommen. Damit war dem ganzen Verfassungsbau Richtung und Gepräge gegeben. Die Verhandlungen zogen sich in das nächste Jahr hinüber, daher auch das Werk in der Geschichte unter dem Namen Konstitution vom Jahr Zwölf bekannt ist. Die „gemäßigte Monarchie", die geschaffen werden sollte, war durch gesetzliche Bestimmungen derart eingeschränkt, daß die Krone nur die Aufgabe hatte, die Beschlüsse der Vertreter des souveränen Volks in Vollzug zu setzen, daß alle wirkliche Gewalt den Cortes zukam, welche durch ein strenges Gesetz über Ministerverantwortlichkeit jede selbständige Wirksamkeit der Regierung unmöglich machten, nach deren Vorschlägen der Staatsrat zusammengesetzt werden sollte, die sich zu bestimmten Zeiten eigenmächtig ohne königliche Einberufung versammeln und nur mit Zustimmung einer ständigen Deputation aufgelöst werden konnten.

Die Verfassung vom Jahr Zwölf.

31. Aug. 1811.

Die Cortesversammlung hatte nach der Verfassungsurkunde vom Jahr Zwölf gegenüber dem Thron eine Stellung, wie die Pariser Nationalversammlung nach der

Konstitution vom Jahr 1792, wie das lange Parlament nach Straffords Fall. Um den Mißbräuchen der Königsgewalt, von denen die Nation in den letzten Jahrzehnten soviel zu leiden gehabt, vorzubeugen, stellte das neue Grundgesetz des Staats die Macht und Ehre der Krone so tief, daß mit der Zeit ein Rückschlag unvermeidlich ward, zumal da auch noch die Bestimmungen über Wahl, Dauer und Zusammensetzung der Cortes so beschaffen waren, daß das bewegliche demokratische Element die Oberhand gewinnen mußte. Schon der Umstand, daß die Pflanzlande gleiche Vertretung mit dem Mutterstaat haben sollten, sowohl im Kongreß selbst als in der ständigen Deputation, ließ heftige parlamentarische Kämpfe und unvereinbare Bestrebungen voraussehen. Nur in einem Punkte atmete die Verfassung den altspanischen Geist, in der Festhaltung an der römisch-katholischen Religion als Staatsreligion und der nur wenig ermäßigten Unduldsamkeit gegen Andersgläubige. Dagegen enthielten die Kapitel über Gerichtswesen, über Gemeinde- und Provinzialverwaltung, über Heereseinrichtungen und Militärpflicht, über Steuerwesen und Volksunterricht Bestimmungen, die den Anforderungen der modernen Bildung und einem gesunden Staatsorganismus entsprachen.

Abschluß und Annahme des neuen Staatsgrundgesetzes. Mit dem Beschluß, daß die Verfassungsurkunde in allen ihren Teilen acht Jahre lang unverändert bleiben solle, und mit Vorschriften über die Sicherstellung derselben gegen künftige Abänderungen wurden die Beratungen der konstituierenden Cortesversammlung am 23. Januar geschlossen. *23. Jan. 1812.* Zwei Monate später wurde die Verfassung vom Jahr Zwölf von allen Mitgliedern, einhundertvierundachtzig an Zahl, in Cadiz unterzeichnet und am nächsten Tag in der Karmeliterkirche am Meeresstrand feierlich beschworen, *Verfassung vom 18. März.* während vom Land her das Belagerungsgeschütz der Franzosen ertönte und auf der See ein furchtbarer Orkan raste. „Das war das Wiegenlied der Verfassung von 1812. Im Sturm geboren sollte sie Sturm bringen über das Land, das sich von ihr den reichsten Segen versprach.“

c. Ausgang des peninsularischen Kriegs.

Krieg und Kriegspolitik im Jahr 1811. Der Corteskongreß in Cadiz wurde in seinen Beratungen durch tausenderlei Sorgen und Notstände, die von allen Seiten auf ihn eindrangen, vielfach unterbrochen und gestört. Die Regentschaft stand der Zerrüttung, die der dreijährige Krieg in allen Gebieten des Staats- und Gesellschaftslebens geschaffen, rat- und hilflos gegenüber. So sehr es dem spanischen Nationalstolz widerstrebte, es blieb den Cortes nichts übrig, als sich England ganz in die Arme zu werfen. Um die englischen Hilfsgelder nicht zu verlieren, mußte die Regierung in einem Vertrag mit dem britischen Gesandten Richard Wellesley, dem Bruder Wellingtons und nachmaligen Minister, den solange bestrittenen Freihandel mit dem Kolonialland in Amerika zugestehen, *April 1811.* und um der energischen aber verwilderten Volkskraft der Guerillabanden die geschickt geleitete Macht regelmäßiger Truppenkörper beizugesellen, dem ordnungslosen Scharenkrieg einen Halt in der militärischen Zucht englischer Offiziere zu geben, sah man sich genötigt, dem Oberfeldherrn Wellington auch das Kommando über die spanischen Heerabteilungen in den

westlichen Provinzen zu überlassen, soweinig Neigung auch die liberalen Wortführer der Cortes, insbesondere Arguelles, für den starr konservativen General fühlten. Dieser Scheu der Regentschaft und des Reichstags vor einer Stärkung der englischen Militärmacht durch Vereinigung sämtlicher Streitkräfte in der Hand des britischen Befehlshabers war es in erster Linie zuzuschreiben, daß nach den erwähnten Erfolgen Wellingtons im Mai 1811 kein weiterer Fortschritt im Feld erzielt ward, daß die Franzosen bei mehreren Gelegenheiten wieder im Vorteil blieben. Von Badajoz wurden die Engländer zweimal zurückgeschlagen und ein beabsichtigter Angriff auf Ciudad Rodrigo im Keim vereitelt.

Dagegen eroberte Suchet Tortosa und nach fünf heftigen Stürmen das Suchet in Valenzia.
tapfer verteidigte Tarragona, die letzte der katalonischen Festungen, und rückte Ende Juni 1811.
in die Provinz Valenzia ein. Murviedro, auf den Felsentrümmern des alten Sagunt erbaut, wurde nach einem langen blutigen Belagerungskrieg zur Unterwerfung gebracht, der zum Entsatz heranziehende Insurgentengeneral Blake be- 26. Okt.
siegt und in Valenzia, in welches der französische Marschall im Anfang des folgenden Jahres seinen Einzug hielt, mit der ganzen Besatzungsarmee von 10. Jan. 1812.
15,000 Mann in Kriegsgefangenschaft abgeführt. Zum Lohn für diese Erfolge erhielt Suchet den Titel eines Herzogs von Albufera. Wären die übrigen Feldherren Napoleons mit gleicher Energie und Unverdrossenheit vorgegangen, so hätten in den letzten Monaten des Jahres 1811 noch manche Lorbeeren erkämpft werden mögen; aber die meisten haderten mit dem Glück, mit dem Kaiser, miteinander. Marmont, der an Massénas Stelle den Oberbefehl über die portugiesische Armee bekommen hatte, sollte vereinigt mit Soult gegen Wellington vorgehen; aber Zwietracht und Mißtrauen lähmten jede gemeinschaftliche Unternehmung, so daß das englische Heer, obwohl geringer an Zahl als der Feind, Anfang Sept. 1811.
von Badajoz unbehelligt seinen Rückzug nach Portugal bewerkstelligen konnte. Als Marmont einen Teil seiner Truppen an Suchet nach Valenzia abgeben mußte, war er nicht im stande die Grenzlande Portugals gegen den von neuem vorrückenden englischen Oberfeldherrn erfolgreich zu beschützen. Es gelang Wellington durch einen energischen Sturmangriff gegen die mit ungenügender Besatzung versehene Stadt Ciudad Rodrigo, sich dieser wichtigen Festung zu be- 19. Jan. 1812.
mächtigen, ehe der französische Marschall ihr zu Hilfe kommen konnte. Nun standen die Engländer wieder auf spanischem Boden und bedrohten Leon und Kastilien. Und als drei Monate später die vielumstrittene Grenzfestung Badajoz in Wellingtons Hand fiel, ehe Soult sie zu entsetzen vermochte, lag auch Estre- 6. April.
madura und Andalusien den Engländern offen. Im Nordosten streiften die Guerillabanden und hinderten die Verbindung mit Paris.

Napoleon sah ein, daß das Kommando über die französische Streitmacht, die König Joseph und die Mar-
noch immer über 200,000 Mann betrug, auch nachdem ein Teil der besten Trup- schälle.
pen zu dem nordischen Krieg über die Pyrenäen zurückberufen worden, in einer Hand vereinigt werden müsse, zumal da der bevorstehende Feldzug gegen Rußland

seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Er ernannte daher seinen Bruder Joseph, dem wieder Jourdan zur Seite getreten war, zum Oberbefehlshaber der gesamten Heeresteile, die in Kastilien, in den Provinzen des östlichen Spanien, in Andalusien und anderwärts zerstreut standen. Aber sollten die Marschälle, die schon so lange gewöhnt waren auf eigne Faust zu handeln oder nur den unmittelbaren Befehlen des Kaisers zu folgen, nun mehr Gehorsam und Fügsamkeit zeigen als früher? Hatte doch Napoleon selbst alles gethan, um die Autorität des Königs zu schwächen! Nur Marmont, der mit etwa 50,000 Mann in Leon stand, um gestützt auf Salamanca das Land zwischen Duero und Tajo zu bewachen, war mit Joseph in gutem Einvernehmen, während Soult in Sevilla und Suchet in Valenzia sich wenig um die Befehle von Madrid kümmerten, und General Caffarelli, der in den baskischen Berglandschaften das Kommando führte, erklärte, daß er nur den ihm von Paris zukommenden Anordnungen Folge leisten werde.

Schlacht bei den Arapilen (Salamanca). Und gerade jetzt, als im übrigen Europa schon aller Augen auf den russischen Krieg gerichtet waren, konnte Wellington ein aus Engländern, Spaniern und Portugiesen gemischtes Heer von 55,000 Mann ins Feld führen. Er rückte 28. Juni 1812. vorsichtig in Leon ein, brachte Salamanca nach kurzer Belagerung in seine Gewalt, ehe Marmont sein am Duero stehendes Heer durch Heranziehung andrer Truppenteile zu verstärken und die bedrängte Stadt zu entsetzen vermochte, und nahm dann hinter dem Tormes auf den Höhen der Arapiles eine feste Stel- 23. Juli. lung ein. Marschall Marmont machte den gewagten Versuch mit seiner Armee, die bei der geringen Willfährigkeit der andern Führer weniger zahlreich war als die feindliche, das verbündete Heer Wellingtons aus der vorteilhaften Stellung zu vertreiben und zum Rückzug über die Grenze zu zwingen. Aber das Unternehmen, das sich anfangs erfolgreich erwies, wurde teils durch die Übereilung eines Korpskommandanten, teils durch die Verwundung Marmonts und zweier andrer Generale nach heftigem Kampf vereitelt und endigte mit einer Niederlage der Franzosen sowie einem verlustvollen Rückzug an den Duero.

Wellington in Madrid. Wellington ließ den nach Valladolid und Burgos abziehenden Feind durch die Guerillascharen Empecinados verfolgen und wandte sich selbst in das Herz des Landes, um sich der Hauptstadt zu bemächtigen. Joseph hatte bereits Ma- 10. Aug. drid verlassen, begleitet von Tausenden von Spaniern, die sich der Bonapartischen Sache zugewendet. Er begab sich nach Valenzia, um mit Hilfe der Heere Suchets und Soults seinen wankenden Thron wieder aufzurichten, während 12. Aug. Wellington unter Jubel und Festgepränge seinen Einzug in die Hauptstadt hielt. Wie wenig immer die Verfassung von Cadiz nach seinem Sinn war, so gab er doch seine Einwilligung, daß dieselbe am folgenden Tag feierlich verkündigt und beschworen ward. Wie ward jetzt der Sieger von Salamanca, der Schirmherr der Konstitution vom Jahr Zwölf von der heißblütigen erregbaren Nation verherrlicht! Man hatte ihn schon vorher zum Granden erster Klasse und Herzog

von Ciudad Rodrigo ernannt, jetzt übertrug man ihm das Oberkommando über alle spanischen Truppen. Als er im nächsten Winter in Cadiz erschien, sprachen ihm die Cortes den Dank der Nation aus und erteilten ihm die größten Vollmachten in allem was sich auf Krieg und Organisation der Provinzial- und Kommunalordnung bezog.

Aber unter der blumigen Decke der Volksbegeisterung lagen häßliche Schäden verborgen. Der Wohlstand der Nation war dahin; viele Städte waren in Trümmer und Brandstätten verwandelt; die Felder lagen wüst; Krieg und Seuchen hatten das Land verödet und entvölkert; die Staatskasse war erschöpft; die amerikanischen Kolonien waren in Gärung und Aufruhr; in der neugewählten Regentschaft hatten die Servilen unter der Leitung des Herzogs von Infantado die Oberhand; der Klerus strengte alle Kräfte an, um das Volk gegen die Cortesverfassung und die neugeschaffene Ordnung, die er als ein Werk der Gottlosigkeit darstellte, aufzureizen. Und nur zu bald rüstete sich im Norden und im Süden die altspanische Partei zum Kampf wider die Liberalen für die Erhaltung der alten Einrichtungen und Zustände. Die Bonapartische Regierung in Madrid hatte zuerst ein Drittel, dann sämtliche Klöster aufgehoben; die Cortes hatten ein Klostergesetz erlassen, das, wenn auch mit Vorsicht und Schonung vorgehend, dem gleichen Ziel zusteuerte. Denn unmöglich konnte doch der neue spanische Staat den ärgsten Krebsschaden des nationalen Wohlstandes bestehen lassen, eine klösterliche Übermacht, die im Jahr 1797 mehr als dreitausend Häuser mit nahe an hunderttausend Mönchen und Nonnen zählte. Ebensowenig wollte die Regierung die ungerechtfertigte Steuer aufrecht erhalten, die vor Jahrhunderten der Erzbischof und das Kapitel von Santiago in Galicien und Leon eingeführt hatten und die allmählich über den größten Teil von Spanien ausgedehnt worden war, und zwar auf Grund einer königlichen Urkunde aus dem neunten Jahrhundert, deren Unechtheit längst bewiesen war. Und sollte gar die liberale Mehrheit im Reichstag die von Napoleon abgeschaffte Inquisition wiederherstellen, wie die Altgläubigen verlangten? Über diese Lebensfragen, von deren Lösung die Zukunft Spaniens abhing, entbrannte ein heißer Kampf zwischen den Cortes und den Männern des Fortschritts einerseits, den Klerikalen und Servilen anderseits, ein Kampf, der die gesamte Nation in zwei Heerlager schied und neue Bürgerkriege entzündete. Während noch die letzte Entscheidung des großen peninsularischen Kriegs mit den Waffen gesucht ward, war die altspanische Partei bemüht, die von den Volksvertretern in Cadiz beschlossene Aufhebung des heiligen Inquisitionsamtes mit allen Mitteln zu verhindern und rückgängig zu machen. Die britische Regierung leistete anfangs den Liberalen allen Vorschub; entsprach es doch den eignen politischen Anschauungen, wenn in dem befreundeten Land ein Rechtsstaat mit parlamentarischem Selbstregiment, mit den Grundsätzen einer wenn auch noch so beschränkten Toleranz und Gewissensfreiheit, mit der Herrschaft des Gesetzes Wurzel schlug. Wellington selbst, obwohl

Schwierige Lage und wachsende Parteiung.

mit dem demokratischen Charakter der Verfassung keineswegs einverstanden, legte der Einführung und Verwirklichung derselben keine Schwierigkeiten in den Weg. Aber die schroffe Faktionswut, mit der die Liberalen und die Servil-Klerikalen einander bekämpften, der Haß und die Verfolgungssucht, welche die altspanischen Parteien beider Farben gegen alle, die auf seiten des französischen Königs gestanden, an den Tag legten, die Zwietracht und das Mißtrauen zwischen Cortes und Regentschaft, diese und viele andre Erscheinungen überzeugten den britischen Feldherrn und die Staatsmänner an der Themse, daß auch nach der Abweisung jeder Fremdherrschaft die neue Konstitution in Spanien keinen Frieden, keine gesetzliche Ordnung zu schaffen vermöge. Anstatt des radikalen Cortessystems, unter dessen Hülle der britische Feldherr den alten Despotismus lauern sah, wünschte er eine Staatsform, die ähnlich dem parlamentarischen Verfassungsstaat Großbritanniens den Interessen aller Stände Rechnung trüge, Adel und Klerus bei ihren Rechten erhielte, Regierung und Gesetzgebung in das richtige Verhältnis setzte. Aber für eine billige Ausgleichung der Gegensätze besaß die in ihrem innersten Kern zerstoßene und zerrissene spanische Nation in der leidenschaftlichen Erregung jener Tage nicht die nötige Einsicht und ruhige Besonnenheit. Die altspanische Partei strebte nach der Herstellung der frühern Zustände, wie sie zur Zeit des monarchischen Absolutismus bestanden, die Liberalen beharrten auf der Durchführung ihrer Doktrinen mit der rücksichtslosen Folgerichtigkeit des französischen Jakobinismus.

Die Franzosen abermals in Madrid. Mit der Schlacht von Salamanca und der Besetzung der Hauptstadt durch Wellington schien die französische Invasion im Herzen getroffen und die Befreiung der Halbinsel in nächster Aussicht zu stehen. Aber so rasch sollte der Kampf noch nicht zu Ende gehen. Indes Wellington in Madrid verweilte, fand General Clausel, der Nachfolger des verwundeten Marmont im Heerbefehl, die erforderliche Zeit, neue Verstärkungen an sich zu ziehen und über Burgos und Valladolid in Altkastilien einzurücken, und König Joseph, der in Valenzia von Suchet achtungsvoll aufgenommen ward, traf Anstalten, mit den vereinigten Armeen des Ostens und Südens wieder angriffsweise vorzugehen. Vergebens suchte Wellington sich der alten Stadt Burgos zu bemächtigen; die kleine französische Besatzung in dem festen Schloß leistete einen so hartnäckigen Widerstand, daß unterdessen Joseph und Jourdan mit den vereinigten Truppen von Suchet und Soult wieder aus dem Königreich Valenzia in der Richtung von Madrid aufbrechen und, die Guerillabanden energisch zur Seite werfend, abermals in die 2. Nov. 1812. Hauptstadt einziehen konnten zur großen Freude der Josephinos oder Afrancesados, die mittlerweile unter dem heftigsten Terrorismus der fanatischen Altspanier zu leiden gehabt. Bald stießen auch die Truppen Clausels zu den andern und nun war die französische Heeresmacht, obwohl die polnische Legion, der größte Teil der Garden und mehrere Reiterregimenter an die Weichsel berufen worden, so stark, daß der vorsichtige Brite dem Feind nicht die Spitze zu bieten

wagte. Das in Kastilien stehende Korps des Generals Hill an sich ziehend, trat Wellington wieder den Rückzug nach Salamanca an und nahm aufs neue Stellung an den Arapiles. So stand im November die Sache der Verbündeten auf demselben Punkt wie im Juli; und wenn die an Zahl überlegene französische Armee einen entschlossenen Angriff auf die durch den Rückzug entmutigten Feinde unternommen hätte, so konnte leicht die frühere Niederlage durch einen Sieg ausgeglichen werden. Der zaudernden Strategie des mürrischen Soult hatte es Wellington zu danken, daß er sein Heer unbehelligt unter die Mauern von Ciudad Rodrigo in Sicherheit bringen konnte.

Schlacht bei Vittoria.

Während die Verbündeten in der Stadt und Umgegend von Ciudad Rodrigo den Winter verbrachten, „vollendeten die russischen Schneefelder, was unter dem spanischen Gluthimmel begonnen war". Napoleon trug sich nach der Rückkehr in seine Hauptstadt mit dem Plan, den spanischen Thron an König Ferdinand zurückzugeben; nur die Provinzen nördlich vom Ebro sollten mit Frankreich vereinigt werden, dafür aber Portugal an Spanien fallen. Aber alle Entwürfe zerrannen unter der Macht größerer Schicksalsschläge. Noch wären die vereinten Heeresteile von Clausel, Suchet, Soult stark genug gewesen, den König Joseph in Madrid zu halten und den feindlichen Oberfeldherrn, der im Frühjahr mit einem aus Engländern, Spaniern und Portugiesen gemischten Heer von nahezu 100,000 Mann vom Tormes nach Altkastilien aufbrach, am Vorrücken zu hindern; (Mai 1813.) aber wenn schon vorher den Napoleonischen Feldherren die spanische Kriegführung verleidet war und sie sich mancherlei Fehler und Versäumnisse hatten zu schulden kommen lassen, so entsank ihnen jetzt unter den Eindrücken der schrecklichen Katastrophe, von welcher die große Armee in Rußland betroffen war, vollends alle Kriegslust und alles Vertrauen auf einen günstigen Ausgang. Die Guerillabanden, die mit jedem Jahr zahlreicher und kriegsgewandter geworden, setzten unter den geschickten Führern Empecinado, Mina, Porlier, Merino, Mendizabal den einzelnen Heerabteilungen immer stärker zu. Im Juni war die in Madrid und Kastilien aufgestellte Armee unter Joseph, Jourdan, Clausel u. a. in dem Gebirgsland Navarra und Biscaya vereinigt, um die Pyrenäenpässe zu decken. Da erfolgte die **Schlacht bei Vittoria**, (21. Juni.) in welcher Wellington einen seiner glänzendsten Siege erfocht. Die Franzosen ließen gegen 8000 Gefangene und einen großen Teil ihres Geschützes und Kriegsvorrats in den Händen der Verbündeten.

Spanien von den Franzosen geräumt.

Napoleon geriet bei der Nachricht über die Niederlage bei Vittoria in heftigen Zorn. Er rief Joseph zurück und behandelte ihn wie einen Staatsverbrecher. Der König durfte Schloß Morfontaine nicht verlassen. Soult wurde zum Statthalter von Spanien ernannt und suchte durch eine zuversichtliche Proklamation den Mut der Soldaten zu beleben. Aber Spanien war nicht mehr zu halten. Vergebens suchte Soult die wichtigen Festungen Pamplona und San Sebastian zu behaupten; nach mehreren blutigen Gefechten mit den

Verbündeten in dem berühmten Thal von Roncevaux und an andern Orten
31. Aug. 1813. konnte er den Fall der festen Plätze nicht verhindern. Am 31. August erstürmte Wellington die Meeresfeste San Sebastian und ließ sie für ihre hartnäckige
31. Okt. Verteidigung schwer büßen, und zwei Monate nachher öffnete die Garnison von Pamplona die Thore dieser alten Gebirgsstadt. Damit stand dem Feind der Weg durch die Westpyrenäen nach Frankreich frei. Unter fortwährenden Gefechten mit den verfolgenden Truppen Wellingtons räumte Soult allmählich den spanischen Boden und mußte geschehen lassen, daß der britische Feldherr bis an den Adour vorrückte. Und fast gleichzeitig wurden auch die Landschaften im Osten nordwärts des Ebro geräumt, indem Suchet, von einem englisch-spanischen Heer unter General Elio angegriffen, den Rückzug aus Valenzia antrat, um nicht von den Pyrenäenpässen abgeschnitten zu werden. Auch er mußte sich den Weg mit dem Schwert bahnen und am Col d'Ordal und an andern Orten sich der nachsetzenden Feinde erwehren. Die mit so großer Mühe und Anstrengung eroberten Festungen Tarragona, Gerona, Barcelona u. a. wurden aufgegeben und ihre Werke teilweise zerstört. Marschall Victor hatte schon nach der Schlacht bei Salamanca die Belagerung von Cadiz aufgehoben und sich dem Heer Soults angeschlossen.

Die letzten Kämpfe. Mit dem Anfang des neuen Jahres, als die leidenschaftlichen Reden in der Presse und auf der Kanzel bei Gelegenheit der frischen Wahlen zu den Cortes schon die kommenden Stürme und Prinzipienkämpfe in dem noch kaum befreiten Land ankündigten, folgte Wellington mit einem wohlgerüsteten Heer dem abziehenden Marschall in das südliche Frankreich, warf ihn durch die Überlegen-
27. Febr. 1814. heit seiner Streitkräfte in dem Treffen bei Orthez und gewann die Straße nach Bordeaux. In dieser Stadt hatten die Bourbonisten bereits die Oberhand. Sie sandten eine Deputation in das Hauptquartier des englischen Oberfeldherrn und baten um Besatzungsmannschaft. Wellington willfahrte ihrer Bitte und ließ Bordeaux durch Beresford besetzen. Unter dem Jubel der Bevölkerung hielt
12. März. der Lord seinen Einzug in die Stadt. Zehn Tage nachher betrat der von Napoleon in Freiheit gesetzte Ferdinand, nachdem er mit dem Marschall Suchet ein Abkommen getroffen, auf der Höhe des Pyrenäenpasses, der von Perpignan
22. März. nach Figueras führt, die spanische Erde. Damit war der peninsularische Krieg zu Ende. Aber im südlichen Frankreich sollten auch jetzt die Waffen noch nicht zur Ruhe kommen. Noch ehe König Ferdinand VII. über Valenzia in Madrid einzog und das Zeichen zu neuen Bürgerkriegen gab, lieferte Soult, der bis an die Garonne zurückgewichen war, dem englisch-spanischen Heer, das dem seini-
10. April. gen um das Zweifache überlegen war, die Schlacht bei Toulouse zu einer Zeit, da die Verbündeten schon auf den Elyseischen Feldern lagerten. Er wollte den Feind vom Überschreiten des Stromes abhalten und zugleich die Gepäckwagen der Armee sowie seine in Spanien erbeuteten Gemälde schützen. Der Marschall mußte der feindlichen Übermacht das Feld räumen, schied aber mit

vollen Ehren von der Walstatt. Napoleons Sturz gab dem spanischen Reich die Unabhängigkeit und den legitimen König zurück; aber die Nation, die des Landes Freiheit mit ihrem Herzblut erkämpft hatte, erntete schlimmen Lohn.

4. Der Kirchenstaat, Neapel und Sizilien.

a. Das moderne Kaisertum des Abendlandes und das Pontifikat.

Der Haß der Spanier gegen die Franzosen war vorzugsweise das Werk des Priesterstandes. Napoleon selbst hielt stets an der Ansicht fest, der fanatische Klerus und der bigotte Pöbel hätten den Aufstand in der Halbinsel hervorgerufen. Er hätte daraus die Lehre ziehen sollen, welche Macht die von ihm verkannte Religion mit ihren altehrwürdigen Einrichtungen auf die Gemüter gläubiger Menschen übe, und hätte sich hüten sollen, in einem und demselben Augenblick den römischen Hohenpriester und ein Volk anzugreifen, das der katholischen Kirche mit Fanatismus ergeben war, zu dem Nationalkrieg einen Religionskrieg zu fügen, die Macht der patriotischen Gesinnung und die Gewalt der religiösen Leidenschaften zugleich herauszufordern. Aber in seinem Herrscherstolz wollte er keine Schranken seiner Gewalt gelten lassen. Papst Pius VII. kannte kein heiligeres Streben, als den katholischen Glauben wieder in Frankreich hergestellt zu sehen; seine ganze Seele trachtete danach. Aus dieser Rücksicht hatte er in das Konkordat gewilligt, hatte er dem Verkauf der geistlichen Güter in Frankreich zugestimmt und sich dadurch den revolutionären Prinzipien unterworfen; er hatte beeidigten Bischöfen die Anerkennung gewährt; er hatte bei der Ermordung des Herzogs von Enghien die Augen zugedrückt; er hatte bei der Kaiserkrönung mitgewirkt. War nicht bei solchen Beweisen von Nachgiebigkeit und Fügsamkeit des kirchlichen Oberhauptes Napoleon zu dem Glauben berechtigt, er könne durch Drohungen alles von der Kurie erlangen? Schon öfters hatte er in zürnenden Worten und Schriftstücken seine Unzufriedenheit ausgesprochen, daß Rom einen unabhängigen Staat bilde, daß der Kirchenfürst sich herausnehme eine andre Politik zu treiben als sie in Mailand und Neapel befolgt würde; er hatte verlangt, daß der Kirchenstaat ein Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich und dessen italienischen Bundesgenossen eingehe, denselben Freund und Feind wie jene anerkenne. Das päpstliche Gebiet, meinte er, bestehe nur aus Ländern, die einst Karl der Große, „sein erlauchter Vorfahr", dem Bischof von Rom verliehen, und sei nur ein kaiserlicher Lehnstaat. Allerlei Anzeichen deuteten darauf hin, daß der Imperator mit dem Gedanken umgehe, die ihm unbequeme geistliche Herrschaft in der Mitte der Halbinsel, welche den Engländern und den Bourbonen auf Sizilien Vorschub leiste, allen Mißvergnügten und Verschwörern eine Zufluchtsstätte gewähre, zu beseitigen. „Die Priester," äußerte er sich, „schicken sich nicht zum Regieren, denn, versenkt in ihre theologischen Studien, kennen sie die Menschen nicht. Rom hat die Welt genug in

Napoleon und Papst Pius VII.

Unruhe gesetzt und das Jahrhundert verträgt die römischen Usurpationen nicht mehr. Die Aufklärung hat uns gelehrt, wie abgeschmackt es ist, die Herrschaft mit dem Priestertum, das Weltliche mit dem Geistlichen, die Krone mit der Tiara, das Schwert mit dem Kreuz zu vereinigen. Jesus Christus hat gesagt: mein Reich ist nicht von dieser Welt, also darf auch das Reich seines Statthalters nicht von dieser Welt sein. Zum Wohl der Christenheit, nicht aber damit Zwietracht in derselben gesäet würde, hat Karl der Große den Päpsten die Herrschaft in Rom gegeben; da sie nun dieselbe mißbrauchen wollen, muß auch die Schenkung wieder aufgehoben werden." Auch mit kirchlichen Reformen ging Napoleon um. Er verlangte, daß der dritte Teil des Kardinal-Kollegiums aus französischen Prälaten zusammengesetzt werde. Er würde sich nicht scheuen, sagte er, die verschiedenen Kirchen, die italienische, gallikanische, deutsche, zu einem Konzil zu vereinigen, dessen Autorität mehr Geltung habe als die des Pontifikats; er werde den Papst nur als Bischof von Rom anerkennen, von gleichem Range wie die übrigen Bischöfe seines Reichs; er werde in dem Kirchenstaat dieselben Einrichtungen und Gesetze einführen, die durch den Code Napoleon in Frankreich und in den übrigen Bundesstaaten zu Recht beständen, wie Aufhebung der Klöster, bürgerliche Eheschließung, Religionsfreiheit für alle Konfessionen, Unterwerfung der Bischöfe unter die Staatsgesetze.

Besitznahme des Kirchenstaats. Diese Entwürfe in die Wirklichkeit einzuführen war in den Jahren 1808 und 1809 Napoleons sichtliches Bestreben. Zu dem Zweck besetzten französische 2. Febr. 1808. Truppen unter General Miollis bei dem Durchmarsch nach Unteritalien die Stadt Rom samt der Engelsburg unter dem Vorwand, zu verhindern, daß neapolitanische Briganten oder englische Aufruhrstifter daselbst ein Asyl für ihre Umtriebe fänden. Die Protestation des Papstes blieb ohne Beachtung. Miollis bemächtigte sich aller Zweige der Verwaltung und behandelte den Kirchenstaat wie eine Präfektur. Alle Kardinäle, die nicht als römische Unterthanen geboren waren, mußten die Stadt verlassen. Die päpstlichen Soldaten wurden in das französische Heer eingereiht, der Papst selbst im Quirinal wie ein Gefangener behandelt, Ankona, Urbino und andre Gebietsteile vom Kirchenstaat getrennt und mit dem Königreich Italien verbunden. Unter den Eindrücken der Vorgänge in Spanien trat Pius VII. in schärfere Opposition gegen die Napoleonische Politik: er weigerte sich, den lehnsherrlichen Rechten des Pontifikats auf das Königreich Neapel zu entsagen; er verbot den Bischöfen der dem Kirchenstaat entrissenen Landesteile alle Eidesleistung an den neuen Herrn, wer es thue, mache sich zum Mitschuldigen des Sakrilegiums; er zeigte bei Ausbruch des Kriegs vom Jahr 1809 Wohlwollen für Österreich und England; er bereitete insgeheim eine Bulle vor, durch welche der kirchliche Bann über diejenigen ausgesprochen wurde, welche sich der Besitztümer der Kirche bemächtigten. Diese Handlungen des Papstes setzten den Imperator, der gerade damals im siegreichen Vordringen gegen Österreich begriffen war, in heftigen

Zorn und bestimmten ihn die im stillen gehegten Pläne zu verwirklichen. Kaum hatte er daher das Schloß Schönbrunn bezogen, so ließ er „aus dem kaiserlichen Lager in Wien“ ein Dekret ausgehen des Inhalts: „Karl der Große, 16. Mai 1809.
Kaiser der Franzosen, Unser erhabener Vorfahr, hat dem römischen Bischofstuhl verschiedene Länder als Lehen übergeben, doch so, daß sie niemals aufhörten, ein Teil seines Reichs zu sein. Aber von Anfang ist die Vereinigung der geistlichen und weltlichen Gewalt die Quelle vieler Streitigkeiten und Verwickelungen gewesen, da sich die Päpste oft der einen zu Zwecken der andern bedient, die ihrer Natur nach unveränderlichen geistlichen Angelegenheiten oft mit den durch Zeitverhältnisse bedingten und darum veränderlichen weltlichen Dingen vermischt haben. Deshalb wollen und befehlen wir, daß die Staaten des Papstes mit dem französischen Reich vereinigt werden, Rom eine kaiserliche freie Stadt mit eigner Regierung sein, die Einkünfte des Papstes zwei Millionen Franks betragen und seine Besitzungen und Paläste von allen Abgaben frei bleiben sollen.“ Zugleich wurde eine Consulta von fünf Mitgliedern, darunter Miollis und Salicetti, als provisorische Staatsregierung eingesetzt und einige Zeit nachher die Art und Weise bestimmt, wie die Vereinigung des in zwei Departements geteilten Kirchenstaats mit Frankreich ausgeführt werden sollte. Die Klöster wurden aufgehoben, die Zahl der Bistümer vermindert, die fremden Priester ausgewiesen, den Bischöfen und Geistlichen befohlen, dem Kaiser den Eid der Treue zu leisten; wer sich weigerte, sollte Amt und Vermögen verlieren und verbannt werden. Damit wurde Rom ein Bestandteil des Napoleonischen Weltreichs. Aber wie sehr immer die Klerikalen diese Umwandlung beklagen mochten, so hatte doch die französische Herrschaft auch die gute Wirkung, daß Ordnung und Sicherheit in der Tiberstadt hergestellt und viele Denkmäler des Altertums zu Tage gefördert wurden.

Das Dekret aus dem kaiserlichen Lager in Wien wurde dem Papst am Wegführung des Papstes.
10. Juni bekannt. Er gab seinen Gefühlen in einer ernsten würdigen Beschwerdeschrift Ausdruck und veröffentlichte dann die vorbereitete Bannbulle, welche, wie sehr sie auch mit dem herrschenden Zeitgeist in Widerspruch stehen mochte, in Spanien ihre Wirkung nicht verfehlte. Um allen Unruhen vorzubeugen, beschloß die französische Regierung in Rom die Abführung des Papstes. Zu dem Zweck traf Miollis am Schlachttag von Wagram Anstalten, daß in der kommenden Nacht der Quirinal von Soldaten und Polizeimannschaft be- 6. Juli.
setzt und Pius VII., als er sich standhaft weigerte, der weltlichen Herrschaft zu entsagen, mit Gewalt in einem bereit stehenden Wagen aus der Stadt gebracht ward. Napoleon suchte in der Folge die Schuld der gewaltsamen Wegführung auf Miollis zu wälzen, wie ehedem die Ermordung des Herzogs von Enghien auf Savary; aber beide hatten den Sinn und die Absichten ihres Herrn erkannt, daher auch keiner für seinen übergroßen Eifer bestraft ward. Die Reise ging ohne Unterbrechung über Toscana und Piemont nach Grenoble und von da

nach der dem Papst zum Aufenthaltsort bestimmten Seestadt Savona am Meerbusen von Genua. Mit der Zeit wurden alle Repräsentanten der Kirchengewalt, die Kardinäle, die Ordensgenerale nach Paris berufen, selbst die Insignien des Pontifikats und das päpstliche Archiv dahin abgeführt. Aber auch in der abgelegenen Verbannungsstätte war Pius VII., ein Fürst von einfacher Sitte, edler Bildung und bescheidenem, zurückgezogenem Wesen, fern von Prunk und Nepotismus, ein Gegenstand der Verehrung für alle Gläubigen. Der Glanz des Märtyrertums steigerte nur sein Ansehen.

Der Kaiser u. der gefangene Kirchenfürst. Von der Exkommunikationsbulle wurde Napoleon wenig berührt, da er darin nicht namentlich genannt ward und in solchem Fall nach einer ältern päpstlichen Verfügung der Verkehr mit dem Gebannten zulässig war. Für Bann und Interdikt, wie sie einem Gregor VII. zu Gebote standen, war das Zeitalter nicht mehr geschaffen. Die nach Paris berufenen Kardinäle, unter ihnen auch Consalvi, erklärten unumwunden die Exkommunikation für einen Mißbrauch der Gewalt und wirkten ohne Bedenken bei den kirchlichen Zeremonien mit, denen der Kaiser anwohnte. Daunou bewies in einer Schrift über die weltliche Herrschaft der Päpste, daß Rom seine geistlichen Waffen immer dazu verwendet habe, seine irdische Macht zu erhalten und auszubreiten, jede andre Herrschergewalt und Autorität in der Halbinsel zu unterdrücken. Dennoch bereitete dem Imperator die Entzweiung mit dem Oberhaupt der Kirche, auch abgesehen von der moralischen Wirkung, manche Verdrießlichkeiten und Verlegenheiten. Da der Papst, den Bitten wie den Drohungen Napoleons eine unerschütterliche Ergebung und unüberwindlichen leidenden Widerstand entgegensetzend, als unfrei und des Rats der Kardinäle beraubt die Bestätigung aller von dem Staatsoberhaupt ernannten Bischöfe verweigerte, so suchte der Kaiser in Verbindung mit dem Erzbischof von Paris, Kardinal Maury, die freien Einrichtungen der gallikanischen Kirche zurückzuführen und schaltete eigenmächtig über die Bistümer.

Die erledigten Bischofssitze, deren Zahl sich mit der Zeit auf siebenundzwanzig belief, sollten durch Verweser, die den Namen Kapitular-Vikare führten, verwaltet werden. Auch die Kardinäle zeigten sich teilweise widerspenstig: bei der großen kirchlichen Vermählungsfeier Napoleons mit der Tochter Österreichs versagten dreizehn Glieder des Kollegiums, unter ihnen Consalvi, ihre Teilnahme. Sie wurden von dem erzürnten Imperator ihrer Einkünfte beraubt, der Abzeichen ihrer Würde entkleidet und je zwei und zwei in verschiedene Provinzstädte in Verbannung gesandt. Der Kaiser war bisher auf sowenig Widerstand gestoßen, daß er zu der Ansicht kommen mußte, weder in den Häuptern noch in den Einrichtungen der Kirche sei etwas enthalten, das seinem Willen zu trotzen vermöge. Darum suchte er Klerus und Kirche unter die weltliche Herrschergewalt zu beugen. Ein Nationalkonzil sollte die Repräsentation der höchsten kirchlichen Gewalt übernehmen. Zu dem Zweck wurde eine Versammlung von Prälaten aus Frankreich, Italien und andern Ländern des französischen Kaiserreichs nach Paris berufen. Diese verlangten vor allem die Befreiung des heiligen Vaters, denn getrennt von dem Papst sei die französische Kirche wie ein vertrockneter Ast am

Stamm eines Baumes. Doch wagten sie nicht unbedingt auf ihrer Forderung zu bestehen und sich dadurch die kaiserliche Ungnade zuzuziehen. Sie schickten eine Deputation nach Savona, welche den geistlichen Oberhirten anflehen sollte, er möge die Kirche Frankreichs nicht in die traurige Notwendigkeit versetzen, daß sie nur noch an ihre eigne Erhaltung denken müßte. Durch diese in die Form einer Bitte gekleidete Drohung bewirkten die abgesandten drei Prälaten, daß der durch die Gefangenschaft und Einsamkeit in seiner Gesundheit geschwächte Kirchenfürst, dem die Möglichkeit eines Schisma den Schlaf raubte, in ein Abkommen willigte, worin er sich verbindlich machte, die von dem Kaiser bereits ernannten Bischöfe zu bestätigen, und für den Fall, daß er in Zukunft die Einsetzung über sechs Monate verzögere, dem Erzbischof die Macht erteilte, die Institution zu verleihen. Dieses Zugeständnis wider die alte Ordnung des Heiligen Stuhls bereitete dem Papst einen schweren Seelenkampf. Er klagte sich der Simonie, der Schande, des Verbrechens an. Und dennoch war Napoleon nicht befriedigt; er wollte das absolute Kaisertum vor jeder Einwirkung der päpstlichen Gewalt gewahrt sehen. Da aber die versammelten Prälaten, selbst Kardinal Fesch, ihr Präsident, sich nicht so unterwürfig zeigten wie der Kaiser verlangte, vielmehr das Konzil mit dem feierlichen Gelöbnis des Gehorsams gegen den Papst eröffneten, einer Art von „Ballhausschwur", so schlug Napoleon andre Wege ein. Zunächst brachte er die Mitglieder des Konzils zur Unterzeichnung des Dekrets, welches dem 5. Aug. 1811.
Erzbischof die Befugnis der kanonischen Einsetzung zusprach, wenn der Papst nach Ablauf von sechs Monaten nicht die Institution erteilt haben würde. Dieses Dekret sollte gültig sein auch wenn der Papst seine Anerkennung versage. Pius gab seine Zustimmung und machte dies in einem an den französischen Episkopat gerichteten Breve kund. Der Imperator war indessen immer noch nicht befriedigt. Die Päpste sollten wieder in die bescheidene Stellung treten, die sie einst unter den „abendländischen Kaisern" eingenommen.

Napoleon kam zum Ziel, indem er, was der Gewalt unerreichbar war, durch List und Überredung durchzusetzen wußte. Er ließ den Papst von Savona, wo er vor den Schiffen der Engländer nicht mehr ganz gesichert schien, nach Fontainebleau bringen und umgab ihn mit Männern des kaiserlichen Vertrauens und Wohlwollens. Diese wurden nicht müde dem Oberpriester die nachteiligen Wirkungen vorzustellen, wenn die Kirche noch länger ohne Haupt sei. Ihre Reden machten auf das Gemüt des Gefangenen tiefen Eindruck, und als Napoleon selbst in Fontainebleau erschien und sich bald heftig drohend, bald liebenswürdig gewinnend zeigte, brachte er es dahin, daß Pius ein Konkordat unterzeichnete, 25. Jan. 1813.
worin er nicht nur den Metropolitanen das erwähnte Recht einräumte, nach Verlauf von sechs Monaten die vom Kaiser ernannten Bischöfe zu bestätigen, sondern auch mittelbar auf die weltliche Herrschaft Verzicht leistete, indem er versprach, seine künftige Residenz in Avignon zu nehmen und das von dem Kaiser bestimmte Einkommen von zwei Millionen sich gefallen zu lassen. Schon wurde der erzbischöfliche Palast in der alten Papststadt aufs prächtigste eingerichtet und Napoleon rühmte sich, jene lange gewünschte Trennung des Geistlichen und des Weltlichen vollbracht zu haben. Die tiefe Reue und die Seelenleiden, die das geängstigte Gewissen des Kirchenfürsten beunruhigten und ihn endlich bewogen, zwei Monate später in einem Brief an Napoleon selbst das Konkordat von 24. März.

Das Konkordat von Fontainebleau.

Fontainebleau zu widerrufen, machten wenig Eindruck auf den Imperator. Aber bereits neigte seine eigne Herrlichkeit dem Ende zu. Der Sturz des Gewaltigen führte die Freilassung des Papstes und die Herstellung des Kirchenstaats herbei. Von Napoleon selbst in Freiheit gesetzt, kehrte Pius VII. unter österreichischem Schutz in die Tiberstadt zurück, wo er unter dem Freudenruf des Volks am 24. Mai 1814 seinen Einzug hielt. Die unter der französischen Herrschaft eingeführte neue Ordnung wurde sofort beseitigt und alles Alte hergestellt. Noch auf St. Helena rief Napoleon bei dem Rückblick auf seine Lieblingsidee über die Kirche mit Begeisterung aus: „Welchen Einfluß würde ich auf die ganze übrige Welt dadurch gewonnen haben! Ich hätte den Papst zu einem Idol gemacht und ihn in meiner Nähe behalten; Paris wäre die Hauptstadt der Christenheit geworden und ich hätte die religiöse und die politische Welt beherrscht; ich hätte meine kirchlichen wie meine legislativen Reichsversammlungen gehabt; meine Konzilien wären die Repräsentanten der Christenheit, die Päpste nur die Vorsitzenden derselben gewesen."

b. Neapel unter Joseph Bonaparte und Joachim Murat.

Josephs reformatorische Thätigkeit.

Am 11. Mai 1806 hatte König Joseph seinen Einzug in Neapel gehalten (S. 203), glänzend empfangen von dem französischen Generalstab, an der Spitze Marschall Jourdan, der seitdem der militärische Ratgeber des Bonapartischen Königs blieb, und freudig begrüßt von einer hoffnungsvollen Bevölkerung. Die französischen Truppen hatten den Widerstand der neapolitanischen Armeekorps und der kalabresischen Insurgenten überwältigt, wenn auch einzelne Banden noch unter den Waffen standen. Joseph ernannte ein Ministerium, in welchem neben den französischen Staatsmännern Röderer, Miot, Salicetti, Dumas auch Eingeborne, wie Pignatelli, der Marchese di Gallo, Ricciardi thätig waren, setzte einen Staatsrat ein und traf Anstalten das neue Königreich im Geist des imperialistischen Frankreich zu organisieren. Da kam es ihm denn zu statten, daß er sich auf die Reformen Tanuccis stützen konnte. Wir wissen, wie eifrig dieser Staatsmann der Aufklärungszeit bemüht gewesen war, die Privilegien des Adels und des Klerus zu beseitigen oder doch zu vermindern. Diese Arbeiten wurden nun weiter geführt: Das Steuerwesen wurde nach dem Grundsatz der Gleichberechtigung neu geordnet; die grundherrlichen Rechte der Lehnsgüter und die Majorate wurden abgeschafft, die Zinspächter zu freien Eigentümern gemacht, das Königreich in Provinzen, Bezirke und Gemeinden geteilt, ein neues Verwaltungssystem eingeführt. Eingezogene Klöster und Emigrantengüter, erledigte Bistümer und Stifter wurden für Nationaleigentum erklärt und als Bürgschaft und Grundlage für Staatsanleihen verwertet. Eine Nationalbank vermittelte und belebte den Geldverkehr. Die gesamte Gerichtsbarkeit kehrte an die Staatshoheit zurück, sagt Colletta, der Rechtsgang wurde verbessert und vereinfacht, das

Napoleonische Gesetzbuch eingeführt, das kaufmännische Leben durch Handelsgerichte geregelt, Verwaltungsgerichte in den Provinzen organisiert. Alle feudalen Lasten und Beschränkungen wurden aufgehoben; frei wurde wieder der Gebrauch der Flüsse, gelöst die Verschiedenartigkeiten des Eigentums, abgeschafft die Dienstbarkeiten; der Adel behielt die Titel, büßte aber seine Vorrechte ein. Doch blieb die Ausführung dieser Reformen größtenteils der nachfolgenden Regierung vorbehalten. Kommunalgarden und Milizen traten ins Leben, um in Verbindung mit französischen Truppen die öffentliche Sicherheit zu erhalten und die Aufstände zu unterdrücken, welche durch die Bourbonistischen Umtriebe und durch die Engländer, die sich der Insel Capri bemächtigt hatten, erregt und geschürt wurden.

Nach der Einnahme der tapfer verteidigten Festung Gaeta rückte Masséna mit beträchtlichen Streitkräften in Kalabrien ein, stellte das Land unter Kriegsrecht und führte ein eisernes Regiment. Aber das schluchtenreiche Gebirgsland und die alten Felsenburgen am Meer leisteten hartnäckigen Widerstand. Amantea konnte erst nach einer vierzigtägigen Belagerung und wiederholten Stürmen zur Übergabe gebracht werden. König Joseph, ein Fürst von mildem Charakter und menschenfreundlicher Gesinnung, besaß nicht die energische Kraft, um ein leidenschaftliches, an Bandenwesen gewöhntes, durch Bourbonistische und klerikale Verschwörer und Agenten aufgestacheltes Volk zum Gehorsam und zu einem gesetzlichen Verhalten zu zwingen: seine zivilisatorischen Arbeiten wurden daher unaufhörlich durch Aufstände und bürgerliche Kämpfe durchbrochen. Nur die Aufgeklärten und Freisinnigen zollten seinen Bemühungen um Beförderung der Volkserziehung, um Hebung der Bildung und der Wissenschaften, um Erhaltung der Altertümer und geschichtlichen Denkmäler, um Rechtspflege, um Ackerbau und Industrie, um die gesamte nationale Wohlfahrt die verdiente Anerkennung: in den Provinzen und Berglandschaften dauerten die Unsicherheit und der Scharenkrieg fort. Die Versuche des Königs, durch Gnadenversprechungen die Banditen und Insurgenten zur Niederlegung der Waffen, zur Einstellung der Rottierungen zu bewegen, trugen nur zur Mehrung des Unwesens bei. Sogar in der Hauptstadt wurde der Palast des Polizeiministers Salicetti teilweise in die Luft gesprengt, seine Tochter und sein Schwiegersohn halb entseelt unter dem Schutt hervorgegraben. Wir wissen, wie unzufrieden sich der Kaiser über das milde Regiment des Bruders äußerte; Hinrichtungen und Gütereinziehungen, Gefängnis- und Galeerenstrafen, in Napoleons Augen die wirksamsten Mittel, um ein unbotmäßiges Volk zu bändigen, wurden, wie er meinte, nicht genügend in Anwendung gebracht.

Parteiwesen und Anarchie.

31. Jan. 1808.

Die neuen Siege Napoleons in Deutschland, die Errungenschaften des Tilsiter Friedens, die Ausdehnung des Kaiserreichs im nördlichen Europa, befestigten auch die Herrschaft Josephs in Neapel; die Welt fing an die Bonapartischen Schöpfungen wie ein notwendiges Völkergeschick zu betrachten. Die Josephinische Partei verstärkte sich und gewann mehr und mehr Vertrauen zu

Das Ende der Josephinischen Herrschaft in Neapel.

dem Bestand der neuen Monarchie. Mit der Eroberung von Reggio und Scilla durch General Reynier kam das südliche Küstenland von Kalabrien, das durch die englische Marine und sizilianische Truppen am längsten behauptet werden konnte, in die Gewalt des Bonapartischen Königs, der somit im Besitz des ganzen neapolitanischen Festlandes war, als ihn der Befehl des Kaisers auf einen größern und beschwerdevolleren Schauplatz rief. Seine letzte Handlung als König von Neapel war die Bekanntmachung des Staatsgrundgesetzes für das Reich, das er zu verlassen im Begriff war. Es war eine Nachbildung der französischen Verfassung mit der ganzen zentralisierten Regierungsgewalt und der Beschränkung der parlamentarischen Rechte, wie wir sie dort kennen gelernt haben. Die Konstitutionsurkunde, die Joseph von Bayonne aus bekannt machte, sollte „ein Denkmal seiner Liebe sein zur Befestigung des durch ihn bewirkten Guten, zur Begründung noch größerer Güter". Bald nachher verließ auch seine Gemahlin mit ihrer Familie und ihrem Hofstaat die schöne Stadt. Das Festgepränge und das glänzende Geleite, das man den Abziehenden veranstaltete, gab Zeugnis von der Liebe des Volks zu den Scheidenden. Der Geschichtschreiber Colletta gedenkt bei dieser Gelegenheit der unglücklichen und tragischen Schicksale so vieler frühern Königinnen von Neapel, die, obwohl von erlauchter Abkunft, im Elend verkamen. Aber auch die ehemalige Kaufmannstochter Julie Clary, die jetzt einem scheinbar noch glänzenderen Los entgegenging, sollte bald von der Höhe irdischer Herrlichkeit herabsteigen.

2. Juli 1808.

15. Juli. Murats Regierungsanfänge.

Vierzehn Tage nach dem Abzug König Josephs verkündete ein Dekret des Kaisers der Franzosen, daß er seinem vielgeliebten Schwager **Joachim Murat**, Großherzog von Kleve und Berg, den erledigten Thron von Neapel und Sizilien übertragen habe. Am 6. September hielt Murat hoch zu Roß und im Kriegsgewand seinen feierlichen Einzug, drei Wochen später seine Gemahlin Karolina, beide der Gegenstand der Bewunderung ob der Schönheit ihrer Erscheinung.

5.–18. Okt. Eine glänzende Waffenthat, an der auch Colletta teilnahm, die Einnahme der Insel Capri, wo Oberst Lowe, der spätere Kommandant und Gefängniswärter auf St. Helena, den Oberbefehl führte, eröffnete die Regierung des neuen Königs Joachim. Gegen siebenhundert englische Kriegsgefangene wurden im Triumph durch die Straßen von Neapel geführt, ein Anzeichen, daß fortan ein Regiment des Schwerts in dem Gebirgsland zwischen den beiden Meeren walten werde. Joachims Hauptbestreben war auf die Durchführung der unter Joseph erlassenen Verordnungen und Gesetze, auf Sicherung und Befestigung der Verfassung und der öffentlichen Ordnung, auf Begründung der obrigkeitlichen Autorität durch Gerichte, Beamten, Polizei und Militär gerichtet; und soviel ihm das ununterbrochene Kriegsleben des Kaisers, an dessen Feldzügen er teilnehmen mußte, gestattete, hat er diese Aufgaben kraftvoll und eifrig gelöst. Durch strenge Durchführung der Konskription schuf er sich eine Armee aus Eingebornen, welche unter französischer Führung die Insurrektionsbanden zu Paaren trieb und die

feindlichen Landungen abhielt, die unter Prinz Leopold von Neapel und General Stuart von drei Seiten ins Werk gesetzt wurden. Ein siegreicher Kampf wider ein englisch-sizilianisches Geschwader im Angesicht der Hauptstadt, um dieselbe Zeit da auf der Walstatt von Wagram der neue Weltkrieg zur Entscheidung kam, erhöhte den Mut und das Selbstvertrauen Murats und seiner Anhänger.

Der zweite französisch-österreichische Krieg wirkte auch auf Unteritalien zurück. Die Bourbonistische Propaganda, unterstützt von den englischen Geschwadern in den drei Meeren, entfaltete die größte Thätigkeit, um in den südlichen Landschaften des Königreichs von neuem einen Bandenkrieg zu entzünden, wie er die Iberische Halbinsel durchtobte. Man muß bei Colletta die Szenen wilder Grausamkeit und barbarischer Zerstörungswut lesen, welche von einzelnen Brigantenhaufen unter unmenschlichen Häuptlingen in Kalabrien, in der Basilicata, in Apulien verübt wurden, um die Schreckensmaßregeln zu begreifen, durch welche im folgenden Jahr der französische General Manchès das Unwesen mit Stumpf und Stiel auszurotten unternahm. Da das regelmäßige Militär in die Lager und die Milizen zur Verteidigung von Neapel in die Hauptstadt gezogen waren, erzählt Colletta, so hausten die Räuber furchtbar auf dem Land, und da sie zwei Monate lang freie Hand und gutes Spiel hatten, wuchsen sie an Zahl und Mut; in starke Banden unter rohen Häuptern vereinigt, begingen sie scheußliche Unthaten: sie plünderten und zerstörten einen ansehnlichen Ort in Kalabrien und ermordeten, da die wehrhaften Männer, um keinen Verdacht des Widerstands zu erregen, sich geflüchtet hatten, die zurückgebliebenen Weiber, Kinder und Greise. In der Basilicata belagerte eine andre Bande den Baron Cabriola in seinem Schloß. Dem Hungertod nahe ergab er sich auf Zusage von Leben und Freiheit; aber die Wütenden drangen ein und erschlugen ihn und seine ganze Familie, sieben an Zahl jeglichen Alters und Geschlechts. Zwischen der Basilicata und Salerno streifte ein Haufe von dreizehnhundert Briganten, darunter vierhundert berittene umher, verwüstete die zum Teil volkreichen Ortschaften und tötete die Flüchtlinge. Unter den letztern befand sich General Gambas und sein junges Weib. In Apulien trieb ein Räuberhauptmann, der sich für den Prinzen Franz von Bourbon ausgab und einen Hofstaat hielt, sein Unwesen. Alle diese Schandthaten wurden im Namen des Herzogs von Ascoli, des Fürsten von Canosa und andrer hochstehenden Personen in der Umgebung des sizilianischen Königs verübt. Denn bei dem Bourbonischen Hof wurde das Raubwesen als rechtmäßiges Mittel betrachtet und treue Loyalität des Volks genannt.

Unwesen der Briganten und der royalistischen Propaganda. 1809.

Als der österreichische Krieg zu Ende war und die sizilianische Propaganda geringere Thätigkeit entfaltete, erfolgte dann ein Unterdrückungssystem, das nicht minder unmenschlich und empörend war als die Brigantenfrevel. Nachdem Gesetze erlassen waren, welche Gütereinziehung über alle Teilnehmer Bourbonistischer Verschwörungen verhängten, die Provinzen unter militärische Befehlshaber stellten mit dem Auftrag, Verzeichnisse von allen Briganten anfertigen zu lassen, und die Gemeinden zum Schadenersatz für die in ihrem Bereich verübten Räubereien und Gewaltthaten verpflichteten, schritt Manchès im Oktober, da das Land ohne Früchte und Baumblätter war, somit den im Freien Weilenden weder Nahrung noch Schirm darbot, zur Ausführung seines Ausrottungsplanes. In jeder Gemeinde wurde die Liste der Geächteten verkündigt und allen Bürgern aufgegeben, die Bezeichneten gefangen zu nehmen oder zu töten. Auf jede Art von schriftlichem oder mündlichem Verkehr mit Briganten, auf jede Art von Unterstützung durch Lebensmittel oder heimliche Beherbergung war Todesstrafe gesetzt, ohne Unterschied von Mann und Frau, von Eltern und Kindern, von Brüdern und Schwestern. Alle Viehherden sollten in geschützte Orte getrieben, berichtet Colletta,

Unterdrückung der Briganten. 1810.

Felder in gewissen Gegenden unbebaut gelassen, Nahrung unter keinem Vorwand aus dem Haus getragen werden. Gendarmerieposten wurden im Land verteilt, nicht um die Briganten einzufangen, sondern um die friedlichen Leute zu überwachen, ob sie alles buchstäblich thäten was ihnen auferlegt worden. Und nun begann an einem und demselben Tag in allen drei Kalabrien von Rotonda am Campo Tenese im Norden bis Reggio im Süden eine unerbittliche Jagd, und wer da gefangen wurde, mit den Waffen in der Hand oder weil er sonst als Brigant bekannt oder verdächtig war, für den gab es keinen Pardon. Wie das Wild gehetzt flohen die Verfolgten aus einem Schlupfwinkel in den andern, die Ortschaften vermeidend wo sie sonst bei Verwandten und Genossen Aufnahme gefunden hatten, denen sie aber jetzt nur Schaden bringen, Untergang bereiten konnten. Die Unglücklichen mußten sich von dem nähren, was sie vom Boden auflasen, was sie von der Rinde der Bäume abschabten oder aus der Erde ausgruben; denn jede Krume Brot, die ihnen ein mitleidiges Kind verabreichte, stürzte dieses ins Verderben. Es kamen mitunter haarsträubende Auftritte vor. In der Nähe von Stilo hielt eine Abteilung Gendarmen unter Leutnant Gambacorta elf zur Olivenlese auf einen entlegenen Anger ausgeschickte Personen an; weil sie Brot bei sich trugen, spärlichen Mundvorrat für ihre Tagesarbeit, wurden sie festgenommen und alle ohne Ausnahme erschossen. Im Hain von San Biase genas ein Brigantenweib eines Kindes, das es, um durch dessen Geschrei nicht sich und ihren Mann verraten zu lassen, nächtlicherweile nach Nicastro trug und einer Freundin zur Wartung gab; als die Schergen Manchés' den Fall erfuhren, nahmen sie das Kind in Empfang, für welches in andrer Weise gesorgt wurde, allein die Beschützerin und Behüterin des Brigantenknäbleins büßte ihr Mitleid mit dem Tod. In einem Holze nächst Cosenza wurde ein Greis überrascht, der einem von Hunger und Mühsal herabgekommenen Mann etwas Nahrung zusteckte; es waren Vater und Sohn, letzterer Brigant, beide wurden zur Stadt gebracht und auf dem Hauptplatz hingerichtet, und zwar, um dem Alten, der sich durch Liebe und Erbarmen zu einem Akt der Menschlichkeit hatte bewegen lassen, die empfindlichste Strafe zuzufügen, der jüngere zuerst. Man wird es glauben, daß bei Maßregeln so schrecklicher Art es kaum zwei Monate bedurfte, um das Brigantentum mit Stumpf und Stiel auszurotten. Von dreitausend Beschuldigten, welche die Novemberliste aufgezählt hatte, fehlte am Schluß des Jahres 1810 ein einziger. Die Aufgabe, die dem General Manchés in Kalabrien gestellt worden, war gelöst und er konnte in andre Provinzen abberufen werden, um dort dasselbe zu leisten was ihm in den Bergen der Sila und am Golf von Squillace so gründlich gelungen war.

Resultate. Groß war der Schrecken unter allen Klassen des Volks; die zartesten Bande der Natur, die engsten der Gesellschaft schienen aufgelöst; Verwandte und Freunde wurden von Verwandten und Freunden angezeigt, verfolgt, getötet; die Menschen waren wie bei einem Erdbeben, wie bei einem Schiffbruch, bei der Pest, jeder auf sich selber angewiesen, unbekümmert um das Los der übrigen. Durch diese Thaten und Beispiele verwilderten die Sitten und Gewohnheiten des Volks, und die nachfolgenden Aufstände, öffentlichen Mißgeschicke und Zwingherrschaften rührten größtenteils von der Art und Weise her, wie im Königreich das Brigantenwesen entstanden und ausgerottet worden ist. Aber, so schließt Colletta seinen Bericht über diese Vorgänge, es war vielleicht das erstemal im Leben des stets unruhigen und zwiespaltigen neapolitanischen Volks, daß weder Räuber, noch Parteigänger, noch Diebsgesindel die Heerstraßen und das Land unsicher machten. Die Polizei konnte jetzt das strenge und willkürliche Hantieren einstellen; die Justiz nahm ihre Zuständigkeiten in Anspruch und entzog den Militärbefehlshabern der Provinzen alle Machtbefugnis über bürgerliche Behörden; die

gewerblichen Unternehmungen gewannen neue Kräfte, der innere Verkehr neues Leben, die Märkte und Messen ein frisches Volksgewühl; das Königreich erhielt wieder das Ansehen der Gesittung und der öffentlichen Sicherheit.

Gern hätte Murat auch den insularischen Teil seines Königreichs mit Neapel vereinigt; und er ließ es nicht an Versuchen fehlen, diesen Wunsch zu verwirklichen. War doch die dauernde Sicherheit seiner Herrschaft in Unteritalien wesentlich bedingt durch das Aufhören der Bourbonistischen Umtriebe, die in Palermo ihren Herd und Mittelpunkt hatten. Aber dazu reichten seine Kräfte nicht hin. Die englischen Geschwader und die britisch-sizilianischen Landtruppen, welche die Festungen und Küstenorte hüteten, verhinderten alle Angriffe und Landungen. Die feindseligen Unternehmungen, die von Zeit zu Zeit auf beiden Seiten der Meerenge vorkamen, hatten nur die Wirkung, daß das Königreich jenseit des Faro nicht erobert, wohl aber das Land diesseit verwüstet ward, da die Felder mit Oliven- und Weinpflanzungen, der Reichtum des Landes von den umherstreifenden und lagerschlagenden Soldaten verheert wurden. Die konspiratorischen Umtriebe hatten auf der Insel wie auf dem Festland ihren Fortgang. In Messina führte die Wahrnehmung oder der Argwohn, daß in den unteren Volksklassen Neigungen für die Bonapartische Herrschaft verbreitet seien, zu einer Polizei- und Justiztyrannei, die an Grausamkeit und unmenschlicher Härte das Blutsystem des General Manchés in Kalabrien übertraf. Denn dieser hatte doch bei seinen Maßregeln den Zweck, das Land von einer unerträglichen Plage zu befreien, der Marchese Artali dagegen, den die Regierung von Palermo als Untersuchungsrichter und Henker nach Messina sandte, folgte bei seinen Peinigungen nur der Rachsucht und der teuflischen Bosheit seiner Seele.

Sizilianische Zustände.

General John Stuart, der Befehlshaber der englischen Truppen, machte Vorstellungen gegen ein Regiment, das die letzte Spur von Treue und Anhänglichkeit aus dem Herzen des Volks vertilgen mußte. Dies erzeugte böses Blut am Hof von Palermo. Königin Karoline war ohnedies schon längst der englischen Mitregierung überdrüssig. Sie ließ es sich wohl gefallen, daß das Londoner Kabinett die Insel mit englischen Schiffen und Regimentern beschützte, dem Hof und der Regierung dreimalhunderttausend Pfd. St. Subsidiengelder bezahlte, aber sie wollte keine Einmischung in die öffentlichen Angelegenheiten dulden. Und doch konnte es den Engländern nicht gleichgültig sein, wenn infolge der Mißregierung die Stimmung des sizilianischen Volks sich mehr und mehr dem neapolitanisch-französischen Regiment zuwandte, wenn die Minister Ascoli und Medici, die seit dem Tod Actons am 12. August 1811 den meisten Einfluß auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten hatten, die Staatsgelder in gewissenloser Weise verschleuderten, wenn hohe Summen an neapolitanische Emigranten, an Günstlinge und buhlerische Damen verschwendet oder den Vergnügungen des Königs und dem Luxusleben des Hofes geopfert wurden, während

Königin Karoline und die Engländer.

das Volk bittere Not duldete, die Soldaten ohne Löhnung und Kleidung waren, das gesamte Militärwesen unter arger Verwahrlosung litt. Die aus Neapel mitgebrachten Schätze schwanden dahin, selbst der Brautschatz der Königin mußte verpfändet werden. Vergebens hoffte man durch die Einberufung der Stände nach der alten Verfassung Hilfe zu erlangen; die Barone, die in dem sizilianischen Parlament den Ausschlag gaben, waren nicht geneigt dem Neapolitaner Medici die verlangten Summen zu gewähren. Unter der Führung des stolzen und reichen, bei dem Volk beliebten und angesehenen Fürsten von Belmonte verständigten sie sich zu gemeinsamem Vorgehen und verlangten als Preis der Bewilligung Reformen im Sinn einer gerechteren Besteuerung, einer bessern Rechtspflege, einer Gewährleistung der öffentlichen Sicherheit. Die Königin und der Minister waren entrüstet über die Haltung der Edlen; sie suchten durch eine Abgabe auf alle Urkunden und Verträge, durch Verlosung verschiedener Domanialgüter und Stiftungen und durch eine eigenmächtige Vermögensauflage die Leere in der Staatskasse auszufüllen. Allein auch dieser Versuch hatte nicht die erhoffte Wirkung; die ungesetzliche Besteuerungsweise stieß allenthalben auf Mißtrauen und Abneigung. Man sah darin eine Verletzung der sizilianischen Konstitution. Es lag aber nicht im Charakter der leidenschaftlichen, aufbrausenden Königin, sich rasch einer Opposition zu beugen. Sie bewog ihren Gemahl, fünf der ersten Barone, darunter Belmonte, in Haft nehmen zu lassen. Es hieß, sie sollten des Hochverrats angeklagt und am Leben bestraft werden. Wie mußte es nun ihren Stolz und ihren Groll reizen, als sich Lord Bentinck, dem die englische Regierung neben dem Amt eines Botschafters zugleich den Oberbefehl über die Besatzungstruppen in den verschiedenen Städten der Insel übertragen hatte, Klage erhob über die Mißbräuche der Verwaltung, als er auf Beobachtung der Verfassung und auf Freilassung der gefangenen Barone drang! Die Königin, deren Selbstgefühl als Erzherzogin von Österreich seit der Vermählung ihrer Großnichte Maria Luise noch höher gestiegen, und die mehr geneigt war sich mit Napoleon zu verständigen als sich den Trotz und Übermut des hochfahrenden Engländers gefallen zu lassen, fragte den Gesandten, welches Recht er habe, sich in ihre Angelegenheiten zu mischen. Sie lasse sich nichts befehlen. Lord William Bentinck, ein barscher brutaler Edelmann, gab ihr zur Antwort: Entweder Konstitution oder Revolution!, reiste ohne Aufschub nach London und kehrte nach drei Monaten
Okt. 1811. mit unumschränkter Vollmacht nach Palermo zurück. Er fand die Königin unerschütterlich. Weder seine Drohung, er werde sie und den König nach England einschiffen lassen und eine Regentschaft unter dem Herzog von Orleans und dem Fürsten Belmonte einsetzen, noch die Zusammenziehung aller englischen Besatzungstruppen, 12,000 an Zahl, in der Nähe von Palermo, vermochten die Habsburgerin einzuschüchtern. Sie wollte Gewalt mit Gewalt vertreiben. Erst als man ihr bedeutete, daß die sizilianischen Soldaten ohne Löhnung, Kleider und Waffen seien und weder fähig noch willig zu irgend einem Kampf gegen englische

Regimenter, da beugte sich Karoline der Notwendigkeit. Sie zog sich auf ein entlegenes Landgut zurück und setzte dadurch den englischen Befehlshaber instand, die Angelegenheiten Siziliens nach seinem Willen zu ordnen.

Zum Generalkapitän ernannt und mit dem Kommando der gesamten Lord Bentinck und die neue englisch-sizilianischen Streitkräfte auf der Insel betraut, bewog nunmehr Bentinck Konstitution. den König Ferdinand, „aus Gesundheitsrücksichten" die königliche Gewalt niederzulegen und seinen Sohn Franz zum Reichsverweser zu ernennen. Dieser ge- Jan. 1812. währte dann alles was Lord William verlangte. Er setzte die gefangenen Barone in Freiheit, nahm die Abgabe, welche den Streit veranlaßt hatte, zurück, ernannte Belmonte zum Präsidenten des Ministeriums und berief eine neue Ständeversammlung ein, die, wie die Cortes von Sevilla und Cadiz, die künftige Verfassung des sizilianischen Landes festsetzen und die bestehenden Mißbräuche abstellen sollte. Mit patriotischem Eifer unterzogen sich die Stände der hochwichtigen Aufgabe. Sie brachten in wenigen Wochen eine Konstitution Sommer 1812. nach dem Vorbild der parlamentarischen Staatsordnung Englands mit Berücksichtigung der örtlichen Eigentümlichkeiten und der modernen Rechtsanschauungen zustande. Danach sollte in Zukunft ein in zwei Kammern geschiedenes Parlament die Gesetze aufstellen und die Steuern bewilligen, der König die Rechte eines konstitutionellen Monarchen ausüben und ein bestimmtes Einkommen beziehen, die Minister für ihre öffentlichen Handlungen dem Parlament verantwortlich sein und die römisch-katholische Kirche als Staatsreligion gelten. Auch über Gerichtswesen, Ablösung der Feudallasten, Gemeinderechte und andre Grundbedingungen eines freien Verfassungsstaates wurden Festsetzungen in liberalem Sinn getroffen, wobei sich der sizilianische Adel durch seine Hingebung für die vaterländischen Interessen und gemeinnützigen Reformen allgemeine Anerkennung erwarb. Nun setzte aber die Königin Karoline noch einmal alle Hebel ein, um die Einführung dieses in die absolut-monarchische Ordnung so tief einschneidenden Verfassungsentwurfes vor der Bestätigung durch den Kronprinz-Reichsverweser zu verhindern. Es wurden in Palermo konspiratorische Bewegungen ins Werk gesetzt; König Ferdinand mußte erklären, daß seine Gesundheit wiederhergestellt sei und er somit die Regierung wieder selbst übernehme. Aber William Bentinck zerschnitt die von der leidenschaftlichen Frau und ihren Günstlingen gesponnenen Umtriebe durch entschlossenes Handeln. Die englischen Truppen rückten kriegsfertig und mit Kanonen versehen in die Hauptstadt ein, um, wie der Lord den nach der Ursache dieser Maßregel sich erkundigenden Abgesandten Ferdinands höhnisch erklärte, bei den Dankfeierlichkeiten für die Herstellung der Gesundheit des Königs mitzuwirken. Dieser Ernst machte Eindruck. König Ferdinand kehrte nach seinem Landgut zurück; Karoline reiste freiwillig oder gezwungen nach ihrer Villa Castelvetrano, sechzig Meilen von der Hauptstadt, und der Kronprinz, aufs neue zum Reichsverweser erklärt, bestätigte die von den konstituierenden Ständen aufgestellte Jan. 1813.

Verfassung. Bald darauf schiffte sich die Königin Karoline ein, um auch das letzte Asyl ihrer Herrschaft zu verlassen. Nach einer beschwerlichen Fahrt an fremden Gestaden vorüber, über Konstantinopel und Odessa, gelangte sie nach Wien, um im folgenden Jahr in heimatlicher Luft und in der Umgebung ihrer Verwandten ihren ruhelosen Geist aufzugeben. Es war ihr nicht vergönnt, den Tag der Rache zu erleben und den Sieg der Ideen, für die sie so viele Jahre mit dämonischer Leidenschaftlichkeit gekämpft. Für so gesichert hielt Lord Bentinck nach ihrer Abreise die Ruhe und Ordnung auf der sizilianischen Insel, daß er mit den englischen Truppen sich nach Spanien einschiffte, um die Franzosen aus Valenzia vertreiben zu helfen. Die neue Verfassung konnte sich nicht bewähren. Denn kaum kehrte König Ferdinand infolge der Ereignisse von 1814 auf den Thron von Neapel zurück, so hob er mit einem einzigen Federstrich die Konstitution auf, die, wie er behauptete, gewaltsam eingeführt worden. Sie hatte noch keine Wurzeln schlagen können, daher hatte auch ihre Aufhebung keinen Volksaufstand zur Folge. Lord Bentinck sah sein Werk, das in der Zeitrichtung keinen Halt mehr hatte, teilnahmlos untergehen.

8. Sept. 1814.

5. Die Napoleonische Machtherrschaft auf der Höhe.

a. Das Reich im Innern. Scheidung und Wiedervermählung.

Dynastische Zwecke.

Nach dem Wiener Frieden stand Napoleon auf dem Gipfel der Macht und Größe. Nur der Gedanke, keinen Leibeserben zu haben, dem er den kaiserlichen Prachtbau hinterlassen könne, war ein Stachel in seiner Seele. Wie uns bekannt, hatte er sich schon zur Zeit des Erfurter Fürstentages mit dem Plan einer Ehescheidung von Josephine getragen. Sein Glück und sein Genie hatten ihm alle Herrlichkeiten der Welt verschafft; er sah gekrönte Häupter aus den erlauchtesten Häusern sich vor ihm im Staube beugen; nur ein Vorzug, der Glanz der Geburt war ihm unerreichbar; in den Augen der dynastischen und hocharistokratischen Geschlechter galt er als Emporkömmling und Usurpator. Sein Zurückgreifen auf Karl den Großen, „seinen Vorgänger", war ein Gewaltschritt, durch den sich das historische Urteil nicht täuschen ließ. Dieser Flecken sollte von der kaiserlichen Monarchie abgewischt werden; das Imperium sollte mit den legitimen Herrschern von Gottes Gnaden auch in Blutsverwandtschaft treten. Darum beschloß er, wie er selbst von sich rühmte, seine persönlichen Neigungen dem Staatswohl zum Opfer zu bringen, um dem Kaiserreich einen Erben zu sichern, der mit der Machtstellung auch den Glanz der Geburt vereinigte.

Scheidung von Josephine.

Napoleon war seiner Gemahlin Josephine, die ihm den Weg zu seiner Herrscherlaufbahn geöffnet, einst mit heißer Liebe zugethan; diese Liebe war auch jetzt noch nicht gänzlich aus seinem Herzen gewichen, als der Entschluß einer Ehescheidung festere Gestalt gewann. Er überlegte mit Cambacérès und andern

Vertrauten, welches Verfahren dabei einzuschlagen sei. Die Lösung des zivilrechtlichen Bandes hatte keine Schwierigkeiten, da nach dem Code zur Erlangung des Scheidungsspruches die beiderseitige Zustimmung genügte und die Kaiserin, wenn auch mit kummervoller Seele und gebrochenen Herzens, dem Willen des gewaltigen Mannes sich zu fügen bereit war. Die kirchliche Trauung war erst bei der Krönung durch Kardinal Fesch heimlich in einem Zimmer der Tuilerien vollzogen worden und konnte auf Grund eines Formfehlers für nichtig erklärt werden. Der Papst lebte ja als Gefangener in Savona; das Kardinalkollegium befand sich mit geringen Ausnahmen in Paris, wer sollte Widerspruch erheben? Damit das Vorhaben nicht vorzeitig in die Öffentlichkeit dringe, mußte die Kaiserin nach wie vor alle zeremoniellen Pflichten erfüllen. Noch bei den Festlichkeiten, welche anfangs Dezember zur Feier des Jahrestages der Kaiserkrönung stattfanden, sah die Pariser Welt, „wie sie den Tod im Herzen und ein Lächeln auf den Lippen die Verzweiflung mit Anmut trug". Vierzehn Tage nachher wurde in einem Familienrat, dem alle in Paris anwesenden Glieder 15. Dez. 1809.
des Kaiserhauses beiwohnten, von beiden Ehegatten eine schriftliche Erklärung abgegeben, daß die Scheidung mit ihrem Willen vollzogen werden sollte. Josephinens Stimme war von Thränen erstickt, so daß Regnault de St.-Jean d'Angely die Erklärung zu Ende lesen mußte. Auf Grund dieses Aktenstückes wurde am folgenden Tag durch Senatsbeschluß die Ehescheidung für rechtsgültig erklärt, das größte Opfer, wie ein Redner versicherte, das noch jemals von liebeerfüllten Gatten dem Staatswohl gebracht worden. Der Kaiserin wurde Schloß Malmaison und ein jährliches Einkommen von zwei Millionen aus dem Staatsschatz zugewiesen, wozu Napoleon noch eine Dotation von einer Million aus der Zivilliste hinzufügte. Prinz Eugen, der am schwersten von dem Schlag betroffen ward, sprach dem Senat den Dank der Familie aus und die Versicherung, daß seine Mutter mit stolzer Befriedigung den guten Folgen entgegensehe, welche ihr dem Vaterland und dem Monarchen gebrachtes Opfer für Frankreich haben werde. Darauf wurde von dem bischöflichen Amt, nachdem alle Gewissensbedenken durch Cambacérès gehoben waren, die Nichtigkeit der kirchlichen Trauung ausgesprochen und dieser Ausspruch von dem Metropolitan- Jan. 1810.
gericht bestätigt. Josephine verlebte den Rest ihrer Tage auf dem reizenden, von Gartenanlagen umgebenen Landsitz Malmaison als trauernde Witwe, das Andenken ihres Gemahls treu im Herzen tragend. Das französische Volk bewahrte ihr stets eine liebevolle Erinnerung.

Nachdem das heuchlerische Schaustück zum Abschluß gekommen, wurden Verhandlungen über eine neue Vermählung eingeleitet. Zunächst kam Napoleon wieder auf den Gedanken einer dynastischen Allianz mit Rußland zurück. Die zweite Großfürstin, Anna, sollte die Kaiserin der Franzosen werden und das Bündnis zwischen den beiden Herrschern aufs neue befestigen. Um Alexander für den Plan zu gewinnen, legte ihm Caulaincourt den Entwurf eines Vertrags

Vermählung mit Marie Luise.

vor, der das Mißtrauen in betreff Polens aus der Seele des Zaren verscheuchen sollte. In diesem Vertrag gab Napoleon das Versprechen, das Königreich Polen nie wieder aufleben zu lassen und den Namen Polen in allen öffentlichen Kundgebungen zu unterdrücken. Aber ehe dieser Vertragsentwurf die Bestätigung erhielt, zerschlug sich das Projekt einer russischen Vermählung. Teils die Abneigung der Kaiserin-Mutter, welche die zweite Tochter sowenig hingeben wollte wie die erste, teils die große Jugend der Prinzessin, teils die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses, besonders aber die Aussicht auf eine noch lockendere Verbindung, die sich in den Tuilerien aufthat, vereitelten den Petersburger Heiratsplan. Diese Aussicht war ein von dem österreichischen Gesandten Fürst Schwarzenberg insgeheim gegebener Wink, daß man am Wiener Hof einer Bewerbung um die Hand einer Erzherzogin nicht entgegen sein würde. Man fürchtete von einer Stärkung des russisch-französischen Bündnisses durch eine dynastische Verwandtschaft Gefahr für die künftige Existenz der Habsburgischen Monarchie. In den Tuilerien ging man mit Freuden auf den Gedanken ein. Alle Großwürdenträger des Reichs wurden zu einer geheimen Ratssitzung einberufen und in dieser sprach sich die Mehrheit für die österreichische Heirat aus, die, wie man wußte, den Wünschen des Kaisers mehr entsprach als eine russische oder eine sächsische, die gleichfalls in Erwägung gekommen war. Die Verhandlungen zwischen den beiden Kaiserhöfen führten rasch zum Ziel, so verletzend es auch für jedes natürliche Gefühl sein mußte, daß zwei Monarchen, die noch vor wenigen Monaten auf Leben und Tod miteinander gekämpft, nun sich die Hände zu naher verwandtschaftlicher Verbindung reichten, über den Gräbern der Gefallenen hinweg zu einem Hochzeitsfest schritten. Der Ehevertrag zwischen Napoleon und Maria Luise, ältester Tochter des Kaisers von Österreich und der Maria Theresia von Neapel, seiner zweiten Gemahlin, wurde abgeschlossen. „Um unheilbares Unglück zu beschwören und das Unterpfand einer bessern Zukunft zu erringen,“ gestand einige Jahre später der Habsburgische Monarch, „opferte ich, was meinem Herzen das Teuerste war.“ Nachdem die erlauchte Braut in Wien dem Erzherzog Karl als Stell-
16. März 1810. vertreter Napoleons angetraut worden, wurde sie in glänzendem Festzug nach Frankreich geführt, in Compiègne von dem Kaiser in Empfang genommen und
2. April. nach der Hauptstadt geleitet. Hier feierte Napoleon am 2. April 1810 seine Vermählung mit der „Tochter der Cäsaren“, wobei fünf Königinnen die Schleppe trugen, die Mitglieder der berühmtesten Adelsgeschlechter im Gefolge prangten und in einer Reihe von Festlichkeiten eine unerhörte Pracht entfaltet wurde. Aber der Ehebund war dem österreichischen wie dem französischen Volk gleich verhaßt; dort betrachtete man ihn als eine Entweihung des glorreichen Kampfes vom vorhergehenden Jahr, hier als einen neuen Bruch mit den Erinnerungen der Revolution, als die vollständigste Rückkehr zur Monarchie des alten Regime. Darum wurde der Brand bei dem zu Ehren der Vermählten veranstalteten Ball-

fest des österreichischen Botschafters Fürst Schwarzenberg, wobei dessen Schwägerin bei Rettung ihrer Tochter, der nachherigen Fürstin Windischgrätz, in den Flammen umkam, ebenso als unheilverkündende Vorbedeutung genommen, wie das Unglück bei dem Vermählungsfest Ludwigs XVI. mit Marie Antoinette im Jahr 1770. Man hatte bei der Hochzeitsfeier in allen Einzelheiten das Zeremoniell wiederholt, das bei jener unglücklichen Heirat befolgt worden war; nun wurde vom Schicksal auch noch der tragische Schlußakt hinzugefügt. Als dem Kaiser im nächsten Jahr ein Sohn geboren wurde, der den prunkvollen 20. März 1811. Titel eines Königs von Rom erhielt und dessen Geburt von Danzig bis Cadiz mit unerhörten Freuden- und Jubelfesten gefeiert ward, schien sein Glück vollendet und Frankreichs Zukunft entschieden. Über das eheliche Leben Napoleons mit Marie Luise hat uns die Generalin Durand, Ehrendame der Kaiserin, interessante Memoiren hinterlassen. Anfangs war das Verhältnis ein sehr zärtliches, aber es erkaltete bald; die kühle, stolze Habsburgerin vermochte die liebenswürdige, graziöse Josephine nicht zu ersetzen; auch ihre vertrauteste Gesellschafterin, die ehrgeizige, intrigante Herzogin von Montebello, Witwe des Marschalls Lannes, übte keinen wohlthätigen Einfluß.

Der Eintritt Napoleons in die Reihe der rechtmäßigen Fürstenhäuser und Das Imperatorenreich und Napoleons Herrschernatur. die Geburt eines Thronerben schienen die Hoffnungen der Bourbonen für immer abzuschneiden. Aber der ewige Friede, als dessen Bürgin und Unterpfand das schmeichelnde Frankreich die Habsburgerin gefeiert hatte, kehrte nicht in die Welt zurück. Männer von so unwiderstehlichem Thatendrang wie der makedonische Alexander und Napoleon können keine dauernden Schöpfungen von friedlichem Charakter hervorbringen; sie können nur umstürzen, nur Raum und Stoff für neue Bildungen erzeugen. Zum Schaffen gehören Naturen von ruhigerer Art, besonnenerer Überlegung und größerer Selbstbeherrschung, als der französische Imperator besessen. Stolz und Herrschsucht trieben den Unersättlichen von Unternehmung zu Unternehmung und machten seinen Namen zum Schrecken der Fürsten wie der Völker. In Frankreich selbst waltete ein unbeschränkter Absolutismus: Von dem Gesetzgebenden Körper war kaum mehr die Rede; alle wichtigen Gesetze wurden in der Form von Dekreten oder als Senatskonsulte erlassen; in das Strafgesetzbuch wurde als wirksames Schreckmittel die Güterkonfiskation aufgenommen; eine furchtbare, von dem Despotenknecht Savary (Rovigo) geleitete Staatspolizei unterdrückte den letzten Rest von Freiheit und bedrohte, wie einst die Siegelbriefe, jeden Verdächtigen mit willkürlicher Haft in den acht Staatsgefängnissen, welche in verschiedenen Landesteilen an die Stelle der einstigen Bastille getreten. Die Konskription wurde mit äußerster Strenge gehandhabt. Die Kosten für einen Ersatzmann stiegen bis zu der Höhe von 8000 Franks; und da sich sehr viele Rekruten der Militärpflicht durch die Flucht zu entziehen suchten, so wurde das alte Geiselgesetz wieder eingeführt, kraft dessen die Eltern und Verwandten, die Angehörigen und Freunde, ja

selbst die Gemeinde und der Kreis für die Fahnenflüchtigen haftbar gemacht wurden. „Exekutionsmannschaften" mußten auf gemeinsame Kosten solange unterhalten werden, bis der Widerspenstige oder ein Stellvertreter für denselben eingebracht worden. Nach außen nahmen die gewaltsamen Verbindungen, Trennungen und Vertauschungen von Ländern und Gebietsteilen kein Ende; was der Gewaltige heute schuf, stürzte er morgen um; wen er in einem Jahr groß gemacht, den demütigte er im nächsten. Alles lag in Schrecken gefesselt vor dem mächtigen Weltherrscher, der wie ein höheres Wesen Gnaden und Ungnaden austeilte. In beständiger Sorge und Angst schwebten Fürsten und Völker; niemand sah einer dauernden Zukunft entgegen; es herrschte weder Plan noch System; Willkür, Leidenschaft, Despotenwille traten an die Stelle des Völkerrechts; Kontinentalsperre, Steuerdruck, Militärausbebungen waren die Geißeln der befreundeten Länder; Kriegsnot, Erpressungen, Einquartierungen die Drangsale der feindlichen Völker. Gütereinziehungen, Dotationen, Beschlagnahme von Domänen bereicherten die habsüchtigen Großen des Lagers. Dabei wurden Presse und Buchhandel in enge Fesseln geschlagen, alle Bücher und Zeitschriften mit größter Strenge überwacht. Der Kaiser ließ der Kunst nur Raum zur Schmeichelei, der Wissenschaft nur zu seinem Dienst. Aber wie sehr immer Polizei- und Zensurdruck jedem Widerspruch vorzubeugen, jede selbständige Bewegung zu hemmen suchten, der Hauch der Geisterwelt, den kleinen Seelen unvernehmbar, drang durch alle räumlichen Schranken. Wohl berauschte sich das französische Volk an der Fülle von Ruhm, Macht und Ehre, womit der neue Cäsar die Nation überschüttete, die Eitelkeit und Selbstgefälligkeit befriedigte, aber zugleich beschlich eine bange Ahnung die Herzen, der schwindelnde Bau könne keinen Bestand haben, eine solche Herrschaft, die dem Recht und Herkommen wie dem Wesen der Dinge und der Natur des menschlichen Geistes widerstrebe, sei nur als ein Luftgebilde, als ein zufälliges und vorübergehendes Phänomen anzusehen, dem keine Sicherheit, keine Zukunft innewohne. Napoleon selbst pflegte manchmal zu sagen, er sei der Sklave seines Schicksals. Er meinte, die Dauer seiner Herrschaft beruhe auf dem Glauben der Völker an seine Macht und Unüberwindlichkeit, auf seinem „Prestige", wie er es nannte. Um diese geheimnisvolle Zaubermacht lebendig zu erhalten, glaubte er auf dem betretenen Weg stets vorwärts gehen zu müssen; ein Einlenken oder Zurückweichen deuchte ihn eine moralische Unmöglichkeit. Andern gewaltigen Eroberern und Kriegshelden, deren die Weltgeschichte denkt, einem Alexander und Cäsar, steht Napoleon ohne Zweifel an sittlichem Gehalt und Charaktergröße unendlich nach. In keinem tritt die nackte Herrschgier, die ungeschminkte Selbstsucht, der höherer Ideen bare Übermut so unverhüllt zu Tage; keiner war im Grunde aus gemeinerem Metall geschmiedet und hat auch in der Schule eines wunderbar ereignis- und erfolgreichen Lebens weniger die Schlacken seiner ursprünglichen Anlage abgestreift. Wie schade, daß ein so großer Mann so schlecht erzogen ist,

hat einmal Talleyrand gesagt. Sein lebenlang ist Napoleon ein roher Emporkömmling und Soldat geblieben und hat mit der ganzen Verachtung eines solchen auf alles herabgeblickt, was die Menschenseele an idealen Gütern besitzt, ja auf das ganze Menschengeschlecht selbst. Hielt er es einmal für nötig, andre Töne anzuschlagen, sich als Staatsmann von höhern Gedanken oder Beschützer geistiger Interessen zu zeigen, so sprach der Komödiant aus jedem Wort. Nur im Taumel unaufhörlicher Waffenerfolge vermochte er den Widerstand gegen das Niedrige und Rohe, das dieser ganzen Herrschernatur innewohnte, zu ersticken und den gerechten Haß der unterdrückten und beschimpften Völker, auch des französischen, zu bändigen. In demselben Augenblick, da der Glaube an seine kriegerische Unüberwindlichkeit erschüttert wurde, brach auch rettungslos dies ganze dämonische Dasein zusammen. Nirgends, nicht einmal im Prätorianertum des Heeres, hatte er sich wahre, nachhaltige Hingebung zu schaffen verstanden.

Seinen ärgsten und hartnäckigsten Feind sah Napoleon in England. Gegen dieses Königreich, das allein unbesiegt dastand und alle Friedensvorschläge abwies, richtete sich daher der ganze Zorn des Machthabers; und da er glaubte, den Gegner durch Vernichtung seines Handels mit dem Festland entkräften und überwinden zu können, so wurde die Kontinentalsperre zur Verzweiflung des Handels- und Gewerbstandes immer strenger. Als Napoleon einst von Berlin und Mailand die Dekrete ausgehen ließ, die dem englischen Handel alle Zugänge des Festlandes verschlossen, hielt man das Vorgehen, das ein französischer Finanzmann die unseligste und unrichtigste aller fiskalischen Maßregeln nannte, nur für eine Drohung und Einschüchterung, für einen Nachklang der deklamatorischen Verfügungen des Wohlfahrtsausschusses. Kam doch unter den damaligen Verhältnissen ein Interdikt auf englische Schiffe und Waren einem Verbot des ganzen Seehandels gleich. Aber bald sollte sich die Welt von dem bittern Ernst der Maßregel überzeugen. Alle festländischen Staaten wurden allmählich dahin gebracht, sich den kaiserlichen Sperrgesetzen zu fügen, und ein Heer von Zollwächtern beaufsichtigte die Grenzen und Landungsorte. Und doch konnte der großartige Schleichhandel, der von Helgoland, Sizilien und Malta aus schwungvoll betrieben wurde, nicht verhindert werden. Ja der Kaiser sah sich bald genötigt, wenigstens für Frankreich, das doch dank der Fruchtbarkeit seines Bodens und dem Reichtum seiner Erzeugnisse am ersten den Zwang ertragen konnte, gewisse Ausnahmen zu gestatten. Gegen besondere bezahlte Erlaubnisscheine (Lizenzen) durften Schiffe fremde Erzeugnisse, deren man für die inländische Industrie nicht entbehren konnte, wie Indigo, Kochenille, Felle u. a. in französische Häfen einführen, eine Verfügung, die den Schleichhandel beförderte und den rechtlichen Kaufmann zu Grunde richtete, während der Unredliche durch Bestechung leicht die Lizenz zur Übertretung des Kontinentalsystems auch für andre Handelsartikel zu erlangen vermochte. Der Zolltarif vom Schloß Trianon

Kontinentalsperre und Lizenzen.

5. Aug. 1810.

belegte alle Kolonialwaren mit einem Einfuhrzoll von fünfzig Prozent; und das
19. Okt. 1810. Dekret von Fontainebleau bestimmte, daß im Bereich der von den französischen Truppen besetzten Orte alle aus englischen Fabriken stammenden Waren mit Beschlag belegt und verbrannt werden sollten. Das Verhehlen englischer Erzeugnisse wurde mit barbarischer Härte gezüchtigt.

b. Ausdehnung des Reichs über Holland und das nordwestliche Deutschland.

Holland und König Ludwig Bonaparte.

Die Maßregeln zur Handelssperre drohten das Königreich Holland, dessen Wohlstand unter der Fremdherrschaft schon so sehr gelitten und dessen Staatshaushalt zerrüttet war, vollends ins Verderben zu stürzen. Das Verbot der Einfuhr von Kolonialwaren war für das kleine, hauptsächlich auf Zwischenhandel angewiesene Land ein Herzstoß. König Ludwig, dem die Leiden seines Volks zu Herzen gingen, machte seinem Bruder Vorstellungen und suchte ihn zu einer Milderung der Handelssperre zu vermögen, erhielt aber die Antwort, daß er zuerst das Interesse des Kaisers, dann den Vorteil Frankreichs im Auge haben müsse und daß die Pflichten gegen sein Volk erst nach diesen kämen. Als dessenungeachtet Ludwig die Umgehung der Handelssperre mit Milde und Nachsicht strafte, und auch in den öffentlichen Lasten dem Volk Erleichterungen zu verschaffen suchte, beschloß Napoleon das Land in engere Verbindung mit Frankreich zu setzen. Er nahm dem Bruder seine holländischen und wie er behauptete englischen Neigungen übel. Ohnedies hatte der König durch mehrere eigenmächtige Regierungshandlungen, wie die Herstellung der alten Adelstitel und die Einführung der Marschallswürde in Holland, des Kaisers Ungnade auf sich gezogen; auch gaben die ehelichen Zerwürfnisse zwischen Ludwig und Hortense, die ihre Hauptquelle in der nicht unbegründeten Eifersucht des Gemahls hatten, Stoff zu manchen ärgerlichen Auftritten in der Napoleonischen Familie. Schon waren von beiden Seiten viele Beschwerden und Vorwürfe ausgesprochen worden, als Ludwig nach Paris eingeladen wurde, um dem Familienrat in betreff der Ehescheidung des Kaisers von Josephine beizuwohnen. Er war schwankend ob er dem Ruf folgen sollte. Er fürchtete das Schicksal des Infanten Ferdinand zu erfahren. Erst auf das Zureden seiner Minister, die einem möglichen Gewaltstreich gegen die Selbständigkeit des Königreichs begegnen wollten, begab er sich nach der Hauptstadt Frankreichs.

Ludwig Bonaparte in Paris.

In Paris konnte Ludwig bald wahrnehmen, daß allerlei Pläne gegen sein Land im Werk seien. In einer Sitzung des Gesetzgebenden Körpers hatte der Kaiser gesagt: „Holland, zwischen Frankreich und England gelegen, wird von beiden in gleicher Weise wund gerieben; es bildet den Ausfluß der Hauptadern meines Landes, und es werden deshalb Veränderungen nötig. Die Sicherheit meiner Grenzen und die Interessen beider Länder fordern sie gebieterisch.“ Noch deutlicher war die Sprache des Ministers des Innern, nach welcher Holland, aus

Anschwemmungen französischer Flüsse, des Rheins, der Maas und der Schelde entstanden, nur ein Teil von Frankreich sei. Man müsse es aus der nachteiligen Lage, in der es sich befinde, herausreißen und zu seiner natürlichen Ordnung zurückführen. Damit war die bevorstehende Einverleibung Hollands verständlich angedeutet. König Ludwig wurde in Paris zurückgehalten, damit nicht ein bewaffneter Widerstand organisiert würde. Wenn das Dekret über die Einverleibung nicht sofort veröffentlicht und ausgeführt ward, so geschah es nur in der Hoffnung, durch die Drohung der bevorstehenden Union England zum Frieden zu bringen. Auch wurden in der That durch einen holländischen Bankier, Labouchère, welcher in London einflußreiche Bekanntschaft hatte, geheime Unterhandlungen eingeleitet. Allein die Engländer, die von der Kontinentalsperre weit weniger Schaden hatten als Napoleon voraussetzte, und denen nicht viel daran gelegen war, ob Holland unmittelbar oder mittelbar an das Kaiserreich geknüpft sei, zeigten wenig Neigung in dem Augenblick, da die öffentliche Meinung Europas infolge der verfehlten Unternehmung auf Walcheren der britischen Regierung ungünstig war, einen Frieden einzugehen. So wurden denn weitere Schritte zur Einverleibung Hollands gethan. Aber wie erstaunte Napoleon, als er vernahm, daß man seinen Truppen den Eintritt in Bergen op Zoom und Breda verweigere und daß der holländische Kriegsminister Krayenhoff Amsterdam befestigen lasse! „Ist der König von Holland verrückt geworden?" schrieb er an 3. März 1810.
Fouché, „fragen Sie ihn, ob die Minister auf seinen Befehl handeln oder nach ihrem eignen Ermessen; ist das letztere der Fall, so soll man ihnen die Köpfe abschlagen." Ludwig, der sich noch immer in Paris befand, erschrak. Er hatte allerdings den Anlaß zu der Zurückweisung gegeben, indem er vor seiner Abreise die Minister bedeutet, nur denjenigen Befehlen zu gehorchen, die er mit dem Wahlspruch seines Ritterordens unterzeichnen würde. Aber jetzt, da Marschall Oudinot auf dem Wege war, die Grenzfestungen in Nordbrabant zu besetzen, wagte er dem eisernen Willen des Gewaltigen nicht zu trotzen. Er entließ die beiden Minister Krayenhoff und Mollerus, die allein für die Behauptung der Unabhängigkeit des Landes gestimmt hatten, willigte in die Abschaffung des neu gestifteten Adels und der Marschallswürde, und erklärte seine Bereitwilligkeit, 16. März.
sich dem Kaiser in allen Stücken zu unterwerfen. Vor drei Monaten hatte der Minister Montalivet feierlich erklärt, daß die Grenzen des Kaiserreichs nicht über den Rhein hinausgerückt werden sollten; darum wollte man nicht sofort zu der gänzlichen Einverleibung des holländischen Staats schreiten. Ludwig wurde deshalb vermocht, den Teil seines Königreichs, der auf dem linken Ufer dieses Flusses gelegen ist und sich bis zur Waal erstreckt, also Nordbrabant und Seeland, an Napoleon abzutreten und zu gestatten, daß die Hut des Landes einer französischen Besatzung anvertraut, die Küsten durch eine Schar französischer Zollbeamten überwacht und selbst die amerikanischen Schiffe in den niederländischen Seehäfen mit Beschlag belegt wurden. Denn Napoleon hatte kurz zuvor

die Kontinentalsperre auch über die Staaten ausgedehnt, die bisher unter neutraler Flagge Seehandel getrieben.

11. April 1810. Abdankung Ludwigs. Nach Unterzeichnung dieses Vertrags kehrte Ludwig Bonaparte mit schwerem Herzen in seine Hauptstadt zurück. Das Schicksal eines Volks, das bisher dem mächtigen Nachbar Gut und Blut zum Opfer gebracht und das nun zum Dank zwei seiner besten Provinzen verlor, in seinem Handel und Wohlstand immer mehr herabgedrückt ward, fremde Besatzungen unterhalten, fremde Zöllner und Scharwächter aufnehmen mußte, schnitt dem wohlmeinenden Fürsten ins Herz und machte ihm die Vasallenkrone zur schweren Bürde. Hatte er auch aus Mangel an politischem Verstand und Charakterstärke während seiner zweijährigen Regierung Mißgriffe gethan, so hatte er doch stets seine Herrscherpflichten ernst genommen, war doch stets bemüht gewesen, sich die Liebe seines Volks zu verdienen. Diesem Bestreben blieb er auch jetzt noch treu. Er suchte die Härten des Vertrags zu mildern und seinen Unterthanen noch einen Rest von nationaler Selbständigkeit zu sichern; aber er that es unter der Hand, auf geheimen Wegen, um nicht den Zorn des Bruders zu reizen. Dies führte zu Unzufriedenheit und Mißstimmung. Die Reise, welche der Kaiser mit seiner neuen Gemahlin bald nach der Rückkehr des Königs durch Belgien und die beiden jüngst erworbenen Ende April. Provinzen machte, trug nicht zur Verbesserung des Verhältnisses bei. Ludwig fühlte sich zurückgesetzt und Napoleon vermißte in dem holländischen König das warme Interesse für Frankreich. Die Briefe des Kaisers wurden immer herber und schneidender. „Sie sind unverbesserlich," schrieb er am 20. Mai, „Sie scheinen nicht lange regieren zu wollen. Seien Sie von Herzen Franzose, sonst wird Ihr eignes Volk Sie verjagen. Staaten lassen sich nur mit Vernunft und politischer Klugheit beherrschen, nicht mit scharfer und verdorbener Lymphe." Mit den schriftlichen Vorwürfen und Verweisen, die Napoleon dem Bruder erteilte, waren zugleich Maßregeln verbunden, die auf weitere Gewaltschritte hindeuteten. Die französischen Besatzungstruppen, die sich nach dem Vertrag auf 6000 Mann belaufen sollten, wurden auf 20,000 erhöht; eine angebliche Zurücksetzung des französischen Geschäftsträgers Serrurier durch den König, die Beleidigung eines Kutschers in der Livree der Gesandtschaft, die Zurückweisung französischer Patrouillen vor Haarlem, wurden als Veranlassung benutzt, eine holländische Stadt nach der andern zu besetzen und den Kreis um Amsterdam immer enger zu ziehen. Ludwig zweifelte nicht länger, daß es auf gänzliche Einverleibung abgesehen sei. Er überlegte mit seinen Räten, ob man die Nation unter die Waffen rufen, die Dämme durchstechen und sich aufs äußerste verteidigen sollte. Aber zu einem Heldenmut, wie ihn die Vorfahren dereinst gegen Spanien bewiesen, war jene Zeit nicht mehr angethan. Die Minister sprachen sich gegen jeden Widerstand aus, der nur Unglück und Verderben über das Land bringen würde. Da faßte Ludwig den Entschluß, einem Thron, den er nicht länger mit Ehren einnehmen konnte, zu gunsten seines ältesten Sohnes unter der vormund-

schaftlichen Regierung der Königin Hortense zu entsagen. Von Haarlem aus richtete er ein rührendes Schreiben an den Gesetzgebenden Körper mit der Versicherung, daß er stets nur das Wohl des Landes vor Augen gehabt und durch seine Abdankung die Versöhnung zwischen Holland und Frankreich erleichtern wolle, nahm in einem Manifest Abschied von dem guten und braven holländischen Volk, das er nie vergessen, dessen Wohl sein letzter Gedanke, sein letzter Wunsch sein werde, und reiste dann heimlich unter dem Namen eines Grafen von St.-Leu, den er fortan beibehielt, durch Deutschland nach Böhmen. Erst nach vielen Tagen erfuhr man in Paris, daß er in Teplitz angekommen sei. In Holland hat König Ludwig das Andenken eines rechtschaffenen Mannes und eines wohlwollenden Gemüts hinterlassen. 1. Juli 1810.

Einverleibung von Holland.

Dem Kaiser war dieser Ausgang unangenehm. Hatte doch kurz vorher sein Bruder Lucian die römischen Staaten verlassen, um nicht unter der Herrschaft Napoleons zu stehen, und bald darauf bat auch Joseph, der Kaiser möge ihn von seinem Thron befreien, da Spanien für ihn nur ein Aufenthalt der Qual sei. Napoleon suchte den Entschluß Ludwigs als die Wirkung eines krankhaften Zustandes hinzustellen. Doch machte er sich die Umstände zu nutze. Ohne auf die Bedingung der Thronentsagung Rücksicht zu nehmen, erklärte er durch ein Dekret, daß der holländische Staat fortan dem Gebiet von Frankreich einverleibt sei, „um das Land den Engländern zu verschließen und die Kontinentalsperre strenger durchzuführen“. Darauf wurde das Königreich Holland nebst dem seit 1807 damit verbundenen Fürstentum Ostfriesland und der Herrschaft Jever dem Kaiserreich beigefügt und in sieben Departements geteilt, Amsterdam ward zum Rang der dritten Stadt erhoben. Der Protest Ludwigs gegen die gewaltsame Besitzergreifung des Landes, dessen Erbe nach seiner Anordnung sein erstgeborner Sohn sein sollte, fand bei dem Kaiser sowenig Beachtung, wie der Befehl zur Rückkehr nach Frankreich bei dem Grafen von St.-Leu. Dieser lebte fortan an verschiedenen Orten, bald in Österreich, bald in der Schweiz, bald in Italien. An die Spitze der Regierung in Holland aber stellte der Kaiser seinen ehemaligen Kollegen im Konsulat, Lebrun, den er zum Herzog von Piacenza und zum Erz-Schatzmeister erhoben hatte. Dieser Stellvertreter des Kaisers begann das System des Sparens, das unter seiner Verwaltung eingeführt werden sollte, mit einer Reduktion der Staatsschuld auf ein Drittel, einer Maßregel, durch welche fast alle Familien unermeßliche Vermögensverluste erlitten. Zugleich ging noch der Rest der Pflanzlande in Ost- und Westindien an die Engländer verloren, und die Verschärfungen des Kontinentalsystems, wodurch fremde Waren teils weggenommen und vernichtet, teils mit einem Zoll in der Höhe des halben Werts belegt wurden, führten den ganzen Handelsstand an den Rand des Verderbens. 9. Juli.

Das Großherzogtum Frankfurt.

Auch der Rheinbund erfuhr Veränderungen. Napoleons Stellvertreter, der Fürst-Primas von Dalberg, hörte auf geistlicher Fürst zu sein. Als Ersatz für

das im Wiener Frieden an Bayern überlassene Fürstentum Regensburg erhielt er das neugebildete Großherzogtum Frankfurt, bestehend aus den Stadtgebieten
1810. Frankfurt, Hanau, Fulda, Wetzlar und Aschaffenburg. Zu seinem Erben und Nachfolger wurde statt des Kardinals Fesch, Eugen Beauharnais, der Sohn der Kaiserin Josephine, bestimmt, den man für die ihm drohenden Verluste infolge der neuen Ehe des Kaisers in Deutschland entschädigen wollte.

Hamburg. 10. Dez. 1810. Bald nach der Einverleibung von Holland verkündete eine Botschaft Napoleons an den Senat den europäischen Regierungen, daß er, um größere Garantien gegen die Verletzungen des Völkerrechts durch England zu haben, sich veranlaßt sehe, die Hansestädte Hamburg, Bremen, Lübeck, das dem Rheinbund zugehörige Herzogtum Oldenburg und andre zwischen Rhein und Elbe gelegene Ländergebiete, besonders das kurz vorher an das Königreich Westfalen abgetretene Hannover, sowie die Fürstentümer Aremberg und Salm mit Frankreich zu verbinden, das somit die Ufer der Nord- und Ostsee beherrschte und einhundertdreißig Departements zählte. Hamburg wurde zur Hauptstadt des neuen Regierungsbezirks (Gouvernement) erhoben, der harte, ungerechte Davoust, „Norddeutschlands Wächter und Quäler", als Befehlshaber, und französische Verwaltungsbeamte als Vollstrecker der kaiserlichen Dekrete eingesetzt. Nirgends ist die Geißel der Fremdherrschaft mit ihren entsittlichenden Wirkungen bitterer gefühlt worden als in dieser Stadt. Auch der Kanton Wallis in der
12. Nov. Schweiz mit der Simplonstraße wurde dem neuen Weltreich beigefügt, „damit die Anarchie daselbst ein Ende nehme". Die heftige Mißstimmung über das rechtlose Regiment der Willkür und des Despotismus, die sich namentlich in Deutschland kund gab, war selbst den Franzosen kein Geheimnis. Der Gesandte Alquier in Stockholm meldete nach Paris, daß Zar Alexander geäußert habe: Wenn Kaiser Napoleon Niederlagen erleidet, so wird ganz Europa zu den Waffen greifen, um ihm den Rückzug oder die Verstärkungen abzuschneiden; und Jérôme Bonaparte schrieb am 5. Dezember 1811 an seinen kaiserlichen Bruder über die Stimmung in Deutschland: „Die Gärung ist auf dem höchsten Gipfel, die thörichtsten Hoffnungen werden unterhalten und mit Begeisterung gepflegt; man stellt sich das Beispiel Spaniens vor Augen, und wenn der Krieg zum Ausbruch kommt, werden die Gebiete zwischen Rhein und Oder der Herd eines gewaltigen Aufstands werden. Die mächtige Ursache dieser Bewegung ist nicht allein der Haß gegen die Franzosen und die Ungeduld, das fremde Joch zu tragen; sie liegt noch stärker in dem Unglück der Zeiten, dem Ruin aller Klassen, der Überbürdung mit Auflagen, Kriegssteuern, Unterhaltung der Truppen, Durchmärschen und Quälereien aller Art, die sich ohne Unterlaß wiederholen. Die Verzweiflung der Völker, die nichts mehr zu verlieren haben, ist zu fürchten." Ähnliche Andeutungen enthielten die Berichte von Davoust aus Hamburg und von Rapp aus Danzig. Aber Napoleon wies alle Zweifel an seiner Allmacht unwillig zurück. Alle derartigen Andeutungen galten ihm als Hirngespinste.

Auch der Marineminister Decrès sagte dem erstaunten Marschall Marmont voraus, daß bald eine furchtbare Katastrophe den kaiserlichen Schwindelbau zu Fall bringen werde.

6. Der Krieg gegen Rußland.

a. Veranlassung und Vorspiel.

1. Zerwürfnisse.

Es ist uns bekannt, daß die Vergrößerung des Herzogtums Warschau im Wiener Frieden dem Freundschaftsbund Napoleons und Alexanders den ersten empfindlichen Stoß gab. Eine innere Zuneigung hatte niemals zwischen beiden Herrschern bestanden; nur politische Zwecke hatten sie zusammengeführt; ihre Wege mußten sich scheiden, sobald das Bündnis dem einen oder dem andern keine Vorteile mehr brachte. Vor allem bildete die polnische Frage einen empfindlichen Punkt in der russischen Politik; jede Begünstigung dieses Volks durch Frankreich reizte die Eifersucht des Petersburger Hofs. Als über ein russisches Ehebündnis unterhandelt ward, gab der französische Gesandte Caulaincourt dem Zaren die Zusage, daß Napoleon sich durch einen Vertrag verpflichten werde, niemals die Herstellung Polens zu unternehmen, ja nicht einmal den Namen Polen in öffentlichen Schriftstücken zu erwähnen oder zu dulden. Der nationale Name sollte aus der Welt und der Geschichte verschwinden, Warschau nur als ein Teil des Landes Sachsen genannt werden. Als nach dem Scheitern des Heiratsplanes Napoleon Anstand nahm, diesen Vertrag in seinem ganzen Umfang zu bestätigen, da es unehrenhaft sei eine Nation, die stets für Frankreich soviel Hingebung gezeigt, die 20,000 Soldaten unter die kaiserliche Fahne in Spanien gestellt, so empfindlich zu beleidigen; da kam Alexander wieder auf den Plan seines Jugendfreundes Czartoryski zurück, wonach Polen von Rußland selbst hergestellt und der Zar zugleich König dieses Reichs werden sollte. „Es scheint mir jetzt der Augenblick gekommen," schrieb er dem genannten Fürsten, „den Polen zu beweisen, daß Rußland nicht ihr Feind ist, sondern vielmehr ihr natürlicher und wahrhafter Freund, daß, obgleich man sie gelehrt Rußland als das einzige Hindernis der Wiederherstellung Polens zu betrachten, es im Gegenteil gar nicht unwahrscheinlich ist, daß dieselbe gerade durch Rußland bewirkt wird." Alexander versprach dem Fürsten Czartoryski Polen zu vereinigen und ihm eine freisinnige Verfassung zu geben, vorausgesetzt, daß das Land ein mit Rußland verbundenes Königreich bilden, der Zar den Titel Kaiser und König führen würde. Litauen sollte dem Herzogtum beigefügt und Österreich bewogen werden seinen Anteil von Galizien freiwillig abzutreten und dafür die Moldau und Walachei einzutauschen, die Alexander von der Pforte zu erlangen gedachte. So könnte Polen zu Rußland in ein Verhältnis treten, wie das Königreich Italien zu dem französischen Kaiser-

Stellung der beiden Kaiser zu Polen.

25. Dez. 1810.

reich. Für eine solche Idee waren jedoch die Polen, wie Czartoryski sich bald überzeugte, wenig empfänglich. Die Erinnerung an die Teilung und Zerstückelung des Vaterlands war noch zu lebendig in ihren Herzen. Sie trugen den Urhebern derselben tiefen Groll, der gegenüber Rußland die Gefühle der Stammverwandtschaft überwog. Sie glaubten nicht, daß Alexander die redliche Absicht habe, das polnische Reich wiederherzustellen, sie verabscheuten den Gedanken einer ewigen Vereinigung der Krone Polens mit der russischen, sie hatten mehr Vertrauen zu der französischen Nation, mit der sie durch alte politische Bande verknüpft waren, und erwarteten ihre staatliche Wiedergeburt von Napoleon, ihrem „erhabenen Beschützer". Ja Czartoryski selbst war nie ein aufrichtiger Freund Rußlands. Er diente dem Zaren teils aus persönlichen Rücksichten, teils um seinem Vaterland zu nützen und die polnischen Interessen zu fördern; aber auch er neigte mehr zu Napoleon, so sehr er auch stets von feurigen Beteuerungen seiner Ergebenheit an den russischen Kaiser überströmte, und trat bald nachher aus dem Dienst des Zaren. Solche Wahrnehmungen mußten in Alexander das Mißtrauen gegen Frankreich wie gegen die Polen steigern. Er entsagte dem Plan eines Angriffskriegs, zu dem ihn das Eingehen der Polen auf seinen Vorschlag gedrängt haben würde, und kehrte zu dem System des Beobachtens, des Zuwartens, der Verteidigung zurück.

Erst als der Krieg bereits im Anbruch war, wurde dem russischen Kaiser von verschiedenen Seiten die Idee einer Herstellung des alten Piastenreichs aufs neue nahe gelegt. Graf Armfeldt, den wir bald näher kennen lernen werden, und der polnische Graf Oginski suchten Alexander zu überreden, er möge den unter russischer Herrschaft lebenden Polen eine freisinnige Verfassung, eine selbständige Verwaltung und ein eignes Heerwesen zusichern und sie dadurch an Rußland fesseln. Die Vereinigung der vormals polnischen Provinzen zu einem Großherzogtum Litauen würde auf die übrigen Glieder der ehemaligen Republik eine mächtige Anziehungskraft ausüben. Auch die Jesuiten, die in Polotzk eine einflußreiche Erziehungsanstalt besaßen, suchten dem französischen Imperator, der das Oberhaupt der Kirche in Gefangenschaft hielt, entgegenzuwirken. Ihr Wortführer und beredter Bundesgenosse war der bekannte klerikale Schriftsteller Joseph de Maistre, der langjährige Gesandte des Königs von Sardinien am Petersburger Hof. Aber in einem Zeitpunkt, da über die Zukunft Europas mit den Waffen gestritten ward, war für solche friedlichen Verständigungen kein Raum. Und bei den Polen selbst fanden die Verheißungen Napoleons, daß er nach glücklicher Beendigung des russischen Kriegs sich erkenntlich zeigen werde für die Hingebung und Hilfe, die sie ihm gebracht und noch bringen würden, mehr Glauben und Vertrauen als die Vertröstungen und Aussichten, die ihnen von Rußland dargeboten wurden. Der Staatsrat Bignon, den Napoleon zur Belebung der französischen Gesinnung nach Warschau sandte, hatte mehr Erfolg als die russischen Parteigänger.

Oldenburg. Gab schon die Haltung Napoleons gegenüber Polen dem russischen Kaiser Veranlassung zu Mißtrauen und Unzufriedenheit, so mußte die Verstimmung noch wachsen, als der französische Herrscher sein Reich bis zur Küste der Ostsee erweiterte, unter dem Vorwand, gegen einen Landungsversuch der Engländer gerüstet zu sein, in Hamburg, Danzig, Warschau Kriegsvorräte aufhäufte

häufte und das Herzogtum Oldenburg dem französischen Kaiserreich einverleibte. Das Oldenburger Fürstenhaus stand seit vielen Jahren mit dem Petersburger Hof in nahen dynastischen und verwandtschaftlichen Beziehungen, Prinz Peter Friedrich Georg, zweiter Sohn des Herzogs Peter Friedrich Ludwig, hatte die Schwester Alexanders zur Gattin. Zum Generalgouverneur in Twer ernannt, weilte derselbe mit seiner Gemahlin oft in Moskau, wo die Großfürstin den Mittelpunkt eines aristokratisch-patriotischen Gesellschaftskreises bildete. Wollte der Herzog sein Land behalten, wurde ihm erklärt, so sollte er französische Truppen aufnehmen und bezahlen, französischen Zollbeamten die Überwachung der Grenzen und Küsten übergeben; im andern Fall sollte er anderweitig entschädigt werden. Allein das Fürstentum Erfurt und die Grafschaft Blankenhain, die Napoleon als Entschädigung anbot, genügten weder dem Herzog noch dem verschwägerten Hof in Petersburg. Dieser brachte als Tauschgegenstand das Herzogtum Warschau in Vorschlag, was Napoleon in den schärfsten Ausdrücken des Unwillens von der Hand wies. Der Zar, der das seinem nächsten Verwandten zugefügte Unrecht als eine persönliche Beleidigung auffaßte, zumal da die Besetzung von Oldenburg, wo sofort eine französische Verwaltung eingerichtet ward, mit dem Tilsiter Frieden in Widerspruch stand, ließ durch seinen Gesandten in Paris, Fürst Kurakin, einen schriftlichen Protest einreichen; aber nach einigen Tagen wurde das Schriftstück von dem Minister Champagny versiegelt zurückgegeben; und in der berühmten Szene in den Tuilerien an dem Napoleonstag 15. Aug. 1811. erklärte der Imperator laut vor der zahlreichen Versammlung der Aufwartenden, er werde in Polen keine Spanne abtreten und da man eine Schadloshaltung in Deutschland nicht annehme, so sei das ein Beweis, daß man den Krieg wünsche.

Kontinentalsystem und Zolltarif.

Vor allem aber gab das Kontinentalsystem, dem Rußland seit dem Tilsiter Frieden beigetreten war, Veranlassung zu Hader und Verstimmung. Die Stockung des überseeischen Handels hatte für den Verkehr und den Wohlstand des russischen Volks die empfindlichsten Nachteile; selbst den Schiffen der Neutralen waren die russischen Häfen verschlossen, und während Napoleon durch die Erteilung von Lizenzen den französischen Kaufleuten manche Erleichterung schuf oder ermöglichte, verlangte er von seinen Verbündeten die strengste Durchführung der Handelssperre. Der berüchtigte Tarif von Trianon, der die wichtigsten Kolo- 5. Aug. 1810. nialwaren mit so hohen Zollsätzen belegte, daß sie einem Verbot gleich kamen, war ein lähmender Schlag für das gesamte kaufmännische Betriebswesen. Auf den Antrieb Speranskys, der damals hoch im Vertrauen Alexanders stand und als Anhänger der volkswirtschaftlichen Grundsätze Adam Smiths den Freihandelsideen zuneigte, erließ die russische Regierung einen Zolltarif, der im Gegen- 31. Dez. satz zu dem Edikt von Trianon die Einfuhr überseeischer Waren unter neutraler Flagge gestattete und selbst englischen Kauffahrern den Zugang ermöglichte, während gewisse französische Handelsartikel, besonders Luxusgegenstände, ver-

boten waren. Infolge dieser Erleichterung wurde nunmehr Rußland der Weg, auf dem ein großer Teil des mittleren Europa seinen Bedarf an Kolonialwaren bezog, und bei dem Entgegenkommen von Österreich erlebte man, daß ein ärmliches Judenstädtchen in Galizien, Brody an der russischen Grenze, eine Zeitlang ein Hauptstapelplatz des Welthandels für das südliche Deutschland ward wie Helgoland für das nördliche. Alle bedeutenden Handlungshäuser zu Petersburg und Riga hatten in Brody ihre Niederlagen. In unabsehbaren Warenzügen wurden die dem innern Europa bestimmten Waren von Riga den weiten Landweg nach jenem galizischen Städtchen geschafft, um von dort auf neuen Umwegen zu Lande weiter zu gehen. Dadurch erlitten die Industrie und der Handelsverkehr Frankreichs große Einbuße. Man mußte im Jahr 1811 mehreren bedrängten Fabrikanten und Kaufleuten durch Staatsvorschüsse unter die Arme greifen.

2. Diplomatische Schachzüge und Allianzen.

Kriegspläne und diplomatisches Versteckspiel.

Schon im Jahr 1811 deuteten viele Anzeichen auf einen bevorstehenden Bruch Napoleons mit Rußland hin, und niemals war die Diplomatie so geschäftig die Aussichten eines neuen europäischen Kriegs ins Auge zu fassen und ihre Schritte danach zu bemessen. Pozzo di Borgo (XIII, 939), Napoleons alter Widersacher, der mit der Leidenschaft eines heißblütigen Corsen den Landsmann Bonaparte haßte, war an den Petersburger Hof zurückgekehrt und schürte die Flamme der Zwietracht und des Mißtrauens. In der Umgebung des Zaren überlegte man mit der größen Erregtheit, auf welche Weise und mit welchen Verbündeten man den Krieg wider Frankreich, falls die Umstände dahin drängten, unternehmen und führen könnte. Der schwedische Graf Armfeldt, der bei dem Sturz der Wasa sein Vaterland verlassen hatte und in russische Dienste tretend von Alexander zum Gouverneur von Finnland, wo die Familie große Güter besaß, ernannt worden war, arbeitete einen Kriegsplan aus, der in seinen wesentlichen Grundzügen darauf hinausging, den Feind in das Innere des Reichs zu locken und nicht in offner Feldschlacht, sondern durch die natürlichen Schwierigkeiten des Landes und Klimas zu bekämpfen. Auch Scharnhorst verfaßte eine militärische Denkschrift, die aber eine Vorwärtsbewegung bis zur Elbe empfahl, wodurch Preußen veranlaßt werden würde mit Rußland in Bündnis zu treten. Denn ein Krieg zwischen den beiden Kaiserreichen war eine Lebensfrage für den preußischen Staat. Darum war in Berlin die Aufregung und diplomatische Thätigkeit nicht geringer als in Petersburg. Des Königs persönliche Neigungen waren dem russischen Kaiser zugewandt, um so mehr als Napoleons Ansprüche sich immer höher steigerten, als er nicht bloß mehrere Festungen an der Oder und Weichsel besetzt hielt, sondern auch noch eine Militärstraße von Hamburg nach Stettin durch preußisches Gebiet anlegen wollte und für den Rest der noch schuldigen Kriegskontribution die Abtretung von Schlesien verlangte.

Aber jede Kundgebung einer Hinneigung zu Rußland für den Fall eines Kriegs zwischen den beiden Großmächten würde in Paris Argwohn erregt und bei Napoleon eine Mißstimmung erzeugt haben, welche das Dasein des preußischen Staats gefährden konnte. Von einer Allianz mit Österreich konnte seit der veränderten Stellung des Wiener Hofs zu Napoleon infolge der Heirat keine Rede sein, und auch in Petersburg beobachtete man Zurückhaltung, solange noch der Friede thatsächlich fortdauerte. Ja man war an der Newa wie an der Seine sichtlich bemüht, den Schein zu vermeiden, als ob das in Tilsit und Erfurt geschlossene Freundschaftsbündnis eine Störung oder Lockerung erfahren hätte. Während der französische Kaiser in Konstantinopel die Kriegsflamme gegen Rußland schürte und in Wien das Mißtrauen der kaiserlichen Regierung gegen die Eroberungspläne des Zaren in den Donaufürstentümern zu reizen suchte, mußte Caulaincourt im Namen seines Gebieters die feierlichsten Versicherungen geben, daß der Beherrscher Frankreichs an dem Bündnis festhalten werde, daß er sich keinen Kriegsfall mit Rußland vorzustellen vermöge, es sei denn daß der Zar sich auf die Seite Englands schlüge. Bald nachher wurde dieser Gesandte, der zu große Hingebung an das liebenswürdige Wesen Alexanders zu bethätigen schien, abberufen und durch Lauriston ersetzt. Dabei schrieb jedoch Napoleon dem russischen Kaiser in höflichen zuvorkommenden Worten, daß er den Mann ausgesucht habe, von dem er glaubte, er würde dem Zaren der angenehmste sein und der geeignetste, den Frieden und die Bundesgenossenschaft aufrecht zu erhalten. Zugleich sprach Napoleon sein Bedauern aus, daß, wie es ihm vorkomme, Se. kaiserliche Majestät nicht mehr so freundschaftlich gegen ihn gesinnt sei, wie ehedem. Ähnliche Freundschaftsversicherungen äußerte er gegen den Fürsten Kurakin, den russichen Gesandten in Paris, und suchte die Truppen- und Waffensendungen nach Danzig, Hamburg u. a. O. als bloße Vorsichtsmaßregeln gegen englische Landungsversuche hinzustellen. Alexander ließ sich nicht täuschen. Er erfuhr durch seinen Flügeladjutanten Tschernitscheff, den er in außerordentlicher Mission an Napoleon sandte und der mitten in seinen gesellschaftlichen Zerstreuungen und dem Hang nach Vergnügungen diplomatische Beobachtungen machte, mit welchem Eifer im Kriegsministerium alle militärischen Vorbereitungen getroffen wurden. Allein auch der Zar suchte den Schein des Friedens und der Freundschaft zu wahren. Die Befestigungsarbeiten an der Düna und am Dnjepr wurden so heimlich als möglich betrieben. Auch in Rußland vermied man alle öffentlichen Kundgebungen, die auf einen bevorstehenden Krieg könnten schließen lassen. Die russischen Streitkräfte schienen noch nicht stark genug gegenüber einem Machthaber, der halb Europa unter die Waffen rufen konnte, zumal da noch ein Teil des Heeres im Türkenkrieg beschäftigt war.

Preußens Lage und Haltung.

So wurde denn die heuchlerische Maske, welche die feindselige und mißtrauische Gesinnung verdeckte, im Osten wie im Westen vorgehalten. Man wetteiferte in Freundschaftsbeteuerungen und Friedensversicherungen. Und dennoch

lag eine gewitterschwangere Luft über der Erde, die, wie jedermann fühlte und voraussah, sich über kurz oder lang in einen Kriegssturm entladen würde. Nirgends war man von diesem Gefühl mehr durchdrungen als in Preußen. Die liberalen Patrioten, wie Scharnhorst, Gneisenau, Boyen, waren für einen Waffenbund mit Rußland; die konservative Partei, an ihrer Spitze Feldmarschall Kalkreuth und Fürst Hatzfeldt, strebten nach einem Anschluß an Frankreich; sie mißtrauten den Männern, welche noch einmal den preußischen Staat in die Gefahren eines Vernichtungskriegs stürzen wollten, und haßten die Steinschen Reformen, deren Träger und Stütze diese Partei war. Der Staatskanzler Hardenberg neigte wie der König im Herzen zu Rußland; aber sollte er zu einem Bund mit einem Fürsten raten, dessen wankelmütige Natur, wie sich bei Austerlitz und Tilsit gezeigt, so leicht durch Unfälle zu einer entgegengesetzten Politik geführt werden konnte? Sollte man sich an eine Macht anschließen, die noch immer in ihrer kühlen Zurückhaltung beharrte, die gar nicht geneigt schien das preußische Land in den Kreis ihrer Kriegsoperationen zu ziehen? Eine neutrale Haltung wie in den frühern Koalitionskriegen war seit Tilsit nicht mehr möglich. Kam es zum Krieg, so mußte Preußen zu Frankreich oder zu Rußland stehen. Man beschloß, sich an den gefährlicheren Feind anzulehnen und dadurch dessen zermalmenden Arm zu entwaffnen. Mit Rußland konnte man sich immer wieder verständigen: Alexander wußte ja, wie der Monarch und der bessere Teil der Nation im Herzen gesinnt waren. So ließ denn König Friedrich Wilhelm durch den französischen Gesandten St.-Marsan der Pariser Regierung Anerbietungen zu einem Allianzvertrag machen. Nach dem Entwurf, den der preußische Gesandte Krusemark dem Herzog von Bassano (Maret), der um diese Zeit die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten an Champagnys Stelle übernommen hatte, vorlegte, sollte Napoleon dem Königreich Preußen die Unversehrtheit seines dermaligen Besitzstandes verbürgen, wogegen Friedrich Wilhelm sich zur Stellung einer Hilfsarmee verpflichtete, „für den Fall, daß Frankreich in Deutschland oder an den Grenzen Preußens Krieg führen sollte“. Durch einen solchen Allianzvertrag hoffte der König instandgesetzt zu werden, unter der Hand den Armeebestand über die vertragsmäßige Höhe von 42,000 Mann zu steigern und zugleich für die Erhaltung des Friedens zu wirken. Aber in Paris war man zurückhaltend. Wollte man den Russen keinen Vorwand zu neuen Besorgnissen geben oder hatte Napoleon bereits andre Pläne in Beziehung auf Preußen? Davoust wurde sogar angewiesen eine Abrüstung zu fordern. Allein die Festigkeit Hardenbergs, der durch den französischen Gesandten dem Minister Maret erklären ließ, daß es besser sei, mit dem Degen in der Hand zu sterben, als mit Schmach und Schimpf zu unterliegen, und daß es bei Frankreich stehe, zwischen einem getreuen Verbündeten oder einem Krieg zu wählen, der nur ein Verzweiflungskampf sein könnte, machte Eindruck in Paris. Napoleon lenkte ein, und bald kam die Zeit, daß er selbst zum Abschluß eines Bundesvertrags drängte.

Anfang April 1811.

Rußland machte keine Versuche, sich der Mitwirkung Preußens im Fall eines neuen Waffengangs mit Frankreich zu versichern. Mit sichtlicher Beflissenheit suchte Alexander den Schein zu vermeiden als sei Rußland der Urheber des Kriegs. Die Schuld und der Vorwurf neuer blutiger Kämpfe sollten auf den Kaiser der Franzosen fallen. Selbst die erwähnte Droh- und Strafrede, die der Imperator bei Gelegenheit des Napoleonfestes am 15. August an den russischen Gesandten richtete, führte zu keinem Bruch. Der französische Machthaber verriet in der Heftigkeit seiner Rede die Machiavellistische Politik, die ihn einst bewogen, im Tilsiter und Wiener Frieden Teile von dem preußischen und österreichischen Polen an Rußland zu geben. Dadurch sollten diese beiden Staaten auf immer von dem Zarenreich in Feindschaft geschieden werden; Polen selbst war ihm nach seinem eignen Geständnis nur Mittel, nie Zweck. In Petersburg erkannte man die Richtigkeit der Napoleonischen Worte, daß Rußland auf keine Bundesgenossenschaft zu zählen habe. Denn wenn man auch in Berlin über dem allgemeinen Schiffbruch, den die Monarchie Friedrichs des Großen in Tilsit erlitten, den Raub des Bialystoker Kreises verschmerzt haben mochte, so war man um so weniger in Österreich geneigt, an der Seite Rußlands abermals in einen Krieg einzutreten gegen einen so starken Herrscher wie Napoleon, zumal bei der nahen dynastischen Verbindung, welche jetzt die beiden Häuser verknüpft hatte. Metternich, das leitende Haupt der Regierung, hielt eine neutrale, farblose, vermittelnde Politik, die keinem die Hoffnung abschnitt und gegen niemand Verbindlichkeiten einging, für die sicherste und klügste Staatsweisheit. So brachte auch die Tuilerienrede vom 15. August keine wesentliche Veränderung in den Beziehungen zwischen Paris und Petersburg hervor. Da neben den scharfen Äußerungen und Vorwürfen auch wieder die Versicherung hervortönte, daß Napoleon bei seiner bisherigen friedfertigen und freundlichen Gesinnung gegen den Zaren zu beharren geneigt sei und Alexander als „seinen guten Bundesgenossen" betrachte, so nahm man in Petersburg die Zurechtweisung hin, ohne zu einem Angriffskrieg sich fortreißen zu lassen. Die Antwort, die Kurakin aus Petersburg auf seinen Bericht erhielt, lautete ganz friedlich. Kaiser Alexander, hieß es darin, hege keinen größern Wunsch als das für das Reich und das allgemeine Wohl so vorteilhafte Bündnis mit Frankreich zu erhalten und alles zu beseitigen, wodurch dasselbe gelockert werden könnte, solange er eine gerechte Erwiderung dieser Gesinnung in dem Betragen Frankreichs erfahre. Noch einmal triumphierte die französisch-gesinnte Partei, die Politik Rumänzows. Von der russischen Hauptstadt erging nach Berlin der Rat, man solle alles vermeiden, was in Paris Anstoß erregen könnte, alle Rüstungen einstellen und jeden Schein eines Einverständnisses zwischen Rußland und Preußen abwenden. Vergebens bemühte sich Scharnhorst, der im Oktober nach Petersburg gesandt ward, den Kaiser zu einem politischen und militärischen Bündnis zu bewegen, indem er ihn zu bestimmen suchte, seine Heere nach der Weichsel und Oder vorrücken zu lassen und öffentlich zu erklären, daß eine Feindseligkeit gegen Preußen als eine Kriegserklärung gegen Rußland angesehen würde; er brachte nur unbestimmte und ausweichende Antworten zurück; sowohl jene Erklärung wie die feste Zusage einer Waffenhilfe wurde verweigert.

Rußlands zurückhaltende Politik. — *7. Okt. 1811.*

Damit war für Friedrich Wilhelm III. die von ihm so sehnlich gewünschte Allianz mit dem russischen Kaiser abgeschnitten. Von dem Zaren wie von Österreich kühl zurückgewiesen, in der eisernen Umklammerung der französischen Besatzungen in den Festungen und an den Grenzen, aufs tiefste erschöpft noch von den vorangegangenen Prüfungen, in einer Lage und Zeit, da Neutralität eine

Preußens Bündnis mit Frankreich.

Unmöglichkeit war, blieb keine Wahl mehr übrig. Man mußte das französische
24. Febr. 1812. Bündnis eingehen, das Napoleon, als die Kriegsaussichten näher traten, ebenso eifrig anstrebte, wie er sich vorher spröde gezeigt hatte. Eine Mission des Majors von Knesebeck nach Petersburg hatte nur den Zweck, dem Kaiser vorzustellen, daß im Fall eines Kriegs Preußen um seiner Selbsterhaltung willen sich mit Frankreich verbünden müsse, und deshalb dem Zaren die Erhaltung des Friedens angelegentlichst zu empfehlen. Es war gut, daß die Unterhandlungen diesen Ausgang hatten. Die vereinten russisch-preußischen Streitkräfte, welche die Höhe von 200,000 Mann kaum überschritten haben dürften, wären nicht stark genug gewesen, an der Oder oder Weichsel den Napoleonischen Heeresmassen einen erfolgreichen Widerstand zu leisten. Es mußten unberechenbare Ereignisse eintreten, um die unerträglich gewordene Zwingherrschaft vom Nacken der europäischen Völker herabzustoßen. Nur in den weiten öden Tiefebenen Osteuropas, voll von Wäldern und Sümpfen, von trägen sumpfigen Flüssen durchzogen, spärlich bewohnt von einem halbbarbarischen Volk, das keine Reichtümer zu bieten hatte, nur in jenem alten wenig bekannten Skythenland, wo das Heer in einer Entfernung von dreihundert Meilen den Gefahren eines traurigen Klimas, eines fürchterlichen Winters ausgesetzt war, konnte die „große Armee" überwunden werden, nicht durch Menschen, sondern durch unberechnete Naturmächte.

Ausbruch des Kriegs. Als der Vertrag Frankreichs mit Preußen und gleich darauf der mit Österreich, der dem Kaiserstaat die Wiedererwerbung der illyrischen Provinzen in Aussicht stellte, zum Abschluß kam, war der Ausbruch des Kriegs vor der Thür. Dennoch dauerten die diplomatischen Verhandlungen in der bisherigen Weise noch eine Zeitlang fort. Keine der beiden Mächte wollte einen Schritt zurückweichen und jede trug zugleich Scheu, die Losung zu dem blutigen Kampf zu geben, dessen Verlauf und Ende kein sterbliches Auge vorauszusehen vermochte, und damit die schwere Verantwortlichkeit der Kriegserklärung auf sich zu laden. Selbst die russische Note, welche Kurakin am 27. April in den Tuilerien abgab, und die als eine Art Ultimatum dienen konnte, indem darin die sofortige Zurückziehung der französischen Truppen aus Pommern und Preußen gefordert wurde, führte noch nicht zur Kriegserklärung. Man hielt in Paris mit der Antwort zurück, ließ durch General Lauriston in Petersburg anfragen, ob Fürst Kurakin nicht über seine Anweisungen hinausgegangen sei oder sie mißverstanden habe. Die Forderung verletze das Völkerrecht und sei ein Eingriff in die Souveränitätsrechte des Königs von Preußen. Napoleon wollte Zeit gewinnen, um Truppen, Munition, Vorräte, Transportmittel und alles zum Krieg Erforderliche in großer Menge an die Weichsel und in die östlichen Provinzen Preußens zu schaffen, damit er seiner Gewohnheit gemäß den Feind plötzlich überfallen und in einem einzigen rasch geführten Feldzug überwältigen und niederwerfen könnte. Noch im Mai wurde Graf Narbonne, ein feingebildeter Edelmann mit den aristokratischen Formen der alten Königszeit (XIII, 786),

in außerordentlicher Mission nach Petersburg gesandt, um den russischen Kaiser mit dem Vorschlag einer bewaffneten Friedensverhandlung zu täuschen und hinzuhalten, auch zugleich Kundschaft über die militärische Lage einzuziehen. Aber Alexander, der von allem was in Paris vorging durch Kurakin und Tschernitschew unterrichtet war, hatte sich bereits nach dem russischen Hauptquartier in Wilna begeben und erklärte, daß er bei seinen Forderungen beharre. Der Feldzug hatte thatsächlich durch die Abreise Napoleons nach Mainz und Dresden bereits begonnen, als die beiden Gesandten Lauriston und Kurakin ihre Pässe erhielten.

Bei dieser berechneten Taktik des Hinhaltens und Täuschens hatte der französische Kaiser außer acht gelassen, daß der Kriegszug zu sehr hinausgeschoben ward, daß, als das französische Heer am 25. Juni bei Kowno über den Niemen in das russische Gebiet eindrang, die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt war. Anderseits hatte die Verzögerung für Napoleon den Vorteil, daß alle Vorbereitungen zu dem großartigen Feldzug mit der höchsten Umsicht und Vorsorge getroffen werden konnten. Zur Verpflegung des Heeres wurden unermeßliche Vorräte in Danzig, Königsberg und an andern geeigneten Orten aufgehäuft. Dem Heer gingen voran oder folgten lange Reihen von Wagen mit Gerätschaften und Kriegsbedarf aller Art, mit Werkzeug und Baumaterial, zum Teil von Ochsen gezogen, die man später als Schlachtvieh verwerten konnte. Ganze Bataillone von Werkmeistern, Handwerkern, Krankenwärtern begleiteten die Armeen. Für Lebensmittel war reichlich gesorgt. Und während die Heere von allen Himmelsgegenden in Deutschland einrückten, wurde zur Beschützung Frankreichs eine Landwehr gebildet, bestehend aus Kohorten von Nationalgarden, nach drei Altersstufen eingeteilt. Wie verkehrt war es doch, diese so trefflich organisierte Heerfahrt, an welcher der Kern der französischen Nation, die Blüte der deutschen und italienischen Jugend, die Auswahl des kriegerischen Polenvolks teilnahm, mit dem Heereszug des Perserkönigs Xerxes, jener wüsten asiatischen Völkerwanderung zu vergleichen! „Soweit die Geschichte reicht," urteilt ein militärischer Geschichtschreiber des russischen Feldzugs, „war ein so hochgebildetes, ruhmreiches, kriegskundiges und glänzendes Heer auf Erden nicht gesehen worden." Und dieses Heer stand unter einem kaiserlichen Kriegsherrn, der in den Augen der Soldaten für unüberwindlich galt, der, wo er selbst den Oberbefehl geführt, noch niemals besiegt worden war, dessen Thatenruhm auf jeden einzelnen Krieger zurückstrahlte.

Das Napoleonische Heer bei Ausbruch des Kriegs.

3. Sieg der altrussischen Partei in Petersburg und Moskau.

Solange zwischen Petersburg und Paris ein Verhältnis der Freundschaft und des Entgegenkommens bestand, hatte Alexander sein Vertrauen Männern zugewendet, welche für die gesellschaftliche Bildung wie für das Staatswesen

Reformen im russischen Staatsleben.

eine Frankreichs Vorliebe zeigten und in Napoleon den Genius des Jahrhundertsbewunderten. Unter diesen nahm neben dem Kanzler Rumänzow der kenntnisreiche thätige Speransky die erste Stelle ein. Aus untergeordnetem bürgerlichem Stand hervorgegangen, hatte sich dieser strebsame Mann, dessen Geist in den Vorstellungskreisen der Aufklärungszeit wurzelte, zu einer der einflußreichsten Stellungen in der Regierung emporgeschwungen und sich das höchste Vertrauen des Zaren erworben. Wir haben früher die Empfänglichkeit Alexanders für Verbesserung und Fortschritt in allen Gebieten des öffentlichen Lebens, der Bildung und Humanität kennen gelernt. An diese Seite wendete sich Speransky, um seinen Gebieter auf dem Weg der Reformen im Sinn des neuen Zeitgeistes vorwärts zu treiben. Wieviel auch schon in den ersten Jahren durch die reformatorische und organisatorische Thätigkeit des Selbstherrschers und seiner Freunde und Vertrauten geschehen war, noch immer hafteten dem Staatsleben viele Gebrechen an. Manche Anordnungen waren gar nicht oder mangelhaft ausgeführt worden, manche Einrichtungen standen mit den Zeitbedürfnissen nicht im Einklang; die Schritte für Befreiung und Besserstellung der Leibeignen hatten nicht zu den Ergebnissen geführt, die Alexander bezweckte; die Finanzlage war infolge der Kriege, das wirtschaftliche Leben infolge der Handelsbeschränkungen in Verwirrung und Verfall geraten; das Gerichtswesen lag aus Mangel eines geordneten Gesetzbuches im argen. Alle diese Schäden und Gebrechen des gemeinen Wesens sollten nach Speranskys Plan durch Reformen im Geist eines aufgeklärten Absolutismus nach dem Vorbild der Napoleonischen Zentralisation aller öffentlichen Gewalten geheilt werden. Alexander ging mit voller Seele auf Speranskys Ideen ein und setzte durch sein unbegrenztes Vertrauen den einflußreichen Staatsmann in die Lage, an alle Seiten des öffentlichen Wesens seine reformierende Hand zu legen. Der Reichsrat erfuhr eine Umgestaltung nach Art des französischen Staatsrats und wurde der eigentliche Mittelpunkt des gesamten Regierungs- und Verwaltungswesens; im Senat sollte eine Teilung in verschiedene Tribunale oder Sektionen vorgenommen werden; die Ministerien wurden zum Teil neu besetzt und die Geschäfts- und Arbeitsteilung zweckmäßig eingerichtet; eine Gesetzkommission trat ins Leben, welche unter der Leitung eines livländischen Juristen Rosenkampff aus den ältern Rechtsbüchern und aus den zahllosen Ukasen oder kaiserlichen Verordnungen ein gemeingültiges Gesetzbuch ähnlich dem Code Napoleon herstellen sollte; die Beamtenhierarchie wurde in der Art verändert, daß bei Staatsämtern und Rangbeförderungen nicht mehr bloß die Dienstzeit berücksichtigt, sondern auch Verdienste, Talente und Kenntnisse in Anschlag gebracht werden sollten. Ein Manifest an die Nation verkündete eine neue Reform in der Finanzverwaltung, wonach die Masse des Papiergeldes, um einer weitern Entwertung vorzubeugen, als Staatsschuld anerkannt und durch das gesamte Reichsvermögen verbürgt werden, auch keine neue Ausgabe stattfinden sollte.

Durch eine Erhöhung der Kopfsteuer, wobei man sich an den vaterländischen opferfreudigen Sinn des Adels wandte, durch eine Anleihe im Innern, durch Reformen im Zollwesen und in den indirekten Abgaben, durch eine Veräußerung von Krongütern, jedoch mit Schonung der Kronbauern, und durch andre Mittel sollte der Staatshaushalt in bessere Ordnung gebracht, Ausgabe und Einnahme in Übereinstimmung gesetzt und der finanziellen Zerrüttung ein Ende gemacht werden. Die erwähnte Abänderung des Zolltarifs, wodurch den verderblichen Wirkungen der Handelssperre begegnet werden sollte, war hauptsächlich das Werk Speranskys. Auch in betreff der Leibeignen wurden die frühern Verordnungen, die teilweise umgangen oder unvollständig ausgeführt worden waren, von neuem eingeschärft und ausgedehnt, insbesondere auch der Verkauf des zahlreichen leibeignen Hofgesindes des hohen und niedern Adels ohne Grund und Boden streng untersagt.

Die altrussische Opposition.

Es war begreiflich, daß ein Mann von so durchgreifender reformatorischer Thätigkeit wie Speransky viele Neider und Widersacher hatte. Im Vertrauen auf seine Verdienste und die Gunst des Kaisers, verschmähte er es sich in der hohen Gesellschaft einflußreiche Gönner und Freunde zu verschaffen. Insbesondere blickte die altrussische Aristokratie, die in Moskau ihren Sitz und in der Prinzessin Katharina von Oldenburg, der Schwester des Kaisers, ihren Mittelpunkt und ihre Stütze hatte, voll Groll und Ärger auf den Förderer der neuen Ideen und der französisch-liberalen Bildung, der unverhohlen den Satz aufstellte, Befreiung der Bauern aus den Banden der Leibeigenschaft sei die unerläßliche Grundbedingung jeder wahrhaft bessern Zukunft Rußlands. Eine kleine Schrift eines jungen Litteraten, der später als Historiker einen großen Ruhm erlangte, Karamsin, war der Ausdruck dieser altrussischen Opposition gegen den gefährlichen „Jakobiner", der die Gleichheit der Stände begründen und die Leibeigenschaft aufheben wolle. Karamsins Schrift Vom alten und vom neuen Rußland wurde von der „patriotischen" Partei in Moskau, insbesondere von der Großfürstin Katharina und dem Haupt des altrussischen Adels, Rostoptschin, nebst andern polemischen und satirischen Pamphleten in den Städten und Edelsitzen verbreitet, um den reformatorischen Bestrebungen Speranskys und der französisch-gesinnten Hof- und Regierungspartei entgegenzuarbeiten. Im Gegensatz gegen die neuen Organisationen, den Reichsrat und die Ministerien, wurden die Einrichtungen Peters des Großen und Katharinas, insbesondere der Senat als Hüter der Gesetze und der Staatsordnung und die Regierungskollegien gepriesen, das Werk der Gesetzkommission als eine Übertragung des Code Napoleon verdächtigt. Die Zahl der Feinde Speranskys und seiner Reformen mehrte sich mit der wachsenden Spannung der beiden Kaiserhöfe, mit der zunehmenden Wahrscheinlichkeit eines neuen Kriegs, mit dem hohen Vertrauen Alexanders, der dem thätigen und einsichtsvollen Mann die wichtigsten Staatsämter übertrug. Nicht nur daß er unter dem Titel eines Reichssekretärs zum eigentlichen Leiter des Gesamt-

ministeriums erhoben, zum Reichsrat und zum Vorsitzenden in der Gesetzkommission ernannt wurde, es wurde ihm auch die höhere Verwaltung des neuerworbenen Großfürstentums Finnland anvertraut, er wurde zum Kurator der Universität Abo befördert und fort und fort sein Wirkungskreis erweitert. Bald wurden nachdrücklichere Hebel eingesetzt, um den ehrsüchtigen Emporkömmling bei dem Kaiser in Verdacht zu bringen. Er wurde als Illuminat, als bezahlter Agent Napoleons, als Landesverräter bezeichnet. Rostoptschin richtete im Namen des Moskauischen Adels ein Schreiben an Alexander, in welchem Speransky beschuldigt ward, er habe zur Zusammenziehung der russischen Truppen in Litauen geraten, wodurch die in Danzig und Stralsund befindlichen „Räuberscharen" Napoleons instandgesetzt seien, durch das unbewachte Kurland nach der wehrlosen Hauptstadt Petersburg vorzudringen. Auch Araktschejew, Rosenkampff und andre Gegner des Emporkömmlings schlossen sich der aristokratischen Opposition an, um den unbequemen Reformator zu stürzen. Besonders war jener finnländische Graf Armfeldt, ein intriganter Streber, beflissen, den russischen Staatsmann, der ihm bisher nur Freundlichkeiten erzeigt hatte, aus der Gunst des Kaisers zu stürzen und für sich selbst Einfluß zu gewinnen. Er stand in Verbindung mit den preußischen Patrioten und mit dem Tugendbund, der, obwohl bereits durch königlichen Kabinettsbefehl vom 31. Dezember 1809 aufgelöst, doch noch immer im stillen seine Zwecke verfolgte, und galt darum als zuverlässig und wohlgesinnt.

Speranskys Sturz. Die von verschiedenen Seiten her dem Kaiser zugebrachten Warnungen und Angebereien verfehlten nicht auf das bestimmbare, für Mißtrauen empfängliche Gemüt Alexanders Eindruck zu machen. Er glaubte in diesen Aussagen und Zuträgereien die öffentliche Meinung Rußlands zu erkennen; und da ihm in dem Augenblick, wo er von dem Volk die größten Opfer und Anstrengungen zu fordern im Begriff stand, vor allem an der vollen Hingebung und dem Vertrauen der Nation gelegen sei mußte, so hielt er es für zeitgemäß, den so verhaßten Mann aus seiner Umgebung zu entfernen. Speranskys Unvorsichtigkeit beschleunigte die Entscheidung. Er hatte zwei Depeschen, die aus Kopenhagen an das auswärtige Amt in Petersburg gerichtet waren, an sich genommen, ohne dem Kaiser davon Mitteilung zu machen. Ist das nicht ein deutlicher Beweis seines Verrats? sagten die Feinde zu dem Kaiser. Er wollte sich in den Besitz aller politischen Geheimnisse setzen, um sie dem französischen und dem dänischen Gesandten mitzuteilen. Seine Neuerungen und vor allem seine Finanzmaßregeln seien sämtlich in der Absicht unternommen worden, das Reich zu verwirren, zu zerrütten und dadurch zu schwächen. Alexander geriet außer sich über die vermeintliche Verräterei und Undankbarkeit eines Mannes, dem er unbedingtes Vertrauen geschenkt hatte. In der ersten Aufwallung faßte er den Gedanken, den bisherigen Günstling erschießen zu lassen. Nur den Vorstellungen des Dr. Parrot, eines Dorpater Professors, den der Kaiser gern hatte und dem er die hochwichtige

Angelegenheit in einer vertraulichen Audienz mitteilte, gelang es, ein so gewaltthätiges Strafgericht abzuwenden. Eine zweistündige Unterredung zwischen dem Kaiser und Speransky endigte mit der Entlassung des Ministers und seiner Verbannung nach Nishnij-Nowgorod. In seinen Sturz wurde ein andrer hoher Beamter, Magnitzky, verwickelt, der die rechte Hand des Reformators gewesen war und sich durch die Beseitigung der Mißbräuche und Unterschleife der adligen Pächter des Branntweinmonopols den Haß der hohen Aristokratie zugezogen hatte. Dagegen blieb der Kanzler Rumänzow, obwohl der entschiedenste Anhänger Napoleons und Schutzredner des französischen Bündnisses, in seiner Stellung. Er gehörte dem hohen Geschlechtsadel an und war unbedeutend und ohne vorherrschenden Einfluß. Speranskys Sturz wurde in Petersburg als ein „erster Sieg über die Franzosen" gefeiert. Der Kaiser war anfangs von Zweifeln und bittern Empfindungen erfüllt. Aber die falschen Zungen der Höflinge und Intriganten wußten ihn mehr und mehr von der Schuld des „schädlichen Menschen" zu überzeugen. Als die französischen Heere in Rußland eindrangen, wurde der Staatsgefangene nach einem entfernteren Verbannungsort, nach Perm abgeführt. 29. März 1812.

b. Der russische Feldzug vom Jahr 1812.

1. Die Weltlage und die Vorgeschichte des Kriegs.

Es waren kaum zwanzig Jahre verflossen, daß Österreich, Preußen und die deutsche Reichsarmee über den Rhein gezogen, um die französische Revolution niederzudrücken und den wankenden Thron der Bourbonen zu festigen; ein Jahr später hatte sich das übrige Europa dem Kriegsbund angeschlossen. Und nun erlebte die Welt das Schauspiel, daß dieselben Mächte zu einer neuen Koalition sich vereinigten, um unter der Fahne der Revolution und unter der Führung ihres glücklichen und mächtigen Erben wider den Hort der Legitimität zu Felde zu ziehen, um den einzigen Monarchen des Festlandes, der den Machtgeboten des französischen Imperators sich zu widersetzen wagte, mit Waffengewalt zu bezwingen, um die Gründung eines neuen „abendländischen Reichs" unter einem neuen „Kaiser des Kontinents" zu vollenden. Im Februar kam das Bündnis zwischen Preußen und Frankreich zustande, in welchem der König dem Napoleonischen Heer den Durchmarsch durch sein Land gestattete, die Kosten der Verpflegung gegen künftige Entschädigung auf sich nahm und eine Hilfsarmee von 20,000 Mann für den Felddienst und ebensoviel für den Garnisondienst stellte gegen die Gewährleistung des bestehenden Besitzstandes und die unbestimmte Zusage einer Gebietsvergrößerung. Es war ein unnatürliches Bündnis ohne Vertrauen und guten Willen. Scharnhorst, Gneisenau, Clausewitz gaben ihre Stellungen auf; viele Offiziere traten in die Dienste Rußlands; in Petersburg, wo Stein weilte, arbeitete eine Anzahl preußischer Patrioten für die Befreiung des Vater-

Die Napoleonische Koalition.

24. Febr. 1812.

lands, während der König selbst und seine Regierung mit innerm Widerstreben den Geboten des Gewaltigen gehorchten und die preußischen Truppen widerwillig den fremden Fahnen folgten. Bis zum Abfall und Ungehorsam trieben jene Männer, die sich nicht so rasch in die Wendung der Dinge „umdenken“ konn-
14. März 1812. ten, ihre Vaterlandsliebe und Loyalität. Drei Wochen nachher schloß auch Österreich einen Waffenbund unter ähnlichen Bedingungen. In Wien verursachte der Schritt weniger Beklemmung und innere Kämpfe als in Berlin. War doch jetzt Napoleons Gesinnung gegen den verwandten Hof viel wohlwollender geworden. Und stand denn nicht im Fall eines erfolgreichen Kriegs gegen Rußland eine Gebietserweiterung an der untern Donau in Aussicht? Auch sollte das österreichische Hilfsheer nicht wie das preußische unter den Oberbefehl eines französischen Marschalls gestellt werden, sondern seinen eignen Führer behalten. Den drei Großmächten standen die kleinern Klientelstaaten des Festlandes gehorsam zur Seite. Nur zwei Mächte, die man ihrer Natur und Stellung nach unter Frankreichs Fahne hätte erwarten sollen, fehlten in der Reihe: die Pforte, die kurz zuvor den Frieden von Bukarest mit Rußland geschlossen hatte, und Schweden, das Napoleon durch sein strenges Handelsgebot zurückgestoßen und dem russischen Kaiser, der dem skandinavischen Nachbar Finnland entrissen, in die Arme geführt hatte. Hätte Napoleon das Zarenreich, in das er jetzt selbst von Westen her mit unermeßlichen Streitkräften eindrang, gleichzeitig von Norden durch die Schweden und von Süden durch die Türken angreifen lassen können, so war nach aller menschlichen Berechnung die Unterwerfung Rußlands unabwendbar. Stand es doch ganz allein und von jeder fremden Hilfe und Bundesgenossenschaft entblößt dem mächtigsten Zwingherrn der Erde gegenüber. England, erst seit der Erleichterung der Kontinentalsperre mit dem Moskowiterreich ausgesöhnt und zur Unterstützung geneigt, beschränkte sich auf das Meer und auf den spanischen Krieg. Doch stand ein Zusammengehen beider Mächte für die Zukunft zu erwarten, da die Tories, die standhaften Gegner der Napoleonischen Politik, im Regiment festsaßen, obgleich kurz zuvor die höchste Gewalt in andre Hände gelegt worden war.

1. Der russisch-türkische Krieg und der Friede von Bukarest.

Wir wissen, daß Napoleon und Alexander in Erfurt sich über die Ausdehnung ihrer Reiche, für jenen im Pyrenäenland, für diesen an der Niederdonau geeinigt hatten. Während des zweiten österreichischen Kriegs hatte zu dem Zweck ein russisches Heer unter Prosorowski sich in Bewegung gesetzt, um in einem kühnen raschen Feldzug in Napoleonischer Weise die Donau und den Balkan zu überschreiten und auf Konstantinopel loszurücken. Aber der strategische Plan konnte nicht in der beabsichtigten Schnelligkeit ausgeführt werden. Die Türken, nach Herstellung der innern Ruhe militärisch gekräftigt, bereiteten dem Feind einen energischeren Widerstand als man in Petersburg vorausgesetzt hatte. Die Donaufestungen Braila, Giurgewo, Silistria konnten entweder gar nicht oder erst nach langer Belagerung bezwungen werden; die Lagerstätten in ungesunder Gegend waren den Soldaten verderblich; auch Bagration, der nach dem Tod des bejahrten Prosorowski den Oberbefehl übernahm, erntete keine Lorbeeren und mußte bei Eintritt des Winters das Heer über den Strom zurückführen.

Nun ernannte der Kaiser einen jungen General, welcher sich in Finnland hervorgethan hatte und Alexanders ganzes Vertrauen besaß, Kamenskoi, Sohn des Feldmarschalls, zum Oberbefehlshaber. Unter diesem nahm der Feldzug bessern Fortgang. Wie wenig auch die Feldherrngabe Kamenskois die hohe Meinung seines Gebieters rechtfertigte, und obwohl auch diesmal das russische Heer weder den Balkan überstieg noch Adrianopel besetzte, wie man in Petersburg erwartet hatte, so gelang es doch die Festungen Silistria und Basardschick in russische Hände zu bringen, dem Türkenheer vor Rustschuck eine Niederlage zu bereiten und dadurch in Konstantinopel den Wunsch nach Juni 1810. Frieden zu erzeugen. Um diese Zeit trübte sich der Freundschaftsbund mit Napoleon und ein neuer Krieg kam in Aussicht. Man beschloß daher einen Teil der Donauarmee nach dem innern Rußland zu ziehen und nur soviel Soldaten an dem Grenzstrom zu lassen, als nötig wären, um die gewonnenen Festungen zu behaupten. Kamenskoi starb auf der Rückreise, von dem Kaiser und dem russischen Volk tief betrauert, vielleicht aber zu rechter Zeit für seinen Ruhm. Der Oberbefehl über die Donautruppen wurde in die Hände des alten Generals Kutusow gelegt, der den Krieg mit Umsicht und Erfolg während des Jahres 1811 fortsetzte. Nur auf Verteidigung bedacht, ließ er sein Heer auf dem linken Ufer vorteilhafte Stellungen nehmen. Als nun die Türken von Rustschuck aus die Donau überschritten und angriffsweise vorgingen, gelang es dem russischen Sept. 1811. Feldherrn sie zu umstellen und durch Schanzwerke abzuschneiden, so daß, als eine zu ihrer Befreiung abgeschickte Hilfsarmee von Kutusow auf der rechten Stromseite überrascht und geschlagen ward, den von allen Seiten eingeschlossenen Türken nichts übrig blieb, 9. Okt. als die Waffen zu strecken. Dieser Unfall des osmanischen Heeres bestimmte die Pforte Dez. sich in Unterhandlungen mit Rußland einzulassen, die um so rascher zum Ziel führten, als die Engländer in Konstantinopel im Sinn des Friedens wirkten und die russische Regierung, um die ganze Kraft und Aufmerksamkeit dem Krieg gegen Napoleon widmen zu können, von ihren frühern übertriebenen Forderungen herabging. Man begnügte sich mit den Landschaften im Osten des Pruth, so daß im Frieden von 28. Mai 1812. Bukarest dieser Fluß als Grenze zwischen Rußland und der Türkei festgesetzt ward.

Wie der Friede von Bukarest das russische Reich an der Donau sicherstellte und 2. Schweden. dem Zaren erlaubte die dortigen Truppen zweckmäßiger zu verwenden, so war ihm das Bündnis mit Schweden von großem Vorteil im Nordwesten. Bernadotte entschloß sich ungern, die Sache seines neuen Vaterlandes von Frankreich zu trennen, und das schwedische Volk hatte den Verlust von Finnland durch die Russen noch nicht verschmerzt. Allein die Forderung Napoleons, den Tarif von Trianon einzuführen und nicht nur den englischen, sondern sogar den neutralen Schiffen den Zugang zu den schwedischen Häfen zu verschließen, war unausführbar; es wäre für das nordische Königreich der Hungertod gewesen. Da geschah es, daß französische Korsaren gegen alles Recht einige schwedische Fahrzeuge, unter dem Vorwand, diese hätten die Sperrgesetze verletzt, aufbrachten und für gute Prise erklärten. Der französische Gesandte Alquier, der die derben Manieren des ehemaligen Demagogen und Jakobiners auch noch in seiner diplomatischen Laufbahn beibehielt, nahm sich gegen den Thronerben Bernadotte, mit dem er in Haß und Streit lebte, der Korsaren an und wurde von der französischen Regierung unterstützt. Denn obwohl Napoleon recht gut wußte, daß die Korsaren den Einfluß des Generals Rapp in Danzig mißbraucht, um die Küsten zu berauben und Gewaltthaten zu begehen, glaubte er doch die Ehre und Autorität Frankreichs erfordere es, daß man sie in Schutz nehme. Er war ohnehin dem Marschall Bernadotte nie hold; wie hätte er in seinem Stolz sich jetzt zu einer Nachgiebigkeit herablassen sollen! So wurde Stralsund in Schwedisch-Pommern von französischen Truppen besetzt. Dies führte Bernadotte bei Ausbruch des Kriegs auf die Seite Rußlands. Er schloß einen

Bund mit dem Zaren und mit England. Dadurch sicherte er sich und seinen Nachkommen den Thron und erwarb dem Königreich den Besitz von Norwegen.

3. Georg III. von England und der Prinz-Regent. Es ist uns bekannt, daß König Georg III. von England wiederholte Anfälle von Geistesstörung gehabt. Sie waren aber immer wieder nach kurzer Dauer vorübergegangen. Allein gegen Ende des Jahres 1810, als seine Lieblingstochter Amalie starb, ergriff ihn das Leiden von neuem mit solcher Heftigkeit, daß man bei der geringen Hoffnung einer Heilung auf die Einsetzung einer Regentschaft denken mußte. Schon bei dem zweiten Anfall im Jahr 1788 war von den Whigs im Parlament der Antrag gestellt worden, den Prinzen von Wales, als den legitimen Thronfolger zum Regenten zu ernennen. Zu jener Zeit stand Prinz Georg auf seiten der whiggistischen Opposition, war der Freund und Genosse eines Fox, Sheridan, Burke. Daher widersetzte sich Pitt dem Vorschlag und zog die Entscheidung solange hinaus, bis die Wiedergenesung des Königs die ganze Streitfrage beseitigte. Jetzt wurde der Antrag erneuert und durch-
15. Jan. 1811. geführt. Ein Parlamentsbeschluß bestimmte, daß der Prinz von Wales während der Geisteskrankheit seines Vaters die Regentschaft unter gewissen Beschränkungen führen sollte. Darauf wurde Georg III. unter Obhut seiner Gemahlin und seines zweiten Sohnes, des Herzogs von York, in den Palast von Windsor eingeschlossen, wo er noch neun Jahre lang sein trauriges Dasein fortführte, das in den letzten Lebensjahren durch den Verlust des Augenlichtes noch qualvoller wurde. Im Anfang glaubte man, der Prinz-Regent würde ein neues Kabinett aus seinen politischen Freunden bilden; aber Georg hatte inzwischen seine Ansichten geändert und sich den Tories genähert. So kam es, daß die bisherigen Minister Liverpool, Castlereagh, Lord Eldon und auch noch ein Jahr lang Perceval bis zu seiner Ermordung am 11. Mai 1812, Männer, welche der Prinz früher mit Spott und Verachtung behandelt, im Amt blieben und die Torypartei in den letzten Jahren der Napoleonischen Herrschaft das Staatsruder in England führte. Wir werden den Charakter und die Regierung dieses Fürsten, der in vielen Dingen an den zweiten Karl Stuart erinnert, in einer spätern Periode kennen lernen. Wie jener Stuart verband er mit Geist und Talent, mit feiner Salonbildung und gewinnendem Wesen einen unwiderstehlichen Hang zu sinnlichen Genüssen, zur Frivolität und Verschwendung, zu Liebschaften und Schwelgereien. Seine Schulden waren infolge seiner Orgien, seiner Spiel- und Trunksucht, seiner Ausschweifungen zu einer Höhe angewachsen, daß das Parlament wiederholt sehr beträchtliche Summen zur Deckung bewilligen mußte. Sein Liebesverhältnis zu der schönen Witwe Fitzherbert, einer Katholikin, das bis zur heimlichen Ehe ging, würde sein Thronrecht gefährdet haben, hätte er es nicht ebenso leichtfertig wieder gelöst, als er es geknüpft hatte. Sein unsittlicher Lebenswandel verursachte seinem Vater, dessen Leben ein Muster von Ehrbarkeit, von häuslicher Tugend und Sitte war, an dessen Hof es stets steif, pedantisch und langweilig herging, großes Herzeleid, solange sein enger Verstand noch nicht von Irrsinn umschleiert war. Im Jahr 1794 hatte sich der Prinz zu einer standesmäßigen Heirat bewegen lassen mit Karoline von Braunschweig, der achtundzwanzigjährigen Tochter des preußischen Feldmarschalls, der bei Auerstädt die Todeswunde empfangen; aber er behandelte die deutsche Fürstin, die den verwöhnten und blasierten Gemahl weder durch Schönheit, noch durch Geist oder Bildung zu fesseln vermochte, mit solcher Zurücksetzung und Abneigung, daß die Ehe keine veredelnde Wirkung hatte. Gleich der erste Empfang erinnerte an die rohe Szene, wie einst Heinrich VIII. die ihm angetraute Anna von Kleve, „die flandrische Märe“, aufgenommen hatte (X, 599). Nach der Geburt einer Tochter, der Prinzessin Charlotte, am 7. Januar 1796, wurde alle eheliche Verbindung abgebrochen. Karoline lebte getrennt von ihrem Gatten teils in England auf ihrem einsamen Landsitz in Blackheath, teils im Ausland, indes der

Prinz-Regent in den Armen schöner Buhlerinnen oder in der Gesellschaft lustschwelgerischer Genossen sich ergötzte. Und da auch die Prinzessin durch Unvorsichtigkeiten in Reden und Handlungen und durch ihre mütterliche Zärtlichkeit für einen Waisenknaben deutscher Abkunft Anlaß zu schlimmen Nachreden, ja zu gerichtlichen Verhören gab, so wurde, als auch noch politische Parteiung den Zwiespalt mehrte, die Ehe eine Quelle häßlicher Skandalsucht in den vornehmen Kreisen.

2. Die Heerfahrt nach Moskau.

Es war im schönen Monat Mai des Jahres 1812, daß Napoleon mit seiner Gemahlin und einem zahlreichen prunkvollen Hofstaat in Dresden einzog und alle Fürsten des Rheinbundes sowie der Kaiser von Österreich und der König von Preußen sich dort einfanden, um dem Mächtigen, der jetzt halb Europa gegen Rußland unter die Waffen rief, ihre Ehrerbietung darzubringen. Schon von Mainz aus, wo die westdeutschen Vasallenfürsten den Oberherrn begrüßten, über Frankfurt, Würzburg, Baireuth, glich die Reise einem großartigen Triumphzug mit Huldigungen und Festlichkeiten aller Art. Nach einem zwölftägigen Aufenthalt in der glänzenden Fürstenversammlung der sächsischen Hauptstadt eilte Napoleon zu seinen gegen eine halbe Million starken, aus verschiedenen Nationen gemischten Heeren, die mit mehr als tausend Geschützen und zwanzigtausend Packwagen zwischen Weichsel und Niemen an mehreren Lagerstätten aufgestellt waren. Ganz Europa fast hatte seine Söhne zu diesem gewaltigen Feldzug gestellt, aber die Mannszucht und kriegerische Begeisterung in dem buntgemischten Heer ließ von Anfang an zu wünschen. Der linke Flügel, größtenteils aus Preußen, Bayern und Polen unter der Führung des Marschalls Macdonald bestehend und zur Eroberung Kurlands und Livlands bestimmt, berührte die Gestade der Ostsee; der rechte, den das von Schwarzenberg geführte österreichische Hilfsheer mit der französischen und sächsischen Truppenabteilung unter Reynier bildete, stand am untern Bug der russischen Südarmee gegenüber. Weder die kleinen Gefechte, die Schwarzenberg in Wolhynien lieferte, noch die Kämpfe des linken Flügels unter Macdonald, Oudinot und St.-Cyr gegen die Generale Wittgenstein und Diebitsch an der Düna, die Einschließung von Riga durch die Preußen, das siegreiche Gefecht Yorks bei Bauske, griffen entscheidend in den Gang des Kriegs ein. Das Hauptheer, das Napoleon selbst befehligte und unter ihm die geübtesten Feldherren aus seiner Schule, setzte im Juni über den Niemen gegen die erste und zweite Westarmee der Russen und rückte in Wilna ein, der ehemaligen Hauptstadt Litauens. Die Erscheinung der Franzosen weckte in den Polen das unterdrückte Nationalgefühl und die Hoffnung auf Wiederbelebung ihres Reichs in der alten Ausdehnung. Hatte doch Napoleon selbst in einer Ansprache an die Soldaten seinen Heereszug wider Rußland als „zweiten polnischen Krieg“ bezeichnet und von Dresden aus einen eignen Botschafter in der Person des Abbé de Pradt, Erzbischofs von Mecheln, nach Warschau geschickt, um

Napoleon in Dresden und Wilna.

16.–29. Mai 1812.

29. Aug.

12. Juni –16. Juli.

die nationale Begeisterung anzufachen. Am Tage des Einzugs in Wilna sprach 28. Juni 1812. daher der Reichstag von Warschau die Wiederherstellung des Königreichs Polen aus und beschloß die Bildung einer Generalkonföderation. Mit Jubel und Begeisterung wurde Napoleon als Helfer und Retter von den ungestümen Slawen begrüßt und es wäre ihm leicht gewesen, den kriegerischen Geist des Volks zu einem Nationalkampf wider Rußland zu entflammen. Aber Volksbewegungen waren nicht nach Napoleons Sinn; er untersagte die Erhebung in Masse und schlug den Enthusiasmus der Polen nieder, als er ihren Abgeordneten erklärte, aus Rücksicht für Österreich könne er nicht in die Wiederherstellung der alten Republik in ihrer ganzen Ausdehnung willigen.

Der Feldzug in das innere Rußland. Dennoch stritten polnische Heere unter Poniatowski und andern Führern mit gewohnter Tapferkeit unter Napoleons Adlern gegen den Erbfeind ihrer Nation, und das polnische Volk unterstützte aus allen Kräften die fremden 15.–27. Juli. Krieger, die jetzt bei furchtbaren Regengüssen von Wilna nach Witebsk zogen. Wohin sie kamen fanden sie die Dörfer verödet, Vieh und Feldfrüchte weggeführt, die Bevölkerung in die Ferne entflohen. Denn im innern Rußland, wo man seit Jahrhunderten keinen Feind gesehen, stellten sich die Bauern und Leibeignen das heranrückende fremde Kriegsvolk als räuberische Horden vor, wie die Tataren und Polen, von denen die Sage und Überlieferung meldete. Einzelne 23. Juli. Gefechte, wie das Treffen bei Saltaitka oder Mohilew, zwischen Davoust und Bagration, hatten keine andre Wirkung, als daß die Russen weiter ostwärts gedrängt und von den Franzosen verfolgt wurden. Moskau, das Herz von Rußland, war Napoleons Ziel; bald aber merkte er, welchen gewaltigen Bundesgenossen die Russen an der Natur ihres Landes hatten. Die Wege waren ungangbar, die Zufuhr blieb aus oder reichte nicht hin, so daß die Soldaten für ihre Verpflegung auf Selbsthilfe angewiesen waren; allein das arme, schlecht angebaute Land bot wenig Lebensmittel; das Fleisch von gefallenem Vieh und das Wasser aus den Pfützen war oft die einzige Nahrung und Labung; Krankheiten, durch das Klima, durch schwüle Sommerhitze und durch den Genuß unreifen Roggens herbeigeführt, lichteten die Reihen der Krieger und füllten die Hospitäler. Der ursprüngliche Kriegsplan der Russen, wonach die Hauptarmee unter Barclay de Tolly, einem Livländer von schottischer Herkunft, und dem Generalquartiermeister von Toll in dem verschanzten Lager bei Drissa an der mittlern Düna den Angriff des Feindes erwarten, die zweite Abteilung der Westarmee unter dem Fürsten Bagration denselben in der Flanke und im Rücken anfallen und durch gelegentliche Streifzüge schwächen sollte, erwies sich bald als ungeeignet und wurde aufgegeben. Und nun lenkten die beiden Feldherren mehr notgedrungen als planmäßig in die strategischen Bahnen ein, die schließlich einen über alle Erwartung und Berechnung erfolgreichen Ausgang haben sollten. In getrennten Heerabteilungen sich rückwärts bewegend, führten sie den Krieg „nach Parther Art“. Sie mieden eine Hauptschlacht und lockten den

französischen Kaiser, der mit Ungeduld ein entscheidendes Treffen wünschte, immer tiefer ins Innere des Landes. In den blutigen dreitägigen Gefechten 25.–27. Juli 1812. von Ostrowno blieb zwar der ritterliche Reiterführer Murat Sieger, aber Gewinn brachten diese Kämpfe den Franzosen nicht. Mit dem Einzug in Witebsk 28. Juli. hatte Napoleon das alte Königreich Polen im Besitz, und es fehlte nicht an gewichtigen Stimmen, welche rieten, hier Halt zu machen und den Feldzug für dieses Jahr zu beendigen. Allein Ehrgeiz und Leidenschaft, die Hoffnung, in den zwei noch zur Verfügung stehenden Monaten eine große siegreiche Schlacht zu liefern und Moskau zu erobern, rissen den Imperator fort.

Bei Smolensk, der auf einem steilen Abhang am linken Ufer des Dnjepr Schlacht bei Smolensk. gelegenen, den Russen altehrwürdigen und heiligen Stadt, waren die beiden Heere 17. Aug. unter Bagration und Barclay zusammengetroffen. Ein noch weiteres Zurückweichen ohne ernsten Kampf hielten die Heerführer wegen der Stimmung des Volks und der Ehre der russischen Waffen nicht mehr für ratsam. Die Stadt war gut besetzt, mit Schanzen, Festungswerken und Magazinen wohl versehen; auf den weiten Flächen ihrer Umgebung sammelten sich jetzt gewaltige Heeresmassen, die Hauptarmeen sowohl der Franzosen als der Gegner. Napoleon selbst mit dem Kern seiner Truppen und die besten Feldherren, Ney, Davoust, Poniatowski, Murat, der Vizekönig Eugen nahmen hier den Kampf auf, der nach der Hoffnung der Franzosen ein Entscheidungsschlag werden sollte. In entsetzlich blutigen Angriffen stürmtendie Marschälle Ney und Davoust gegen die Citadelle und die festen Erdwerke heran, hinter denen die Russen sich mit zäher Tapferkeit verteidigten. Mühsam faßten die Franzosen in den Vorstädten Fuß, aber die dicke mongolische Mauer, welche Smolensk umgab, widerstand weiterem Vordringen. Dafür wurde die Stadt mit Granaten beschossen und bald wälzte sich eine unaufhaltsame Feuersbrunst durch die Gassen. An einer andern Stelle machten die Polen erfolgreiche stürmende Angriffe. Allein die Russen in ihren gedeckten Stellungen hatten in diesen furchtbaren Kämpfen weniger zu leiden als die Franzosen. Durch Nachlässigkeit des Generals Junot kamen die westfälischen Regimenter zu spät zur Schlacht, was den Erfolg Napoleons wesentlich beeinträchtigte. Die Nacht machte zuletzt dem Gefecht ein Ende. Es war ein schauerlich prachtvoller Anblick, der den Augenzeugen noch lange in schrecklicher Erinnerung blieb, als die ganze Stadt Smolensk, in welcher die abziehenden Russen auch noch die Magazine in Brand steckten, in einem riesigen Feuermeer aufflammte. Eine eigentliche Entscheidung brachte der Tag nicht. Die Franzosen hatten ungeheure Menschenverluste erlitten und die Stadt nicht zu erobern vermocht. Die Angriffspartei im russischen Hauptquartier, Großfürst Konstantin, des Kaisers Bruder, Fürst Bagration, General Jermolow, die fortwährend mit Barclay in verderblichem Hader lagen, wollten die Verteidigung von Smolensk fortsetzen und gegen den Feind, den man bereits für erschöpft und entmutigt hielt, angriffsweise vorgehen. Nur mit größten Schwierigkeiten drang Barclay mit seiner Ansicht, den

Marsch auf Moskau fortzusetzen, durch und vermochte einige seiner ärgsten Gegner von der Armee zu entfernen. Als der Tag anbrach, fanden die Franzosen die Stadt vom Feind geräumt. Es war nur noch eine mit Blut getränkte und mit Leichen bedeckte Brandstätte. Die alte Stadt mit ihren grünen vergoldeten Türmen, ihren zahlreichen Kirchen und Klöstern, ihren dicken Mauern war fast ganz in Brand und Trümmer geschossen. In Smolensk wurde Kriegsrat gehalten, aber so viele Stimmen sich auch gegen die Fortsetzung des unheilverkündenden Zuges erklärten, Napoleon bestand auf Eroberung von Moskau, wo er zu überwintern und Alexander zu einem Frieden zu zwingen gedachte. Unter wiederholten blutigen Gefechten überschritten die Franzosen den Dnjepr und folgten den rückwärts ziehenden Russen. Bei Walutina-Gora, am Stragan-Bache,
19. Aug. 1812. unweit Smolensk, kam es noch einmal zu einem sehr heftigen Treffen zwischen Ney und Barclay, wobei der tapfere General Gudin den Tod fand. Auch hier wieder wurde die Wirkung des Siegs der Franzosen durch die Fehler Junots beeinträchtigt. Der früher tapfere und verdiente General war durch die langen Kriege geistig und körperlich erschöpft.

Aufbruch von Smolensk. Nationle Aufregung bei den Russen. Es waren von Smolensk noch etwa 56 Meilen bis Moskau; noch war die Jahreszeit gut; bisher hatte man nur unter übergroßer Hitze zu leiden gehabt. Das Heer war freilich durch die blutigen Kämpfe, die beschwerdevollen Märsche und die mangelhafte Verpflegung bereits arg mitgenommen, Mannszucht und Kampflust geschwächt, doch aber hatte Napoleon noch überlegene Streitkräfte um sich, große Reserven im Rückhalt und er konnte noch immer hoffen, mit diesen kampferprobten Truppen den Feinden einen vernichtenden Schlag beizubringen. Im russischen Heer und Volk hatte das Preisgeben des heiligen Smolensk einen tiefen Eindruck gemacht. Man murrte über Barclays Kriegführung, wie einst die Römer über das Zaudern des Fabius. Man hatte keine Vorstellung von der Übermacht der Napoleonischen Heere und deutete das Zurückweichen als Verräterei. Mißtrauen und Haß gegen alle Fremden wurzelten von jeher tief in der Seele des russischen Volks; besonders waren die Deutschen der Gegenstand des Neides und Argwohns. Und nun sah man Deutsche wie Barclay, Pfuel, Wolzogen in der unmittelbaren Nähe des Kaisers; ihnen schien vorzugsweise die Leitung des Kriegs anvertraut. Alexander, der im Lager von Drissa das Vorrücken der Feinde in das Innere des Reichs mit Besorgnis gewahrte, glaubte der öffentlichen Meinung ein Opfer bringen zu müssen, zumal da er an Volksbewaffnung im großen Maßstab dachte und Adel und Kaufmannschaft zu freiwilligen Beisteuern für die Landesverteidigung aufforderte. Er ernannte daher den greisen General Kutusow, einen Waffengenossen von Suwarow, zum Oberanführer, einen rauhen Kriegsmann alten Schlags, der als Eingeborner dem Volk näher stand und wegen seiner Anhänglichkeit an die religiösen Gebräuche, an die altrussischen Sitten und Gewohnheiten bei dem gemeinen Mann sehr beliebt war. Nun gestaltete sich der Kampf zu einem Nationalkrieg. Über-

all flohen die Einwohner vor dem heranrückenden Feind, nachdem sie zuvor ihre Städte und Dörfer in Brand gesteckt und ringsum alles verwüstet hatten. Mit patriotischer Begeisterung entsprachen die höhern Stände, deren Opferwilligkeit der Kaiser angerufen, den Erwartungen. Einige Magnaten, wie Soltikow und Dimitriew-Mamonow, erboten sich, ganze Regimenter auf eigne Kosten zu errichten. Der vaterländische Aufschwung erfaßte alle Landschaften, alle Stände. Auch der leibeigne Bauer zeigte sich bereit für das heilige Rußland zu kämpfen. Wie noch niemals war jetzt Alexander von der Liebe des Volks getragen. Die Wirkungen gaben sich bald kund. Schrecklich verminderten sich auf den beschwerlichen Märschen nach dem innern Land die Scharen der Napoleonischen Armee durch Hunger, Krankheit und feindliche Angriffe. Die heilige Stadt Moskau durfte Kutusow nicht ohne Gegenwehr in die Hände der Franzosen fallen lassen, wenn er nicht alle Volksgunst verlieren wollte.

Die Russen hätten auf der Rückzugsstraße von Smolensk nach Moskau mehrmals ein günstigeres Feld zu einem nochmaligen Messen der Kräfte finden können. Die Unschlüssigkeit und Eifersucht der Feldherren war wiederholt schuld, daß die Absicht, an besser gelegenen Punkten still zu halten und den Kampf aufzunehmen, fallen gelassen wurde. Die Stelle, an welcher Kutusow jetzt sich entschloß, die Schlacht anzunehmen, war die letzte vor Moskau. Es war eine von kleinen Flüßchen, wie die Moskwa und die Kalotscha, und Bächen durchzogene, zum Teil von Wäldern bedeckte Ebene, auf der sich einige Hügel von geringer Höhe erhoben. Das größte Dorf der Gegend war Borodino, nach welchem oder dem Flüßchen Moskwa die Schlacht benannt wird. Die beiden Heere, die jetzt zu einem Riesenkampf zusammenstießen, mochten sich an Zahl der Krieger ziemlich gewachsen sein. Allein schon das Vorspiel, die Erstürmung der festen Schanze bei Schewardino, bewies trotz der zähen Tapferkeit der Russen die bessere Führung und größere Kriegserfahrung der Franzosen, die sich während der ganzen Schlacht geltend machte. In der frühsten Morgenstunde des 7. September begann das Ringen, das zu den furchtbarsten und mörderischsten Schlachten der Weltgeschichte zu rechnen ist. Der heißeste Kampf entbrannte um die festen Stellungen der Russen bei dem Dorf Semenowskoi, den Bagration-Schanzen. In furchtbarem Gefecht gegen ein gewaltiges russisches Geschütz- und Gewehrfeuer erstürmten die Marschälle Davoust und Ney, die sich an diesem Tag besonders auszeichneten, die festen Schanzen, die dann wieder den Russen in die Hände fielen, um aufs neue von den Franzosen erobert zu werden. Der eiserne Marschall Davoust, die Generale Compans und Desaix wurden verwundet. Schrecklich wütete jetzt das französische Geschütz von den Hügeln herab unter den Russen; Fürst Bagration selbst wurde schwer verwundet und starb wenige Tage nachher. Sehr erfolgreich war dann auch ein wuchtiger Reiterangriff unter König Murat von Neapel. Gleichzeitig nahm der linke französische Flügel unter dem Vizekönig Eugen das Dorf Borodino und die Rajewski-Schanze unter maßlos erbitterten und blutigen Kämpfen mit

Schlacht bei Borodino oder an der Moskwa. 7. Sept. 1812.

Barclay. Deutsche Rheinbundstruppen, Württemberger, Westfalen und namentlich die sächsische Reiterei unter dem tapfern Thielmann, thaten auch in diesen Kämpfen das Beste. Ney, der „Fürst von der Moskwa", war der Held des Tages. Mit der Eroberung des Rajewski-Hügels endete um drei Uhr Nachmittags in vollkommener Erschöpfung auf beiden Seiten die Schlacht. Sie hatte bei der wütenden Leidenschaft und zähen Tapferkeit beider Gegner furchtbare Opfer gefordert. Über 80,000 Gefallene deckten das Feld; die Verwundeten wurden fast sämtlich das Opfer der Kälte, des Hungers oder der Verblutung. Hätte sich Napoleon entschließen können, die kaiserliche Garde aus der Reserve herbeizuziehen und rechtzeitig in das Gefecht eingreifen zu lassen, so würde die Niederlage der Russen vollständig geworden sein. Allein er mochte „seine letzte Stütze in einer Entfernung von fünfhundert Stunden von Paris" nicht auch noch dransetzen und glaubte dieser unversehrten Truppe zur Fortführung des Kriegs nicht entbehren zu können. So konnten die Russen, nachdem sie aus allen ihren festen Stellungen hinausgetrieben waren, wenigstens in einiger Ordnung den Rückzug fortsetzen und sich etwas von der furchtbaren Zerrüttung erholen. Zu einer nachdrücklichen Verfolgung waren auch die Franzosen zu erschöpft. Kutusow konnte in einem lügenhaften Schlachtbericht dreist behaupten, er sei Sieger geblieben und habe sich freiwillig zurückgezogen, um Moskau zu retten. Die Täuschung dauerte freilich nicht lange. Die in Aussicht gestellte zweite Schlacht unter den Mauern Moskaus wurde nicht geliefert, das russische Heer räumte die Stadt ohne Schwertstreich.

Die Vorgänge in Moskau. Am 14. September hielten die Franzosen, voran König Murat, ihren Einzug in die Metropole des alten Moskowiterreichs mit ihren zahllosen Türmen und vergoldeten Kuppeln. Aber auch dieser heilige Zarensitz war vorher von dem Adel und der wohlhabenden Bürgerschaft verlassen worden, so daß die meisten Häuser leer standen und der Pöbel im Besitz der Stadt war. Mit einer stolzen Freude, wie sie einst die Kreuzfahrer bei dem Anblick von Jerusalem erfüllte, hatten die ermatteten französischen Regimenter die orientalische Zauberstadt erblickt, die sie als das Ende ihrer Kriegsleiden betrachteten, allein schon beim Einzug überfiel ein unheimliches Grauen die Soldaten, als sie in den Straßen bloß einiges Gesindel umherschleichen sahen. Überall sonst in den europäischen Städten waren dem Sieger Deputationen entgegengekommen, die um Gnade und Schonung baten. Hier war alles anders, kein Mensch erschien zum Empfang. Die Einziehenden glaubten erst an einen Hinterhalt und rückten mit äußerster Vorsicht vor. Allein sie merkten bald, daß die unheimliche stille Stadt in der That von fast allen Einwohnern verlassen war. Schon am Abend brach an verschiedenen Orten Feuer aus; die Franzosen glaubten zuerst, es sei zufällig entstanden und suchten zu löschen, aber die Löschwerkzeuge waren ab-
15. Sept. u. ff. 1812. sichtlich entfernt worden. Am folgenden Tag schlugen an allen Ecken und Enden die Flammen auf, und die Brandstifter, die ergriffen wurden, sagten aus, daß sie auf Befehl des Gouverneurs gehandelt hätten. Bald ging die zum größten

Teil aus Holz gebaute Stadt in einem riesigen Feuermeer auf; selbst an dem Kreml, wo der Kaiser sein Quartier genommen, züngelten die Flammen empor. Sieben Tage und Nächte wütete die Feuersbrunst; neun Zehntel der Stadt lagen dann in Asche; mehr als zehntausend Kranke und Verwundete kamen in den Flammen um. Aller Zucht und Ordnung vergessend stürzten sich die Soldaten in die brennenden Häuser, um ihre Raublust und Leidenschaft zu befriedigen. Der Statthalter von Moskau, Rostoptschin, „ein echter Russe, der unter der glatten Hülle abendländischer Formen die ganze Wildheit und Leidenschaft eines Barbaren barg", hatte ohne des Zaren Befehl diese entsetzliche That angeordnet, um der großen Armee die Winterquartiere zu rauben und sie zu einem verderblichen Rückzug zu zwingen. Selbst in sein eignes prachtvolles Landschloß zu Woronowo hatte er die Brandfackel geschleudert. Die Zerstörung dieser großen, reichen „heiligen" Stadt war eine That von furchtbarem, barbarischem Heroismus; sie erregte selbst in Rußland soviel Entsetzen, daß die Anstifter sie den Franzosen schuld zu geben für gut fanden. Aber dem französischen Heer und dem Napoleonischen Kaisertum gab sie den Todesstoß. Anstatt einer Stätte der Erholung fanden die „Sieger" rauchende Schutthaufen.

3. Rückzug der großen Armee.

Trotz des Brandes waren in der Stadt, in den vom Feuer verschonten Kellern, noch so reichliche Lebensmittel und Vorräte gerettet worden, daß die Armee sich wochenlang halten und erholen konnte, und Napoleon hegte das Vertrauen, der Eindruck des Sieges von Borodino und des Falles von Moskau werde mächtig genug sein, den Zaren zu einem günstigen Frieden zu bewegen. Allein in den leitenden russischen Kreisen ward man sich allmählich der Unhaltbarkeit der französischen Position bei dem Herannahen des Winters bewußt. Schwächlichen Friedensanwandlungen in Petersburg wirkte namentlich der Freiherr vom Stein entgegen. Napoleon wiegte sich zu seinem Verderben in der Zuversicht, die russischen Friedensanerbietungen könnten nicht ausbleiben, und harrte über einen Monat, als sich schon die drohenden Vorboten des nordischen Winters zeigten, in dem halbzerstörten Moskau aus. Er ließ sich selbst zu Friedensanerbietungen in das Hauptquartier Kutusows herbei und schien nicht zu bemerken, daß dieser schlaue Russe ihn mit ausweichenden Erklärungen nur hinzuhalten bemüht war, damit die Kälte die schlecht gekleideten und am Notdürftigsten Mangel leidenden Soldaten auf dem Heimweg vernichte. Der französische Gewalthaber glaubte die Zukunft seiner Herrlichkeit, den Glanz seines Namens gefährdet, wenn er zugestand, daß die größte Unternehmung seines Lebens mißlungen sei. Eine zuversichtliche Haltung von seiner Seite, meinte er, würde dem Petersburger Hof Achtung und Furcht einflößen. Er traute dem Zaren, von dessen weichem, abspringendem, haltlosem Wesen er so manche Beweise gehabt, nicht die Charakter-

Vereitelte Friedensaussichten.

festigkeit und Ausdauer zu, um einen auch für Rußland so schrecklichen und verlustvollen Krieg noch weiter fortzuführen. Aber damals trug Alexander über seine Natur und seine Eigenschaften einen wunderbaren Sieg davon. Mag der Einfluß Steins, mag die Rücksicht auf die Volksstimmung, mag der Eindruck der schrecklichen Katastrophe von Moskau seine Seele gestählt und zur Standhaftigkeit emporgehoben haben; der russische Kaiser wies den Frieden, für den viele gewichtige Stimmen in seiner Umgebung, selbst seine Mutter und sein Bruder Konstantin wirkten, entschieden von der Hand. Er fühlte sich unter der Gewalt einer Schicksalsnotwendigkeit, der er nicht widerstehen zu dürfen glaubte. Er suchte und fand einen Halt in der Bibel und in dem religiösen Mystizismus, auf den ihn sein Jugendfreund Fürst Alexander Galizyn hinwies. Der nationale Fanatismus, der das feindliche Eindringen auf den Boden des „heiligen Rußland" nicht verwinden konnte, stählte auch die sonst oft so schwachmütige Seele Alexanders. Nur durch dieses feste Ausharren des russischen Kaisers kam das mehr durch übermächtige Naturgewalten als durch strategisches Geschick des Gegners herbeigeführte verhängnisvolle Schicksal zur Vollendung. Kutusow, der bei Tarutino im Gebiet der Oka ein befestigtes Lager bezogen, erreichte seinen Zweck.

Der Aufbruch von Moskau. Endlich, am 18. Oktober, gab das Treffen von Winkowo gegen die französische Vorhut unter Murat Zeugnis, daß an einen Frieden nicht zu denken war, und bestimmte Napoleon in sehr verspäteter Jahreszeit zum Aufbruch von Moskau. Nun begann jener Rückzug, der in der Geschichte der Kriegsleiden seinesgleichen nicht hat. Die von Napoleon angeordnete Sprengung des festen Kreml gelang nur sehr unvollständig und erbitterte das russische Volk aufs höchste. Der Weg wurde zunächst südwestwärts auf der Straße gen Kaluga angetreten, wo man noch unausgesogene Landschaften zu finden und den demütigenden Eindruck des Rückzugs durch einen neuen Angriff auf die russische Hauptarmee abzuschwächen hoffen konnte. Auf der Straße nach Kaluga bei Malo-Jaroslavetz trafen die Franzosen wieder auf den Feind und es kam zu einer 24. Okt. 1812. neuen entsetzlichen Schlacht, in welcher Napoleon wohl das Feld behauptete, aber furchtbare Verluste erlitt, so daß er nicht mehr glaubte, hier den Durchbruch wagen zu können. Er lenkte wieder in die alte Straße nach Smolensk ein, auf welcher der Vormarsch gen Moskau stattgefunden hatte, eine aufgezehrte, verwüstete und öde Landschaft. Das Heer kam wieder über das Schlachtfeld von Borodino; noch lag es in demselben schauerlichen Zustand da, von Leichen und Trümmern bedeckt. Im November stieg die Kälte bereits auf 18 Grad und erreichte später 27. Wer vermöchte alle Leiden, Kämpfe und Mühseligkeiten zu schildern, durch welche die große Armee in dem strengen Winter allmählich aufgerieben wurde? Hunger, Frost und Ermattung richteten größere Verheerungen an als die Kugeln der Russen und die Lanzen der Kosaken. Es war ein Anblick zum Entsetzen, Tausende von verhungerten oder erfrornen Kriegern an der Heerstraße und auf den öden, grausigen, mit Schnee und Glatteis überdeckten Steppen

liegen zu sehen, abwechselnd mit gefallenen Pferden, mit weggeworfenen Waffen und Trümmern aller Art, mit reichen, nun zur Last gewordenen Beutestücken! Kutusow, der in einer Proklamation den Brand von Moskau den Franzosen zuschrieb, um das Volk noch mehr zum Haß zu entflammen und den Fanatismus der Rache zu entzünden, wich mit seinen durch Pelzmäntel wider Sturm und Kälte geschützten Truppen den Feinden nicht von der Seite und belästigte sie unaufhörlich; zu einem größeren Schlag aber hatte der alte Zauderer, der stets in Angst vor dem gewaltigen Gegner schwebte und mehr von der Natur als von den Waffen erwartete, nicht den Mut. Als gegen Mitte November Smolensk erreicht wurde, zählte das Heer noch etwa 40,000 streitbare Soldaten; über 30,000 wehrlose Nachzügler folgten ohne Zucht, Ordnung und Führung den Spuren der Vorangegangenen, ein Bild des Jammers und Entsetzens.

Und doch begann das größte Elend erst hier, weil durch fehlerhafte Anord- Der Rückzug gegen Wilna und die Flügelarmeen.
nungen und durch feindliche Raubüberfälle die erwartete Zufuhr von Waffen, Kleidern und Lebensmitteln sich in Smolensk nicht genügend vorfand und die durch neue Truppen verstärkten Russen den Ziehenden überall den Weg verlegten. An ein Bleiben in dem verödeten halbverfallenen Smolensk war nicht zu denken; die Vorräte reichten nicht hin für solche Massen und es war auch die äußerste Gefahr, daß die russischen Heere unter Wittgenstein und Tschitschagow, die bisher auf den seitwärts gelegenen Kriegsschauplätzen gefochten, sich vereinigten und der feindlichen Armee den Rückzug abschnitten. Die größten Heldenthaten, die unter Napoleons Augen von Eugen, Davoust, Murat u. a. vollführt wurden, hatten keinen weitern Erfolg, als daß sie den Untergang des ganzen Heeres um einige Tage hinausschoben. Der Held des Rückzugs war Ney, der Führer der Nachhut, „der Tapferste der Tapfern". Sein Übergang über den gefrornen, aber an beiden Ufern aufgetauten und von den Russen bewachten Dnjepr zur Nachtzeit war eine der kühnsten Waffenthaten, deren die Weltgeschichte gedenkt. Freilich konnte er von 6000 Mann nur 2000 zu dem großen Heer führen. Napoleon empfand herzliche Freude, als er den bereits verloren gegebenen heldenmütigen Marschall wiedersah. „Ich habe in den Gewölben der Tuilerien zweihundert Millionen; ich würde sie darum gegeben haben, den Marschall Ney zu retten," rief der Kaiser aus. Das Hauptheer hatte inzwischen bei Krasnoi 15.–20. Nov. 1812.
den Feind, dessen Reihen gleichfalls durch Kämpfe, Strapazen, Krankheiten bedenklich gelichtet waren, in einigen Gefechten zurückgeschlagen und sich den Weg zur Beresina frei gemacht. In fürchterlichster Auflösung und Zuchtlosigkeit zog die Armee dahin; selbst die stolze kaiserliche Garde war kaum mehr bei den Adlern zu halten; Pferde, Gepäck, Geschütze waren fast vollständig verloren. Dabei rückten die Feinde auf dem Flügel immer bedrohlicher heran. Tschitschagow nahm Minsk, welches auf der Rückzugslinie lag und ungeheure Magazine 16. Nov.
besaß. Schwarzenberg, der in diesem Feldzug viel Unschlüssigkeit und Mattherzigkeit bewies und trotz des glücklichen Gefechts bei Wolkowisk gegen den 15. Nov.

General Sacken zu keiner kräftigen Aktion zu bewegen war, ließ die russische Flügelarmee die Rückzugslinie Napoleons bedrohen, ohne dem französischen Kaiser in seinem letzten Ringen zu Hilfe zu kommen. Mehr Nutzen brachte das linke Flügelheer, das inzwischen unter den Marschällen St.-Cyr, Oudinot, Victor und dem bayrischen General Wrede an der Düna gegen Wittgenstein gekämpft hatte und jetzt den Kaiser in seiner Not vor vollständigster Vernichtung bewahren helfen konnte. Wittgenstein, der Petersburg vor der Gefahr eines feindlichen Angriffs sicherte, hat sich in langer, wenn auch unscheinbarer Gegenwehr gegen starke feindliche Korps und berühmte Marschälle große Verdienste erworben.

Übergang über die Beresina. Am 25. November gelangte das Heer auf dem Marsch gen Wilna an den ewig denkwürdigen Fluß Beresina, der sich quer vor die Rückzugslinie legte und mit seinen hohen Thalrändern und sumpfigen Ufern den Übergang erschwerte. Der Fluß war stark geschwollen und trieb große Eisschollen. 30,000 Russen unter Tschitschagow hatten das jenseitige Ufer besetzt, nördlich stand in geringer Entfernung Wittgenstein ebenso stark, und im Rücken drängte Kutusow mit der doppelten Anzahl. Es war ein Wunder und nur der Zaghaftigkeit und Unschlüssigkeit der russischen Heerführer zuzuschreiben, daß überhaupt noch ein Mann von der großen Armee entkam. Bei Borisow ging eine feste Brücke über den Fluß. Die polnische Division Dombrowski, welche diesen wichtigen Platz halten sollte, wurde nach tapferster Gegenwehr von der russischen Übermacht zurückgeworfen. Es mußten nun an einem andern Ort Notbrücken zum Übergang geschlagen werden. Aber fast alles für solche Zwecke dienliche Gerät war verloren. Trotzdem gelang das schwierige Werk des Aufschlagens zweier Brücken; die Häuser benachbarter Dörfer mußten die Balken liefern; mit höchstem Geschick wurden die richtigen Punkte bei Studianka ausfindig gemacht und die Russen über das Vorhaben getäuscht. Mit unermüdlicher Umsicht und Energie leitete Napoleon selbst die Arbeiten und wußte den gesunkenen Mut seiner Soldaten wieder zu beleben. Bis an die Brust standen die wackern Sappeurs stundenlang in dem eiskalten Wasser. Unter dem Ruf: Vive l'empereur, der lange nicht mehr
26.–29. Nov. 1812. gehört worden, wurde nun auf diesen schwankenden Brücken der Übergang des Restes der Armee, der sich noch in Reih und Glied bewegte, vollzogen. An den beiden ersten Tagen störten die Russen, noch immer unter dem Bann von Napoleons gewaltigem Namen, den Übergang nicht. Am 28. November begannen aber wieder scharfe Gefechte auf beiden Ufern der Beresina, und es gelang den Marschällen Ney, Victor und Oudinot selbst in dieser Bedrängnis noch, den Korps von Tschitschagow und Wittgenstein empfindliche Verluste beizubringen. Das strategische Geschick Napoleons und seiner Marschälle, die Macht ihrer Namen bewährte sich nie großartiger als in diesen Unglückstagen. Die gräßlichsten Szenen ereigneten sich erst, als die noch in Ordnung marschierenden Truppen den Fluß überschritten hatten, Tausende von Nachzüglern auf die Brücken losstürzten, und russische Geschütze dazwischen schossen. Die meisten der Zurückgebliebenen

fielen den Feinden in die Hände und mit ihnen eine unermeßliche Beute. Wie viele in den kalten Fluten des Flusses zwischen den Eisschollen ertranken, oder bei dem entsetzlichen Gedränge zertreten und zerdrückt wurden, konnte niemand berechnen. Die Leiden an der Beresina sind der Ausdruck für den höchsten Jammer geworden, der die Menschen im Krieg treffen kann. Noch nach zehn Jahren waren die Spuren der entsetzlichen Katastrophe sichtbar. Vom Einsinken der Wagen, Menschen und Pferde war bei Studianka eine Insel entstanden, die den schwarzen skythischen Strom in zwei Arme teilte, und unterhalb derselben sah man drei moorige Hügel aus zusammengetriebenen Menschenleichen. „Es ragten noch menschliche Gebeine daraus hervor, aber sie prangten mit einer dichten Hülle von Vergißmeinnicht, eine grausenhafte Zusammenstellung des zarten Blümchens mit jener furchtbaren Erinnerung.“

Ende des russischen Feldzugs.

Nach dem Übergang über die Beresina zählte das französische Heer noch 8000 kampffähige Soldaten, und selbst diese trugen den Keim des Todes in sich; aus ihren bleichen Gesichtern sprach Stumpfsinn und Verzweiflung. Nach amtlichen Berichten wurden in Rußland 243,600 feindliche Leichen eingescharrt. Weite Schneegefilde bedeckten wie mit einem weißen Grabestuch die gefallenen Krieger; auch von den zahllosen Gefangenen und krank Zurückgebliebenen sahen nur wenige die Heimat wieder. Kriegszucht und Ordnung waren dahin, alle Bande gelockert und neben den edelsten Thaten der Großmut und Selbstverleugnung begegnete man der unglaublichsten Entartung. Das furchtbare Elend hatte alle menschlichen Gefühle abgestumpft, nur der Hunger behauptete sein Recht in solchem Grade, daß man selbst nicht vor Menschenfleisch zurückschauderte, und nur das Hurrageschrei der Kosaken war vermögend, die erstorbene Empfindung durch Entsetzen zu wecken. Halb Europa hatte zu trauern. Am 3. Dezember erließ Napoleon das berühmte 29. Bülletin, das den harrenden Völkern, die seit Monaten ohne Nachricht geblieben waren, die Kunde brachte, daß der Kaiser gesund, die große Armee aber so gut wie vernichtet sei. Zwei Tage später übergab er den Oberbefehl an Murat und eilte nach Paris, um neue Rüstungen anzuordnen und durch seine Anwesenheit jede Bewegung niederzuhalten, da er mit großem Verdruß in Smolensk die Kunde empfangen, daß das leere Gerücht von seinem Tod einen thörichten Aufstandsplan hervorrief, der unter der Führung des Generals Mallet, eines alten Republikaners und einiger Mitverschwornen oder Verführten beinahe den Umsturz seines Thrones zur Folge gehabt hätte. Die kriegsgerichtliche Erschießung der Schuldigen vermochte nicht den widerwärtigen Eindruck zu tilgen, daß seine Dynastie keineswegs so fest gegründet sei, wie er geglaubt. Kutusow, der aus Furcht vor Napoleons strategischem Genie stets sehr vorsichtig und behutsam vorgegangen, zog dem französischen Heer bis Wilna nach und überließ dann die weitere Verfolgung der Feinde den ihm untergebenen Generalen Yermolow, Wittgenstein und Tschitschagow. Erst in Litauen, dem Herzogtum Warschau und Preußen fanden die zersprengten Reste der großen

Armee Ruhe. Der russische Oberbefehlshaber war der Ansicht, jetzt sei der Augenblick gekommen, um mit Napoleon einen für Rußland vorteilhaften Frieden zu schließen und die Schäden des eignen Landes und Heeres zu heilen. Aber auch diesmal widerstand Alexander der Versuchung. Sein Blick reichte weiter. Er sah ein, daß der Kampf nicht als geendigt gelten könne, solange Napoleons Macht nicht vollständig gebrochen sei. Die erschütternde Katastrophe, durch welche eine Armee, wie die Welt noch keine gesehen, der Vernichtung geweiht ward, wirkte auf seine Seele wie eine griechische Schicksalstragödie. Der fatalistische Glaube Napoleons, daß er das Werkzeug eines mächtig waltenden Verhängnisses sei, war nun auch auf Alexander übergegangen.

IV. Umsturz und Neubau.

Litteratur. Aus der reichen militärhistorischen Litteratur über die Befreiungskriege von 1813 bis 1815 heben wir im Anschluß an die litterarische Nachweisung S. 163 die folgenden Werke heraus: C. v. Plotho, Der Krieg in Deutschland und Frankreich 1813—1815, Berl. 1817 ff.; C. Friccius, Gesch. des Kriegs in den Jahren 1813 und 1814, Altenburg 1843; die zeitgenössischen militärgeschichtlichen Schriften von General von Müffling (C. v. W.) (Feldzüge von 1813 und 1815) und Clausewitz, in dessen gesammelten Werken; Beitzke, Gesch. der deutschen Freiheitskriege, Berl. 1824, 3 Bde., später wiederholt neu aufgelegt und bearbeitet, (von Goldschmidt, Bremen 1882 f.), und dessen Gesch. des Jahres 1815, 2 Bde., Berl. 1865; F. Förster, Gesch. der Befreiungskriege, 9. Aufl., Berlin 1888; J. G. Droysen, Vorlesungen über das Zeitalter der Freiheitskriege, 2. Aufl., Gotha 1887; v. Hormayr, Lebensbilder aus dem Befreiungskriege, Jena 1841 ff. — Zur diplomatisch-politischen Geschichte: W. Oncken, Österreich und Preußen im Befreiungskriege, 2 Bde., Berl. 1876, 1879, mit viel neuem Material aus den Wiener Archiven; v. Treitschke, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert, 1. Bd., Leipz. 1879. — Die bereits erwähnten Feldherrnbiographien: Gneisenau (von Pertz, fortges. von Delbrück), York (von Droysen), Scharnhorst (von Klippel und neuerdings Max Lehmann), Bülow (von Varnhagen von Ense), Blücher (von Scherr, von Varnhagen, Fr. Wigger und neuerdings, Berlin 1887, von Blasendorff); Memoiren von Müffling, Wolzogen, Henckel von Donnersmark, Reiche, des russ. Generals Toll (herausg. v. Bernhardi), Prokesch-Osten (Denkwürdigk. Schwarzenbergs), von Natzmer; Aus Metternichs nachgel. Papieren, herausg. von dem Sohn des Staatskanzlers, Fürsten Richard Metternich, Wien 1880 ff., 8 Bde. (—1859 reichend); Gräfin Voß, 69 Jahre am preuß. Hofe, Leipz. 1876; Göcke und Ilgen, das Königr. Westf., 1807—1813, Düsseld. 1888. — Eine große Reihe kriegshistor. Monographien findet sich in den Beiheften zum Berliner Militärwochenblatt. Ferner: Gesch. der Nordarmee 1813, red. von der histor. Abteilung des Generalstabs, Berlin 1859; die Kriegsereignisse in Sachsen in verschiedenen Schriften des sächs. Obersten Aster und des Majors v. Odeleben; Zander, Krieg an der Niederelbe; Heilmann, Feldzug von 1813, München 1857; Ott, Gesch. der letzten Kämpfe Napol. — Aus der zahlreichen Geschichtslitteratur, welche alle Nationen über den Wiener Kongreß, die Herrschaft der hundert Tage, die Schlachten um Waterloo und die zweite Restauration geliefert haben, sind hervorzuheben: Schaumann, Gesch. des zweiten Pariser Friedens für Deutschland, Göttingen 1844; Flassan, Hist. du congr. de Vienne, Par. 1829, auch deutsch v. Herrmann; Klüber, Akten des Wiener Kon-

gresses, Erlangen 1814 ff. 8 Bde.; Talleyrands Briefwechsel mit König Ludwig XVIII. während des Wiener Kongresses, herausg. v. Pallain, deutsch v. Bailleu, Paris und Leipzig 1881; Hist. de la campagne de 1815 par Charras, deutsch, Leipz. 1867; Quinet, Hist. de la camp. de 1815; auch deutsch: Gesch. des Feldzugs 1815, Kassel 1862; von Ollech, Gesch. des Feldzugs von 1815, Berl. 1876; von Helfert, J. Murat, seine letzten Kämpfe und sein Ende, Wien 1878; Th. v. Bernhardi, Gesch. Rußl. u. der europ. Politik in den Jahren 1814—1831, 3 Bde., Leipz. 1863 ff.; Jul. Königer, Der Krieg von 1815 und die Verträge von Wien und Paris, Leipz. 1865. — Zur Geschichte der Gefangenschaft Napoleons auf St. Helena: das auf den Papieren von Hudson Lowe beruhende Werk von Forsyth, Hist. of the captivity of Nap., 2 Bde., London 1853; auch deutsch; die Berichte des österr. Kommissars v. Stürmer aus St. Helena, herausg. v. Schlitten, Wien 1886.

I. Die Befreiungskriege und die Auflösung des Napoleonischen Kaisertums.

1. Die Konvention von Tauroggen und die Vorgänge in Ostpreußen.

Talleyrands angebliche Äußerung, daß der russische Feldzug der Anfang vom Ende sei, erwies sich bald als wahr. Zwar ergänzte eine drückende Konskription schnell wieder die Lücken im französischen Heer, und die rastlose Thätigkeit, die der geniale Mann aufs neue entfaltete, setzte die Welt in Erstaunen, aber der Zauber, den Napoleons vermeintliche Unüberwindlichkeit über die Völker verbreitet, war erblichen, der Ausgang des russischen Feldzugs wurde wie ein Gottesgericht angesehen. Als die ersten dunkeln Nachrichten über den ungeheuern Schicksalsschlag nach Westen drangen, begann Europa wie aus einer langen schweren Beklemmung aufzuatmen; drohend klirrten die gefesselten Völker mit ihren Ketten, und wenn auch eine Zeitlang noch die Furcht vor dem gewaltigen Mann und seinen unerschöpflichen Hilfsmitteln die Gemüter gefangen hielt, so hatte doch die geschichtliche Nemesis mit den schweren Schlägen auf den russischen Eisfeldern ihr Rachewerk begonnen. Allenthalben brach bald der mühsam zurückgehaltene Haß gegen den dämonischen Mann los. *Eindruck der russischen Katastrophe.*

In Preußen, dem Land, das zunächst an dem Schauplatz der Katastrophe lag und vor allen andern unter der Napoleonischen Gewaltherrschaft zu leiden hatte, gab sich auch die Volkserhebung am raschesten und mächtigsten kund. Als man in fluchtähnlicher Eile die französischen Generale durch die preußischen Städte ziehen sah und die elenden Trümmer der großen Armee in vollster Auflösung ihnen nachfolgten, da leuchtete jedem ein, welch ein gewaltiger Wendepunkt für Preußen und Europa gekommen. Die öffentliche Meinung forderte ungestüm den alsbaldigen Anschluß an die siegreichen Russen, denen man als Befreiern entgegenjubelte. Noch aber waren die Festungen fast insgesamt von den Franzosen besetzt, das Land militärisch geknebelt, noch war der Rheinbund *Stimmung in Preußen und Rußland.*

nicht gesprengt, noch war die Besorgnis vor dem gewaltigen Soldatenkaiser in den Berliner Regierungskreisen so mächtig, daß man lange Wochen zögerte, sich offen an Rußland anzuschließen, den erzwungenen Bund mit Frankreich abzuwerfen. Auch der Kaiser von Rußland zauderte anfangs, die Grenzen seines Reichs zu überschreiten und seine Siege weiter zu verfolgen; dem Bund mit Preußen waren viele Stimmen abgeneigt, weil man sich dadurch die Aussicht entzog, auf Kosten des Nachbarlandes an der Ostsee und Weichsel Erwerbungen zu machen. Überdies waren auch Rußlands Kräfte so stark erschöpft, daß eine Fortsetzung des Kriegs nicht unbedenklich erschien. Es wurde eingewendet, nur bis zur Grenze oder höchstens bis zur Weichsel reichten die russischen Interessen; das war die Meinung der moskowitischen Partei, an ihrer Spitze Kutusow. Es war wesentlich dem Einfluß Steins und des leidenschaftlichen Corsen Pozzo di Borgo zu danken, daß Rußland den Krieg fortsetzte, daß sich bald eine große europäische Koalition gegen Frankreich bildete und daß Kaiser Alexander den Ehrgeiz faßte, der Ordner und Wiederhersteller der europäischen Verhältnisse zu werden. In die schwankenden Entschlüsse, in die verzagten und vorsichtigen Erwägungen hinein fiel eine kühne That, welche gewaltsam die Entscheidung zur Reife brachte und fortzeugend Größeres gebar.

General York. 1759—1830. Das preußische Hilfskorps, welches mit Napoleon nach Rußland gezogen, stand unter dem Oberbefehl des alten, von tiefster Bewunderung für das Genie Napoleons erfüllten Generalleutnant von Grawert; als zweiter kommandierender General befehligte York, dem nach dem baldigen Rücktritt des altersschwachen Kollegen der alleinige Oberbefehl zufiel, ein ehrgeiziger, mißtrauischer, harter, entschlossener Mann, von strengem finsterm Wesen, „scharf wie gehacktes Eisen“, von den Soldaten der Isegrimm genannt und über die Maßen gefürchtet, ein Franzosenfeind von leidenschaftlicher Heftigkeit, dabei mit den militärischen Reformen der Zeit und ihren Urhebern keineswegs immer einverstanden, und noch weniger mit den politischen Neuerungen, eine durchaus konservative Natur von altpreußischer Zucht und Kraft. Die York stammten der Tradition nach aus England und waren als Anhänger der Stuarts bei deren erstem Sturze nach Pommern ausgewandert. Der junge Hans David Ludwig von York, geboren den 26. September 1759 zu Potsdam, hatte noch unter den ruhmreichen Standarten des großen Friedrich gedient, war als Fähnrich wegen eines Streites mit einem Vorgesetzten aus der preußischen Armee entlassen worden, zog dann in holländischen Kriegsdiensten weit in der Welt herum, am Kap und in Ostindien, und fand später aufs neue Anstellung im preußischen Heer, wo man mit der Zeit seine ausgezeichneten Fähigkeiten erkannte. Namentlich in dem unglücklichen Feldzug von 1806 hatte er wiederholt Gelegenheit sich hervorzuthun (S. 222, 224) und erstieg die höchsten Staffeln der militärischen Laufbahn. Vor Ausbruch des russischen Kriegs waltete er als Generalgouverneur in der Provinz Preußen.

General York war schon widerwillig im französischen Gefolge in den Krieg gezogen und hatte mit dem Marschall Macdonald, unter dessen Befehl er auf dem äußersten linken Flügel der großen Armee in die Ostseeprovinzen eingerückt war, beständige Zerwürfnisse, auch wiederholte Unterhandlungen mit russischen Generalen gehabt. In manchen rühmlichen Gefechten hatten die preußischen Truppen die alte Tapferkeit bewährt; jetzt in der allgemeinen Auflösung waren sie noch das einzige Heer von Kraft, Zucht und Halt. Sollten sie sich dazu hergeben, sich für die verhaßten Bundesgenossen aufzuopfern und den Krieg, der die Abschüttelung des französischen Jochs verhieß, zum Stillstand zu bringen? Als die Auflösung des französischen Heeres allmählich bekannt wurde, als die Russen bereits das Macdonaldsche Korps auf dem Rückmarsch bedrängten und York von dem voranziehenden Marschall immer weiter getrennt wurde, da reifte in dem preußischen General der Entschluß, sich nicht länger an die verlorne Sache der Franzosen zu ketten. Er konnte sich bei seinem eigenmächtigen Verfahren auf eine königliche Vollmacht stützen, die ihn anwies, alles zu thun, was nach seinem Ermessen zur Erhaltung des Vaterlandes dienlich sei. Seine Sendungen nach Berlin um neue Verhaltungsmaßregeln wurden ausweichend und unbestimmt beantwortet; er solle „nach den Umständen" handeln. Die russischen Generale hatten die Anweisung, die preußischen Truppen nicht als Feinde zu behandeln, vielmehr zu jedem freundschaftlichen Abkommen die Hand zu bieten. Allein der entscheidende Schritt wurde York doch schwer; die Verantwortung für eine so kühne eigenmächtige Handlung war zu groß, zumal bei einem Mann von so strengen Begriffen militärischer Disziplin. Unschlüssig setzte er seinen Rückzug gegen die preußische Grenze hinter Macdonald her fort, während General von Diebitsch, dessen Unterhändler der Oberstleutnant Clausewitz war, den preußischen General fortwährend mit Anträgen bestürmte. Ein aufgefangenes Schreiben des Marschalls Macdonald an den Minister des Auswärtigen, Maret, Herzog von Bassano, worin ziemlich deutlich von der Absetzung Yorks und seiner besten Offiziere die Rede war, ein Brief des Kaisers Alexander, worin er sich bereit erklärte, mit dem König ein Bündnis abzuschließen, und Preußen die Wiederherstellung seiner Macht vom Jahr 1805 zusicherte, sowie die Mitteilung des russischen Oberbefehlshabers Wittgenstein, daß er in den nächsten Tagen bereits bei Tilsit eintreffen werde, brachten Yorks Entschluß, sich von Frankreich loszusagen, zur Reife. Die Lage war so geworden, daß er nur noch die Wahl hatte, mit Gewalt die russischen Linien zu durchbrechen und sich zu Macdonald durchzuschlagen, oder die friedliche Vereinbarung abzuschließen. So kam am vorletzten Tage des Jahres die Konvention von Tauroggen mit dem General Diebitsch zum Abschluß, wonach das preußische Heer für neutral erklärt wurde und in den Landstrich zwischen Memel und Tilsit zurückging, um dort die weitern Befehle des Königs zu erwarten. Jubelnd vernahmen die preußischen Truppen die Kunde von dem Vertrag.

Die Konvention von Tauroggen.

30. Dez. 1812.

Bedeutung des Abfalls von York. Es war einer der kühnsten und entscheidendsten Schritte, die jemals ein Unterthan auf eigne Verantwortung unternommen. Männer der starren militärischen Disziplin haben es fast als Meuterei und Hochverrat bezeichnet, daß der Feldherr auf eigne Faust mit dem Feind abschloß, gegen den ihn sein König gesandt. Der General erkannte wohl die Tragweite seines Verfahrens und wußte, daß ihm dabei „der alte Kopf auf den Schultern wackelte". Der König, die Hof- und Militärkreise haben die eigenmächtige That auch nie ganz verziehen. Allein die Rechtfertigung lag in der Erkenntnis, daß der König, wenn er seiner innern Gesinnung hätte folgen dürfen, niemals seine Truppen gegen Rußland hätte ziehen lassen, daß Preußen nur widerwillig und gezwungen an Frankreich Heeresfolge geleistet, daß die Rettung der Monarchie nur im Bund mit dem Zaren zu hoffen sei und daß in der furchtbaren Spannung jener kritischen Tage es der rücksichtslos durchgreifenden Entschlossenheit eines Mannes bedürfe, in dessen Hände das Geschick die Entscheidung, wenn auch mit Gefahr des eignen Kopfes, gelegt. Es war eine jener verhängnisvollen Stunden, wo die Macht des Schicksals die Menschen und ihre Entschlüsse und Erwägungen unwiderstehlich mit fortreißt. Die Konvention von Tauroggen wurde allenthalben als eine That von hohem selbstlosem Patriotismus gefeiert; es fiel dem Volk gleichsam ein Alp von der gedrückten Brust. Wäre York mit seinen frischen Truppen bei den Franzosen geblieben und hätte Front gegen die Russen gemacht, so hätten die letztern schwerlich den Niemen überschritten; der Krieg wäre zum Stillstand gekommen, Napoleon hätte sich in Deutschland halten und wieder erholen können, und die ganze europäische Geschichte hätte vielleicht eine andre Wendung genommen.

Verwerfung der Konvention. Der König nach Breslau. In den amtlichen Kreisen Berlins herrschte auf die Kunde von Yorks That die äußerste Bestürzung; noch war ja die französische Gewalt in unmittelbarster Nähe und die russische Hilfe in weiter Ferne. Man unterließ nichts, um den Argwohn Napoleons zu zerstreuen und das Festhalten an dem französischen Bündnis zu beteuern: Fürst Hatzfeldt wurde nach Paris gesandt, um die Bundestreue Preußens zu versichern. Der Vertrag von Tauroggen wurde verworfen; York und Massenbach wurden des Kommandos entsetzt; es erging der Befehl, sie vor ein Kriegsgericht zu stellen. Allein es geschah doch auch nichts, diesem Beschluß thatsächlichen Nachdruck zu geben. Im Gegenteil erfolgte die Abreise
22. Jan. 1813. des Königs von Potsdam, in fluchtähnlicher Eile, meist auf ungebahnten Nebenwegen, nach Breslau, wo er aus dem Bereich der Franzosen war und den Russen die Hand bieten konnte. Schon hatte auch der russische Feldherr Graf Wittgenstein die preußische Grenze im Vertrauen auf das Abkommen mit York überschritten. Es war alles in Ungewißheit und spannungsvoller Schwebe: das Heer war größtenteils mit den Russen verbündet, ein Volksaufstand gegen die Franzosen nahe am Ausbruch, aber die Regierung zögerte noch wochenlang offen Partei zu ergreifen, wenngleich bereits der Antrag eines Schutz- und Trutz-

bündnisses vom König gestellt, vom Zaren bereitwillig angenommen worden. Derselbe Botschafter, Major von Natzmer, der die Verwerfung des Vertrags von Tauroggen und die Absetzung Yorks nach Königsberg zu melden hatte, unterhandelte im Hauptquartier des Zaren über ein Bündnis. Die Wiener Hofburg, an die Oberst Knesebeck in geheimer Mission gesandt wurde, gab wenigstens die Zusage, gegen einen preußisch-russischen Bund nicht feindlich aufzutreten.

Die russischen Generale, die in Ostpreußen eingezogen waren, traten anfangs in gebieterischer Weise auf und machten alle Anstalten, das Land bis zur Weichsel für den Zaren in dauernden Besitz zu nehmen. Es lag darin ein neuer Antrieb, möglichst bald zwischen Russen und Franzosen endgültig zu wählen, um nicht zwischen beiden zerrieben zu werden. In der Provinz Preußen herrschte der beste Mut, alsbald eine allgemeine Volksbewaffnung gegen Frankreich ins Werk zu setzen, zumal als York das Amt des Generalgouverneur wieder übernommen hatte. Jene ohnehin armen Landschaften waren durch die Kriege der letzten Jahre bis aufs Mark ausgesogen. Die Wunden, die der Feldzug von 1806 und 1807 geschlagen, waren noch nicht geheilt; sie waren noch sichtbar in den verwüsteten Feldern, in verödeten Dörfern und zertrümmerten Städten; nun war der Durchzug von Hunderttausenden mit dem ganzen aussaugenden System solcher riesigen Heereszüge hinzugekommen. Der Haß und die Erbitterung waren in diesem kernhaften Volk der Grenzmark aufs höchste gestiegen. Allein es fehlte bei der Zurückhaltung der Berliner Regierung anfangs an einem ausschlaggebenden Willen, der die Bewegung in die richtigen Bahnen geleitet hätte. Der vom König verleugnete York sowenig wie der Oberpräsident von Auerswald hielten sich für befugt, die allgemeine Landesbewaffnung anzuordnen oder ohne Ermächtigung des Monarchen die Landstände nach Königsberg einzuberufen. In diesem Augenblick kam der Freiherr vom Stein, der sich seit dem Frühjahr 1812 als Ratgeber des Kaisers Alexander in Rußland befand und dessen erregbaren Sinn für seine großen Pläne zur Befreiung Deutschlands zu gewinnen wußte, in Königsberg an, ausgerüstet mit der umfassendsten Vollmacht des Zaren, die Verwaltung der Provinz bis zu dem endgültigen Übereinkommen mit dem König zu übernehmen und alle Kräfte des Landes für den Krieg gegen Frankreich in Bewegung zu setzen. Eine seiner ersten Maßregeln war die Aufhebung der Kontinentalsperre und die Öffnung der Ostseehäfen für den freien Handel. Freilich kam man dem neuen Gebieter, der unter russischer Autorität auftrat, mit Mißtrauen und Zurückhaltung entgegen, wenngleich der frühere leitende Minister noch in größtem und allgemeinem Ansehen stand. Die durchfahrende Heftigkeit und Rücksichtslosigkeit Steins, der lediglich mit russischer Vollmacht in Preußen schaltete, seine rauhe Diktatorenart verletzte auch die besten und opferwilligsten Patrioten, selbst Auerswald und Schön, den Regierungspräsidenten von Gumbinnen, die gegen die Einberufung der Stände unter Autorität des Zaren Bedenken trugen und befürchteten, an Stelle der Franzosen möchte sich die russische

[Randnotizen: Die Erhebung in Ostpreußen. — 21. Jan. 1813.]

Okkupation dauernd im Land festsetzen. Es kam zu heftigen Zerwürfnissen und leidenschaftlichen Zornesausbrüchen zwischen Stein und den leitenden Männern der Provinz. Allein der Glaube an die patriotischen Absichten des preußischen Reformators, die Macht seines gewaltigen Willens und die zwingende Not des Augenblicks vermochten endlich doch soviel, daß man über die Formlosigkeit des Verfahrens hinwegsah und den Generallandtag von Ost- und Westpreußen nebst Litauen einberief, „um die Eröffnungen des Bevollmächtigten des Kaisers von Rußland zu vernehmen". Der Regierungspräsident von Schön erwarb sich um die Versöhnung der schroffen Gegensätze große Verdienste.

Landtag von Königsberg. 5.—9. Febr. 1813.

In der Königsberger Ständeversammlung, die im Gegensatz zu den russischen Einflüssen ihre gesetzmäßige Autorität in York anerkannte, gab sich der lebendigste und feurigste Patriotismus kund, der einmütige Entschluß, zur Rettung des Heimatlandes Gut und Blut darzubringen; es war der würdige und erhebende Beginn der deutschen Befreiung, eine Frucht des frischen opferwilligen vaterländischen Geistes, den die vorangegangene Reformzeit geweckt. Der frühere Minister Graf Alexander Dohna und der Oberbürgermeister Heidemann von Königsberg erwarben sich die wesentlichsten Verdienste um den ersprießlichen Erfolg des Landtags. Die allgemeine Landesbewaffnung, die in Königsberg beschlossen wurde, bestand in der Verpflichtung aller kriegstüchtigen Männer von achtzehn bis fünfundvierzig Jahren zum Dienst in der Landwehr; die Provinz machte sich anheischig, auf eigne Kosten 30,000 Wehrmänner ins Feld zu schicken; daneben sollte noch der Landsturm, mit bäuerlichen Waffen ausgerüstet und nur in rohen Umrissen militärisch organisiert, im Fall eines feindlichen Angriffs auf die Provinz aufgeboten werden. Eine von den Ständen erwählte Generalkommission übernahm an Stelle der ordentlichen Regierungsbehörden die Durchführung der beschlossenen Maßregeln. Die königliche Bestätigung dieser eigenmächtig getroffenen Organisationen blieb lange aus; das alte Mißtrauen gegen die naturwüchsigen Regungen des Volksgeistes übte noch immer seine Wirkung, so sehr sich auch die Königsberger Versammlung bemühte, ihre loyale königstreue Gesinnung zu bethätigen und die russische Autorität nicht weiter aufkommen zu lassen, als es der Zwang der Umstände mit sich brachte. Allein trotz der Zurückhaltung der amtlichen Kreise, die noch immer an der Gewohnheit der alten absoluten Ordnungen festhielten, nahm die Volksbewaffnung in Ostpreußen ihren unaufhaltsamen Fortgang, und als die Stunde schlug, da man mit höchster Bewilligung in den Krieg ziehen durfte, stand die östliche Grenzmark als die erste kampfgerüstet da. Es war die Morgenröte der Freiheit, die in jenen Tagen im Osten aufflammte und die noch von dichten Wolken verhüllte deutsche Welt erhellte.

2. Der Bund von Kalisch und die Erhebung Preußens.

Schon in der Reise des Königs nach Breslau hatte alle Welt die Einleitung zum Anschluß an Rußland erblickt. Und in der That wurde jetzt bald der Zwang der Thatsachen über alle Bedenklichkeiten Herr. Man hätte vielleicht, wenn Napoleon mit Preußens Hilfe den Sieg wieder an seine Fahnen fesselte, auf Dankbarkeit rechnen können; die Vergrößerung der Monarchie hätte, um ein Gegengewicht gegen Rußland zu schaffen, im eignen Interesse der Franzosen liegen müssen. Auf der andern Seite konnte die russische Übermacht für Preußen sehr gefährlich werden. Trugen doch die russischen Generale und Staatsmänner ihr Verlangen nach Ostpreußen, nach Preußisch-Polen und dem Weichselgebiet mit Thorn und Danzig offen genug zur Schau. Die Demütigung von Tilsit war auch noch unvergessen. Wer bürgte dafür, daß nicht noch einmal Preußen die Kosten der Aussöhnung zwischen Frankreich und Rußland tragen würde! Allein der damaligen Volksbewegung gegenüber, die sich in Ostpreußen bereits gewaltsam Bahn gebrochen hatte und in andern Teilen der Monarchie nur noch mühsam zurückgehalten wurde, konnte nur die eine Politik, Krieg gegen Frankreich im Bund mit Rußland verfolgt werden. Als einst der König im Breslauer Schloß am Fenster stand und mit Scharnhorst seine Zweifel an der Ausdauer und dem Opfermut seines Volks besprach, näherte sich ein langer Wagenzug. Es waren achtzig Wagen mit Freiwilligen aus Berlin. Und als Scharnhorst fragte, ob Majestät sich nun überzeuge, rollten dem König die hellen Thränen aus den Augen. Auch die Ankunft Steins in Breslau trug bei, den Ausschlag bei dem schwankenden unschlüssigen König zu geben, wenn man gleich dem russischen Ratgeber in den amtlichen Kreisen viel Mißtrauen entgegenbrachte. Mit rastloser Energie betrieb Stein trotz schwerer körperlicher Leiden die Erhebung Preußens gegen Napoleons Zwingherrschaft. Seine Darstellung der Sachlage war von überzeugender Kraft, zumal auch die letzten Sendungen an den französischen Hof nur ausweichend und unbefriedigend beantwortet wurden. Schwanken des Königs.

Scharnhorst wurde jetzt ins russische Hauptquartier nach Kalisch gesandt, und hier kam ein Bundesvertrag zum Abschluß, worin sich Rußland zur Stellung von 150,000, Preußen von 80,000 Mann für den Krieg gegen Frankreich verpflichtete. Der Zar sicherte seinem Bundesgenossen zu, ihn in die alte Machtstellung vor dem Krieg von 1806 zurückzuführen; die zu erwartenden Eroberungen in Norddeutschland und der polnische Landstrich, welcher die Verbindung zwischen Schlesien und Westpreußen bildet, sollten einen abgerundeten zusammenhängenden preußischen Staat wiederherstellen. Auf weitergehende polnische Ansprüche, die längst nur eine Last für Preußen gewesen, verzichtete der König und der Zar weidete sich an dem Gedanken, aus dem Herzogtum Warschau, das nach der Niederlage Napoleons in seine Hände gefallen war, ein konstitutionelles Polenreich unter russischem Zepter zu bilden. Über die genauere Gestaltung Bund von Kalisch. 28. Febr. 1813.

der künftigen Grenzen Preußens aber wurden leider keine Verabredungen getroffen und es kam darüber später zu ernsten Verwickelungen. Schon wurde in dem Kalischer Vertrag auch die Mitwirkung Österreichs in Aussicht genommen.
19. März 1813. Bald darauf wurde in Breslau ein weiterer Vertrag unterzeichnet, welcher die Vorschriften über die Besetzung und Verwaltung der zu befreienden deutschen Gebiete enthielt. Es wurde danach ein Zentralverwaltungsrat eingesetzt, an dem russische und preußische Vertreter teilnahmen. Diese Behörde sollte in den besetzten deutschen Ländern die vorläufige Verwaltung führen, deren Hilfsquellen, namentlich die militärischen, für die Verbündeten flüssig machen, ihre Einkünfte einziehen. Der Verwaltungsrat trat unter dem Vorsitz Steins, als russischen Vertreters, ins Leben; u. a. nahm auch der Regierungspräsident von Schön daran teil. Das neue Amt stieß aber bei dem Mißtrauen der Mächte und der Angst der deutschen Fürsten vor Schmälerung ihrer Souveränität bald auf die größten Schwierigkeiten.

Militärische Anordnungen. Seitdem Scharnhorst in Breslau die Leitung der militärischen Angelegenheiten wieder in die Hand genommen, kam frisches Leben in die kriegerischen Vorbereitungen. Es wurde in umfassendster Weise gerüstet, gegen wen, wurde freilich zunächst nicht ausgesprochen. Die uns bekannten Organisationen, welche der geniale militärische Reformator ins Leben gerufen (S. 268 ff.), bewährten jetzt ihre Gediegenheit. Die zahlreichen kriegsgeübten Mannschaften, die nach kurzer Dienstzeit entlassen worden, wurden nunmehr einberufen und damit die Linienbataillone auf die volle Kriegsstärke gebracht; zweiundfünfzig neue Reservebataillone wurden errichtet. Den Befreiungen von der Dienstpflicht, die auch nach Aufhebung des Werbesystems noch für zahlreiche Gegenden und Städte sowie für die besitzenden und gebildeten Klassen bestanden und gerade den besten Teil der Nation dem Waffendienst entzogen, wurde durch Errichtung der frei-
3. Febr. willigen Jäger zu Fuß und Pferd begegnet, welche als selbständige Abteilungen den Linienregimentern beigegeben wurden, sich selbst bekleideten und beritten machten und aus den bessern Volksklassen hervorgingen, die nach den bisherigen Kantonsgesetzen vom Dienst befreit waren. Diese Jägerabteilungen sollten eine Pflanzschule für Offiziere sein, deren man dringend bedurfte, und durch die Aussicht auf mancherlei Beförderungen und Auszeichnungen suchte man die jungen Männer der besitzenden Klassen zum Eintritt zu bewegen. Eine ähnliche Stellung nahmen die in verschiedenen Provinzen errichteten „Nationalkavallerieregimenter“ ein, ebenfalls aus freiwillig und mit eigner Ausrüstung dienenden Männern bestehend. Aber noch mißtraute man der Opferbereitschaft
9. Febr. der Nation. Daher folgte wenige Tage später die Aufhebung aller Befreiungen von der Wehrpflicht für die Dauer des Kriegs. Die bisher Befreiten zwischen dem siebzehnten und vierundzwanzigsten Jahr, die nicht freiwillig in die Jägerabteilungen eingetreten, sollten danach zwangsweise in die Regimenter eingestellt werden, eine Bestimmung, welche allerdings die Freiwilligkeit jener Truppe stark

in Frage stellte, sich aber auch bald als Ausfluß eines ganz unberechtigten Mißtrauens erwies, ebenso wie die andern Verordnungen und Strafandrohungen, welche der Kriegsdienst-Entziehung entgegenwirken wollten. Allein alle diese Anstalten, so wertvoll sie waren, genügten nicht in einem solchen Kampf auf Leben und Tod. Es galt nicht allein die wehrfähige Jugend zum Kriegsdienst heranzuziehen, sondern das ganze Volk unter die Waffen zu rufen, der Armee der Linie einen festen Rückhalt in einer starken Landwehr zu geben. Scharnhorst griff jetzt seine alten Pläne einer allgemeinen Landesbewaffnung wieder auf und, wie das Beispiel Ostpreußens zeigte, kam er damit nur der Stimmung des Volks entgegen. Die Errichtung der **Landwehr** und des **Landsturms** Landwehrordnung vom
wurde jetzt allgemein ins Werk gesetzt und damit bald eine Verstärkung des 17. März 1813.
Heeres von ganz unerwarteter Höhe erzielt. Das Kreuz mit dem Wahlspruch: Mit Gott für König und Vaterland! am Helm der Landwehr wurde seit der Zeit das militärische Ehrenzeichen Preußens. Der Orden des eisernen Kreuzes, gestiftet am Geburtstag der Königin Luise (geboren 10. März 1776, gestorben 10. März.
19. Juli 1810), war den Tapfern ein Sporn und eine Mahnung an die eiserne Zeit. Die edle Königin, die bei dem Unglück ihres Vaterlandes soviel gelitten und den Tag der Erhebung nicht mehr erlebte, galt den Patrioten als der Schutzgeist ihrer heiligen Sache.

Die Landwehr bestand aus Fußvolk und Reiterei; ihre Aushebung und Bildung wurde von den Kreisen betrieben, die hierzu einen Ausschuß einsetzten. Dieser rief die wehrfähigen Männer vom siebzehnten bis zum vierzigsten Jahr zusammen und forderte zum freiwilligen Wehrdienst auf; was an der zu stellenden Mannschaft noch fehlte, wurde durch das Los ausgehoben. Die Offiziere bis zum Hauptmann aufwärts wurden von dem Kreisausschuß gewählt und vom König bestätigt. Die Ausrüstung, die zunächst den Gemeinden oder Kreisen oblag, war, namentlich anfangs, oft recht dürftig und beeinträchtigte nicht selten die Kriegstüchtigkeit dieser Truppen; die Landwehr war nicht einmal allgemein mit Gewehren bewaffnet, sondern teilweise nur mit Piken. Die Mängel, die diesen neuen Organisationen anhaften mußten, besserten sich aber im Lauf des Kriegs und bald konnte die Landwehr den geschulten Linienregimentern würdig an die Seite treten. Im nächsten Monat erfolgte als Schlußstein des 21. April, veröffentlicht
allgemeinen Aufgebots die Verordnung über den Landsturm: „Jeder Staatsbürger, 8. Mai.
der nicht schon bei dem stehenden Heer oder der Landwehr gegen den Feind steht, ist verpflichtet, sich zum Landsturm zu stellen, wenn das Aufgebot eintritt. Der Landsturm tritt überall ein, wo der Feind versucht in unser Land zu dringen. Ist der Fall des Aufgebots eingetreten, so ist der Kampf, wozu der Landsturm berufen wird, ein Kampf der Notwehr, der alle Mittel heiligt.“ Alle Männer vom fünfzehnten bis zum sechzigsten Lebensjahr, unbärtige Jungen und müde Greise, wurden zum Landsturm verpflichtet. Die Vorschriften für dieses letzte mit den rohsten Waffen ausgerüstete Aufgebot mußten den Krieg zu einem Kampf auf Leben und Tod machen und zeugten von finsterer, wilder Entschlossenheit. Es war die letzte Kraft des Volks, die hier angerufen ward, und auch ihr fiel ein rühmlicher Anteil an dem großen Krieg zu, wenn auch die eigentliche militärische Organisation beim Landsturm selbstverständlich viel zu wünschen übrig ließ und in offner Feldschlacht diese Truppen nur wenig zur Verwendung kamen.

Freischaren. Das Gesamtergebnis dieser neuen Formationen, zu deren Durchführung das ganze Land in vier Militärgouvernements geteilt wurde, wird auf über 250,000 Mann berechnet, darunter die Hälfte Landwehr, eine staunenswerte Leistung für die preußische Monarchie des Tilsiter Friedens. Zu den regulären Truppen gesellten sich alsdann noch die Freischaren, meistens aus dem außerpreußischen Deutschland gebildet. Unter ihnen hat keine größern Ruhm erlangt, als Lützows „wilde verwegene Jagd". Die von den Majors von Lützow und von Petersdorff, ehemaligen Schillschen Offizieren, errichtete „Schar der Rache", in der schwarzen Uniform, die „Poesie des Heeres", zählte die edelsten Jünglinge in ihren Reihen und hat sich im Gedächtnis der Nachwelt ganz besonders als der Ausdruck jenes ritterlichen waffenfrohen Geistes der Befreiungskriege erhalten. Zu den Lützowern, deren Namen bei vielen Waffenthaten aufs ehrenvollste genannt wurde, drängte sich in edelster Begeisterung die Jugend der bessern Stände, meist Studenten; zu ihnen gehörten u. a. Theodor Körner, der durch seine Lieder und seinen Tod das Korps verherrlichte, der „Turnvater" Jahn, Karl Friedrich Friesen, ein ritterlicher Jüngling, der im folgenden Jahr in Frankreich meuchlings von Bauern erschossen wurde. Auch das Heldenmädchen Leonore Prochaska diente unerkannt unter den freiwilligen Jägern. „Deutschland steht auf," schrieb damals Körner, „der preußische Adler weckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung zu einer deutschen Freiheit. Laßt diese große Zeit nicht kleine Menschen finden!"

(Ludw. Adolf Wilhelm von Lützow. 1782–1834.)

Kriegserklärung und Aufruf. Die Begeisterung und Hingebung, die sich bei diesen Rüstungen allenthalben im Volk zeigte, ermutigte die Regierung nunmehr zum letzten Schritt: der Kriegserklärung an Frankreich. Zugleich wandte sich der König, ein im absoluten Preußen unerhörter und die neue Zeit ankündigender Vorgang, unmittelbar an die Nation in eindringlichen, warmen und erhebenden Worten. Der berühmte Aufruf an mein Volk, aus Breslau erlassen, von dem Staatsrat von Hippel verfaßt, hielt in einfachen ergreifenden Worten dem Volk vor Augen, aus welchen Ursachen und zu welchen Zwecken man in den Krieg zog.

(16. März 1813.) (17. März.)

Es hieß darin: „Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litauer! Ihr wißt, was Ihr seit sieben Jahren geduldet habt, Ihr wißt, was Euer trauriges Los ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich. Bleibet eingedenk der Güter, die unter ihnen unsre Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unsrer mächtigen Verbündeten, der Russen, der Spanier und Portugiesen. Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden, denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering die Zahl und die Mittel unsrer Feinde, aber welche Opfer auch von einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsre Existenz, unsre Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg gibt es,

als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang". In ähnlichen warmen und begeisternden Worten sprach der König in einem Aufruf: An Mein Kriegsheer.

„Und nun stand es auf, das alte waffengewaltige Preußen, das Volk der Slawenkämpfe, der Schwedenschlachten und der sieben Jahre, und ihm geschah wie jenem Helden der germanischen Sage, der beim Anblick seiner Fesseln so in heißem Zorn entbrannte, daß die Ketten schmolzen." Die grenzenlose Mißhandlung Preußens hatte in der Nation einen solchen Groll gegen die fremde Zwingherrschaft erzeugt, daß des Königs Ruf an die wehrfähigen Männer eine unglaubliche Begeisterung, einen patriotischen Aufschwung, wie kaum jemals wieder in der Weltgeschichte, erzeugte. Es waren Tage der Erhebung, welche die Schmach und das Elend vieler Jahre vergessen ließen. Das Volk steht auf, der Sturm bricht los, sang der Dichter der Freiheitskriege. Es gab nur noch einen Gedanken: das Vaterland ist in Gefahr. In aller Herzen klang die Mahnung: „Es ist Ein Feind, vor dem wir alle zittern, und Eine Freiheit macht uns alle frei." Der Andrang zum Kriegsdienst und die allgemeine Opferfreudigkeit überstiegen alle Erwartungen. Von der Kraft, die einem freien tüchtigen Volk innewohnt, gewann man jetzt erst einen Begriff. Die Begeisterung ergriff alle Stände und Alter; wer nur die Waffen tragen konnte, selbst Knaben und Greise, entzogen sich den gewohnten Beschäftigungen und den Armen der Lieben, um sich der Befreiung des Vaterlandes zu widmen. Studenten und Lehrer verließen die Hörsäle, Beamte ihre Stellen, junge Edelleute den elterlichen Wohnsitz; sie ergriffen Flinte und Tornister und stellten sich als gemeine Krieger in eine Reihe mit dem Handwerker, der aus der Werkstätte ausgezogen, und mit dem Bauer, der die Pflugschar mit dem Schwert vertauscht hatte. Selbst mehrere Mädchen dienten bei den Freiwilligen, ohne daß ihr Geschlecht erkannt worden. Die vaterländische Erhebung war mit einem tiefen religiösen Ernst verbunden; aus der Predigt und vom Genuß des Abendmahls hinweg zogen die Freiwilligen in den heiligen Krieg; die friedlichen Prediger auf den Kanzeln verwandelten sich in feurige Rufer zum Streit. Wer nicht ins Feld ziehen konnte, teilte von seiner Habe mit; auch die Ärmsten im Volk brachten dem Vaterland bereitwillig ihre Gaben und Opfer dar. Freudig wurden die größten Anforderungen für Verpflegung und Ausrüstung der Truppen erfüllt, und was an freiwilligen Liebesgaben auf dem Altar des Vaterlandes niedergelegt wurde, übertraf die kühnsten Erwartungen. Man kann noch heute die Verzeichnisse der patriotischen Spenden, die ein jeder nach seinen Kräften brachte, nicht ohne Rührung durchmustern. Die Gaben an barem Geld, an Schmuck und Kostbarkeiten, an den Bedürfnissen zur Ausrüstung und Verpflegung der Krieger, zur Heilung der Verwundeten und Kranken, flossen in immer steigender Fülle zusammen. Tausende von goldenen Trauringen wurden eingeschmolzen und den Spendern ein Eisenreif mit der Inschrift: Gold gab ich für Eisen, eingehändigt. Die rührendsten Gaben

Allgemeine Opferfreudigkeit.

wurden dargebracht; ein schlesisches Mädchen, Ferdinande von Schmettau, opferte ihr prachtvolles Haar und wurde dafür weithin gefeiert. Frauenvereine traten ins Leben und leisteten bald in den Lazaretten die besten Dienste. So bereitete sich ein ganzes Volk, jeder nach seiner Kraft, zum heiligen Krieg vor.

Die patriotische Litteratur. Die lang geknebelte Presse durfte jetzt ihre Schwingen wieder regen und half wacker mit an dem vaterländischen Werk der Befreiung. Patriotische Aufrufe, Gedichte, Flugblätter, Schmäh- und Spottschriften gegen Napoleon erschienen in massenhafter Zahl und steigerten die allgemeine Erregtheit; es erwuchs eine populäre Litteratur, welche die Stimmungen und Ereignisse des Tages begleitete, wie einst im Reformationszeitalter. Edle Vaterlands- und Freiheitssänger griffen in die Leier und strömten die Glut ihrer kriegerischen Begeisterung, ihres patriotischen Zornes in Liedern aus, die in ihrer ursprünglichen Kraft, ihrem überwallenden Gefühl, ihrer oft ans Wilde grenzenden Leidenschaft noch heutigen Tags das Gemüt mächtig ergreifen. Wer kennt nicht die frischen begeisterten Reiter-, Schlacht- und Freiheitslieder Körners, die geharnischten Sonette Rückerts, die schwermütigen Weisen des ritterlichen Max von Schenkendorf von Kaiser und Reich, die wilde haßerfüllte Hermannsschlacht des unglücklichen Heinrich von Kleist, die vorahnend mit greifbaren Zügen in den Gestalten des Teutoburger Waldes das Bonapartische Deutschland und seine Erhebung schilderte, die zornigen eisenklirrenden Gesänge Arndts? Des letztern Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann, in kerniger Bibelsprache gehalten, und seine Schrift: Was bedeutet Landsturm und Landwehr?, Jahns Deutsches Volkstum, gossen glühenden Kriegsmut und Haß gegen die Knechtschaft in die Massen. Eine gesunde, kernhafte, schlichte Natur, nicht von hohem poetischem Schwung, aber von aufrichtiger patriotischer Begeisterung, lebendigem Freiheitsdrang, tiefem Gemüt und einer echt volkstümlichen Ader, ist namentlich Arndt der litterarische Vertreter jener kraftvollen stürmisch bewegten Zeit geworden. Die Litteratur nahm teil an dem warmen Leben des Tages und an der großen Bewegung, die durch die Nation ging. Anstatt der kalten Ideale der antiken Kunst griff das jüngere Dichtergeschlecht in das reale Leben, ins Volkstümliche, in die heimatlichen Stoffe; der ästhetisch-kritische Zug unsrer klassischen Litteratur verlor für die Mitlebenden an Reiz. Die Geistesheroen aus der vergangenen Zeit, deren jugendliche Schwungkraft vorüber, wie namentlich Goethe, sahen sich einer fremden jungen Welt gegenüber, die sie nicht mehr verstanden, deren stürmischer unbändiger Drang mit ihrem eignen künstlerischen Stillleben in ebenso grellem Gegensatz war, wie die ungelenke heftige volkstümliche Sprache mit den schönen vornehmen Formen des klassischen Stils.

3. Berlin befreit. Aufruf von Kalisch. Fall von Hamburg.

Die lange Zeit der Ungewißheit und des Schwankens, die bis zur amtlichen Kriegserklärung Preußens an Frankreich verstrich, hatte auch auf die militärischen Unternehmungen der Russen lähmend eingewirkt. Das Vorrücken gegen die Weichsel und Oder fand nur sehr zögernd statt, und zu einer seltsamen Rolle waren die im Osten befehligenden preußischen Generale York und Bülow verurteilt, im Gedränge zwischen den Russen, die das ganze Land als Befreier und Freunde feierte, und den Franzosen, mit denen amtlich noch immer das Bündnis aufrecht erhalten wurde. Die preußischen Truppen mußten sich oft förmlich durch Russen und Franzosen durchschleichen, um nicht in unliebsame Verwickelungen zu geraten. Sowohl York, der die Streitkräfte in Ostpreußen bildete und zusammenzog, als Bülow um Graudenz und Borstell um Kolberg, bewiesen in dieser überaus schwierigen Lage die größte Umsicht, Klugheit und Festigkeit. Es war eine seltsame militärische Lage, in der sich Preußen damals befand; standen doch allenthalben die Bollwerke der französischen Macht, wenn auch unterwühlt, noch aufrecht, den Zusammenhang der verschiedenen Landesteile unterbrechend und die freie Verfügung über die Hilfsquellen störend. Im Januar und Februar rückte General Wittgenstein allmählich bis zur Oder vor, langsam folgte York; nirgends wagte der Vizekönig Eugen, der französische Oberbefehlshaber, ernstlichen Widerstand mehr zu leisten. Bereits im Februar schweiften die Kosaken um Berlin und General Tschernitschew mit dem kühnen Parteigänger Tettenborn konnte einen dreisten Streifzug in die Stadt unternehmen, trotz der starken französischen Besatzung. Überall wurden die Befreier, selbst in der Gestalt von Kosaken und Baschkiren, freudig begrüßt; nur mit Mühe konnte das Volk von der offenen Erhebung gegen die Franzosen abgehalten werden. Anfangs März war bereits die ganze Elblinie mit Ausnahme weniger Festungen geräumt. Auch Berlin wurde vom Marschall Gouvion St.-Cyr aufgegeben. Ohne Gegenwehr besetzte die russische Vorhut unter dem Fürsten Repnin die preußische Hauptstadt und wenige Tage später folgte das Hauptheer unter Wittgenstein. Mit Jubel wurde der russische Feldherr empfangen, noch größer aber war die Freude des Volks, als York einzog, der kurz zuvor in seiner militärischen Ehre wiederhergestellt und durch ein Kriegsgericht von aller Schuld freigesprochen worden. Jetzt erst, als die Hauptstadt wieder im Besitz des Königs war, erfolgte die Bekanntmachung des russischen Bündnisses, die Kriegserklärung an Frankreich nebst den andern amtlichen Schritten zur Eröffnung des Kriegs, die wir erwähnt haben. Die feierliche Kundgebung des russisch-preußischen Bundes fand in einer Zusammenkunft der beiden Monarchen zu Breslau statt. Es wurde jetzt ein gemeinsamer Kriegsplan verabredet und die Frage des Oberbefehls geordnet. In der Mark sollte Wittgenstein, in Schlesien Blücher kommandieren, den Oberbefehl der hochbetagte Fürst Kutusow

Wittgenstein und York in Berlin.

20. Febr. 1813.

11. März.

15. März.

führen; als der früher verdiente, nachgerade aber altersschwach gewordene und ganz in den moskowitischen Ideenkreisen befangene Feldmarschall bald darauf (28. April) starb, trat Wittgenstein an seine Stelle.

Aufruf von Kalisch. Die patriotische Begeisterung, die in Preußen in den hellsten Flammen aufloderte, gedachte man auch in dem rheinbündischen Deutschland zu entzünden. Das nationale Gefühl und Bewußtsein konnte man freilich damals noch nicht stark in Rechnung ziehen; aber unter den Völkern, die seit Jahren ihr Gut und Blut für fremde Interessen darangesetzt und unsäglich unter der französischen Zwingherrschaft gelitten, konnte man doch tiefen Haß gegen den Despoten und die Sehnsucht voraussetzen, die Ketten abzuschütteln. Aus dem Hauptquartier 25. März 1813. von Kalisch erging der Aufruf an die Deutschen, worin die Herrscher von Rußland und Preußen den Fürsten und Völkern Deutschlands die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit ankündigten. Der Rheinbund, als eine Wirkung fremden Zwanges, könne ferner nicht geduldet werden; dagegen wurde Herstellung der deutschen Verfassung in lebenskräftiger Verjüngung und Einheit, ohne fremden Einfluß, allein durch die deutschen Fürsten und Völker, aus dem ureignen Geist des deutschen Volks verheißen: Möge jeder Deutsche, der des Namens noch würdig sein will, hieß es, rasch und kräftig sich anschließen, er sei Fürst, Edler oder stehe in den Reihen der Männer des Volks. Möge kein Fürst der deutschen Sache abtrünnig sein und sich dadurch reif zeigen der verdienten Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und durch die Macht gerechter Waffen! Es waren nationale Klänge, wie man sie damals zuerst in Deutschland zu hören begann. Der Freiherr vom Stein hatte die Anregung gegeben und selbst der moskowitische Hauch, der bei der Entstehung des Aufrufs wehte, die Unterschrift des Altrussen Kutusow, konnte die Wirkung nicht beeinträchtigen. Gleichzeitig ergingen ähnliche russische Aufrufe an die Bewohner Sachsens und Westfalens. Es war ein merkwürdiges Zeichen der neuen Zeit, selbst in den Aktenstücken des russischen Despotismus von Freiheit und Selbstbestimmung der Nationen reden zu hören! Es dauerte freilich nicht lange, bis man sich dieses warmen Tones fast zu schämen anfing.

Haltung der Rheinbundsfürsten, namentlich Sachsens. Im Volk, auch im Süden und Westen Deutschlands, blieben solche Worte nicht ohne zündende Wirkung; aber die Rheinbundsfürsten waren noch mit zu festen Ketten der Furcht, der Dankbarkeit, der Verwandtschaft an Napoleon gefesselt. Erst im Geschützdonner der nachfolgenden Weltschlachten wurde der Rheinbund gesprengt. Am meisten konnte man noch auf eine Erhebung in Sachsen hoffen; das Volk und die Armee waren von gutem Geist für die deutsche Sache erfüllt, das Land überdies im Machtbereich der Verbündeten und vom französischen Schutz abgelegen. Ratlos und unentschlossen hatte sich der alte König Friedrich August, ein im häuslichen Leben ehrenwerter, gutmütiger, aber an Geist und Charakter wenig begabter Fürst, mit seiner Familie, seinem Hof und seinen Schätzen außerhalb seines Reichs geflüchtet, erst nach

dem Vogtland, dann nach Regensburg und Prag; er fühlte sich dem französischen Kaiser, der ihm die Königswürde und das Herzogtum Warschau verliehen, der ihn stets mit Gunst und Vertrauen ausgezeichnet, tief verpflichtet; er hatte eine geradezu sklavische Verehrung für seinen hohen Bundesgenossen wie für ein übermenschliches Wesen. Auf der andern Seite aber fürchtete er auch die Rache der Verbündeten und wagte nach keiner Richtung entschieden Partei zu ergreifen. Sein ganzes Heer war in der Festung Torgau vereinigt; der Oberbefehlshaber, General von Thielmann, war durchaus für den Anschluß an die deutsche Sache gewonnen und verweigerte den Franzosen jede Hilfe. Thielmann war nahe daran, dem Beispiel Yorks zu folgen und konnte des Einverständnisses des größten Teils seiner Armee versichert sein. Bei einem Festmahl, welches an das Wallensteinsche Bankett erinnert, wollte er die Offiziere zum Übertritt auffordern, aber der Widerspruch des Generals von Sahr vereitelte das Vorhaben, zu dem auch Thielmann nicht den rechten Entschluß finden konnte. Der General nahm bald darauf seinen Abschied, trat in russische, dann in preußische Dienste und machte sich als kühner Parteigänger einen gefürchteten Namen. Ihm folgte sein Generalstabschef, der treffliche Festungsbaumeister Aster. So hielt Sachsen zu seinem schweren Schaden noch länger bei Napoleon aus.

27. April 1813.

Haltung der Mächte. Beitritt Schwedens zur Koalition.

In dem Riesenkampf, der sich jetzt erheben sollte, stand sonach zunächst Deutschland in zwei feindliche Lager getrennt; noch konnte der nationale Gedanke nicht zum Durchbruch kommen; in Württemberg wütete man sogar mit Ausnahmegerichten gegen jede deutsch-patriotische Regung. Nach den Schlachten von Lützen und Bautzen wurde in allen Kirchen des Rheinbunds Tedeum für die Siege Napoleons gesungen. Auch in Österreich zitterte zwar noch im Volk die Erinnerung an die Erhebung vom Jahr 1809 nach; allein die Metternichsche Vermittelungspolitik konnte sich für jetzt noch nicht zu kühnen Entschlüssen aufraffen. In Wien wollte man erst die Erfolge der Koalition abwarten und war über die Volkserhebung in Norddeutschland, die „jakobinische Gärung“ bedenklich. Auch die englische Regierung unter Lord Castlereagh war zurückhaltend und mißtrauisch; die günstige Gelegenheit zu einer Landung an der Nordseeküste ließ man ungenutzt vorübergehen. Dagegen trat jetzt ein neuer Bundesgenosse der schwedische Kronprinz, der Koalition bei. Bernadottes Streben war auf seine und seiner Dynastie Befestigung auf dem schwedischen Thron gerichtet; es schien ihm zu diesem Zweck das Wichtigste, eine Vergrößerung seines nordischen Reichs zu erlangen und für das verlorne Finnland einen Ersatz zu suchen. Als solchen ersah er sich Norwegen aus und warb schon seit Jahresfrist, bald bei Napoleon, bald bei Rußland, um Unterstützung für diesen Plan. Schon im Jahr 1812 waren mehrere Verträge zwischen Rußland und Schweden abgeschlossen worden, worin der Kronprinz eine Landung an der norddeutschen Küste versprach, der Zar demselben dafür die Abtretung von Norwegen zu erwirken zusicherte, nötigenfalls mit Waffengewalt. Für Dänemark wurde eine Entschädigung in Deutschland

in Aussicht gestellt. Während des russischen Feldzugs wurden diese Pläne wieder vertagt, und erst als die große Niederlage Napoleons bekannt wurde, brach der vorsichtige und zweideutige Gascogner offen mit Frankreich. Er
3. März 1813. schloß ein Bündnis mit England, worin ihm für die Landung in Norddeutschland Hilfsgelder und die Mitwirkung zur Erwerbung Norwegens zugesichert
22. April. wurden. Gleich darauf folgte auch ein schwedisch-preußischer Bundesvertrag. Aber in dem großartigen Völkerkrieg hatte der ehemalige französische Marschall nur seine besondern Interessen im Auge und seine Waffenhilfe zeigte sich von ziemlich zweifelhaftem Wert. Der Beitritt Schwedens zur Koalition, unter der Bedingung der Abtretung von Norwegen, hatte zur Folge, daß Dänemark bei dem Napoleonischen Bund festhielt. Kaiser Alexander, dessen Großmut damals in Deutschland soviel gefeiert wurde, scheute sich zwar nicht, den Dänen als Preis der Waffenhilfe die Hansestädte und die Gebiete an der Weser und Elbe, selbst Holland wiederholt in Aussicht zu stellen und sogar die Abmachungen über Norwegen abzuleugnen; noch Ende März erschien Fürst Dolgoruki mit solchen Anträgen in Kopenhagen; die russische Staatskunst leistete das Möglichste an Zweideutigkeit, um beide skandinavische Staaten zu gewinnen. Allein es fehlte der dänischen Regierung an Entschlossenheit und Mut zum Zugreifen, und als es endlich nicht mehr zu leugnen war, daß dem Kronprinzen von Schweden wirklich die Erwerbung von Norwegen zugesichert worden, da konnte vom Beitritt Dänemarks zur Koalition nicht mehr die Rede sein, wenn man auch in Kopenhagen noch längere Zeit die schwankende Haltung fortsetzte. Der Fall von Hamburg war die nächste Folge dieser zweideutigen trügerischen Beziehungen, in die man die skandinavischen Mächte zu dem deutschen Krieg brachte.

Vorgänge an der Niederelbe. Hamburg von der französischen Herrschaft befreit.

Nach der Einnahme von Berlin begannen alsbald die leichten Truppen Wittgensteins den kleinen Krieg der Streifzüge im Gebiet der untern Elbe. Das ganze Küstenland bis an die Ostsee mit den reichen Hansestädten war, wie uns bekannt (S. 394), als zweiunddreißigste Militärdivision dem französischen Reich einverleibt, durch unaufhörliche Erpressungen aufs schwerste gedrückt, durch die Handelssperre zur Verzweiflung gebracht worden. Das Volk trug die französische Herrschaft mit bitterstem Unwillen und blickte begierig nach jeder Aussicht, das Joch abzuschütteln. Wo die leichten russischen Reiter sich nur sehen ließen, wurden sie mit lautem Jubel aufgenommen und hatten bedeutende Erfolge, da die Städte bei der furchtbaren militärischen Erschöpfung Frankreichs meist nur schwach besetzt waren. In Hamburg, wo der General Carra St.-Cyr mit einem unzulänglichen Korps stand, gärte es bedenklich in der Bürgerschaft; es kam zu offenen Unruhen, die durch strenge Sicherheitsmaßregeln niedergeschlagen wurden, doch aber dem kommandierenden General ratsam erscheinen ließen, die Stadt voll unheimlicher Gärung zu räumen. Die Hamburger sagten sich alsbald von Frankreich los, stellten ihre alte Verfassung her und riefen den in der Nähe streifenden Kosakenoberst von Tettenborn, der

aus österreichischen in russische Dienste getreten, zu ihrem Schutz herbei. Mit überschwenglichen Freuden- und Ehrenbezeugungen empfangen, hielten die russischen Steppenreiter ihren Einzug in die reiche Hansestadt. Lüneburg, Lübeck, Stade folgten dem Beispiel Hamburgs und rissen die französischen Adler ab; der Herzog von Mecklenburg-Schwerin sagte sich vom Rheinbund los. Allein die Sicherung dieser Erfolge bestand zunächst nur in ganz schwachen Kosakenabteilungen, und die eignen Verteidigungsanstalten der Hamburger Bürgerschaft waren nicht der Art, um großes Vertrauen einzuflößen. Die Bedächtigkeit, Vorsicht und Zaghaftigkeit des Senats wirkte lähmend auf alle kühneren Organisationen. Auch war Tettenborn, „eine frische rheinländische Natur von vielseitiger Begabung und voll Lebenslust, als Parteigänger von wenigen übertroffen, für kühne und überraschende Reiterstücke wie geschaffen", doch bei seiner leichtfertigen Unbeständigkeit und seinem abenteuernden Sinn nicht der Mann zu einem so großartigen Unternehmen; er geriet in Streit mit dem Senat und die Kosaken wurden bald als lästige Gäste empfunden. Die verbündeten kriegführenden Mächte entfalteten der wichtigen Seestadt gegenüber nicht die nötige Energie, und die Hoffnung auf englische oder dänische Unterstützung erwies sich vollends als trügerisch. Zwar gelang den russischen Reitergeneralen Tschernitschew, Benkendorf, Dörnberg, dem uns bekannten Führer des hessischen Aufstandes, noch mancher glückliche Streifzug; in dem Gefecht von Lüneburg wurde General Morand in heftigem Straßenkampf empfindlich aufs Haupt geschlagen. Allein es zeigte sich doch sehr rasch, daß mit so unzulänglichen Streitkräften in jenen niederdeutschen Gegenden gegen die noch immer überlegenen französischen Armeen nichts auszurichten war. Die Verbündeten hielten ihre Kraft für den Kampf in Sachsen beisammen und gaben in kurzsichtiger Weise die Niederelbe preis.

18. März 1813.

2. April.

Erneutes Vordringen der Franzosen.

Die Franzosen hatten inzwischen ihre Truppenmacht im nordwestlichen Deutschland wiederhergestellt und verstärkt; der harte eiserne Marschall Davoust wurde zum Oberbefehlshaber in jener Gegend ernannt; unter ihm stand der General Vandamme, ein Mann von gigantischer Kraft und Gestalt, „der den Trotz eines Bonapartischen Soldaten mit der Wildheit eines jakobinischen Schreckensmannes verband". Furchtbare Strafgerichte ergingen über die Landschaften, wo sich Erhebungsversuche gezeigt hatten. In Wesel, Münster, Osnabrück und Bremen setzte Vandamme Militärkommissionen als Schreckensgerichte ein, die durch Bluturteile den Widerstand niederzuschlagen versuchten. An der untern Weser wurde gesengt und verwüstet, Geiseln wurden weggeschleppt und „Verräter" erschossen. Der schmählichste Mord wurde verübt an zwei Mitgliedern der provisorischen Regierungskommission von Oldenburg, die von dem flüchtigen französischen Präfekten selbst eingesetzt worden war und ihr Amt durchaus loyal verwaltet hatte. In einem empörenden Gerichtsverfahren, das seine Formen aus der alten Jakobinerzeit entlehnte, wurden die beiden angesehenen

Männer, v. Berger und v. Fink, in Bremen verurteilt und erschossen. Die reiche Handelsstadt an der Weser, die schon seit sieben Jahren unsägliche Drangsale erlitten, sah noch einmal die ganze erbarmungslose Härte des französischen Schreckenssystems über sich ergehen, durch das wohl noch für einen Augenblick die Napoleonische Herrschaft in Nordwestdeutschland befestigt, dafür aber auch der Haß ins Ungemessene gesteigert wurde.

Fall von Hamburg. Davousts Schreckensregiment. Auch das Schicksal Hamburgs konnte bald nicht mehr zweifelhaft sein. Auswärtige Hilfe kam nicht und die schwachen Bürgerwehren, die errichtet worden, waren im Verein mit den Tettenbornschen Kosaken nicht im stande, die Stadt gegen zwei französische Armeekorps zu halten. Es schien noch einmal, als wolle sich Dänemark der bedrohten Stadt annehmen. Die dänische Regierung schwankte lange, welche Partei sie ergreifen solle; sie ließ Hamburg besetzen und erklärte, die Stadt im Notfall verteidigen zu wollen. Die Franzosen aber ließen sich dadurch nicht beirren. Seit Mitte Mai wurde die Stadt heftig beschossen; die dänische Regierung schloß in jenen Tagen, als die Berichte vom sächsischen Kriegsschauplatz günstig für Napoleon lauteten und die Verhandlungen mit den Verbündeten sich zerschlugen, ihren Frieden mit dem französischen Kaiser, von dem sie in dem Besitz von Norwegen geschützt zu werden hoffte, räumte Hamburg und vereinigte die dänischen Truppen mit den französischen. Eine schwedische Heerabteilung unter General von Döbeln, die an Stelle der Dänen trat, wurde von dem unzuverlässigen Kronprinzen alsbald abberufen, der General selbst kriegsrechtlich bestraft, ein für die Haltung dieses verdächtigen Bundesgenossen während des ganzen Feldzugs maßgebender Vorgang. Damit war für Hamburg jede Hoffnung auf Rettung verschwunden. Oberst Tettenborn räumte die Stadt, die er nicht mehr zu halten vermochte, und die Franzosen, die seit mehreren Wochen die Belagerten immer enger eingeschlossen, konnten ohne große Gegen-
30. Mai 1813. wehr einziehen. Das eiserne Regiment, das der strenge unbeugsame Marschall Davoust jetzt in der „rebellischen" Stadt errichtete, wird in der Geschichte Hamburgs ewig unvergessen bleiben. Durch Gewalt und Schrecken sollte auf Napoleons Befehl die französische Herrschaft an der Elbe noch einmal befestigt werden. Eine unerschwingliche Strafkontribution von achtundvierzig Millionen Frank wurde angeordnet und die Bank ihrer Gelder beraubt. Die Stadt wurde in eine gewaltige Festung verwandelt, monatelang mußten die Bewohner an den Mauerwerken schanzen, schonungslos wurden ganze Stadtteile niedergerissen; ungeheure Magazine wurden angelegt, um die Stadt zu einem unüberwindlichen Bollwerk zu machen. Die militärische Disziplin und öffentliche Ordnung wurde mit eiserner Strenge aufrecht erhalten; blutige kriegsgerichtliche Exekutionen, Vermögensbeschlagnahme, Verhaftungen und Wegführungen von Geiseln und Angeklagten, wiederholten sich fortwährend in dieser unglücklichen „außer Gesetz" gestellten Stadt, ein Nachtstück Bonapartischer Schreckensherrschaft, das sich den Jakobinerzeiten ebenbürtig an die Seite stellte. Um der Gefahr des

Mangels an Lebensmitteln zu begegnen, wurden bei Beginn des Winters 25,000 Einwohner der ärmeren Stände mit größter Härte aus der Stadt getrieben. Durch solche Mittel gelang es, die französische Herrschaft in Hamburg noch ein volles Jahr aufrecht zu erhalten. Ähnlich ging es in Lübeck her, das ebenfalls wieder in französische Gewalt kam.

4. Lützen und Bautzen.

Napoleons Genie und organisatorisches Talent zeigten sich nie glänzender als in den ersten Monaten des Jahres 1813, da er sein zertrümmertes und aufgelöstes Heer aufs neue zu einer gewaltigen Kriegsmacht umschuf. Der Zauber seines Namens, die Schnellkraft und dämonische Energie seines Charakters waren noch wirksam genug, trotz der erschütternden Unglücksschläge sowohl in Frankreich als in Italien und den Rheinbundstaaten den Gedanken an Widerstand gegen diesen gewaltigen Willen niederzuhalten. In unglaublicher Schnelligkeit stampfte der Fuß des Imperators neue Armeen aus dem Boden; die erschöpften todmatten Länder mußten ihre letzte Kraft aufbieten. Neue Konskriptionen, die schon auf das Jahr 1814 vorgriffen, Nationalgarden, Freiwillige wurden in Eile zusammengerafft; der Senat bewilligte binnen weniger Wochen Aushebungen von über einer halben Million neuer Krieger, eine freilich teilweise nur auf dem Papier stehende Zahl, die das Ausland täuschen sollte. Die zertrümmerten Reste der großen Armee wurden gesammelt und wieder kriegstüchtig gemacht; in wenigen Wochen schon konnten neue Regimenter am Rhein, am Main und in Thüringen zu ihrer Unterstützung erscheinen. Ohne jede militärische Übung, oft ohne Waffen, zogen diese frischen jungen Truppen ins Feld, während des Marsches wurden sie aufs notdürftigste ausgebildet. Reiterei und Artillerie war fast gar nicht mehr vorhanden. Die Fähigkeit zum Ertragen der Kriegsbeschwerden war bei diesen jungen Truppen oft ebenso gering wie die Kampflust. Allein die rastlose energische Thätigkeit des wunderbaren Mannes wußte in kürzester Zeit aus diesen rohen Massen kriegstüchtige Armeekorps zu bilden, so daß Napoleon zum Erstaunen Europas wieder im Feld erscheinen konnte, noch ehe die Verbündeten den Angriff recht begonnen. Im April langte der Kaiser selbst auf dem deutschen Kriegsschauplatz an und brachte Kraft und Feuer in die militärischen Anstalten; hinter der Elbe stand bald wieder eine achtunggebietende und durchaus kriegsfähige französische Heeresmacht. Der Kaiser wußte wohl, daß dies der entscheidendste Kampf seines Lebens war, und die Unschlüssigkeit und zögernde Bedächtigkeit der Verbündeten erleichterten ihm die Aufgabe, die Welt noch einmal durch die Schnelligkeit seiner militärischen Bewegungen in Erstaunen zu setzen und durch neue Kriegserfolge zu blenden. Napoleons militärische Rüstungen.

Zum Schauplatz der entscheidenden Kämpfe hatte die Heeresleitung der Verbündeten das Königreich Sachsen ausersehen. Ende März, nachdem schon Gefechte bei Möckern. Die verbündeten Heere in Sachsen.

viel unersetzbare Zeit nutzlos verloren worden, setzten sich die russisch-preußischen Armeen dahin in Bewegung, aus der Mark Brandenburg das Heer Wittgensteins, bei dem die Preußen unter den Generalen York, Bülow und Borstell die Überzahl bildeten; aus Polen und Schlesien die Armeen Kutusows und Blüchers. Am rechten Elbufer stieß das Wittgensteinsche Heer auf den Vizekönig Eugen,
5. April 1813. der in Magdeburg sein Hauptquartier hatte. In den Gefechten bei Möckern erhielten die Preußen die Bluttaufe; sie schlugen an drei Stellen den überlegenen Feind in heißem Kampf zurück und zwangen den Vizekönig zum Rückzug über die Elbe. Es war ein würdiger Anfang des Befreiungskriegs, und die ungestüme Tapferkeit, welche die Preußen in diesen hitzigen Gefechten bewiesen, zeugte von dem neuen Geist, der über das Volk und Heer gekommen. Ein Versuch
17. April. Kleists, Wittenberg den Franzosen zu entreißen, mißlang dagegen, wie denn überhaupt die meisten preußischen Festungen noch geraume Zeit in den Händen des Feindes blieben und dadurch die Abzweigung starker Beobachtungskorps nötig machten. In Sachsen fand Ende April die Vereinigung der russisch-preußischen Armeen statt. Die im Hauptquartier herrschende Bedächtigkeit verzögerte ungebührlich den Vormarsch des schlesischen Heeres unter Blücher und der russischen Hauptarmee, bei der sich die beiden Monarchen befanden. Dresden räumten die Franzosen ohne Kampf, als die Blüchersche Vorhut unter dem russischen General Wintzingerode erschien; vorher aber ließ der Marschall Davoust, um den Feinden den Stromübergang zu erschweren, zwei Bogen der prachtvollen
19. März. Elbbrücke in die Luft sprengen, eine That, die ihm in ganz Deutschland die bittersten Vorwürfe zuzog, wenn sie auch militärisch gerechtfertigt sein mochte. Endlich zogen auch die verbündeten Monarchen mit der Hauptarmee über die
24. April. Elbe und in Dresden ein; aber die Hoffnung, den König von Sachsen zum Anschluß zu bewegen, erwies sich als eitel. Wohl wurden die Verbündeten auch in Dresden mit begeistertem Jubel empfangen. Eine schleunigere Ankunft hätte vielleicht den Anschluß Sachsens erzwingen können. Schon aber war der günstige Augenblick versäumt. Napoleon selbst stand bereits mit einem starken Heer in Thüringen und sein drohendes Wort hatte den König Friedrich August aufs neue an die französische Fahne gefesselt.

Schlacht bei Lützen (Großgörschen) 2. Mai 1813. Zu der Langsamkeit und Bedächtigkeit der Verbündeten bildete die rasche Entschlossenheit des Franzosenkaisers einen auffallenden Gegensatz. Trotz der vorangegangenen erschütternden Unfälle erschien er zuerst wieder im Feld und ging alsbald zum Angriff über. Die Genialität der Führung und der Zauber des Bonapartischen Namens mußten die Mängel der jungen, ungeübten, hastig zusammengerafften Truppen gut machen. Mit etwa 120,000 Mann, einer den Gegnern überlegenen Streitmacht, überschritt er den Thüringer Wald und näherte sich in der großen sächsischen Ebene, die so oft zum Schauplatz entscheidender Kämpfe gedient, den Verbündeten. In der furchtbaren Schlacht, die nach Lützen oder Großgörschen genannt wird, fesselte der Imperator noch ein-

mal den Sieg an seine Fahnen. Der treffliche Schlachtenplan Scharnhorsts kam nicht zur Ausführung; der Oberbefehlshaber General Wittgenstein beging Fehler auf Fehler, während dem Feldherrnblick Napoleons, der sich an diesem Tage schonungslos aussetzte und seine jungen Truppen mit höchster Begeisterung zu erfüllen wußte, sowie der Umsicht des Marschalls Ney keine Schwäche des Feindes entging. Um die Dörfer Rahna, Caja, Groß- und Kleingörschen, Starsiedel wurde furchtbar mörderisch gekämpft; wiederholt wechselte der Besitz dieser Positionen und bis zum Eintritt der Finsternis schwankte der Sieg. Am Ende aber behauptete Napoleon, der am Nachmittag mit frischen Truppen anlangte, doch das Schlachtfeld. Die Preußen unter Blücher und York hatten das Beste gethan und waren von den Russen keineswegs in genügender Weise unterstützt worden; ihre Tapferkeit und Todesverachtung war über jedes Lob erhaben. Die vaterländische Begeisterung, welche die Edelsten der Nation ins Lager trieb, hatte ihre Feuerprobe bestanden. „Selbst die Toten," sagt Plotho, „lagen da mit verklärtem Angesicht, denn sie waren mit dem Gefühl aus der Welt gegangen daß sie ihr Vaterland und sich selbst gerächt. Man hörte keinen Klageton der Verstümmelten, weil die edleren Gefühle selbst den Schmerz besiegen, keine Trauer über den gefallenen Freund und Waffenbruder, denn er war ja ruhmvoll gefallen." Blücher war so ergrimmt, daß er noch in später Nacht einen Reiterangriff unternahm, der freilich nichts weiter erzielte, als den Franzosen gewaltigen Schreck einzujagen. Napoleon war auch keineswegs berechtigt, in seinen Bülletins dermaßen mit dem großen Sieg zu prahlen, wie er es that; der schließliche Erfolg war nur mit äußerster Anstrengung erfochten worden, nachdem bis in den Abend hinein die Preußen entschiedene Vorteile errungen, und vielen schien es überhaupt zweifelhaft, ob die Verbündeten statt des Rückzugs nicht lieber die Schlacht erneuern sollten. Jedenfalls konnte der Rückzug in vollster Ruhe und Ordnung angetreten werden und glich durchaus nicht der Flucht eines geschlagenen Heeres. Die Opfer auf beiden Seiten waren furchtbar. Unter den Gefallenen beklagten die Franzosen den tapfern Marschall Bessières, Herzog von Istrien. Auch Scharnhorst, der voll Zorn und Schmerz die unglückliche Wendung der Schlacht vernahm, empfing die Todeswunde, „der deutschen Freiheit Waffenschmied". Seine letzten Kräfte benutzte er noch zu einer Reise nach Österreich, um den Beitritt des Kaiserstaats zur Allianz zu bewirken. Da ereilte den Ermatteten und Kranken der Tod in Prag, am 28. Juni 1813. Er war, wie Arndt in einer schönen Elegie singt, der würdigste Bote, der den Helden der teutonischen Vorzeit im Schattenreich die Mär von der deutschen Erhebung bringen durfte. „Tragischer hat keiner geendet von den schöpferischen Geistern unsrer Geschichte. Ohne Scharnhorst kein Leipzig, kein Belle-Alliance, kein Sedan, und der die Saat so vieler Siege streute, sollte selber Preußens Fahnen niemals glücklich sehen."

Rückzug der Verbündeten. Der König von Preußen und seine Heerführer hätten den Kampf gern alsbald wieder erneuert; allein im russischen Hauptquartier wurde der Rückzug über die Elbe beschlossen, um den heranziehenden Verstärkungen näher zu sein und der französischen Übermacht auszuweichen. Es konnte nicht fehlen, daß dieser wenn auch noch so ruhmvolle Mißerfolg in der ersten Schlacht die Stimmung des Volks drückte und besonders die nationale Erhebung in den Rhein-
2. Mai 1813. bundstaaten lähmte. Die Eroberung von Halle durch den General Bülow konnte den schlimmen Eindruck der Niederlage nicht entkräften. Zunächst erfüllte sich jetzt das Geschick Sachsens. Der in Prag weilende König Friedrich August, der lange einen Entschluß nach keiner Seite hin zu fassen vermocht, den Franzosen sowohl als den Verbündeten seine Truppen und Festungen verweigert und geglaubt hatte, im Verein mit Österreich eine Neutralitäts- und Vermittelungspolitik einhalten zu können, folgte jetzt willenlos dem Geschick, das seine kurzsichtigen Ratgeber, der Minister Graf von Senfft und General von Langenau, verschuldet hatten. In drohenden Worten ließ ihm Napoleon befehlen, augenblicklich nach Dresden zurückzukehren, Torgau den Franzosen zu öffnen, die sächsischen Truppen zum General Reynier stoßen zu lassen, widrigenfalls er aufgehört habe zu regieren. Der alte kleinmütige Fürst willigte in alle Forderungen „seines allergnädigsten Gebieters" und zog unter dem Schutz französischer Bajonette wieder in Dresden ein, eine der letzten demütigenden Szenen, an die der Bonapartismus die deutschen Fürsten gewöhnt hatte. Den Oberbefehl über die sächsischen Truppen, 12,000 Mann, darunter vorzügliche Reiterei, erhielt jener General von Sahr, der die Abfallgelüste Thielmanns vereitelt hatte; Torgau, mit überreichem Kriegsmaterial, wurde den Franzosen ausgeliefert. Napoleon folgte den Verbün-
5. 12. Mai. deten, unter wiederholten Gefechten, wie bei Kolditz und Bischofswerda, unaufhaltsam über die Elbe nach, und sein wunderbar rascher Übergang über den Strom ist als eine außerordentlich geschickte militärische That gepriesen worden. In der Gegend von Bautzen trafen die Heere wieder aufeinander, und auch hier erleichterten die schwankenden unsichern Anordnungen im Hauptquartier der Verbündeten, wo der Kaiser Alexander fortwährend in den Oberbefehl eingriff, dem großen Strategen seine Aufgabe. Die Alliierten zögerten solange mit dem Angriff, bis Marschall Ney,
19. Mai. der bei Königswartha und Weißig hitzige Gefechte mit Barclay und York bestanden, sich mit Napoleon vereinigte und so eine ansehnliche Übermacht versammelt war; es mochten etwa 130,000 Franzosen gegen 80 bis 90,000 Verbündete stehen.

Schlacht bei Bautzen 20. 21. Mai 1813. Die große zweitägige Schlacht bei Bautzen und Wurschen gab Napoleon und seinen kriegskundigen Marschällen, Oudinot, Macdonald, Marmont, Ney, dem aus Spanien herbeigekommenen Soult, aufs neue Gelegenheit, ihre strategischen Talente in glänzender Weise zu entfalten, während auf seiten der Verbündeten schon bei der allzuweit ausgedehnten Aufstellung Fehler begangen, der Schlachtplan Napoleons verkannt, die Anordnungen der Feldherren durch die persönlichen Eingriffe Kaiser Alexanders, der sich mit Unrecht für einen großen

Strategen hielt, durchkreuzt wurden, und zur rechten Zeit immer der Entschluß fehlte, auf den gefürchteten Gegner den Angriff zu unternehmen. Bis zum Mittag des zweiten Kampftages wußte Napoleon den Feind im Irrtum über seinen eigentlichen Schlachtplan zu halten und ihn dadurch von dem Neyschen Korps umgehen zu lassen. Die Verbündeten haben in dieser großen Schlacht die zäheste Tapferkeit bewiesen; der heldenmütige Widerstand, den Kleist dem Spreeübergang des Generals Bertrand entgegensetzte, die erbitterten Kämpfe desselben Feldherrn und Blüchers um den Besitz des Dorfes Preititz, gehören zu den rühmlichsten Waffenthaten dieses Kriegs. Auf dem linken Flügel der Verbündeten wurden die Korps von Oudinot und Macdonald entschieden geschlagen; auf dem rechten freilich ebenso entschieden das schwache Korps Barclays und auch das Zentrum war stark erschüttert. Dabei aber war der Verlust der Franzosen weit größer als der der Verbündeten und der Rückzug konnte in der vollkommensten Ordnung, ohne Hinterlassung von Geschützen und Trophäen, ausgeführt werden. „Nach einer solchen Schlächterei," rief Napoleon selbst aus, „kein Ergebnis, keine Gefangenen! die Leute werden mir nicht einen Nagel übrig lassen." Allein es war doch immer ein Rückzug und eine zweite verlorne Schlacht; man mußte bis Schlesien zurückweichen, und der niederschlagende moralische Eindruck auf die Welt konnte nicht ausbleiben, so sehr man sich auch im Hauptquartier der Verbündeten Mühe gab, die Lage günstiger darzustellen als sie war.

An Wittgensteins Stelle übernahm nach der Schlacht von Bautzen der Kriegsminister Barclay de Tolly den Oberbefehl, ein kriegskundiger und tapferer Feldherr. Unter fortwährenden Gefechten wurde der Rückzug an die Oder bewerkstelligt, und der zähe Widerstand, den die Verbündeten allenthalben leisteten, bewies, daß ihre Kräfte durchaus noch nicht erschöpft waren. Napoleon selbst betrieb die Verfolgung mit äußerster Energie und feurigem Eifer; aber sein großer Mangel an Reiterei machte sich sehr fühlbar. Die Rückzugsgefechte bei Reichenbach, Markersdorf und namentlich bei Haynau, wo Blüchers Reiterei in einem kecken Überfall sich glänzend bewährte, hemmten den Vormarsch der Franzosen und stimmten die Hoffnungen sehr herab, die Napoleon auf die Verfolgung gesetzt. Bei Markersdorf fiel General Duroc, Herzog von Friaul, Großmarschall des Palastes, wenige Schritte von Napoleon, durch eine Kugel tödlich getroffen. Der Tod dieses vertrauten Gefährten, der sowohl als Diplomat wie als Feldherr sich hervorgethan und durch Liebenswürdigkeit, Treue und Anhänglichkeit sich die Gunst seines Gebieters ganz besonders erworben, ging dem Kaiser sehr nahe; zum erstenmal schien eine dunkle Ahnung über die Wechselfälle des Lebens seine Brust zu beschleichen; in tiefem Brüten und düsterer Verschlossenheit sah man ihn am nächtlichen Wachtfeuer sitzen. Die Siege glichen den frühern nicht mehr; mit ungeheuern Opfern waren öde Schlachtfelder erkämpft, ohne Beute, ohne Siegeszeichen, ohne entscheidenden Erfolg. Aber das Verhängnis wie sein eigner Stolz und Übermut rissen den Imperator fort.

Weiterer Rückzug der Verbündeten und Rückzugsgefechte.

26. Mai 1813.

Bedrohung der Mark Brandenburg. Die Erfolge der Franzosen wurden zwar in ganz Norddeutschland mit Schmerz und Besorgnis vernommen, allein die patriotische Hingebung und kriegerische Begeisterung des Volks überdauerte auch diese Schläge. Berlin und die Mark Brandenburg waren wieder aufs äußerste bedroht; General Bülow, der die Aufgabe hatte, die Hauptstadt und die Mark zu decken, war in großer Besorgnis und zog sich in die unmittelbare Nähe von Berlin zurück; Verschanzungen wurden aufgeworfen, die Bildung der Landwehr und des Landsturmes hastig betrieben, namentlich als nach der Lützener Schlacht das Neysche Korps gen Norden zog. Allein der Sturm ging diesmal vorüber. Nach der Schlacht von Bautzen zog Oudinot nordwärts gegen die Mark heran, fand aber in Bülow 28. Mai, 4. Juni 1813. einen aufmerksamen und tapfern Gegner. Bei Hoyerswerda und bei Luckau kam es zu äußerst erbitterten Gefechten, die ohne eigentliche Entscheidung blieben, aber wesentlich dazu beitrugen, den guten Geist in der Hauptstadt und bei den Truppen aufrecht zu halten.

5. Die Zeit des Waffenstillstands.

Der Waffenstillstand. Im russischen Hauptquartier herrschte seit längerer Zeit Abneigung gegen die Fortsetzung des Kriegs: man glaubte für fremde Interessen zu kämpfen, das Heer bedurfte der Erholung, Verstärkung und Wiederherstellung. General Barclay bestand darauf, den Rückzug bis Polen fortzusetzen, um dort neue Kraft zu sammeln; es wäre das Ende der Koalition gewesen und die preußischen Heerführer rieten, lieber den Kampf allein fortzusetzen als auch Schlesien zu räumen. Aber Preußen allein war dem siegreichen französischen Kaiser nicht gewachsen, zumal die Volksbewaffnung noch immer im Rückstand war. Der Gedanke, eine Pause in dem Waffengang eintreten zu lassen, mußte daher auch bei der preußischen Heeresleitung mehr und mehr Eingang finden, als die einzige Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang des Kriegs in der damaligen kritischen Lage. Eröffnete sich doch während dieser Zeit die Aussicht, den Beitritt Österreichs zur Koalition, der immer mehr als Notwendigkeit zur glücklichen Beendigung des Kriegs anerkannt wurde, zu erreichen. Auch Napoleon ergriff den Vorschlag einer Waffenruhe mit Eifer. Die jungen Rekruten, aus denen sein Heer größtenteils bestand, waren aufs äußerste erschöpft. „Die Züge seines Heeres," sagt Häusser, „glichen nicht mehr den gedrungenen eisernen Körpern früherer Feldzüge; sie wurden bald zu losen Haufen, die einem verworrenen Knäuel gleich sich die Heerstraßen hinwälzten. Die Not der Verpflegung, meistens durch mangelhafte Einrichtung verursacht, trug rasch ihren Teil zur Auflösung bei. Wilden Banden gleich, mit zahlreichen Nachzüglern, durchzogen die Sieger von Großgörschen und Bautzen die unglücklichen Gegenden, durch die ihr Weg sie führte; Plündern und Verwüsten ward zur Gewohnheit." Der tapfere Widerstand der Verbündeten rückte ein siegreiches Ende des Feldzugs noch in weite Ferne; Napoleons Versuche,

den Kaiser Alexander zu einem Sonderfrieden zu verlocken, waren gescheitert; er stand vor der Welt noch groß und bewundert da nach zwei siegreichen Schlachten; er konnte hoffen, die Waffenruhe werde entweder zu einem günstigen Frieden führen oder aber ihm Gelegenheit geben, sein Heer kriegstüchtiger zu machen und neue umfassende Rüstungen vorzunehmen. Er hätte zu jener Zeit wohl auch einen vorteilhaften Frieden erlangen können, hätte sein Stolz es über sich vermocht, die österreichischen Vermittelungsvorschläge anzunehmen. Es lag nur an ihm, daß aus dem Waffenstillstand nicht der Friede hervorging, sondern ein neuer Krieg, der zum Untergang des Imperators und zum Heil Deutschlands ausschlug. Der Waffenstillstand, der nach mehrtägigen Verhandlungen zu Pläswitz und Poischwitz vereinbart wurde, setzte durch eine Abgrenzungslinie einen neutralen Raum zwischen den beiden Heeren im wesentlichen nach dem in jenem Augenblick behaupteten Gebiet fest; doch verstand sich Napoleon zur Räumung der soeben wieder besetzten Stadt Breslau; sein hauptsächlicher Stützpunkt blieb Sachsen. Die Berechnung, welche Napoleon an den Abschluß des Waffenstillstands knüpfte, daß es ihm während dieser Zeit gelingen werde, als der Überlegene im Feld zu erscheinen, hat sich freilich hinterher nicht bewahrheitet, und er selbst hat auf St. Helena bitter über jenen größten Fehlgriff seines Lebens geklagt. Damals aber schien es der Welt, als ob er mit dem Waffenstillstand einen bedeutenden Erfolg errungen habe, und namentlich in Preußen gab sich eine tiefe Niedergeschlagenheit kund, da man fürchtete, es bereite sich ein schmähliches Ende des mit soviel Begeisterung unternommenen Kriegs vor.

4. Juni bis 20. Juli 1813.

Krieg! — schrieb damals Arndt — Krieg schallte es von den Karpathen bis zur Ostsee, vom Niemen bis zur Elbe; Krieg rief der Edelmann und der Landbewohner, der verarmt war, Krieg der Bauer, der sein letztes Pferd unter Vorspannen und Fuhren tot trieb, Krieg der Bürger, den die Einquartierungen und Abgaben erschöpften, Krieg der Tagelöhner, der keine Arbeit finden konnte, Krieg die Witwe, die ihren einzigen Sohn ins Feld schickte, Krieg die Braut, die den Bräutigam zugleich mit Thränen des Stolzes und des Schmerzes entließ.

Niederlage der Lützower bei Kitzen.

Nach Abschluß des Waffenstillstandes fand noch ein Ereignis statt, das damals in ganz Deutschland viel Aufregung und Entrüstung hervorrief. Das Treiben der Parteigänger im Rücken des Heeres, welche die Verbindungen unterbrachen, Transporte abfingen, die Wege unsicher machten, kleine Truppenabteilungen überfielen, war den Franzosen sehr lästig geworden; unter allen diesen Freischaren zeichnete sich neben den Lützowern ganz besonders das kleine Reiterhäuflein des Rittmeisters von Colomb durch Kühnheit aus. Ein Schlag gegen diese lästigen Freibeuter lag längst in der Absicht der französischen Heeresleitung. Die Lützower Freischar, die durch Zuzug aus allen Gegenden mächtig angeschwollen war, ohne daß es ihr doch gelungen wäre, in den bisherigen Kämpfen bedeutend einzugreifen, hatte nach der Bautzener Schlacht einen verwegenen Streifzug nach dem Harz, Thüringen und Franken in dem Rücken des Feindes unternommen.

Obgleich Lützow nun von dem Abschluß des Waffenstillstandes hörte und kraft desselben verpflichtet war, sofort auf das rechte Elbufer zu gehen, hielt er sich doch, sei es aus Sorglosigkeit oder mit dem vollen Inhalt des Vertrags nicht bekannt, noch länger im feindlichen Gebiet auf und gab dadurch Napoleon eine gewisse Berechtigung, durch den General Arrighi, Herzog von Padua, die verhaßte „Räuberbande", die langsam und arglos ihren Rückzug vollführte, feind-
17. Juni 1813. lich angreifen zu lassen. Bei **Kitzen**, in der Nähe des Lützener Schlachtfeldes, stand die kleine Reiterschwadron Lützows, als sie von zehnfach überlegenen Feinden, darunter auch zwei württembergische Regimenter unter General Normann, überfallen und fast vollständig niedergehauen wurde. Nur wenigen, darunter der Führer selbst und der schwerverwundete Dichter Körner, gelang es, sich zu retten. Die schwarze Schar erholte sich nie ganz wieder von diesem Unfall. Mochten die Lützower immerhin nach dem Wortlaut des Waffenstillstandes der Form nach im Unrecht gewesen sein, sich zu jener Zeit noch im Bereich der feindlichen Waffen aufzuhalten: die deutsche Nation verabscheute den unritterlichen Überfall als einen feigen und heimtückischen Banditenstreich, der dem bittern Haß gegen Napoleon und seine Schergen neue Nahrung gab.

Die österreichische Politik.

Während des Waffenstillstandes wurden die diplomatischen Versuche der Verbündeten, Österreich zum Anschluß an die Koalition zu bewegen, mit vermehrtem Eifer wieder aufgenommen. Die Haltung dieses Reichs bei dem Wiederausbruch des Kriegs mußte entscheidend für den Erfolg des neuen Waffengangs werden. Es fehlte in Österreich bis hinauf in die aristokratischen, geistlichen, militärischen, höfischen Kreise nicht an Kriegslust und an Neigung, das aufgezwungene französische Bündnis abzuwerfen, namentlich als die erschütternden Nachrichten aus Rußland ihrem ganzen Umfang nach bekannt wurden. Allein es dauerte noch geraume Zeit, bis die kalte zurückhaltende Politik des Kaisers Franz II. und Metternichs es für geraten hielt, den natürlichen Interessen Österreichs wie der Stimme der Nation Folge zu geben. Man glaubte zuerst die Entwicklung der Dinge abwarten zu müssen und sich nach keiner Seite zu fest einlassen zu dürfen. Schon die Haltung des österreichischen Korps unter Schwarzenberg bei dem Rückzug aus Rußland bewies, daß man in Wien keineswegs gedenke, sich für die Napoleonische Sache aufzuopfern; neben den offiziellen Freundschaftsversicherungen an den Imperator gingen unausgesetzt geheime Verhandlungen mit Rußland, Preußen, England einher. Bis in den Herbst 1812 reichten die Verständigungsversuche zwischen Österreich und Preußen über eine gemeinschaftliche Politik zurück. „Zeit zu gewinnen und geschickt zu lavieren, nach beiden Seiten hin zu lauern, wo die geringste Gefahr und der größte Vorteil zu erlangen war, und wenn es irgend anging, durch eine geschmeidige Vermittelung sich zwischen die streitenden Parteien zu werfen, das mußten die Wege einer Politik sein, wie sie Metternich einschlug. Innere Sympathien für die deutsche und europäische Sache, die gegen Napoleon auszufechten war, fielen hier nicht ins Gewicht; wenn von persönlicher Hinneigung die Rede war, so empfand sie Metternich ohne Zweifel viel eher für Napoleon, als für die Reformer in Preußen oder für die Russen." Leichtfertig, haltlos, ohne Grundsätze und Festigkeit, wie der Mann, war auch seine Politik. Die drohende Übermacht Rußlands und der nationale freisinnige Zug, der durch die preußische Erhebung ging, waren der Wiener Staatskunst nicht minder bedenklich als die Napoleonische Gewaltherrschaft. Auf die patriotischen

Aufrufe aus Norddeutschland fahndete die österreichische Polizei mit Eifer; gegen einige Führer des Tiroler Aufstands, wie Hormayr, die im Einverständnis mit hochstehenden Personen, selbst Erzherzog Johann, auf eine neue Erhebung sannen, wurde mit aller Strenge eingeschritten, damit nicht Volksbewegungen das kunstvolle Netz der Diplomaten durchkreuzten. Doch deuteten die Berichte der französischen Gesandten in Wien, des bürgerlich-republikanischen Otto und nach dessen Abberufung des hocharistokratischen Grafen Narbonne, mit immer größerer Dringlichkeit auf einen nahen Umschwung in Österreich hin. An die Stelle der Allianz trat allmählich die Friedensverwendung, dann die bewaffnete Intervention, endlich der offene Bruch, und Napoleon hat zu seinem Unglück durch Hochmut und Trotz diese Entwickelung beschleunigt. Es war Metternich anfangs mit einer Friedensvermittelung, welche die französischen Interessen ausgiebig gewahrt, die Rhein- und Alpengrenze, die Stellung in der Schweiz und Italien dem Napoleonischen Kaiserreich zugestanden hätte, vollkommen Ernst. Allein der französische Kaiser gewann es zu seinem Verderben nicht über sich, diese „goldene Brücke" zu betreten und wesentliche Änderungen an dem Umfang und dem System seiner Herrschaft in Aussicht zu stellen; niemals werde er sich dazu herbeilassen, vom Reich etwas loszureißen, was durch Senatsbeschlüsse förmlich mit demselben vereinigt sei. Durch prahlerische hochmütige Reden suchte er die innere Schwäche seiner Macht zu verhüllen. Durch das geringe Entgegenkommen gegen die österreichischen Vermittelungsvorschläge trieb er die Wiener Regierung immer mehr den Verbündeten in die Arme. Um noch einmal den Versuch zu machen, Österreichs energische Mitwirkung am Krieg zu erlangen, überbrachte Narbonne einen Vorschlag nach Wien, der 10. April 1813. nichts Geringeres als die vollständige Teilung Preußens enthielt. Die Monarchie sollte danach auf das Gebiet am rechten Weichselufer beschränkt werden, Schlesien an Österreich, das übrige an Sachsen und Westfalen fallen. Allein mit solchen Anerbietungen, welche nur das Napoleonische System in Europa durch die österreichischen Waffen befestigen wollten und gewaltige Kriege um einen sehr unsichern Preis in Aussicht stellten, wurde jetzt schon kein großer Eindruck mehr in Wien erzielt. Die Mission des Fürsten Schwarzenberg nach Paris vermochte die Spannung und das Mißtrauen nicht mehr zu beseitigen. Insbesondere drängte jetzt Narbonne ungeduldiger, als es Napoleon wünschte, auf die Entscheidung. Er übergab Metternich eine Note, worin bestimmt 21. April. verlangt war, daß der Allianzvertrag vom März 1812 treu eingehalten und namentlich auch der Führer des österreichischen Hilfskorps in Polen, General Frimont, angewiesen werde, seinen Rückzug nicht weiter fortzusetzen, eine Forderung, die Metternich wenige Tage später mit der Erklärung beantwortete, daß Österreich als bloße Hilfs- 26. April. macht am Krieg nicht mehr Anteil nehmen könne und daß die Bestimmungen der Allianz von 1812 aufgehört hätten auf die gegenwärtige Lage anwendbar zu sein. Auch die Schlacht bei Lützen machte nicht den Eindruck in Wien, den Napoleon hoffte, ein Beweis, daß sie nirgends als ein entscheidender Erfolg betrachtet wurde. Es wurde jetzt Graf Bubna zu Napoleon, Graf Stadion ins Lager der Verbündeten geschickt, um Mitte Mai. die österreichische Friedensvermittelung energischer zu betreiben, die als Grundlage der Ausgleichung die Abtretung Illyriens, die Auflösung des Rheinbundes und des Herzogtums Warschau, Herausgabe der französischen Erwerbungen zwischen Ems, Weser und Elbe und Wiederherstellung Preußens vorschlug. Napoleon wies solche Anträge, obwohl sie ihm noch immer die Rheingrenze, die Schweiz, Belgien, Holland, Italien überließen, unwillig zurück; sein Stolz sträubte sich immer mehr gegen die österreichische Vermittelung, die Miene machte, ihre Forderungen mit den Waffen zu unterstützen. Er hätte sich weit lieber unmittelbar mit Kaiser Alexander verständigt und versuchte noch einmal beim Zaren mit den Tilsiter Trugkünsten zum Ziel zu kommen. Vor der

Bautzener Schlacht wurde Caulaincourt mit lockenden Anerbietungen, welche die russische Herrschaft bis zur Weichsel ausgedehnt und aus Preußen einen polnisch-russischen Vasallenstaat gemacht hätten, ins Hauptquartier Alexanders geschickt. Aber diese Lockungen verfingen jetzt nicht mehr; Caulaincourt wurde gar nicht angenommen, sondern auf die verhaßte österreichische Vermittelung hingewiesen. Der Versuch, die Alliierten zu trennen, mißlang also und deren Einvernehmen mit Österreich ward täglich inniger, wie sich schon in der Reise des Kaisers Franz und Metternichs nach Gitschin, in die Nähe des Hauptquartiers der Verbündeten, kund gab.

Verträge von Reichenbach. In dieser kritischen und unentschiedenen Lage wurde der Waffenstillstand abgeschlossen, und Napoleon gedachte seine Rüstungen so zu fördern, daß er mit den drei Mächten vereinigt fertig zu werden vermöchte. Inzwischen schloß sich
14. 15. Juni 1813. die große Koalition enger zusammen. England erneuerte zu Reichenbach in Schlesien seine Verträge mit Preußen und Rußland, worin das Maß der britischen Hilfsgelder und der militärischen Leistungen der Kontinentalmächte festgestellt war. In dem englisch-preußischen Vertrag machten sich wieder einmal die welfischen Interessen und der Einfluß des hannöverschen Ministers in London, Graf Münster, recht bemerklich, und Hardenbergs schwache Nachgiebigkeit ließ ganz unberechtigte Ansprüche aufkommen. Von der Herstellung Preußens war viel weniger die Rede als von der Abrundung Hannovers. Nicht nur die alten hannöverschen Erblande sollten zurückerstattet, sondern die welfische Herrschaft um 250,000 bis 300,000 Seelen vermehrt, Hildesheim, Ostfriesland, Lingen zugestanden werden, und diese Ansprüche der welfischen Hauspolitik zahlte England mit seinen, freilich ziemlich mageren Subsidien; für die preußische Monarchie, die doch die gewaltigsten Opfer zum Krieg brachte, wurde nur die Herstellung in den Grenzen von 1806 zugesagt. Einige Tage nach den englischen Allianzverträgen erfolgte, ebenfalls zu Reichenbach, bedingungsweise der
27. Juni. Beitritt Österreichs zur Koalition. Die Wiener Regierung verpflichtete sich danach, für den Fall daß Frankreich die von Österreich als vermittelnder Macht vorgeschlagenen Bedingungen bis zum 20. Juli nicht angenommen habe, den Krieg an Napoleon zu erklären. Diese Bedingungen bestanden, wie wir oben angedeutet, in der Rückgabe Illyriens an Österreich, in der Auflösung des Herzogtums Warschau und dessen Verteilung unter die drei verbündeten Mächte, in der Räumung der besetzten Festungen in Preußen und Polen, in der Auslieferung von Danzig an Preußen, in der Abtretung der nordwestdeutschen Küstenländer, insbesondere der Herstellung der Hansestädte. Lehnte Frankreich diese Vorschläge ab, so verpflichtete sich Österreich zur sofortigen Teilnahme am Krieg, und erst dann sollte die vollständige Auflösung des Rheinbundes, die Zurückgabe Hannovers an England, die Aufhebung der Vasallenherrschaften französischer Prinzen in Deutschland gefordert werden. Daß Napoleon die österreichischen Vorschläge annehmen werde, glaubte niemand mehr, und wohl nur in dieser Voraussicht gingen die Verbündeten von Kalisch auf Bedingungen ein, die trotz der russischen Katastrophe die französische Macht über halb Deutschland aufrecht erhalten haben würden.

Am Tage vor Abschluß des Reichenbacher Vertrags hatte Metternich die berühmte Unterredung zu Dresden mit Napoleon, die von Mittag bis in die Nacht währte. In heftigen Vorwürfen machte der französische Kaiser seinem langverhaltenen Groll über die undankbare und wortbrüchige österreichische Vermittelungspolitik Luft, und wies die ihm angesonnene „Kapitulation", wie er die doch wahrhaftig nicht ungünstigen Friedensbedingungen nannte, entschieden und drohend zurück. Zuvor müsse das Blut von Generationen vergossen sein und auf den Höhen des Montmartre mit ihm unterhandelt werden. Im Oktober werde er wieder in Wien sein, äußerte er drohend. „Eure Souveräne, die auf dem Thron geboren sind, können die Empfindungen nicht begreifen, die mich bewegen; sie kehren überwunden in ihre Hauptstadt zurück und sind nicht weniger als sie vorher waren. Aber ich bin Soldat, ich bedarf der Ehre und des Ruhmes, ich kann mich nicht geschwächt inmitten meines Volks zeigen, ich muß groß, ruhmvoll und bewundert bleiben." An einen Erfolg der Friedensverhandlungen war bei solcher Stimmung nicht mehr zu denken. Gleichwohl nahm Napoleon die österreichische Vermittelung im Prinzip an. Es war ihm wohl nur um eine Verlängerung des Waffenstillstandes zu thun, die denn auch bis zum 10. August vereinbart wurde. Unterredung von Dresden. 26. Juni 1813.

Unter den geschilderten Umständen hatten die Friedensverhandlungen, die jetzt noch einmal auf einem Kongreß zu Prag auf Grund der österreichischen Vorschläge zwischen den kriegführenden Mächten veranstaltet wurden, keine Aussicht auf Erfolg. Keine der Mächte hatte aufrichtigen Willen oder auch nur noch Glauben an die Möglichkeit einer Verständigung. Der Kongreß war eine Theaterkulisse, hinter der die Vorbereitungen zum Krieg mit höchstem Ernst betrieben wurden. Die Gesandten der Verbündeten, Anstett für Rußland und Wilhelm von Humboldt für Preußen, hatten nur die Sorge, es könnte am Ende doch noch eine Verständigung zwischen Napoleon und Österreich gelingen, und der französische Kaiser hatte bei den ganzen Verhandlungen keinen andern Zweck, als den endgültigen Beitritt Österreichs zur Allianz noch hinauszuschieben. Seine Gesandten, Narbonne und Caulaincourt, blieben wochenlang ohne Vollmachten und Instruktionen, und so kam man denn überhaupt, nachdem die Eröffnung des Kongresses von Tag zu Tag verschoben worden, über Vorfragen und Formalien gar nicht hinaus. Inzwischen aber wurde ein tiefgeheimer Vertrag zwischen Österreich und England geschlossen, der nach Aufhebung der Napoleonischen Schöpfungen in Italien dem habsburgisch-lothringischen Kaiserhaus die herrschende Stellung in der Halbinsel sicherte, die Rückführung der Bourbonen nach Neapel und der andern entthronten Fürstenhäuser verhieß. Wenige Tage vor Ablauf des Waffenstillstands versuchte Napoleon noch einmal, immer in der Absicht, wenigstens im Anfang des Kriegs das österreichische Schwert noch in der Scheide zu halten, eine gesonderte Verständigung mit Metternich; es scheint, daß er bis in die letzte Stunde an einen Krieg mit Österreich nicht glaubte; allein Der Friedenskongreß von Prag. 12. Juli bis 10. Aug. 27. Juli.

die neuen Vorschläge, wenn überhaupt ernst gemeint, kamen zu spät. Ein österreichisches Ultimatum betonte noch einmal die bekannten Bedingungen, und ehe die Antwort eintraf, kam die Mitternachtsstunde des Tages heran, an welchem der Waffenstillstand ablief. Der preußische und der russische Gesandte, die auf diesen Zeitpunkt mit Sehnsucht gewartet, erklärten ihre Vollmachten für erloschen und reisten aus Prag ab. Die Entscheidung war gefallen. Am 12. August erfolgte die österreichische Kriegserklärung. Der Beitritt Österreichs zur Koalition, so erwünscht er in militärischer Hinsicht war, gab doch dem deutschen Krieg eine ganz andre und nicht glückliche Wendung. Die Politik kleiner Auskünfte und diplomatischen Flickwerks nahm nun auch im Rat der Verbündeten ihren Platz ein. Sie brachte ihre Scheu gegen energische durchgreifende Mittel, ihre Abneigung gegen eine gründliche Reform der deutschen Verhältnisse in den Kriegsrat und in die Diplomatie des großen Hauptquartiers mit. Es kam dadurch die national-patriotische Erhebung Deutschlands um ihren edelsten Charakter und ihre besten Früchte; der Volkskrieg wurde mehr und mehr zu einem Krieg der Kabinette und der Lohn entsprach nur wenig den Hoffnungen der Vaterlandsfreunde. Das deutsche Verfassungsprogramm Österreichs, das sich mehr und mehr in den Vordergrund drängte, stand in einem sehr merklichen Gegensatz zu den preußischen Plänen der künftigen Gestaltung der deutschen Verhältnisse. Von politischer Einigung und bundesstaatlicher Verfassung war in den Entwürfen der Wiener Staatsmänner wenig die Rede, wohl aber von der Erhaltung der vollen Macht und Souveränität der größern Rheinbundstaaten, die naturgemäß und unvermeidlich Österreich zu gut kommen mußte. Schon damals betrachtete die österreichische Politik als ihre hauptsächlichste Aufgabe, ein Hort gegen die nationalen Einheitspläne zu sein, und diese Bestrebungen hatten, wie wir bald sehen werden, nur zu großen Erfolg.

6. Die Lage der Heere. Schlachten bei Dresden und Kulm.

Trachenberger Kriegsplan. Der Waffenstillstand war den Rüstungen der Verbündeten nicht minder zu statten gekommen als den französischen. In Preußen war allmälig die ganze Reserve, Landwehr und Landsturm unter Waffen getreten; die militärischen Leistungen des kleinen Landes übertrafen alle Erwartungen und waren sogar stärker als die der beiden befreundeten Kaiserreiche. Die gesamten Streitkräfte, welche die Verbündeten ins Feld schickten, hat man auf etwa 800,000 Mann berechnet, eine Zahl, hinter der die französischen Armeen um ein Drittel zurückblieben, die freilich aber auch nicht allein auf dem norddeutschen Kriegsschauplatz zur Verwendung kam. Im ersten Akt des Feldzugs und auf dem eigentlichen Kriegstheater war die Übermacht der Verbündeten keineswegs sehr beträchtlich. Nach-
12. Juli 1813. dem zu Trachenberg in Schlesien in einer Zusammenkunft des Kaisers Alexander, des Königs von Preußen und des schwedischen Kronprinzen entworfenen

Kriegsplan, an dem der ehemalige Napoleonische Marschall und der General von Toll, der fähigste Offizier des russischen Generalstabs, hervorragenden Anteil hatten, wurden drei große Heere aufgestellt: das böhmische, das schlesische und das Nordheer, alle gemischt aus den Truppen der verschiedenen Verbündeten. Die Heere sollten es vermeiden, einem entscheidenden Stoß der gesamten französischen Macht einzeln sich auszusetzen, und nach Vereinigung in der großen sächsischen Ebene streben, wo dann die Napoleonischen Armeen von allen Seiten zu umfassen wären.

Das böhmische Heer.

Das Heer in Böhmen war das stärkste; zu ihm begaben sich die verbündeten Monarchen; allein eben dieser Umstand, namentlich das persönliche Eingreifen des Kaisers Alexander, wirkte sehr oft lähmend auf die Einheitlichkeit und Energie des Oberbefehls ein. Das Hauptheer in Böhmen stand unter dem Kommando des Feldmarschalls Fürsten Karl von Schwarzenberg, der zugleich, wenn auch unter großen durch die gegenseitige Eifersucht verursachten Schwierigkeiten zum Oberbefehlshaber aller verbündeten Armeen ernannt wurde, ein tapferer, vorsichtiger und erfahrener, aber keineswegs genialer und volkstümlicher Feldherr, der seit den ersten Koalitionskriegen gegen die französische Republik in allen Feldzügen mitgefochten und zuletzt das österreichische Hilfskorps in Rußland befehligt hatte. Sein Generalstabschef war der Feldmarschallleutnant Graf Radetzky, der sich ein Menschenalter später als hochbetagter Greis in Italien den größten Kriegsruhm erwarb. Die höchsten Befehlshaber der russisch-preußischen Truppen bei dem böhmischen Heer waren Barclay de Tolly und General von Kleist.

Fürst Schwarzenberg. 1771–1820.

Das Nordheer.

Der Oberbefehlshaber des Nordheeres war der Kronprinz von Schweden, der ruhmgekrönte Marschall Bernadotte, der vom Sohn eines Rechtsgelehrten in Pau zum Nachfolger der Wasa emporgestiegen war. Mit Napoleon, dessen Erhebung zum Ersten Konsul er sich mit aller Kraft widersetzt, war Bernadotte fast immer in Spannung gewesen; in mehreren Schlachten, wie bei Auerstädt und Wagram, glaubte der Kaiser in der Haltung des Marschalls sogar Grund zu voller Ungnade zu haben. Gleichwohl aber verdankte Bernadotte den Napoleonischen Waffen seine wunderbare Erhöhung, und es kam ihn schwer an, gegen seine Landsleute an der Spitze fremder und geringgeschätzter Truppen ins Feld zu ziehen. Den Mächten war es sehr darum zu thun, sich der Bundesgenossenschaft des Kronprinzen zu versichern, von dessen kriegerischen Talenten man eine übertrieben hohe Vorstellung hatte. Allein die Hoffnungen, die man auf seine Kriegskunst gesetzt hatte, gingen nur sehr unvollkommen in Erfüllung. Die Ankunft des Kronprinzen auf deutschem Boden verzögerte sich ungebührlich lang; seine Truppenmacht war geringer an Zahl als ausbedungen worden und in ziemlich dürftiger Verfassung; er ließ Hamburg fallen (S. 440), war jedem kühnen Kriegsplan abgeneigt und schonte seine Schweden den ganzen Feldzug über so viel wie irgend möglich, um sie jeden Augenblick gegen Dänemark

verwenden zu können und die Erbitterung in den Reihen seiner ehemaligen Landsleute nicht allzusehr zu reizen, deren Krone erringen zu können er sich damals in seinem hochfliegenden Ehrgeiz alles Ernstes schmeichelte. Mit „stolzen Bewegungen" täuschte er seine Bundesgenossen; zu Thaten aber mußte er immer erst geradezu gezwungen werden. Das Vertrauen, das ihm anfangs entgegengebracht wurde, begann denn auch mehr und mehr zu schwinden, als man erkannte, mit welcher Zurückhaltung er den Krieg zu führen gedachte. Wenn das Nordheer dennoch rühmlich und erfolgreich in die Entscheidung eingriff, so war es lediglich den preußischen Korpsführern, namentlich Friedr. Wilh. von Bülow, Borstell und Graf Tauenzien, dem Sohn des Verteidigers von Breslau im Siebenjährigen Krieg (XIII, 90), zu danken, kriegskundigen, unternehmenden und patriotischen Generalen, die in stetem Zwiespalt mit dem Oberbefehlshaber frische Energie in den Feldzug des Nordheers brachten.

Bülow. 1755–1816.

Das schlesische Heer.

Das dritte große Heer, das schlesische, befehligte, so schwer es auch den Russen wurde der obersten Führung bei den drei Armeen zu entsagen, der General Blücher. Es war die richtige Wahl, und unter diesem Feldherrn gab die schlesische Armee, die nach dem ursprünglichen Kriegsplan nur zu einer Art Reserve bestimmt war, bald den eigentlichen Ausschlag. Die volkstümliche Heldengestalt Gebhard Leberechts von Blücher ist uns schon in manchen Feldzügen begegnet, im Siebenjährigen Krieg, in den Koalitionskriegen am Rhein, in dem unglücklichen Jahr 1806. Ein echter Typus des mecklenburgisch-pommerschen Edelmanns in seiner besten Erscheinung, voll kriegerischen Ungestüms, derber Manneskraft, treuherzigen, ehrlichen, leutseligen Wesens bei aller Rauheit, voll jugendlichen Feuers und überschäumender Lebenslust trotz seiner weißen Haare, voll unbeugsamer Willenskraft und stürmischen Mutes, voll sittlichen Ernstes und frommer Zuversicht, ein Vaterlandsfreund und Franzosenhasser, wie es selbst in jener patriotisch erregten Zeit keinen glühenderen gab, so steht der „Marschall Vorwärts" vor uns. Fast unbewußt sah der Soldat und das Volk den Retter des Vaterlands in dem schneidigen Husarengeneral, dessen gewaltige Kriegernatur mit jeder Episode des Befreiungskampfes kühner und großartiger sich entwickelte, der mit genialem Feldherrnblick und verwegenem Naturalismus ersetzte, was ihm an kriegswissenschaftlichen Kenntnissen und allgemeiner Menschenbildung abging. Ein hohes Glück war es, daß diesem kühnen, energischen Mann der That als Generalstabschef ein Gehilfe zur Seite stand, der Blüchers oft unbesonnene stürmische Natur zügelte und die Ruhe der Prüfung, die Umsicht des Urteils, die geistige und kriegswissenschaftliche Bildung besaß, die jenem abging: der uns wohlbekannte Generalmajor v. Gneisenau (S. 271), den der alte Feldherr wohl selbst „seinen Kopf" nannte. Der geniale Mann war der eigentliche strategische Leiter, wenn er sich auch bescheiden im Hintergrund hielt, zufrieden, auch ohne äußere Anerkennung der vaterländischen Sache dienen zu können. Zwischen ihm und Blücher bestand fortdauernd ein schönes Verhältnis

Blücher. 1742–1819.

gegenseitigen Vertrauens. Aber auch bei dieser Armee war das Zusammenwirken nicht immer so einträchtig und freudig, wie es wünschenswert gewesen wäre. Die Korpsbefehlshaber, sowohl York als die russischen Generale v. Sacken und Graf Langeron, konnten das Gefühl der Zurücksetzung schwer verwinden und gehorchten nur widerwillig, oft auch gar nicht dem Oberfeldherrn, dessen Kriegsruhm erst in der Folge so glänzend wurde.

„Den Soldaten (so schildert v. Treitschke den alten Blücher) erschien er herrlich wie der Kriegsgott selber, wenn der schöne hochgewachsene Greis noch mit jugendlicher Kraft und Anmut seinen feurigen Schimmel tummelte; gebieterische Hoheit lag auf der freien Stirn und in den großen tiefdunkeln flammenden Augen; um die Lippen unter dem dicken Schnurrbart spielte der Schalk der Husarenlist und die herzhafte Lebenslust. Ging es zur Schlacht, so schmückte er sich gern mit allen seinen Orden wie für ein bräutliches Fest, und niemals in allen den Fährlichkeiten seines Kriegslebens ist ihm auch nur der Einfall gekommen, daß eine Kugel ihn hinstrecken könnte. Überall wohin er kam gewann er die Herzen, wie er so fröhlich lebte und leben ließ, mit hoch und niedrig zechte und spielte, immer aufgeknöpft und guter Dinge und doch gewiß sich niemals wegzuwerfen. Wie fest er auch an seinen preußischen Fahnen hing, er fühlte sich doch immer, gleich Stein, schlechtweg als einen deutschen Edelmann. Grenzenlos war sein Zutrauen zu der unverwüstlichen Kraft und Treue seines Volks. Das Herz ging ihm auf, wo er die ursprüngliche Frische und Freiheit germanischen Wesens fand. Der alte Kriegsmann zählt zu jenen echten historischen Größen, die bei jeder näheren Kenntnis gewinnen. Welche Schärfe des politischen Blicks in dem barbarischen Deutsch seiner vertrauten Briefe! In jeder politischen Lage findet er sich rasch zurecht, er kennt sofort den springenden Punkt im Gewirr der Ereignisse, weissagt mit prophetischer Sicherheit den letzten Ausgang."

Lage der französischen Armee. Es war ein Weltkrieg ohnegleichen, der jetzt aufflammte und fast das gesamte Europa zur Teilnahme heranzog. Der französische Kaiser, der gleichzeitig in Spanien und Italien zu kämpfen hatte, mochte auf den deutschen Krieg angesichts der gewaltigen feindlichen Heeresmassen nicht ohne Sorge blicken, zumal wenn er die Jugend und schlechte Übung seiner Truppen, seinen Mangel an Offizieren, an Reiterei und Geschütz, die verminderte Spannkraft seiner alten Generale, die Kriegsmüdigkeit seines Volks in Betracht zog: nur die wunderbare Energie und unzerstörbare Zuversicht Napoleons, seine Hoffnung, mit einigen raschen Schlägen den Bund der Feinde zu sprengen, der noch immer nicht erloschene Glaube an das Glück seiner Waffen hielt das französische Heer noch aufrecht. Was während der kurzen Zeit des Waffenstillstands nur immer hatte geschehen können, die Armeen zu vermehren und innerlich zu kräftigen, war mit der bekannten Thatkraft und Umsicht des genialen Strategen und Organisators betrieben worden.

Vormarsch des böhmischen Heeres gegen Sachsen. Napoleon war über den Kriegsplan, die Stärke und die Aufstellungen der Verbündeten sehr unzulänglich unterrichtet. Was ihm sonst kaum jemals vorgekommen, widerfuhr ihm hier: Er ließ den Gegner den Angriff beginnen und gab damit die Entscheidung über die militärischen Operationen aus der eignen

Hand. Die raschen, kräftigen, überwältigenden Schläge, mit denen er sonst seine Feldzüge eröffnete, blieben diesmal aus. Während er Anstalten traf, das Schwarzenbergsche Heer anzugreifen und seine Truppen in den böhmischen Gebirgskessel vordringen ließ, kam die unerwartete Nachricht, daß Blücher in Schlesien zum Kampf geschritten und im siegreichen Vordringen begriffen sei. Da brach Napoleon rasch gen Schlesien auf, gegen das böhmische Heer nur unzureichende Streitkräfte zurücklassend. Dem letztern wurde es dadurch möglich, ungehindert den Vormarsch gegen Sachsen anzutreten. In vier Heereszügen überschritten die vereinigten Österreicher, Preußen und Russen das steile Erzgebirge, anfangs mit der Absicht, nach Leipzig vorzudringen, wo man den französischen Kaiser mit der Hauptarmee vermutete; dann, als sich diese Annahme als irrig erwies, wurde der Plan gefaßt, geradeswegs auf Dresden vorzurücken und diesen festen Stützpunkt der französischen Macht durch einen Handstreich zu nehmen. Unter einzelnen Gefechten mit dem Marschall Gouvion St.-Cyr gelangten die verbündeten Truppen dicht vor die sächsische Hauptstadt. Auf diese Nachricht hin ließ Napoleon von Blücher ab und zog in den stärksten Eilmärschen nach Dresden, wo sich jetzt gewaltige Heeresmassen zusammendrängten.

Schlacht bei Dresden. 26. 27. Aug. 1813.

Im Kriegsrat der Verbündeten ließ man den günstigen Augenblick, da die schwach besetzte Stadt Dresden leicht hätte erstürmt werden können, vorübergehen und war aufs höchste überrascht, als Napoleon plötzlich zum Entsatz erschien. Die Anordnungen des Fürsten Schwarzenberg ließen Klarheit, Zusammenhang und Energie sehr vermissen. In der frühsten Morgenstunde des 26. August begann von allen Seiten der Angriff auf die befestigten Vorstädte. Allein die erbitterten vereinzelten Gefechte wurden bald abgebrochen, um gegen Abend mit einem allgemeinen Sturm erneuert zu werden. Gegen Mittag aber erschien Napoleon mit den Garden und andern Heerabteilungen in der Stadt, mit begeistertem Jubel begrüßt, und traf mit sicherster Ruhe und musterhaftester Umsicht seine Anordnungen. In den Abendstunden erhob sich nun ein furchtbarer Kampf um die vorgeschobenen Festungswerke. Russen, Preußen und Österreicher wetteiferten in todverachtendem Mut; aber es fehlte an Plan und Zusammenwirken, und als die Finsternis diesem furchtbaren abendlichen Kampf ein Ende machte, waren die Verbündeten auf allen Punkten unter gewaltigen Opfern zurückgeschlagen. Noch einmal hatte der Name Napoleons seinen Zauber auf die französischen Regimenter ausgeübt und sie zu unwiderstehlicher Tapferkeit entflammt. Die Verbündeten beschlossen in ihren Stellungen die Nacht zu verbringen, die unterwegs befindlichen Verstärkungen abzuwarten und am folgenden Tag die Schlacht zu erneuern. Allein die Verstärkungen, durch den ununterbrochenen Regen und die Grundlosigkeit der Wege aufgehalten, trafen nicht rechtzeitig ein und die Franzosen gingen am frühen Morgen selbst zum Angriff über, und zwar mit einem über Erwarten glänzenden Erfolg. Der rechte Flügel der Verbündeten, Russen und Preußen, wurde von den Marschällen Ney und Mortier

zurückgetrieben und von der wichtigen Verbindungsstraße nach Teplitz abgedrängt; noch entscheidender aber war der Erfolg auf dem linken, österreichischen Flügel: hier fochten Murat und Victor so glücklich, daß ganze feindliche Divisionen gefangen, zersprengt, vernichtet wurden. Das Zentrum der beiderseitigen Heere war noch wenig ins Gefecht gekommen, gleichwohl aber beschloß man im Hauptquartier der Verbündeten den Rückzug, zumal als die Meldung kam, das Korps Vandammes habe bei Königstein die Elbe überschritten und drohe den Weg nach Böhmen zu verlegen. In der unmittelbaren Nähe des Kaisers Alexander wurde in jenem Augenblick der General Moreau, der ruhmgekrönte republikanische Heerführer, den der Zar unter Bernadottes Vermittelung aus Amerika zurückberufen, wohin ihn Napoleons Haß getrieben (S. 157 f.), von einer französischen Kanonenkugel so schwer verwundet, daß er wenige Tage später starb.

Die Unternehmung auf Dresden war völlig mißlungen, das böhmische Heer entscheidend geschlagen, die Koalition in großer Gefahr auseinander zu fallen. Metternich begann schon wieder mit Napoleon zu unterhandeln. Durch die ungeheuern Verluste entmutigt, zuchtlos und in gedrückter Stimmung traten die Verbündeten den Rückzug über das Erzgebirge nach Böhmen an. Die Verfolgung des zurückziehenden Heeres fand jedoch nicht in der raschen und thatkräftigen Weise statt, die sonst an Napoleon bewundert wurde. Die Ermüdung der Truppen und die schlimmen Nachrichten von den andern Kriegsschauplätzen bewogen den französischen Kaiser, der gerade auch von einem Unwohlsein befallen wurde, mit seinen Heeren still zu halten. Anstatt, wie es anfangs im Plan lag, mit drei Armeekorps den Verbündeten den Rückzug auf der böhmischen Straße abzuschneiden, ihnen in den Gebirgspässen zuvorzukommen und auf diese Weise wahrscheinlich eine vernichtende Niederlage beizubringen, überließ Napoleon diese Aufgabe dem General Vandamme allein. Diesem stand bei Königstein und Pirna eine höchst unzureichende russische Heerabteilung unter dem jungen Herzog Eugen von Württemberg, dem Sohn des bei Halle (S. 222) geschlagenen Feldherrn gegenüber. Dem standhaften Mut und dem umsichtigen Blick des Prinzen sowie der Tapferkeit der russischen Garderegimenter unter dem Grafen Ostermann-Tolstoy war es zu danken, daß der Rückzug der Verbündeten über das Gebirge verhältnismäßig glücklich von statten ging. Unter heißen Gefechten schlug sich Herzog Eugen durch die Übermacht des Vandammeschen Korps hindurch und sicherte den verbündeten Heeren die Rückzugslinie.

Rückzug der Verbündeten nach Böhmen.

In der festen Zuversicht, vom Kaiser alsbald namhafte Verstärkungen zu empfangen, stieg alsdann auch Vandamme in das Teplitzer Thal hinab. Bei Kulm ereilte er die Russen unter Eugen und Ostermann, und es kam aufs neue zu einem äußerst erbitterten Gefecht, wie die Kriegsgeschichte wenige aufzuweisen hat. Die Tapferkeit der jungen französischen Truppen unter dem energischen kriegskundigen Vandamme, der sich den Marschallstab zu verdienen hoffte, rang um die Dörfer Priesten und Straden, deren Besitz mehrfach wechselte, aufs

Schlacht bei Kulm. 29. 30. Aug. 1813.

heftigste mit der zähen Ausdauer der alten stolzen russischen Garden, des Semenowskischen und Preobraschenskischen Regiments. Dem General Ostermann riß eine Kanonenkugel den Arm weg. Bald in furchtbarem Geschützkampf, bald im Handgemenge mit Kolben und Bajonett, bald in gewaltigen Reiterangriffen zog sich die Schlacht hin, bis der einbrechende Abend dem Morden für diesen Tag ein Ende machte. Dem tapfern Prinzen Eugen gebührt die Palme in diesem erfolgreichen Kampf, der es dem ganzen verbündeten Heer ermöglichte, den Rückzug über das Gebirge zu bewerkstelligen und dann das Gefecht mit großer Übermacht am folgenden Tag zu erneuern. Am frühen Morgen eröffnete Vandamme aufs neue mit noch erhöhter Heftigkeit den Kampf gegen die überlegene russisch-österreichische Heeresmacht, die sich allmählich aus dem Gebirge herabgezogen. Die Entscheidung aber kam von einer Seite, von wo sie im französischen Hauptquartier niemand erwartete. Anstatt des gehofften Ersatzes erschien das preußische Korps des Generals von Kleist, das in einem kühnen beschwerlichen Marsch den Kamm des Erzgebirges überschritten, im Rücken der Franzosen bei Nollendorf, von wo der General dann den Ehrennamen empfing. So zwischen zwei Heere eingeklemmt, erfüllte Vandamme alle Pflichten eines tapfern Soldaten. In verzweifeltem Kampf suchten die Franzosen, von Russen und Österreichern aufs äußerste bedrängt, sich einen Weg durch die preußischen Reihen zu bahnen. Der Anprall war auch so mächtig und die preußischen Kolonnen gerieten dermaßen in Verwirrung, daß die Anführer selbst das Gefecht verloren glaubten. In dem wirren Knäuel war oft Freund und Feind nicht mehr zu unterscheiden und aller Überblick getrübt. Allein am Ende gelang es doch nur ganz geringen Abteilungen sich durchzuschlagen.

Die Niederlage. Fast das ganze französische Armeekorps war tot, verwundet, zersprengt; 10,000 Mann waren gefangen, zahlreiche Geschütze und Trophäen erbeutet. „Das Schlachtfeld bot einen furchtbaren Anblick dar: in dem brennenden Kulm fanden viele Schwerverwundete durch die Flammen ihren Tod, allenthalben zeigte sich Brand und Verwüstung; soweit das Auge blickte, sah es tote und verwundete Menschen und Pferde, zerstörtes Fuhrwerk und Waffen jeder Art; Tausende von Verstümmelten sehnten sich, unversorgt und von der brennenden Sonnenhitze gequält, nach rascher Erlösung.“ Es war eine der entscheidendsten Niederlagen dieses ganzen Kriegs und die Verbündeten konnten sich alle drei mit Recht das gleiche Verdienst an der ruhmvollen Waffenthat beilegen. Vandamme selbst verschmähte trotzig sich zu flüchten; er fiel in die Hände der Russen und wurde fast bis nach Sibirien in Gefangenschaft geführt. Seine Name war so verhaßt, daß ihn auch der unerschrockene Mut, den er bewiesen, nicht vor Mißhandlungen schützen konnte. Wo er durchkam, mußte er Ausbrüche von Zorn und Hohn über sich ergehen lassen. Das bittere Spottlied Rückerts, welches anhebt: „General Vandamme, welchen Gott verdamme“, bezeichnete die Volksstimmung. Auch Napoleon erging sich in heftigen Vorwürfen gegen seinen

General, und doch war der Kaiser selbst allein Schuld an der unglücklichen Schlacht in der böhmischen Thalschlucht, indem er dem vorgeschobenen Korps die nötige Unterstützung entzog und eine Aufgabe übertrug, zu der dessen Kräfte unmöglich ausreichen konnten. Der sonst so klare und ruhige Feldherrnblick des Kaisers verkannte diesmal die entscheidende Wichtigkeit der Unternehmung, die Vandamme auszuführen beauftragt war; statt dessen fesselte die zweite Expedition gegen Berlin, die wir gleich werden kennen lernen, die ganze Aufmerksamkeit Napoleons.

7. Katzbach. Großbeeren. Dennewitz. Wartenburg.

Die Unglücksposten, die in jenen Tagen von allen Seiten einliefen, mochten den französischen Kaiser wohl mit einer Ahnung seines Schicksals erfüllen. Denn noch ehe der Schlag bei Kulm erfolgte, hatten sich auf den andern Kriegsschauplätzen Ereignisse vollzogen, welche den Eindruck der Dresdner Schlacht sehr abschwächten. Blücher brannte vor Begier an den Feind zu kommen; er wartete nicht einmal den Ablauf des Waffenstillstands ab, um in die zwischen den beiden Heeren liegende neutrale Zone vorzurücken, was ihm vom Gegner sehr zum Vorwurf gemacht worden, aber durch kleine Grenzverletzungen seitens der Feinde entschuldigt war. Unter fortwährenden Gefechten, wie bei Siebeneichen, drängten die preußisch-russischen Korps die Franzosen, die unter den Oberbefehl des Marschalls Ney gestellt worden, bis über den Bober zurück. Das ungestüme Vorgehen Blüchers bewog, wie wir erwähnt haben, Napoleon selbst, von Dresden aus mit überlegenen Streitkräften nach Schlesien aufzubrechen. Die Ankunft des Kaisers äußerte auch sofort ihre Wirkung in einer energischeren Kriegführung der Franzosen; die Verbündeten sahen sich nach den blutigen Gefechten bei Löwenberg, Plagwitz und Goldberg wieder zum Rückzug bis hinter Jauer genötigt. Einer entscheidenden Schlacht gegen die Übermacht wichen sie weislich aus, wie es der Trachenberger Kriegsplan vorschrieb. Der Marsch des böhmischen Heeres gen Dresden rief aber den französischen Kaiser bald auf einen andern Kriegsschauplatz und Blücher erhielt Gelegenheit zu einem entscheidenden Schlag. Es war auch Zeit. Denn die erfolglosen Gefechte und aufreibenden Märsche hatten das Zutrauen des Heeres zu dem Oberfeldherrn bereits stark erschüttert. Langeron und York waren voll Mißmuts und üblen Willens; nur in Sacken fand Blücher einen fähigen, energischen und bereitwilligen Korpsführer.

Die Kriegsereignisse in Schlesien. *21. 23. Aug. 1813.*

Den Oberbefehl über die französischen Truppen in Schlesien führte nach dem Abzug Neys, den Napoleon mit nach Dresden genommen, der Marschall Macdonald. Aus Mißverständnis war mit dem Marschall Ney auch dessen Korps abgezogen und Macdonald verlor daher eine kostbare Zeit, indem er die Wiedervereinigung mit den bereits auf dem Rückmarsch befindlichen Neyschen Truppen unter Souham abwartete, eine verhängnisvolle Verzögerung. Denn

Schlacht an der Katzbach. 26. Aug.

Blücher hemmte unerwartet rasch seinen weitern Rückzug und ging aufs neue zum Angriff über. Beiderseits vorrückend trafen so die Heere aufeinander, ohne daß Macdonald den Gegner so nahe glaubte und seine Armeen vereinigt hatte. Die Flüßchen Katzbach und wütende Neiße sind sonst zur Sommerszeit unbedeutende Gewässer, damals aber waren sie durch unaufhörlichen Regen aufs stärkste angeschwollen. Die Franzosen überschritten die Flüsse und erstiegen jenseits eine Berg-Hochebene, welche steil gegen das Ufer hin abfällt. Hier trafen sie auf die Korps von York und Sacken, und es empfing sie ein unerwartet heftiger Angriff. Infolge des strömenden Regens versagten die Gewehre großenteils, und es erhob sich an vielen Punkten der steilen Höhe ein furchtbares Handgemenge, Mann gegen Mann, mit Kolben und Bajonetten, dazwischen gewaltige Kavalleriekämpfe. Blücher selbst, in dem das alte Husarenblut sich regte, setzte sich mit gezücktem Säbel an die Spitze eines Reitergeschwaders, das gegen den Feind sprengte. Das Ende des erbitterten Gefechts war, daß die Franzosen in furchtbarer Verwirrung und haltloser Flucht das steile Ufer hinabgestürzt wurden. Bis in die dunkle Nacht hinein ergossen die Geschütze der Verbündeten Verderben in die flüchtigen Heeresmassen.

Blüchers Verfolgung. Noch größere Verheerungen als der Kampf selbst richtete die wirre Flucht über die wütenden Wasser, die alle Stege weggerissen, unter den Franzosen an. Mit äußerster Energie nutzte Blücher seinen Sieg aus. Über die tückischen reißenden Gebirgsflüsse hinweg, auf grundlosen Wegen, im entsetzlichsten Wetter ging die Verfolgung der wirren aufgelösten Heerestrümmer. Ein seltsames Geschick wollte es, daß Langeron, der nichts zum Sieg auf dem Schlachtfeld gethan, vielmehr kaum vor einer empfindlichen Niederlage durch preußische Hilfe bewahrt worden, bei dieser Verfolgung mühelos die größten Trophäen erlangte. Eine ganze Division, die des Generals Puthod, wurde am Bober abgeschnitten und
30. Aug. 1813. mußte sich den Russen ergeben. Bei Bunzlau kam es zu einem neuen erbitterten Gefecht; allein die Flucht des Macdonaldschen Korps kannte keinen Halt mehr. Wohl konnte Blücher in einem Tagesbefehl seinen Soldaten zurufen: „Schlesien ist vom Feind befreit; eure Bajonette stürzten ihn den steilen Thalrand der wütenden Neiße und der Katzbach hinab. Seitdem habt ihr Flüsse und angeschwollene Regenbäche durchwatet, ohne der Kälte und Nässe, des Mangels und der Entbehrungen zu achten.“ 18,000 Gefangene, eine Menge von Geschützen und Trophäen hatte die Verfolgung in die Hände der Verbündeten geliefert; der Gesamtverlust des Feindes wird auf mehr als 30,000 Mann berechnet. Bei Bautzen wurde dem Vordringen Blüchers endlich Halt geboten, als Napoleon selbst sich dem schlesischen Heer entgegenwarf. Diese glänzenden Erfolge des unverzagten greisen Helden haben unermeßlich viel zur Belebung des Kriegsmuts unter den Verbündeten und damit zum glücklichen Ausgang des ganzen Kampfes beigetragen. Von dem Dorf Wahlstatt, das dem Schlachtfeld an der Katzbach naheliegt und die Erinnerung an die alte Tatarenschlacht

(VII, 377) bewahrte, erhielt Blücher später als Anerkennung seines Monarchen den Fürstentitel.

Einen nicht minder günstigen Verlauf für die Verbündeten hatten die Ereignisse beim Nordheer. Zwar wurde, dem Trachenberger Kriegsplan entgegen, der Vormarsch gegen die Elbe und Sachsen nicht alsbald angetreten; der unentschlossene und zurückhaltende Kronprinz von Schweden ließ sich vielmehr von dem Gegner zuerst angreifen, statt seine weitzerstreuten Truppen zusammenzuziehen und einen raschen Vorstoß zu unternehmen. Allein fast wider Willen, jedenfalls ohne das Verdienst des Oberfeldherrn, nahmen auch hier die Dinge bald eine günstige Wendung. Marschall Oudinot, Herzog von Reggio, mit den Korps von Reynier, Bertrand, Arrighi, zur Hälfte deutsche Rheinbundstruppen, etwa 70,000 Mann stark, war bestimmt, Berlin wieder zu erobern, den Sitz der patriotischen Erhebung zu züchtigen, das Nordheer zu zerstreuen, die Schweden nach Pommern zurückzuschlagen. Der tapfere Marschall rückte alsbald nach Ablauf des Waffenstillstands auf Berlin los. Allein schon der zähe Widerstand der preußischen Vortruppen in der sumpfigen Landschaft, die sich südlich von der Hauptstadt ausbreitet, die energische Gegenwehr kleiner Abteilungen in mehreren Gefechten, wie bei Wittstock, machte den Marschall betroffen. Doch gelangte der Feind bis auf wenige Stunden an die Hauptstadt heran, und wenn Bernadotte seinen Willen durchgesetzt hätte, wäre Berlin aufgegeben worden. Das aber brachte Bülow nicht übers Herz. Er beschloß mit seinen Preußen allein den Feind anzugreifen, der eine Schlacht an diesem Tage noch nicht erwartete und in getrennten Abteilungen heranzog.

Der Feldzug des Nordheeres.

22. Aug. 1813.

Bei Großbeeren kam es so zu einem entscheidenden Zusammenstoß. Ein Gefecht zwischen Bertrand und Tauenzien leitete die Schlacht ein. Als dann das meist aus Sachsen bestehende Korps des Generals Reynier aus dem Wald vor jenem Dorf bei strömendem Regen hervorkam und noch keine Zeit gefunden sich zu entfalten, wurde es von den Preußen durch ein furchtbares Geschützfeuer in Verwirrung gebracht und dann im Sturm mit dem Bajonett angegriffen. Die Sachsen leisteten zwar an einzelnen Orten tapfern Widerstand, der General Sahr wurde schwer verwundet. Aber nach furchtbarem Handgemenge in dem brennenden Dorf mußten sie weichen, zumal als Borstell in der Flanke erschien. Die Division Durutte eilte in wilder Flucht in den Wald zurück. Der abendliche Kampf endete damit, daß das Reyniersche Korps aus allen Stellungen getrieben und völlig zersprengt wurde; seine Verluste überstiegen die der Preußen um das Drei- bis Vierfache. Auch ein Reiterangriff, den der inzwischen herangekommene Arrighi am späten Abend noch unternahm, vermochte die verlorne Schlacht nicht wieder herzustellen, führte vielmehr nur zu einer neuen Niederlage.

Schlacht bei Großbeeren. 23. Aug.

Durch den Sieg von Großbeeren war die Hauptstadt, die durch den nahen Kanonendonner in Angst und Sorge gehalten worden und nun mit unbeschreiblichem Jubel die Freudenbotschaft von der ersten Schlacht dieses Feldzugs

Folgen der Schlacht.

empfing, vor der nächsten Gefahr gerettet. Der Kronprinz von Schweden säumte nicht, sich das Verdienst an dem schönen Sieg beizulegen; es gelang ihm auch geraume Zeit, die Welt über den wahren Hergang bei dieser Schlacht zu täuschen und Bülow um die verdiente Anerkennung zu bringen. Auch jetzt noch ließ es der Oberfeldherr der Nordarmee an entschlossenem Vorgehen fehlen; wäre eine thatkräftige Verfolgung, wie sie Blücher ausführte, ins Werk gesetzt worden, so hätte das gesamte Heer Oudinots vernichtet werden können. So aber konnte der Marschall seinen Rückzug unbelästigt vollziehen. Der Schlag von Großbeeren lähmte auch die Unternehmungen des Marschalls Davoust, der von Hamburg aus, mit den Dänen vereinigt, die Nordarmee angreifen sollte. Der Marschall drängte zwar das Korps des Generals Wallmoden-Gimborn zurück und besetzte Schwerin, allein auf beiden Seiten fehlte es an Entschlossenheit und Kriegslust. Die Unternehmungen an der Niederelbe hatten wenig Einfluß auf den Gang des Kriegs. In einem kleinen Scharmützel zwischen Gadebusch und Schwerin fiel 26. Aug. 1813. damals der Freiheitssänger Theodor Körner, Leutnant in der Lützower Freischar, und wurde in dem nahen Dorf Wöbbelin unter einer deutschen Eiche ehrenvoll bestattet.

Gefecht bei Hagelberg. 27. Aug. Die Unternehmung Oudinots gegen Berlin sollte durch die Division des Generals Girard unterstützt werden, die gleichzeitig aus Magdeburg aufbrach. Das Heer, mehr als zur Hälfte aus deutschen Rheinbundstruppen bestehend, wurde aber von einigen kurmärkischen Landwehrbataillonen unter den Generalen Hirschfeld und von Putlitz nebst einem Kosakenschwarm unter Tschernitschew angegriffen und in einem furchtbar erbitterten mörderischen Kampf fast gänzlich vernichtet. In dem Gefecht bei Hagelberg fielen die wildesten Kampfszenen in diesem ganzen Krieg vor. Geschossen wurde wenig, um so wütender aber handhabten diese „Naturkinder des Kriegs“ Kolben und Bajonett. Ein französisches Bataillon hatte sich vor einer Steinmauer aufgestellt, als die Landwehrleute vom dritten kurmärkischen Regiment heranstürmten. „Man hörte keinen Schuß, keinen Lärm und kein Geschrei, nur das Knarren der Kolbenschläge, das Stöhnen und Röcheln der Todesopfer; still aber um so ingrimmiger ging die Blutarbeit vor sich, bis das Quarré einer Pyramide gleich an der steinernen Mauer, vor der es sich aufgestellt hatte, aufgetürmt lag.“ Die Landwehr, das von Napoleon so verächtlich behandelte „Gesindel“, zeigte immer mehr ihre urwüchsige Kraft und ihre todesmutige Entschlossenheit. 4000 Mann vom feindlichen Heer lagen tot in den Gassen des Dorfes, 5000 wurden gefangen, reiche Trophäen, Geschütze und Gewehre erobert, General Girard selbst schwer verwundet; nur ganz zersprengte Trümmer seiner Division retteten sich nach Magdeburg.

Schlacht bei Dennewitz. 6. Sept. Trotz der empfindlichen Niederlagen, die seine Heere auf allen Seiten erlitten, gab Napoleon das Unternehmen gegen Berlin, das im Fall des Gelingens einen außerordentlichen moralischen Eindruck erzeugen mußte, nicht

alsbald auf, sondern beschloß einen neuen Versuch zu machen. Zum Führer dieser Unternehmung wurde jetzt der Marschall Ney ernannt, der das größte Vertrauen und Ansehen im ganzen Heer genoß. Die fortwährende Unthätigkeit und Zurückhaltung des Kronprinzen von Schweden ermutigte die Franzosen zu neuem Vorgehen. Der Kronprinz war auch jetzt nicht zum Schlagen zu bewegen; gegen die Anordnungen des Oberfeldherrn trafen die preußischen Generale, Bülow, Tauenzien, Borstell, ihre Maßregeln zu einer Schlacht, die, nach dem Dorf Dennewitz bei Jüterbog genannt, zu einem der glänzendsten Siege des ganzen Kriegs führte, und um so ehrenvoller war, als die Preußen fast ausschließlich auf ihre eigne Kraft angewiesen waren und dem Feind an Zahl erheblich nachstanden. Ney, der an diesem Tage schwere Fehler beging, glaubte anfangs, er habe es nur mit dem Korps von Tauenzien zu thun, mit dessen Landwehren er vier Stunden lang im furchtbarsten Kampf lag. Als aber die Preußen hier bereits in Gefahr waren, von der Übermacht erdrückt zu werden, kam im rechten Augenblick zur Überraschung und zum Schrecken der Franzosen Bülow heran und ermutigte Tauenzien zu einem überaus glänzenden und erfolgreichen Reiterangriff. Inzwischen näherte sich auch das Reyniersche Korps; ein Teil desselben, die Division Durutte, wurde zwischen Dennewitz und Niedergörsdorf in furchtbar erbittertem Kampf von Abteilungen des Bülowschen Korps entscheidend aufs Haupt geschlagen; ein andrer Teil, zwei sächsische Divisionen, wurden in mörderischem Gefecht um Gölsdorf zurückgetrieben. Durch Bülows ebenso kühne als umsichtige Anordnungen stand die Schlacht am Nachmittag überall günstig für die Preußen; aber ihre Kräfte waren erschöpft und ihre Lage stark gefährdet, als die Feinde noch durch das herankommende frische Korps Oudinots verstärkt wurden. Aus dem brennenden Gölsdorf wieder hinausgeschlagen, verloren die Preußen mehr und mehr Boden. Da brachte die Ankunft des Generals von Borstell Hilfe in der Not. Mit furchtbarem Ungestüm wurde der Kampf erneuert, und eine fehlerhafte Anordnung Neys, der das ganze Korps von Oudinot von diesem Teil des Schlachtfelds weg auf seinen rechten Flügel zog, wo es nur in der allgemeinen Verwirrung und Flucht mit fortgerissen wurde, entschied das Schicksal des Tages. Die Sachsen konnten nun trotz heldenmütiger Tapferkeit nicht mehr Stand halten, und ebensowenig vermochte das Oudinotsche Korps auf dem andern Flügel, wo Ney selbst und Bertrand gegen Tauenzien kämpften, die Schlacht wiederherzustellen. Als der Abend hereinbrach, waren die Franzosen auf allen Seiten in wildester und wirrster Flucht gen Torgau zu, ohne Halt und Zusammenhang. Die Neysche Armee war aufgelöst, zersprengt, auf Wochen hinaus unbrauchbar, gegen 15,000 Gefangene wurden eingebracht. Am Abend, als alles entschieden war, langte der schwedische Kronprinz auf dem Schlachtfeld an, aber nicht einmal seine Reiterei zur Verfolgung gab er her, und doch erntete er auch hier wieder den größten Teil des Ruhms an dem glänzenden Sieg, der doch ganz allein

den preußischen Generalen, insbesondere Bülow zu verdanken war. In der Folge wurde der eigentliche Sieger denn auch mit dem Grafenrang und dem Ehrennamen „von Dennewitz" geschmückt.

Das böhmische Heer in die sächsische Ebene. Der Ausgang des großen Kriegs war nach jenen glänzenden Siegen der Verbündeten kaum mehr zweifelhaft. Allerwärts in Deutschland stiegen Dankgebete und Segenswünsche zum Himmel empor, daß ein Ende der Knechtschaft und Schmach abzusehen war. Zwar vermochte Napoleon sich noch wochenlang in Dresden und seinen andern festen Stützpunkten an der Elbe zu halten, in rastloser Energie seine zerrütteten Korps wiederherzustellen und bald dahin, bald dorthin sich wendend, den Vormarsch der Feinde in die sächsische Ebene aufzuhalten. Allein trotzdem waren alle seine Anstrengungen vergeblich, das eiserne Netz zu durchbrechen, das sich immer enger und fester um ihn zusammenzog. Nachdem sich der französische Kaiser zuerst der schlesischen Armee entgegengeworfen, ohne den Sieger von der Katzbach zu einer neuen großen Schlacht verlocken zu können, wurde er durch das erneute Vordringen des böhmischen Heeres gegen Dresden genötigt, von Blücher abzulassen. Unter fortwährenden Gefechten, wie bei
4. 9. Sept. 1813. Hochkirch und Löbau, setzte der alte Husarengeneral seinen Marsch fort. Im Rat der Monarchen herrschte noch immer so große Angst vor Napoleons Feldherrnkunst, daß sie trotz der Überzahl ihrer Truppen auch noch das schlesische Heer mit der Hauptarmee zu vereinigen beschlossen. Allein Blücher befolgte diesen verderblichen Befehl nicht und ließ seine Haltung durch den Major v. Rühle im großen Hauptquartier rechtfertigen. Die Unternehmungen Napoleons gegen
16. 17. Sept. das böhmische Heer hatten wenig Erfolg. Bei Hellendorf und Kulm wurde heftig gefochten, allein der französische Kaiser erkannte bald die Unmöglichkeit durch das unwegsame ausgezehrte Gebirgsland gegen eine überlegene, in festen Stellungen befindliche Armee weiter vorzudringen, zumal im Rücken der Feind so drohend gen Dresden herannahte. Er gab Böhmen bald auf, zog sich wieder nach der sächsischen Hauptstadt zurück und ermutigte dadurch das böhmische Heer zum Marsch über das Erzgebirge in der Richtung auf Chemnitz und Leipzig. Langsam, vorsichtig und zaghaft, trotz der großen Übermacht, die noch durch Bennigsens Ankunft mit einem Reservelheer verstärkt ward, trat Schwarzenberg diesen Marsch in die sächsische Ebene an, wobei er noch den Unfall erlitt, daß
7. Okt. seine Vortruppen bei Freiberg von dem König von Neapel geschlagen wurden.

Blüchers Elbübergang und Schlacht bei Wartenburg. Vereinigung des schlesischen u. Nordheers. Auch als Napoleon selbst vom böhmischen Heer abließ, sich aufs neue gegen Blücher wandte und dem thatkräftigen Gegner eine Reihe von Gefechten lieferte, vermochte er den Vormarsch des schlesischen Heeres nicht mehr aufzuhalten. Vielmehr überzeugte ihn der traurige Zustand seiner Armee in der ausgehungerten Gegend, daß auf dem rechten Elbufer seines Bleibens nicht mehr sei. Blücher war recht eigentlich der treibende Nerv in einer sonst überall zögernden und bedächtigen Kriegführung. Sein Plan stand längst fest, die Elbe möglichst rasch zu überschreiten, eine Vereinigung mit den andern Armeen herbeizuführen,

namentlich auch den Kronprinzen von Schweden zum Vorrücken zu veranlassen und dann den Gegner zur entscheidenden Schlacht zu zwingen. Als der geeignetste Übergangspunkt wurde der Elbbogen bei Elster und Wartenburg erkannt. Das schwierige und kühne Unternehmen wurde in glänzendster Weise vollführt. Wie günstig auch die Stellung der Franzosen auf dem linken Ufer um Warten- 3. Okt. 1813.
burg war, wie schwierig der Zugang durch die sumpfigen Niederungen, wie hitzig der Kampf um jenes Dorf mit dem Korps des Generals Bertrand: die schlesische Armee erzwang den Übergang und erfocht über den gegenüberstehenden französisch-württembergischen Feind einen glänzenden Sieg. Das Korps Yorks, bei dem sich der tapfere General Horn, der „preußische Bayard", durch heldenmütige Tapferkeit beim Sturm auf Wartenburg auszeichnete, hatte die Führung bei diesem Elbübergang, von dem York den Ehrennamen von Wartenburg davontrug. „Der York ist ein giftiger Kerl," pflegte Blücher zu sagen, „er thut nichts als räsonieren, aber wenn es losgeht, dann beißt er an wie keiner." Dem Beispiel Blüchers konnte sich nun auch der stets zögernde Kronprinz von Schweden, gegen den das allgemeine Mißtrauen immer drohender ausbrach, nicht mehr entziehen. Auch er vollführte jetzt seinen Übergang über die Elbe, so daß an der untern Mulde die Vereinigung der beiden Armeen auf einen Tagmarsch stattfinden konnte.

8. Die Verträge von Teplitz und Ried.

Mit jedem Tag wurden die Grundlagen, auf denen die Napoleonische Streifzüge. Überfall von
Herrschaft in Deutschland ruhte, schwankender und gebrechlicher. Um das säch- Kassel und Bremen.
sische Zentrum seiner Macht, wo der Imperator noch immer ehrfurchtgebietend dastand, zogen sich in großem Bogen die Heere der Verbündeten zusammen, und wo des Kaisers Nähe nicht mehr die Gemüter im Bann hielt, war alles in Auflösung und Abfall. Haufenweise verließen die deutschen Truppen die Banner Napoleons und gingen zu ihren Brüdern über oder kehrten in die Heimat zurück. Mit kleinen Streifscharen errangen kühne Parteigänger im Rücken der Heere die größten Erfolge, unterbrachen die Verbindung der Feinde mit dem Rhein und Frankreich, fingen Transporte ab, überfielen vereinzelte Truppenabteilungen. Der früher sächsische, jetzt russische General Thielmann eroberte in einem Überfall Weißenfels und Merseburg und schlug bei Zeitz in Verbindung mit dem Kosakenhetman Graf Platow den General Lefebvre-Desnouettes. Streifpartien vom 28. Sept. 1813.
Nordheer warfen mit leichter Mühe das ganze Königreich Westfalen über den Haufen. Oberstleutnant v. d. Marwitz überfiel Braunschweig, wo er mit Begeisterung empfangen ward. Mit großer Kühnheit wagte sich der Kosaken- 25. Sept.
general Tschernitschew sogar bis nach Kassel, der Residenz König Jérômes, der eilig die Flucht ergriff. Die Stadt wurde beschossen und ergab sich ohne ernsten Widerstand; die Bewohner begünstigten offen die Kosaken; die westfälischen

Truppen weigerten sich vielfach, gegen die Russen zu fechten; Desertionen zu den Verbündeten gehörten längst zu den gewohnten Erscheinungen. Der immer wachsende Druck hatte die Erbitterung und Verzweiflung des Volks aufs höchste
1. Okt. 1813. gesteigert. Beim Einzug in die Stadt erklärte Tschernitschew das Königreich Westfalen für aufgelöst, ein Vorgang, der eine ungeheure Wirkung in ganz Deutschland hatte. Freilich zogen die Russen in wenigen Tagen aus der vorgeschobenen Stellung wieder ab und Jérôme konnte noch einmal für einige Tage nach Kassel zurückkehren. Aber die Schwäche der Napoleonischen Schöpfungen in Deutschland lag nach solchen Vorfällen klar vor Augen. Ähnliche Erfolge wurden gleichzeitig an der untern Elbe und Weser erfochten, ohne daß der in Hamburg stehende Marschall Davoust mit seiner gewohnten Thatkraft dagegen auf-
16. Sept. getreten wäre. In dem Gefecht an der Göhrde, unweit Lüneburg, wurden die Franzosen unter Pecheux von dem General von Wallmoden blutig aufs Haupt geschlagen. In einem kühnen Streifzug bemächtigte sich General Tettenborn mit
15. Okt. Kosaken und Freiwilligen der Hansestadt Bremen, welche die Befreier mit Jubel begrüßte.

Teplitzer Verträge. Unter dem Eindruck des siegreichen Vordringens der Verbündeten lockerte sich mehr und mehr der Rheinbund, das Denkmal der Napoleonischen Macht auf der rechten Seite des großen Stromes, und es drängte sich damit die Frage nach der künftigen Gestaltung der deutschen Verhältnisse in den Vordergrund. Allein schon in dieser Zeit, da sich die Befreiung aus der Knechtschaft eben erst vollzog, ließ sich erkennen, daß der nationale Gewinn aus der deutschen Erhebung hinter den Hoffnungen der Patrioten weit zurückbleiben werde. Die Pläne einer festen zentralisierten Organisation Deutschlands, die man zur Zeit des Kalischer Bündnisses gehegt und in den stolzen Worten der Proklamationen ausgesprochen hatte, verblaßten mehr und mehr. Das Zurückweichen von dem Kalischer Programm mit seinen nationalen Bestrebungen war die Voraussetzung der österreichischen Allianz und ist seitdem Schritt für Schritt weiter fortgesetzt worden bis zu den Schöpfungen des Wiener Kongresses. Die deutsche Politik Metternichs drängte immer mehr den Geist zurück, in welchem die preußischen Patrioten die neue Ordnung in Deutschland ursprünglich vollziehen wollten. Steins Stellung als russischer Bevollmächtigter war nicht derart, daß er seinen Reformplänen hätte Eingang verschaffen können, und Hardenberg war nicht immer von Schlaffheit, Kurzsichtigkeit und Vertrauensseligkeit freizusprechen. Der Sieg des deutschen Programms, wie es Metternich vorschwebte, trat bereits in den Teplitzer
9. Sept. Verträgen hervor, in denen Österreich den Bund mit Preußen und Rußland erneuerte und befestigte. In den geheimen Artikeln wurde die Wiederherstellung der österreichischen und preußischen Monarchie möglichst nach dem Bestand von 1805 ausbedungen, hinsichtlich des übrigen Deutschland aber die Auflösung des Rheinbundes und die völlige unbedingte Unabhängigkeit der deutschen Gebiete in Aussicht genommen. Die hannöversche Dynastie sollte wiederhergestellt, die

von Frankreich einverleibten oder von französischen Prinzen beherrschten deutschen Länder sollten an die legitimen Herren zurückerstattet werden. Damit ward die neue Souveränität der Rheinbundstaaten anerkannt, ein loses „System von Verträgen und Allianzen" an die Stelle einer einheitlichen zentralisierten Organisation gesetzt. Selbst der Wiederherstellung der alten Formen von Kaiser und Reich, die damals ernstlich erwogen wurde, widersetzte sich Österreich, in Anbetracht der unendlichen Schwierigkeiten und in dem Bestreben, unter allen Umständen sich zum Hort der schrankenlosen Souveränität und des vollen Absolutismus der deutschen Mittelstaaten zu machen. Noch viel weniger wollte man in Wien natürlich von einem preußischen Kaisertum, einer Trennung von Nord- und Süddeutschland, dieses unter österreichischem, jenes unter preußischem Einfluß, durch eine „Mainlinie" und von andern Plänen hören, die in den Kreisen patriotischer Staatsmänner damals auftauchten. Über die Grundfragen der künftigen deutschen Verfassung herrschte noch die größte Unklarheit und Ratlosigkeit; eben darum aber gab sich unter den besten Vaterlandsfreunden schon jetzt eine trübe entsagungsvolle Stimmung kund. Über das Herzogtum Warschau war in den Teplitzer Verträgen nur im allgemeinen eine „freundschaftliche Vereinbarung" zwischen den drei Mächten ausgesprochen. Der Zar hüllte seine polnischen Pläne andauernd in tiefes Dunkel und diese Frage hing seit der Zeit wie eine drohende Wetterwolke über der großen Allianz.

Wie bereitwillig die verbündeten Mächte den Rheinbundsfürsten entgegen- Abfall Bayerns von Napoleon.
kamen und sie für ihren wenn auch noch so verspäteten Anschluß an die deutsche Sache in ihren neuerworbenen Souveränitätsrechten und Gebieten schützten, wie trüb also schon jetzt die Aussichten auf eine wahrhafte nationale Wiedergeburt waren, das zeigte sich in dem Vertrag, durch den der erste Rheinbundstaat, Bayern, seine Allianz mit Frankreich löste. Auch in Bayern, das durch die alte Verbindung mit Frankreich wie kein andrer deutscher Staat gewonnen hatte, trug man längst den furchtbaren Druck des Napoleonischen Militärdespotismus nur mit Schmerz und Erbitterung; die schrecklichen Opfer des russischen Feldzugs, der 30,000 Bayern weggerafft, hatten den Unmut aufs höchste gesteigert. Als daher das Waffenglück den großen Protektor zu verlassen anfing, knüpfte die bayrische Regierung, in der Besorgnis, bei dem bevorstehenden Sturz der Napoleonischen Macht die umfangreichen Erwerbungen in Deutschland zu verlieren, Unterhandlungen mit Österreich an. An der bayrisch-österreichischen Grenze wurde eine stillschweigende Waffenruhe eingeführt; nur ein kleiner Teil des bayrischen Heeres stand in Sachsen unter den französischen Fahnen, die Hauptmacht wurde im Lande gehalten und für alle Wendungen in Bereitschaft gesetzt. König Max und Montgelas konnten sich nur schwer zum Eintritt in die Koalition entschließen; sie zögerten wochenlang, allein endlich gab die Besorgnis, zu spät zu kommen und die Kosten bei dem Zusammenbruch der Napoleonischen Herrschaft tragen zu müssen, den Ausschlag. In dem Vertrag von Ried 8. Okt. 1813.

bedang sich Österreich Tirol, Salzburg, das Inn- und Hausruckviertel aus, Bayern erlangte die Anerkennung der vollen Souveränität des Königreichs und des bisherigen Länderbesitzes, oder, statt der abzutretenden Gebiete, die Zusicherung gleichwertiger Entschädigung (Würzburg, Aschaffenburg u. a.); die Rückerstattung von Ansbach-Baireuth an Preußen wurde nicht zugestanden, zum tiefen Schmerz dieser treuen Franken. Es war ein über alles Verdienst großer Lohn für eine Politik, die an der Knechtung Deutschlands den hervorragendsten Anteil gehabt, und erst in der letzten Stunde, als die Entscheidung kaum mehr zweifelhaft sein konnte, zur eignen Selbsterhaltung die Umkehr vollzog. Sagte doch Montgelas noch beim Abschied dem französischen Gesandten: „Ist die Ruhe einmal wieder hergestellt, so seien Sie von einem fest überzeugt, daß Bayern stets Frankreich nötig hat.“ Nach dem Rieder Vertrag war schon vorherzusehen, welchen Weg die deutsche Organisation gehen und zu wie dürftigen Früchten sie führen werde. Den preußischen Bundesplänen und allen auf Herstellung einer kräftigen nationalen Zentralgewalt gerichteten Bestrebungen war von vornherein
14. Okt. 1813. die Spitze abgebrochen. Wenige Tage später folgte die bayrische Kriegserklärung an Frankreich, und General Wrede, der so oft unter französischer Fahne gefochten, zog ins Feld gegen Napoleon, der bitter über die bayrische Undankbarkeit klagte.

9. Die Völkerschlacht bei Leipzig.

Napoleons Lage. Der Elbübergang des schlesischen und des Nordheeres sowie das Vordringen der böhmischen Armee, die Gefahr einer Vereinigung der gesamten Streitkräfte der Verbündeten in seinem Rücken, überzeugten Napoleon, daß seine Stellung
7. Okt. in Dresden unhaltbar geworden. Er verließ jetzt die sächsische Hauptstadt, mit dem Plan, sich mit aller Macht auf Blücher zu werfen und ihn sowie den Kronprinzen von Schweden wieder über die Elbe zurückzutreiben. Allein diese wichen dem Stoß über die Saale aus, und die Vereinigung aller verbündeten Heere in der sächsischen Ebene war kaum mehr zu hintertreiben. Doch bedurfte es auch jetzt noch der ganzen Energie Blüchers, um den Kronprinzen auf dem Kampfplatz festzuhalten, wo die Entscheidung fallen mußte, und ihn zu der widerwillig gewährten Mitwirkung zu zwingen; am liebsten wäre Bernadotte gleich wieder über die Elbe zurückgegangen. Unschlüssig und sorgenvoll weilte Napoleon in seinem Hauptquartier zu Düben. Noch einmal faßte er einen Plan von unerhörter Kühnheit: er wollte mit dem ganzen Heer auf das rechte Elbufer ziehen, Berlin erobern und gestützt auf die Oderfestungen und Magdeburg wieder Front gegen die Elbe machen. Er erkannte wohl, daß das Aufgeben der Elblinie für ihn die Räumung von ganz Deutschland bedeute. Allein der verwegene Plan, der ihn von der Heimat abgeschnitten, die verbündeten Heere zwischen die große Armee und Frankreich gestellt hätte, scheiterte an dem Widerspruch aller Heer-

führer und den eignen Bedenken des Kaisers. Weder auf seine Generale, noch auf seine Soldaten konnte er sich mehr wie früher verlassen; Disziplin und Kriegslust schwanden mehr und mehr dahin. Er gab den kühnen Plan, der das ganze Kriegstheater umgestaltet und die Heerführer der Verbündeten vielleicht in verderblicher Weise außer Fassung gebracht hätte, mit schwerem Herzen auf und setzte seinen Marsch in die Ebene von Leipzig fort, in der Hoffnung, er werde es hier zunächst mit dem böhmischen Heer allein oder gar nur mit einem Teil desselben zu thun haben.

Gefecht bei Liebertwolkwitz. 14. Okt. 1813.

Hier zogen sich nun von allen Seiten die Heere zusammen zu einem gewaltigen Entscheidungskampf, wie ihn kaum je zuvor die Kriegsgeschichte gesehen. Die würdige Einleitung war das große Reitergefecht von Liebertwolkwitz, in welchem die Kavallerie der Vortruppen des böhmischen Heeres unter dem russischen General Graf Pahlen mit dem König von Neapel, Murat, blutig zusammenstieß und den berühmtesten Reiterführer der Franzosen empfindlich zurückschlug. Murat selbst, der es liebte in prunkvoller, fast komödiantenhafter Kleidung aufzutreten, war in höchster Gefahr, von dem kecken Dragonerleutnant Guido v. d. Lippe gefangen genommen zu werden.

Die Heere in der Ebene von Leipzig.

Die Riesenschlacht, die jetzt in den weiten Ebenen um Leipzig entbrannte, bleibt an Wucht und Massenhaftigkeit, wie an Größe des auf dem Spiel stehenden Einsatzes, hinter keiner kriegerischen Begebenheit der Weltgeschichte zurück. Die Zahl der Streiter, die ihre Kräfte im Kampf maßen, war nicht weit unter einer halben Million; am letzten Schlachttag wird die Truppenzahl der Verbündeten auf 300,000 Mann, die der Franzosen um ein Drittel geringer geschätzt; an den ersten Tagen aber war das Verhältnis für Napoleon lange nicht so ungünstig. Die Landschaft ist eine von kleinen vielverzweigten Flüssen und sumpfigen Strecken durchschnittene Niederung, trotz vieler Unterbrechungen der Entfaltung großer Heeresmassen günstig, doch erschwerte ein frühzeitiger kalter und regnerischer Herbst die militärischen Unternehmungen. Napoleon mochte selbst auf den glücklichen Ausgang der Entscheidungsschlacht nicht mehr mit allzu großer Zuversicht blicken, als er von der Linde bei Wachau den Kampfplatz überschaute; die Übermacht der Verbündeten, wenn erst ihre volle Vereinigung vollzogen, war groß, seine eignen Truppen waren kriegsmüde und durch Entbehrungen entkräftet, seine Generale entmutigt, er selbst befangen und unsicher. Kriegskundige haben seinen Anordnungen eine Reihe schwerer Fehler nachgewiesen: die Heere der Verbündeten, die er noch getrennt fassen zu können hoffte, waren sich näher als er annahm, und die volle Vereinigung zu einer gewaltigen Übermacht wurde dann noch dadurch gefördert, daß Napoleon den zweiten Schlachttag zu nutzlosen Friedensverhandlungen mit Österreich verwandte und das Gefecht fast ganz abbrach, statt noch einmal auf die Entscheidung zu drängen oder aber den Rückzug anzutreten. Sehr bedenklich war ferner der Umstand, daß die Franzosen für den Fall einer Niederlage sich nur eine einzige Rückzugsstraße, über Lindenau,

offen hielten, und bei größerer Energie und Umsicht Schwarzenbergs wäre auch diese vielleicht abzuschneiden, das ganze Heer mit einem unzerreißbaren Ring von allen Seiten einzuschließen gewesen. Es war die Art Napoleons, alles auf einen Wurf zu setzen, und diesmal sollte er sein Glück verspielen. Wohl entfaltete noch einmal der gekrönte Sieger, dem der Schlachtengott so oft beigestanden, sein hohes Feldherrntalent; noch einmal strengten die alten ruhmreichen Marschälle, Ney, Murat, Victor, Oudinot, Mortier, Augereau, Macdonald, Marmont, der Pole Poniatowski ihre ganze Kraft und Kriegserfahrung an; noch einmal fochten um die stolzen kaiserlichen Adler die alten Truppen und die jungen Neulinge mit todesmutiger Tapferkeit; es war umsonst, der Stern Napoleons erblich auf den Ebenen Leipzigs und der Untergang der kaiserlichen Herrlichkeit war nicht mehr aufzuhalten.

Der erste Schlachttag. 16. Okt. 1813. Schlacht bei Wachau.

Napoleon hatte den Plan, sich mit seiner Hauptarmee auf das böhmische Heer zu werfen, indem er Blücher und die Nordarmee noch weit entfernt glaubte, und die fehlerhaften Anordnungen Schwarzenbergs, der seine Streitkräfte allzusehr auseinander riß und den einen Teil fast nutzlos in den sumpfigen Winkel zwischen Elster und Pleiße hineinschob, kamen dem französischen Kaiser bei seinem Plan zu statten. Auf dem rechten Ufer der Pleiße, im Süden von Leipzig, um die Dörfer Markkleeberg, Wachau, Güldengossa, Liebertwolkwitz entspann sich der erste Akt des blutigen Dramas. Gegen die Hauptarmee Napoleons zog der größte Teil des böhmischen Heeres heran, die Preußen unter Kleist, die Russen unter Wittgenstein, Eugen von Württemberg, Gortschakow, die Österreicher unter Klenau, insgesamt unter dem Oberbefehl des Generals Barclay. Hier befanden sich auch die Monarchen von Preußen und Rußland. Um die genannten Dörfer entbrannte in früher Morgenstunde ein furchtbar erbitterter Kampf; mehrmals wurden sie gestürmt und wieder verloren; auf und ab wogte das Ringen mit immer verstärkter Heftigkeit; einen Geschützkampf von solcher Gewalt hatten selbst die ältesten Veteranen der großen Armee noch nicht erlebt. Am heißesten war der Kampf um das Dorf Wachau, nach dem die Schlacht den Namen führt. Unter ungeheuern Verlusten wurde hier der heldenmütige Prinz Eugen von Württemberg von Napoleon selbst zurückgeworfen. Die Verbündeten, die in vier Angriffssäulen vorgegangen, sahen sich um Mittag auf allen Punkten abgeschlagen. Ein andrer Teil des böhmischen Heeres unter dem Oberfeldherrn Schwarzenberg selbst hatte inzwischen versucht, den Übergang über die Pleiße bei Konnewitz zu erzwingen und den rechten französischen Flügel im Rücken zu fassen. Allein in der sumpfigen Gegend und gegenüber den überlegenen Stellungen des Feindes mißlang dieser fehlerhaft angelegte Plan. Erst weiter unterhalb, bei Dölitz, gelangte am Abend eine kleine österreichische Heerabteilung unter General Merveldt über den Fluß, aber nur um abgeschnitten und gefangen genommen zu werden. Der größte Teil der Österreicher unter Schwarzenberg zog um Mittag auf weiten Umwegen auf das Schlachtfeld von Wachau, kam

aber später als es wünschenswert gewesen wäre. Heldenmütig hatten inzwischen hier Kleist und Prinz Eugen der feindlichen Übermacht standgehalten; allein sie kamen immer mehr ins Gedränge. Um die wankenden und weichenden Reihen der Verbündeten auf dem rechten Pleißeufer völlig auseinander zu sprengen, ließ Napoleon am Nachmittag einen gewaltigen Reiterangriff unter dem König von Neapel unternehmen. Der Stoß war auch anfangs überwältigend. Selbst die Monarchen von Rußland und Preußen nebst den obersten Heerführern, die auf einer Anhöhe bei Güldengossa standen, gerieten in Gefahr gefangen genommen zu werden; nur ein Graben und ein Angriff der Leibkosaken schützte sie noch vor den feindlichen Reitergeschwadern. Endlich aber, als weder Reserven noch das Fußvolk nachrückten, erlahmte die Gewalt des französischen Reiterstoßes. Und als in den spätern Nachmittagstunden die österreichischen Korps, die bisher nutzlos in dem Winkel zwischen Elster und Pleiße festgehalten worden, auf dem Schlachtfeld anlangten und vereint mit preußisch-russischen Garden und Reserven den Kampf aufnahmen, da gelang es den Verbündeten die verlornen Stellungen größtenteils wieder zu erobern. Bis in die dämmernde Nacht hinein erstreckten sich diese erbitterten blutigen Kämpfe, und doch wurde hier eine eigentliche Entscheidung nicht erzielt; an 20,000 Mann aber mochte der Verlust auf jeder Seite auf diesem Schlachtfeld betragen.

Inzwischen hatte auf dem linken Ufer der Elster, westlich von Leipzig, ein gesondertes Gefecht um Lindenau stattgefunden, wo der Feldzeugmeister Gyulai mit General Bertrand in heftigem Kampf lag. Allein es gelang dem österreichischen General nicht, sich des Dorfes dauernd zu bemächtigen, so wichtig dies auch gewesen, da die einzige Rückzugslinie der Franzosen abgeschnitten worden wäre. Gefecht bei Lindenau. 16. Okt. 1813.

Die Entscheidung des Tages, die bei Wachau nicht erfochten worden, brachte das glückliche Eingreifen der Blücherschen Armee im Norden von Leipzig. Als der alte Feldherr den Kanonendonner von Wachau hörte, stürmte er unaufhaltsam vorwärts. Vielleicht hätte Napoleon den vollständigen Sieg über das böhmische Heer doch noch errungen, wenn er die nordwärts von Leipzig stehenden Truppen, die Korps von Marmont, Ney und Arrighi nach dem südlichen Schlachtfeld hätte ziehen können, wie es seine Absicht war. Das aber verhinderte die rechtzeitige Ankunft der schlesischen Armee. Bei Möckern wurde der tapfere Marschall Marmont von dem Korps von York ereilt und es entstand um dies Dorf ein zähes erbittertes Ringen. Um Häuser und Hecken wurde Mann gegen Mann gefochten, jeder Fußbreit Landes verteidigt; hin und her wälzte sich der mörderische Kampf stürmender Kolonnen. Am Ende aber behauptete der entschlossene schonungslose York das Schlachtfeld; ein Reiterangriff, bei dem sich der Major von Sohr ganz besonders durch Heldenmut hervorthat, gab den Ausschlag zu gunsten der Preußen. Der Sieg war vollständig, aber auch mit furchtbaren Opfern erkauft. Nach den Berichten von Augenzeugen ist Schlacht bei Möckern. 16. Okt.

in der ganzen Napoleonischen Kriegszeit kaum irgendwo heldenmütiger gefochten worden als bei Möckern; die Ehre des Tages gebührte dem eisernen York. Unweit davon, bei Wiederitzsch, lag ein andrer Teil des schlesischen Heeres, das Korps Langerons, im blutigen Kampf mit der polnischen Division Dombrowski und Abteilungen des Neyschen Korps.

Napoleons Friedensanträge. Napoleon erschien zur Abendstunde selbst auf dem Schlachtfeld von Möckern; er mußte sich nunmehr überzeugen, daß die Übermacht der Verbündeten mit jedem Tag größer ward, und konnte auf einen glücklichen Ausgang der Riesenschlacht kaum mehr hoffen. Das Siegesgeläute, das er um Mittag angeordnet hatte, täuschte niemand mehr. Alle Kriegskundigen sind der Ansicht, der französische Kaiser hätte nach den Ereignissen vom 16. Oktober nichts Besseres thun können, als ungesäumt den Rückzug anzutreten. Allein noch brachte er diesen Entschluß nicht über sein stolzes Herz; noch immer wiegte er sich in der verderblichen Einbildung, durch diplomatische Künste zum Ziel kommen und die Verwandtschaft mit Kaiser Franz ausnutzen zu können. Er unternahm noch einmal den Versuch, zu einem Waffenstillstand oder Frieden zu gelangen. Durch den gefangenen General Merveldt, mit dem er eine lange Unterredung hatte, sandte er Vorschläge an den Kaiser Franz, die ihm zu Prag sicherlich den Frieden gewährt hätten. Jetzt aber fanden sie nicht einmal eine Antwort.

Der zweite Schlachttag. 17. Okt. 1813. Wider Vermuten verlief der zweite Schlachttag, ein Sonntag, in ziemlicher Ruhe. Die Verbündeten warteten ihre herannahenden Verstärkungen ab, das Nordheer und das Reserveheer von Bennigsen; Napoleon konnte weder zum Angriff, noch zum Rückzug den Entschluß finden; er hoffte auf den Erfolg seiner Friedensanerbietungen und ließ den Tag unbenutzt verstreichen. Nur bei dem rastlosen Blücherschen Heer wurden auch an diesem Tag um Eutritzsch und Gohlis einzelne Gefechte geliefert.

Der dritte Schlachttag. 18. Okt. Am 18. Oktober folgte ein sonniger heiterer Herbsttag auf das stürmische und regnerische Wetter der vergangenen Tage. Den Mittelpunkt der furchtbaren Kämpfe, die sich am 18. Oktober entspannen, bildeten die Dörfer Probstheida und Stötteritz, im Südosten von Leipzig gelegen, näher an der Stadt als die Schlachtfelder vom 16. In der Nähe von Stötteritz leitete von einer Anhöhe, der sogenannten Tabaksmühle, Napoleon selbst die Schlacht. Der eiserne Ring, den die Verbündeten von allen Seiten um die französischen Stellungen schlossen, war inzwischen immer fester und stärker geworden. In drei gewaltigen Heersäulen ging das böhmische Heer nach den Anordnungen des Fürsten Schwarzenberg gegen die im Südosten Leipzigs aufgestellte Hauptmacht der Franzosen vor: die erste, unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg, gegen Connewitz, die zweite, unter Barclay, gegen Probstheida, die dritte, unter Bennigsen, gegen Stötteritz. Die erste Angriffssäule vermochte ihre Aufgabe nicht durchzuführen; in blutigen Kämpfen und Stürmen um die Dörfer Markkleeberg, Dölitz und Dösen rang der Erbprinz von Homburg, der selbst schwer verwundet wurde, den ganzen

Tag mit dem Feind; aber gegen den hartnäckigen Widerstand der französischen Heerführer Poniatowski, Augereau, Oudinot vermochte er doch nur wenig Boden zu gewinnen. Auch die zweite Angriffssäule, bei der sich die drei fürstlichen Häupter befanden und auf dem sogenannten Monarchenhügel, nördlich von Liebertwolkwitz, Stellung nahmen, vermochte nicht die französischen Reihen unter Victor und Lauriston zurückzudrängen oder zu durchbrechen. Um das Dorf Probstheida entstand ein furchtbares Ringen; trotz aller Tapferkeit der Preußen unter Kleist und der Russen unter Wittgenstein gelang es nicht, die Franzosen aus ihren festen Stellungen zu vertreiben und Drouots gewaltige Artillerie zum Schweigen zu bringen. Unter entsetzlichen Verlusten beiderseits kam auch hier der Kampf zu einem Stillstand ohne rechte Entscheidung. Glücklicher war die dritte Heersäule unter Bennigsen, die von Osten her auf Stötteritz loszog und in erbitterten Kämpfen um die Dörfer Zuckelhausen und Holzhausen den Marschall Macdonald zurückdrängte. Doch brach auf diesem ganzen südöstlichen Teil des Schlachtfeldes der Abend herein, ohne daß ein entscheidender Schlag stattgefunden hätte.

Übergang der Sachsen und Württemberger.

Auf dem äußersten rechten Flügel Bennigsens rückte die österreichische Division Bubna gegen Paunsdorf vor und stand da dem schwachen Korps Reyniers gegenüber. Hier ereignete es sich, daß eine sächsische Heerabteilung, etwa 3000 Mann, fast der gesamte Rest sächsischer Truppen, der noch unter französischen Fahnen stand, unter General Ryssel, in offener Schlacht zu den Verbündeten überging. Ein Gleiches thaten einige hundert württembergische Reiter unter General von Normann, der sich vor kurzem beim Überfall auf die Lützower traurigen Ruhm erworben und darum von Gneisenau verächtlich zurückgewiesen wurde. Das endlich erwachte deutsche Nationalgefühl, die Aussicht in hoffnungslosem Kampf für fremde Interessen zu verbluten und mannigfache Kränkungen von seiten der französischen Generale, trieben diese Rheinbundstruppen in letzter Stunde ins vaterländische Lager. Großen Dank konnten sie freilich für diesen verspäteten Entschluß nicht mehr beanspruchen; auch war das Ereignis militärisch keineswegs von solcher Bedeutung, wie es von französischer Seite dargestellt worden; bei einer Entscheidung, wo Hunderttausende um den Sieg rangen, fielen ein paar Bataillone nicht ins Gewicht. Dem König von Sachsen, obwohl er den Übertritt keineswegs billigte, ist das Ereignis in der Folge doch zu statten gekommen.

Gefechte bei Paunsdorf u. Schönefeld.

Gegen das Reyniersche Korps wälzte sich als die vierte große Angriffssäule die gewaltige Masse des Nordheeres unter dem Kronprinzen von Schweden heran. Es war schon Mittag, als endlich Bernadotte auf dem Schlachtfeld erschien. Auch jetzt noch hatte er Ausflüchte gebraucht, um dem entscheidenden Kampf fernzubleiben, und es bedurfte der ganzen Energie Blüchers, ihn fortzureißen. Um ihm den letzten Vorwand zum Zögern zu benehmen, überließ Blücher sogar in großartiger Selbstverleugnung dem zweideutigen Waffengefährten einen guten

Teil des schlesischen Heeres, das Korps von Langeron, unter der Bedingung, daß der Angriff unverzüglich eröffnet würde. Das geschah denn auch. Um das brennende Paunsdorf wurde auf das heftigste gekämpft, und es gelang Bülow, die Feinde bis dicht an Leipzig heran zurückzuschlagen. Nahe dabei, um Schönefeld, lag Langeron in erbittertem Kampf mit den Marschällen Ney und Marmont. Das Ringen um Schönefeld gehörte zu den wildesten und blutigsten Auftritten dieser Riesenschlacht. Dreimal erobert und dreimal verlassen, blieb das Dorf endlich doch in den Händen der Russen und die Franzosen wurden auch hier bis in die Vorstädte von Leipzig zurückgedrängt. Das grausige Geschütz- und Gewehrfeuer um das Dorf, dessen brennender Kirchturm krachend zusammenstürzte, und die entsetzliche Blutarbeit werden von Augenzeugen in grellen Farben geschildert. Die fünfte Angriffssäule bildete die Blüchersche Armee, die aber durch die patriotische uneigennützige Abgabe des Langeronschen Korps an das Nordheer so geschwächt war, daß sie an diesem Tag sich mit einer untergeordneten Rolle begnügen mußte. Doch gelangte auch diese Armee, die bei Gohlis ein Gefecht bestand, bis dicht an die Thore von Leipzig. Die letzte große Heersäule unter dem Feldzeugmeister Gyulai im Westen bei Lindenau kam an diesem Tag kaum ins Gefecht; die Rückzugsstraße zur Saale blieb den Franzosen zu ihrem Glück offen.

Der Abend des 18. Okt. 1813.

So endete der dritte, der entscheidende Schlachttag. Die Franzosen hatten zwar an manchen Orten, namentlich im Südosten, ihre Stellungen behauptet, im ganzen waren sie aber doch näher an die Stadt herangedrängt; sie hatten ihre letzten Reserven drangesetzt, furchtbare Verluste erlitten, Mut und Vertrauen eingebüßt. Die Thatsache, daß jetzt das gesamte verbündete Heer mit gewaltiger Übermacht auf dem Umkreis weniger Stunden beisammen war, benahm jede Hoffnung auf eine günstige Wendung. Als der Kaiser am Abend bei einem düstern Wachtfeuer saß, neben ihm niedergeschlagen und stumm einige Generale, bei dem verhallenden Donner der Geschütze, ringsum wohl an zwanzig brennende Dörfer und die grausigen Trümmer der Schlachtfelder, seine Truppen in wirrem Rückzug gegen die Stadt begriffen: da mochte seine stolze Seele wohl schaudern vor dem jähen Sturz seines Glücks. Gleichwohl hielt seine eiserne Willenskraft auch unter diesen furchtbaren Erschütterungen aus. Unter allen Umständen mußte der schleunige Rückzug angetreten werden und Napoleon traf noch am Abend die nötigen Anordnungen.

Erstürmung von Leipzig. 19. Okt.

Es lag in der Absicht der Franzosen, die Stadt nur solange zu halten, bis der Rückzug gesichert war. Der Marschall Macdonald leitete die Verteidigung, hatte aber nur soviel Truppen bei sich, um den Einzug der Feinde einige Stunden lang aufzuhalten. Diese Nachhut sollte nötigenfalls geopfert werden, um den Rückzug der großen Armee zu decken; es waren ja fast nur Polen und Rheinbundstruppen, Badener, Hessen. In früher Morgenstunde setzten sich von drei Seiten die Heere der Verbündeten in Bewegung gegen die Stadt. In der

östlichen, Grimmaschen Vorstadt, wo Bülow und Bennigsen den Sturmangriff unternahmen, und noch mehr in der nördlichen Halleschen, wo Sacken und Langeron eindrangen, kam es noch einmal zu sehr heftigen und blutigen Kämpfen. Unter erbitterten Straßengefechten mußten sich die Preußen und Russen den Einzug erzwingen. Um die Mittagsstunde waren sie Herren der Stadt und ein unerwartetes Ereignis benahm dem Feinde die letzte Widerstandskraft. Es wurde nämlich durch ein Mißverständnis die Elsterbrücke, die erst nach vollendetem Rückzug der ganzen Armee zerstört werden sollte, zu früh in die Luft gesprengt, gerade als das dichte Gedränge flüchtiger Menschen darüber strömte, und damit den noch in der Stadt befindlichen Franzosen der Ausgang versperrt. In wirren Haufen drängte sich alles nach dem angeschwollenen Fluß; viele retteten sich durch Schwimmen, darunter der Marschall Macdonald; viele Tausende aber ertranken in den Fluten oder kamen im Gedränge um. Ganze Haufen streckten die Waffen. Keine Feder vermag die Szenen der Verwirrung, Verzweiflung und des Entsetzens zu beschreiben, die sich in jenen Stunden in den Straßen und Gärten Leipzigs abspielten. Unter den von der Elster Verschlungenen befanden sich der General Dumoustier und der Fürst Joseph Poniatowski, der in den letzten Tagen wunderbare Tapferkeit entfaltet hatte und auf dem Schlachtfeld zum Marschall erhoben worden. Schwer verwundet, stürzte sich der polnische Held zu Pferde in den Fluß, der ihn fortriß. Was nicht über das Wasser gelangte, wurde gefangen genommen, darunter die Generale Reynier und Lauriston. Auch der König von Sachsen wurde in Haft genommen und nach Berlin abgeführt.

Die Verluste, welche die Franzosen in den viertägigen Kämpfen erlitten, werden auf 15,000 Gefangene und auf 38,000 Tote und Verwundete berechnet. Der Verlust der Verbündeten an Toten und Verwundeten wird noch höher, auf 45 bis 50,000 Mann geschätzt. Ganz Leipzig glich einem großen Lazarett und schwere Seuchen waren die Folge. Die zügelloseste Phantasie ist nicht imstande sich ein Bild des Jammers in so grellen Farben auszumalen, wie es die Wirklichkeit nach den Schilderungen von Augenzeugen bot. In einer Scheune zu Meusdorf fand man zehn Tage nach der Schlacht einhundertvierundsiebzig Franzosen, die verwundet hierher gebracht und elend verkommen und verhungert waren. Dergleichen schreckliche Vorkommnisse werden hundertfach berichtet. Bei der Massenhaftigkeit des Elends, der menschliche Hilfe nicht mehr gewachsen war, wurde selbst das Mitleid abgestumpft. Die Opfer der Schlacht.

Die Szenen menschlichen Jammers, die uns der wackere, bald selbst vom Lazarettfieber weggeraffte Arzt Reil enthüllt, sind über alle Beschreibung ergreifend, und wir wollen einen Schleier über dies düstere Gemälde breiten. „Selig die im Augenblick edelster, höchster Pflichterfüllung den bitter-süßen Tod fürs Vaterland starben, die im Vollgefühl sittlicher und Leibeskraft auf frei erkämpfter Muttererde zur ewigen Ruhe sanken; aber beweinenswert war das Los der vielen Tausende, die, noch lebensfähig

aus schweren Wunden blutend, auf der meilenweiten Walstatt umherlagen, mit Toten, Sterbenden, Freunden und Feinden vermengt, nach Hilfe und Rettung jammernd und keine fanden. Tausende erlagen den Qualen der Wunden, dem Hunger und Durst bei Tage, dem Frost der kalten Oktobernächte, ehe es gelang, sie in eilig geschaffene Hospitäler zu bringen. Und weit entfernt, gerettet zu sein, waren sie hier für neue namenlose Leiden aufgespart." Aus dem weiten Leichenfeld ragten die Brandstätten von mehr als zwanzig Dörfern hervor, deren Bewohner hilflos und hungernd ein Obdach suchten. Eine Überlieferung meldet, die drei Monarchen seien bei der Siegesnachricht auf dem Hügel, wo sie die Schlacht beobachtet, niedergekniet, um Dankgebete zum Himmel empor zu senden. Es war die rechte ungesuchte Siegesfeier dieses heiligen Kriegs. „Wer hatte mehr Ursache zum Dank als die Fürsten, welche dieser Sieg aus der Schmach von Austerlitz und Jena wieder emporhob? Den Gewaltigen, der bis in diese letzten Stunden größer und überlegener war als sie, hatte die Gottheit mit blindem Übermut geschlagen, bis seine Riesenmacht vor den Schwächeren im Staube lag. Den Völkern hatte sie den rechten Zorn und den guten Glauben an die eigne Kraft zurückgegeben, auf daß sie in heroischer Hingebung sühnten, was vor allen die Könige und ihre Berater verschuldet hatten."

Die nationale Bedeutung des Sieges. „Da liegt also," schrieb Stein im ersten Triumph des Sieges, „das mit Blut und Thränen so vieler Millionen gekittete, durch die tollste und verruchteste Tyrannei aufgerichtete, ungeheure Gebäude am Boden." Wie der Sonnenaufgang nach einer langen finstern Nacht, so wirkte die große Kunde von Leipzig allenthalben in den deutschen Gauen. Das fast erloschene nationale Bewußtsein konnte sich wieder einmal an einer hohen Ruhmesthat aufrichten, und je bitterer die Demütigung, je schmachvoller die Knechtschaft gewesen, um so größer war jetzt auch die stolze Genugthuung und freudige Begeisterung. Es zuckte ein Geist durch die deutsche Welt, dessen Wehen seit Jahrhunderten nicht mehr verspürt worden. Nicht nur die, denen es vergönnt war, in dem herrlichen Kampf mitzufechten, feierten in erregtem patriotischem Gefühl den glorreichen Sieg, der die nationale Wiedergeburt zu verbürgen schien; auch da, wo man dem Weltdespoten noch bis zur letzten Entscheidung hatte Heeresfolge leisten müssen, stimmte man mit ein in die Freude, daß die schweren Ketten gesprengt worden. In der Pfalz erzählte sich das Volk, daß die alten Kaiser in den Grüften des Speierer Doms erwacht und nachts über den Rhein gefahren seien, um an der Schlacht teilzunehmen. So wunderbar erschien der herrliche Sieg. Als beste nationale Erinnerung hielt unser Volk seitdem das Andenken an die große Völkerschlacht fest. Wohl konnte Arndt, als die Kunde „wie himmlische Zimbeln hell" zu ihm klang, ausrufen: „So lange rollet der Jahre Rad, so lange scheinet der Sonnenstrahl, so lange die Ströme zum Meere reisen, wird noch der späteste Enkel preisen die Leipziger Schlacht." Noch mischten sich damals keine Mißklänge in die stolze Freude über die wiedererlangte Freiheit. Noch trübten nicht dynastische und diplomatische Künste die patriotische Genugthuung; noch wurde nicht am grünen Tisch verdorben, was das blanke Schwert gut gemacht. Allein die Maulwürfe, welche unter dem Werk der deutschen Erhebung und Befreiung ihre

zerstörenden Gänge gruben, waren freilich schon leise an der Arbeit und lange dauerte es nicht, bis sich in die Feier der großen Freiheitsschlacht jener grollend wehmütige Ton einschlich, der in Uhlands Gedicht zum 18. Oktober 1816 so ergreifend nachklingt, bis die Geisterstimme des gefallenen Sängers und Helden die Völker fragen konnte: Das Herrlichste, was ihr erstritten, wie kommt's, daß es nicht frommen mag?

10. Der Zug zum Rhein und die Befreiung Deutschlands.

Hätten die Verbündeten die Verfolgung ernstlicher betrieben oder gar die Straße nach Weißenfels und Erfurt gesperrt, so hätte der größte Teil des zerrütteten französischen Heeres in vollständige Auflösung oder in Gefangenschaft geraten müssen. Allein Mangel an Einigkeit, Umsicht und Entschlossenheit im Hauptquartier verhinderte eine kräftige Ausnutzung des großen Sieges, und Fürst Schwarzenberg hat durch seine Lässigkeit viel Tadel auf sich gezogen. Die Flucht der Franzosen bot den traurigsten Anblick: zuchtlose, wirre Heerestrümmer, tiefste Erschöpfung und Not der Soldaten, finstere, verzweifelte Stimmung, massenhafte Desertion, namentlich unter den letzten rheinbündischen Truppen. Napoleon selbst, der bis dahin seine stolze Ruhe bewahrt, war jetzt tief erschüttert. Niedergeschlagen, stumm und nachdenklich durchschritt er zu Fuß die Ebene von Lützen, wo sich vor wenigen Monaten das Kriegsglück noch einmal zu seinen gunsten gewandt hatte. Auch die Gegenden, wo vor sieben Jahren die Entscheidung von Jena und Auerstädt gefallen, wurden berührt. Welch eine erschütternde Wandlung! Die ganze Lage hatte eine niederdrückende Ähnlichkeit mit dem Rückzug aus Rußland. Napoleon hatte einst gesagt, im Krieg bezeichne immer ein großes Unglück einen großen Schuldigen; er hatte damit sein eignes Urteil gesprochen. Bei der Kraftüberspannung war zuletzt Stütze um Stütze zerbrochen, eine Triebfeder um die andre erlahmt. Der Rückzug ging auf schwierigen Nebenwegen zunächst auf die Festung Erfurt zu. Bei Freiburg an der Unstrut, beim Übergang über diesen angeschwollenen Fluß, kam es noch einmal zu einem heftigen Gefecht mit nachrückenden Truppen vom Yorkschen Korps. Allein doch gelangte das Heer, das die Umsicht des Kaisers wieder in leidliche Ordnung zu setzen wußte, ziemlich ungefährdet nach Erfurt, wo die flüchtigen Massen sich sammeln und einigermaßen erholen konnten. Napoleons Absicht war es nicht, diesseits des Rheins noch eine große Schlacht zu wagen; er wollte nur möglichst schnell hinter dem sichernden Strom Zuflucht suchen; allein er mußte sich erst noch einmal mit dem Schwert den Weg bahnen.

Der Rückzug der Franzosen.

21. Okt. 1813.

Nach Abschluß des Vertrags von Ried war Graf Wrede, der bayrische Oberbefehlshaber, ein echter Vertreter des vaterlandslosen rheinbündischen Landsknechttums, im Verein mit einem österreichischen Armeekorps, im ganzen etwa 56,000 Mann gänzlich unberührter Truppen, vom Inn aufgebrochen, hatte

Schlacht bei Hanau. 30. 31. Okt.

mehrere Tage mit der Eroberung von Würzburg vergeudet und schickte sich an, der zurückziehenden französischen Armee den Weg nach dem Rhein zu verlegen. Allein sein Heer, das er überdies unbesonnener Weise durch zwecklose Entsendungen geschwächt, war den noch immer ansehnlichen Truppenmassen Napoleons nicht gewachsen. Bei Hanau kam es erst zu einer Reihe einzelner Gefechte und sodann zu einer großen Schlacht, die dem „sterbenden Löwen" noch einmal Gelegenheit bot, seine Kraft zu zeigen. Die fehlerhaften Aufstellungen und Anordnungen Wredes trugen schlimme Früchte. Bei aller Tapferkeit der bayrisch-österreichischen Truppen erfocht Napoleon noch einmal einen glänzenden Sieg, durchbrach in zweitägigen Kämpfen die feindlichen Linien, erstürmte die Stadt und öffnete sich die Straße nach dem Rhein. Auf beiden Seiten kostete die Schlacht schwere Opfer. Beim Sturm auf die Kinzigbrücke wurde General Wrede, ein tapferer Soldat, wenn auch kein Feldherr, schwer verwundet; trotz der verlornen Schlacht erhielt er bald darauf den Fürstentitel und Feldmarschallsrang. Napoleon hätte das bayrisch-österreichische Heer vielleicht noch vollständiger zersprengen können, allein es war ihm darum zu thun, möglichst rasch
31. Okt. 1813. den Rhein zu gewinnen. An den Thoren von Frankfurt kam es zu einem neuen Gefecht mit einer bayrischen Heerabteilung. Noch einmal betrat der Kaiser die alte Reichsstadt am Main, setzte aber alsbald den Marsch nach Mainz fort. Sein Heer zählte, als es den Strom überschritt, noch immer 70,000 Mann, die freilich zum größten Teil den Keim tödlicher Krankheiten in der Brust trugen und bald massenhaft in überfüllten Lazaretten starben. In Frankfurt schlugen einige Tage später die drei verbündeten Monarchen ihr Hauptquartier auf.

Die französischen Festungen in Deutschland. Auch als Napoleon den deutschen Boden verlassen, blieb noch eine Reihe fester Plätze im Innern, an der Elbe, Oder, Weichsel bis nach Polen hinein, von französischen Garnisonen besetzt. Einzelne hielten sich bis zur Herstellung der Bourbonen, worauf die Besatzungen als Truppen eines befreundeten Fürsten ungehindert nach Frankreich zurückkehren konnten, andre erlagen in den nächsten Wochen nach der Leipziger Schlacht den Angriffen der Verbündeten, und die französischen Verteidiger mußten in Kriegsgefangenschaft wandern. So mußte
11. Nov. der Marschall St.-Cyr in dem ausgehungerten Dresden eine Kapitulation abschließen, die mehr als 30,000 Mann in Gefangenschaft lieferte; ebenso erging
30. Dez. es dem General Rapp in Danzig, nachdem er diesen vorgeschobenen Posten lange tapfer und entschlossen verteidigt hatte. In beiden Fällen wurde die Entlassung nach der Heimat, gegen das Versprechen, binnen einer bestimmten Frist nicht gegen die Verbündeten zu dienen, nicht bewilligt, sondern einfache Kriegsgefangenschaft verlangt. Auch Stettin, Torgau, Küstrin, Wittenberg fielen in den nächsten Monaten, andre Festungen aber, wie Magdeburg, Glogau, Erfurt, Hamburg, Mainz, hielten sich bis zum Frieden. In Hamburg widerstand der eiserne Marschall Davoust, der die Stadt durch den ausgezeichneten Ingenieur und Festungsbaumeister General Haxo vortrefflich hatte befestigen lassen,

allen Angriffen und Verlockungen, mit denen ihn Bennigsen bedrängte. Den ganzen Winter über hielt sich Hamburg gegen ein gewaltiges Belagerungsheer, bis Davoust endlich die weiße Fahne der Bourbonen aufziehen und sich in Wehr und Waffen nach Frankreich begeben konnte. Erst am 31. Mai 1814 zog Bennigsen in der alten Hansestadt ein, die wie kaum eine andre unter dem harten Druck des französischen Militärdespotismus gelitten.

Dänemark zum Frieden gezwungen.

Während noch Hamburg belagert wurde, war der Kronprinz von Schweden, der auch jetzt nur seine besondern Zwecke im Auge hatte, gegen Dänemark gezogen, um die Abtretung Norwegens zu erzwingen. Ehe die Dänen einen Angriff erwarteten, rückte er in Holstein ein, eroberte unter geringer Gegenwehr (Dez. 1813.) dieses Land sowie Schleswig und nötigte mit seiner Übermacht den schwachen verlassenen Gegner zum Frieden von Kiel. In diesem Frieden entsagte König (14. Jan. 1814.) Friedrich VI. dem französischen Bündnis, das so schweres Unheil über das Land gebracht, den Wohlstand untergraben und den Staatshaushalt in furchtbare Zerrüttung gesetzt hatte, und willigte in die Abtretung von Norwegen an Schweden und von Helgoland an Großbritannien. Für diese Verluste war die Erwerbung des Überrestes von Schwedisch-Pommern mit Rügen, die dann an Preußen gegen das Herzogtum Lauenburg vertauscht wurden, ein geringer Ersatz. Die kräftigen Norweger weigerten sich anfangs Schwedens Oberherrschaft anzuerkennen; sie wollten nicht, „daß über sie wie über eine Herde verfügt werde". Ein eigenmächtig zusammengetretener Reichstag (Storthing) wählte den dänischen Prinzen Friedrich Christian, nachherigen Monarchen von Dänemark, zum König und gab dem Land eine freie Ständeverfassung. Erst als die Mächte mit Krieg drohten und von der Krone Schweden den Norwegern eine unabhängige Verwaltung und Bestätigung ihrer fast republikanischen Verfassung zugesichert ward, erkannten sie den König von Schweden als ihren Herrscher an.

Neue Gestaltungen in Deutschland.

Die vollständige Auflösung des Rheinbundes war jetzt, da die zersprengten französischen Heere den deutschen Boden räumten, selbstverständlich. Den Fürsten und Regierungen im Süden und Westen schien zwar anfangs die Kunde von dem Zusammenbruch der Napoleonischen Herrschaft so unbegreiflich und unglaublich, sie hatten sich in die Rolle der Dienstbarkeit gegen den gewaltigen Imperator so eingelebt, daß sie nur zögernd und bedauernd die Wandlung der Dinge anerkannten und den Verbündeten die Hand reichten. Solange als irgend möglich richtete man sich in Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt und andern kleinen Residenzen an den Lügenbülletins des Moniteur auf, und erst als man vor der handgreiflichen Wahrheit die Augen nicht mehr verschließen konnte, sagte man sich, gezwungen und fast widerwillig, von dem französischen Bund los. Im Volk mochte immerhin der patriotisch-nationale Geist zum Durchbruch kommen; bei den Fürsten war davon keine Spur. Sie sahen jetzt im Lager der Verbündeten ihre neuerworbene Machtstellung am besten gesichert; das war für sie der einzige Beweggrund zum Abfall. Manche legten es recht

geflissentlich an den Tag, wie gleichgültig ihnen die Sache des gemeinsamen Vaterlandes sei. So entließ der despotische König Friedrich von Württemberg noch nach seinem Übertritt zu den Verbündeten diejenigen Offiziere ungnädig seines Dienstes, welche mit dem General Normann bei Leipzig die französischen Schlachtreihen verlassen, und sprach noch im Februar 1814 in einem von den Kosaken aufgefangenen Brief Napoleon die Hoffnung aus, bald unter seine glücklichen Fahnen zurückzukehren. Auf die Kunde von der Niederlage Wredes bei Hanau noch hatte dieses Muster eines Rheinbundsouveräns wilde Freudenfeste gefeiert. Von seiten der Verbündeten wurden von Anfang an diese widerstrebenden, eifersüchtigen und spröden Herrschaften mit einer Schonung behandelt, die bereits erkennen ließ, wie wenig die künftige Verfassung Deutschlands den nationalen Anforderungen und der patriotischen Erregung, unter der die Befreiung vollzogen worden, entsprechen würde. Statt den kleinen Herren, die unter den Fittichen der Napoleonischen Macht groß geworden, ihre Sünden an Deutschland anzurechnen und sie mit Ernst in den Rahmen einer Verfassung zu zwingen, wie sie Stein und andre Patrioten im Auge hatten, kam man allen diesen Rheinbundsfürsten, deren militärische Hilfe doch jetzt gar nicht mehr ins Gewicht fiel, mit einer ganz ungerechtfertigten Schonung ihrer Ansprüche und Interessen entgegen. Die Metternichsche Politik und russische Protektion drängten sich immer mehr in den Vordergrund bei der Gestaltung der deutschen Dinge.

Auflösung des Rheinbundes. Es war schon bezeichnend, daß der österreichischen Regierung der Abschluß der Verträge mit den Rheinbundsfürsten überlassen wurde. In den Verträgen, die im Laufe des November mit Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau, Koburg und den andern Rheinbundsgliedern zustandekamen, wurde diesen Fürsten, wie dem König von Bayern zu Ried, für den Eintritt in die Koalition und militärische Hilfeleistung bis zur Beendigung des Kriegs die Souveränität und die Aufrechthaltung ihres Territorialbesitzes zugesichert; nur in ganz unbestimmten Ausdrücken wurden diese Fürsten verpflichtet, sich den Einrichtungen zu fügen, welche die zur Erhaltung der Unabhängigkeit Deutschlands einzuführende Ordnung der Dinge erfordern werde, und gegen Entschädigung einzelne etwa notwendige Abtretungen zuzugestehen. So wurden in kurzsichtiger und schwachmütiger Politik die Schöpfungen des Rheinbundes fast in ihrem vollen Umfang aufrecht erhalten. Nur die Napoleoniden und einzelne kleine, besonders schuldbeladene neue Herrschaften fielen als Sühnopfer. Der Großherzog von Frankfurt, Dalberg, das Haupt des Rheinbundes, zu dessen Nachfolger Eugen Beauharnais eingesetzt worden, entsagte seiner Würde und zog sich nach Konstanz, dann nach Regensburg zurück, wo er im Jahr 1817 starb; der Fürst von Isenburg, der im Jahr 1806 preußische Soldaten zu einer französischen Räuberbande verführt hatte, der Graf v. d. Leyen, der sich die Fürstenschaft durch Übertritt zum französischen Bürgerrecht erworben, büßten ihre Souveränität ein. Am 28. Oktober besetzten die Russen Kassel, das König Jérôme in eiliger Flucht verließ, während

Nov. 1813.

sich die bisherigen Stützen und Zierden dieses Hofes mit ihrer Schande in die entferntesten Winkel ihrer Schlösser und Landsitze verkrochen. Das Königreich Westfalen war nun endgültig aufgelöst; der Kurfürst von Hessen, die Herzöge von Braunschweig und Oldenburg kehrten in ihre Staaten zurück; in Hannover wurde die Herrschaft der englischen Dynastie wiederhergestellt. Das Großherzogtum Berg, das Napoleon bei Murats Übersiedelung nach Neapel an seinen Neffen Ludwig, den unmündigen Sohn des Königs von Holland übertragen, wurde als herrenloses Gebiet eingezogen. Freudig begrüßten die patriotischen Einwohner die preußischen Befreier.

Allein die Begeisterung, mit der das Volk die vertriebenen angestammten Fürsten begrüßte, wurde schlecht belohnt. Die legitimen Herren hatten meist kein dringenderes Anliegen als die vollständige Herstellung der „guten alten Zeit“, die Aufhebung der Neuerungen, auch wohlthätiger Reformen aus der Fremdherrschaft, die Zurückführung der Adelsprivilegien, der Beamtenwillkür, der schlechten Justiz, der ganzen feudalen Mißwirtschaft. Die Lehren der jüngsten Geschichte waren an diesen Fürstengeschlechtern spurlos vorübergegangen. Nirgends hauste die Restaurationspolitik unwürdiger und thörichter als in Kurhessen, wo der kleinliche, tyrannische, geizige Kurfürst Wilhelm I. alle Schöpfungen und Einrichtungen der westfälischen Zeit aufhob, außer wenn sie sich zu schlechten fiskalischen Künsten gebrauchen ließen, im Militär-, Gerichts-, Steuer-, Verwaltungswesen die alten Mißbräuche und feudalen Vorrechte herstellte, die Veräußerungen von Domänen einfach für ungültig erklärte, alle während der Fremdherrschaft verliehenen Titel, Amtsbeförderungen, Anstellungen widerrief, den Code Napoleon abschaffte, die Gegenrevolution bis zu Lächerlichkeiten, wie der Wiedereinführung von Zopf und Puder steigerte und den Grund zu jener Regierungsweise legte, die seitdem Kurhessen zum hervorragendsten Repräsentanten unwürdiger und rechtloser Kleinstaatswirtschaft gemacht hat. So trieben die Geschicke Deutschlands nicht der Reform, sondern der Reaktion entgegen; Zufall, Ränke und Unsicherheit herrschten allenthalben an Stelle eines festen leitenden Willens. Restaurationspolitik.

Stein, der allein wußte, was Not that und kleinliche Rücksichten nicht kannte, vermochte mit seinen Ratschlägen nicht durchzudringen. „Ich habe nur ein Vaterland,“ schrieb er einmal an den Grafen Münster, „das heißt Deutschland; ich bin nur ihm und nicht einem Teil desselben von Herzen ergeben. Mir sind die Dynastien in diesem Augenblick großer Entwickelung vollkommen gleichgültig, es sind bloß Werkzeuge.“ Allein die Männer, von denen die Entscheidung über die Geschicke Deutschlands ausging, dachten weit enger und kleiner. An der Zentralverwaltung für Deutschland, die unter Steins Leitung bei Beginn des Kriegs eingesetzt worden (S. 430), konnte man schon sehen, welche Schwierigkeiten sich einer durchgreifenden und ersprießlichen Organisation der deutschen Verhältnisse in den Weg stellten. Die Aufgabe dieses Die Zentralverwaltung.

Verwaltungsrats war: „den Unterhalt der verbündeten Truppen anzuschaffen, durch Lieferungen und Geldzahlungen aus den verwalteten Ländern zu den Kriegskosten beizutragen, alle militärischen Hilfsquellen derselben zu entwickeln und über die innere Verwaltung durch die Landesautoritäten Aufsicht zu halten." Aber die Wirksamkeit der neuen Zentralbehörde wurde mehr und mehr eingeengt; sie erstreckte sich nur über Sachsen, wo der russische Fürst Repnin zum Generalgouverneur eingesetzt wurde, und einige herrenlose Länder Westdeutschlands; die zurückgekehrten Fürsten Norddeutschlands ebenso wie die ehemaligen Rheinbundstaaten setzten der Zentralverwaltung alle möglichen Schwierigkeiten und Hindernisse in den Weg; unter dem allseitigen übeln Willen konnte sie nur zum kleinsten Teil erreichen, was sie erstrebte; auch ihr nächster Zweck, die Organisation der militärischen Hilfsmittel, ging nur langsam und unvollständig von statten. Selbst im Lazarettwesen, dessen Beaufsichtigung der Zentralverwaltung ebenfalls unterstellt war, zeigte sich die Abneigung gegen jeden Eingriff in die staatlichen Hoheitsrechte in unwürdigen und empörenden Vorgängen. Es gehörte die ganze Energie, die unermüdliche Thätigkeit und das hohe Ansehen Steins dazu, wenn trotz aller dieser Schwierigkeiten die Zentralverwaltung doch noch so nahmhafte Leistungen, wie die Aufstellung von 160,000 Mann binnen sechs Wochen aufzuweisen hatte.

11. Der Krieg in Frankreich. Einzug der Verbündeten in Paris.

Das Hauptquartier in Frankfurt.

Im großen Hauptquartier zu Frankfurt hielten die verbündeten Monarchen mit ihren Staatsmännern und Feldherren Rat, ob man die Hand zum Frieden reichen oder über den deutschen „Grenzstrom" setzen und den Krieg bis zur völligen Vernichtung des Gegners fortführen solle. Noch immer regten sich viele kleinmütige und besorgte Stimmen. Die Fortsetzung des Kriegs bis zur Entthronung des Usurpators und zur völligen Befreiung Deutschlands auch links vom Rhein war ein Gedanke, der selbst damals noch von den Kühnsten kaum gehegt wurde. Am kriegslustigsten war die Stimmung im preußischen Heer, insbesondere Blücher und Gneisenau drangen mit aller Entschiedenheit darauf, dem Feind unmittelbar auf den Fersen zu folgen und in Paris Frieden zu schließen, ehe er Zeit gewonnen, neue Kräfte zu sammeln. Allein im Rat der Monarchen überwog noch einmal die Stimmung der Ängstlichkeit und Unschlüssigkeit; die Furcht vor Napoleons Namen und den Hilfsquellen Frankreichs war noch immer nicht ganz erloschen; das französische Reich, das seit zwei Jahrzehnten die Welt in Schrecken gehalten, auf seinem eignen Boden anzugreifen, schien noch immer ein zu verwegener Plan; man schätzte noch immer die Widerstandskraft des Gegners zu hoch und verkannte die gärende Stimmung der Franzosen selbst. Der Einfluß der österreichischen Politik setzte es bei den schwankenden unentschlossenen Monarchen und Staatsmännern der verbündeten Mächte noch

einmal durch, dem geschlagenen Gegner eine goldene Brücke zu bauen. Den kleinmütigen Seelen der Wiener Hofburg waren die preußischen „Jakobiner“ noch weit unheimlicher als Napoleon.

Die Friedenspartei unter Metternich, die in der Mainstadt das Übergewicht erlangte, bediente sich eines ins Hauptquartier gebrachten französischen Diplomaten, St.-Aignan, des bisherigen Gesandten am Weimarer Hof, zu neuen Vermittelungsvorschlägen. Es wurde dem Kaiser Napoleon der Besitz von Frankreich innerhalb seiner „natürlichen Grenzen“, Rhein, Alpen, Pyrenäen, zugesichert, wenn er in die Unabhängigkeit Deutschlands, Hollands, Italiens und in die Wiederherstellung der alten Dynastie in Spanien willigen würde; zur nähern Vereinbarung dieser Friedensgrundlage sollte sich alsbald ein Kongreß auf dem rechten Rheinufer versammeln. So wollte man also selbst nach dem Gottesgericht zu Leipzig noch auf die Grenzen von Campo Formio und Luneville zurückgehen! Das wollte der deutschen Nation noch im Angesicht des Rheins die Diplomatie nach der glorreichen Erhebung bieten. In bitterm Zorn schrieb damals Arndt seine Schrift vom Rhein, als Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze. Das drohende Unheil dieses faulen Friedens wandte zum Glück Napoleon selbst in „trotziger Unbändigkeit des Hochmuts“ ab. Wen die Götter verderben wollen, dem rauben sie die Besinnung. Die Antwort des französischen Kaisers lautete unbestimmt und ausweichend; neue Rüstungen und Konskriptionen, wobei vor- und rückwärts gegriffen wurde, gaben Zeugnis, daß der Stolz des verblendeten Mannes noch immer nicht gebrochen sei, daß er noch immer an der Idee eines abendländischen Weltreichs festhalte, das Glück der Schlachten abermals versuchen wolle. Als er sich hinterher bereit erklärte, die Vorschläge anzunehmen, war es zu spät. Es drang bald im Hauptquartier die Erkenntnis durch, daß man im Begriff gestanden, ein schmach- und unheilvolles Abkommen zu treffen, namentlich als Stein in Frankfurt erschien und seinen noch immer mächtigen Einfluß bei Kaiser Alexander im Sinn der Fortsetzung des Kriegs geltend machte. Es wurde jetzt der Übergang über den Rhein beschlossen und der Welt in einem Manifest, welches freilich sich auch jetzt noch nicht enthalten konnte, dem französischen Hochmut in fast demütiger Weise zu schmeicheln, von diesem Entschluß Kunde gegeben. Allein auch jetzt wieder wurde der weitere Feldzug nicht so schnell vollführt und der Zusammenhang der in Frankreich einrückenden Heeresmassen war nicht so eng, wie es zur völligen Überraschung und Überwältigung des Gegners wünschenswert gewesen wäre.

Friedensvorschläge. 9. Nov. 1813.

1. Dez.

Das Manifest vom 1. Dezember erklärte, daß man nicht Krieg führe gegen Frankreich, sondern gegen die Übermacht, welche Napoleon zum Unglück dieses Landes und Europas allzulange außerhalb der Grenzen seines Reichs ausgeübt. Man wünsche vielmehr, daß Frankreich groß, stark und glücklich sei, denn ein großes und starkes französisches Reich sei eine der Grundlagen des europäischen Staatengebäudes. Darum seien die Verbündeten bereit, demselben einen größern

Die Stimmung in Frankreich.

Gebietsumfang zu gewähren, als es jemals unter seinen Königen besessen; aber sie würden auch nicht eher die Waffen niederlegen, als bis heilige Verträge Europa einen wahrhaften Frieden und dauernde Zustände gesichert haben würden. Es war ein Kunstgriff, die Sache des Herrschers von der des Volks zu trennen, wie ihn der französische Imperator so oft angewendet. Und daß allerdings auch in Frankreich sich ein andrer Geist zu regen begann, ging aus den Verhandlungen hervor, die um dieselbe Zeit im Gesetzgebenden Körper stattfanden. Als der Kaiser selbst die Versammlung mit einer Prunkrede eröffnete, worin er versicherte, daß er zum Frieden geneigt sei und darum einen Kongreß in Mannheim vorgeschlagen habe, zugleich aber entschieden betonte, daß er nie den Ruhm und die Ehre des Reichs preisgeben werde und auf die Opferwilligkeit der Nation rechne, gab sich in dem von Lainé erstatteten Bericht der Kommission über die auswärtige Politik und in der denselben begleitenden Adresse ein so scharfer Ton der Opposition kund, wurde so schneidend die Notwendigkeit einer Änderung des bisherigen Systems dargelegt, wurden so nachdrücklich die verderblichen Folgen der autokratischen Herrschaft hervorgehoben, daß die Regierung die Sitzungen vertagte. Und als am Vorabend des Neujahrstags eine Deputation des Senats (31. Dez. 1813.) und der Gesetzgebung sich zur Beglückwünschung in den Tuilerien einfand, richtete Napoleon eine Strafrede an sie, welche von dem ganzen Stolz und Selbstgefühl seiner Seele Zeugnis gab und von dem festen Entschluß, allen Widerwärtigkeiten kühn die Stirn zu bieten. Ist es eine patriotische That, fuhr er sie in zorniger Erregung an, in einem Augenblick, da 200,000 Kosaken unsre Grenze überschreiten, von Garantien der bürgerlichen Freiheit zu reden? Seine Menschenverachtung konnte nur gesteigert werden durch die Wahrnehmung, daß dieselbe Körperschaft, die sich in den Tagen seiner Macht alles hatte bieten lassen, nun, da er im Unglück war, sich zu harten Anklagen über die Bedrückung und die Kriegsnot des Landes ermutigt fühlte und dem auswärtigen Feind die klaffende Wunde im Innern zeigte. Und wirklich waren zu derselben Zeit die feindlichen Heere bereits in Bewegung. Napoleon hatte nicht geglaubt, daß man einen Winterfeldzug unternehmen würde. Im Frühjahr aber hoffte er imstande zu sein, den Verbündeten mit frischen Streitkräften entgegenzutreten. Es sollte jedoch anders kommen.

(1. Jan. 1814. Die Heere der Verbündeten.) In der Neujahrsnacht setzte Blücher mit seiner schlesischen Armee bei Kaub und andern Orten zwischen Mannheim und Koblenz über den deutschen Strom, indes Schwarzenberg mit der Hauptarmee durch die Schweiz, der man die geforderte Neutralität nicht zugestanden, dem südöstlichen Frankreich zuzog in der Absicht, die Hochebene von Langres zu gewinnen und den Feind zur Räumung des italienischen Kriegsschauplatzes zu nötigen. Zwischen Seine und Marne sollten sich die Armeen wieder vereinigen und dann gemeinschaftlich sich gegen Paris wenden. Blücher faßte wie immer das Ziel des Feldzugs, die Einnahme der feindlichen Hauptstadt, fest ins Auge, während Schwarzenberg mit seinem Zug

nach Langres wieder einen Beweis seiner verkünstelten, doktrinären und unschlüssigen Strategie gab. Die Pyrenäen wurden von den Engländern überschritten, das Königreich Italien von Österreich und von dem mit Napoleon entzweiten Murat bedroht. Ein andres preußisch-russisches Heer unter Bülow rückte nach dem Niederrhein vor, um Holland zu befreien und die Rückkehr des Erbstatthalters zu bewirken, nahm mit stürmender Hand eine Reihe von festen Plätzen und gelangte in reißendem Siegeszug bis vor Antwerpen, das der alte Republikaner Carnot standhaft verteidigte. In Amsterdam erhob sich das Volk und hißte die Flagge der Oranier wieder auf. 15. Nov. 1813. Die Niederlande waren durch preußische Tapferkeit befreit. Wie sollte der französische Imperator, dem um diese Zeit nur eine schlagfertige Armee von 150,000 Mann zu Gebote stand, so überlegene Heeresmassen abwehren können? Bernadotte, der sich als Vermittler zwischen Frankreich und Europa zudrängte, suchte sich durch Schonung die Gunst seiner Landsleute zu gewinnen, um vielleicht durch dieselben Mittel, die ihm die Krone von Schweden verschafft, sich den Weg zum französischen Thron zu bahnen, zog sich aber durch dieses zweideutige Verhalten das Mißtrauen der Verbündeten immer mehr zu. Im deutschen Heer hatte man ja schon seit den Tagen von Großbeeren kein Vertrauen zu dem ehemaligen französischen Marschall.

Die ersten Kämpfe in Frankreich.

In der Champagne trafen die Heere Blüchers und Schwarzenbergs zusammen. So viele kostbare Zeit auch durch Bedenklichkeiten und Meinungsverschiedenheiten im Lager der Verbündeten zu Langres vergeudet ward, so ließ doch der Anfang des Feldzugs einen baldigen glücklichen Ausgang erwarten. Das blutige und hartnäckige Treffen bei Brienne, das Blücher allein mit der preußisch-russischen Armee dem aus Paris herbeigeeilten französischen Kaiser lieferte, 29. Jan. 1814. blieb zwar unfruchtbar und ohne Entscheidung. Als sich aber die Österreicher und die Truppen der ehemaligen Rheinbundstaaten mit Blüchers Heer vereinigten, erfochten die Verbündeten nicht weit von derselben Stelle bei dem Dorf La Rothière drei Tage nachher einen Sieg, der, wenn auch die Verluste auf beiden 1. Febr. Seiten gleich waren, seine moralische Wirkung nicht verfehlte. Das französische Heer, an des Kaisers weiterem Glück verzweifelnd, verlor den Mut. Fürchterlich zugerichtet, den Beschwerden und dem Hunger fast erliegend, setzte es stumm und düster den Marsch auf Troyes fort, wobei ein großer Teil der jungen Soldaten die Fahne verließ und in die Heimat eilte. Aber die zögernde Kriegführung der Sieger ließ dem Kaiser Zeit, sich aufzuraffen und neue Kräfte zu sammeln. Die Ermahnungen des preußischen Feldmarschalls, daß man eilen sollte, den Feind „in seinem Nest" aufzusuchen, waren wirkungslos. Und da der österreichische Oberfeldherr angeblich wegen der Schwierigkeit der Verpflegung mitten im Winter im Feindesland eine abermalige Trennung der beiden Armeen anordnete, Schwarzenberg an der Seine, Blücher längs der Marne auf die Hauptstadt losging, so gelang es dem französischen Kaiser, dessen Feldherrntalent jetzt wieder in vollem Glanz strahlte, durch Kriegsthaten im alten großen Geist den gebeugten

Mut der Franzosen aufzurichten. Er ließ mit unerhörter Kühnheit nur eine kleine Truppenzahl zur Beschäftigung des Schwarzenbergschen Heeres zurück; mit der übrigen Streitmacht warf er sich rasch auf Blüchers schlesische Armee, die bisher allenthalben so siegreich gestritten hatte, und errang durch sein strategisches Genie Erfolge, die an die italienischen Feldzüge seiner Jugendzeit erinnerten. Nach dem hitzigen Reitertreffen zwischen York und Macdonald bei
3. Febr. 1814. La Chaussée, unweit Chalons, stürmte Napoleon mit Heftigkeit wider die in einzelnen Abteilungen auf durchgeweichten fast ungangbaren Wegen gen Paris losrückenden preußisch-russischen Armeekorps unter den Generalen York und Sacken, schlug sie, wie einst das österreichische Donauheer im Jahr 1809, getrennt und überrascht, innerhalb fünf Tagen, in fünf glücklichen Treffen bei
10.–15. Febr. Champaubert, Montmirail, Château-Thierry und Vauchamps, und zwang sie zum Rückzug. Nach diesen Erfolgen, die dem besten Teil der feindlichen Heeresmassen einen Verlust von 15,000 Mann und 50 Geschützen brachten, wandte sich der kaiserliche Feldherr mit Blitzesschnelle gegen die Haupt-
17. 18. Febr. armee unter Schwarzenberg und nötigte auch diese durch die Siege von Nangis und Montereau über Wittgenstein und den Kronprinzen von Württemberg zur Rückkehr nach Troyes.

Friedenskongreß von Châtillon. Diese Vorgänge wirkten nicht nur ermutigend auf das französische Volk und Heer und weckten von neuem den Glauben an Napoleons Glücksstern, sie machten auch auf die Verbündeten, die auf einen raschen Siegeszug nach der Hauptstadt gerechnet hatten, solchen Eindruck, daß es bei den neuen Friedens-
5. Febr. unterhandlungen, die in Châtillon eröffnet worden, dem Kaiser nicht schwer gefallen wäre, sich im Besitz des französischen Thrones zu erhalten, wenn er auf die übrigen mit Frankreich verbundenen oder von seinen Verwandten beherrschten Länder verzichtet hätte. Die allgemeine Furcht vor einer Volkserhebung in Frankreich, die Abneigung Alexanders gegen die Bourbonen, die er einst aus Kurland verwiesen, die Rücksichten der Österreicher für den Schwiegersohn ihres Kaisers, legten ein großes Gewicht in die Wagschale der Friedenspartei. Selbst in der preußischen Diplomatie hörte man warnende Stimmen, daß man das Schicksal nicht herausfordern, die Götter nicht versuchen solle. In der Umgebung des Oberfeldherrn redete man einem Waffenstillstand, ja einem Rückzug nach Langres oder selbst nach dem Rhein das Wort. Auch der englische Minister Castlereagh, der sich im Hauptquartier der Verbündeten eingefunden, schien nicht abgeneigt, sich unter solchen Bedingungen noch einmal „mit dem Unverträglichen zu vertragen“. Aber die mit jeder günstigen Wendung gesteigerten Forderungen Napoleons, die beschränkten Vollmachten seines Unterhändlers Caulaincourt und seine eignen zweideutigen und unbestimmten Erklärungen im Geiste der bekannten diplomatischen Trugkünste verzögerten den Abschluß eines endgültigen Abkommens. Die Verbündeten verlangten Herstellung der Grenzen von 1792, Napoleon bestand auf einer Ausdehnung bis zum Rhein, bis zu den

„natürlichen Grenzen“. Er glaubte es der Nation schuldig zu sein, Frankreich
nicht kleiner aus den Händen der verbündeten Mächte zurückzunehmen, als er es
im Jahr 1799 empfangen. Der Versuch des Imperators, eine Spaltung unter
den Gegnern zu erzeugen, indem er in einem eigenhändigen Schreiben den Kaiser 21. Febr. 1814.
Franz zum Aufgeben eines Kampfes zu bewegen suchte, der gegen das Interesse
des österreichischen Hauses und Reichs sei, hatte bei aller Hinterhaltigkeit der
Wiener Politik nicht den gewünschten Erfolg. Metternich hatte schon früher an
Caulaincourt geschrieben: „Wenn eine beklagenswerte Verblendung Ihren Herrn
taub machen sollte gegen den einmütigen Wunsch seines Volks und Europas,
so wird der Kaiser von Österreich zwar das Schicksal seiner Tochter beklagen,
aber darum den Zug seiner Armeen nicht aufhalten.“ Nach dem glücklichen
Treffen gegen Oudinot bei Bar an der Aube, zu welchem sich endlich der öster- 27. Febr.
reichische Oberfeldherr mit seiner großen Übermacht durch den König von Preußen
fast zwingen lassen mußte, erneuerten die Verbündeten in dem Vertrag von
Chaumont den Beschluß, nur einen gemeinschaftlichen Frieden einzugehen und 1. März.
zu dem Zweck bis zu Ende des Kriegs ihre Heere kampfbereit zu halten. Da-
durch wurden die Vorschläge der Friedenspartei vereitelt und die Abmachungen
solange hinausgezogen, bis Blücher, Napoleons unversöhnlichster Feind, sich
von den unglücklichen Treffen wieder erholt hatte und mit seinem kühnen unge-
stümen Mut die militärische Leitung geradewegs auf Paris zu wieder in die
Hand nahm. Er verstärkte, während Schwarzenberg unschlüssig und zaghaft wie
immer mit dem Hauptheer zurückhielt, durch Herbeiziehung der Nordarmee unter
Bülow und Wintzingerode seine Streitkräfte und bestand, von Alexander und
Friedrich Wilhelm zum Vorwärtsgehen auf eigne Hand ermächtigt, bei Cra-
onne und Laon neue blutige Zusammenstöße, wenn auch von zweifelhaftem 7. 9. März.
Erfolg, mit den Franzosen. Der nächtliche Angriff, den York und Kleist mit einer
Abteilung der preußisch-russischen Armee bei Athis gegen Marschall Marmont
ausführten, gehörte zu den wildesten und tapfersten Kriegsthaten des Feldzugs.
Bei Bar und Laon legte der junge Prinz Wilhelm von Preußen die ersten Pro-
ben seines kriegerischen Mutes ab. Einen vollständigen Sieg verhinderte Blüchers
Krankheit und die dadurch herbeigeführte Unsicherheit und Eifersucht in der
obersten Leitung. Auch jetzt noch übte der Glaube an Napoleons strategische
Überlegenheit eine lähmende Gewalt auf den Generalstab im Hauptquartier.
Die Verfolgung wurde langsam und vorsichtig ins Werk gesetzt. Und noch war
Napoleons Starrsinn nicht gebrochen. Er wies auch jetzt die Friedensanerbie-
tungen, zu denen Österreich immer geneigt war, zurück, und selbst die Staats-
männer des Kaisers Franz überzeugten sich allmählich, daß mit diesem Mann eine
Verständigung nicht möglich war. Die Verhandlungen wurden abgebrochen;
der Kaiser von Österreich brachte seinen Eidam und seinen Enkel dem europäi-
schen Frieden zum Opfer; der Prinz-Regent von England, der eifrigste Für-
sprecher der Bourbonen, gewann mit seinem Plan einer Herstellung der legitimen

Königsfamilie immer mehr Anklang und wurde für die Bourbonen, was Ludwig XIV. für die Stuarts geworden war.

Letzte Kämpfe. Einzug in Paris. Nun wurde der Marsch auf Paris beschlossen. Nach außen blieb die stolze Haltung Napoleons ungebeugt und alle seine Bewegungen gaben Zeugnis von der ungeschwächten Kraft seines Geistes. Allein der Feind war über-
13. März 1814. mächtig. Der siegreiche Kampf bei Rheims, wo der französische Emigrant St.-Priest, der absolutistische Ratgeber des Prätendenten und jetzt Führer einer preußisch-russischen Heerabteilung, mit der Hälfte seiner Soldaten fiel, war der letzte glänzende Lichtstrahl, der aber nur dazu diente, den tiefen Ab-
20. 21. März. grund aufzuhellen, an dem Napoleon angelangt war. Das Treffen bei Arcis an der Aube gegen Wrede überzeugte ihn bald, daß sein vermindertes und erschöpftes Heer gegen die stahlfesten Reihen der Feinde, die seinen eignen Truppen an Stärke vierfach überlegen waren, nichts mehr auszurichten vermochte, und diese Überzeugung erfüllte ihn mit Unentschlossenheit. Während die verbündeten feindlichen Armeen auf Paris losrückten und seine Anwesenheit in der Hauptstadt höchst notwendig gewesen wäre, um die Widerstandskraft zu beleben, vergeudete er seine Zeit mit kühnen, aber fruchtlosen Märschen. Er hoffte die Feinde von dem Zug nach der Hauptstadt abzulenken; allein bei diesen war endlich die Ansicht durchgedrungen, daß allein der Besitz von Paris den Frieden bringe. Noch ein Mittel der Rettung wäre vorhanden gewesen: ein Nationalkrieg und Aufruf an das Volk. Denn im Heerlager der Verbündeten herrschte noch keine Übereinstimmung über die künftige Staatsordnung in Frankreich; die Herstellung der Bourbons war noch immer nicht beschlossene Sache. Wenn sich der Kaiser der Franzosen offen, wahr und warm an die Nation wandte, die Wiederherstellung bürgerlicher Freiheit zusicherte und das rege Vaterlandsgefühl zu einer allgemeinen Erhebung entflammte, so konnte er den Verbündeten das Vorrücken erschweren oder unmöglich machen, die noch schwankenden Monarchen durch eine nachdrückliche Kundgebung des Volkswillens für die Fortdauer der Bonapartischen Dynastie günstig stimmen. Aber Napoleon hatte stets sein Vertrauen auf Bajonette gesetzt und zu lange alle bürgerliche Freiheit unter dem Glanz seines Militärdespotismus erdrückt; wie sollte er nun zu dem Volk, oder dieses zu ihm Vertrauen fassen? Darum verschmähte er auch jetzt dessen Hilfe, und doch zeigte der heldenmütige Kampf einiger Tausend Nationalgarden unter General Pacthod
25. März. bei La Fère-Champenoise, eine der grausigsten Szenen dieses schrecklichen Kriegs, welche Kraft noch im Volk lag. Als der allgemein geachtete Carnot, der früher die Gunst des Mächtigen verschmäht hatte, dem vom Glück der Schlachten verlassenen Kaiser seine Hilfe anbot, übertrug dieser ihm nicht die Hauptstadt, wo er am erfolgreichsten hätte wirken können, sondern vertraute ihm die Verteidigung der Citadelle von Antwerpen an, während des Kaisers unbeherzter und für militärische Dinge wenig befähigter Bruder Joseph den Oberbefehl über die Nationalgarde erhielt, die unbeliebte Kaiserin an die Spitze der

Regentschaft gestellt ward und Männer von zweifelhafter Fähigkeit oder Treue die wichtigsten Posten bekleideten. Kaum hatten nun die feindlichen Armeen nach den blutigen Kämpfen um Paris den Montmartre erstürmt, so legte 30. März 1814.
Joseph seine Vollmacht in die Hände der Marschälle Mortier und Marmont nieder und verließ die bedrängte Hauptstadt. Die beiden Feldherren mußten nach den heldenmütigsten Anstrengungen der Übermacht weichen und die Stadt vertragsweise übergeben. Hierauf erfolgte der Einzug der Verbündeten 31. März.
in Paris. Der kühnste Traum, für den soviel Heldenblut geflossen, war erfüllt, und in tiefer Bewegung schauten die Krieger auf die zu ihren Füßen liegende Hauptstadt des Weltenbezwingers. „Was Patrioten träumten," schrieb Gneisenau, „und Egoisten belächelten, ist geschehen. Das allgewaltige Schicksal stand uns zur Seite und ließ unsre Fehler dem Tyrannen zum Verderben gereichen. Er schlug jeden Antrag zur Versöhnung aus und nötigte selbst diejenigen, die ihn gern gerettet hätten, Schritte zu thun, die seinen Sturz herbeiführten." An demselben Tag fand in Talleyrands Haus eine Beratung über die künftige Staatsordnung statt. Die verbündeten Monarchen hatten sich noch nicht entschieden ausgesprochen, wem das Regiment übertragen werden sollte; der Kaiser von Österreich war einer Regentschaft unter der Leitung Marie Luisens nicht abgeneigt, und Alexander hatte wiederholt erklärt, daß der Wunsch der französischen Nation den Ausschlag geben würde. Daher waren die Agenten der Bourbons, wie Semallé, Morin, Maubreuil eifrig bemüht, bei dem Einzug der fremden Truppen royalistische Kundgebungen hervorzurufen, um eine günstige Entscheidung für das Haupt der alten Königsfamilie zu erzielen. Das wankelmütige Volk von Paris, das sich der Ketten des strengen Zwingherrn jetzt ledig fühlte, empfing die fremden Eroberer fast wie Befreier.

Mit dem Einzug der fremden Heere in die französische Hauptstadt erreichten Die Bourbonen im Ausland.
auch die Bourbonen und ihre Anhänger nach zwanzigjähriger Verbannung das Ziel ihrer Sehnsucht und ihres Strebens, die Rückkehr in die Heimat, freilich nicht durch einen Akt nationaler Erhebung und Willensäußerung, sondern durch fremde Mächte infolge unerwarteter Schicksalsschläge. Von jenen Emigranten, die einst vor der Revolution in die Nachbarlande sich geflüchtet, die durch ihr wüstes Treiben, ihre Spiel- und Streitsucht, ihre Ausschweifungen und Verschwendungen, ihr Betteln und Schuldenmachen die ganze sittliche Verderbnis des alten Frankreich in erschreckender Weise an den Tag gelegt, die sich in allen Ländern umhergetrieben und insbesondere in der „Pfaffenstraße" am Rhein ein so trauriges Andenken hinterlassen hatten; von jener Bande war die Mehrzahl derer, die nicht zu Grunde gegangen oder gestorben waren, während der Napoleonischen Zeiten mit Bewilligung oder Duldung der Regierung zurückgekehrt. Aber noch immer waren viele Unversöhnliche fern geblieben und hatten sich um die Bourbonschen Prinzen, die Grafen von Provence (Lille), Artois, Condé geschart.

Der Prätendent Ludwig.

Der Graf von Provence, der sich seit dem Tod des Dauphin den Titel Ludwig XVIII. beigelegt und von den Royalisten und Ausgewanderten als rechtmäßiger König von Frankreich geehrt ward, hatte sich wenig an den konspiratorischen Umtrieben beteiligt, die so viele seiner Parteigänger ins Verderben gestürzt. Aus seinen wechselnden Aufenthaltsorten in Verona, Blankenburg Mitau, Warschau durch französische Einflüsse und Machtgebote vertrieben und endlich in England eine Zufluchtstätte suchend, hatte er sich begnügt bei jeder Gelegenheit durch Manifeste, Erklärungen und Schriftstücke aller Art seine Rechte und Ansprüche zu wahren, nur selten den veränderten politischen Zeitideen einige Rechnung tragend. Unkriegerisch von Natur, ohne Thatkraft und Unternehmungsgeist und so schwerfälligen Körpers, daß er schon in jungen Jahren kaum ein Pferd besteigen konnte, machte „der Prätendent" kaum Versuche auf dem Wege der Gewalt sich die Rückkehr zu erkämpfen; aber ebensowenig war er zu einer Entsagung, zu einem Aufgeben seines Erbrechts zu bewegen. Er wartete mit Geduld und Gelassenheit ab, bis die Umstände sich ändern würden, mehr auf den endlichen Sieg des legitimen Prinzips als auf die Hilfe des Auslandes bauend, auf das er stets mit Mißtrauen blickte, und mit der ihm eignen Klugheit und schlauen Verstellungskunst in scheinbarer Resignation dem Schicksal sich ergebend. Anders sein Bruder Karl. Wir wissen, daß der Graf von Artois, der nach manchen Irrfahrten seinen bleibenden Aufenthalt in England nahm und meistens in dem Edinburger Schloß Holyrood wohnte, den Mittelpunkt der royalistischen Komplotte bildete, welche teils durch Aufstände, teils durch Verschwörungen einen Umsturz der Dinge herbeizuführen suchten. Seine Verehrer feierten ihn als den ritterlichen Kämpen des Königtums, und er selbst sprach viel von „zu Pferde steigen" und berief sich gern auf das Beispiel des Ahnherrn Heinrich IV. Aber wie wenig stand sein Benehmen damit in Einklang! Den kostbaren Degen, den ihm Katharina II. als „symbolisches Geschenk" verehrt hatte, verkaufte er in London an einen Juden, und wie kläglich seine Haltung gegenüber den Aufständischen der Vendée und den Emigranten auf Quiberon war, haben wir früher erfahren (XIII, 929 f.).

Napoleon und die Bourbons und Adelsfamilien.

Sowenig aber die Bourbons an Mut und Unternehmungsgeist den verbannten Stuarts gleichkamen, dennoch hatte Napoleon nie eine geheime Furcht und Besorgnis vor ihren Nachstellungen und der Macht ihrer Vergangenheit zu überwinden vermocht. Der Blutakt gegen Enghien hatte in diesem Gefühl seine Quelle; wiederholt ließ der Kaiser mit dem Haupt des legitimen Hauses über die Abtretung seiner Rechte gegen namhafte Vorteile unterhandeln; das Bestreben, die royalistische Vendée durch Fürsorge und Wohlthaten für die neue Ordnung zu gewinnen, die versöhnenden Schritte gegenüber der Kirche und Geistlichkeit, die Begünstigung der alten Adelsgeschlechter bei dem kaiserlichen Hofstaat, die Schläge gegen die Bourbonschen Throne in Spanien und Italien, diese und andere Handlungen gingen vorzugsweise aus dem Bestreben hervor, der Bour-

bonschen Sache die Stützen in Frankreich zu entziehen. Es gelang Napoleon, durch den Glanz seiner Thaten und die Größe seiner Schöpfungen die Anhänger des alte Regime zu vermindern, den Glauben an die Rückkehr des frühern Herrscherhauses zu schwächen; wir wissen, daß dem „Usurpator“ die Genugthuung zuteil ward, Glieder der angesehensten Adelsfamilien des royalistischen Frankreich sich zu kaiserlichen Hofdiensten und Staatsämtern drängen zu sehen. Die alte Aristokratie wandte sich mehr und mehr von den verarmten Bourbons ab und rechnete mit den realen Verhältnissen. Aber es waren keine starken Säulen, auf die sich das Kaiserhaus stützte, sie dienten mehr zur Pracht als zur Festigkeit. Der royalistische Adel von ehedem nahm die Wohlthaten des neuen Herrschers an, blieb aber den alten Gesinnungen und Traditionen getreu. Nur wenn es Napoleon gelang, den imperatorischen Staatsbau zu befestigen und ihn einem kaiserlichen Erben zu hinterlassen, konnte er auf eine gründliche Versöhnung der alten Adelsgeschlechter mit der Bonapartischen Dynastie zählen. Aber die neue Herrlichkeit war noch zu jung; die Träger der alten Namen und Erinnerungen standen noch mit ihren Ideen und Empfindungen in der Vergangenheit und der neue Dauphin, der König von Rom, war ein vierjähriger Knabe. Jetzt, da die kaiserliche Macht zertrümmert war, brach der alte Geist in diesen Kreisen wieder durch und bereitete den rückkehrenden Bourbons den Boden. Man unterdrückte in den alten Aristokratenfamilien die für den Nationalstolz so kränkende Empfindung, daß die Sprößlinge Heinrichs IV. und Ludwigs XIV. durch fremde Bajonette zurückgeführt wurden; und in den mittlern Klassen, ja selbst in den obern Schichten des Heeres war die Sehnsucht nach einem ruhigen friedlichen Dasein das vorherrschende Gefühl. Die thätige Kraft im Volk war erschöpft.

Diese Gleichgültigkeit und Abstumpfung förderte die Sache der Bourbonen. Zurückhaltende Stimmung bei den Alliierten. Irgend eine eindrucksvolle Kundgebung des Volkswillens hätte selbst noch nach Châtillon dem Kaiser den französischen Thron erhalten können. Sehr langsam faßte bei den Häuptern der Verbündeten die Idee einer Restauration der Bourbons Wurzel. Und wenn auch die Notwendigkeit immer deutlicher hervortrat, daß man um der Ruhe Europas willen den Imperator selbst beseitigen müsse, was stand der Einsetzung des „Königs von Rom“ unter der Regentschaft seiner Mutter im Wege? Daher hielten die Verbündeten die emigrierten Prinzen von ihren Lagern fern; freiwillige Kundgebungen royalistischer Gefühle in einzelnen Städten und Landschaften wurden nicht gehindert, aber auch nicht hervorgerufen oder begünstigt. Nur auf weiten Umwegen vermochte Artois, den sein Bruder Ludwig zum Generalleutnant des Königreichs ernannt hatte, von der Schweiz aus über Pontarlier nach Vesoul und Nancy vorzudringen; in Bordeaux nahm Beresford, den Wellington nach dem Wunsch der Bevölkerung dahin abschickte 12. März 1814.
(S. 370), im Namen des englischen Königs Besitz von der Stadt. Erst nach dem Einzug der Alliierten in Paris gelang es einigen Bourbonischen Agenten, besonders den Herren von Vitrolles und Wildermeth mit Hilfe eines Pozzo,

Nesselrode, Schwarzenberg die verbündeten Monarchen für das von Talleyrand aufgestellte Prinzip der Legitimität zu gewinnen und die Einsetzung Ludwigs XVIII., für die der Prinz-Regent von England und sein Toryministerium am meisten geneigt waren, durchzuführen.

II. Herstellung der Bourbons und neue Staatenbildungen.

1. Sieg der Legitimität und Napoleons Abdankung.

Talleyrand u. der Senat. Die Kaiserin hatte sich schon früher mit ihrem vierjährigen Sohn und einigen Ministern nach Blois begeben und dadurch dem schlauen Talleyrand, der alle Fäden der Intrige in Händen hatte, das Geschäft, im Interesse der vertriebenen Königsfamilie zu wirken, wesentlich erleichtert. Wir haben den ehemaligen Bischof von Autun in verschiedenen Lagen und Thätigkeiten kennen gelernt. Selbst im Dienst des Direktoriums und des Kaisertums hatte er niemals ganz die Fühlung mit der ausgewanderten Königsfamilie verloren; und in den letzten Jahren, als er, ein scharfsichtiger Beobachter an dem Krankenlager der Zeiten, den Umsturz der Cäsarischen Gewaltherrschaft voraussah, war er beflissen die losen Fäden fester zu knüpfen. Napoleon hatte ihn in den Tagen der Bedrängnis wieder in sein Interesse zu ziehen gesucht und in den Regentschaftsrat aufgenommen. Allein der schlaue Diplomat wußte die Notwendigkeit seines Verweilens in Paris so einleuchtend darzuthun, daß ihm die Reise nach Blois erlassen wurde. Dabei wahrte er sich noch den Schein einer gezwungenen Zurückhaltung. Talleyrand war ein Mann von außerordentlicher Begabung und Durchtriebenheit, von sichtender Klarheit des Geistes, bestechender Schärfe des Worts und gefälliger Geschmeidigkeit der Form, aber sein Charakter war feil, sein Lebenswandel verworfen und seinen Adel und seine Priesterwürde hatte er durch seine Teilnahme an der Revolution entehrt. Die Regentschaft in Blois war bald ohne Macht und Ansehen, als Kaiser Alexander in Talleyrands Palast seine Wohnung aufschlug und sich von den Ratschlägen des klugen gewandten Diplomaten leiten ließ. Die während der Kaiserzeit zurückgekehrten Emigranten, die Napoleon umsonst durch Begünstigungen aller Art an sein Haus und seine Sache zu knüpfen gesucht, und die unbeeidigten Geistlichen der Revolution, die infolge des Konkordats wieder Stellen und Einfluß erlangt hatten, traten nun immer offener hervor und gaben sich Mühe, die Neigung des Volks für die alte Königsfamilie und die geheiligte Ordnung der Vergangenheit zu wecken. Diese vereinten Bemühungen und die Sehnsucht der erschöpften, ermüdeten Nation nach Frieden gaben denn auch schließlich den Ausschlag. Talleyrand stellte die Rückführung der Bourbonen als den allgemeinen Wunsch der Nation dar, eine Versicherung, die von de Pradt und Baron Louis bestätigt ward, Männern, welche

aus übersättigten Günstlingen und schamlosen Schmeichlern Napoleons seine Verleumder und Verräter geworden. Bei der Beratung in seinem Haus schrieb Talleyrand selbst die Erklärung nieder, daß die Mächte nicht weiter mit Napoleon noch mit irgend einem Glied seiner Familie unterhandeln würden, und ließ das Schriftstück öffentlich bekannt machen, zugleich dem Volk zur Befriedigung der Eitelkeit eine selbstgeschaffene Verfassung und erweiterte Landesgrenzen in Aussicht stellend. Am folgenden Tag wurden die in Paris anwesenden Senatoren zu einer Sitzung eingeladen. Es waren Männer, die noch kurz zuvor sich in Versicherungen der Treue und Ergebenheit für die Bonapartische Dynastie überboten hatten und die, wie uns aus frühern Blättern zur Genüge bekannt, stets mit der größten Unterwürfigkeit vor dem Gewaltigen im Staube gekrochen, mit serviler Dienstbeflissenheit alle Willkürhandlungen desselben gutgeheißen hatten. Hier stellte Talleyrand „mit stockender Stimme, indem er wenigstens einmal in seinem Leben verlegen war“, den Antrag auf Einsetzung einer vorläufigen Regierung. Der Senat kam der Aufforderung ohne Widerspruch nach und bestätigte die von dem ehemaligen Minister des Kaiserreichs vorgeschlagenen Mitglieder.

31. März 1814.

1. April.

So trat denn eine provisorische Regierung ins Leben, welche Talleyrand zum Haupte und mehrere Gegner Napoleons, Emerich Joseph von Dalberg, Neffen des Fürsten Primas, Jaucourt, Beurnonville nebst dem eifrigen Royalisten Abbé von Montesquiou zu Mitgliedern hatte und bis zur Herstellung einer neuen Ordnung die Staatsgeschäfte leiten sollte. Auf den Antrag dieser provisorischen Regierung sprach der Senat die Thronentsetzung Napoleons aus und entband die Nation von dem Eid der Treue. In der Absetzungsurkunde war eine Reihe von Handlungen als Verbrechen bezeichnet, denen vorher der „Erhaltungssenat“ in serviler Unterwürfigkeit zugestimmt hatte. Diesem Absetzungsdekret traten an den folgenden Tagen sämtliche Behörden und Korporationen bei, der Gesetzgebende Körper, der Kassationshof, die Gemeindeverwaltung von Paris, alle Staats- und Justizkollegien, die Universität. Zugleich war eine Kommission gewählt worden, um einen Verfassungsentwurf vorzubereiten, dessen Grundbedingungen sofort in einer Adresse an das Volk verkündigt wurden. Danach sollten Senat und Gesetzgebender Körper in die neue Konstitution übergehen, in der Armee alle Grade und Ruhegehalte fortdauern, die öffentliche Schuld unangetastet bleiben, der Verkauf der Nationalgüter zu Recht bestehen, kein Franzose wegen politischer Ansichten gefährdet werden, Freiheit der Religion und der Presse gewährleistet sein. In diesem Sinn war denn auch die Verfassungsurkunde entworfen, die auf Grund des Kommissionsvorschlags von dem Senat angenommen ward. Dabei hatte man nicht vergessen, die Erblichkeit der Senatorenwürde festzustellen, was die Nutznießung der Dotationen in ein Erbgut verwandeln hieß.

Die provisorische Regierung und die Senatsverfassung.

2. April.

6. April.

Nun galt es die öffentliche Meinung in der Hauptstadt und in den Provinzen Frankreichs für die „Senatsverfassung“ und die Herstellung des legitimen

Eifer der Royalisten.

Königshauses zu bearbeiten, damit die verbündeten Monarchen, insbesondere Alexander zu dem Glauben geführt würden, dies sei der Wunsch und Willen der Nation. Zu dem Zweck entfalteten die Bourbonisten eine lebhafte agitatorische Thätigkeit. Die Zeitungen, unter royalistische Leitung gestellt, redeten der Absetzung Napoleons und der Restauration der Bourbons das Wort; Chateaubriands Schrift: Von Bonaparte und den Bourbonen, mit großer Beflissenheit in Stadt und Land verbreitet, hatte für die politische Umkehr einen ähnlichen Erfolg wie einst sein Genie des Christentums für die religiöse.

Die Menschen änderten sich in diesen Tagen noch schneller als die Dinge; Napoleon erfuhr, wie die Volksliebe kurz und unheilvoll sei, während der Graf von Artois seine tiefe Verwunderung an Semallé aussprach über diese unverhoffte und „zauberhafte Bekehrung von schwarz zu weiß". Unter den Kommissaren, welche die provisorische Regierung mit der Führung der verschiedenen Geschäftszweige betraute, las man die Namen mehrerer Personen, die sich Napoleons Ungnade zugezogen hatten, wie Dessolles, Dupont, Bourrienne. Restauration der Bourbonen wurde nunmehr die Losung des Tages und die Blicke des leichtsinnigen Volks wandten sich der emigrierten Königsfamilie zu. Royalistische Fanatiker ließen ihre Wut an den Bildern und Zeichen des Kaisertums aus. Es wurde der Versuch gemacht, die Statue Napoleons von der Vendômesäule mit angespannten Pferden herabzuziehen. Kaiser Alexander wurde mit Dankadressen und Deputationen gefeiert. Und doch scheint der Zar noch immer in seinen Entschlüssen geschwankt zu haben. Wurde auch von den alliierten Mächten die Entthronung Napoleons selbst als notwendig für die Ruhe Europas angesehen, warum konnte denn aber nicht dem „König von Rom" der Thron Frankreichs vorbehalten und bis zu seiner Volljährigkeit eine Regentschaft eingesetzt werden? Über diese Frage wurde gerade in den Tagen der ersten royalistischen Begeisterung unterhandelt, wahrscheinlich jedoch mehr zum Schein als mit aufrichtigem Ernst.

Die Familie Bourbon.

Ludwigs XV. Enkel, Söhne des Dauphin Ludwig.

- Ludwig XVI. _ Marie Ant. † 1793.
  - Ludwig (XVII.), Dauphin. † 1795.
  - M. Therese _ mit Herzog v. Angoulême, † 1851.
- Ludwig XVIII. (Graf v. Provence) † 1824.
- Karl X. (Artois) † 1836.
  - Herz. v. Angoulême. † 1844.
  - Herz. v. Berry ermordet 1820.
    - Heinrich (V.), Herz. v. Bordeaux (Graf Chambord), geb. 29. Sept. 1820. † 1883.

Napoleons Abdankung.

Inzwischen weilte Napoleon mit seiner Garde und seinen Getreuen, deren Zahl sich täglich verminderte, in Fontainebleau. Auf die Kunde von dem Absetzungsakt des Senats wollte er nach Paris aufbrechen. Die Soldaten waren bereit, ihm zu folgen, aber die Marschälle widerrieten aus Rücksicht auf ihre in der Hauptstadt sich aufhaltenden Familien. Ratlos schwankte er in seinen Vorsätzen hin und her, bis er nach den heftigsten innern Kämpfen den Entschluß faßte, dem Thron zu gunsten seines Sohnes unter der Regentschaft der Kaiserin zu entsagen. Caulaincourt, Macdonald und Ney wurden mit dem Aktenstück

nach Paris geschickt; ihnen sollte sich Marmont, der bei Essonne die Vorhut befehligte, anschließen. Talleyrand, das Haupt der provisorischen Regierung, benahm sich zurückhaltend; Alexander war bewegt und schien nicht abgeneigt auf das Anerbieten des gebeugten Herrschers einzugehen, vorausgesetzt daß sich in der Armee und im Land die öffentliche Meinung für die Fortdauer der Bonapartischen Dynastie aussprechen würde. Die Bourbonisten gerieten in Sorge und setzten aufs neue alle Hebel ein, um eine solche Wendung zu verhindern. Da kam ihnen eine militärische Bewegung, die als Beweis der Gesinnung des Heeres dienen konnte, zu statten. Marmont hatte voreilig mit der provisorischen Regierung und mit Schwarzenberg einen Vertrag geschlossen, kraft dessen er seine Truppen von Napoleons Armee zu trennen versprach. Als ihn nun die bevollmächtigten Marschälle zur Begleitung aufforderten, erkannte er seine Übereilung und gab bei seinem Abgang mit der Deputation den Heerbefehl, vor seiner Rückkehr die Stellungen nicht zu verändern. Allein seine Unterfeldherren, an ihrer Spitze Souham, führten ihre Regimenter während der Nacht nach Versailles in Ge- 5. April 1814.
mäßheit des Vertrags, sei es daß sie den Befehl des Marschalls nicht kannten oder daß Verrat im Spiel war. Die Soldaten waren der Meinung, es gehe gegen den Feind, und wollten, als sie ihren Irrtum erkannten, die Führer verlassen und umkehren; denn in der neuen Stellung waren sie nicht mehr in der Lage, sich mit der feindlichen Übermacht zu schlagen. Von diesem Vorhaben brachte sie jedoch Marmont durch persönliches Einschreiten ab. Dieser scheinbare Zwiespalt in der Armee gab dem russischen Kaiser, von dem hauptsächlich die Entscheidung ausging, den Vorwand, die bedingte Verzichtleistung abzuweisen und die unbedingte Thronentsagung zu verlangen. In den maßgebenden Kreisen stand der Beschluß bereits fest; es war nur Schein, wenn man den Ausschlag in einer untergeordneten Veranlassung suchte. Marmont aber vermochte sich durch keine Schutzrede von dem Vorwurf zu befreien, daß er im Heer den ersten Anstoß zum Abfall gegeben und die Thronentsagung Napoleons zur Notwendigkeit gemacht.

Vertrag von Fontainebleau und Abschied vom Heer.

Es kam den stolzen Imperator schwer an, die ihm von Caulaincourt überbrachte Forderung der verbündeten Monarchen anzunehmen. Er überlegte mit den wenigen Getreuen, die in Fontainebleau um ihn versammelt waren, ob es noch einen andern Ausweg der Rettung gebe, ob ihm die Armee nach Italien folgen würde. Sie konnten ihm wenig Hoffnung geben. Die Fortsetzung des Kampfes war unter den obwaltenden Verhältnissen zur Unmöglichkeit geworden. Viele Generale und Offiziere hatten bereits der provisorischen Regierung ihren Beitritt erklärt. Und schon wandten selbst die Männer, die bisher seinem Herzen am nächsten gestanden, wie Berthier, Ney, Oudinot u. a., ihre Blicke der neuen Sonne zu. Da willigte Napoleon in die unbedingte Entsagung, wie die Ver- 7. April.
bündeten sie verlangten, und schickte das Schriftstück durch Caulaincourt, Macdonald und Ney nach Paris. Sie sollten zugleich die Dotationen, Titel und

Rangverhältnisse der kaiserlichen Familienglieder festsetzen. Einige Tage nachher
11. April 1814. erfolgte der Abschluß und die Unterzeichnung durch die Verbündeten und die provisorische Regierung in Paris. Macdonald und Caulaincourt eilten mit der Urkunde nach Fontainebleau, um sie auch von Napoleon unterzeichnen zu lassen. Nach einem letzten schweren Kampf, der ihn sogar zu einem Selbstvergiftungsversuch geführt haben soll, gab er seine Unterschrift. Nach dieser Abdankungsurkunde erhielt Napoleon die Insel Elba zum Eigentum mit einem jährlichen Einkommen von zwei Millionen Franks und der Vergünstigung, den Kaisertitel fortzuführen und vierhundert Mann seiner treuen Garde um sich zu haben. Man war harmlos genug zu glauben, dieser gewaltige Mann mit dem rastlosen Ehrgeiz werde sich dicht bei den aufgeregten Nationen Frankreichs und Italiens ruhig verhalten. Der Kaiserin Marie Luise wurde das Herzogtum Parma mit dem Erbrecht für ihren Sohn (Herzog von Reichstadt) verliehen. Die Kaiserin Josephine und alle Glieder der Bonapartischen Familie bekamen reiche Dotationen und fürstliche Titel. Eugen Beauharnais, der Schwiegersohn des Königs von Bayern, eine der fleckenlosesten und liebenswürdigsten Erscheinungen aus der nähern Umgebung Napoleons, wurde Herzog von Leuchtenberg und erhielt Eichstätt in Bayern. Seine Mutter Josephine hatte die Genugthuung, daß ihr die fremden Monarchen in Malmaison Beweise von Teilnahme und Ehrerbietung darbrachten. Aber sie überlebte die Katastrophe ihres ehemaligen Gatten nur wenige Wochen. Sie starb am 29. Mai 1814. Mit der Thronentsagung Napoleons ging der Krieg in allen Teilen des Reichs rasch zu Ende. Die Feldherren schlossen Stillstandsverträge und warteten die Befehle der neuen Regierung ab. Für den Kaiser selbst aber blieb noch ein schmerzlicher Schritt übrig, die Trennung von seinen Soldaten und von Frankreich. Am 20. April ließ er die Grenadiere seiner Garde im Schloßhof von Fontainebleau aufstellen und nahm mit gebrochenem Herzen unter dem Schluchzen der alten Helden rührenden Abschied. Dann fuhr er der Südküste zu, verfolgt von den Schmähungen, Verwünschungen und Drohreden desselben Volks, das ihn im nächsten Jahr wieder mit Jauchzen und Frohlocken aufnahm. Am 4. Mai landete er auf einem englischen Schiff an der Insel Elba. Einige Tage später folgten ihm die vierhundert Mann der Garde. Unter den Feldherren, die dem Kaiser treu blieben, auch nachdem das Glück sich von ihm gewendet, verdienen besonders Bertrand und Macdonald genannt zu werden. Der letztere, dessen Wert Napoleon erst spät erkannte, ist einer der edelsten Charaktere dieser tiefbewegten Zeit, in der so mancher frühere Sünden zu tilgen glaubte, wenn er dem „toten Löwen" einen Fußtritt versetzte. Erst nach der Abdankung Napoleons trat Macdonald in den Dienst der Bourbonen und bewahrte dem neuen Herrn ebenso die Treue wie dem alten.

2. Die Friedensverträge von 1814 und 1815.

a. Der Pariser Friede und das erste Jahr der Restauration.

Ehe noch der Kaiser Napoleon infolge des Vertrags von Fontainebleau an seinem neuen Aufenthaltsort anlangte, war Graf Artois als Generalstatthalter seines Bruders in Paris eingetroffen und hatte die Tuilerien bezogen. Eine Bestallung durch den Senat wurde nicht begehrt; erst nach einigen Tagen gelang es den Vorstellungen Talleyrands, daß der Graf eine Deputation dieser hohen Körperschaft empfing, welche ihm die Ernennung und die Huldigung darbrachte. Wie wenig standen doch die Worte, die der „Moniteur" dem Einziehenden in den Mund legte, „ein Franzose mehr", in Einklang mit der Geringschätzung, die der königliche Stellvertreter gleich anfangs gegen alles, was aus der Revolution und dem Kaiserreich herrührte, geflissentlich an den Tag legte! Statt der provisorischen Regierung bestellte Artois zur vorläufigen Leitung der Geschäfte einen Staatsrat, und gab dann Befehl, daß die bestehenden Steuern in der bisherigen Weise forterhoben werden sollten. Und doch hatten diese in der Begründung der Absetzung Napoleons die Hauptbeschwerde des Senats gebildet! Souham wurde zur Belohnung für seinen Abfall zum Befehlshaber der zweiten Militärdivision ernannt. Zugleich wurden Kommissare in die Provinzen und Städte geschickt, um die Stimmung im Sinn der neuen Ordnung zu bearbeiten. Mit den Verbündeten schloß der Generalstatthalter eine Militärkonvention ab, kraft deren dreiundfünfzig feste Land- und Seeplätze außerhalb der Grenzen des alten Frankreich von den französischen Besatzungen geräumt und mit allem, was zur Ausstattung und Bewaffnung einer Festung gehört, abgetreten werden sollten, ein Vertrag, durch welchen ein unermeßliches Kriegsmaterial an die fremden Staaten abgegeben ward.

Graf Artois in Paris.

23. April 1814.

Wenn Graf Artois, der schon unter dem alten Regime als schroffer Aristokrat und Haupt des Adels wenig beliebt war, von dem Volk und den Mittelklassen mit Mißtrauen und gedrückten Gefühlen aufgenommen ward, so war der Empfang des frühern Grafen von Provence oder Lille, der jetzt als König Ludwig XVIII. aus England nach Frankreich zurückkehrte, um so freudiger und hoffnungsreicher. Ihm ging der Ruf eines gemäßigten und gebildeten Mannes voran; man rühmte sein Wohlwollen, seine Hinneigung zu liberalen und humanen Grundsätzen, seinen an wissenschaftlichen und litterarischen Studien genährten Geist. Von ihm erwartete man ruhigere Zeiten, frei von den Plagen der männertötenden Militärpflicht, der erdrückenden vereinigten Abgaben, der verderblichen Kontinentalsperre. So durchschlagend waren diese Empfindungen, daß Ludwigs Reise von Calais bis Paris einem Triumphzug glich, wie ihn einst der zweite Karl Stuart bei seiner Rückkehr nach London gefeiert. Man pries in Hymnen und Oden den König, die Herzogin von Angoulême, „die Antigone",

Einzug Ludwigs XVIII.

wie Ludwig einst in den Tagen der Trübsal seine treue Begleiterin genannt, die
29. April 1814. Lilien Frankreichs. In Compiègne empfingen ihn die Marschälle, an ihrer Spitze Berthier, der von fünfundzwanzig Jahren des Unglücks sprach, und eine
3. Mai. Deputation des Gesetzgebenden Körpers. Am 3. Mai erfolgte der Einzug in Paris. Auch hier fehlte es nicht an jubelnden Stimmen, wie wenig immer die unbehilfliche Gestalt und der altmodische Aufzug des Königs, das finstere, schmerzerfüllte Angesicht der Herzogin von Angoulême und die hochadligen Emigranten im Gefolge Vertrauen und freudige Empfindungen zu erregen geeignet waren. Voran schritt die Kaisergarde, mürrisch und stumm; sie mochte Vergleiche anstellen zwischen dem neuen Herrscher, der kein Pferd zu besteigen vermochte, und dem verbannten Cäsar, der den größten Teil seines Lebens auf dem Streitroß verbracht hatte. Von einer Bestätigung der Senatsverfassung, zu der Talleyrand und selbst Kaiser Alexander den König zu bewegen suchten, wollte Ludwig vorerst nichts hören. Nach dem Sinn der Legitimisten sollte das absolute Königtum wieder aufgerichtet werden: wenn dennoch einige Schritte in konstitutioneller Richtung gethan wurden, so geschah es mehr durch Anregung von außen als aus innerer Überzeugung. Die neue Konstitution, deren Grundzüge Ludwig in der „Erklärung von St.-Ouen" vom 2. Mai bekannt machte, sollte als ein Geschenk der königlichen Gnade erscheinen, nicht als Frucht eines Staatsvertrags. In das Ministerium, wo Graf Blacas, der Vertraute Ludwigs, den größten Einfluß hatte und Talleyrand die auswärtigen Angelegenheiten leitete, wurden Royalisten, Emigranten und Gegner Napoleons berufen, wie Montesquiou, Dupont, Louis, Barentin, an die Spitze der reorganisierten Armee Glieder des königlichen Hauses gestellt, so die Prinzen von Condé, Angouleme, Bourbon.

Der erste Pariser Friede. 30. Mai. Nun erst wurde zwischen Talleyrand und den Bevollmächtigten der verbündeten Mächte der **Pariser Friede** abgeschlossen, zu dem durch den erwähnten Militärvertrag des Generalstatthalters Artois die Grundbestimmungen bereits gegeben waren. Die Koalition hatte, gegen den Widerspruch Preußens, thatsächlich schon den Grundsatz anerkannt, daß die Grenzen vom 1. Januar 1792 zwar im allgemeinen die Regel bilden, doch im einzelnen zu gunsten des Besiegten verändert werden müßten. Jene Frankfurter Verheißung: Frankreich wird größer sein als unter seinen Königen, sollte sich erfüllen. Danach erhielt Frankreich den Gebietsumfang vom Jahr 1792 nebst den Enklaven von Avignon, Venaissin und Mömpelgard, einen Landzuwachs in Savoyen (Chambéry und Annecy), einen Landstrich an der belgischen Grenze mit der starken Maasfestung Givet, das rein deutsche Saarbrücken mit dem wichtigen Kohlenbecken und eine Ausdehnung des Elsaß über die altpfälzischen Gebiete, die zwischen den Weißenburger Linien und der Festung Landau liegen. Diese Grenzbestimmungen trugen dem Königreich der Bourbonen eine Vergrößerung von hundert Geviertmeilen und eine Mehrung der Bevölkerung um mehr als eine Million ein, befriedigten aber trotzdem nicht die Franzosen, welche die Rheingrenze festhalten

wollten und mit Geringschätzung auf die Landvergrößerung blickten, auf die sie doch wahrlich keinen Anspruch hatten; noch viel weniger befriedigt waren freilich die Deutschen, die in der Belassung von Straßburg und den altdeutschen Landschaften des Elsaß eine unzeitgemäße Großmut sahen. Auch wurden die meisten Kolonien zurückgegeben, die Frankreich an England, Portugal und Schweden verloren hatte. Die übrigen Länder, die nach und nach mittelbar oder unmittelbar an das Kaiserreich geknüpft worden, sollten losgetrennt und entweder den vormaligen Besitzern zurückerstattet oder unter andre Herrschaft gebracht werden. Die Verteilung der abgetretenen Länder mußte Frankreich den verbündeten Mächten allein überlassen. Die meisten und bedeutungsvollsten Fragen der Gebietsverteilung blieben vorerst offen. Preußen hatte auf Schritt und Tritt mit dem Übelwollen seiner Verbündeten zu kämpfen; nicht einmal die Rückerstattung der Kriegskosten und Vorschüsse, ein sehr wichtiges Anliegen für den armen ausgesogenen Staat, vermochte Hardenberg zu erreichen. Zugleich wurde die Bestimmung getroffen, daß innerhalb zweier Monate von allen Regierungen Bevollmächtigte nach Wien entsandt würden zu dem allgemeinen europäischen Kongreß, von dem die Ordnung und Neugestaltung der öffentlichen Dinge in Europa, deren Grundzüge im Pariser Frieden angedeutet waren, ausgehen sollte, ein Zeitpunkt, der dann um eine weitere Frist verlängert ward. Darauf verließen die fremden Heere den Boden Frankreichs, einige Siegeszeichen, welche die Franzosen in früheren Kriegen mitgenommen, wie die Viktoria vom Brandenburger Thor in Berlin, in die Heimat zurückbringend. Mit überschäumendem Jubel nahm das Volk in dem befreiten Deutschland die heimkehrenden Sieger auf. Der Kaiser von Rußland und der König von Preußen setzten mit zahlreichem Gefolge über den Kanal, um ihrem Verbündeten in London einen Besuch abzustatten. Blücher und die andern Kriegshelden wurden von dem Londoner Volk enthusiastisch gefeiert; unter den Monarchen dagegen trat keine Annäherung ein.

Die provisorische Regierung hatte, wie erwähnt, in der Eile eine Verfassung entworfen, worin den Bourbonen die Königsmacht, den Senatoren Erblichkeit und Unabsetzbarkeit in ihren Würden, dem Heer Erhaltung aller Grade und Ruhegehalte, dem Volk Unantastbarkeit der Schuld und der verkauften Nationalgüter, Sicherheit der Person, Glaubens- und Preßfreiheit zugesagt war, und der Senat war mit einigen Abänderungen dem Entwurf beigetreten. Als jedoch der Graf von Artois in Paris erschien und als Generalstatthalter das Regiment übernahm, gab er bald zu erkennen, daß der Grundsatz der Revolution, wonach die königliche Würde von der Nation vertragsweise verliehen, nicht durch Gottes Gnade dem Erkorenen beschieden worden, in den Augen der Bourbonen keine Geltung habe. Die Thronbesteigung sollte nicht, wie die Urkunde besagte, infolge einer „Berufung" der Nation, sondern kraft des legitimen Erbrechts der Dynastie erfolgt sein. Darum ahmte Ludwig XVIII. nicht das Beispiel Wilhelms von Oranien in England nach, welcher durch die „Deklaration

Verfassungsfrage. — *12. April 1814.*

der Rechte" (XII, 536) eine neue Grundordnung der konstitutionellen Monarchie herstellte, sondern er hielt bei seinem Einzug mit der Bestätigung der von der provisorischen Regierung und dem Senat aufgestellten Verfassung zurück. Doch gelang es dem Kaiser Alexander, der sich in der Rolle gefiel, Frankreich mit freien Gesetzen zu beglücken, und einigen besonnenen Ratgebern, wie Talleyrand, Pozzo di Borgo u. a. im Gegensatz zu den Ultraroyalisten in der Umgebung des Hofes, den König zu der Überzeugung zu führen, daß eine Regierung ohne Beiziehung des Volks dem Geist der Zeit und der Mehrheit der Nation widerstrebe. So verlieh denn Ludwig aus eignem Antrieb, nachdem er die in St.-Ouen erlassene Erklärung einer Verfassungskommission zur Durchsicht unter-
4. Juni 1814. breitet hatte, dem französischen Volk ein Staatsgrundgesetz (Charte), das, wäre es eine „Wahrheit" gewesen und wäre die Regierung ehrlich und aufrichtig nach diesen Grundsätzen geführt worden, die Billigung der Nation erlangt hätte, wenn es auch in vielen wesentlichen Fragen von der Senatsverfassung abwich.

Die Charte Ludwigs XVIII. Nach diesem Staatsgrundgesetz, das der „König von Gottes Gnaden gewährt, zugestanden und bewilligt" hatte und das nur die Kammern beschwören sollten, ist der konstitutionelle König mit der Fülle der ausübenden Macht bekleidet und die Quelle der Gesetzgebung; diese Gesetzgebung üben gemeinschaftlich mit ihm, aber nur nach den Vorlagen der Regierung, zwei Kammern, eine vom König ernannte Kammer erblicher, mit dem Majoratsrecht versehener Pairs, aus deren Reihen man jedoch alle strich, die als Bonapartisten oder Republikaner bekannt waren, und eine durch Wahl gebildete Deputiertenkammer; dieser steht das Recht der Steuerbewilligung und die Einsicht in die Verwendung der Staatsgelder zu. Der Zensus eines Deputierten betrug 1000 Frk. direkter Steuern, der eines Wahlherrn 300 Frk. Die übrigen Hauptpunkte waren: Verantwortlichkeit der Minister; Unabhängigkeit der Gerichte mit Geschwornen; Freiheit der Presse nach Maßgabe der Gesetze zur Verhütung und Bestrafung von Mißbräuchen; Religionsfreiheit, aber mit dem erklärenden Zusatz, daß das katholische Bekenntnis die Religion des Staates sei; Anerkennung des Verkaufs der Nationalgüter, der Staatsschuld, des alten und des neuen Adels; gleiche Berechtigung aller Bürger zu den Staats- und Kriegsämtern. Auch sollte niemand seiner bisherigen Meinungen und Abstimmungen wegen verfolgt oder beunruhigt werden. Aber alle freisinnigen Bestimmungen waren durch widersprechende oder zweideutige Zusätze schwankend gemacht und endlich die ganze Charte durch den Artikel 14, nach welchem es dem König gestattet sein sollte „die Verordnungen zu erlassen, die zur Ausführung der Gesetze und für die Sicherheit des Staates nötig seien", in ihrer Kraft und Wirksamkeit gelähmt oder vernichtet. Auf diesen Paragraphen wurden alle Unterdrückungsmaßregeln der folgenden Jahre zurückgeführt.

Die Restaurationspolitik und die öffentliche Meinung. Auf Grund dieser Verfassung wurden im Juni die beiden Kammern eröffnet und es ging aus den Verhandlungen hervor, daß die Mehrheit der Abgeordneten von dem Geist der Versöhnung beseelt, daß man das Staatsleben auf den neuen Grundlagen fortzuführen und auszubilden geneigt sei. Allein nur zu bald zeigte es sich, „daß die Bourbons nichts gelernt und nichts vergessen hatten". Die Erinnerungen der Revolution und der Kaiserzeit wurden soviel als möglich vertilgt; die dreifarbige Kokarde wurde durch die weiße ersetzt; die alten

Aristokraten behandelten die neuen Emporkömmlinge mit Hohn und Übermut und verdrängten sie aus der Nähe des Hofes, wo der hochmütige, tückische Graf von Artois und seine Nichte und Schwiegertochter, die finstere, mit Haß und Groll gegen die Revolutionsmänner erfüllte, jeder versöhnlichen Regung unzugängliche Herzogin von Angoulême den Ton angaben. Die Kaisergarde wurde verabschiedet und durch gut besoldete Schweizer und eine königliche Leibwache im alten Stile ersetzt; die Offiziere der großen Armee wurden mit halbem Sold entlassen und durch kränkende Reden verletzt, die Ehrenlegion durch Verleihung zahlloser Kreuze an Unwürdige gemein und verächtlich gemacht, dem verbannten Kaiser selbst und seiner Familie der Vertrag von Fontainebleau nicht gehalten. Der Hof lebte im Überfluß, indes das Volk von der Last der unverminderten Abgaben und von den Folgen der Kriegsleiden schwer gedrückt ward; der Klerus und die Emigranten, die im Schloß besonders Gnade fanden, dachten an die Wiedererlangung ihrer verlornen Güter, Zehnten und Feudalrechte, obschon die Besitzungen durch Verkauf meist schon vielfach die Eigentümer gewechselt hatten; man sprach davon, alles seit fünfundzwanzig Jahren Geschehene für nichtig zu erklären. Dabei war Ludwig XVIII. ein körperlich unbeholfener Mann ohne Würde und Ansehen, und wenn auch nicht ohne Verstand und Herzensgüte doch ohne Ernst und Tiefe, anmaßend und eigensinnig, an den Genüssen einer reichbesetzten Tafel und einer leichten Salonunterhaltung sich ergötzend, voll Vorurteile gegen die neuen Weltanschauungen, und sein Günstling Blacas, von dem alle Staatsgeschäfte geleitet wurden, ein beschränkter Kopf. „Die Zeit, die Ordnungen, die Ideen, die der einen Seite als der Gipfel aller vaterländischen Größe galten, wollte die andre Seite als Verirrung, Schmach und Verbrechen brandmarken oder womöglich in aller Erinnerung austilgen. Die Geistlichkeit wollte zum großen Teil nach der mittelalterlichen Dunkelheit zurück, der Adel zu seinen feudalen Ordnungen, der Hof zu seiner frühern Allgewalt.“ Die Zensur wurde mit einer Strenge und Einseitigkeit gehandhabt, welche der kaiserlichen Preßtyrannei nicht nachstand, die verbreitetsten Zeitungen, wie die Débats, die Quotidienne, die Gazette standen im Dienst eines fanatischen Royalismus. Die warnenden Worte eines Grégoire, Mehée de la Touche, Carnot, blieben ohne Wirkung. Auch die Anhänger der konstitutionellen Monarchie, die sich um Frau von Staël und ihren Schwiegersohn Broglie sammelten, wie Benjamin Constant, Montlosier, Dumolard, fanden sowenig Gnade wie unter dem Kaiserreich. Eine tiefe Verstimmung bemächtigte sich der Nation. Die anfängliche Begeisterung für die Bourbonen war in wenigen Monaten zerronnen, man blickte mit Bewunderung auf die heldenhafte Vergangenheit, mit Widerwillen auf die kleinliche Gegenwart voll von Ränken und unredlichen heimtückischen Reaktionskünsten. Der Wunsch nach einer Änderung wurde aufs neue rege, besonders als gegen hunderttausend Soldaten teils aus der Kriegsgefangenschaft, teils aus den fremden Festungen in die Heimat zurückkehrten und

ihre Bonapartische Gesinnung im ganzen Land verbreiteten. Ein konspiratorischer Geist drang in alle Schichten der Gesellschaft ein. In Bérangers satirischen Liedern („Der Marquis von Carabas") spiegelten sich die Empfindungen des Hohnes und der Verachtung, womit das Volk auf die rückkehrenden Gespenster der alten Zeit blickte. Diese reaktionäre Strömung am Hof und in den royalistischen Kreisen bildete ein Seitenstück zu den gleichzeitigen Erscheinungen in der Kaiserstadt Wien.

b. Der Wiener Kongreß (18. Sept. 1814 bis 19. Juni 1815).

1. Allgemeiner Charakter und Gesellschaft des Kongresses.

Charakter des Wiener Kongresses.

Eine glänzendere Versammlung, als den Wiener Kongreß, hatte die Welt seit dem Konstanzer Konzil nicht gesehen. Die ganze Herrlichkeit des alten Wesens, das durch die Revolution und die kriegerischen Umwälzungen der letzten zwei Jahrzehnte so unsanft an den Anbruch einer neuen Zeit erinnert worden, konnte sich noch einmal entfalten, und die Leichtfertigkeit und Gedankenarmut der herrschenden Kreise überwand bald die Erinnerung selbst an diese ergreifenden Erschütterungen. In der vornehmen Gesellschaft zu Wien herrschte bald wieder die leichte geistreiche Art, die frivole Genußsucht, die raffinierte Eleganz und auch die leere Fadheit, wie sie einst in den französischen Salons vor der Revolution gewaltet. Damit vertrug sich sehr wohl der legitimistische, reaktionäre, frömmelnde Ton und Anstrich, der als Rückschlag der Revolution allerwärts Mode wurde. Und wie die Sitten und Lebensanschauungen der vornehmen fürstlichen, höfischen und diplomatischen Kreise wieder ganz an die alte Zeit anknüpften, so zeigte auch die Staatskunst des Wiener Kongresses wenig schöpferischen Geist und reformatorisches Streben. Mit bewundernswerter Gemütsruhe und Unbefangenheit übersah man die Zeichen der Zeit, die Stimmungen und Bewegungen der Völker, die Umwälzungen, die im politischen Leben und Denken der Nationen vorgegangen. Über die ganze Summe welterschütternder Fragen, die damals an die Weisen und Mächtigen der Erde herantraten, setzte man sich leicht hinweg, indem man die notwendigsten Gebietsverteilungen ordnete, die legitimen Fürstenhäuser auf die verlornen Throne zurückführte, das alte System des europäischen Gleichgewichts nach Kräften herstellte, der Politik der Restauration und Reaktion allenthalben möglichst vollständig zum Sieg verhalf und die neue Weltordnung dauernd begründet zu haben glaubte, wenn man nur für den Augenblick notdürftig Ruhe geschafft. Die geistige Ermattung und Abspannung, die nach einem viertel Jahrhundert voll Aufregung und Erschütterung einem Gesetz der Natur entsprach, zeigte sich aufs klarste in den dürftigen geistesarmen Schöpfungen des Wiener Kongresses, namentlich in der Ordnung der deutschen und italienischen Verhältnisse. Auch in einzelnen Fragen, wo sich ein lebendigeres europäisches Gemeingefühl, das Bewußtsein von Gesamtinteressen

der Staatengesellschaft, das Streben nach einem friedlichen internationalen Verkehr oder der Erfüllung gemeinsamer Kulturaufgaben kund gab, wurden doch nur matte Anläufe genommen, so in der Frage der Schiffahrt auf den mehreren Staaten gemeinsamen Flüssen, so in der Einigung über die Abschaffung des Negerhandels. Immerhin aber ward damit eine der alten Zeit fremde Bahn gebrochen „für eine lange Reihe von Verträgen, welche das Netz des völkerverbindenden Verkehrs immer enger flochten, den Rechtsschutz für die Ausländer immer sicherer stellten". Die territorialen Abmachungen des Wiener Kongresses zeigten im Grunde dasselbe willkürliche Schalten mit Kronen und Völkern, wie es die revolutionäre Staatskunst Napoleons kennzeichnet, dieselbe Geringschätzung des historisch Gewordenen und national Zusammengehörigen, dieselbe rein statistisch-mechanische Betrachtungsweise der Völker, denselben Handel mit Köpfen und Seelen. „Man machte in Wien," sagt Gervinus, „Staaten wie Fabrikwaren schnell fertig, aber gebrechlich. Die monarchische Anhänglichkeit alter treuer Unterthanen, die sittliche Tüchtigkeit der Stämme wog nicht in der Schale, sondern es galt nur um die Bilanz der Kopfzahl oder der Steuerfähigkeit. Das Recht und der Besitz der Unabhängigkeit der Völker ward nicht geachtet, wo sie ungelegen war. Die Anziehungs- und Abstoßungskraft des nationalen Gefühls, die mächtigste Kraft in lebensfähigen Völkern, ward nicht angeschlagen." Die Gemeinsamkeit der Sprache war sowenig ein Grund für Staatenbildungen wie die Verschiedenheit der Religionen oder Rassen ein Hindernis. Das Wiener Kongreßwerk zeigte auf jedem Blatt seinen Napoleonischen Charakter, und die Ära des ewigen Friedens, die Optimisten und Idealisten daraus hervorgehen sahen, erwies sich denn auch nach wenigen Jahren schon als frommer Traum. Sowenig wie die nationalen Bedürfnisse der Völker befriedigt wurden, ist der Wiener Kongreß auch den freiheitlichen Forderungen gerecht geworden. Die volkstümlichen Verfassungen, konstitutionellen Ordnungen und bürgerlichen Freiheiten, die den ermüdeten und getäuschten Völkern vielfach versprochen wurden oder gewahrt werden sollten, gingen bald in der allgemeinen Reaktion unter. Die gegebenen Verfassungen wurden verkümmert, die versprochenen nicht gewährt.

Die Gesellschaft des Kongresses.

In dem glänzenden und rauschenden Treiben des Kongresses wollten die ernsten mühsamen Arbeiten lange nicht in Fluß kommen. Die Welt erfuhr monatelang fast nichts von staatsmännischen Verhandlungen, dafür staunte sie aber über die glanzvollen Schilderungen der Feste und Lustbarkeiten aller Art. „In einem steten Rausch wechselten Privatbälle und Hofredouten, Maskeraden und lebende Bilder, Feuerwerke und Karusselle, Jagden, Wagen- und Reiterzüge, Musterungen und Feldübungen der Truppen; heute ein wenig passendes Totenamt für Ludwig XVI., am Abend Ball, am andern Tag eine prachtüberladene Schlittenfahrt. Die Staffage in diesem großen Zeitbild war von der außerordentlichsten Mannigfaltigkeit. In dem engen Stadtraum von Wien zusammengedrängt wogten so viele Fürsten mit ihrem Gefolge, so viele litterarische,

kriegerische und politische Größen, der prunksüchtige Adel von Österreich, Ungarn und Böhmen mit seinen fremden Gästen, die leichtfertigen Witzlinge der Salons, die deutschtümelnden oder weltbürgerlichen Sonderlinge, Wüstlinge und Abenteurer, Gaukler und Spieler, Tänzer und Sänger in Masse durcheinander; die verfeinerten Leidenschaften des Westens kreuzten sich mit den rohern der halborientalischen Großen." Auf dem glatten Parkett der Wiener Salons wogte nun diese bunte glänzende Gesellschaft, Kaiser, Könige und Fürsten, Prätendenten, ernste Staatsmänner und leichtfertige ränkevolle Diplomaten, Standesherren, Reichsritter, Geistliche und Gelehrte, Gauner und Abenteurer; vornehme und kokette Damen, alles drängte sich herzu, was unter den großen Umwälzungen gelitten, was gerechte und ungerechte Hoffnung hatte, in diesem Ränkespiel etwas zu erwerben, und was begierig war, sich wieder einmal in dem glänzenden Treiben der alten aristokratischen Welt zu ergehen. Den Mittelpunkt der erlauchten Gesellschaft bildete der Gastgeber, Kaiser Franz von Österreich, der mit dem vielgerühmten äußern Schein des biedern, treuherzigen, einfachen, gemütlichen Wesens viel kalte Berechnung, Schlauheit, Herzenshärte und Mißtrauen verband. Von großen Monarchen waren außerdem Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm III., der Schwarm kleiner deutschen Fürsten fast vollzählig anwesend. Der achtzigjährige Prinz von Ligne, der Spaßmacher des Kongresses, ergötzte die vornehmen Gäste durch seine witzigen Einfälle und gab schließlich der Versammlung ein Schauspiel, das, wie er sagte, ihr doch kein andrer bieten könne, nämlich das Schauspiel des Leichenbegängnisses eines österreichischen Feldmarschalls, als Abwechselung in der eintönigen Flucht der glänzenden Lustbarkeiten. Mitunter erbaute sich die vornehme Gesellschaft auch an den derben Kapuzinaden des Mönches und Schicksalstragöden Zacharias Werner.

Die Gesandten und Minister. Die Sache Österreichs auf dem Kongreß führte der Fürst Metternich, dessen ränkevolle Diplomatenkunst und frivole reaktionäre Weltanschauung ohne sittlichen Ernst und staatsmännische Tiefe, die größten Triumphe feiern sollte; ihm standen der Freih. v. Wessenberg, der ältere Bruder des berühmten Bistumsverwesers von Konstanz, sowie als Protokollführer der uns wohlbekannte Gentz (XIII, 689) zur Seite. England war durch Lord Castlereagh, einen Mann von sehr mäßigen Kenntnissen und Geisteskräften, sowie durch seine Gesandten am preußischen, niederländischen und russischen Hof, die Lords Stewart, Clancarty und Cathcart vertreten; erst gegen Ende des Kongresses traf Wellington ein. Als Geschäftsführer Rußlands erschienen Nesselrode, Rasumowski, Stackelberg, der Graf Kapodistrias, der bereits für seine philhellenischen Pläne warb, der Pole Czartoryski. Der Wortführer der Bourbonen in Frankreich war Talleyrand, der in den Zeiten der Revolution und des Kaiserreichs seine hocharistokratische Herkunft und Gesinnung ebenso unbedenklich verleugnet hatte, wie er jetzt als Verteidiger der Legitimität seine revolutionäre Vergangenheit von sich warf, ein Staatsmann von vollendeter

Grundsatzlosigkeit, aber an Gewandtheit, Schlauheit und Ränkesucht allen überlegen und darum bald der Einflußreichste am ganzen Kongreß, auf dem er anfangs fast nur wie ein geduldeter Bittsteller erschienen war. Ihm stand der deutsche Renegat Herzog Dalberg zur Seite, der Neffe des Großherzogs von Frankfurt und Sohn des aus Schillers Geschichte bekannten Mannheimer Theaterintendanten, der letzte abtrünnige Sprosse dieses rheinischen Rittergeschlechts, der selbst in jener charakterlosen Welt allgemein verachtet wurde. Stein ließ ihm einmal sagen, als französischen Gesandten werde er ihn empfangen, als Herrn von Dalberg werde er ihn die Treppe hinabwerfen lassen. Preußen war vertreten durch den Staatskanzler Fürst Hardenberg, der es an Festigkeit und Energie nicht selten fehlen ließ, und Wilhelm von Humboldt, dessen ernste Persönlichkeit in jener Salonwelt nicht recht zur Geltung kam. Unter den Staatsmännern der kleinern deutschen Länder traten besonders hervor: der Feldmarschall Wrede, der in säbelrasselndem Poltern die Großmachtstellung Bayerns und den partikularistischen Haß gegen eine nationale Reform zum Ausdruck brachte; der hannöversche Graf Münster, der sein starres Welfentum, seine Vorliebe für sein heimatliches Junkerregiment und seine Preußenangst mit reichspatriotischen und liberalen Phrasen zu verzieren liebte, und von einem großen welfisch-holländischen Reich träumte, das sich von der Schelde bis zur Elbe als Gegengewicht gegen Preußen erstrecken sollte; der vielgeschäftige, bewegliche nassauisch-holländische Staatsmann Hans von Gagern, der seit langen Jahren sich zum Vorkämpfer des deutschen Kleinfürstentums berufen glaubte und damit jetzt eine wunderliche Schwärmerei für den deutschen Beruf der Niederlande verband, trotz aller Schrullen und Phantastereien ein Mann von patriotischer und liberaler Gesinnung, wenn er auch damals oft über dem „Batavisieren" das „Germanisieren" vergaß, wie ihm Stein vorwarf, der Verfasser anziehender und vielbenutzter Denkwürdigkeiten, die als: Mein Anteil an der Politik erschienen. Württemberg vertrat der Graf Wintzingerode, Sachsen der Graf v. d. Schulenburg. Stein hatte keine amtliche Stellung am Kongreß, übte aber durch sein persönliches Ansehen, durch Alexanders Gunst und Vertrauen, das freilich nicht mehr ganz auf der frühern Höhe stand, und die engen Beziehungen zu den preußischen Diplomaten den größten Einfluß, namentlich auf die deutschen Verhältnisse. Vertreter des Papstes war Kardinal Consalvi, spanischer Gesandter Don Pedro Gomez Labrador, ein Verfechter des absolutistischen Königtums in Madrid, der in allen die Bourbonischen Dynastien betreffenden Fragen sich von Talleyrand leiten ließ. Aber trotz dieser kräftigen Stütze vermochte der hochmütige und anspruchsvolle Grande die Absichten seines Hofes auf das Herzogtum Parma nicht durchzusetzen.

Die Eröffnung des Kongresses schob sich länger hinaus, als anfangs beabsichtigt gewesen; erst seit dem September fanden sich allmählich die Bevollmächtigten in Wien ein, und auch dann dauerte es noch geraume Zeit, bis man ernstlich in die Geschäfte Geschäftsbehandlung. Sept. 1814.

eintrat. Schon die Fragen der formalen Behandlung und geschäftlichen Erledigung der auf dem Kongreß zu ordnenden Angelegenheiten boten die größten Schwierigkeiten. Als den offiziellen Mittelpunkt, den leitenden Ausschuß, erkannte man nach langen Verhandlungen die acht Mächte an, welche den Pariser Frieden unterzeichnet hatten: Österreich, Preußen, Rußland, England, Frankreich, Schweden, Spanien, Portugal. Allein der europäische Ausschuß der Acht, dessen Mitglieder von so verschiedenartiger Bedeutung waren, trat niemals recht in Wirksamkeit. Die Gebietsverteilung in Deutschland, Italien und Polen war ohnehin nach den geheimen Artikeln des Pariser Friedens den vier großen kriegführenden Mächten allein anheimgegeben. Der Bourbonenhof in Frankreich sollte danach von allen Gebietsverhandlungen ausgeschlossen sein, allein Talleyrand, der immer einflußreicher hervortrat, wußte thatsächlich auch diese Bestimmung umzustoßen. Er verfocht den Grundsatz, alle Souveräne müßten zu sämtlichen Verhandlungen zugezogen werden; er warf sich zum Fürsprecher der deutschen Kleinstaaten auf; er stand mit dem länderlosen sächsischen Hof in engster Beziehung; sein Verkehr mit Metternich, Gentz, auch Castlereagh ward täglich inniger. Die geschäftige Hand des schlauen Franzosen, der von mehr als einer Seite sich mit hohen Summen bestechen ließ, verwirrte bald die Dinge so, daß alles form- und haltlos durcheinander wogte. Die Frage, welche Teilnehmer zur Entscheidung der einzelnen Punkte zugezogen werden sollten, wurde immer unklarer und verworrener; geheime Sonderbesprechung, diplomatisches Ränkespiel durchbrach und kreuzte die offiziellen Verhandlungen, die unfruchtbar und aussichtslos sich hinschleppten. Der große europäische Ausschuß hatte schließlich nur formale Geschäfte, während der eigentliche Schwerpunkt der sachlichen Verhandlungen in den gesonderten Konferenzen der Staatsmänner lag.

2. Die territoriale Neuordnung Deutschlands und Europas.

Die sächsische Frage.

Unter den territorialen Fragen ragte als eine der wichtigsten die sächsische hervor. Die Erwerbung des Landes war ein sehr natürlicher Wunsch der preußischen Staatsmänner. Das Wettinsche Haus hatte freilich gegen Deutschland nicht viel ärger gefrevelt, als die süddeutschen Souveräne, die mit Ehren und Lohn beladen aus der Schmach des Rheinbundes hervorgingen. Aber immerhin hatten Bayern, Württemberg und die andern sich noch in letzter Stunde, ehe die Waffen der Verbündeten sie ereilten, an die Koalition angeschlossen, während Sachsen ein erobertes herrenloses Land war, dessen eine starke preußische Monarchie zur Abrundung und Sicherstellung ihrer Südgrenze kaum entbehren konnte. Und zudem, was war mit Redensarten von logischer Konsequenz und politischer Moral in einem Zeitalter gethan, das daran gewöhnt war, in der willkürlichsten und gewaltthätigsten Weise Länder und Völker bald verbunden, bald getrennt zu sehen? Vielleicht hätte Preußen mit größerer Thatkraft und Geschicklichkeit sein Verlangen, das anfangs den meisten wohlberechtigt schien, durchsetzen können. Im Land selbst, über dessen Geschicke gestritten wurde, waren die meisten stumpf und gleichgültig; in den Handels- und Gewerbekreisen, namentlich in Leipzig, hätte man die Vereinigung mit Preußen gern gesehen; eine energische Bewegung nach diesem Ziel kam aber doch nicht zu Tage. Dagegen war die Adels- und Beamtengesellschaft rührig an der Arbeit und suchte

eine künstliche Agitation für die Wiederherstellung des alten Königs ins Werk zu setzen. Immer mehr erwärmten sich auch Metternich und Talleyrand samt dem ganzen rheinbündischen Preußenhaß, wie er namentlich in Bayern herrschte, für die Rettung des unglücklichen sächsischen „Schlachtopfers“. Was Preußens Macht auf feste Grundlage zu stellen verhieß, fand in jenen Kreisen stets den zähsten Widerstand. Wie konnte man ein so bewährtes Gegengewicht gegen die Vergrößerungspläne und Machtgelüste des Hohenzollernstaates preisgeben! Auch als Preußen das Land einstweilen in Besitz und Verwaltung nahm, hielten die 8. Nov. 1814.
Gönner des Hauses Wettin vor dieser vollzogenen Thatsache nicht still. Eine äußerst erbitterte publizistische Polemik, auf der einen Seite Varnhagen, Eichhorn, Niebuhr, der Statistiker Joh. Gottfr. Hoffmann, auf der andern der Göttinger Historiker Sartorius, die Montgelasschen Werkzeuge v. Aretin und Hörmann, die mit der ganzen Verbissenheit des altbayrischen Preußenhasses zu Felde zogen, entspann sich über die sächsische Frage. Preußen sah sich einer Welt von offenen und versteckten Feinden gegenüber, und in keiner andern Frage trat die Metternichsche Staatskunst so gehässig, falsch und hinterlistig gegen die norddeutsche Großmacht auf.

Die sächsische Frage stand im engsten Zusammenhang mit der polnischen. Die Die polnische Frage.
drei Teilungsmächte und England hatten in ziemlich formloser Weise ihre Verhandlungen über Polen begonnen. Die preußischen Staatsmänner machten anfangs in den polnischen Händeln mit Österreich und England gegen Rußland gemeinsame Sache, weil sie von jenen in ihren sächsischen Ansprüchen unterstützt zu werden hofften, obwohl doch Rußland allein ehrlich bereit war, die volle Einverleibung Sachsens zuzugestehen. Hardenberg gab sich zu lange über die wohlwollenden Absichten Österreichs und Englands Täuschungen hin, und Metternich war mit großem Erfolg bemüht, die Entfremdung zwischen Rußland und Preußen zu steigern und die Lage des letztern damit immer isolierter zu machen. Kaiser Alexander hatte sich in dem Gedanken der Wiederaufrichtung eines polnischen Königreichs unter dem Zarenhaus immer mehr befestigt, fand aber bei den drei andern Mächten entschiedenen Widerstand. Die nackte Einverleibung von ganz Polen mußte Europa allzusehr in Unruhe über die vordrängende russische Macht setzen; sie sollte daher mit dem Mantel einer gewissen beschränkten Selbständigkeit und einer freisinnigen Verfassung verhüllt werden, womit Alexander zugleich die nationalen Empfindungen, die Napoleon so klug auszubeuten gewußt, für Rußland zu gewinnen hoffte. Der Zar war damals noch gänzlich von seinen liberalisierenden Anschauungen erfüllt und die polnische Verfassung, die alle seine Ratgeber für unzeitgemäß und gefährlich erklärten, setzte sich bei ihm bis zum Starrsinn fest. Über die Grenze des neuen Polenstaats unter russischer Herrschaft erhob sich ein äußerst heftiger Kampf. Man war über diese schwierige Frage bei allen frühern Verabredungen flüchtig hinweggeschlüpft; nur stand die volle Vereinigung Polens mit Rußland zu den Abmachungen von Kalisch, Reichenbach, Teplitz im schroffen Widerspruch. England und Österreich hielten hartnäckig an der Weichselgrenze fest, obwohl die preußischen Staatsmänner im Grunde die Wiedererwerbung des vollen polnischen Besitzes von ehedem, der nur eine Last gewesen, nicht wünschten und nicht wünschen konnten. Was allein im preußisch-deutschen Interesse liegen konnte, der Besitz der germanisierten Teile des alten Polenreichs, wäre auch im Einverständnis mit Rußland zu erreichen gewesen.

Ging Preußen noch länger in der polnischen Frage feindlich gegen Rußland vor, so stand in Aussicht, daß man allerdings den Staat wieder mit Millionen slawischer Unterthanen erweiterte, dafür aber jeden Anspruch und jede Hoffnung auf Erfolg in den ungleich wichtigeren deutschen Forderungen verlor. Die ausweichenden Erklärungen Metternichs ließen, wenn man nicht von unverwüstlichem Vertrauen beseelt war, erkennen, wie wenig Preußen in Sachsen und am Rhein auf Österreichs guten Willen und ernste Unterstützung rechnen dürfe.

Die Schwenkung der preuß. Politik und die beginnende Verständigung in der polnischen Frage. Nov. 1814.

Der König Friedrich Wilhelm III., der oftmals einen nüchtern klaren Blick auch in verwickelten politischen Fragen bewährte, nur meist zu zaghaft und zu wenig selbstvertrauend war, um bestimmend in die Staatsgeschäfte einzugreifen, erkannte jetzt doch, daß Hardenberg und Humboldt mit dem Anschluß an Österreich in der polnischen Sache auf falscher Fährte waren. Er griff jetzt selbst ein, um das Einvernehmen mit Rußland wieder herzustellen. Der Zar sicherte aufs neue dem König Sachsen zu, wogegen dieser den Widerspruch gegen die polnische Königskrone Alexanders aufgab und die Weichselgrenze als übertriebene Forderung verwarf. Leider aber wurde auch jetzt noch versäumt, über die künftige Grenze zwischen Preußen und Polen-Rußland bindende Vereinbarungen zu treffen, sich Thorn und das ganze alte Deutschordensland zu sichern, das rein polnische Gebiet um Kalisch und Czenstochau dafür preiszugeben. Die Schwenkung Preußens ist ebenso oft als ein glücklicher Griff wie als ein verhängnisvoller Fehler aufgefaßt worden. Die Fäden dieser diplomatisch-politischen Verwickelung sind dermaßen nicht mehr klarzulegen, um mit Bestimmtheit zu beurteilen, welchen Erfolg Preußen durch ferneres Zusammengehen mit Österreich und England in der polnischen Frage davongetragen haben würde. Daß die preußischen Ansprüche gegen Sachsen seitens dieser Mächte erheblich mehr Unterstützung gefunden hätten, ist allerdings nach dem Vorangegangenen nicht wahrscheinlich; vielmehr hätte man diese Ansprüche wohl größtenteils durch polnische Erwerbungen für abgefunden erklärt, und es kann kaum bestritten werden, daß unter allen den offenen und versteckten Feinden Preußens auf dem Kongreß Rußland noch immer verhältnismäßig dessen aufrichtigster Freund war. Hardenberg machte den Frontwechsel nur widerwillig mit; er versuchte sich noch immer in halben und unfruchtbaren Vermittelungsvorschlägen, konnte sich den österreichisch-englischen Zettelungen schwer entwinden und erblickte das Heil Preußens in dem Bündnis der drei „deutschen Großmächte". Das Geschrei über den preußischen „Verrat in der Sache Europas" wurde seit der Annäherung des Königs an den Zaren immer lauter, und der Gegensatz Preußens und Rußlands auf der einen Seite, der Wiener Hofburg, Englands, Frankreichs, der deutschen Mittelstaaten auf der andern, immer schärfer. Allein man erkannte doch klar, daß Rußland von seinen polnischen Plänen ohne einen Krieg nicht abzubringen sei, und zu einem solchen konnte man den Entschluß nicht finden. Metternich ließ sich schließlich zu der Forderung herab, den Zamoscer Kreis bis zur Nida, Krakau und den ausschließlichen Besitz der Salzbergwerke von Wieliczka für Österreich zu erwerben, während Hardenberg für Preußen die Stadt Thorn und die Warthe als Grenze verlangte. Die polnische Frage geriet allmählich in ein ruhigeres Fahrwasser, als der Zar Thorn und Krakau aufgab und beide zu neutralen Freistädten zu erheben vorschlug. Während Österreich und England anfangs in der polnischen Frage den Schwerpunkt des ganzen Kongresses erblickten, trat dieselbe in der Folge immer mehr hinter der sächsischen zurück, worin der wachsende Einfluß Talleyrands zu erkennen war.

(Randnotiz neben „schluß nicht finden": Nov.)

Zunehmende Verschärfung der sächsischen Frage.

Um so kritischer aber spitzte sich jetzt die sächsische Frage zu. Die österreichisch-französische Politik, in deren Schlingen der plumpe und beschränkte Lord

Castlereagh sich immer fester verfangen hatte, war nun noch weniger als früher geneigt, den Preußen Sachsen zu gönnen. Metternich warf jetzt, indem er Preußen für den Rest der zugesicherten Entschädigung auf die Rheinufer verwies, den Gedanken der Teilung des Landes in die Verhandlungen. Der Kaiser von Österreich äußerte dabei einmal, werde Sachsen geteilt, so komme es am ersten wieder zusammen; man meinte, das Volk werde sich gegen die Zerstückelung so entschieden wehren und die Verhältnisse würden sich so unleidlich gestalten, daß Preußen seiner sächsischen Erwerbungen bald überdrüssig sein werde, eine Annahme, die sich hinterher freilich als gänzlich ungerechtfertigt erwies. Das Anerbieten der Teilung wies Hardenberg anfangs entschieden zurück. Der preußische Staatskanzler schlug statt dessen vor, die Albertiner, die man früher in den römischen Legationen zu entschädigen gesucht, in einem Stück Westfalens oder am linken Rheinufer, in Trier, Koblenz, Bonn, festzusetzen, freilich auch ein wunderlicher Vorschlag, in dem Mittelpunkt des deutschen Ultramontanismus dies strengkatholische Fürstenhaus anzupflanzen und dem treuesten Anhänger Frankreichs die Wacht am Rhein anzuvertrauen! Der Staatskanzler Hardenberg ließ sich in seiner Verlegenheit und Schwäche sogar zu dem unbegreiflichen Schritt herbei, in einem beweglichen Brief sich an Metternichs gutes Herz und seine Freundschaft für Preußen zu wenden. Die Antwort war, daß der österreichische Staatsmann immer weiter von seinen früheren Zusagen zurückwich und jetzt nur noch einen kleinen Landstrich in der Lausitz bot. Zu einer Zeit, da die polnische Frage bereits ihre Spitze verloren hatte, da man selbst über Mainz, die beherrschende Stellung der Rheinlande, die Metternich den Bayern in die Hände zu spielen gesucht, zu einer Verständigung dahin gekommen, daß die Stadt an Hessen-Darmstadt fallen, dabei aber eine Bundesfestung mit österreichisch-preußischer Besatzung werden sollte: zur selben Zeit verschärfte sich die sächsische Frage dermaßen, daß allein noch das Schwert die Verwickelung schlichten zu können schien.

Die Krisis des Kongresses u. Napoleons Rückkehr.

Metternich dachte jetzt an einen deutschen Bund ohne Preußen, die Auflösung des Kongresses schien bevorzustehen, aufs neue wurden Kriegsrüstungen betrieben. Talleyrand, der in der allgemeinen Verwirrung seinen Weizen blühen sah, triumphierte laut. Es kam jetzt ein förmliches Bündnis zwischen Frankreich, 3. Jan. 1815. England und Österreich, angeblich zu gegenseitiger Verteidigung, in Wahrheit zum Angriff gegen die beiden Ostmächte zustande. Die große Allianz war zersprengt und ein neuer Krieg in naher Aussicht. In Polen, Böhmen, den Niederlanden, am Rhein, wurden die Heere zusammengezogen und verstärkt; schon war Wrede zum Feldherrn der Liga bestimmt. Allein zuletzt trug man doch auf allen Seiten Bedenken, es zum Äußersten kommen zu lassen. Die frivole Staatskunst jener Tage liebte es, mit dem Feuer zu spielen, einen großen Brand zu entfachen, hatte man aber doch nicht den Mut. Insbesondere begann auch die Londoner Regierung einzulenken, als sie endlich erkannte, wie wenig die

bisherigen Leistungen Castlereaghs auf dem Kongreß im Grunde den englischen Interessen entsprachen. Und auch die preußischen Staatsmänner gingen bis an die äußerste Grenze des Entgegenkommens. Hardenberg begann über eine Teilung Sachsens zu verhandeln und machte sich mit dem Gedanken vertraut, dem alten König Friedrich August die Hälfte seiner Staaten zurückzugeben. Damit war der Boden für die Verständigung bereitet, wenn es auch noch eines langwierigen Handels bedurfte, um zu bestimmen, welche Stücke des sächsischen Gebiets an Preußen abzutreten seien. Rußland unterstützte jetzt die preußischen Forderungen sehr energisch, und so näherte man sich allmählich einer Übereinkunft. Es war auch Zeit, denn wenige Wochen später erscholl die Kunde von der Landung Napoleons und brachte den Mächten die Notwendigkeit friedlichen Vertragens eindringlich zum Bewußtsein. Der Kongreß erließ eine Achtserklä-
13. März 1815. rung gegen den Friedensstörer; Österreich, Rußland, Preußen, England erneuer-
25. März. ten den Bundesvertrag; die andern Mächte folgten nach; noch einmal trat das vereinigte Europa gegen das Napoleonische Frankreich zusammen und eine unermeßliche Kriegsmacht wurde zur Aufrechthaltung des Pariser Friedens aufgeboten.

Ausgang der sächsischen Frage und die Entschädigungen Preußens. Anfang Februar 1815 wurde endlich eine definitive Verständigung über die sächsisch-polnische Gebietsfrage herbeigeführt. In diesem großen Länderhandel erhielt Preußen die Hälfte von Sachsen mit Torgau, Merseburg, Naumburg, Zeitz, Wittenberg, Görlitz u. a. Städten, jedoch mit Ausnahme von Leipzig, nach dessen Besitz man in Berlin viel Verlangen getragen, die Niederlausitz, und die halbe Oberlausitz, eine Reihe sächsischer Besitzungen in Thüringen. Der alte König Friedrich August, der nach Preßburg entlassen worden, sträubte sich lange gegen die Teilung seines Landes. Noch im Mai kam es in Lüttich zu einer förmlichen Meuterei der sächsischen Truppen gegen Blücher; einige Rädelsführer mußten erschossen werden und Blücher machte den sächsischen König in einem scharfen Schreiben für das vergossene Blut verantwortlich,
Vertrag vom 18. Mai 1815. weil er die Verführung der Truppen zugelassen. Am Ende mußte sich der übelberatene König doch in das Unvermeidliche fügen. Die anderweitigen Entschädigungen Preußens bestanden zum Teil in der Rückerstattung der im Tilsiter Frieden verlornen Besitzungen, zum Teil in neuen Erwerbungen. Aus der polnischen Ländermasse wurde mit der norddeutschen Großmacht vereinigt das „Großherzogtum" Posen mit dem Netzedistrikt, etwa ein Viertel des einstmals besessenen Herzogtums Warschau, dazu Westpreußen mit Thorn und der aufgehobenen „Republik" Danzig. Links von der Elbe wurden die im Tilsiter Frieden zum Königreich Westfalen geschlagenen Gebiete zurückgegeben, mit Ausnahme der an Hannover abzutretenden Landschaften, ebenso die frühern preußischen Besitzungen im eigentlichen Westfalen in erweitertem Umfang; zu den alten Besitzungen am Rhein kamen die Herzogtümer Jülich und Berg als Ersatz für Ansbach und Baireuth hinzu, ferner die ehemaligen kurkölnischen und kurtrierschen Lande links vom Rhein, die Reichsstädte Köln und Aachen, Teile von Luxemburg und Limburg, pfälzische, mainzische Besitzungen u. a., alles zusammen zu einem Großherzogtum Niederrhein vereinigt. Das Fürstentum Neuenburg kehrte in die alte Personalunion mit der Krone Preußen zurück, trat aber zugleich als Kanton der Eidgenossenschaft bei.

Eine überaus schwierige und verwickelte Angelegenheit war sodann die Auseinandersetzung zwischen Preußen, Hannover und den skandinavischen Mächten. Wir wissen, daß im Kieler Frieden (S. 479) Schwedisch-Pommern als Ersatz für Norwegen an Dänemark abgetreten worden. Die endliche vollständige Befreiung Pommerns, die Erwerbung von Stralsund, Greifswald und der Insel Rügen aber war eine natürliche und mit größter Entschiedenheit festgehaltene Forderung Preußens, und Hardenberg hat die skandinavischen Wirren klug benutzt, um dieses Ziel, wenn auch mit schweren Opfern, zu erreichen. Ein Aufstand der Norweger, bei dem man dänische Aufwiegelungen zu erkennen glaubte, gab der schwedischen Regierung Anlaß, den Kieler Frieden seitens der Dänen für gebrochen zu erklären und die Auslieferung von Vorpommern zu verweigern. Auf dem Kongresse, wo der König von Dänemark als treuester Anhänger Napoleons bei der hochlegitimistischen Strömung jener Tage nicht gerade in Gunst stand, wurde der Kopenhagener Regierung zwar die Fortdauer des finanziell höchst wertvollen Sundzolls zugestanden, in ihren territorialen Ansprüchen aber fand sie wenig Unterstützung. In diese Verwickelung griff nun Hardenberg ein. Er erwarb zunächst gegen eine Summe Geldes die schwedischen Ansprüche auf Vorpommern. Für das bessere Recht auf diese Landschaften, das Dänemark durch den Kieler Frieden besaß, mußte eine Entschädigung ausfindig gemacht werden. Als solche bot sich das Herzogtum Lauenburg, freilich ein äußerst dürftiger Ersatz, dessen Annahme man nur von der vollständigen Vereinzelung und Erschöpfung Dänemarks erhoffen konnte. Das Ersatzobjekt Lauenburg war aber altwelfischer Besitz, und so verflocht sich in diese Verwickelung auch die preußisch-hannöversche Auseinandersetzung. An Hannover war schon zu Reichenbach (S. 450) eine Vergrößerung um 250,000 bis 300,000 Seelen zugesagt worden. Um die Welfen zu befriedigen, mußte Preußen vor allem die Abtretung **Ostfrieslands** zugestehen. Es wurde dem König freilich überaus schwer, diese preußische Stellung an der Nordsee, das treue Volk, das seit den Tagen Friedrichs d. Gr. mit rührender Anhänglichkeit an den Hohenzollern hing, aufzugeben. Allein die Reichenbacher Ansprüche und das Recht auf Lauenburg gab Graf Münster nicht anders preis; Preußen stand geradezu vor der Wahl zwischen Vorpommern und Ostfriesland, und da überwog denn doch der Wunsch nach dem vollen Besitz der Ostseeküste. So reifte der schwere Entschluß, das treue Seemann- und Bauernvolk an Hannover auszuliefern. Man wollte es in Emden und in den Marschen lange nicht glauben, daß man das welfische Adelsregiment über sich ergehen lassen müsse, und niemals hat eine wahrhafte innerliche Verschmelzung stattgefunden. In dem Tauschvertrag zwischen Preußen und Hannover erhielt das letztere **Hildesheim**, **Goslar**, Ostfriesland, einen Teil der Grafschaft Lingen und bewilligte dafür die Abtretung von Lauenburg und zwei Militärstraßen durch Hannover; eine unmittelbare Verbindung der östlichen mit den westlichen Gebieten Preußens durch einen schmalen „Isthmus" im Göttinger Land wurde verweigert. Auch **Osnabrück**, das in letzter Zeit zum Königreich Westfalen bezw. zu Frankreich gehört hatte, wurde Hannover zugesprochen. Die Königskrone hatte Hannover schon zu Beginn des Kongresses ohne Widerspruch angenommen (Oktober 1814). Für Lauenburg nebst zwei Millionen Thaler trat alsdann Dänemark seine Rechte auf Schwedisch-Pommern an Preußen ab. Über Erwarten rasch und freudig fand sich dies durch eine mehr als anderthalb Jahrhundert alte Schwedenherrschaft entfremdete Volk in die staatliche Zugehörigkeit zu Deutschland.

[Randnotizen: Auseinandersetzung zwischen Preußen, Hannover und den skandinavischen Mächten. — 29. Mai 1815. — 4. Juni.]

Nachteiliger waren die preußischen Auseinandersetzungen mit den Niederlanden. Über die Gesinnungen des durch die preußischen Waffen wieder eingesetzten Hauses Oranien gab sich Hardenberg einer verderblichen Täuschung hin. Ein Teil von Geldern mit dem festen Venloo wurde an Holland abgetreten und Preußen erhielt,

[Randnotiz: Preußisch-Niederländische Auseinandersetzung.]

indem es sich selbst von dem natürlichen Wasserweg, der Maas, abdrängen ließ, eine überaus ungünstige Grenze im Nordwesten. Durch gehässige Grenzstreitigkeiten und alsbaldige Wiedereinführung der drückenden Rheinzölle, welche der Schiffahrt auf dem deutschen Strom empfindlichen Schaden zufügten, bewies die niederländische Regierung ihre Dankbarkeit und freundnachbarliche Gesinnung. Luxemburg trat dem deutschen Bund bei.

Die bayrische Entschädigung. Wenn irgend ein Staat durch seine gehässige und herausfordernde Haltung auf dem Kongreß die Nachsicht und Geduld Preußens auf eine harte Probe gestellt hatte, so war es Bayern. Kein andrer Staat war in der sächsischen Frage den Bestrebungen der Berliner Regierung so schroff entgegengetreten. Das Entgegenkommen, welches die preußischen Staatsmänner anfangs gegenüber den bayrischen Ansprüchen gezeigt, verlor sich denn auch verdientermaßen mehr und mehr. Selbst der Anspruch auf die ehemaligen Besitzungen des Hauses Brandenburg in Franken tauchte wiederholt auf, wenn er auch schließlich nicht ernstlich aufrecht erhalten wurde. Bayern geriet immer mehr in eine vereinzelte Stellung und sah am Ende lange nicht alle seine Wünsche erfüllt. Man ward des polternden Auftretens und der übermäßigen Ansprüche eines Wrede und Montgelas nachgerade allenthalben überdrüssig. Volle Entschädigung für die an Österreich abzutretenden Gebiete (Salzburg, Tirol, Vorarlberg, das Inn- und Hausruckviertel) konnte freilich nicht versagt werden. Allein die Vergrößerung blieb doch hinter den bayrischen Hoffnungen zurück. Österreich hatte dem mächtigsten süddeutschen Staat einst ein zusammenhängendes Gebiet mit Frankfurt, Hanau, Mainz, dem Land zwischen Rhein und Mosel zugesagt; allein davon war jetzt nicht mehr die Rede. Bayern mußte sich mit den Fürstentümern Aschaffenburg und Würzburg und der linksrheinischen Pfalz begnügen. Der Heimfall der badischen Pfalz, beim Übergang des Großherzogtums an die Linie der Grafen von Hochberg, wurde von Österreich in Aussicht gestellt und bildete noch lange einen mit Zähigkeit verfochtenen bayrischen Anspruch, der freilich nicht zur Verwirklichung gelangte. Während im Lauf des Mai und Anfang Juni die meisten territorialen Fragen zum Abschluß kamen, blieb die bayrische Entschädigung bis nach dem Frieden ausgesetzt.

Preußens Grenzen und Stellung in Deutschland. Das waren die wichtigsten Territorialneuerungen, die der Wiener Kongreß in Deutschland vornahm; von kleineren Grenzveränderungen und Gebietstauschen, die noch jahrelang fortgesetzt und erst durch den Frankfurter Territorialrezeß vom 20. Juli 1819 der Hauptsache nach abgeschlossen wurden, können wir hier absehen. Es war im wesentlichen die Länderverteilung, wie sie in Deutschland bis zum Jahr 1866 bestand. Die Erwerbungen Preußens waren ein keineswegs reichlicher Lohn für das, was die Monarchie zur Befreiung Deutschlands und Europas gethan, und was sie beanspruchen konnte. Weder am Rhein, noch in Sachsen, noch an der polnischen Grenze hatte die preußische Politik vollständig erreicht, was sie erstrebte; an Flächeninhalt war die neue Großmacht geringer als im Jahr 1805, an Seelenzahl nur eine halbe Million stärker; auch jetzt war eine Verbindung zwischen den beiden Gebietshälften im Osten und Westen nicht erreicht. Die Grenzen waren fast überall ungedeckt. In einer endlosen Linie, von Memel bis Saarbrücken, erstreckte sich das preußische Gebiet; der Zusammenhang war durchbrochen durch das eifersüchtige Hannover und andre Territorien, wie ein Keil schob sich das russische Polen in die offene Ostgrenze; eine entfremdete,

ungleichartige, widerstrebende Bevölkerung war am Rhein erworben. Daß die Stellung Preußens als einer reindeutschen Macht durch den Wiener Kongreß mächtig verstärkt worden, daß schon allein die Wacht am Rhein, die Österreich von sich wies, die norddeutsche Großmacht fortan zum Hort der nationalen Interessen machen mußte, diese mehr idealen und für eine ferne Zukunft verheißungsreichen Vorzüge der neuen geographischen Gestaltung konnten doch für so viele naheliegende Schäden und Gefahren jener ungünstigen Grenzen nicht entschädigen.

Es wurden denn auch Klagen und Bedenken genug laut. Der alte Blücher schrieb in seiner drastischen Weise an einen Freund: „Der Wiener Kongreß gleicht einem Jahrmarkt in einer kleinen Stadt, wo ein jeder sein Vieh hintreibt es zu verkaufen oder zu vertauschen. Wir haben einen tüchtigen Bullen hingebracht und einen schäbigen Ochsen eingetauscht.“ Aber man tröstete sich in Berlin über solche Stimmen. „Man glaubte,“ wie Pertz im Leben Steins diese Verhältnisse treffend darlegt, „daß die patriotischen Klagen ohne Grund seien: denn man hatte ja die arithmetisch erforderliche Zahl Seelen erhalten. Man übersah nur die Art und Neigung dieser Seelen. Daß Polen ohne alle Rücksicht auf den innern Zusammenhang seiner Provinzen, Sachsen durch die längst mögliche Linie zerrissen waren, zeigte in der Seelenrechnung keine Störung. Und die zehntausend Bettler, die damals in Köln vor den Kirchthüren saßen und ihren Töchtern die Erbschaft ihrer Plätze als Aussteuer mitgaben, machten ganz dieselbe Seelenzahl wie zehntausend dieser rüstigen Franken aus den Markgrafschaften, dieser kühnen Ostfriesen, die mit ihren Schiffen alle Meere Europas besuchten. Und was höher als aller äußere Gewinn, die Treue, worin ein edles Volk mit einem edlen Fürstenhaus unwandelbar in guten und bösen Tagen zusammensteht, die dem Herzog Friedrich mit der leeren Tasche, dem Gustav Wasa, Karl Stuart in den Hütten des Volks Zuflucht und Sicherheit gab, wie sie König Friedrich Wilhelm III. durch Ströme Bluts von der Oder bis zur Seine siegreich fortgetragen hat, findet in den statistischen Tabellen keine Stelle und keinen Wert. — Wohl aber erkannte man es gleich damals bei Eingehen dieser Verhältnisse, daß Preußens Stellung in Deutschland dadurch wesentlich verändert ward. Getrennt durch Stücke Norddeutschlands, und nachdem seit dem siebzehnten Jahrhundert der Große Kurfürst und die Könige Friedrich I., Friedrich Wilhelm I. und II. den Rhein zu schützen ihre Heere geführt hatten, nun durch großen Besitz an dem Nordwesten befestigt, mußte Preußen selbständig den Schutz Norddeutschlands gegen Westen wie gegen Osten übernehmen. Es kam dadurch in die Lage, von nun an notwendig mit Deutschland verwachsen zu müssen: es konnte nicht mehr daran denken, sein Geschick von dem des gemeinsamen Vaterlandes zu trennen, dessen gleichmäßige Belebung und Kräftigung die Bedingung seiner eignen Größe war. In dieser Hinsicht unterschied sich die preußische Politik gründlich von der Österreichs, welches, in seiner neuen Abrundung sich selbst genug, das übrige Deutschland als Ausland betrachtete, und es bald für die höchste Weisheit hielt, sich gegen dessen Leben nach Möglichkeit abzuschließen, indessen seine niedern Stände dem Genuß, die höhern Stände der Abhängigkeit von französischer Litteratur, Sitte und Denkungsart mehr und mehr verfielen. Mag in dieser Stellung an beiden Grenzen Deutschlands, wohin es wider Willen durch die kurzsichtigen Ränke der Gegner gedrängt worden ist, Preußen seine Schwäche oder seine Stärke finden, es muß sie erfüllen; es kann sich nicht aufgeben, ohne Deutschland aufzugeben, dessen Leben und Größe seitdem an Preußens Leben und Größe unauflöslich geknüpft sind.“

Keine Restauration der mittelalterlichen Staatsbildungen. Wieviel man auch an der neuen Gestaltung Deutschlands durch den Wiener Kongreß tadeln mochte, so hatten die Napoleonischen Umwälzungen doch die wohlthätige Folge, daß die Restauration vor einem Rückfall in die erstarrten Staatsbildungen des heiligen römischen Reichs zurückscheute. Die Anstrengungen der „Oratoren" der katholischen Kirche, welche die Herstellung der geistlichen Staaten Deutschlands und die Herausgabe der Kirchengüter forderten, die Bemühungen des Deutschen Ordens und der Johanniter um eine Entschädigung ihrer alten Verluste durch neue Herrschaften, waren ebenso erfolglos, wie die Proteste des Papstes, die er gegen den Wiener Frieden wie weiland gegen den Westfälischen einlegte. Die geistlichen Staatsbildungen wurden nirgends, mit Ausnahme von Rom, wiederhergestellt, überall wehte fortan die kräftigende Luft rein weltlichen Staatslebens. Auch die kleinen vormals unmittelbaren Reichsstände, die den Umwälzungen der Napoleonischen Zeit zum Opfer gefallen, wurden nicht wiederhergestellt, ebensowenig, mit geringen Ausnahmen, die reichsstädtischen Republiken.

Die territoriale Ordnung Europas. Die neue territoriale Ordnung Europas, wie sie teils aus den Pariser Friedensschlüssen, teils aus dem Wiener Kongreß hervorging und den vorläufigen Abschluß der gewaltigen Umwälzungen der Napoleonischen Zeit bildete, fassen wir im folgenden übersichtlich zusammen:

Österreich. Österreich erhielt zurück: (von Rußland) Ostgalizien, (von Bayern) Tirol, Vorarlberg und Salzburg und, als Entschädigung für Belgien und Vorderösterreich, in Italien das Lombardisch-Venetianische Königreich, Dalmatien und die Anwartschaft auf Parma; diese Gebiete bilden in Verbindung mit den übrigen Bestandteilen der österreichischen Monarchie und mit den von Frankreich wieder gewonnenen und zu einem Königreich Illyrien erhobenen illyrischen Provinzen ein geographisch-geschlossenes Ganze, stark vergrößert, vorzüglich abgerundet im Vergleich zu der frühern Zusammenhangslosigkeit der Gebietsteile und mit ansehnlicher Erweiterung der Seeküste. Die Erwerbung des Veltlin mit Chiavenna und Bormio förderte den Zusammenhang der italienischen Lande mit dem deutschen Gebiet. So bewährte Österreich aufs neue seine alte Kunst, aus Niederlagen mit zäher Kraft wieder aufzustehen.

Niederlande. Um eine starke Nordgrenze gegen Frankreich zu erhalten, wurde die Vereinigung Hollands und Belgiens zu einem Königreich der Niederlande beschlossen und Wilhelm von Oranien als souveräner König eingesetzt; auch wurde ihm das zum Deutschen Bund gehörende Herzogtum Luxemburg zugeteilt, nebst Limburg und einem Teil der Abteien Stablo und Malmedy. Aber die besten Kolonien Hollands in Guayana, die indischen Kontors, Ceylon und das Kap blieben im Besitz der Engländer. Die Hoffnung der letztern, in dem vereinigten Königreich dauernd einen beherrschenden Einfluß zu erlangen, erwies sich jedoch als eitel und bald arbeitete Großbritannien, welches die Vereinigung in erster Linie betrieben, erfolgreich an der Trennung der beiden Länder.

Italien. In Italien bekamen die von Napoleon ihrer Territorien beraubten Fürstenhäuser ihre ehemaligen Besitzungen mit Gewinn zurück: a) Das Königreich Sardinien, das dem König Viktor Emanuel zurückgegeben wurde, erhielt eine Gebietserweiterung durch Einverleibung der Republik Genua und im zweiten Pariser Frieden durch Rückerstattung des anfangs französisch gebliebenen Teils von Savoyen, um einen starken Staat gegen Frankreich zu bilden. Genua bekam für den Verlust seiner ihm anfangs von Großbritannien zugesicherten republikanischen Verfassung und seiner Unabhängigkeit gewisse Vorrechte, die ihm aber keinen Ersatz für die verlorne Freiheit und Selbständigkeit boten. In einer rührenden Bekanntmachung vom Dezember

1814 kündigte die von Lord Bentinck eingesetzte provisorische Regierung ihre Auflösung an. b) Das Herzogtum Modena und das Großherzogtum Toscana wurden Gliedern des österreichischen Hauses verliehen, das somit das Übergewicht in Italien erlangte. Modena kam an den absolutistisch gesinnten Herzog Franz IV., den Sohn einer Tochter des vertriebenen Herkules von Este, Toscana an den Großherzog Ferdinand, Bruder des Kaisers Franz. c) Die Herrschaft von Napoleons Schwester Elise Bacciochi, Lucca, wurde dem spanisch-bourbonischen Prinzen Karl II. statt des an Maria Luise, Napoleons Gemahlin, abgetretenen Herzogtums Parma mit Piacenza überlassen und demselben durch einen spätern Vertrag die Anwartschaft auf Parma zugesichert. d) Der Kirchenstaat, wohin Papst Pius VII. aus seiner Gefangenschaft zurückkehrte, wurde in seinem frühern Umfang wiederhergestellt. „Die Legationen," sagt Pertz, „hätte Österreich gern behalten, auch Murat bemächtigte sich ihrer zum zweitenmal; sie gelangten durch Englands Einfluß an den Papst zurück. Der Knecht der Knechte Gottes, dem seine katholischen Söhne Kaiser Franz und Murat seine Regierungsgeschäfte zu erleichtern wünschten, dem der allergetreueste König Avignon und Venaissin gewaltsam abnahm oder vorenthielt, fand damals in den uneigennützigen Ketzern oder Schismatikern England, Preußen und Rußland seine Stützen; auch verordnete er damals keine achttägigen Gebete, damit sie würden wie seine rechtgläubigen Söhne." e) Neapel wurde nach Murats Ausgang mit Sizilien zu einem Königreich beider Sizilien vereinigt und dem frühern König Ferdinand IV. zurückgegeben. Die Königin Karoline, ihrer leidenschaftlichen Unruhe wegen von den Engländer aus Sizilien entfernt, war kurz vorher kummervoll in Österreich gestorben. Nach ihrer Entfernung hatte der englische Gouverneur Lord Bentinck der Insel Sizilien eine von den Ständen beratene und der englischen Konstitution nachgebildete treffliche Verfassung verliehen (1812), die aber nach der Restauration nicht beachtet wurde, daher die gekränkte, mißhandelte, aller Rechte und alles politischen Lebens beraubte Insel nur mit Unwillen und Widerstreben dem neapolitanischen Königshaus gehorchte und wiederholt, aber ohne Erfolg, den Versuch machte, das drückende Joch mit Gewalt abzuschütteln.

England.

Die Republik der sieben ionischen Inseln wurde, mit einer freien Verfassung beschenkt, unter den Schutz Englands gestellt. Dadurch, wie durch den Besitz von Gibraltar und die Erwerbung von Malta sicherte sich Großbritannien die Herrschaft im Mittelländischen Meer. Überhaupt wußte England auf dem Kongreß in aller Stille seine Ansprüche durchzusetzen und zog von allen Mächten den größten Gewinn bei der neuen Ordnung der Länder. Die besten holländischen Kolonien in Guayana und am Kap, die französischen Besitzungen in der westindischen Inselwelt, Isle de France, Tabago u. a. blieben in englischem Besitz und befestigten die unvergleichliche Seeherrschaft Großbritanniens, die überdies auch an der kontinentalen Nordseeküste durch die ergebenen Königreiche Niederlande und Hannover und durch die Zurückdrängung Preußens von diesem Meer außerordentlich verstärkt ward.

Skandinavien.

Die Veränderungen in den skandinavischen Reichen Schweden und Dänemark, wie sie als weitere Folge der Vereinigung Norwegens mit der erstern Macht eintraten, haben wir oben im Zusammenhang mit der Ordnung der deutschen Territorien dargestellt (S. 479, 511).

Spanien und Portugal.

Der Thron von Spanien ward dem noch von Napoleon der Haft entlassenen König Ferdinand VII. zurückgegeben und in Portugal trat wieder die Königsfamilie von Braganza in ihre alten Rechte. Aber König Johann VI. weilte noch einige Jahre in dem zu einem Kaisertum erhobenen Brasilien und ließ Portugal durch den englischen Marschall Beresford verwalten.

Rußland. Rußland ging gestärkt und erweitert (durch Finnland, Bessarabien, einen Teil der Moldau u. a. m.) aus dem großen Kampf; das mit Rußland als Königreich Polen verbundene Herzogtum Warschau erhielt von Alexander eine freie konstitutionelle Verfassung, wonach der Senat und die Landbotenkammer mit dem Monarchen die gesetzgebende Gewalt teilten, eine getrennte, von einem Vizekönig und einem verantwortlichen Ministerium geleitete Verwaltung, unabhängiges Gerichtswesen, Preßfreiheit mit Rechtsschutz gegen Mißbräuche, eine städtische Kommunalordnung mit selbstgewählten Gemeindebeamten und andre gute Einrichtungen. Auch blieb die Leibeigenschaft, die schon bei der Gründung des Herzogtums Warschau infolge des daselbst eingeführten Code Napoleon aufgehoben worden war, für alle Zukunft abgeschafft. Allein das Gefühl der Abhängigkeit und die Sehnsucht nach Wiederbelebung der nationalen Selbständigkeit waren einer vollkommenen Versöhnung mit den mächtigen stammverwandten Nachbarn entgegen. Posen und Thorn fielen, wie wir wissen, an Preußen; Krakau wurde zu einem Freistaat unter dem Schutz Österreichs, Rußlands und Preußens erhoben, bis wiederholte Aufstände die Einverleibung in den österreichischen Kaiserstaat herbeiführten.

Die Schweiz. Die Schweiz, wo über Gebietsfragen die Kantone und über Verfassungs- und andre politische Fragen die reaktionär-aristokratischen mit den demokratischen Parteien in heftigem Kampf lagen, erhielt eine Territorialvergrößerung durch die Beifügung der ihr von Napoleon entrissenen Kantone Wallis, Genf, Neuenburg (letzteres unter Preußens Oberhoheit), sowie die Anerkennung ihrer beständigen Neutralität und ihrer republikanischen Föderativverfassung, deren Reform, nach Aufhebung der Vermittelungsakte, ihrer von Abgeordneten der 22 Kantone gebildeten Tagsatzung überlassen blieb. Waadt und Aargau behielten ihre Selbständigkeit. Der Vorort sollte wechseln zwischen Zürich, Bern und Luzern. Die neue Bundesverfassung der Schweiz (August 1815) war ein erheblicher Rückschritt vom Bundesstaat zum lockeren Kantonsbund gegenüber der Napoleonischen Vermittelungsakte; die wichtigsten einheitlichen Bestimmungen des letztern Grundgesetzes, wie das freie Niederlassungs- und Gewerbsrecht, die innere Zollfreiheit, das unbedingte Verbot von kantonalen Sonderbünden, die vollständige Aufhebung aller Privilegien bei Ausübung der politischen Rechte, kamen in Wegfall. Die bedeutsamsten staatlichen Lebensäußerungen waren der Gesetzgebung der Tagsatzung entzogen und der partikularistischen Ordnung durch die Kantone anheimgegeben; freiwillige Vereinbarung unter den einzelnen Gemeinwesen mußte wie in Deutschland in den meisten Fragen des öffentlichen Lebens die Stelle gemeinsamer Gesetzgebung einnehmen. Die Tagsatzung war, wie der deutsche Bundestag, ohne selbständige Vollzugsbehörden, ohne Ansehen und ohne die Macht, irgend welche gemeinsame Interessen zu fördern. Nur das Band eines einheitlichen Heerwesens und eine geschlossene Stellung dem Ausland gegenüber kam in der Schweiz schärfer zum Ausdruck als in Deutschland.

Orient. Über die Orientfragen wurde keine Verständigung erzielt. Zwar legte Kaiser Alexander dem Kongreß einen Entwurf vor, wonach sich die Mächte insgesamt verpflichten sollten, für die Menschenrechte der Rajah (Christen) einzutreten, Rußland insbesondere als Protektor der Orthodoxen, Österreich und Frankreich als Beschützer der Lateiner. Allein Österreich mochte sich damals mit den türkischen Angelegenheiten nicht befassen, wies aber eben dadurch die russische Politik auf die Laufbahn, die sie seitdem rastlos als Ziel verfolgte. Eine Bürgschaft für den Besitzstand der Türkei zu leisten, verweigerte Alexander. Die Orientfrage wurde damit zu den vielen andern ungelösten Aufgaben des Kongresses gelegt, obwohl die Wirren und Greuel, die sich gerade damals wenige Tagereisen von Wien abspielten, eine dringende Mahnung hätten sein

müssen, dem Chaos und der Anarchie in dem Osmanenreich durch europäische Ordnung entgegenzutreten.

3. Die Gründung des Deutschen Bundes.

Die territorialen Auseinandersetzungen waren endlich zu einem leidlichen Abschluß gekommen. Noch aber lag die Frage, wie sich Deutschland als Gesamtheit ordnen werde, völlig im Dunkel. Die Nation in ihren edelsten und patriotischsten Vertretern verlangte einen höhern Preis der kriegerischen Erhebung als ein loses Gefüge selbständig und eifersüchtig nebeneinander stehender Staaten mit der unbeschränkten Machtfülle des Napoleonischen Souveränitätsbegriffs. In welcher Form aber das nationale Band den unendlichen Schwierigkeiten zum Trotz wiederhergestellt werden sollte, darüber wogten die Ansichten wirr und unklar, selbst in erleuchteten und staatsmännisch denkenden Köpfen hin und her. Phantastische Pläne, ideale Träume, begeisterte Wünsche und Hoffnungen schwirrten durch die publizistische Welt und setzten sich in fast rührender Unbefangenheit über die Schwierigkeiten der Thatsachen hinweg, die ihre nüchterne, reale Macht doch auf Schritt und Tritt niederdrückend genug kund gaben. An einer durchgearbeiteten öffentlichen Meinung, an klaren politischen Begriffen, an schöpferischen staatsbildenden Gedanken fehlte es diesem träumerischen Geschlecht noch allzusehr. Alte romantische Erinnerungen verschmolzen sich wunderbar mit Freiheitsideen, die der Zeit voraneilten. Der fürstliche Absolutismus und Partikularismus nicht allein war daran schuld, daß der deutsche Verfassungsbau so kümmerlich ausfiel, sondern auch die Unklarheit des politischen Denkens und Fühlens in der Nation selbst, die zwischen überschwenglichen Hoffnungen und trüber Entsagung haltlos hin und her schwankende öffentliche Meinung. Wer die reiche publizistische Litteratur der Zeit durchmustert, der wird genug Kundgebungen warmen patriotischen Gefühls, von Freiheitssinn und Vaterlandsliebe glühende Ergüsse finden. Der Rheinische Merkur des Romantikers Görres, des ersten deutschen Publizisten aller Zeiten, der damals von kühnen nationalen Träumen erfüllt war und in flammender Rede für des Vaterlands Ehre und des Volks Freiheit eintrat, ist ein treues und anziehendes Spiegelbild jener gärenden Zeit der Hoffnungen und Entwürfe. Der rheinische Romantiker, der auch um die Wiederbelebung der litterarischen Vorzeit des deutschen Volks sich große Verdienste erworben, stand damals auf der Höhe seines Wirkens, und seine zündenden Worte wurden nicht nur im Vaterland, sondern in ganz Europa mit Beifall und Bewunderung vernommen. Aber in diesem Dunstkreis schwärmerischer Vorstellungen und verschwommener Projekte gediehen nur wenige greifbare politische Gedanken und klare bestimmte Entwürfe, die das Wünschenswerte mit dem Erreichbaren in Einklang brachten. Was half es, von der Wiederherstellung von Kaiser und Reich zu schwärmen, von der Herrlichkeit der Hohenstaufen und Ottonen zu träumen, wenn man über die harte Thatsache des österreichisch-preußischen

Die deutsche Verfassungsfrage und der Geist der Zeit.

Dualismus und der eigenwilligen trotzigen Souveränität der kleinen und besonders der mittlern Staaten nicht hinwegkam! Am kräftigsten regte sich die nationale Einheitsidee in Stein, und an ihm lag es nicht, wenn der Deutsche Bund schließlich nicht mehr Blut und Leben gewann. Am liebsten hätte er anfangs die ganze deutsche Kleinstaaterei und namentlich die Mittelstaaten, die er für die Quelle alles Übels hielt, zur Strafe für den rheinbündischen Landesverrat, ausgetilgt; er fand das Recht auf Anerkennung ihrer Herrschaften verwirkt; die angedrohte Vernichtung, von der der Kalischer Aufruf (S. 436) sprach, entsprang ganz seinem Ideenkreis. Er wollte die Herrschaft der Fürsten bei dem Vorrücken der Verbündeten vorläufig aufheben, die Zentralverwaltung über ganz Deutschland ausdehnen. „Ich habe nur ein Vaterland," schrieb er einmal an Münster, „das heißt Deutschland; ich bin nur ihm und nicht einem Teil desselben von Herzen ergeben. Mir sind die Dynastien in diesem Augenblick großer Entwickelung vollkommen gleichgültig, es sind bloß Werkzeuge; mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wieder zu erlangen." Allein von solchen energischen Einheitsideen waren die maßgebenden Kreise längst zurückgekommen; die Bündnisverträge hatten ihnen bereits allen Boden entzogen. Noch hielten patriotische Staatsmänner, wenn sie auch das Bündnis souveräner Herrschaften als die einzig erreichbare Form für die Verwirklichung des nationalen Gedankens anerkannten, daran fest, daß der Reichsgewalt ein möglichst umfassender Inhalt gewahrt bleibe; noch forderten die Programme, daß Heerwesen, auswärtige Politik, Münze, Zölle, Verkehr einheitlich verwaltet werden sollten. Aber wir werden sehen, wie das alles mehr und mehr vor dem partikularistischen Eigenwillen der Rheinbundssouveränitäten einschrumpfte. Und ebensowenig wie über den zähen Widerstand der letztern kam man über die Thatsache des Dualismus der beiden deutschen Großmächte hinweg. Es schien jenem gefühlsseligen phantasiebeherrschten Geschlecht, als ob es nur des Zauberwortes der Wiederherstellung der deutschen Kaiserwürde bedürfe, um aus aller politischen Not und Verlegenheit gerettet zu werden. Nüchterne Einwendungen wurden mit ein paar patriotischen Phrasen abgethan. Es war wie ein dogmatischer Satz, die Eintracht der beiden Großmächte müsse die Grundlage der deutschen Verfassung sein, zwischen Österreich und Preußen müsse jeder Anlaß zur Eifersucht aus dem Wege geräumt werden, als ob dies erstrebenswerte Ziel durch einen Paragraphen eines Staatsgrundgesetzes sich einfach hätte erreichen lassen. Der eine wollte ein österreichisches Kaisertum mit einem erblichen Reichsverweseramt Preußens, der andre einen Bund ohne die beiden Großmächte, der dritte wollte Österreich zum deutschen Kaisertum, Preußen zum deutschen Königtum oder zum erblichen Großkronfeldherrnamt erheben, andre sprachen gar von einem bei den deutschen Fürsten der Reihe nach umgehenden Kaisertum. Die Grundlagen, auf denen unser heutiges Reich errichtet ist, die ausschließliche Führerschaft Preußens,

wagte noch kaum einer ins Auge zu fassen; selbst bei Stein war die deutsche Kaiserwürde Österreichs der Mittelpunkt des Verfassungsbaus und an dem unversöhnlichen Gegensatz seines Einheitsstaats-Ideals zu der handgreiflichen Thatsache des deutschen Dualismus krankten auch seine politischen Entwürfe. Auch dieser Reichsreformator sah mit der Zeit in einer Zweiteilung Deutschlands unter österreichischem und preußischem Einfluß, also daß jener im Süden, dieser im Norden herrschte, das einzige Auskunftsmittel und stieg schon in einer zu Chaumont verfaßten Denkschrift zu einem Entwurf herab, der die Vollzugsgewalt einem Direktorium der vier größten deutschen Staaten zuwies. Die nationalen Träume vermischten sich dabei auch bei guten Vaterlandsfreunden mit einem starken Teil partikularistischer Gesinnung, wie denn auch erst in den kleinen Verfassungskämpfen der deutschen Bundesstaaten der politische Geist unsres Volks erstarkte. Was für staatliche Zustände und konstitutionelle Rechte man in den Einzelländern erstrebte, war schon damals weit klarer und bestimmter, als „die unfindbare Größe des deutschen Gesamtstaats noch ein bequemes Versuchsfeld für dilettantische Schrullen und spielende Willkür" war. Inzwischen schrumpften die hochfliegenden Entwürfe zur deutschen Verfassungsfrage unter den widerwilligen Händen nüchterner engherziger Diplomaten immer mehr zusammen, und die armselige Form einer losen ohnmächtigen Föderation war alles, was von dem nationalen Aufschwung übrig blieb. Was war auch zu hoffen, wenn in den Kreisen der rheinbündischen Diplomatie von Bayern und Württemberg die Notwendigkeit eines deutschen Bundes überhaupt bestritten ward? Freie Allianzen thäten dieselben Dienste. Warum, meinte Montgelas, sollen die deutschen Staaten nicht wie die italienischen ganz selbständig nebeneinander leben, nur durch gute Nachbarschaft verbunden? und Württemberg protestierte energisch gegen den Gedanken, „aus verschiedenen Völkerschaften, wie Preußen und Bayern, sozusagen eine Nation machen zu wollen". Als endlich der Bund geschlossen war, gestanden selbst die meisten der unterzeichnenden Staatsmänner ein, daß er ein höchst unvollkommenes Werk sei; sie trösteten sich aber, er sei noch immer besser als gar keiner.

Die Angelegenheit der deutschen Verfassung war von den verbündeten Mächten auf Steins Betreiben als ausschließlich deutsche Sache anerkannt und einem Fünferausschuß (Österreich, Preußen, Bayern, Württemberg, Hannover) zur Beratung übertragen worden. Doch wurde gleich anfangs gegen diese ziemlich willkürliche Übertragung der deutschen Verfassungsangelegenheit an die „Pentarchie" Widerspruch seitens der zurückgesetzten Staaten laut. Zunächst unterhandelten die beiden deutschen Großmächte auf Grund eines von Hardenberg vorgelegten Entwurfs, der neben manchem gesunden Gedanken, doch auch viel Unnatürliches, Krankhaftes und Gezwungenes enthielt. Es war darin vorgeschlagen, Österreich und Preußen sollten nur mit den Ländern westlich vom Inn und der Elbe in den Bund eintreten, aber für das gesamte Gebiet eine ewige Allianz mit Deutschland schließen. Der Deutsche Bund sollte in sieben Kreise eingeteilt werden, deren Kreisobersten, die zwei Großmächte und die Mittelstaaten, die militärische Führung, die auswärtige Vertretung und die Aufsicht

Beginn der Verhandlungen über die deutsche Verfassung.

13. Sept. 1814.

über die Ausführung der Bundesgesetze üben sollten. Im Rat der Kreisobersten, der gewissermaßen auf das alte Kurfürstenkollegium zurückging, sollten Österreich und Preußen gemeinsam das Direktorium führen. Dieser vollziehenden Gewalt sollte die gesetzgebende Gewalt in dem Rat der Fürsten und Stände zur Seite treten, der neben den Kreisobersten die kleinern Fürsten, die freien Städte und Mediatisierten (mit Kuriatstimmen) umfaßte und in dem nach Steins Meinung auch die Landstände vertreten sein sollten. Dabei waren in würdiger Weise die Volksrechte gewahrt: In jedem Bundesstaat sollten Landstände mit Steuerbewilligungsrecht und Mitwirkung bei der Gesetzgebung bestehen. Sicherheit des Eigentums und der Person, Lehr- und Preßfreiheit, Abzugsfreiheit, Rechtsschutz u. dgl. solle gewährleistet werden. Ein Bundesgericht zum Rechtsschutz gegen Verfassungsverletzungen und zur Schlichtung der Streitigkeiten von Bundesgliedern unter sich wurde angeordnet, Einheit im Zoll-, Handels-, Verkehr- und Münzwesen, ein allgemeines Gesetzbuch, eine starke Militärverfassung wurden verlangt. Die Niederlande und die Schweiz sollten zu einem beständigen Bündnis eingeladen werden. In einheitlicher wie in freiheitlicher Beziehung blieb schon dieser Entwurf hinter dem zurück, was einst Stein in Chaumont gefordert hatte, und auch die Frage der Leitung des Bundes konnte nicht als glücklich gelöst betrachtet werden. Trotzdem suchte Metternich diesen Entwurf noch mehr aller wirksamen und freisinnigen Bestimmungen zu entkleiden. Es sollten nur die allgemeinen Grundzüge, nicht die Einzelheiten der Bundesverfassung jetzt geregelt werden, und Hardenberg gab der österreichischen Überredung die besten Stücke seines Werkes preis. Es wurde jetzt der sog. „konzertierte Entwurf" in zwölf Artikeln vereinbart, der in jedem Paragraphen Metternichs abschwächenden Einfluß erkennen ließ. Österreich und Preußen traten nach diesem Entwurf mit allen ihren vormals deutschen Ländern dem Bund bei, wodurch der Einfluß des Kaiserstaats und die Gefahr, den Bund zu lediglich österreichischen Interessen verwendet zu sehen, ungemein wachsen mußte. Anstatt des zweiköpfigen Direktoriums sollte Österreich allein den Vorsitz übernehmen; doch sollte das Direktorium des Bundes jetzt in eine bloß formelle Geschäftsleitung auslaufen. Die Volksrechte wurden sehr flüchtig und nichtssagend abgethan, die Regierungsrechte der Bundesglieder aber soweit geschont, als es nur irgend der Zweck des Bundes gestattete. Die Bundesglieder begaben sich des Rechts, sich einander zu bekriegen und unterwarfen ihre Streitigkeiten der richterlichen Entscheidung. Allianzen, Subsidienverträge, Kriege mit auswärtigen Mächten ohne Zustimmung des Bundes sollten nur denen gestattet sein, die auswärtige Besitzungen haben.

14. Okt. 1814. Scheitern der Pentarchie.

Mit diesem „konzertierten Entwurf" trat nun Metternich vor den Fünferausschuß. Allein den souveränen Staaten des Rheinbundes war auch dies noch viel zu viel Einheit und Freiheit. Die süddeutschen „Mächte" wollten weder das Kriegs-, Friedens- und Bündnisrecht gegenüber dem Ausland fahren lassen, an dem, wie Wrede erklärte, der „bayrische Nationalstolz" Gefallen trage, noch wollten sie von der Aufnahme von Volksrechten in die Verfassung oder vom Bundesgericht wissen. Gegen jede Schmälerung ihrer Souveränität erhoben sie unüberwindlichen Widerspruch; nur der Kreisverfassung, die den fünf königlichen Fürsten als Kreisobersten die militärische Führung in ihren Kreisen überantwortet hätte und damit der deutschen „Pentarchie" ein Mittel zur Unterdrückung der kleinern Staaten abgeben konnte, zeigten sie sich geneigt, freilich sollten den Großmächten nicht je zwei, sondern nur eine Stimme im Kreisobersteurat zufallen. Nicht nur die preußischen Staatsmänner erschöpften ihre Kraft in dem Kampf gegen die störrischen Souveränitäten des Rheinbundes, selbst Metternich sprach für ein Mindestmaß landständischer Rechte, sowie für ein gewisses Gesamtauftreten nach außen, und der hannöversche Bevollmächtigte, Graf Münster, erwarb sich durch eine energische

Erklärung, worin er das rheinbündische Staatsrecht des „Sultanismus" zurechtwies und die landständischen Freiheiten dem Despotismus entgegenhielt, einen ziemlich wohlfeilen Ruhm als Freiheitsfreund. Stein rief selbst die Verwendung des russischen Autokraten für das bescheidene Maß deutscher Einheit und Freiheit an. Alexander entsprach dieser Aufforderung, allein auch das hatte keinen Erfolg und es war beschämend genug, daß die Verhältnisse immer wieder dazu führten, den Zaren als Retter und Wohlthäter des befreiten Deutschland erscheinen zu lassen. Die Verhandlungen des Fünferausschusses kamen immer mehr ins Stocken; Württemberg erklärte endlich förmlich seinen Austritt und ergebnislos ging die „deutsche Pentarchie" auseinander. 16. Nov. 1814. Die polnisch-sächsische Frage war auch auf die Ordnung der deutschen Bundesverhältnisse von störendem Einfluß, indem sie die Eintracht der beiden Großmächte fortwährend durchbrach und die Stimmung verbitterte.

Der Anstoß, die deutsche Verfassungsfrage wieder in Fluß zu bringen, ging von einer Seite aus, von der man ihn nicht erwartete: von den Kleinstaaten. Schon längst hatten diese es als Unrecht und Schädigung empfunden, daß die Vereinbarung der Verfassung nur den Königreichen zustehen solle, daß nach den vorliegenden Entwürfen der „Pentarchie" durch das Institut der Kreisobersten ein unbilliger, die kleineren Herrschaften gefährdender Vorzug im künftigen Bund in Aussicht gestellt, daß die föderative Ordnung durch das Vordrängen der Königreiche beeinträchtigt war. In den Kreisen der „Kleinen" wirkten Diplomaten wie der nassauisch-niederländische Freiherr von Gagern und der weimarsche Minister von Gersdorff; aber auch Stein erkannte in diesen Bestrebungen eine wirksame Handhabe gegen die Schlaffheit der Großmächte wie gegen den übeln Willen der Mittelstaaten und wirkte durch Kapodistrias, damals den einflußreichsten Ratgeber des Zaren, auf Kaiser Alexander zu gunsten seiner deutschen Pläne. Die Denkschrift, die Kapodistrias zu Anfang des Jahres 1815 über die deutsche Frage veröffentlichte, entwickelte die Vorteile, welche durch die Wiederannahme der Kaiserwürde von seiten Österreichs für dieses selbst, wie für Deutschland erwüchsen, in einer Weise, die von der scharfen Auffassung der Verhältnisse durch den griechischen Staatsmann zeugte. Der Wunsch, die angemaßte Fünfherrschaft zu brechen, die Eifersucht gegen die Größern, führte diese gemischte Gesellschaft zusammen; allein es zeigte sich doch dabei wieder, daß die „Kleinen" ein weit geringeres Hindernis für eine nationale Verfassung waren als der schroffe Partikularismus der Mittelstaaten. Im Bewußtsein ihrer Ohnmacht wünschten viele ernstlich eine starke Reichsgewalt und waren zu patriotischen Opfern bereit. Neunundzwanzig souveräne Fürsten und freie Städte, an ihrer Spitze die zwei Hessen und Mecklenburg, übergaben den beiden Großmächten eine Note, 16. Nov. worin sie ihr Recht, an der Vereinbarung der Bundesverfassung teilzunehmen, hervorhoben, sich zu den nötigen Einschränkungen ihrer Souveränität bereit erklärten, an die Spitze des Bundes einen Kaiser „als deutscher Freiheit Ägide" begehrten und die Notwendigkeit landständischer Verfassungen anerkannten. Das Programm der Neunundzwanzig, die sich durch den Beitritt von Baden und den beiden Hohenzollern auf Zweiunddreißig erweiterten, strebte noch einmal ein hohes nationales Ziel an, das in den Beratungen des Fünferausschusses sich längst bis zur Unkenntlichkeit verflüchtigt hatte. Zunächst aber hatte es keine Wirkung. Die deutsche Kaiserfrage, die einheitliche Spitze des Bundes, für die sich Stein noch einmal erwärmte, tauchte jetzt für lange Zeit zum letztenmal auf; die Thatsache, daß in Deutschland zwei Großmächte von gleichem Anspruch sich gegenüberstanden, verwies das Kaisertum von vornherein in das Reich unerfüllbarer Träume. Von einem preußischen Kaisertum war ernstlich eigentlich nirgends die Rede, ebensowenig kam damals die Idee, den Bund ohne Österreich zu schließen, worin die Folgezeit die einzige Rettung in den deutschen

Intervention der Kleinstaaten und die Kaiserfrage.

Verfassungswirren erkannte, zum Durchbruch, wenn sie auch flüchtig auftauchte. Die großen Bedenken, die gegen ein österreichisches Kaisertum sprachen, brachten die kühlen preußischen Staatsmänner, namentlich Humboldt, in einer Denkschrift dem wärmeren und begeisterteren Stein gegenüber zur Geltung. In der Wiener Hofburg selbst stand man diesem Projekt mit viel Zurückhaltung gegenüber; schon in Teplitz, Chaumont und Paris hatten die beiden deutschen Großmächte sich verständigt, auf die Kaiserwürde nicht mehr zurückzukommen, den Staatenbund ohne Haupt zu lassen. Nachdem der Verfassungsausschuß gesprengt worden, geriet die deutsche Frage offiziell monatelang ganz ins Stocken und willkürliche luftige Projekte tummelten sich auf dem freien Boden.

Humboldtsche Entwürfe. Im folgenden Jahr erst wurde die Verfassungsfrage ernstlich wieder aufgenommen. Es wurde freilich mehr an die Arbeiten des Fünferausschusses angeknüpft, als an das patriotische Programm der „Kleinen". Doch hatte deren selbständiges Vorgehen wenigstens die Folge, daß ihr Anspruch, an den Verhandlungen teilzunehmen, anerkannt wurde. [10. Febr. 1815.] Im Februar legte Humboldt zwei neue sehr umfangreiche Verfassungsentwürfe vor, einen mit, einen ohne die Kreiseinteilung. Es war darin beantragt eine Bundesversammlung, bestehend aus einem ersten und einem zweiten Rat. Der erste Rat, aus den beiden leitenden Mächten und den Königen gebildet, hatte die vollziehende Gewalt, die Leitung und Vertretung des Bundes; der zweite Rat, aus allen Bundesgliedern bestehend, hatte mit dem andern gemeinsam die gesetzgebende Gewalt. In bezug auf das Bündnisrecht wurde dem partikularistischen Standpunkt ein Schritt weit entgegengekommen. Landständische Verfassungen und die freiheitlichen Grundrechte wurden gewährleistet, ein Bundesgericht eingesetzt. Das Bundesgericht, landständische Verfassungen und eine kraftvolle Kriegsgewalt waren als die Punkte bezeichnet, von denen man unter keinen Umständen abgehen dürfe. In diesen Stand der Verfassungsfrage fiel dann die Rückkehr Napoleons, und die drängende Unruhe, die angesichts dieses Ereignisses entstand, beschleunigte zwar den Abschluß der Angelegenheit, bewirkte aber auch, daß sie ungebührlich überhastet und nur auf die notdürftigsten Umrisse beschränkt wurde. Es war jetzt nur noch die Rede von den allernotwendigsten Grundlagen der Bundesverfassung, während der Ausbau auf eine spätere Zeit verschoben wurde. Auch die preußischen Staatsmänner schmolzen jetzt ihren letzten Entwurf wieder bis auf wenige Paragraphen ein, ohne freilich den Kern ihrer Vorschläge zu verändern.

Metternich-Wessenbergscher Entwurf. Unter allgemeiner Resignation, Abspannung und Ermüdung legte dann endlich Metternich, im wesentlichen auf Grund einer Arbeit des Ministers von Wessenberg, [7. Mai.] einen Entwurf vor, der sowohl an Freisinnigkeit hinsichtlich der innern staatsbürgerlichen Rechte, als an Wirksamkeit der Zentralgewalt weit hinter den preußischen Vorschlägen zurückblieb. Die Scheidung zwischen einer gesetzgebenden Bundesversammlung und einer engern vollziehenden Behörde wurde gestrichen; die Kompetenz der Bundesversammlung war ganz ins Ungewisse gestellt; die Einführung landständischer Verfassungen wurde nur ganz flüchtig erwähnt; die persönlichen Freiheitsrechte der Unterthanen waren wesentlich eingeschränkt, die Rechte der Mediatisierten dagegen aufs weitläufigste behandelt. Das Bundesgericht war abgeschwächt, der Artikel über das Recht der Verträge mit Auswärtigen näherte sich immer mehr dem partikularistischen Standpunkt; nur gegen den Bund und seine Mitglieder sollten sich deutsche Staaten nicht mit auswärtigen verbinden. Diesen höchst ungenügenden Entwurf unterbreitete Metternich den preußischen Bevollmächtigten sowie dem Grafen Münster und stieß damit auf keinen nachhaltigen Widerstand mehr. Die Verschmelzung des preußischen und des österreichischen Entwurfs fiel ganz zu gunsten des letztern aus. Nur wurde jetzt wieder eine Scheidung in einen engern Rat der Bundesversammlung von fünfzehn

Stimmen und in das gesetzgebende Bundesplenum vorgenommen. Über die Dürftigkeit der allgemeinen Grundzüge tröstete man sich mit der Bestimmung, daß das erste Geschäft der Bundesversammlung die Abfassung der Grundgesetze und die organische Einrichtung des Bundes sein solle.

Auf Grund dieses Entwurfs beriet nun die allgemeine Konferenz der deutschen Bevollmächtigten und brachte selbst an einem so dürftigen Werk noch einige Abschwächungen an. Bayern ließ noch bis in die letzte Stunde seinen Beitritt zweifelhaft; denn von dem Grundsatz, daß kraft der Allianzverträge die ehemaligen Rheinbundstaaten verpflichtet seien, sich den gemeinsamen Ordnungen zu fügen, war man längst zurückgekommen. Statt dessen machten eine Reihe von Staaten ihren Beitritt von dem Vorbehalt abhängig, daß der Bund ganz Deutschland umfasse, und stellten damit das Gelingen einer Bundesverfassung in das Belieben einiger übelwollenden Genossen. Bei Thoresschluß war es noch einmal in Frage gestellt, ob überhaupt ein Bund zustandekommen werde. Der bayrische Gesandte, Graf Rechberg, trat noch einmal mit neuen Forderungen auf: er verlangte, daß das Bundesgericht, der Schlußstein des deutschen Rechtsgebäudes, und der Artikel, der eine gemeinsame Verfassung für die katholische Kirche Deutschlands verhieß, gestrichen würden. Und auch das wurde, um nur überhaupt etwas zustandezubringen, zugestanden. Anstatt einer nationalen Neugestaltung der katholischen Kirchenverhältnisse wurde nur der allgemeine Satz aufgestellt, daß die Verschiedenheit der christlichen Religionsparteien keinen Unterschied im Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte begründen könne. Ferner wurde die Verpflichtung, daß in jedem Bundesstaat eine landständische Verfassung stattfinden „soll“, in die mildere Fassung, eine solche „wird“ stattfinden, gekleidet, ein zu nichts verbindender und darum sehr verhängnisvoller Ausdruck. Und endlich wurde die jede Fortentwickelung des Bundes hemmende Bestimmung durchgesetzt, daß, wo es auf Annahme oder Abänderung der Grundgesetze und auf organische Bundeseinrichtungen, auf Rechte einzelner und Religionsangelegenheiten ankomme, kein Beschluß durch Mehrheit gefaßt werden könne. Dies „Liberum veto“, welches die Bundesverfassung tödlicher Erstarrung preisgeben mußte, war das erste Lebenszeichen des wiederhergestellten Königreichs Sachsen. Auf den 1. September 1815 wurde die erste Bundesversammlung unter Österreichs Vorsitz angeordnet. Am 8. Juni kam die Bundesakte zum Abschluß und wurde als Bestandteil der Wiener Kongreßakte unter den Schutz der europäischen Mächte gestellt. „So war denn das Gewebe deutscher verfassungsbildender Staatskunst bis auf den ersten Faden aufgetrennt, nämlich bis auf jenen, den Stein einwob, als er die deutsche Sache dem Einfluß des Auslandes zu entheben wußte.“ Württemberg und Baden, die den letzten Beratungen ferngeblieben, erklärten ihren Beitritt später, dieses am 26. Juli, jenes am 1. September. Im Jahr 1817 wurde nachträglich noch Hessen-Homburg aufgenommen. Die herkömmlichen Proteste zurückgesetzter ehemaliger Reichsstände und des päpstlichen Legaten fehlten auch diesem Aktenstück nicht.

Abschluß des Bundes. 23. Mai bis 10. Juni 1815. — 8. Juni.

Die Zahl der Bundesstaaten betrug 39: Ein Kaiserreich (Österreich); fünf Königreiche (Preußen, Bayern, Hannover, Sachsen, Württemberg); ein Kurfürstentum (Hessen-Kassel); sieben Großherzogtümer (Baden, Hessen-Darmstadt, Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, Sachsen-Weimar, Luxemburg, Oldenburg); zehn Herzogtümer (vier sächsische: Meiningen, Koburg, Gotha, Altenburg; drei anhaltische: Dessau, Köthen, Bernburg; Nassau, Braunschweig, Holstein); zehn Fürstentümer (zwei Hohenzollern, zwei Schwarzburg, zwei Reuß, zwei Lippe, Waldeck, Liechtenstein); die Landgrafschaft Hessen-Homburg und vier freie Städte (Frankfurt, Hamburg, Bremen, Lübeck). Im Lauf der Zeit verminderte sich die Zahl der Mitglieder

Die Glieder des Bundes und der Bundestag.

durch Ländervereinigungen auf 35. Dem Bund gehörten die beiden deutschen Großmächte nur mit einem Teil ihres Gebiets an, das transleithanische Österreich und die Provinzen Preußen und Posen standen außerhalb, dagegen waren auch die Könige der Niederlande und von Dänemark für ihre deutschen Besitzungen, jener für Luxemburg und Limburg, dieser für Holstein und Lauenburg, Mitglieder des Bundes. Das Organ der Bundesgewalt war der Bundestag, der in der freien Stadt Frankfurt seinen Sitz hatte, ein beständiger Kongreß von Bevollmächtigten der Bundesglieder, der entweder in einem engern Rat oder im Plenum Beschluß faßte. Der engere Rat, welcher siebzehn Stimmen (elf Virilstimmen der größern Bundesstaaten und sechs Kuriatstimmen der vereinigten kleinern) zählte, war die regelmäßige Form der Beschlußfassung; bei bestimmten wichtigeren Angelegenheiten, namentlich der Entscheidung über organische Bundeseinrichtungen, der Abfassung von Grundgesetzen, hatte das Plenum zu beschließen, und zwar in den meisten Fällen durch Stimmeneinhelligkeit. Das Plenum zählte neunundsechzig, später sechsundsechzig Stimmen, indem die Zahl der Stimmen der einzelnen Bundesstaaten je nach der Größe zwischen eins und vier wechselte. Den Vorsitz in der Bundesversammlung, die Geschäftsleitung und Vertretung nach außen führte Österreich. Das Bundesgericht war zu einer Bundesausträgalinstanz zusammengeschrumpft, welche in der alten reichsrechtlichen Form der Austräge Streitigkeiten von Bundesgliedern unter sich zu schlichten hatte.

Zur Beurteilung der Bundesverfassung. Es dauerte fast anderthalb Jahre, bis das verfassungsmäßige Organ des Deutschen Bundes ins Leben trat. Erst am 5. November 1816 fand die Eröffnung des Bundestags unter dem Vorsitz des österreichischen Gesandten, Grafen Buol-Schauenstein, statt. Es gab sich wirklich anfangs ein besserer Geist kund, als man nach den Vorgängen auf dem Wiener Kongreß hätte erwarten sollen, ein gewisses Streben, den nationalen und volkstümlichen Forderungen wenigstens in bescheidenen Grenzen entgegenzukommen. Allein die Reaktion brach früh genug herein, die Zeit, da der Bundestag seine Aufgabe nicht im Ausbau der Grundgesetze erblickte, sondern in der Unterdrückung aller Volksfreiheiten und liberalen Bestrebungen. Wenige Jahre, und der Geist der Karlsbader Beschlüsse schwebte über den weitern Lebensäußerungen des Frankfurter Bundestags. Weder für die materiellen noch für die geistigen Interessen der Nation hat der Bund als solcher etwas gethan. Wenn der Zweck des deutschen Staatenbundes, wie er in der Bundesakte angegeben war: Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Deutschlands, sowie der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen deutschen Staaten, einigermaßen erreicht wurde, so kam es nur von der Erschöpfung und Ruhebedürftigkeit Europas her, welche für längere Zeit äußere Verwickelungen verhütete. Andernfalls hätte sich der Grundsatz, daß Deutschland dem Ausland gegenüber eine Gesamtmacht sei, ebenso sehr als trauriger Wahn erwiesen, wie die Meinung, der Bund könne sich in einer Weise entwickeln, die den nationalen Anforderungen, den wirtschaftlichen und geistigen Interessen des deutschen Volks auch nur in bescheidenem Maß entspräche. Das Beste an dem Werk war noch, daß es die norddeutsche Großmacht, auf welcher die nationale Zukunft beruhte, wenig in ihrer freien Bewegung und Entwickelung hinderte. In dem Urteil über die deutsche Bundesverfassung ist die öffentliche

Meinung, die Geschichtschreibung und Publizistik von Anfang an einig gewesen, und es lautete ziemlich übereinstimmend so, wie es H. v. Treitschke in seiner deutschen Geschichte in den folgenden Worten zusammenfaßt:

„Die Bundesakte ist die unwürdigste Verfassung, welche je einem großen Kulturvolk von eingebornen Herrschern auferlegt ward, ein Werk, in mancher Hinsicht noch kläglicher als das Gebäude des alten Reichs in den Jahrhunderten des Niedergangs. Ihr fehlte jene Majestät der historischen Größe, die das Reich der Ottonen noch im Verfall umschwebte. Blank und neu stieg dies politische Gebilde aus der Grube, das Werk einer kurzlebigen, in sich selbst verliebten Diplomatie, die aller Erinnerungen des eignen Volks vergessen hatte; kein Rost der Jahrhunderte verhüllte die dürftige Häßlichkeit der Formen. Von Kaiser und Reich sang und sagte das Volk, bei dem Namen des Deutschen Bundes hat niemals ein deutsches Herz höher geschlagen. Das alte Reichsrecht sprach doch noch von einer deutschen Nation; die Vorstellung mindestens, daß alle Deutschen ihrem Kaiser treu, hold und gewärtig seien, war niemals ganz verschwunden. Die neue Bundesakte wußte gar nichts mehr von einem deutschen Volk; sie kannte nur Bayern, Waldecker, Schwarzburg-Sondershausener, Unterthanen jener deutschen Fürsten, welche nach Gefallen zu einem völkerrechtlichen Verein zusammengetreten waren. — Die Nation nahm das traurige Werk mit unheimlicher Kälte auf. Wer überhaupt davon redete, sprach seine grimmige Entrüstung aus. Die wenigen Artikel über Volksrechte, an denen der öffentlichen Meinung zumeist gelegen war, enthielten so leere, so windige Versprechungen, daß sogar diese gutherzige Nation anfangen mußte an den bösen Willen ihrer Machthaber zu glauben. Wie sonderbar nahm sich neben den unbestimmten Phrasen über Preßfreiheit, Handelsfreiheit, Landstände die genaue Aufzählung der Privilegien der Mediatisierten und der Thurn- und Taxisschen Postrechte aus! Und zu alledem das Kläglichste: die Bundesakte war gar keine Verfassung, sondern enthielt nur die niemals ausgeführten Grundzüge eines künftigen Bundesrechts."

3. Napoleons Wiederkunft. Das restaurierte Italien und Murats Schilderhebung.

In die Staatsaktionen und Diplomatenkünste, welche in Wien abgespielt wurden, flog die Kunde von Napoleons Landung an der Südküste Frankreichs wie eine feurige Bombe und setzte alle Gemüter in leidenschaftliche Bewegung. Gleich einem Gespensterzug am hellen Mittag zog noch einmal die Napoleonische Kaiserherrlichkeit über den Schauplatz und gab das Zeichen zu blutigem neuem Krieg. Als der Imperator die Fehlgriffe der Bourbons erkannte, als er vernahm, daß man den Emigranten ihre Güter zurückgeben wollte, „weil sie auf der geraden Bahn gewandelt", als er von Fouché, Davoust, Carnot, Maret, der Herzogin von St.-Leu und andern seiner Anhänger, die mit ihm in ununterbrochenem Verkehr standen, über die Stimmung des Volks unterrichtet wurde, da beschloß er abermals seinem Glücksstern zu vertrauen. In Wien war in den hohen Diplomatenkreisen längst die Ahnung aufgestiegen, daß man thöricht gehandelt habe, einen Mann von so rastlosem Ehrgeiz in die Nähe zweier aufgeregten Länder mit souveräner Freiheit zu versetzen; man überlegte, ob es nicht

Von Elba nach Cannes.

zweckmäßig und ratsam sei, ihn nach einem ferneren Ort zu verweisen, wobei man jetzt schon St. Helena nannte. Napoleon war von allem unterrichtet. Auf dem Wiener Kongreß war eine tiefe Spaltung eingerissen; in Paris wiegten sich Royalisten und Hof in der Sicherheit ihrer Triumphe; in Frankreich und Italien war Gärung und Unzufriedenheit. Gründe genug für den ehrsüchtigen Mann, abermals die Napoleonische Fahne aufzupflanzen, noch einmal einen kühnen Entschluß auszuführen, wie vor fünfzehn Jahren, als er seine Rückkehr aus Ägypten ins Werk setzte. So wurde denn das ungeheure Abenteuer unternommen. Mit neunhundert Mann seiner Getreuen landete der entthronte Imperator bei Cannes, durch mehrere klug berechnete und rasch verbreitete Proklamationen, in denen er dem Volk den Fortbesitz seines Eigentums und aller durch die Revolution erworbenen Vorteile, dem Soldaten Kriegsruhm und die Trikolore, dem gebildeten Bürgerstand eine den Forderungen der Zeit angemessene Verfassung und Regierungsweise verhieß, gewann er sich schnell aller Herzen. In der ersten Proklamation, die er noch auf dem Schiffe entwarf, erinnerte er die Franzosen daran, daß Frankreich seit fünfundzwanzig Jahren neue Interessen, neue Einrichtungen, einen neuen Ruhm habe, die nur eine Dynastie, entsprungen unter den neuen Umständen, sichern könne. Gerührt von den Klagen der Franzosen, die er auf seinem Felsen vernommen, komme er, ihnen die Regierung ihrer Wahl, die einzig legitime, wiederzubringen.

1. März 1815.

Napoleon in Frankreich und die Bourbonen.

Pomphaft verkündete Napoleon nach seiner Landung, daß sein Adler von Turm zu Turm bis Notre Dame fliegen werde, und diese vermessene Weissagung erfüllte er in einem Triumphzug, in welchem sich ihm das Heer und das Landvolk wie in einem Rausch der Erlösung an die Fersen hing. Überall prangte wieder die dreifarbige Kokarde; die zu seiner Bekämpfung ausgeschickten Truppen gingen scharenweise zu ihm über; die Bürger von Grenoble schlugen die Thore ein, als er in ihre Nähe kam, und der Oberst Labedoyère, ein junger heißblütiger Enthusiast, führte ihm die Besatzung zu. Die kühne That Napoleons „versöhnte mit ihrem Zauber damals selbst viele Feinde, riß die Rohesten hin und erfüllte einzelne und Massen mit jenem Taumel der Begeisterung, der die Menschen jedesmal erfaßt, wenn sie durch ein glänzendes Ereignis aus der Hinzehrung über beschämenden Zuständen aufgerüttelt werden". Die alte stolze Kaiserzeit stieg noch einmal aus dem Grabe auf und bezauberte die Gemüter wie ein Traum oder ein phantastisches Märchen. Umsonst eilte Artois, begleitet von Orleans und Macdonald, nach Lyon und suchte durch Vertraulichkeit die Soldaten zu gewinnen. Der Ruf: Es lebe der Kaiser! schallte ihm entgegen. Ebenso erfolglos waren die Bemühungen Angoulêmes und seiner Gemahlin im Süden, in Languedoc, Bordeaux u. a. O. Und als auch Ney, der sich vermessen hatte, den Usurpator gefesselt nach Paris zu bringen, zu dem frühern Waffengenossen überging, als sich Soult, Masséna, Augereau, die sich vorher so eifrig an die neuen Herren herangedrängt hatten, für ihn erklärten und unter allen

7. März.

13. März.

Ständen eine Begeisterung laut wurde, wie in den schönsten Tagen der vergangenen Siegeszeit, da erkannten die Bourbons, daß ihr Thron auf der Asche eines Vulkans stehe, und verließen ratlos und bestürzt zum zweitenmal den heimatlichen Boden. Ein verspäteter Versuch, durch schnelles Einlenken in volkstümliche Bahnen und freiheitliche Richtungen die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, konnte keinen Erfolg mehr haben. Noch niemals hatte die Welt einen so plötzlichen Umschlag der politischen Meinungen und Stimmungen erlebt. Die Pariser Zeitungen wechselten über Nacht ihre Ansicht und Haltung. Es war die volle Wahrheit, was Napoleon an seine Gesandten schrieb: Der Kaiser hat sich gezeigt und die königliche Regierung besteht nicht mehr. Ludwig XVIII. nahm mit wenigen Getreuen seine Residenz in Gent, indes Napoleon am 30. März in die Tuilerien einzog und ein Ministerium bestellte, das größtenteils aus Männern der Revolutionszeit, wie Carnot, Maret (Bassano), Fouché, Davoust, Caulaincourt, Cambacérès zusammengesetzt war. Durch öffentliche Erklärungen, daß er in Zukunft die Kriegs- und Eroberungspolitik aufgeben, in das konstitutionelle System eintreten und den Frieden von Paris anerkennen werde, suchte er die bürgerlichen Klassen zu gewinnen und die auswärtigen Mächte zu beruhigen. Aber die Häupter der Verbündeten, die jetzt die Allianz erneuerten, schenkten diesen Friedensversicherungen wenig Glauben. Napoleons Kuriere wurden zurückgewiesen oder festgenommen und die Achtserklärung gegen ihn erlassen. Auch wanderten viele Männer von Namen aufs neue über die Grenze. Berthier, Fürst von Neuchatel, den Ludwig zum Pair erhoben und in seiner Würde als Marschall bestätigt hatte, begab sich zu seinem Schwiegervater nach Bamberg. Aber die aufregenden Eindrücke der erschütternden Wechselfälle wirkten auf seinen schwankenden Charakter so mächtig ein, daß er in Geisteszerrüttung verfiel und sich durch einen Sturz vom Balkon des Bamberger Schlosses selbst den Tod gab.

20. März 1815. *1. Juni.*

Das konstitutionelle Kaisertum.

Die **Herrschaft der hundert Tage** begann unter glücklichen Vorzeichen für Napoleon, und eine neue Revolution in andrer Gestalt schien Europa zu bedrohen. Schon bildeten sich wieder die Klubs und boten dem Kaiser ihre starken Arme. Schon schallten die Gesänge der Revolutionszeit wieder, die Arbeiter in Paris verlangten Waffen, patriotische Verbindungen traten ins Leben. Lucian Bonaparte, der nach längerem Aufenthalt in England und Italien sich wieder in Paris eingefunden, gab dem Bruder den Rat, einen Volkskrieg mit demokratischen Waffen zu organisieren, als Konsul oder Diktator dem Ausland gegenüberzutreten, sich auf die revolutionären Kräfte zu stützen. Aber Napoleon hatte seine Abneigung gegen Volksbewegungen und Jakobinertum noch nicht abgelegt; auch er hatte nichts gelernt und nichts vergessen. Er war düster und zerstreut in dieser ganzen Zeit und hatte das Selbstvertrauen und das Gefühl des Gelingens verloren, die im Anfang seiner Laufbahn seiner Seele die Schwungkraft verliehen. Er haßte und fürchtete die Freiheit der Straße. Ebensowenig

konnte er seine Vorurteile und seine Abneigung gegen die Redefreiheit der Tribüne, gegen die Selbstthätigkeit einer Nationalversammlung überwinden. Mochte er es auch anfangs über sich gewinnen, durch Gewährung der Preßfreiheit, durch Begründung eines selbständigen Gemeindelebens, durch Zusicherung einer konstitutionellen Staatsform dem Zeitgeist einige Huldigung zu bringen, so erkannte man doch leicht, daß es ihm nicht Ernst damit sei, daß er nicht aufrichtig auf das parlamentarische Staatswesen, auf die Selbstbestimmung des Volks eingehe, daß sein despotischer Geist noch ungebrochen sei. Der Kaiserthron mit seinem Glanz und seinem Reichsadel sollte wieder erstehen. Dem widerstrebten aber die gebildeten Mittelklassen des Volks. Sie fanden für ihre demokratischen und konstitutionellen Bestrebungen weder in der am 22. April veröffentlichten Zusatzakte zu der Reichsverfassung, welche eine gewählte Volksvertretung, Preßfreiheit, Petitionsrecht, Beschränkung der militärischen Gerichts-
1. Juni 1815. barkeit gewährte, noch in dem Schaufest des Maifeldes, wo diese beschworen wurde, genügende Befriedigung. Sie erkannten, daß mit diesem Zurückgreifen auf eine uralte Sitte aus der Zeit der Karolinger nur der Zweck erreicht werden sollte, dem neuen konstitutionellen Kaisertum in den Augen der verbündeten Souveräne den Schein einer Volksabstimmung zu geben. Sie sehnten sich überdies nach Frieden und ruhigem Erwerb, und die Versicherungen des Kaisers, daß er auf kriegerischen Ehrgeiz verzichtet habe, fanden nirgends, weder in Frankreich noch auswärts, Glauben. So blieb dem Imperator zu seinem unbedingten Anhang nichts als das Heer und ein Teil des niedern Volks. Trotzdem wurde das konstitutionelle Kaisertum mit allem Glanz eingeweiht. Ganz Paris war in Bewegung, um das Marsfeld für die Feier der neuen Konstitutionsära würdig herzurichten; am Hofe wurde mit anderm Pomp auch der Mantel mit den goldenen Bienen herbeigebracht, der als ein uraltes Zeichen französischen Königtums gelten sollte, da die Wappenkundigen Napoleons die Lanzenspitzen im Grabe des Merowingerkönigs Chilperich, aus denen später die Bourbonschen Lilien hervorgegangen waren, für Bienen ansahen. Bei der Abstimmung erklärten sich $1^1/_4$ Millionen Stimmen für die Zusatzakte und das neue konstitutionelle Kaisertum.

Stimmung auf dem Wiener Kongreß. Napoleons Triumphzug und die Flucht der Bourbonen drohten auf dem Fürstenkongreß zu Wien den Grundsatz der Legitimität zu erschüttern. Sollte Europa abermals seine Kräfte aufbieten, um einer von der Nation verworfenen Königsfamilie einen Thron zu erkämpfen, den sie nicht zu wahren vermochte? Österreich und Rußland schienen nicht abgeneigt, mit Napoleon, der sich an die Bestimmungen des Pariser Friedens zu halten und die Ruhe Europas nicht ferner zu gefährden versprach, aufs neue zu verhandeln, und entweder ihn selbst oder seinen Sohn im Besitz des errungenen Thrones zu lassen. Da brachte Murats Unbesonnenheit, die den kaum geschaffenen Bau des europäischen Staatensystems von neuem umzustürzen drohte, und Talleyrands diplomatische Thätigkeit der Legitimitätslehre abermals den Sieg.

Murat hatte nach dem russischen Feldzug, auf dem er sich durch Mut und Tapferkeit rühmlich hervorgethan, eigenmächtig das Heer verlassen und war nach Neapel zurückgekehrt. An seiner Stelle hatte Eugen Beauharnais den Oberbefehl über die französisch-italienische Heerabteilung der großen Armee erhalten. König Joachim fühlte sich von seinem Schwager zurückgesetzt: Er bemerkte mit Neid und Eifersucht, daß der Vizekönig von Italien bevorzugt ward; er ertrug es unwillig, daß der Kaiser ihn wie einen Vasallen behandelte, während der Stiefsohn, der doch nur Statthalter war, gleich einem Souverän über ein großes Land und ein unterwürfiges Volk gebot; es verdroß ihn, daß der Kaiser seinem Erbprinzen den Titel „König von Rom" beilegte, worin die Absicht verborgen zu liegen schien, daß er die Apenninische Halbinsel samt den Inseln zu einem einheitlichen Königreich mit der Hauptstadt Rom vereinigen und zu einer „Sekundogenitur" seiner Dynastie erheben wolle, eine Befürchtung, die nicht ohne Grund war. Dabei war Murat eifersüchtig auf seine eigne Gemahlin, die dem Bruder mehr Ergebenheit zeigte als dem Gatten und unter Napoleons Schirm das Regiment in Neapel führte. Dieses gespannte Verhältnis zwischen dem Kaiser und dem König Joachim hatte sich durch des letztern Entfernung von der Armee noch verschlimmert. Napoleon war über die Fahnenflucht des Schwagers so erzürnt, daß er drohte ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen. Freunde vermittelten jedoch den Zwist und Murat kämpfte bei Leipzig unter der kaiserlichen Fahne. Nach dem Verlust dieser Schlacht kehrte er abermals über die Alpen zurück. Anstatt aber mit Beauharnais, der nur mühsam das französische Oberitalien gegen die von Osten und Norden vordringenden österreichischen Heere zu behaupten vermochte, sich zur Verteidigung der Halbinsel zu vereinigen, knüpfte er mit den Engländern und Österreichern Unterhandlungen an. Er hoffte als Preis seines Abfalls von der Sache seines kaiserlichen Schwagers und Herrn die Länder südwärts des Po als Königreich zu erlangen. Denn die Idee eines einheitlichen Italiens war unter der Bonapartischen Herrschaft in die Herzen des Volks gedrungen, war durch das kameradschaftliche Zusammenleben der wehrhaften Jugend aller Landschaften unter Napoleons siegreichem Banner genährt worden und wurde durch den Geheimbund der Carbonari im stillen fortgepflanzt. Wer war mehr geeignet, diese den Italienern teuere Idee zu verwirklichen als der streitbare Kriegsfürst, wenn er in den Augen der Nation als der Erbe der Bonapartisch-italienischen Imperatorenherrschaft auftrat und zugleich von den Alliierten, die damals die Geschicke der Welt flochten, als Waffengenosse und Verbündeter aufgenommen ward? In der That wurde, nachdem die Verhandlungen mit Lord Bentinck gescheitert waren, zwischen Neapel und Österreich eine Konvention geschlossen, in welcher Murat sich verpflichtete, sein Heer mit den kaiserlichen Truppen zu gemeinsamer Aktion wider Eugen Beauharnais zu vereinigen, die Wiener Regierung dem König dafür den Fortbesitz seines Landes gewährleistete, ja sogar in einem geheimen Artikel als Entschädigung für seine

Die Lage in Italien und Murats Haltung.

11. Jan. 1814.

Ansprüche auf Sizilien die Vergrößerung des Königreichs Neapel durch Teile des Kirchenstaats verhieß und die Anerkennung dieses Abkommens durch die Verbündeten zu vermitteln versprach. Während Beauharnais, der allen Lockungen zum Abfall ehrenhaft widerstand und dem großen Imperator auch im Niedergange von dessen Stern die Treue bewahrte, mit seinem kleinen französisch-italienischen Heer der österreichischen Übermacht unter General Bellegarde bei Vallegio
8. Febr. 1814. am Mincio ruhmvollen Widerstand leistete, zog Murat zur Belagerung Anconas und der Engelsburg in Rom aus und ließ dann seine Truppen nach dem Po vorrücken, dessen rechtes Ufer der Vizekönig dem General Grenier zur Verteidigung überwiesen hatte. Aber König Joachim empfand bald mit innerm Schmerz das Unnatürliche seiner Lage; er führte den Krieg lau und ohne Energie und kam mit sich selbst in Zwiespalt; er machte dem Vizekönig insgeheim Teilungs-
März. vorschläge; der Friede seiner Seele war dahin und der Argwohn seiner Feinde wach. Die Engländer trauten ihm nicht und arbeiteten für den Bourbonschen König. Seine Stellung wurde noch bedenklicher, als mit der Abdankung Napoleons auch die Bonapartischen Klientelstaaten in Italien zusammenstürzten. Die Österreicher zogen in Venedig, in Mantua, in Mailand ein, nachdem die
April. französischen Truppen unter Beauharnais über die westlichen Alpenpässe in die Heimat zurückgekehrt waren. Das Gerücht, Kaiser Alexander wolle ein unabhängiges Königreich Italien unter Eugen gründen, wenn das Volk sich dafür ausspreche, führte Kundgebungen im Sinn der Restauration wie in Paris herbei. In der Hauptstadt der Lombardei erhob sich eine partikularistische franzosenfeindliche Partei; auf Anregung von Geistlichen und mißvergnügten Adligen entstanden Volkstumulte, wobei der Finanzminister Prina, der Urheber des verhaßten Stempelpapiers, zuerst mißhandelt, dann ermordet ward. Darauf wurde eine provisorische Regierung eingesetzt, an ihrer Spitze der österreichische
14. Mai. General Bellegarde. Dieser machte durch ein Manifest bekannt, daß im Pariser Frieden der Po und der Tessin als die Grenzen Österreichs bestimmt worden. Damit war die stolzeste Schöpfung Napoleons aufgelöst und zugleich der Unabhängigkeitstraum der Lombardei zerstört, mit dem sich einige Patrioten, unter ihnen der Dichter Foscolo und Graf Confalonieri getragen. In Genua stellte Lord Bentinck die alte Republik unter Englands Schutz her, eine provisorische Ordnung, die keinen Bestand haben sollte. König Viktor Emanuel kehrte von
20. Mai. Cagliari nach Turin zurück, von einer erbitterten Hofdienerschaft zur Rache entflammt für sein zwölfjähriges Martyrium. Im lombardisch-venetianischen Königreich wurden alle Einrichtungen der Napoleonischen Zeit und alle nationalen Kundgebungen planmäßig unterdrückt und verfolgt. Die Lombarden sollten sich nur noch als Österreicher fühlen. Ebenso rasch entschied sich das Schicksal des mittlern Italiens: die Länder zwischen Po und Apenninen wurden einstweilen von Österreich in Besitz genommen, um dann Gliedern der Habsburger Dynastie verliehen zu werden. Nach Toscana kehrte der ehemalige Groß-

herzog Ferdinand zurück, nachdem die Neapolitaner das Land geräumt hatten. Der Kirchenstaat wurde samt den Marken dem Papst zurückerstattet zum Verdruß Metternichs, der das römische Gebiet für Österreich gewinnen wollte.

Diese Wechselfälle machten auf Murat einen überwältigenden Eindruck. Die begeisterte Aufnahme des rückkehrenden Papstes durch die Römer benahm ihm die Hoffnung, daß seine Volksbeliebtheit für die Verbündeten ein Beweggrund für seine Anerkennung sein möchte. Seinem geraden militärischen Sinn widerstrebte der im Augenblick der Aufwallung, Mißstimmung und selbstsüchtiger Regungen vollführte Verrat an der gemeinschaftlichen Sache. Ein Manifest Bellegardes, das den Italienern verkündigte, es sei die Absicht der Verbündeten, soviel als möglich in der Halbinsel wieder die Zustände zurückzuführen, wie sie vor Napoleons Eindringen gewesen, ließ vollends das Traumbild eines italienischen Königtums zerrinnen. Murat hielt mit seiner Mitwirkung bei den Ausgleichungs- und Restaurationsversuchen zurück; mit Napoleon auf Elba wurde das gute Einvernehmen hergestellt und unter Vermittelung von Pauline Borghese Versöhnung gestiftet; im Schloß zu Neapel sah man Leute ein- und ausgehen, die den Gesandten der Mächte verdächtig und unheimlich waren. Durch diese zweideutige Haltung steigerte Murat das Mißtrauen der Verbündeten. Beim Wiener Kongreß, wo insbesondere Talleyrand dem „Menschen, der sich König von Neapel nennt", feindselig entgegentrat, wurden seine Gesandten nicht zugelassen; der Papst versagte ihm die Anerkennung; Ferdinand von Sizilien verlangte sein Erbland und wurde dabei von den Engländern unterstützt. Murats Aussichten auf Erhaltung seiner neapolitanischen Königskrone verdüsterten sich immer mehr. Er wußte aus vertrauten Mitteilungen, daß Napoleon entschlossen sei, seinen Glücksstern noch einmal zu erproben; und auch er faßte den Entschluß, wie einst am 18. Brumaire, seine Zukunft an die des Schwagers zu knüpfen. Durch Festlichkeiten und Zerstreuungen suchte man die argwöhnischen Blicke der fremden Gesandten von dem regen Leben und Treiben am Hof abzulenken, durch den Schein der Unbefangenheit und Zuversicht die eigne innere Bewegung zu verbergen. Da trafen in Neapel die Botschaften ein von der Abfahrt Napoleons von Elba, von seiner Landung an der Küste der Provence, von seinem Siegeszug nach Paris. Diese aufregenden Nachrichten zerrissen vollends den Bann, der auf Murats Seele lastete, sie wurden für ihn das Zeichen zu einem Abfall von den Verbündeten, zu einer neuen Schilderhebung für die Bonapartische Politik. Es war nur Trug und Täuschung, wenn er Kuriere an die Höfe von Österreich und England absandte, mit der Erklärung, er werde treu zu den Bündnissen stehen. In seinem Innern hegte er andre Gedanken. Umsonst warnte ihn Napoleon von Auxerre aus vor übereilten Schritten: wie einst die Königin Karoline konnte er nicht abwarten, wie sich die Dinge gestalten würden. Er wollte mitwirken an der Herstellung des Imperiums und zugleich für sich selbst eine mächtigere Krone erwerben, als die, welche er bisher getragen.

Murats Schilderhebung. 24. Mai 1814.

Murats Niederlage und Flucht.

Der Reiterfürst verkannte sehr die veränderte Zeitlage, als er mit neapolitanischen Truppen, deren Stärke nicht viel über dreißigtausend Mann betrug, nach dem Kirchenstaat vorrückte, den Papst, der ihm den Durchzug nicht gestattete, zur Flucht nach Florenz und von da nach Genua zwang, und seinen Kampf 31. März 1815. gegen Österreich mit einem Manifest eröffnete, worin er die Völker Italiens zu den Waffen rief, um unter seiner Führung die Freiheit und Einheit des Apenninenlandes zu begründen, im Gegensatz zu den verderblichen, die Unabhängigkeit gefährdenden Kongreßplänen ein konstitutionelles Königreich aufzurichten. In Wien wird man sich in den Hofkreisen im stillen über die Kriegserklärung Neapels gefreut haben. Der Vertrag mit Joachim war für Österreich eine Verlegenheit; jetzt wurde man davon befreit. Mochten auch die neapolitanischen Truppen unter Murats tapferer Führung im Augenblick der Überraschung einige Waffenerfolge erzielen, Rimini, Ravenna, Bologna, Ferrara besetzen, so änderte sich bald die Lage, als die österreichischen Feldherren Neipperg, Bianchi und Frimont ihre Heerabteilungen vereinigten und mit überlegenen Streitkräften dem Feind entgegenrückten. Murat räumte die Legationen, und als er von Ancona aus in sein Königreich zurückkehren wollte, versperrten ihm die Gegner bei Tolentino, wo einst Bonaparte im Aufgang seines Glückssterns dem Papst den ungünstigen Frieden auferlegt hatte, den Weg und zwangen ihn 2. 3. Mai. zur Schlacht. Das zweitägige Treffen bei Tolentino, wo nach der Versicherung Collettas, der als Leiter des Geniewesens den gegen seinen Rat unternommenen Feldzug mitmachte, im mutigen Kampf viel Blut unnütz vergossen ward, entschied wider Murat. Sein Heer löste sich in den nächsten Tagen auf bis auf einige kleine Reste unter General Carrascosa. König Joachim selbst begab sich nach Neapel, um Mittel und Wege zur Rettung zu suchen oder seine Abreise vorzubereiten. Umsonst versuchte er mit dem Feind Unterhandlungen anzuknüpfen: Neipperg wies seine Anträge zurück und nötigte Carrascosa zu der 22. Mai. Konvention von Casalanza, durch welche die Hauptstadt und alle Festungen des Landes den Verbündeten übergeben wurden. Zwei Tage zuvor hatte sich Murat mit einigen Getreuen auf einem kleinen Fahrzeug eingeschifft, um über Ischia nach dem südlichen Frankreich sich zu begeben. Während er als Flüchtling nach derselben provençalischen Küste segelte, wo einige Wochen zuvor Na- 23. Mai. poleon gelandet war, zogen die Österreicher und mit ihnen Prinz Leopold von Bourbon in Neapel ein und gaben den erledigten Thron dem frühern Besitzer Ferdinand von Sizilien zurück.

Die Restauration wurde mit Volksfesten und Freudenfeuern verherrlicht. Man jubelte der Friedensära entgegen, die nun eintreten würde. Mit ihr kehrte aber auch die alte Knechtschaft zurück. Bald kam König Ferdinand selbst aus Palermo herüber. Fünfzig Tage nach dem Tod der Königin Karoline in Wien hatte er sich mit Lucia Miglieccio, verwitweten Fürstin von Partanna und Mutter zahlreicher Kinder, vermählt, mit der er viele Jahre im Verhältnis eines doppelten Ehebruchs gelebt. Sie war nach Collettas Zeugnis eine Dame von edler Abkunft, aber gemeiner Gesinnung

und durch frühere Ausschweifungen berüchtigt. Murats Gemahlin und Kinder fanden Schutz bei dem Kaiser von Österreich.

4. Belle-Alliance. Napoleons und Murats Ausgang.

Nichts konnte der Sache Napoleons verderblicher sein als die Schilderhe- Napoleon und der Wiener
bung Murats wider die Verbündeten. Die Gegner schöpften daraus neue Be- Kongreß.
weise für ihre Behauptung, daß nur in der Rückkehr zum Prinzip der Legitimität, nur in einer allgemeinen Restauration der ehemaligen Dynastien und Staatsordnungen ein Zustand dauernder Ruhe für Europa zu hoffen sei, daß die Napoleonische Herrschaft, wenn sie auch zunächst nur auf Frankreich beschränkt bliebe, notwendig zur Herstellung des Imperiums in seinem ganzen Umfang, mit seinen Klientelstaaten und fürstlichen Vasallen führen müsse. Diese Vorstellungen und Warnungen bewirkten, daß die diplomatischen Netze, welche Napoleon mit seiner bekannten Staatsklugheit auswarf, nicht mehr die frühern Erfolge erzielten. Mochte auch immerhin Kaiser Alexander Ärger empfinden, als ihm der Imperator ein in den Tuilerien vorgefundenes Aktenstück zustellen ließ, aus welchem hervorging, daß das Bourbonsche Frankreich mit Österreich und England ein Bündnis gegen Rußland und Preußen geschlossen (S. 509); der Zar überwand den Ärger. Er hatte ein böses Gewissen wegen der an Frankreich und Napoleon geübten Milde und sah die Rückkehr von Elba als seine gerechte Bestrafung an. Das kommt davon, soll Kaiser Franz zu ihm gesagt haben, wenn man Jakobiner in Schutz nimmt, und der Zar antwortete: Ich werde mein Unrecht an der Spitze meiner Armee gut machen. Ebenso fruchtlos waren Napoleons Bemühungen, Metternich oder Castlereagh für sich zu gewinnen. Es
gelang ihm nicht, die Kongreßmächte zu trennen. Napoleon wurde für einen 13. März 1815.
Feind und Störer des Weltfriedens erklärt, welcher den Schutz der Gesetze verwirkt habe und der öffentlichen Rache verfallen sei. Militärische Rüstungen im großartigsten Maßstab kündigten an, daß ein neuer europäischer Kriegssturm gegen den Usurpator und sein Geschlecht hervorbrechen werde.

Die Verbündeten hatten sich in dem Vertrag von Chaumont verpflichtet, Der Feldzug von 1815.
nach dem Friedensschluß noch ein Jahr lang eine ansehnliche Truppenmacht unter den Waffen zu halten. Dieser Umstand erleichterte ein rasches kriegerisches Vorgehen. Längs der belgisch-französischen Grenze stand noch ein preußisch-sächsisches Heer unter General Kleist von Nollendorf, in den Niederlanden lagen englisch-holländisch-hannöversche Truppen unter dem Prinzen von Oranien, am Mittelrhein die Russen unter Barclay de Tolly, am Oberrhein und in der Schweiz die Österreicher, alle zusammen den Streitkräften Napoleons um nahezu das Dreifache überlegen. Man glaubte nicht, daß ein einziger kurzer Feldzug dem neuen Kriegssturm ein Ende machen würde. Über eine halbe Million Krieger setzten die europäischen Mächte wider den geächteten Usurpator in Bewegung.

Bei den Verbündeten fehlte es aber auch jetzt wieder an rascher Entschlossenheit und innigem Zusammenwirken; durch Bedächtigkeit und Saumseligkeit that sich namentlich die österreichische Heerleitung wieder hervor. Angesichts dieser drohenden Weltlage glaubte Napoleon nicht zögern zu dürfen, eine Entscheidung durch die Waffen herbeizuführen, ehe die gesamte feindliche Macht wider ihn vereinigt wäre. Es war nicht in seiner Art, den Angriff zu erwarten, er pflegte selbst zuvorzukommen. Und wenn einmal der Schlag gefällt werden mußte, so war der Augenblick der kriegerischen und politischen Aufregung des französischen Volks, der Kampflust und Rachgier der Soldaten geeigneter als jeder spätere. Der Abfall von den Bourbonen hatte die Nation wie durch eine Schicksalshand zu einer folgenschweren That verbunden, sie gleichsam durch das Band einer großen Verschuldung verknüpft; bei längerem Zuwarten konnten die royalistischen Regungen und Umtriebe dieses Gefühl der notwendigen Eintracht ersticken. Wurde doch bereits in der Vendée von neuem die Fackel des Aufruhrs entzündet durch Laroche-Jacquelein, dessen Name schon als Fahne diente und der bald gleich seinem Bruder dem Moloch des Bürgerkriegs sein Blut opfern sollte. Die revolutionäre Kraft und Freiheitsbegeisterung, die zur Zeit der Republik Armeen aus der Erde gerufen und wider den Feind ins Feld getrieben, war nicht mehr vorhanden: nur solange das Feuer der Aufregung über das wunderbare Ereignis glühte, solange das beschämende Bewußtsein noch lebendig war, daß fremde Gewalt Frankreich besiegt und ihm einen König aufgedrungen habe, konnte der Kaiser Waffenerfolge hoffen; und nur durch Waffenerfolge war für ihn eine sichere Zukunft möglich.

Ligny und Quatrebras. Mit der Landung bei Cannes hatte Napoleon die Laufbahn eines Abenteurers und verzweifelten Spielers betreten: nur durch Glück und Mut vermochte
7. Juni 1815. er sich jetzt zu erhalten. So rückte er denn nach Eröffnung der Kammern in Paris plötzlich mit vier Armeekorps, bestehend aus der tapfern Kaisergarde, aus alten Soldaten, die aus den Festungen und der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt waren, aus Freiwilligen und Bürgerwehr-Bataillonen in einer Gesamtstärke von etwa 128,000 Mann nach den Niederlanden vor. Dort waren die englisch-preußischen Heere ansehnlich verstärkt worden und Wellington und Blücher wieder an die Spitze getreten. Der alte preußische Feldmarschall, dem wiederum Gneisenau, die eigentliche treibende Kraft in diesem ganzen Krieg, zur Seite stand, lebte noch einmal auf, als es an den gehaßten Feind ging. Er hatte gerade in diesen Tagen den Schmerz gehabt, die Meuterei der unter seinem Befehl stehenden durch Aufwiegler verführten sächsischen Truppen in Lüttich zu erleben und bestrafen zu müssen (S. 510), ein trauriges Nachspiel der langen Händel über die sächsische Teilung und ein letzter Ausbruch der bösen rheinbündischen Gesinnung. Napoleon warf sich, nachdem er in einem Treffen an der Sambre
15. Juni. den Übergang über diesen Fluß erzwungen, mit einer jener strategischen Bewegungen, die ihm früher so oft glänzend gelungen, auf die Mitte des Feindes,

in den Zwischenraum zwischen den Heeren Wellingtons und Blüchers, um die gegnerischen Armeen zu trennen und einzeln zu schlagen. Der Anfang des Feldzugs ließ sich für die Franzosen günstig an. In den Kämpfen um St.-Amand La Haye und Ligny nordwärts von Fleurus wurden die Preußen, als sie im 16. Juni 1815. Vertrauen auf die zugesagten und erwarteten Hilfsmannschaften der Engländer allein das Treffen wagten, nach der tapfersten Gegenwehr zurückgedrängt. Als Napoleon selbst die alte Garde und eine gewaltige Reitermasse gegen Ligny führte, wandte sich die Schlacht zu seinen gunsten. In entsetzlich blutigen und erbitterten Kämpfen an dem schwülen Sommertag, dem Abends ein furchtbares Gewitter folgte, hatten noch einmal Preußen und Franzosen ihre Kraft gemessen. Auf jeder Seite blieben gegen 12,000 Tote und Verwundete auf dem Waffenfeld, darunter der französische General Girard. Blücher selbst kam durch den Sturz seines verwundeten Pferdes in die größte Gefahr und wurde nur durch den standhaften Mut seines Adjutanten Nostitz gerettet. Gleichzeitig widerstand in der zweiten Schlacht, welche drittehalb Stunden westlich davon zu derselben Zeit bei Quatrebras geliefert ward, Marschall Ney dem aus Engländern, Niederländern, Nassauern, Hannoveranern und Braunschweigern zusammengesetzten Heer Wellingtons mit Erfolg und bewährte den alten Kriegsmut, wenn auch nicht mehr die alte Entschlossenheit und Siegeszuversicht. Die Verluste waren auf beiden Seiten ziemlich gleich. Tote und Verwundete in blauem und rotem Kleid lagen über den grünen Grund zerstreut „wie ein Schmuck, den sich der Tod erwählt hat". Der englische Feldherr rühmte sich eines Sieges; aber die Franzosen hatten doch die Vereinigung der beiden verbündeten Heere gehindert und hätten noch mehr erreicht, wenn Napoleon nicht das Korps des Generals Drouet d'Erlon von der Neyschen Armee abberufen und auf das Schlachtfeld von Ligny beordert hätte. Auch dort vermochte das Korps nichts mehr zu nützen und irrte sonach planlos zwischen den beiden Schlachtfeldern umher. Bei Quatrebras fand der ritterliche Führer der Schwarzen Schar, Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig (S. 344) den Tod. Von einem glänzenden Ballfest aus Brüssel herbeieilend fiel er durch eine feindliche Kugel und hauchte in einer ärmlichen Hütte seine Heldenseele aus. Die Wunde in der Brust schleppte sich der englische General Picton an der Spitze seiner Truppen vom Schlachtfeld weg, um zwei Tage später bei Waterloo einen Soldatentod zu finden. Es war die Schuld Wellingtons, daß statt einer einzigen Schlacht mit vereinten Kräften zwei Schlachten zu gleicher Zeit und nahe bei einander unter ungünstigen Verhältnissen für die Verbündeten geschlagen wurden.

In frühern Jahren hatte Napoleon jede siegreiche Wendung des Kriegs- Die militärische Lage. glücks, jede vorteilhafte Lage zu rascher Ausnutzung des Eindrucks verwertet und gerade dadurch den Glauben an seine Unüberwindlichkeit erzeugt. Diese Entschlossenheit und Genialität war nicht mehr zu bemerken. Mit dem Glück schien auch die alte Spannkraft und die Gabe der raschen Erfindung gewichen zu

sein. Er unterschätzte auch jetzt wieder den Gegner, gönnte seinen Truppen eine nachteilige Rast und entsandte den Marschall Grouchy mit 33,000 Mann zur Verfolgung der Preußen, die er in wilder Flucht auf dem Rückzug nach der Maas wähnte. Es schien ihm undenkbar, daß ein geschlagenes Heer sich sogleich nach der Schlacht wieder ordnen und zu einem neuen Angriff rüsten könnte, wie es durch Gneisenau geschah, der nach Blüchers Unfall den Oberbefehl übernommen. Wohl hemmten grundlose Wege und strömender Regen die Schnelligkeit der Bewegungen; allein dieselben Nachteile trafen auch die Feinde, und nun wurde in Wavre, wo sich um den leidenden Feldmarschall die Generale Gneisenau, Grolman, Bülow, Zieten, Thielmann zum Kriegsrat versammelten,
17. Juni 1815. der Beschluß gefaßt, am nächsten Tag die Schlacht zu erneuern; dem englischen Oberbefehlshaber, der seine Truppen um Brüssel zusammengezogen hatte, wurde der Entschluß mitgeteilt und ein Zusammenwirken beider Heere verabredet.

Belle-Alliance. 18. Juni. Bei Quatrebras vereinigte sich Napoleon mit dem Heer Neys und zog auf der Brüsseler Straße gegen die Engländer; daß er es auch mit den Preußen zu thun haben werde, die er vollständig geschlagen wähnte, kam ihm kaum in den Sinn. Er rechnete auf einen raschen Sieg und veranstaltete, um den Gegner zu schrecken und den Mut des eignen Heeres zu erhöhen, im Angesicht der Engländer eine große Heerschau. „Da standen sie zum letztenmal in Parade vor ihrem Kriegsherrn, die Veteranen von den Pyramiden, von Austerlitz und Borodino, die so lange der Schrecken der Welt gewesen und jetzt aus dem Schiffbruch der alten Herrlichkeit nichts gerettet hatten als ihren Soldatenstolz, ihre Rachgier und die unzähmbare Liebe zu ihrem Helden. Die ganze prahlerische Glorie des Kaiserreichs erhob sich noch einmal, ein überwältigendes Schauspiel für die alten Soldatenherzen; noch einmal erschien der große Kriegsfürst in seiner finstern Majestät.“ Am Mittag begann Napoleon die Schlacht, die nach Belle-Alliance oder Waterloo genannt wird. Auch an diesem Tag schwankte lange der Sieg. Der furchtbaren Infanteriemasse, womit General Erlon einen gewaltigen Stoß auf Wellingtons englisch-hannöversche Heersäulen unternahm, und dem mächtigen Kavallerieangriff des Marschalls Ney, einer Reitermasse, wie sie nie beisammen gesehen worden, hielten die englischen Reihen in heldenmütigem erbittertem Kampf Stand; aber sie gerieten am Nachmittag doch ins Wanken und immer bedrohlicher richteten sich die französischen Angriffe gegen Mont-St.-Jean, den Mittelpunkt der Aufstellung Wellingtons. Im rechten Augenblick aber erschien die Hilfe. Die Preußen, die Napoleon auf der Flucht wähnte, zogen gegen den Rücken des rechten Flügels der Franzosen heran. Während Marschall Grouchy sich mit Thielmann bei Wavre in ein Gefecht einließ, erschien die Hauptmacht der Preußen auf dem Feld der entscheidenden Kämpfe. Furchtbar war der Kampf auf der Höhe von Mont-St.-Jean, der niedern von der Brüsseler Landstraße durchschnittenen Hügelreihe, wonach die Franzosen die Schlacht benennen, und die Worte, die man später, ein derbes Soldatenwort euphemistisch deutend,

dem General Cambronne in den Mund gelegt hat: Die Garde stirbt, aber ergibt sich nicht! blieben bei der Nation in ehrendem Andenken, als der letzte Nachhall eines größern Geschlechts und einer andern Zeit, indes die Schmach, die General Bourmont durch seinen verräterischen Abfall zu den Bourbons, durch seine Fahnenflucht am Vorabend der Schlacht von Ligny auf sich lud, durch keine Schutzreden getilgt werden konnte. Die rettende That der Vereinigung der beiden Heere war vorzugsweise Gneisenaus Werk. Blücher oder die Nacht! hatte Wellington gesagt, als am Nachmittag der Kampf sich zu seinen Ungunsten zu wenden drohte. Mit dem rechtzeitigen Erscheinen der Preußen unter Blücher und Bülow auf dem Schlachtfeld war der Tag gegen Napoleon entschieden. Der siebzigjährige Greis, der vor zwei Tagen mitten unter feindlichen Reitern gelähmt unter dem Pferde gelegen, war jetzt wieder frisch und unverzagt wie nur je. Auf dem rechten Flügel waren die Franzosen bald völlig geschlagen. Wie ein verzweifelter Spieler setzte Napoleon am Ende noch einmal alles auf eine Karte. Um sieben Uhr wurde die stets bis zuletzt geschonte Kaisergarde unter Ney gegen das englische Zentrum vorgeschickt, allein nach wütendem Handgemenge prallte sie erfolglos ab. Einige andre Bataillone der Kaisergarde wurden bei Plancenoit von Bülow in furchtbar blutigem Kampf geschlagen. Es ist das Ende, retten wir uns! sagte Napoleon. Bleich und verwirrt ließ er sich von Marschall Soult, dem Nachfolger Berthiers in der Leitung des Generalstabs, aus der Schlacht führen und eilte, von den Feinden überrascht, ohne Hut und Degen sich auf ein Pferd werfend, über Charleroi, Philippeville, Laon nach Paris. Bald wurde die Flucht allgemein und ging in wirre Auflösung über; alles Geschütz fiel in die Hände des Feindes; nur der vierte Teil der braven Armee vermochte sich zu retten. Auch der Wagen Napoleons, über und über mit Gold und Edelsteinen angefüllt, geriet in die Hände der Preußen. Mit glühendem Eifer, in eigner Person allen voran, betrieb Gneisenau die Verfolgung. Dem einträchtigen Zusammenwirken des englischen und preußischen Oberfeldherrn sowie dem Vertrauen der tapfern Heere auf die Führer und auf die eignen Kräfte war der glorreiche Sieg zu verdanken. Die Entscheidung hatte doch das rechtzeitige Eintreffen der Preußen gebracht. Aber wie lange schrieb die nationale Mißgunst den Sieg allein oder doch in erster Linie dem Herzog und dem englischen Heere zu! Nach beendigtem Kampf hatten sich die beiden Feldherren auf dem Pachthof Belle-Alliance umarmt. Dieser sollte nach Blüchers Wunsch der Schlacht den Namen geben. Aber Wellington entschied für Waterloo, wo er am Tage zuvor sein Nachtquartier genommen hatte, aber gar nicht gefochten worden war. Erst die geschichtliche Kritik späterer Jahre hat das Richtmaß hergestellt.

Die Denkwürdigkeiten von St. Helena werfen die Hauptschuld der verlornen Schlacht auf Grouchy, weil er nicht, wie doch Napoleon befohlen, den nächsten Weg nach dem Schlachtfeld eingeschlagen, sondern bei Wavre mit dem preußischen Armeekorps Thielmanns sich in ein Treffen eingelassen und darüber seine Aufgabe versäumt Marschall Grouchy.

habe. Die neuern Kriegsschriftsteller haben diese Beschuldigungen als ungerechtfertigt zurückgewiesen und dargethan, daß es dem Marschall gar nicht möglich gewesen wäre, das Schlachtfeld so zeitig zu erreichen, um noch entscheidend eingreifen zu können. Die 30,000 Mann, die er nach der Schlacht nach Namur und von da über Dinant, Mezières und Rethel nach Soissons führte, waren ein fester Kern zum Anschluß der Flüchtigen und Zersprengten. Immerhin aber war die Haltung des Marschalls nicht frei von Zweideutigkeit.

Bedeutung der Schlacht.

Der Gesamtverlust betrug bei Napoleon über 50,000, bei den Verbündeten 43,000; die Flucht und Verfolgung aber vollendete die Niederlage. Das Heer, auf welchem des erneuten Kaisertums Hoffnung gestanden, war in Wahrheit zerstört, und mit ihm war das Vertrauen auf seinen Meister vernichtet. Das Bild dieser zerstörten Armee faßt Clausewitz in folgenden Worten zusammen: „Ein Heer wie das französische, durch eine mehr als zwanzigjährige Folge von Siegen veredelt, welches in seiner ursprünglichen Ordnung das dichte Gefüge, die Unzerstörbarkeit, man möchte sagen auch den Glanz eines Edelsteins zeigt; dessen Mut und Ordnung in der zerstörendsten Glut der Schlacht durch die bloße Gefahr sich nicht löst: ein solches Heer flieht, wenn die edlen Kräfte gebrochen sind, welche ihm sein krystallinisches Gefüge gegeben haben, das Vertrauen zu seinen Heerführern, das Vertrauen zu sich selbst und die heilige Ordnung des Dienstes, ein solches Heer flieht in atemlosem Schrecken vor dem Schall einer Trommel, vor den fast an Scherz streifenden Drohungen seines Gegners."

Napoleon in Paris und die Nationalvertreter.

In der Nacht vom 20. zum 21. Juni, kaum neun Tage nach seinem Abzug kehrte Napoleon ohne Heer in die Hauptstadt zurück. Er stieg nicht in den Tuilerien ab, wo die Volksvertretung tagte, sondern im Elysée Bourbon. Dort versammelte er einen Ministerrat, dem auch seine Brüder Joseph und Lucian anwohnten, um über die zu ergreifenden Maßregeln Beschluß zu fassen. Den Gedanken, sich von der Nationalrepräsentation zum Diktator ernennen zu lassen, gab er bald auf, als ihm Regnault de St.-Jean d'Angely bemerkte, daß Senat und Volksvertretung, weit entfernt ihn zum unumschränkten Herrn aller Hilfsmittel Frankreichs zu erheben, aller Wahrscheinlichkeit nach seine Abdankung verlangen würden. Zu den energischen Ratschlägen Lucian Bonapartes, die Kammern aufzulösen oder zu vertagen, alle Truppen, sowohl die aus Belgien zurückkehrenden, als die an verschiedenen Orten Frankreichs aufgestellten, um sich zu sammeln und mit der gesamten Wehrkraft der Nation die Hauptstadt gegen den heranrückenden Feind zu verteidigen, konnte er sich nicht entschließen. Gegen die revolutionären Elemente, denen er sich in diesem Fall hätte anvertrauen müssen, hegte er noch immer die alte Abneigung. Durch diese Unschlüssigkeit gab er den Volksvertretern Zeit, sich selbst die ganze Staatsgewalt beizulegen. Auf den Antrag von Lafayette erklärte sich die Versammlung für permanent und unverletzlich und faßte eine Reihe von Beschlüssen zur Erhaltung der Sicherheit und Unabhängigkeit der Nation. Sei nur Napoleon entfernt, meinte der ehemalige Anführer der Pariser Nationalgarde, so werde sich alles machen. Die Minister wurden aufgefordert, in der Kammer zu erscheinen, um wahrhaften Bericht über die gegenwärtige Lage abzustatten. Napoleon wagte nicht zu widerstreben. Nun begann Fouché ein frevelhaftes Spiel von Trug und Intrige. „Er ging mit

allen Parteien, um es mit keinem zu verderben, bereit gegen jeden zu gehen, um jeden zu verderben, gegen den das Glück sich wenden würde.“ Er hatte frühzeitig erkannt, daß die Mißgriffe der Bourbons ihren baldigen Sturz herbeiführen würden, und sich wie einst unter dem Kaiserreich nach Bürgschaften für die Zukunft umgesehen. Er war dem Kreis der Bonapartisten nahe gestanden, von dem Napoleons Rückkehr von Elba betrieben worden, ohne daß er jedoch zu den Eingeweihten ihrer konspiratorischen Pläne und Entwürfe gehört hätte, und hatte dann auch während der hundert Tage seine Beziehungen zu dem Genter Hof aufrecht erhalten. Obwohl kaiserlicher Minister wirkte er nun im Interesse der Bourbons, mit denen er schon lange wie auch mit Metternich und Wellington geheime Verbindungen angeknüpft hatte, ließ aber die Kammern, in denen Männer von republikanischen oder konstitutionell-monarchischen Grundsätzen saßen, wie Carnot, Lafayette, Lanjuinais, Benjamin Constant, nichts davon merken. Einer von Fouchés Vertrauten, der Abgeordnete Jay, bewies in einer wohlgesetzten Rede, daß der Krieg hoffnungslos, der Friede notwendig sei; daß die Verbündeten erklärt hätten, nicht gegen Frankreich, sondern nur gegen Napoleon die Waffen zu führen, um mit dem Antrag zu schließen, eine Abordnung des Hauses solle den Kaiser ersuchen abzudanken, mit dem Zusatz, daß im Fall der Weigerung die Versammlung ihn absetzen werde. Der Antrag wurde angenommen. Die Repräsentanten des Volks waren dem kaiserlichen Despotismus Napoleons ebenso abhold wie den Bourbonen. Ihr Streben war bürgerliche Freiheit mit Volkssouveränität, sei es in monarchischer oder republikanischer Form. Das Bürgertum, das in der Kammer zum erstenmal wieder seinen Ausdruck fand, stieß den Bonapartismus von sich als das Hindernis des Friedens, nach welchem sich die Nation vor allem sehnte. Aber die Hoffnung Lafayettes und seiner Gesinnungsgenossen, nach Entfernung des Kaisers an das Regiment zu kommen, sollte nicht in Erfüllung gehen. Es war eine gänzliche Mißkennung der Zeitrichtung, wenn der noch immer in den Vorstellungen seiner Jugend sich bewegende und seine Bedeutung überschätzende ehemalige Bürgergeneral an die Möglichkeit einer „revolutionären Regierung“ glaubte, die fähig sei, „zugleich Begeisterung und Sicherheit einzuflößen und alle Kräfte der Nation aufzurufen“.

Napoleons zweite Abdankung und die provisorische Regierung unter Fouchés Leitung. 22. Juni 1815.

Napoleon sträubte sich anfangs, der Forderung der Abgeordneten, der auch die Pairs beigetreten waren, Folge zu leisten. Noch einmal riet Lucian Bonaparte zu Maßregeln der Gewalt. Aber der Ministerrat hielt jeden Widerstand für unmöglich. Da fügte sich der gebeugte Herrscher. Er entsagte der Regierung zu gunsten seines Sohnes Napoleon II., eine Bedingung, in deren Verwirklichung er selbst wenig Glauben setzte. Nicht meinem Sohn, sagte er zu seinen Brüdern bei der Unterzeichnung der Abdankungsurkunde, sondern den Bourbons wird meine Entsagung zu gute kommen, sie sind nicht gefangen in Wien. Und so kam es. Nach Empfang des Aktenstücks wurde von beiden Kammern nicht eine „Regentschaft“, wie der Kaiser verlangt hatte, sondern eine „Regierungs-

kommission" von fünf Mitgliedern, darunter Fouché, Carnot und Caulaincourt eingesetzt. An die Spitze dieser provisorischen Regierung trat Fouché, indem er sich selbst bei der Präsidentenwahl die Stimme gab. Nun hatte der ehemalige Jakobiner freie Hand, die Restauration der Bourbons zu betreiben. Doch ging er dabei mit solcher klugen Vorsicht zu Werke, daß niemand seine wahren Absichten und Pläne zu entdecken vermochte. Er bewirkte, daß Napoleon sich nach Malmaison begab, dem alten Lieblingssitz während seiner ersten Ehe. Ein General Becker erhielt den Auftrag, für seine Sicherheit zu sorgen, zugleich aber auch seine Schritte zu überwachen. Von da an wurden alle obrigkeitlichen Beschlüsse und Anordnungen im Namen des französischen Volks veröffentlicht. Der Ernennung des Marschalls Davoust zum Oberbefehlshaber von Paris und der Armee, die sich dort sammeln sollte, und des Marschalls Masséna zum Kommandanten der Nationalgarde lag die geheime Absicht zu Grunde, den Kampfesmut und die Entschlossenheit des Widerstandes bei den Soldaten abzuschwächen, der Begeisterung des Heeres für den Kaiser entgegenzuwirken. Obwohl kaiserliche Heerführer waren doch beide keine eifrigen Bonapartisten. Von Masséna ist uns bekannt, daß er von Napoleon persönlich gekränkt und zurückgesetzt worden war, und Davoust war kein Charakter, welcher für eine verlorne Sache sich opfert. Zugleich wurde Lafayette, dessen doktrinärer Liberalismus Schwierigkeiten bereiten konnte, durch eine ehrenvolle Mission aus Paris entfernt. Er sollte mit einigen Generalen und Staatsmännern (Sebastiani, Laforest, Constant u. a.) sich zu den Verbündeten begeben, um für den Frieden und für die ungeschmälerte Erhaltung des französischen Gebiets zu wirken und der Nation das Recht zu erwerben, sich selbst die künftige Regierungsform zu geben. Lafayette hoffte bei Kaiser Alexander persönlich etwas durchzusetzen. Aber die Mission
1. Juli 1815. blieb ganz erfolglos. Auf dem Diplomatenkongreß in Hagenau wurde die Deputation mit Vorwürfen und unfreundlichen Worten, insbesondere von seiten des englischen Bevollmächtigten Lord Stewart, zurückgewiesen, Lafayette bei Alexander gar nicht vorgelassen.

Napoleon nach St. Helena.

Unterdessen waren die Feinde der Hauptstadt immer näher gerückt. Da erwachte in Napoleon noch einmal der kriegerische Geist. Er ließ der provisorischen Regierung melden, sie möge ihn als einfachen General an die Spitze des Heeres stellen, er wolle den Feind schlagen und dann wieder zurücktreten. Die Antwort lautete ablehnend. Es blieb bei der getroffenen Anordnung. Nun verließ Napoleon, der befürchten mußte, wenn er in Blüchers Gewalt fiele, als Sühnopfer für den Herzog von Enghien erschossen zu werden, den Landsitz
28. Juni. Malmaison und eilte nach Rochefort, um sich von dort nach Amerika zu begeben, zaudernd und unschlüssig und immer noch von der Hoffnung einer unerwarteten Wendung getragen. Aber die Engländer hielten den Hafen besetzt; ein heimliches Entkommen wurde durch Napoleons Zögern und seine Unschlüssigkeit vereitelt. Da suchte er im Vertrauen auf die Großmut der britischen Nation

Schutz auf einem ihrer Schiffe, dem Bellerophon. Er glaubte in dem Land, wo das politische Gastrecht von jeher so hoch gehalten worden, ein Asyl zu finden wie einst die Bourbonen. In einem Schreiben an den Prinz-Regenten sagte er, daß er komme wie Themistokles, sich an dem Herd des britischen Volks niederzusetzen. Allein die Staatsmänner, die damals das Ruder führten, hatten für die gefallene Größe kein Mitgefühl. Ohne Rücksicht auf die Ehre des englischen Namens und die Stimme der Völker, folgten sie nur den Eingebungen einer kalten Klugheit und bürdeten dem stolzen Inselreich die schmachvolle Rolle eines Kerkermeisters auf. An Englands Küste angelangt, empfing „General Bonaparte" in Plymouth die Schreckensbotschaft, daß er als Staatsgefangener sein Leben auf der Insel St. Helena zu beschließen habe. So hatten die Verbündeten in Paris entschieden, einen schon auf dem Wiener Kon- 31. Juli 1815.
greß ausgesprochenen Gedanken verwirklichend. Die Proteste des ehemaligen Imperators vermochten den Beschluß nicht zu ändern. Am 7. August bestieg er das Schiff Northumberland und landete am 18. Oktober an dem Ort seiner Verbannung mitten im großen stillen Weltmeer. Hier lebte er, „ein gefesselter Prometheus", getrennt von den Seinen, in ungesundem Klima und unter der harten Wache des unfreundlichen, pedantischen Statthalters Hudson Lowe, eines Mannes von kleinlicher Seele und ohne Sinn für die vom Schicksal niedergeworfene Herrschergröße. Wenige Freunde, darunter Bertrand mit seiner Familie, Gourgaud, Montholon, Las Cases, teilten seine Verbannung. Gram über seinen Sturz, Mangel an gewohnter Thätigkeit und Ärger über die unwürdige Behandlung von seiten des englischen Kommandanten, der ihn nie aus den Augen ließ, brachen seinen gesunden Körper und beugten seinen starken, stolzen Geist vor der Zeit. Wie einst die Bourbons im Ausland an ihren Ansprüchen festhielten, so wollte auch er sich des Schattenbildes der Kaiserwürde nicht entäußern. Nach sechs peinvollen Jahren fand er im Grabe die Ruhe, die ihm im Leben fremd geblieben. Er starb am 5. Mai 1821 infolge eines Magenleidens, das in der dunstgeschwängerten Luft sich in raschem Fortschritt verschlimmerte. Tragischer hat nie ein dämonisches Heldenleben geendigt. Lange hatte sich in der Volksphantasie der Glaube an eine dritte Wiederkehr des gewaltigen Weltbeherrschers lebendig erhalten. Seine Asche ward später (1840) nach Paris gebracht und im Invalidendom beigesetzt. Das Schicksal hatte sich grausamer gewendet, als Napoleons düsterste Ahnungen ihm vorgespiegelt. Verlasse meinen Sohn nicht, hatte er einst an seinen Bruder Joseph geschrieben, und denke daran, daß ich ihn lieber in der Seine wüßte, als in den Händen meiner Feinde; das Los des Astyanax ist mir immer als das unglückseligste in der Geschichte erschienen. Diesem Sohn, dem er einst die Krone der Welt in die Wiege gelegt, „war ein milderes, aber kein besseres Geschick bestimmt, als dem unglücklichen Königskind von Troja. Und die Prinzessin, die er zu sich emporgehoben, hatte kein Gefühl davon, was es heißt, Hektors Gattin zu

sein.“ In seiner Verbannung beschäftigte sich Napoleon mit historischen Aufzeichnungen über seine eigne Geschichte; allein die Denkwürdigkeiten von St. Helena, schon auf der Fahrt begonnen, sind kaum wahrheitsliebender als die Heerberichte aus der Zeit der kaiserlichen Herrlichkeit; sie geben den Ereignissen eine Färbung, wie Napoleon wünschte, daß sie dem Urteil der Nachwelt erscheinen.

Murats Ende. Um dieselbe Zeit, da Napoleon auf der Insel St. Helena landete, erfüllte sich auch das Schicksal seines Schwagers Joachim Murat. Der ehemalige König von Neapel war um die Zeit, da der Kaiser seinen Feldzug nach Belgien vorbereitete, in der Nähe von Cannes ans Land gestiegen. Napoleon wollte den geschlagenen und vertriebenen König weder in Paris, noch bei der Armee um sich haben und gebot ihm, bis zur Entscheidung im südlichen Frankreich zu weilen. Nach der Schlacht von Waterloo irrte Murat eine Zeitlang an der Küste umher, nur mühsam sich bergend vor den Nachstellungen der Bourbonisten und der nach seinen vermeintlichen Schätzen gierigen Bevölkerung. Endlich
22. Aug. 1815. gelang es ihm, sich in der Nacht auf einem kleinen Fahrzeug nach Corsica einzuschiffen und die Stadt Bastia zu erreichen. Dort sammelten sich einige Bonapartische Offiziere und Soldaten um ihn, wodurch er zu dem abenteuerlichen Vorhaben geführt ward, nach Unteritalien zu segeln, um das Volk zum Aufstand
17. Juni. gegen Ferdinand zu bewegen, der bereits am 17. Juni unter dem Schutz der Verbündeten feierlich in Neapel eingezogen war. Vergebens wurde dem fürstlichen Reiterführer von seiten Österreichs ein sicherer Aufenthalt in den Kaiserstaaten angeboten, wenn er den Königstitel ablegen und den Namen eines Grafen von Lipona (Anagramm von Napoli) annehmen wollte. Murat konnte sich nicht in die Rolle eines entthronten Herrschers finden. Er glaubte, seine Erscheinung in seinem ehemaligen Königreich würde genügen, das neapolitanische Volk, welches das Bourbonische Racheregiment früherer Tage noch in lebhafter Erinnerung hatte und neue Strafgerichte fürchtete, unter seine Fahne zu-
29. Sept. rückzuführen. Zu dem Zweck schiffte er sich mit zweihundertfünfzig Bewaffneten ein. Ein nächtlicher Sturm zerstreute das kleine Geschwader. Murat selbst wurde mit zwei Fahrzeugen und einem Gefolge von kaum dreißig Mann nach der Küste von Kalabrien getrieben, wo er zwischen Amantea und Pizzo anlegte.
8. Okt. Eine Proklamation verkündete den Neapolitanern, daß König Joachim zurückgekehrt sei, um das Land zu befreien und inmitten seines Volks zu leben oder zu sterben. Darauf stieg er mit seinem kleinen Gefolge aus und ging landeinwärts. Bald stieß er auf einen Haufen von Bewaffneten. Er gab sich zu erkennen und forderte sie zum Anschluß auf. Doch nur zwei folgten seinem Aufruf. Da erkannte er, daß seine Zeit vorüber sei. Er suchte die Küste wieder zu erreichen, um sich auf einem der zurückgelassenen Fahrzeuge zu retten. Aber verfolgt und angegriffen von Bewaffneten und den sich ihnen anschließenden Einwohnern, mußte sich die kleine Mannschaft nach einem kurzen Gefecht gefangen geben. Murat und seine Schar wurden unter Schmähungen und Mißhand-

lungen nach Schloß Pizzo geführt. Rasch wurde von Ferdinand ein Kriegsgericht angeordnet. Es bestand aus acht Offizieren, von denen sieben einst in Murats Diensten gewesen. Von diesem Gericht wurde der Gefangene, der sich bei dem Verhör Gioachino Napoleone, König beider Sizilien nannte, als Usurpator und Friedensbrecher zum Tod verurteilt. Auf Grund dieses Spruches wurde General Joachim Murat, der durch Kriegsmut und Glück vom Sohn eines Gastwirts in Südfrankreich zum König des schönsten Landes emporgestiegen war, im Schloß zu Pizzo erschossen. Er starb als tapferer Soldat mit Mut und Standhaftigkeit. Der tragische Ausgang des kriegslustigen Mannes durch eine Regierung, die von der öffentlichen Volksstimme bald gehaßt und verworfen ward, ließ sein Andenken in den Augen der Nation in verklärtem Glanz erscheinen. Murats Name diente fortan den Italienern als Symbol der Einheit Italiens unter einem konstitutionellen König, eine Idee, die tief im Herzen eingeschlossen in der Folge bei jeder nationalen Bewegung aus dem Dunkel hervortrat.

15. Okt. 1815.

5. Der zweite Pariser Friede.

Die Kämpfe um Paris und die Konvention von St.-Cloud.

Nach der Schlacht von Belle-Alliance hatten die französischen Feldherren Grouchy, Soult, Drouet d'Erlon, Vandamme u. a. die Armee, die allmählich durch Anschluß der zersprengten und flüchtigen Heeresteile die Höhe von 60,000 Mann erreicht, in den Städten Laon, Soissons, Compiègne, Senlis gesammelt, von den Feinden verfolgt und hier und da angegriffen. Der von der Gesandtschaft der provisorischen Regierung erbetene Waffenstillstand kam wegen zu hoher Forderungen der feindlichen Feldherren Blücher und Wellington nicht zum Abschluß. Noch geringer waren die Aussichten für die nationale Selbstbestimmung bei der Aufrichtung des künftigen Regiments. Wellington, in dessen Hauptquartier sich die Bourbonistischen Unterhändler geschäftig zudrängten, erklärte, daß er mit seinem ganzen Einfluß für die Wiedereinsetzung Ludwigs XVIII. wirken werde; denn der Krieg sei nicht gegen Frankreich, sondern nur gegen Napoleon und sein Heer gerichtet. Blüchers Sorge aber war vornehmlich der Sicherung und Stärkung Deutschlands gegen Frankreich zugewendet: Ich bitte, schrieb er an König Friedrich Wilhelm III., Ew. Maj. möge die Diplomatiker dahin anweisen, daß sie nicht wieder das verlieren, was der Soldat mit seinem Blut errungen hat. Gegen Ende des Monats rückten die französischen Truppen in die Verteidigungslinie von Paris bis nach Le Bourget und St.-Denis. Dort übernahm Davoust den Oberbefehl und rüstete sich zum Widerstand. Wollen Sie die Verwünschungen von Paris ebenso auf sich laden wie die von Hamburg? schrieb Blücher dem Bonapartischen Marschall, als dieser die Aufforderung zur Kapitulation zurückwies. Die Verteidigung einer so großen Stadt, die nur im Norden einige Verschanzungen hatte, während der Süden

29. Juni 1815.

ganz offen lag, war überaus schwierig. Die feindliche Kriegsmacht war, ungerechnet die im Anmarsch begriffenen zahllosen Heerscharen, mehr als doppelt so stark als die französischen Linientruppen, die nach Anordnung der Regierung allein die Zugänge der Stadt verteidigen sollten. Die Nationalgarde wollte man nur für die Aufrechthaltung der Sicherheit und Ruhe im Innern verwendet wissen. Einen volkstümlichen Widerstand im großartigen Maßstab zu organisieren, lag nicht in der Absicht der provisorischen Regierung: Hätte man die gesamte Wehrkraft des Landes aufgeboten, hätte man die revolutionären Elemente geweckt, den „Föderierten" der Vorstädte Waffen gereicht und sie in Bataillone eingeteilt, die Sanskulottenscharen von ehedem ins Leben gerufen, so konnte, wenn auch die fremden Legionen nicht mehr über die Grenzen zurückgeworfen wurden, doch noch ein ehrenhafter Verteidigungskrieg geführt, vielleicht die Einnahme der Hauptstadt verhindert werden. Aber der bürgerliche Mittelstand, der in den Kammern vorzugsweise vertreten war, sehnte sich nach Ruhe und einem friedlichen Staatsleben. In demselben Verhältnis als die Verbündeten sich der Hauptstadt näherten stiegen die Kurse der Staatspapiere. Der Seinepräfekt Bondy erließ eine Proklamation, die stark an die Worte des Berliner Gouverneurs: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht! erinnerte. Kein Wunder, wenn bei der Masse des Volks der Verdacht entstand, es sei Verrat im Spiel. Die Männer, die damals im Regiment saßen, waren fast sämtlich der Ansicht, daß man Ludwig XVIII. wieder auf den Thron setzen müsse, denn bei der Strömung der öffentlichen Meinung des Tages, wonach das Prinzip der Legitimität als höchste Wahrheit galt, die Bezeichnung „Usurpator" den größten Makel bedeutete, war weder eine Republik möglich, noch ein andres Oberhaupt, etwa der Herzog Ludwig Philipp von Orleans, den Lafayette und einige seiner Gesinnungsgenossen im Auge hatten. Nur wollte man, daß der König durch die Nation berufen, nicht wieder durch fremde Bayonette eingesetzt werde, daß er mit der Trikolore einziehe und als konstitutioneller Herrscher regiere. In diesem Sinn suchte man an dem Hof von Gent zu wirken und die Hauptstadt solange zu retten, bis der König eingezogen sein würde. Auch Ludwig XVIII. selbst hätte eine solche Wendung nicht ungern gesehen. Und sie wäre wohl auch gelungen, hätte man es bloß mit Wellington zu thun gehabt; allein Blücher brannte vor Verlangen, die Hauptstadt in seine Gewalt zu bringen. Während der Herzog mit seinem gemischten Heer auf der Nordseite von Paris Stellung nahm, setzte die preußische Armee über die Seine, um von Süden her anzugreifen. Es ging jedoch nicht ohne Verlust ab. Die brandenburgischen und pommerschen Husaren, sechshundertfünfzig Pferde unter der Führung des kühnen Oberst Sohr, gerieten in Versailles pötzlich in einen Hinterhalt unter die elf Reiterregimenter des Generals Excelmans. „Als sie zurücksprengten verirrten sie sich in dem Dorf Chesnoy zwischen die hohen Mauern einer Sackgasse," erzählt Treitschke. „Ein Drittel schlug sich durch, die andern wurden

1. Juli 1815.

größtenteils niedergehauen. Unter ihnen auch der blutjunge Freiwillige Heinrich von York, der Lieblingssohn des Generals; der rief, als die Feinde ihm Pardon anboten: ich heiße York! und hieb um sich bis er zusammenbrach. So mußte der eiserne Mann, der einst den deutschen Krieg begonnen, dicht vor dem letzten Sieg noch einmal mit seinem Herzblut zahlen.“ Bald gelang es jedoch den Preußen, nachdem die französischen Generale Davoust und Vandamme in einem hitzigen Angriff bei Issy und Vanvres siegreich zurückgeschlagen worden, 2. Juli 1815. solche Stellungen zu gewinnen, daß in einem Kriegsrat zu Villette, dem die Spitzen des Heeres und der Zivilgewalt anwohnten, die Übergabe der Hauptstadt als eine Notwendigkeit erkannt wurde. Die französischen Soldaten bewährten den alten Heldenmut, aber es waren unfruchtbare Anstrengungen. Frankreichs Geschicke wurden nicht, wie Patrioten meinten, durch den Verrat einiger Böswilligen und die Schwäche einiger Mutlosen entschieden, sondern durch die feindliche Übermacht, durch die Ermattung und das Ruhebedürfnis der Nation. Wie laut sich immer der Unwillen des Heeres gegen die Häupter äußern mochte, am folgenden Tag wurde in St.-Cloud zwischen Wellington und Blücher einer- 3. Juli. seits, dem Seinepräfekten und zwei Bevollmächtigten der französischen Regierung und Armee anderseits eine Konvention geschlossen, kraft welcher die französischen Truppen sich hinter die Loire zurückziehen und Paris den verbündeten Heeren übergeben sollten. Sicherheit von Person und Eigentum, soweit sich dieses nicht auf den Krieg beziehe, wurde gewährleistet und dabei zugesagt, daß niemand um seiner Amtshandlungen oder politischen Meinungen willen bestraft oder verfolgt werden sollte. Mit Ingrimm und mit dem Ruf: Nieder mit den Verrätern, vernahmen Soldaten und Volk die Verkündigung, daß sie zum zweitenmal mit gebundenen Händen den fremden Gewalthabern überantwortet seien. Im Innern von Frankreich hörte damit der offene Krieg auf; nur der Belagerungskrieg vor den Grenzfestungen dauerte noch einige Wochen fort und hier und da machte sich die Erbitterung des Volks in einzelnen Aufständen gegen die Besatzungstruppen Luft.

Nachdem am 7. Juli Blücher und Wellington Paris besetzt hatten, zogen Ludwigs Einzug in die Tuilerien. 8. Juli. Ludwig XVIII. und der Hof wieder in die Tuilerien ein. Das Volk verhielt sich still und teilnahmlos. Diese rasche Wendung war das Werk Fouchés. In einer Unterredung mit Ludwig, dem er durch Talleyrand in Wellingtons Hauptquartier zu Neuilly vorgestellt worden war (6. Juli), „das Laster gestützt auf das Verbrechen,“ wie Chateaubriand die Eintretenden bezeichnete, hatte der „Herzog von Otranto“ die Möglichkeit dargethan, daß die Regierung und die Kammern sich zu dem Heer hinter die Loire begeben würden, wenn der König nicht durch eine allgemeine Amnestie und durch andre Kundgebungen versöhnlicher verfassungstreuer Gesinnung die Gemüter beruhige, und die Schwierigkeiten hervorgehoben, die dann die Herstellung des Bourbonschen Königsthrones haben könnte; denn im Rat der Monarchen und Diplomaten herrschten

verschiedene Ansichten und Bestrebungen über die staatliche Zukunft Frankreichs. Hatte doch Metternich die bedenkliche Äußerung gethan, man werde Ludwig XVIII. jedenfalls erst nach geschlossenem Frieden wieder in den Besitz seines Thrones gelangen lassen, und Lafayette, der am 5. Juli mit seinen Kollegen von Hagenau zurückgekehrt war, hatte den Eindruck empfangen und offen ausgesprochen, daß die Souveräne die Absicht hätten, Frankreich keine bestimmte Regierungsform aufzudrängen, sondern ihm die freie Wahl zu lassen. König Ludwig erkannte die Richtigkeit von Fouchés Vorstellungen und wünschte durch eine rasche entscheidende Thatsache bedrohlichen Wendungen vorzubeugen. Nachdem er auf Talleyrands Rat den Aufruf von Cambrai erlassen, worin er die Ausführung der Verfassung und Verzeihung für alles Geschehene versprach, nur mit Ausnahme der Anstifter und Urheber des großen Abfalls, ernannte er den alten Jakobiner und Königsmörder Fouché zu seinem Minister, damit er als Präsident der provisorischen Regierung die Übersiedelung der höchsten Behörden und der Kammern in das Lager und damit die Aufstellung einer nationalen Staatsgewalt verhindere. Mit dreister Stirn versicherte darauf der verschlagene Ränkeschmied die übrigen Mitglieder der provisorischen Regierung, die verbündeten Souveräne hätten einstimmig und unbedingt die Wiedereinsetzung Ludwigs XVIII. beschlossen, und teilte auch den Präsidenten der beiden Kammern diesen angeblichen Beschluß mit, unter dem Bemerken, da ihre Beratungen angesichts der fremden Truppen im Schloßhof nicht mehr frei seien, erscheine es zweckmäßig auseinander zu gehen. Am folgenden Tag hielt dann Ludwig XVIII., begleitet von seinen Haustruppen und den ihm treu gebliebenen Marschällen und Generalen, seinen Einzug in die Tuilerien. Die preußischen Bataillone blieben auf dem Karussellplatz unter den Fenstern des Schlosses gelagert, ohne sich durch das Ereignis im geringsten stören zu lassen. Im Moniteur kündigte Fouché der Nation die Rückkehr ihres Königs und zugleich die Auflösung der Kammern an. Die Pairs folgten ohne Widerrede; aber dreiundfünfzig Mitglieder des Abgeordnetenhauses, an ihrer Spitze Lafayette, unterzeichneten im Haus ihres Präsidenten Lanjuinais einen Protest gegen die willkürliche Maßregel des Ministers und beschlossen in Paris fortzutagen bis sie mit Gewalt daran gehindert würden. Eine wirkungslose Wiederholung der Versailler Ballhausszene unter ganz veränderten Umständen. Die hervorragendste Stütze fand diese neue Restauration der Bourbons in dem Herzog von Wellington, der, ohne bei den verbündeten Mächten auch nur anzufragen, den König unter dem Schutz der englischen Bayonette in die Tuilerien einziehen ließ.

(Randnotizen: 28. Juni 1815. — 7. Juli.)

Die Monarchen und Staatsmänner der Verbündeten in Paris.

Im Hauptquartier zu Heidelberg erhielten die verbündeten Monarchen die Nachricht von der Schlacht bei Waterloo. Kaiser Alexander konnte seine Verstimmung nicht verbergen, daß die russischen Heere, die unter Barclay de Tolly in Eilmärschen nach dem Rhein vorgerückt und den Strom überschreitend bereits auf dem Weg nach Lothringen waren, an dem Sieg sich nicht zu beteiligen

vermochten. Zugleich waren die Österreicher unter Colloredo und Erzherzog Ferdinand, die süddeutschen Truppen unter Wrede und dem Kronprinzen von Württemberg ausgezogen, um von Mannheim bis Basel an verschiedenen Stellen in die östlichen Landschaften einzudringen, und hatten nach mehreren Gefechten gegen die Generale Rapp und Lecourbe bei Straßburg und Belfort, sowie gegen die freiwillige Volkswehr in Elsaß, Lothringen, Burgund, und nach der Eroberung Hüningens durch Erzherzog Johann bereits den Boden Frankreichs betreten. Der rasche Verlauf der Ereignisse in Paris und die Übergabe der Hauptstadt an Blücher und Wellington machten die Fortsetzung des Kriegszugs von dieser Seite überflüssig. Um so mehr eilten die Monarchen die Seinestadt zu erreichen, um bei der Entscheidung der politischen Dinge die Interessen Europas und ihrer eignen Staaten mit Nachdruck zu wahren. Alexander hatte seine Abneigung gegen die Bourbons noch nicht überwunden; und wenn er auch nicht mehr die frühere Vorliebe für die Kundgebungen des Nationalwillens hegte, den „Jakobinern der provisorischen Regierung" keine Anerkennung oder Beachtung zollte, so war er doch nicht so sehr von der Unfehlbarkeit des neuen Dogma der Legitimität durchdrungen, daß er sich nicht ein andres Oberhaupt, etwa den Herzog von Orleans, hätte gefallen lassen. Es war ihm daher nicht ganz nach dem Sinn, daß Wellington, von den Umtrieben Fouchés und Talleyrands umstrickt und in seinem hocharistokratischen Sinn für jeden Sieg der Legitimität begeistert, so eifrig die Rückführung des Genter Hofes betrieb. Keine unerfreulichere Botschaft konnte den Monarchen und ihren Diplomaten bei ihrem Eintreffen in Paris verkündigt werden, als daß zwei Tage vorher Ludwig XVIII. in die Tuilerien eingezogen war und daß Fouché die Auflösung der provisorischen Regierung und der beiden Kammern im Moniteur als Befehl und Willensakt der Souveräne dargestellt hatte. Wie ganz anders wäre die Lage gewesen, wenn die Häupter der Verbündeten mit den Vertretern der französischen Nation die neue Ordnung auf Grund eines Friedensvertrags frei hätten festsetzen und dann den Bourbon aus St.-Denis oder einem benachbarten Ort auf den Thron zurückführen können! So aber trafen sie einen fertigen Zustand; einen in seine Souveränitätsrechte bereits hergestellten König, mit dem sie sich jetzt über die Zukunft und die neue politische Weltlage verständigen mußten. Der Rahmen und die Grenzlinien waren indessen gegeben, innerhalb deren die Friedensgrundlagen geschaffen werden konnten. Und Ludwig beeilte sich durch entgegenkommendes Benehmen den russischen Selbstherrscher günstig zu stimmen, damit dieser die Bemühungen Wellingtons um Milderung und Abschwächung der schroffen Maßregeln Blüchers durch seine mächtige Fürsprache unterstütze. Er ernannte zum Mitglied des Ministeriums Talleyrand-Fouché den Herzog von Richelieu, einen Emigranten, der als russischer General und hochverdienter Gouverneur von Odessa bei Alexander in Gunst stand, und hielt für Pozzo di Borgo, der in Petersburg und London gleich beliebt war, das Ministerium des Innern offen.

10. Juli 1815.

Der Diplomatenrat und die franz. Regierung. Der Bourbon erreichte seinen Zweck. Die Jena-Brücke, die Blücher sprengen lassen wollte als „öffentliches Eigentum, das sich auf den Krieg beziehe“, wurde nach einem verfehlten Zerstörungsversuch durch die von Alexander gebilligte Einsprache Wellingtons gerettet. Und als die Bourbonsche Regierung mit den Bevollmächtigten der Großmächte, Nesselrode, Castlereagh, Metternich, Hardenberg, die sich in Paris eingefunden, in Friedensunterhandlungen eintrat, erlangte Frankreich nach viermonatlichen Konferenzen Bedingungen, die im Vergleich mit den von manchen Seiten erhobenen Ansprüchen als günstige bezeichnet werden konnten. Zwar konnte nicht verhindert werden, daß den fremden Truppen, die in Lagern über das Land zerstreut waren, auf Kosten Frankreichs Verpflegung, Kleidung und Löhnung gereicht, und daß die geraubten Schätze der Kunst und Wissenschaft, deren Rückerstattung der König schon im ersten Pariser Frieden zugesagt aber nicht ausgeführt hatte, den frühern Eigentümern zurückgegeben werden mußten; dagegen waren die Gebietsabtretungen, die Kriegsentschädigungen und andre Belastungen mäßig, und in der innern Staatseinrichtung war dem König und seinen Räten freie Hand gelassen. Wenn Preußen und Österreich angesichts der Erbitterung des Volks gegen die Bourbons, die ihnen allenthalben entgegentrat, auf größere Sicherheitsbürgschaften gegen künftige revolutionäre Erhebungen drangen, und diese Bürgschaften in der Abtretung oder Schleifung von Festungen und in der Herstellung der natürlichen Grenzen Deutschlands erblickten, wie sie in der Scheidewand der Sprachgebiete vom Jura und den Wasgauer Bergen bis zur Nordsee vorgezeichnet seien, so waren die englischen Staatsmänner, vor allen Wellington und Castlereagh der Meinung, man müsse die Bourbons in den Augen der Nation durch Schonung und Zuvorkommenheit stärken und auf dem Thron befestigen, damit nicht der Haß und Ingrimm der Nation über die schwache ehrlose Regierung zu neuen revolutionären Grausamkeiten im Innern wie nach außen führe. Diese günstige Gesinnung der Engländer wurde noch gestärkt, als Ludwig XVIII. sich in der Frage des Sklavenhandels ihren Wünschen entgegenkommend zeigte und in der Organisation des Ministeriums und eines geheimen Rats den Vorschlägen des englischen Kabinetts, das den Einfluß der ultraroyalistischen Prinzen und Höflinge, besonders des Grafen von Artois brechen wollte, Gehör schenkte. Talleyrand gewann in dem Pariser Friedenskongreß bald wieder dieselbe hervorragende Stellung wie früher in Wien. Und auch Kaiser Alexander wurde mehr und mehr auf den Standpunkt eines schützenden großmütigen Siegers zurückgebracht, der ihm im vorhergehenden Jahr so hohen Ruhm und einen so gefeierten Namen eingetragen. Er wußte immer seine eignen Vorteile und Interessen mit seiner zur Schau getragenen Schwärmerei für Humanität, Völkerfreiheit und Religion zu verbinden.

12. Juli 1815.

Alexander und seine mystische Umgebung. Wir wissen, wie empfänglich die weiche elastische Natur des Zaren für Eindrücke und Einflüsse war, die ihm von befreundeter Umgebung zugeführt wurden. Damals stand er unter der Macht eines mystisch-religiösen Kreises, dessen Seele zwei Damen in

vorgerückteren Jahren waren, die Livländerin Frau von Krüdener, geborne Juliane von Vietinghoff aus Riga, Witwe eines russischen Diplomaten, die in ihrer Jugend durch Schönheit, Geist und geniale Lebensweise geglänzt und durch den Briefroman: Valerie, einen Werther der vornehmen Gesellschaft, für den sie bei einem frühern Pariser Aufenthalt (1803) in der auffälligsten Weise selbst Reklame zu machen verstand, sich in die Modelektüre der Salons eingeführt hatte, und Frau von Lezay-Marnesie, Witwe eines in der Revolutionszeit auf grausenhafte Weise ermordeten Präfekten von Straßburg. Die dritte Person im Bund war der Staatsmann und Schriftsteller Nicolas Bergasse, ein feuriger Apostel der Mesmerischen Lehre vom Magnetismus. Von diesem Kreis schwärmerischer Freunde und Freundinnen, die nach der Lehre und Schrift des Münchner Theosophen Franz Baader „eine neue und innigere Verbindung der Religion mit der Politik“ als das wirksamste Heilmittel der durch die Revolution geschlagenen Wunden im Prophetenton verkündeten, wurde Alexander in einen mystischen Gefühlsdunstkreis gehoben und mit dem Glauben erfüllt, ein Bündnis zwischen Frankreich und Rußland sei die von der Vorsehung angedeutete Grundlage zur Herstellung eines religiös-sittlichen Staatslebens, einer christlichen Politik. „Die französische Regierung,“ sagt Bernhardi, „wußte Wege zu finden, um die Stimme Gottes durch den Mund dieser erleuchteten Frauen zu gunsten Frankreichs sprechen zu lassen, und diese Stimme ermahnte natürlich zur christlichen Demut im Sieg, zur Großmut, zur Wahrung der heiligsten Interessen der Menschheit gegen Rachedurst und wilde, unchristliche Leidenschaft.“ Richelieu, Pozzo di Borgo, Kapodistrias nährten diese Gefühle und Ansichten. Insbesondere benutzte der letzte, ein Grieche von Geburt, der sich in den luftigen Regionen der politischen Romantik bewegte und in den salbungsvollen Ton seines Gebieters einstimmte, seinen steigenden Einfluß auf Alexander, um ein Bündnis zwischen Rußland und Frankreich zustandezubringen, in welchem er das sicherste Mittel erblickte zur Durchführung seiner Pläne im Orient, auf die sein ganzer Sinn gerichtet war. Auf den Zaren machten diese Gründe um so mehr Eindruck, als er die Pläne des griechischen Staatsmanns teilte. Denn schon damals trug sich Alexander mit dem Gedanken einer Befreiung des christlichen Orients von dem Joch der Türken, einem Gedanken, zu dessen Verwirklichung er eines starken und befreundeten Frankreichs zu bedürfen glaubte. Auch mochte die Besorgnis im Hintergrund schweben, Preußen und Deutschland würden durch einen namhaften Länderzuwachs im Westen so gestärkt werden, daß sie sich dem Einfluß Rußlands in Zukunft entziehen, den Schild, den der Zarenhof in Petersburg bisher über sie gehalten, abschütteln könnten. Politische Gründe und Gemütsregungen wirkten somit zusammen, um den russischen Kaiser abermals zum Gönner und Beschützer Frankreichs zu machen, um ihn in dem Glauben zu bestärken, ein französisch-russischer Völkerbund sei das sicherste Mittel, eine neue christliche Weltordnung zu begründen, dem Christentum den Triumph zu bereiten über Islam und Unglauben. Die vornehme Welt von Paris wetteiferte in Huldigungen und Schmeicheleien gegen den Zaren und erging sich in frommen Redensarten, die dem neuen Weltheiland so wohl thaten.

Frau von Krüdener. 1766–1824.

So reifte denn mehr und mehr die Idee, daß der neue Friedensvertrag sich möglichst nahe an die Vereinbarungen vom vorigen Jahr anschließen müsse. In einer von Kapodistrias entworfenen, von Alexander gebilligten Denkschrift über eine „Kombination von moralischen und reellen Garantien“ wurde die Ansicht begründet, der Zweck des Kriegs sei gewesen, Frankreich von der Herrschaft Bonapartes und des revolutionären Systems zu befreien, die legitime Königsfamilie auf den Thron zurückzuführen und sie instandzusetzen, im eignen Land Ruhe und Ordnung und die Autorität der Gesetze zu erhalten, dem Ausland gegenüber genügende Bürgschaften des Friedens und

Der Friedenskongreß und die Ziele der Mächte.

der Sicherheit zu leisten. Der erste Teil der Aufgabe sei gelöst; für den zweiten empfehle sich die Einführung einer Staatsform, in welcher das Königtum mit einer Nationalvertretung zur Einheit verbunden und die Interessen, welche fünfundzwanzig Revolutionsjahre geschaffen, gewahrt würden, sowie Sicherstellung der Nachbarländer gegen kriegerische Überfälle. Diese Sicherstellung dürfe jedoch weniger in einer Schmälerung des französischen Gebiets gesucht werden, wodurch vielmehr die Unzufriedenheit des Volks gegen das Bourbonsche Regiment und das Gelüste nach Rückeroberung und Rache stets lebendig erhalten würden, sondern vielmehr darin, daß die Heere der Verbündeten mit freier Zustimmung der französischen Regierung auf eine Zeitlang eine militärische Stellung in Frankreich einnehmen, um sich zu versichern, daß die Nation sich in die legitime Ordnung zu fügen bereit sei, und den Nachbarstaaten Zeit zu gewähren, die zu ihrer Verteidigung nötigen Grenzfestungen zu bauen. Höchstens könne eine Enschädigungssumme für den gegenwärtigen Krieg den Franzosen auferlegt werden. In diesem Sinn wurden denn auch die Verhandlungen in dem Ministerrat der Verbündeten geleitet; mehr und mehr unterlag die Opposition der preußischen Staatsmänner, insbesondere des Staatskanzlers Hardenberg, der in dieser Periode seines öffentlichen Wirkens die alten Schwankungen früherer Zeiten durch patriotische Entschiedenheit und Energie in Vergessenheit brachte. Diese Wendung wurde wesentlich gefördert, als Castlereagh und Wellington den in der russischen Denkschrift entwickelten Grundanschauungen beistimmten und Talleyrand den guten Willen des Königs, in versöhnliche Bahnen einzulenken, durch ein Programm zu beweisen suchte, worin die Entlassung der Armee und die Einführung einer Konstitution mit einer erblichen Pairie, einem freigewählten Abgeordnetenhaus, einem unabsetzbaren Richterstand, liberalen Bestimmungen über die Presse und einem einheitlichen verantwortlichen Ministerium in Aussicht gestellt war. Mochte immerhin eine preußische Denkschrift aus der Feder Wilhelm von Humboldts darthun, daß Frankreich und die Bourbonsche Regierung keineswegs sich deckende Begriffe seien, da ja Napoleon nur mit Hilfe Frankreichs den Krieg habe beginnen können, und daß man thatsächliche und dauernde Bürgschaften für die künftige Sicherheit Europas schaffen müsse; mochte immerhin von angesehenen Staatsmännern und Feldherren wie Stein, Gneisenau, Hardenberg, Gagern, Münster in derselben Richtung gewirkt und die Wiedervereinigung des Elsaß samt Straßburg und des ehemaligen Reichslandes Lothringen mit Deutschland als gerecht und notwendig dargethan werden: die englischen Tories sahen in den preußischen Forderungen die Keime neuer Kriege und bei Alexander hatte Steins Wort das alte Gewicht verloren gegenüber den Thränen und Gebeten der Frau von Krüdener und der Frau von Lezay-Marnesie. So gewann denn die Ansicht, daß man in den wesentlichen Punkten an dem ersten Pariser Frieden und an den Bestimmungen des Wiener Kongresses festhalten müsse, immer mehr Boden. Die preußischen und deutschen Stimmen für festere Bürgschaften, denen sich nicht bloß die Niederlande, sondern im Anfang auch Österreich anschlossen, wenngleich ohne Entschiedenheit von seiten des mißtrauischen Kaisers und seines Ministers Metternich, vermochten nur soviel zu erreichen, daß man bei den Grenzbestimmungen Frankreichs auf das Jahr 1790 zurückging und im Norden und Osten eine unerhebliche Gebietsverkleinerung zu gunsten der Königreiche Sardinien, Bayern, Preußen und der Niederlande zuließ.

Der zweite Pariser Friede.

Um den Abschluß auf Grund dieser Bedingungen zu beschleunigen, führten die französischen Parteigänger noch andre Hebel auf den Plan. An einigen Orten waren infolge der Requisitionen und Ausschreitungen der Besatzungsmannschaften unruhige Auftritte und Feindseligkeiten entstanden. Nun wurde

ausgesprengt, der König würde sich, wenn der Friede nicht rasch zum Abschluß käme, in das Lager von Davoust zu der damals noch nicht aufgelösten Armee begeben, ein Schritt, der neue Kämpfe herbeiführen könnte. Leicht möchte dann die Allianz der europäischen Großmächte von neuem sich lösen. Und in der That gab Alexander, nachdem er in Gegenwart des Kaisers von Österreich und des Königs von Preußen eine glänzende Heerschau in der Champagne abgehalten, 9. Sept. 1815. seinen Truppen den Befehl zum Rückzug über den Rhein, als ob für sie der Krieg zu Ende wäre. Die Versuche Friedrich Wilhelms selbst und des Freiherrn vom Stein, den Kaiser, dessen Herzen beide einst so nahe gestanden, für die preußischen Vorschläge zu gewinnen, waren ohne Erfolg. Was blieb unter solchen Umständen dem König und seinen Räten, allein stehend und auch von Österreich im Stich gelassen, anders übrig, als sich den Beschlüssen der Konferenz zu fügen? Auch die letzten Forderungen, über welche die Verbündeten sich nach langen Unterhandlungen im September geeinigt hatten, wurden durch Alexander auf Zureden des ihm befreundeten neuen Ministerpräsidenten Richelieu noch gemindert. Selbst Wellington äußerte seinen Unwillen über solche Schonung und Nachgiebigkeit gegenüber einer Regierung, bei der bereits die Hofpartei die Oberhand gewann und alle liberalen Elemente verdrängte. So kam denn endlich der zweite Pariser Friede zustande, in welchem Frankreich verpflichtet wurde, 20. Nov. einige kleine Landstrecken und Festungen im Norden und Osten des Reichs abzutreten, siebenhundert Millionen Frank Kriegsentschädigung zu zahlen und in siebzehn Grenzfestungen auf die Dauer von höchstens fünf Jahren ein Bundesheer von 150,000 Mann zu unterhalten, welche unter Wellingtons Oberbefehl „die europäische Polizei“ handhaben sollten. So war Frankreich, wenn es gleich an Preußen Saarlouis und Saarbrücken mit dem dazugehörigen Gebiet, an die Niederlande das Herzogtum Bouillon und die unbedeutenden Festungen Philippeville und Marieburg, an Bayern (durch Österreich) das linke Ufer der Lauter mit Landau, an Sardinien einen Teil von Savoyen abgeben und das Fürstentum Monaco aus seinem Reichsverband ausscheiden mußte, doch selbst nach dem zweiten Pariser Frieden, der im allgemeinen die Grenzen von 1790 herstellte, an Umfang größer als vor der Revolution, weil die Enklaven Avignon, Mömpelgard u. a. ihm überlassen und alle Reste deutschen Besitzes in Elsaß und Lothringen aufgehoben blieben. Die Anstrengungen Steins und andrer preußischen Patrioten, zur Sicherung der deutschen Grenzen und zur Sühnung alter nationaler Schmach, Elsaß und Deutschlothringen von Frankreich abzutrennen und mit Deutschland zu vereinigen, blieben erfolglos; sie scheiterten an der Gleichgültigkeit der Verbündeten für die deutschen Interessen und dem Streben, Frankreich möglichst zu schonen. Für die Einquartierungslasten, die Blücher den Parisern auferlegte, und für die Kriegsschatzung wurden die Einwohner reichlich entschädigt durch den großen Verbrauch von Lebensbedarf, Luxusgegenständen und Waren aller Art, welchen die Anwesenheit der Fremden, der fürst-

lichen Höfe, der hohen Beamten und Befehlshaber, der zahlreich herbeiströmenden Gäste aus ganz Europa herbeiführte. Es erwuchs dadurch der französischen Industrie und dem nationalen Wohlstand großer Gewinn. Die Einnahmen der Kaufleute stiegen auf das Zehnfache. Und dennoch sprach sich die öffentliche Volksstimme in Frankreich mit Entrüstung über den Friedensvertrag aus und erkannte in demselben den ersten Akt eines Regiments nationaler Schmach und Erniedrigung. Selbst der Minister Richelieu sagte, er habe „mehr tot als lebend" unterzeichnet. So schwer fiel es den Franzosen, dem Glauben, daß sie besiegt worden, Raum zu geben. Die Mißgunst des Volks haftete fortan auf der Bourbonenherrschaft, die bald den Charakter eines Parteiregiments im Interesse einer Klasse von Auserwählten und Bevorzugten annahm, und die öffentliche Stimme hat nicht aufgehört über die Lasten und Bedrückungen zu klagen, welche die Fremdenbesatzung vom Jahr 1815 über das Land gebracht. Für Deutschland aber, sagt Pertz in Steins Leben, „ging aus diesen Kämpfen und Verhandlungen die teuer erkaufte Lehre hervor, daß keine der großen europäischen Mächte aufrichtig sein Heil, seine Sicherheit und Kraft wünschte; daß jede derselben unter allen Umständen bereit ist, mit deutschem Blut und deutschen Waffen ihre Kriege zu führen; daß deutsche Mächte, die großen wie die kleinen, in der Stunde der Not gesucht und gefeiert und mit den bündigsten Versprechungen zur Hingebung ermuntert werden; daß aber, so wie deutsche Heere den Sieg errungen haben und der gemeinschaftliche Feind niedergeworfen ist, keine deutsche Macht, weder große noch kleine, auf gerechte Entschädigung und auf die notwendigen Bedingungen der Unabhängigkeit rechnen darf, sondern erwarten muß, daß die andern Mächte sich über Deutschlands Verluste die Hände reichen".

6. Die heilige Allianz und der royalistische Fanatismus in Frankreich.

Entstehung des heil. Bundes.

Während noch über den endgültigen Abschluß des Pariser Friedens unterhandelt ward, kam zwischen den Monarchen der drei östlichen Großstaaten jener eigentümliche Vertrag zustande, der unter dem Namen der heiligen Allianz eine so große Bedeutung für die politische Richtung der nächsten Jahre haben sollte. Die Idee ging von Kaiser Alexander aus. Wir wissen, unter welchen Einflüssen derselbe während seines Pariser Aufenthalts stand. Frau von Krüdener, die durch einen überspannten Briefwechsel voll mystisch-prophetischer Begeisterung mit einer Hofdame der russischen Kaiserin schon in Wien die Aufmerksamkeit Alexanders auf sich zu lenken gewußt, die ihn dann in Heidelberg durch einen persönlichen Besuch zu ungewöhnlicher Stunde überrascht hatte und ihm später nach Paris gefolgt war, schmeichelte ihm mit der Vorstellung, er sei von der Vorsehung auserkoren, die religiös-christliche Weltordnung, wie sie Franz Baader zur Heilung der verführten, verirrten Menschheit in Schriften und Briefen dargelegt und empfohlen, als die neue Staatskunst der Zukunft zu

begründen. Die Reden und Mahnworte der zum Wunderbaren und Phantastischen hinneigenden Frau machten um so mehr Eindruck auf die empfindsame Seele des Zaren, als sie den Stempel der eignen Überzeugung trugen und seinem stolzen Selbstgefühl mit der Vorstellung einer höhern Mission schmeichelten. In ihrem mystisch-schwärmerischen Geist mochte sich Frau von Krüdener in Wahrheit für eine vom Geist des Herrn erfüllte Prophetin halten, berufen die Fürsten und Völker dieser Welt zu einem echt christlichen Leben zu bekehren. Ein solches christliches Leben und Denken war an keine bestimmt ausgeprägte Konfession gebunden, daher auch das theosophische System Baaders, der wohl die von den Konzilien festgesetzte Dogmatik als philosophische Wahrheit faßte, aber die Autorität des Papsttums als eine Weltherrschaft in geistlichen Dingen verwarf und Rom ein mit Christentum übertünchtes Heidentum nannte, sich besonders zur fundamentalen Unterlage dieser dehnbaren christlich-religiösen Anschauung eignete. In Sendschreiben hatte Baader bereits den Gedanken eines christlichen Bundes empfohlen, der von dem Spruch des Römerbriefs ausgehe: Die Liebe thut dem Nächsten nichts Böses, hatte das Wesen eines von der Liebe zusammengehaltenen gesellschaftlichen und staatlichen Verbands entworfen, in dem sowohl Despotie als Sklaverei ausgeschlossen sei, und bewiesen, daß die „Dämonokratie" der Revolution nur durch die „Theokratie" einer von göttlicher Politik erfüllten Monarchie überwunden werden könne. So bildete sich denn in der Seele der schwärmerischen Frau von Krüdener das Ideal einer über die Formen und Dogmen der einzelnen Bekenntnisse hinausgehenden christlich-politischen Gemeinschaft aus, das mit Propheteneifer verkündigt in der Phantasie des in humanen und liberalen Vorstellungen sich gefallenden Kaisers Wurzel faßte und feste Gestalt annahm. Nach einem lebhaften Gespräch mit der gottbegeisterten Frau und dem magnetisierenden Wunderthäter Bergasse entwarf Alexander selbst die Grundzüge des heiligen Bundes, mit dem eine neue politische Ära anbrechen sollte. „Aller Edelsinn und alle Glaubensinbrunst, aber auch die ganze unklare Gefühlsseligkeit dieses schwammigen Charakters waren in dem wundersamen Aktenstück niedergelegt." König Friedrich Wilhelm III. wurde leicht zum Beitritt bewogen. Hatte er doch selbst in den angstvollen Tagen nach der Schlacht von Bautzen auf einem einsamen Ritt zu dem Freund gesagt: jetzt kann uns nur Gott allein noch retten; siegen wir, so wollen wir ihm vor aller Welt die Ehre geben, und war doch der neue Bund in demselben Geist geboren, der einst die nächtliche Szene in der Gruft zu Potsdam ins Leben gerufen. Zurückhaltender benahm sich Kaiser Franz, dem die kühnen Schwingungen der Phantasie durchaus fern lagen. Handelt es sich bei dem Geheimnis um Religion, sagte er zu Alexander, so muß ich meinen Beichtvater, handelt es sich um Politik, so muß ich meinen Kanzler fragen. Erst als ihn Metternich durch die Versicherung beruhigte, der Vertrag enthalte nur harmlose Redensarten, gab auch er seine Unterschrift. So entstand denn der heilige Bund, der nach Alexanders Meinung nur den regierenden 26. Sept. 1815.

Staatsoberhäuptern mitgeteilt, der profanen Welt und selbst den Ministern vorenthalten werden sollte.

Ziele und Charakter des heiligen Bundes.

Der am 26. September unterzeichnete Bundesvertrag hatte den Stempel der Zeitrichtung und Zeitbildung an sich, war ein Kind der romantischen überschäumenden Weltanschauung jener Tage. Durch die Revolution und Napoleons Militärherrschaft waren die höchsten Schichten der Gesellschaft, die im gewöhnlichen Lauf der Dinge von den äußern Wechselfällen des Lebens wenig betroffen werden, von harten Schicksalsschlägen heimgesucht worden. Eine tiefere Betrachtung der ganzen Revolutionsbewegung von ihrer Quelle bis zu ihrer endlichen Beruhigung deutete auf das Walten einer höhern Macht hin, die jedes frevelhafte Trachten, jedes vermessene Selbstvertrauen zu Falle bringt. Hatte denn nicht die Geschichte der letzten Jahre Ereignisse und Schicksale voll erschütternder Größe zur Erscheinung gebracht? Noch nie hat eine tragische Dichtung in schärferen Zügen, als es hier die wirkliche Historie that, die Lehre von der selbsträchenden Verschuldung dargestellt, „daß des Menschen Natur und Wandel die eigenste Werkstätte seiner Geschicke ist“. Es war ein natürlicher Umschwung in der Gedanken- und Empfindungswelt, daß religiöses Gefühl in die Herzen der Menschen wieder einkehrte, daß in den höhern Kreisen Frömmigkeit und christlicher Glaube bald ebenso die Oberhand erlangten, wie früher Zweifelsucht, Unglaube und Freigeisterei. Durchdrungen von diesem Gefühl schlossen die drei verbündeten Monarchen vor ihrem Abgang von Paris den Bruderbund, dem dann alle europäischen Mächte beitraten, mit Ausnahme des Prinz-Regenten von England, der nach den Gesetzen des Landes nicht in eigner Person selbsthandelnd einen Staatsakt verrichten durfte, des Sultans, den Kaiser Alexander von vornherein aus religiösen und politischen Gründen fernhielt, und des hinter seine rechtgläubige Ausschließlichkeit sich bergenden Papstes. Auch der König von Frankreich wurde drei Jahre später aufgenommen. In diesem ohne Rücksicht auf Konfessionsunterschiede geschlossenen Bund gelobten die drei Herrscher „gemäß den Worten der heiligen Schrift, die allen Menschen befiehlt sich als Brüder zu lieben, durch die Bande der wahren und unauflöslichen Bruderliebe verbunden zu bleiben, sich stets Beistand und Hilfe zu leisten, ihre Unterthanen als Familienväter zu beherrschen, die Religion, den Frieden und die Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten. Sie betrachteten sich nur als Glieder einer und derselben christlichen Nation, von der Vorsehung beauftragt, die Zweige einer Familie zu regieren und die Völker in den Grundsätzen und in der Ausübung der Pflichten zu bestärken, welche der göttliche Erlöser die Menschen gelehrt hat. Sie fordern alle Mächte auf, die diese geheiligten Grundsätze feierlich anerkennen wollen, dem Bund beizutreten, in den sie mit ebenso vieler Bereitwilligkeit als Liebe aufgenommen werden sollen“. Durch diese Allianz, wonach somit die europäische Staatenwelt nur *eine* große Familie, die christliche Bruderliebe für Fürsten und Unterthanen das höchste Gesetz, und die Handlungen der Politik mit den Vorschriften des

Religions- und Sittengebotes ausgeglichen sein sollten, suchte man dem Staatsleben eine christlich-religiöse Grundlage zu geben, that aber dem Christentum Gewalt an, indem man dasselbe zum Träger der monarchischen Form in möglichster Unbeschränktheit machte, nicht beachtend, daß die Religion des Evangeliums mit allen Staatsformen bestehen kann, und suchte weniger die christliche Moral als die religiöse Gläubigkeit und äußere Frömmigkeit zu fördern. Mochten auch bei dem weichen, für das Hohe und Gute nicht unempfänglichen, liberalen Ideen zugeneigten Kaiser Alexander und bei dem gemütvollen, frommen König Friedrich Wilhelm religiöse Rücksichten und edle Vorsätze zum Grund gelegen haben, so gab dagegen der Beitritt des prosaischen phantasielosen Kaisers Franz, und der Einfluß seines diplomatisch-klugen Ratgebers Metternich, welche schon während des Kampfes gegen Napoleon mit Sorge auf den neuen Aufschwung und die Volkserhebung geblickt und das freisinnige Verfahren ihrer fürstlichen Bundesgenossen mißbilligt hatten, dem mystisch-patriarchalisch gefärbten Bund bald jene reaktionäre aller Aufklärung und Freiheit abgewandte Richtung, durch welche er als ein schlau ersonnenes Werk der Heuchelei erschienen und zum Fluch der Völker geworden ist. Über ein Jahrzehnt stand Europa unter dem Einfluß der heiligen Allianz; Unterdrückung aller Revolutionsideen durch Bekämpfung des Grundsatzes der Volkssouveränität und des Strebens nach konstitutionellen Staatsordnungen, Erhaltung des bestehenden Zustandes oder Rückführung des alten, Hebung des monarchischen Prinzips und der Regierungsgewalt durch Festigung der patriarchalischen Verhältnisse zwischen Landesherren und Unterthanen, Pflege einer äußerlichen Frömmigkeit und Loyalität, das war das vornehmste Ziel des Bundes, der somit zu einem Bollwerk gegen jede Bedrohung der Legitimität umgewandelt ward. Neben diesem heiligen Bund mit seiner mehr und mehr hervortretenden Feindseligkeit gegen den liberalen Zeitgeist schlossen die vier Großmächte noch einen zweiten Bund von mehr sachlicher Natur. Indem sie den frühern Vertrag von Chaumont erneuerten, verpflichteten sie sich, für den Frieden Europas, der wesentlich bedingt sei durch die Befestigung der neugeschaffenen Ordnung in Frankreich und durch die Erhaltung der königlichen Autorität nebst der in der Charte begründeten Verfassung, mit ihrer ganzen Macht einzustehen. Und um die beiden Verträge und die darin ausgesprochene Politik stets frisch und lebendig zu erhalten, kamen die verbündeten Monarchen überein, von Zeit zu Zeit Fürstenkongresse anzuordnen zur Beratung der Wege und Maßregeln, wie dieses Ziel in allen Ländern erreicht, der Rat der Großmächte zu einem europäischen Amphiktyonengericht ausgebildet und die Ruhe und Wohlfahrt der Völker sichergestellt werden könne.

Der „weiße Schrecken".

Wie wenn die dämonischen Mächte dem heiligen Bund ein häßliches Zerrbild hätten gegenüberstellen wollen, kamen um dieselbe Zeit Erscheinungen zu Tage, die zu den in jenem Werk der Machthaber verkündeten Grundsätzen der Menschenliebe den schneidendsten Gegensatz bildeten. Nach dem Fall Napoleons

trat in Frankreich ein Rückschlag antibonapartistischer Bewegungen hervor und führte in der heißblütigen, von royalistischer Parteiwut und glühendem Glaubenshaß erfüllten Bevölkerung zu Greuelszenen, welche die blutigsten Auftritte der Revolutionszeit überboten und an die Scheußlichkeiten der Bartholomäusnacht erinnerten. In Marseille, Toulon, Nîmes, Avignon, Toulouse und andern Städten fielen rasende und fanatisierte Pöbelscharen über die als Protestanten, Napoleonisten oder Republikaner bekannten Einwohner her und mordeten sie zu Hunderten auf die grauenhafteste Weise. Marschall Brune, der in den Seestädten Marseille und Toulon die Ausschweifungen der royalistischen Masse mit Energie niederzuhalten suchte, wurde, als er über Avignon nach Paris reisen wollte, in der alten Papststadt an der Rhone im Gasthaus von einem wütenden
2. Aug. 1815. Volkshaufen erschossen und seine Leiche in den Strom geworfen; in Toulouse
17. Aug. fiel General Ramel, obwohl ein Anhänger der Bourbonen, als ein Opfer der Volkswut, indem er den Unfug der Royalisten zu dämpfen suchte. „Der Terrorismus ward jetzt die Waffe der Königlichen; die Protestanten mußten sich flüchten und verbergen und ihre Kirchen wurden geschlossen; Mord, Plünderung, Brand waren an der Tagesordnung; das Land war unter der Willkür der Banditenhäupter, die ihr Handwerk ungehindert unter den Augen der Präfekten und wohl selbst in ihrem Auftrag übten. Die Gerichte standen still, keine Zeitung wagte von den Schreckensszenen zu erzählen.“ In Nîmes war ein Arbeiter Dupont, mit dem Zunamen Trestaillons, der Führer einer Räuberbande, die durch ihre Bluttaten die Septembriseurs in Schatten stellte. Hölzerne Schlägel, mit Eisen beschlagen und mit Lilien bezeichnet, dienten als Waffe. General Lagarde, der den Banditenführer verhaftete, wurde einige Wochen später, als er einem Ansturm auf eine in ihrem Bethaus versammelte Calvinistengemeinde entgegentrat, von einem Nationalgardisten durch einen Schuß tödlich verwundet, der Urheber „wegen legitimer Gegenwehr“ von den Geschwornen freigesprochen. In Bordeaux fielen die patriotischen Brüder Faucher, welche den Terrorismus der Royalisten in Schranken halten wollten, einem schändlichen Justizmord zum Opfer. Das Schreckensjahr 1793 schien zurückgekehrt, nur daß die Wut eine andre Richtung nahm, der Mordstahl der Fanatiker in andre Kreise eindrang.

Strafgerichte gegen Bonapartisten.

Die Leidenschaft und Rachsucht beschränkte sich jedoch nicht auf die von wilden Trieben aufgestachelte Volksmasse; der Schrecken und die Verfolgung wurden planmäßig von oben her betrieben. Die Proklamation von Cambrai hatte von der Amnestie nur die Anstifter und Urheber der großen Zerrüttung ausgenommen. Man glaubte oder wollte glauben, die Katastrophe, welche die Bourbonen abermals in die Fremde gejagt, sei die Wirkung einer Bonapartistischen Verschwörung gewesen. Nachdem nun die zweite Restauration vollendet war, sollten die Hauptschuldigen einem strengen Strafgericht überantwortet werden, um „eine Lehre der Moral“ aufzustellen. Selbst hervorragende Häupter

aus den Kreisen der Verbündeten, insbesondere Pozzo di Borgo, ein Corse von rachsüchtiger und unversöhnlicher Naturanlage, gaben diesen Rat. Demgemäß erhielt der Polizeiminister Fouché den Auftrag, eine Liste der „großen Verbrecher" aufzustellen. Der alte Jakobiner, dem es im Bewußtsein einer schuldbefleckten Vergangenheit um seine eigne Sicherheit bange sein mochte, wenn unter dem Schirm des Grafen von Artois und der Herzogin von Angoulême die royalistische Reaktionswut immer weiter um sich griff, suchte das peinliche Geschäft zu hintertreiben, indem er dem König riet, die öffentliche Meinung zu gewinnen „durch Milde, Beruhigung und Sicherheit". Aber die rückschrittliche Strömung des Tages war nicht mehr aufzuhalten. So verfaßte er denn jene berüchtigte Proskriptionsliste, infolge deren eine Anzahl von Männern, die bisher die Geschicke Frankreichs und seiner Heere gelenkt, teils ihrer Ämter beraubt, teils in die Verbannung gestoßen, teils zum Tod verurteilt wurden. Doch dabei war Fouché zugleich bemüht, die Bedrohten durch rechtzeitige Warnungen der royalistischen Verfolgungswut zu entziehen. Auch dem Oberst Labedoyère, der in Grenoble die Garnison dem Kaiser Napoleon zuführte, hatte der Polizeiminister den Weg zur Flucht eröffnet. Als der Oberst aber nach Paris zurückkehrte, um seiner Gattin Lebewohl zu sagen, wurde er erkannt und verhaftet. Das Kriegsgericht verurteilte ihn zum Tod. Keine Fürbitte vermochte den König zur Milderung zu bewegen. Labedoyère wurde erschossen. Auch Lavalette, der als Direktor der Posten für Napoleons Wiedereinsetzung gewirkt hatte, war als angebliches Haupt der „Zivilkonspiration" von den royalistischen Heißspornen zur Hinrichtung ausersehen. Das Schwurgericht des Seinedepartements fand ihn des Hochverrats schuldig und verurteilte ihn zum Tod. Ein von ihm eingelegtes Kassationsgesuch verzögerte das Werk der Guillotine. Während dieser Spanne Zeit zwischen Leben und Sterben wurde er durch seine treue Gattin Emilie Luise Beauharnais, eine Nichte der Kaiserin Josephine, aus dem Kerker gerettet und nach etlichen Wochen wunderbarer Verborgenheit durch einige englische Offiziere aus Paris entführt. Am Todestag Labedoyères wurde ein andrer hervorragender Mann, nach dem die Bourbonistische Rachsucht lechzte, nach der Hauptstadt Frankreichs gebracht, Michel Ney, Fürst von der Moskwa. Talleyrand und Fouché hatten ihm Pässe nach der Schweiz gegeben. Aber er hielt sich im Schloß Bessoins bei Aurillac unter gastfreundlichem Dach zu lange auf, bis er erkannt und verhaftet ward. Man wollte ihn vor ein Kriegsgericht unter dem Vorsitz Monceys stellen. Aber dieser älteste der kaiserlichen Marschälle wies den Auftrag mit solcher Entschiedenheit zurück, daß er seiner Würde entsetzt und zu einer Gefängnisstrafe von drei Monaten verurteilt ward. Auch die andern Beisitzer, meistens Waffengefährten Neys, zeigten wenig Neigung zu dem peinlichen Verfahren gegen den „Tapfersten der Tapfern". Sie stimmten der Auffassung der Verteidiger des Marschalls, Berryer und Dupin bei, daß der Prozeß vor die Pairskammer gehöre. Und so geschah es. Wochenlang harrte die Welt mit großer

Margin notes: Labedoyère. — 19. Aug. 1815. Lavalette. — 20. Nov. — Marschall Ney.

Spannung der Entscheidung des zu einem Gerichtshof umgewandelten hohen Hauses. Der Hauptzeuge war General Bourmont, der kurz vor der Schlacht von Ligny die kaiserliche Fahne verlassen hatte. Vergebens beriefen sich die Verteidiger auf die Konvention von St.-Cloud, wonach niemand seiner politischen Handlungen und Gesinnungen wegen verfolgt werden sollte; vergebens wurde der Herzog von Wellington, der Mitunterzeichner jener Konvention, von seinen eignen Landsleuten und von Neys Gemahlin mit Bitten angegangen, der Stimme der Ehre und der Menschlichkeit Gehör zu geben und nicht zu dulden, daß der englische Name in dem tragischen Weltdrama auch noch mit dieser Schmach befleckt werde; der tapfere Lord blieb der Fürbitte ebenso unzugänglich wie König Ludwig kalt und ungerührt bei den Fußfällen der Frauen. Der unversöhnliche Groll der Royalisten, von dem selbst der Ministerpräsident Richelieu bei Stellung der Anklage sich fortreißen ließ, forderte den Untergang des Feldherrn, der die Kriegsehre Frankreichs durch so manche Waffenthat gemehrt hatte. Den von seinem Verteidiger erhobenen Einwand, Ney sei nach Abtretung seines Geburtsorts Saarlouis nicht mehr als Franzose zu betrachten, wies der Marschall selbst mit Unwillen zurück. Er wollte als Franzose leben und sterben. So erfolgte denn der verdammende Richterspruch der Pairs. Die Abstimmung ergab einhundertachtundzwanzig Stimmen für den Tod, siebzehn für Deportation. Die Verurteilung des ruhmgekrönten Fürsten von der Moskwa war ein Schandfleck, von dem sich die hohe Körperschaft nie zu reinigen vermocht hat, und seine
7. Dez. 1815. Erschießung an der Gartenmauer des Luxembourg, wobei er mit militärischem Geist selbst kommandierte, warf einen Makel auf Wellingtons Namen. Sechsundvierzig Jahre alt endete der heldenmütige Marschall, eine der anziehendsten Soldatengestalten aus Napoleons Umgebung, dem nichts zum Vorwurf gemacht werden konnte, als daß er seinen alten Kriegsherrn in der Stunde der Not nicht verließ. Die Welt stellte den Vorgang in eine Linie mit Nelsons Verfahren gegen Caracciolo (S. 60). Im nächsten Jahr wurden noch zwei andre Generale, welche für die Herstellung der kaiserlichen Herrschaft in Toulouse und Lyon thätig
19. Juli 1816. gewesen, Chartran und Mouton-Duvernet, kriegsgerichtlich zum Tod verurteilt und erschossen.

14. Aug. 1815. Royalistischer Fanatismus.

Mittlerweile war die Einberufung der Kammern angeordnet worden. Man ließ die Wahlkörper und die Wahlkollegien der Bezirke bestehen, wie sie die Napoleonische Maiverfassung festgestellt hatte. Da konnte man aber bald erkennen, welch ein Umschwung in der Gesinnung und Denkweise eingetreten war, wie unter dem Einfluß der neuen Präfekten und Beamten, durch die Thätigkeit der Bourbonisten und ehemaligen Emigranten, unter den aufregenden Eindrücken der letzten Wochen und unter der Angst vor Verbannungen und Hinrichtungen der Eifer und die Partei der Ultraroyalisten gewachsen war. Der König und das Ministerium Talleyrand-Fouché waren nicht mehr Meister der Bewegung: die Demagogen, die von Artois und der Herzogin von Angoulême, dem „Pavillon

Marsan" die Parole erhielten, brachten es dahin, daß die neue Nationalvertretung der überwiegenden Mehrheit nach dem Geist einer finstern Reaktion huldigte; daß sie ein politisch-klerikales System zurückzuführen trachtete, in dem die Errungenschaften der Revolution soviel als möglich ausgetilgt sein sollten. Vergebens suchte Fouché durch zwei von seinem Schützling Manuel nach seinen eignen Angaben verfaßte Denkschriften dem König die Augen zu öffnen über die Lage des Reichs und vor den Gefahren zu warnen, denen der Staat durch den Schwindelgeist der Ultraroyalisten und Fanatiker entgegengetrieben werde; die neue Hofpolitik war stärker. Fouché selbst sollte ihr bald zum Opfer fallen. Noch ehe Talleyrand, dem der Kaiser Alexander von Wien her abgeneigt war, den der Graf von Artois haßte, dem der König selbst die wie er glaubte ungünstige Wendung in dem Pariser Friedenskongreß beimaß, die erbetene Entlassung erhielt, war schon Fouché seines Amtes enthoben und mit einem Gesandtschafts- 19. Sept. 1815.
posten in Dresden abgefunden worden. Seine Stellung war unhaltbar geworden. Die Herzogin von Angoulême hatte sich standhaft geweigert, den „Königsmörder" zu empfangen, in den Vorzimmern des Königs hatte er Schmähungen hören müssen, die Abgeordneten ließen schon vor der feierlichen Eröffnung der Verhandlungen durch ihren Vorsitzenden Lainé gegen ihn protestieren. Und Ludwig XVIII. selbst fühlte keine Zuneigung für den Jakobiner des Konvents. Hatte er doch seine erste Zusammenkunft mit demselben „den Verlust seiner Jungfernschaft" genannt. So verließ denn Fouché in tiefster Verkleidung Paris, um nie wieder dahin zurückzukehren. Er reiste als Gesandter nach der sächsischen Königsstadt an der Elbe.

Fouchés Nachfolger im Amt wurde Decazes, ein gewandter Hofmann Die unfindbare Kammer und der neue Ostracismus.
von anmutigen Formen, der sich in kurzem so sehr die Gunst seines Souveräns zu gewinnen wußte, daß er zum Pair und Herzog erhoben ward; an Talleyrands Statt trat der Herzog von Richelieu an die Spitze des Ministeriums. Ihnen fiel die Aufgabe zu, das Staatsgrundgesetz des Königs gegen die Angriffe einer Kammer zu schützen, die Ludwig XVIII. selbst als eine „unfindbare", einzig dastehende bezeichnet hatte und die in der Geschichte sich durch den unglaublichen Höhegang ihrer ultraroyalistischen Gesinnung denkwürdig gemacht hat. Dieser Kammer war es denn auch vorbehalten, die Klassen und Namen derjenigen Personen zu bezeichnen, die von dem Amnestiegesetz ausgeschlossen und von dem Boden Frankreichs verbannt werden sollten. Unter ihnen befanden sich alle Glieder der Familie Bonaparte sowie die sog. Königsmörder, d. h. die Abgeordneten des Konvents, die für Ludwigs XVI. Tod gestimmt, und alle Staatsmänner und Heerführer, die während der hunderttägigen Regierung unter dem „Usurpator" ein Amt bekleidet oder eine Befehlshaberstelle angenommen hatten. In diesem Verbannungsdekret war auch Fouché inbegriffen. Er verließ daher Dresden und lebte fortan in Prag und andern Orten des österreichischen Kaiserstaats, um „in unbeachteter Muße, die für seinen Ehrgeiz Stickluft war", die

letzten Jahre auf fremder Erde zu verbringen, bis er als Verbannter am 25. Dezember 1820 sein ereignisvolles Leben in Triest beschloß.

Von den übrigen Verbannten oder Entflohenen nahmen die meisten ihren Aufenthalt in Belgien, wie Siéyès, Cambacérès, Barère, Jean Debry, David, Cambon, Merlin von Douay, sowie die Generale Lefebvre-Desnouettes, Rigaud, Drouet d'Erlon, Clausel, Lamarque, Mouton (Lobau) u. a. Manche suchten ein Asyl in Amerika, wie Joseph Bonaparte, Grouchy, Vandamme, oder in Österreich, wie Ludwig Bonaparte, die Gräfin Lipona, Murats Witwe, Maret, Thibaudeau. In Rom lebte Napoleons Mutter, Madame Lätitia und ihr Halbbruder Kardinal Fesch, in Arenenberg am Bodensee die Herzogin von St.-Leu, Hortense, Ludwig Bonapartes Gemahlin. Carnot begab sich zuerst nach Warschau, dann nach Magdeburg, Soult nach Düsseldorf. Auch Masséna wurde von den Ultraroyalisten mit einer Anklage bedroht; sein baldiger Tod (4. April 1817) entzog ihn weitern Kränkungen. Nur Davoust, obwohl Kriegsminister während der Hundert Tage, blieb unbehelligt und wurde bald nachher zur Pairswürde erhoben, weil er noch zeitig genug seinen frühern Herrn und Gebieter aufgegeben hatte.

Über diesen Vorgängen war das denkwürdige Jahr 1815 zu Ende gegangen und eine neue Ära angebrochen, deren künftiger Charakter sich aus den bisherigen Anzeichen erraten ließ. An die Stelle der Republikaner und Bonapartisten war die Kohorte Artois-Angoulême getreten, die der Volksmund als „weiße Jakobiner" bezeichnete. Mit ihr begann die Zeit der reaktionären Experimente, durch welche man den liberalen Geist zu gunsten der monarchisch-absolutistischen Autorität und der klerikal-religiösen Weltanschauung zu ersticken und zu bewältigen suchte.

B. Vom Wiener Kongreß bis zur Julirevolution.

Litteratur: Gervinus, Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen. Leipz. 1855—1866. Band 1—8. — Das schon mehrfach erwähnte Sammelwerk: Staatengeschichte der neuesten Zeit. Herausg. von Karl Biedermann. Leipzig 1858 ff. Darin Rochau, Gesch. Frankreichs seit dem Sturz Napoleons bis zur Wiederherstellung des Kaisertums; Reuchlin, Gesch. Italiens von der Gründung der regierenden Dynastien bis zur Gegenwart; Baumgarten, Gesch. Spaniens; Reinhold Pauli, Gesch. Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 u. 1815; Springer, Gesch. Österreichs seit dem Wiener Frieden; Th. v. Bernhardi, Gesch. Rußlands und der europ. Politik in den Jahren 1814—1831; Mendelssohn-Bartholdy, Gesch. Griechenlands. (Derselbe: Graf Johann Kapodistrias. Berl. 1864); G. Rosen, Gesch. der Türkei. — Die Darstellungen der Geschichte der Neuzeit von Venturini, Hermes, K. Hagen, Jäger, Bulle, Flathe u. a. — Unter den zahlreichen Büchern über die Geschichte der Restauration in Frankreich (von Lacretelle, Capefigue, Lamartine, Lubis, Dareste) sind vor allen von Bedeutung: Vaulabelle, Hist. des deux restaurations. Par. 1847 ff., das seitdem wiederholt neue Auflagen erfahren hat; Viel-Castel, Hist. de la restauration. 20. Bde. Paris 1860—1878; Duvergier d'Hauranne, Hist. du gouvernement parlementaire

en France, 10 Bde, Paris, 1862 ff. — An Wachsmuths mehrfach erwähntes Werk, das mit der Julirevolution abschließt, reiht sich an: Karl Hillebrand, Gesch. Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philipps bis zum Fall Napoleons III. Gotha 1877 ff. (in der Heeren-Ukertschen, durch Giesebrecht fortgeführten Gesch. der europ. Staaten) und dess. Verfassers: Die Julirevolution und ihre Vorgeschichte, Gotha 1881. — Für die Gesch. Italiens reichen die wiederholt angeführten Werke von Coppi und Colletta auch in die folgende Periode hinein. Dazu kommt noch: Emil Ruth, Gesch. von Italien vom Jahr 1815 bis 1850. Heidelberg 1867. 2 Bde.; Farini, Storia d'Italia 1814—1850. 2 Bde. Mil. 1864. — Für Neapel die Memoiren von W. Pepe und Carrascosa und das Buch des Grafen Orlow, Mémoires sur le royaume de Naples. 1819. — Für Spanien das schon mehrfach erwähnte Geschichtswerk von Lafuente und die Schrift des preußischen Geschäftsträgers v. Schepeler, Gesch. der span. Monarchie von 1810—1823. — Über die Unabhängigkeitskämpfe Südamerikas enthält das Gervinussche Werk in Bd. 3 und 4 die zuverlässigsten aus den Quellen geschöpften Darstellungen. — Die Geschichte Deutschlands während dieser Periode behandelt: H. von Treitschke, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert, Leipz. 1879 ff. Zur Gesch. Deutschlands und Frankreichs im neunzehnten Jahrhundert von L. v. Ranke, herausgeg. v. A. Dove, Leipz. 1887; K. v. Kaltenborn, Gesch. der deutschen Bundesverhältnisse und Einheitsbestrebungen von 1806—1856. Berl. 1857. 2 Bde; Wirth, Gesch. der deutschen Staaten von der Auflösung des Reichs bis zum Jahr 1830, fortges. von Zimmermann, Karlsr. 1847—1850. 4 Bde.; Karl Fischer, Die Nation und der Bundestag. Leipz. 1880; R. Pape, Vom alten zum neuen Reich, Leipz. 1888. Dazu eine große Zahl von Spezial- u. Landesgesch.: über Bayern (Buchner, Münch. 1820—1851; Lerchenfeld, München 1854), Sachsen (Böttiger, Hamb. 1836; Gretschel-Bülau, Leipzig 1841—1854; Pölitz, Dresd. 1824), Württemberg (Pfaff, Stuttg. 1839), Hannover (Havemann, Gött. 1853—1857; Schaumann, Hann. 1864), Baden (Bader, Karlsr. 1836) u. a. m.. Pfister, König Friedrich von Württemberg, Stuttg. 1888; Meynert, Kaiser Franz I., Wien 1872. — Zur Geschichte von England Hughes, Hist. of E. 5. edit. Paris 1836; Miss Martineau, The hist. of E. during the thirty years peace 1816—1846. Lond. 1851; Alison, Hist. of Europe from the fall of Napol. Lond. 1865. Die Biographien Cannings von Bell (Lond. 1846) und Stapleton (Lond. 1859); Spencer Walpole, Hist. of Engl. from the conclusion of the great war in 1815. 2 Bde. Lond. 1878, und für die Verfassungs- u. Rechtsgesch. die schon früher erwähnten Werke von May, Gneist, Fischel. — Über Griechenland: Gordon, Hist. of the Greek revolut. Lond. 1832 und Finlay, Hist. of the Greek revolut. Edinb. 1861. 3 Bde. Die neuhellenischen Geschichtswerke von Trikupis und Philimon sind von Gervinus und Mendelssohn benutzt worden; von Prokesch-Osten, Gesch. des Abfalls der Gr. vom türk. Reich. Wien 1867. 6 Bde.; Zinkeisen, Gesch. der griech. Revol. Leipzig 1840. 2 Bde.; G. F. Hertzberg, Gesch. Griechenlands seit dem Absterben des antiken Lebens bis zur Gegenwart. 4. Bd. Gotha 1876—1879; L. v. Ranke, Serbien und die Türkei im neunzehnten Jahrhundert. Leipzig 1879 (in älterer Aufl. unter dem Titel: die serb. Revolution). Über Mehemed Ali ein französ. Werk von Mouriez, ein deutsches von Prokesch-Osten. — Über Rußland und Polen: Tourgueneff, La Russie et les Russes. Paris 1847. 3 Bde. (auch deutsch); Spazier, Gesch. des Aufst. des poln. Volks in den Jahren 1830—1831. Altenb. 1832. 3 Bde.; v. Smitt, Gesch. des poln. Aufst. u. Kriegs 1830—1831. 3 Bde. Berl. 1848; Knorr, die poln. Aufstände seit 1830, Berl. 1880; Rom. Soltyk, La Pologne. Par. 1833. — Über Belgien und die Niederlande: Esquisses hist. de la révolut. de la Belgique en 1830, Brux. 1830, ein Tagebuch und Urkundenbuch; Huybrecht, La révol. belge de 1830; Th. Juste, La révol. belge de 1830, La Haye 1872, und andre Schriften desselben Verfassers: Les fondateurs de la monarchie belge,

eine Reihe von Biographien; le congrès national de Belgique. Brux. 1880; Nothomb, Essai hist. et polit. sur la révolution belge, 4. éd., par Th. Juste, 2 vol. Brux. 1876. — Über die Schweiz: L. Vulliemin, Gesch. der schweiz. Eidgenossensch. D. v. Keller. Aarau 1877—1878. 2 Bde.

I. Die Jahre der reaktionären Experimente und der revolutionären Gegenschläge.

I. Die Zeichen der Zeit.

Politische Gegensätze.

Kein Teil der Weltgeschichte bietet in einem Zeitraum von drei Jahrzehnten solche Gegensätze in dem Lauf des Völkerlebens dar, wie die Periode, die wir soeben durchmessen, und die fünfzehn Jahre, die den Inhalt der folgenden Blätter bilden. Dort ein stetes Werden und Vergehen im beständigen Fluß der Begebenheiten und dabei eine gehobene Seelenstimmung, wie sie das Große und Gewaltige stets in der Menschenbrust erzeugt; hier Stillstand und äußerliche Ruhe, hier und da durchbrochen durch konspiratorische Umtriebe und revolutionäre Ausschreitungen, die schon im Entstehen den Keim der Hinfälligkeit und Vereitelung in sich trugen, und dabei ein gebrochener Lebensmut, ein gedrückter Sinn, ein Gefühl der Krankheit; dort eine Politik der Vergewaltigungen und der offnen That voll großartiger Kämpfe und Kraftanstrengungen, hier ein Kabinettsregiment mit kleinlichen Mitteln, arglistiger Überwachung, heimlichen Trugkünsten, Falschheit und Argwohn. An die Stelle des demokratisch-republikanischen Volksstaats mit seinen Schrecken und der Militärherrschaft des Napoleonischen Kaisertums mit seiner Soldateska trat nunmehr ein Polizeiregiment mit einem System von Späherei und Angeberei, von Heimtücke und Mißtrauen.

Kongresse und Geheimbünde.

Die französische Revolution hatte Kräfte und Ideen aus dem dunkeln Schoß des Volkslebens in die Höhe getrieben, die, wenn sie auch äußerlich durch Waffengewalt bezwungen und niedergedrückt worden, darum doch nicht aus der Welt geschafft waren, sondern in der Tiefe der Menschenbrust fortlebten. Die europäischen Mächte glaubten daher auch nach Beendigung des Kampfes die Waffen nicht aus der Hand geben zu dürfen; vielmehr schien die Gemeinsamkeit der konservativen Interessen, welche zu dem Bund wider das revolutionäre und imperatorische Frankreich geführt hatte, zu verlangen, daß dieselbe Allianz auch noch ferner erhalten bliebe, daß das staatliche Leben auch in Zukunft unter die Zucht und Obhut der verbündeten Häupter gestellt würde, daß der Waffenvertrag von Chaumont und Paris, das europäische Schutz- und Trutzbündnis gegen die Revolution, verstärkt durch die heilige Allianz als Hüterin des europäischen

Völkerfriedens und der neugeschaffenen Weltordnung, stets kampfgerüstet daständе. Um sich dieses Berufs fortwährend bewußt zu bleiben und in allen einzelnen Fällen nach einem gemeinschaftlichen Plan zu handeln, wurden von Zeit zu Zeit, wenn die Ereignisse oder die Lage der öffentlichen Dinge ein gemeinschaftliches Auftreten oder Handeln nötig machten, Kongresse abgehalten, auf denen die verbündeten Fürsten und ihre Räte die Verhältnisse in Erwägung zogen und ihre Entschlüsse faßten. War anfangs diese politische Vorsehung auf die vier Großmächte beschränkt, welche das Napoleonische Kaiserreich zu Fall gebracht, so ward seit dem Kongreß von Aachen (1818), wo die Besetzung Frankreichs durch die fremden Truppen ihr Ende fand und die Aufstände der spanischen Koloniallande in Südamerika in Überlegung gezogen wurden, auch das Bourbonsche Frankreich als ebenbürtige Macht in die europäische Pentarchie aufgenommen. Gegenüber dieser Koalition der konservativen Kräfte, der großmächtlichen Lösch- und Versicherungsgesellschaft zur Erhaltung der Ruhe und der bestehenden Ordnung, bildeten sich in den romanischen Ländern, wo die französische Revolution die tiefsten Erschütterungen und Umwälzungen hervorgerufen hatte und nunmehr die eiserne Hand der Reaktion am schwersten auf die Geister drückte, geheime Gesellschaften, welche die Ideen des neuzeitlichen Staatslebens zu bewahren und den Vergewaltigungen durch konspiratorische Mittel entgegenzuwirken suchten. Es ist uns erinnerlich, daß schon seit Jahren in Italien ein solcher Geheimbund unter dem Namen Carbonari bestand, der von Neapel ausgehend sich über die ganze Halbinsel verbreitet hatte und mit der alten Verbindung der Freimaurer in Zusammenhang und nahen Beziehungen war. Erweckung des Nationalgefühls und der Vaterlandsliebe, Aufklärung des Volks und Abschwächung der Priestermacht, Begründung freisinniger Staatsformen auf demokratischer Grundlage waren die Hauptziele. In den beiden Königreichen der Iberischen Halbinsel bildeten sich ähnliche politische Vereine mit denselben Zielen. Ihr Programm war die Cortesverfassung vom Jahr zwölf. Der Name „Freimaurer", der ihnen beigelegt ward, weil aus dem Schoß dieses weitverbreiteten Bundes die entschiedensten Vorkämpfer der Verfassung hervorgingen, gab ihren Widersachern eine Handhabe, um den Haß und Fanatismus des bigotten Volks gegen sie zu schüren. Den Ultramontanen und der Rückschrittspartei in dem romanischen Süden waren die Freimaurer als die Träger der Aufklärungsansichten besonders verhaßt und verdächtig. Auch in dem Bourbonschen Frankreich begegnen wir Verzweigungen des Carbonaribundes zur Wahrung der Errungenschaften der Revolution gegenüber den klerikal-royalistischen Bestrebungen des herrschenden Regiments. Selbst in den harmlosen Verbindungen der deutschen Jugend auf den Hochschulen, welche an die nationalen und vaterländischen Bestrebungen des ehemaligen Tugendbundes anknüpfend ein unklares Ideal von einem einheitlichen Reich in mittelalterlicher Herrlichkeit im Herzen nährten, argwöhnten die großmächtlichen Regierungen bedrohliche Umsturzpläne.

Die Interventionspolitik der Großmächte.

Diesen Bestrebungen und Erscheinungen, die auf das Fortwuchern des Geistes der Revolution im Schoß der Völker schließen ließen, mit aller Schärfe und Gewalt entgegenzutreten, erschien dem hohen Rat der Großmächte das wichtigste Anliegen der Politik. Und wie sehr auch die Sonderinteressen in einzelnen Fällen überwiegen mochten, wie eifersüchtig das mißtrauische England auf den vorherrschenden Einfluß Rußlands blickte, „das sich zu einer Art europäischen Direktors machen zu wollen scheine," wie oft persönliche Abneigungen und zwiespältige Ziele die gemeinsame Aktion lähmten oder verzögerten: im großen und ganzen blieb das konservative Prinzip ein volles Jahrzehnt hindurch die Seele der europäischen Staatskunst. Die vier Kongresse, welche in Aachen (1818), Troppau (1820), Laibach (1821) und Verona (1822) abgehalten wurden, hatten alle den Zweck, Mittel und Wege zu schaffen, wie der Friede, die Wohlfahrt und die bestehende Ordnung in der europäischen Völkerfamilie am sichersten erhalten, der Dämon der Revolution am erfolgreichsten erwürgt werden könne. In den Jahren 1819 bis 1821, als in den beiden Halbinseln des südlichen Europa der versteckte Krieg in einen offenen ausbrach, als in den spanischen Pflanzlanden Südamerikas die Fahne der Unabhängigkeit und des Republikanismus aufgerichtet ward, als die Griechen ihren Befreiungskampf gegen die Türkenherrschaft erhoben, als in Deutschland und Frankreich der Meuchelmord im politischen Gewand auftrat, da schien die öffentliche Ruhe durch die urwüchsigen revolutionären Kräfte am meisten gefährdet, ein gemeinsames Zusammengehen der konservativen Mächte in geschlossenen Reihen im Interesse der Selbsterhaltung geboten. Die europäischen Mächte hatten dem schmachvollen Reaktionssystem in Madrid, in Turin, in Neapel, das doch notwendig zu einem revolutionären Rückschlag führen mußte, mit Ruhe und Langmut zugeschaut, höchstens die matten Mittel einer behutsamen Diplomatie in Anwendung gebracht; als nun aber der Volksunwille zur Waffe der Selbstverteidigung griff, um angeborne Menschenrechte gegen Willkür und Tyrannei zu verfechten, da zogen die Gewaltigen und Starken ins Feld, um die Aufrührer durch eine Art internationaler Polizei in Ordnung zu bringen. In Troppau und Laibach, wo die drei Monarchen von Österreich, Rußland, Preußen mit den Gesandten von England und Frankreich die Lage der Dinge in Italien vor ihr Schiedsgericht zogen, setzte es Metternich durch, daß dem Wiener Kabinett, dem „natürlichen Wächter und Beschützer der Ruhe Italiens", das Friedensgeschäft in Neapel und Piemont überlassen ward. Gern hätte der Staatskanzler in Laibach eine europäische Intervention auch in der griechischen Angelegenheit zustandegebracht, und es ging ihm sehr gegen den Sinn, daß Kaiser Alexander die Gemeinsamkeit der konservativen Interessen nicht mehr im ganzen Umfang aufrecht erhalten wollte. Im Fürstenrat zu Verona wurde dasselbe Frankreich, gegen das einst die Allianz der Erhaltung hauptsächlich geschlossen worden, dessen Regierung aber in die rückschrittliche Strömung eingetreten war,

als das Werkzeug ausersehen, das dem radikalen Cortesregiment in Spanien ein Ende machen, den Absolutismus mit der Allmacht der Hofdienerschaft und der Beichtväter herstellen sollte. Kaiser Alexander hätte lieber eine europäische Intervention mit Beteiligung russischer Truppen gewünscht, um die Revolution in ihrem Hauptherd niederzuwerfen; das Londoner Torykabinett fühlte nationale Beklemmungen bei dem zweiten Einrücken französischer Armeen in das Pyrenäenland und suchte zu vermitteln; aber die Metternichsche Politik gab auch in dieser verwickelten und zarten Frage den Ausschlag. Wie in Italien, so wurde auch in Spanien die absolute Fürstenmacht hergestellt. Wenn die gemäßigten Royalisten in Frankreich von einer „Modifikation" der Cortesverfassung im Sinn der französischen Charte gesprochen, so war das nur Blendwerk oder Selbsttäuschung. Der Feldzug endigte mit der Herstellung des „legitimen Zustandes", wie er vor dem 7. März 1820 bestanden. Jedes Zugeständnis an den Konstitutionalismus war in den Augen Metternichs eine Versündigung gegen den heiligen Geist, der in den Satzungen des Wiener Kongresses walte. Die Lehre von der absoluten Unabhängigkeit des monarchischen Willens wurde zu einem Dogma der Abgötterei ausgebildet.

Mit dem spanischen Feldzug begannen die Jubeljahre der Reaktion, bis die Pariser Julirevolution den zündenden Funken in die aufgehäuften Brennstoffe warf. Selten tritt im geschichtlichen und politischen Leben die Wechselbeziehung von Ursache und Wirkung so nachdrücklich hervor, wie sich bei diesem Ereignis nachweisen ließ. Es war gleichsam die Revolution der doktrinären Staatsvernunft, der politischen Theorie, daher auch der Liberalismus der nächsten Zeit die Logik und die Beweisgründe für seine Anschauungen von Regierung und Staatskunst aus diesem Ereignis hernahm. Und doch waren auch die Begebenheiten der großen Woche in Paris nicht viel mehr als die revolutionären Ausbrüche in den romanischen Halbinseln, nur daß die Beschaffenheit der Hauptstadt, die politische Übung und Erfahrenheit der französischen Nation, die Unschlüssigkeit und Ratlosigkeit in den Spitzen der Regierung und des Militärs dem Ausbruch der revolutionären Volkskraft mehr Bedeutung, Gewalt und Ausdehnung verlieh. Die Erschütterungen waren weder nachhaltig noch weitreichend. Der politische Prozeß setzte sich nach vorübergehenden Störungen wieder in den alten Formen fort. *Die Julirevolution.*

Der Träger und die Seele des Prinzips der unbeschränkten Herrschermacht war Fürst Klemens Metternich, der allmächtige Minister und Staatskanzler zweier Kaiser. Wir sind dem Mann, dessen politisches System durch die Gunst der Umstände für das europäische Staatsleben auf eine lange Reihe von Jahren maßgebend war, in frühern Blättern öfters begegnet. Er war kein Staatsmann von schöpferischem Genius, von mächtigen Ideen und Entwürfen, von tiefer Einsicht oder umfassenden Kenntnissen; seine Weisheit bestand wesentlich in der Aufrechthaltung der auf dem Wiener Kongreß geschaffenen Ordnung, in der Geltendmachung des monarchischen Prinzips gegenüber den volkstümlichen Strömungen, die in den revolutionären Bewegungen zu gunsten *Metternich. 1773—1859.*

konstitutioneller oder republikanischer Staatsformen hervortraten, in dem Beharren auf dem Grundsatz der Ruhe gegen ein neuerungslustiges, nach Reformen dürstendes Geschlecht. Seine konservative Staatsweisheit gipfelte in den drei Grundsätzen, die er auf dem Fürstentag von Troppau in einer Denkschrift entwickelt hatte: 1. Jede Revolution, durch eine angemaßte Gewalt ausgeführt, wird der Gegenstand einer gerechten Dazwischenkunft der Mächte. 2. Die Revolutionen, die durch die rechtmäßige Gewalt ausgeführt werden, rechtfertigen die Intervention nur in dem Falle, daß durch ihren Charakter und ihre Wirkungen die Nachbarstaaten gefährdet werden. 3. Wenn die Revolution die beiden Charaktere eines ungesetzlichen Ursprungs und einer verderblichen Überwirkung nach außen vereinigt, so erreicht das Recht der Intervention seine höchste Kraft. — Fürst Metternich war ein gewandter Höfling und Diplomat von gewinnendem Wesen, geschmeidigen Formen und feinem maßvollem Benehmen, der die Eigenschaften und Charakterzüge, die Neigungen und Schwächen der Großen und Mächtigen mit scharfem Blick erkannte und beurteilte, sie mit solcher Klugheit und Geschicklichkeit zu benutzen, an der rechten Stelle und zur rechten Zeit zu verwerten wußte, daß sie ihm zu seinen Zwecken dienten, ohne daß die fremde Einwirkung verspürt wurde. Indem er sich in die Gedanken- und Empfindungswelt andrer einnistete, verstand er es, sie für seine Auffassung und Anschauungsweise in so feiner Art zu bearbeiten, daß die andern in seinen Reden und Vorschlägen ihre eignen Ansichten zu erkennen glaubten. Und da seine eigne Weltanschauung ganz mit der herrschenden Zeitströmung übereinstimmte, so kam es, daß sein politisches System, das von der Autorität einer starken selbstbewußten Großmacht getragen war und in der Wiener Hofburg keinen Widerstand zu überwinden hatte, wie eine Vorsehung, wie der Inbegriff aller Weisheit angesehen ward. Es wird ihm nachgesagt, er habe fast nur Romane gelesen. Unzweifelhaft ist, daß er, ohne wissenschaftliche Durchbildung, ohne geistige Interessen, nur an oberflächlichen Zerstreuungen, an leichten Phantasiebildern Gefallen fand, daß ihm der Ernst des Lebens mangelte und jede Regung und Bewegung, welche das vornehme blasierte romantisch angehauchte Genußleben der höhern Stände stören oder unterbrechen mochte, widerwärtig war. Er liebte den Umgang mit Frauen, so daß die Wiener Skandalchronik viel von seinen galanten Abenteuern zu erzählen wußte; aber sie bahnten ihm auch häufig die Wege für diplomatische und politische Intrigen. Auch stand er im Ruf, daß er seine Hände nicht rein gehalten von schmutzigem Gewinn, daß er ebenso bestechlich als verschwenderisch gewesen sei. Und die wechselvolle Zeit, in welcher die Glücksgüter so gewaltsamen Wandlungen und Katastrophen ausgesetzt waren, bot tausend Mittel und Wege zu Bereicherungen und zum Gelderwerb. Außer dem Johannisberg mit seinem trefflichen Rheinwein fiel noch manches wertvolle Besitztum an das Metternichsche Familienvermögen.

Gentz. 1764–1832. Des Staatskanzlers Hauptstütze bei diesem politischen Erhaltungssystem war der uns wohlbekannte Friedrich Gentz (XIII, 689 f.), ein publizistisches Talent von hoher Begabung, von klarem Verstand und nüchternem Urteil, aber ohne sittliche Grundsätze, ohne Überzeugungstreue und Charakterfestigkeit, jeder Bestechung zugänglich, den sinnlichen Genüssen und einem epikureischen Wohlleben im Umgang mit leichtfertigen Weibern ergeben und zitternd vor dem Tod als dem höchsten Übel. Zur Zeit des Wiener Kongresses, wo er als Protokollführer seine formale Meisterschaft in dem klaren lichtvollen Anordnen und Darstellen verwickelter Aufgaben der Staatskunst an den Tag legte, nannte ihn Stein einen Menschen „von vertrocknetem Gehirn und verfaultem Herzen“. Seitdem diente er auf allen Kongressen und in den Wiener Zeitungen durch seine gewandte Feder der Metternichschen Politik, arbeitete die Staatsschriften aus und verfocht mit oratorischer und stilistischer Sophistik alle Maßregeln des österreichischen Kabinetts, alle

politischen Gänge und Ziele seines Gönners. Aber seine Staatsweisheit war ebenso unschöpferisch und unfruchtbar wie die seines Meisters. Auch er sah in der Unterdrückung und Absperrung des geistigen Lebens, in der Beschränkung aller volkstümlichen Kräfte und Einrichtungen die wirksamsten Mittel und Hebel des Regierens.

Das Streben nach konstitutionellen Staatsformen.

Wie einst der Westfälische Friede dem zerrütteten Europa eine neue Ordnung geschaffen, so hatte sich der Wiener Kongreß die Aufgabe gestellt, das durch die französische Revolution und das Napoleonische Imperatorenreich aus den Fugen gerissene europäische Staatensystem wieder einzurichten teils durch Herstellung ehemaliger Zustände, teils durch neue Schöpfungen und Gestaltungen. Dabei herrschte der Grundgedanken vor, die Ermüdung und Friedenssehnsucht der Welt zu benutzen, um die losgelassenen Geister zu fesseln, die alten Formen und Einrichtungen ins Dasein zurückzurufen, die Vorstellungskreise, in denen die frühern Geschlechter sich bewegt, wieder zur Geltung zu bringen, aus den zerschlagenen und zerstreuten Steinen einen neuen Staats- und Gesellschaftsbau aufzuführen, der mit dem zertrümmerten soviel als möglich in Übereinstimmung stehen sollte und den Bedürfnissen der Gegenwart und den Lehren der Erfahrung nur so weit Rechnung trug, als es unvermeidlich war. Kunst und Wissenschaft arbeiteten der Politik in die Hände, um den Fortschritt zu hemmen, dem Geistesleben eine rückläufige Bewegung zu geben, die Freiheit der Vernunft und der Gedanken durch gegebene Formen und Schranken zu begrenzen, sie unter die Macht der Autorität zu beugen. Allein nicht überall konnte unbedingt auf die alten Institute und Satzungen zurückgegangen werden: die Vorstellungen und Bedürfnisse waren doch gründlich anders geworden; man mußte dem Zeitgeist neue Werkstätten schaffen, diese aber so einrichten und überwachen, daß er die Grenzlinie nicht zu überspringen vermochte. Unter den Wechselfällen und Prinzipienkämpfen der letzten Jahrzehnte hatte man vielfach die Überzeugung gewonnen, daß ein patriarchalisch-monarchisches Fürstenregiment, wie es vor der Revolution bestanden, nicht wieder eingeführt werden könne, daß die Menschheit des neunzehnten Jahrhunderts eine Beteiligung der Völker an der Lenkung der Staaten und eine auf unwandelbaren Grundgesetzen ruhende Verfassung verlange. Hatte doch selbst Napoleon bei seiner Rückkunft von Elba diese Richtung des Zeitgeistes anerkannt und ihr, soviel es seine autokratische Natur zuließ, in der Zusatzakte zur Reichsverfassung gerecht zu werden gesucht. Sollten nun jetzt, da die Völker in dem gewaltigen Kampf gegen die Bonapartische Militärdespotie ihre Mündigkeit in so glänzender Weise bethätigt hatten, die verbündeten Regierungen den Forderungen der öffentlichen Meinung unbedingten Widerstand entgegensetzen? Dadurch hätte man die Keime zu neuen Unruhen und innern Kämpfen in die Erde gesenkt und den Ruf: Friede auf Erden, der so mächtig durch die Gemüter zog, unerhört gelassen. So gab man denn mehr und mehr dem Grundsatz Raum, daß in den Staaten Westeuropas die auf Englands Boden erwachsene gemischte Staatsordnung oder konstitutionelle

Monarchie, die auf einer weisen Vereinigung der Fürsten- und Volksrechte beruhe, diejenige Regierungsform sei, die dem Zeitgeist und den Volkswünschen am meisten entspreche; denn sie wahre die Würde und das Ansehen des Königtums, sichere dem Volk die ihm gebührenden Rechte, Teilnahme an der Gesetzgebung, Steuerbewilligung, Mitaufsicht über die Verwendung der Staatseinkünfte, und gebe durch eine gesetzlich geordnete Freiheit der Presse Gelegenheit zur Entwickelung und Ausbildung des Staatslebens, zur Abstellung von Mißbräuchen, Ungerechtigkeiten und unzeitgemäßen Einrichtungen. Nur sollte nicht, wie in dem britischen Inselreich das parlamentarische Regiment die monarchische Autorität in Schatten stellen, nicht die Fürstengewalt „von Gottes Gnaden" durch konstitutionelle Rechte und Verträge allzusehr abgeschwächt werden. Darum wurde in den Staaten des Festlandes, wo man dem konstitutionellen System Einlaß gewährte, in den Verfassungsurkunden das monarchische Prinzip schärfer betont, der Verantwortlichkeit der Minister das geheiligte Recht des unverantwortlichen Staatsoberhauptes zur Seite gestellt. So wurde das Repräsentativsystem, wonach die Regierungsgewalt an die Zustimmung der auf Landtagen versammelten Volksvertreter oder Landstände gebunden ist, in den mittleren und kleineren Staaten die vorherrschende Verfassungsform in Europa und fand selbst in solchen Ländern vorübergehend Eingang, wo Herkommen, Nationalcharakter oder mangelhafte Volksbildung einer erfolgreichen Wirksamkeit entgegenstanden. Von den Großmächten fügte sich, außer dem altkonstitutionellen parlamentarischen Rechtsstaat England, nur das wiederhergestellte Bourbonsche Frankreich der neuen Staatsform, aber mit innerer Abneigung der herrschenden Klassen und mit steter Abschwächung und Verkümmerung der in der Charte festgesetzten Volksrechte. Österreich dagegen, wo ein buntes Gemisch von Nationalitäten und Volksstämmen zu einem monarchischen Reich verbunden war, schloß das neue Verfassungswesen sorgfältig von seinen Ländern aus und hielt unter dem bestimmenden Einfluß des Staatskanzlers Metternich an dem patriarchalisch-absolutistischen Regierungssystem fest. Denn die in einzelnen Gebietsteilen der Monarchie bestehenden oder neu eingerichteten Landstände mit vorwiegender Vertretung des grundbesitzenden Adels hatten nur das Recht, die Steuerforderungen der Regierung zu bewilligen und zu verteilen. Auch in Preußen sträubten sich der Hof und die Aristokratie, den Forderungen der öffentlichen Meinung nachzugeben und ein königliches Wort einzulösen; und in Rußland, wo die Mehrheit der Nation aus leibeignen Bauern bestand, fehlten alle Grundbedingungen zu einer konstitutionellen Staatsform. Doch verleugnete Kaiser Alexander seinen liberalen Geist auch jetzt nicht. Er suchte die unter seinem Zepter vereinigten Polen durch Gewährung einer freisinnigen Verfassung mit Rußland zu versöhnen. Die mittleren und kleineren Staaten bewegten sich meist in ständischen Formen, teils indem sie die herkömmlichen Einrichtungen beibehielten oder durch Reformen umgestalteten,

teils indem sie sich mit neuen Verfassungen im Sinne der Zeit umgaben. Auch den deutschen Staaten war in dem Art. 13 der Bundesakte eine ständische Verfassung in Aussicht gestellt. Allein wir werden sehen, mit welchen Schwierigkeiten das konstitutionelle Staatsleben in Deutschland zu kämpfen hatte, bis es zum Sieg und zu rechter Wirksamkeit gelangte.

Suchten manche weltlichen Mächte für eine neue Ära neue Formen zu erringen, dem veränderten Zeitgeist eine wenn auch kurz bemessene und engbegrenzte Laufbahn zu schaffen, die Möglichkeit einer verjüngten Lebensentfaltung offen zu halten, so erblickte dagegen der römische Hof in der unbedingten Rückkehr zu den alten Einrichtungen und Überlieferungen das sicherste Heilmittel für alle Schäden und Gebrechen. Wie wenn das Pontifikat die schweren Demütigungen, die es von stärkern Mächten erfahren, die Nachgiebigkeit und Fügsamkeit, mit der es die Züchtigungen ertragen, durch den Schein starrer Folgerichtigkeit verhüllen und in Vergessenheit bringen wollte, verhielt es sich abweisend gegen jede Neugestaltung und zeigte gegenüber den Schwachen und Gläubigen Mut und Standhaftigkeit. Unzufrieden, daß der Wiener Kongreß nicht allenthalben die alten Zustände zurückgeführt, erhob der päpstliche Stuhl, wie einst gegen die Friedensschlüsse von Münster und Osnabrück, so jetzt gegen die Wiener Verträge Einsprache und suchte sich den Charakter der Unwandelbarkeit zu wahren durch Wiedereinführung veralteter Formen und abgestorbener Einrichtungen und Gebräuche, ohne zu bedenken, daß ein Menschengeschlecht, das von dem Baum der Erkenntnis genossen, nie wieder in den Stand der Unmündigkeit, der kindlichen Unschuld, der geistigen Armut zurückkehrt. Die römische Kurie ließ sich nicht von der Idee christlicher Duldsamkeit hinreißen, nicht zur Anerkennung des neuen Völkerrechts bewegen, wonach alle christlichen Glaubensgenossenschaften als gleichberechtigte Glieder der Völkerfamilie gelten sollten. Während die drei Monarchen ohne Rücksicht auf Konfessionsverschiedenheit sich die Hand zum Bruderbund reichten, stellte der Papst die Kongregation für Reinerhaltung des Glaubens her, erklärte die protestantischen Bibelgesellschaften für eine Pest und rief durch die Bulle Sollicitudo omnium den Jesuitenorden ins Leben zurück. Offen oder versteckt zogen die Väter Jesu bald wieder in die meisten katholischen Länder Europas ein, in Italien, die Schweiz, Belgien, Irland, Österreich, Frankreich, Deutschland, bemächtigten sich des Jugendunterrichts und streuten aufs neue den Samen religiöser Zwietracht. Als Gegenmacht gegen den aufstrebenden demokratischen Geist des nach Aufklärung trachtenden Volks erlangten die Jesuiten und alle Förderer und Träger der hierarchischen, auf Hemmung des vorwärts eilenden Zeitgeistes gerichteten Bestrebungen Gunst und Unterstützung bei den höhern Ständen, bei Fürsten, Adligen und Beamten. Die freien Regungen und die Forderungen zeitgemäßer Reformen, die sich in beiden Kirchen immer stärker kund gaben, fanden dagegen wenig Beachtung und Erhörung bei den Regierenden. Auch der abgestorbene Johanniterorden feierte wieder ein

Religiöse und kirchliche Bestrebungen.

7. Aug. 1814.

Auferstehungsfest, aber ohne verjüngte Lebenskraft. Vergebens suchte der vaterländisch gesinnte Wessenberg, Bistumsverweser von Konstanz, den Aufschwung der Seele, der sich nach dem Riesenkampf gegen den Imperator bei der deutschen Nation so jugendlich regte, zu einer friedlichen und gerechten Ausgleichung zwischen Rom und Gesamtdeutschland zu benutzen, die Verhältnisse in der Kirche und zwischen Staat und Kirche in humanem Sinn auf einem verständigen Fuß zu ordnen; er wurde von Rom verworfen, von den deutschen Fürsten verlassen und verleugnet. Die Kurie, erschreckt durch den hier und da hervortretenden Gedanken einer Nationalkirche mit Synoden und einem fürstlichen Primas, zog es vor, mit den kleineren deutschen Regierungen katholischen Bekenntnisses Konkordate, mit den evangelisch-protestantischen Konventionen zu schließen, die in der Unbestimmtheit oder Vieldeutigkeit ihrer Ausdrücke der römischen Arglist ein fruchtbares Feld geistlicher Herrschaft und Einmischung boten. Durch die Bulle
16. Aug. 1821. Provida solersque, deren Anerkennung nach der mit Preußen abgeschlossenen Übereinkunft den Frankfurter Bundesstaaten abgerungen ward, hielt Rom seine Gewohnheit fest, die Protestanten als seiner kirchlichen Aufsicht mitunterworfen, die deutschen Lande als Missionsland anzusehen, das daher unmittelbar von dem zur Ausbreitung des katholischen Glaubens gestifteten Kollegium der Propaganda regiert werden soll. Gegenüber dieser regsamen Geschäftigkeit der katholischen Kirche und des Papsttums, die durch die Hinneigung der Romantiker zur christlichen Symbolik und Mythendichtung mächtig gehoben ward, suchte der fromme König Friedrich Wilhelm III. von Preußen durch Belebung des protestantischen Glaubensbewußtseins eine Wiedergeburt der evangelischen Kirche zu bewirken, indem er am dritten Jubelfest der Reformation einen Aufruf zur freien Einigung der solange getrennten lutherischen und reformierten Konfession in eine unierte Kirche erließ, ein hochsinniger Akt religiöser Weitherzigkeit. Freudig ergriffen die gemäßigten Anhänger beider Bekenntnisse diese dem Geist der Zeit entsprechende Idee und in den meisten Staaten fand eine Vereinigung zu einer protestantisch-evangelischen Kirche statt, welche die beiderseitigen Symbole in gebührender Achtung erhält, jedoch als Glaubensgrund und Lehrnorm allein die Heilige Schrift anerkennt. Allein nicht von allen Lehrern und Bekennern evangelischer Heilswahrheiten wurde diese verjüngte Reformation mit Begeisterung ergriffen; vielfach wurde das Werk durch engherzigen Dogmen- und Konfessionsgeist verkümmert, in seiner Bedeutung und Wirksamkeit gelähmt und geknickt, eine Schädigung der protestantischen Sache, die um so empfindlicher war, als durch Niebuhrs vertrauensselige Nachgiebigkeit gegenüber den Ansprüchen Roms
16. Juli 1821. in der „Zirkumskriptionsbulle“ die hierarchischen Einflüsse in Preußen erheblich gefördert wurden.

Parteien. Bei so entgegengesetzten Zielen und Bestrebungen konnte es nicht ausbleiben, daß die europäische Menschheit sich in verschiedene Heerlager mit verschiedenen Feldzeichen und Schlachtrufen trennte, mit Wort und That nach dem Kampf-

preis rang. Abgesehen von den Ultramontanen, die ihre Parole von Rom empfingen und den vaterländisch-nationalen Interessen nur geringe Teilnahme widmeten, schied sich die Welt in zwei große politische Parteien, in die Männer des erhaltenden oder rückläufigen Prinzips, die dem Volk möglichst wenige, und in Anhänger liberaler oder in noch weiterer Folge demokratischer Grundsätze, welche demselben möglichst viele Rechte eingeräumt wünschten, und während jene die Einführung konstitutioneller Formen nach Kräften zu hindern, oder, wo sie eingeführt waren, sie auf jede Weise der demokratischen Elemente zu entkleiden suchten, war das ganze Streben der letztern auf Begründung und Fortentwickelung des konstitutionellen Lebens, auf Verbreitung größerer Einsicht in das Staatswesen und auf Mehrung der bürgerlichen Rechte des Volks gerichtet. Aus den Kreisen jener wurden im allgemeinen die Regierungen gebildet, daher die Liberalen sich meist in der Opposition befanden. Diese beiden Heerlager spalteten sich in eine Menge kleinerer Parteien oder Fraktionen von verschiedener Färbung, so daß das Parteiwesen die Seele des neuen politischen Lebens ward. In der Folge suchten die Männer der sogenannten „rechten Mitte" vergebens die entgegengesetzten Bestrebungen zu versöhnen, sie vermehrten nur die Zahl der großen Parteien durch eine neue, die, von den andern angefeindet, allen Gemäßigten, Unentschiedenen und zum Teil Furchtsamen einen gewünschten Zufluchtsort bot.

Ging auch die große Spaltung politischer Ansichten und die Parteistellung der Männer des Stillstands oder Rückschritts zu den Männern des Fortschritts durch ganz Europa, so wurde doch Deutschland vorzugsweise der Sitz der liberalen Opposition gegen das Veraltete, Herkömmliche und Bestehende in Staat und Kirche. Die Ursache davon lag teils in dem Gang der öffentlichen Dinge, teils in der deutschen Natur. Bald nach dem Frieden nahm die Politik in Deutschland eine so volksfeindliche Richtung, daß alle vaterländisch gesinnten Männer an der Verwirklichung der Verheißungen zu verzweifeln begannen und sich entweder mißvergnügt vom öffentlichen Leben zurückzogen oder sich mit Wort und Schrift, ihren einzigen Waffen, der trugvollen Staatskunst entgegensetzten. Das deutsche Volk hatte sich im Vertrauen auf die Zusicherungen der Fürsten gegen den fremden Zwingherrn erhoben, um die Fesseln einer schmachvollen Knechtschaft abzuschütteln; als aber der äußere Feind besiegt war, wurden die versprochenen Freiheiten und Güter vorenthalten oder verkümmert. Kein Wunder, daß sich das frühere Zutrauen in Mißtrauen verwandelte, und daß daraus eine mächtige Opposition gegen alle Regierungen und Obrigkeiten erwuchs. Diese Opposition wurde um so nachdrücklicher, als sie auf dem Rechtsboden stand, als sie die öffentliche Treue und Moral gegen Falschheit und diplomatische Tücke verteidigte, als sie sich auf die Ansichten und Bestrebungen der edelsten Patrioten, eines Stein, Schön, Arndt, berufen konnte; und die Worte der Liberalen fanden um so mehr Anklang in der Nation, als das öffentliche Leben an schweren Gebrechen litt und die Vorenthaltung der gebührenden Rechte eine tiefe Kluft zwischen

Der deutsche Liberalismus.

Regierungen und Volk erzeugt hatte. Die Lenker der Staaten empfanden bald diese wachsende Opposition; statt aber durch billige Zugeständnisse, durch Eingehen auf die öffentliche Meinung den Widerstand zu brechen, setzten sie ihm Gewalt, Verbote und Bestrafung entgegen und begründeten damit den verhaßten „Polizeistaat". Durch Zwang und Heimlichkeit hoffte man die widerstrebenden Kräfte zu bändigen, erhöhte aber dadurch nur den der deutschen Natur innewohnenden Widerwillen gegen jede Art von Hemmung der persönlichen Freiheit. Die Liberalen, durch den Argwohn und die Abneigung der Regierungen von jeder Beteiligung am praktischen Staatsleben ausgeschlossen, folgten der angebornen Neigung der Deutschen zu Theorien und Systemen und setzten den bestehenden Zuständen ideale Gebilde entgegen. So erhielt der deutsche Liberalismus den Charakter des Unpraktischen, und seine Opposition hatte weniger die Abschaffung bestimmter thatsächlicher Mängel und Gebrechen als die Aufstellung andrer schwer zu verwirklichender Staatsformen und idealer Einrichtungen zum Ziel. Man verließ den Boden der Wirklichkeit und bewegte sich in einer eingebildeten selbstgeschaffenen Welt; statt die neuerwachte Vaterlandsliebe zu pflegen, verfiel man wieder in die alte kosmopolitische Krankheit. Über dem Kampf um allgemeine politische Theorien und Grundsätze verloren die Liberalen das Volksleben und die untern Klassen häufig aus dem Auge und wurden daher später von den sozialen Fragen nicht minder überrascht, als ihre Gegner im Staatsregiment.

„Nur so war es möglich," schrieb einst der verstorbene Theolog Hundeshagen an den Verfasser, „daß der deutsche Liberale, anstatt eines an und für Deutschland durchgearbeiteten Ideenvorrats, in der Regel sogleich eine fertige Weltreform in der Tasche tragen konnte, daß er von neuem anstatt des doch hinreichend großen Vaterlandes einer ganzen Menschheit bedurfte, um etwas zu umschlingen, um seine hochaufbrodelnden Sympathien in irgend einen Busen auszuschütten, daß er im Überdrang des Kosmopolitismus selbst solchen Erscheinungen lauten Beifall klatschen konnte, welche unserm Nationalinteresse schnurstracks zuwiderliefen, nur vorausgesetzt, daß in ihnen das oft nur scheinbar liberale Prinzip den Sieg davontrug. Gewiß, es war ein großes Mißgeschick, daß eine solche Hintansetzung der nächsten Interessen des Vaterlandes unter einer zahlreichen Klasse sonst braver und ehrenhafter Leute einriß." — „Es war gewiß kein Segen, daß man in, wenn auch gerechter, oppositioneller Bitterkeit gegen die Regierungen wohlthätige und notwendige Maßregeln derselben nicht unterstützte, um nicht aus den Reihen eines systematischen Widerstandes herauszutreten, anerkannten Mißbräuchen und Unfugen nicht steuern half, um nicht den Schein des Polizeidienstes auf sich zu laden."

Bewegungen in der Litteratur. Alle diese Richtungen und Strömungen des politischen, religiösen und gesellschaftlichen Lebens fanden ihren Ausdruck und ihr Abbild in den künstlerischen und wissenschaftlichen Erzeugnissen der Zeit. Je mehr man die Litteratur der Aufklärung, den kritischen und zersetzenden Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts verantwortlich machte für die Ausschreitungen der französischen Revolution, desto eifriger war man bemüht, dieser vermessenen Vernunft- und Verstandesthätigkeit Schranken zu setzen, durch neue geistige Schöpfungen und

Kunstformen Zerstreutes zu sammeln, Vergessenes oder Verdunkeltes ins Dasein zurückzurufen, für die Bedürfnisse der Gegenwart und Zukunft frische Gebilde zu schaffen. Und da sehen wir denn dieselben Gegensätze und Parteirichtungen, die wir soeben in den politischen Anschauungen und Bestrebungen gekennzeichnet, auch auf dem künstlerischen und wissenschaftlichen Gebiete in Thätigkeit. In Frankreich, wo die Revolution nicht nur die alten Staatseinrichtungen vernichtet, sondern auch den gesellschaftlichen Formen und den Kunst- und Sprachregeln der Vergangenheit den Krieg erklärt hatte, suchte man neue Ideale und Musterbilder zu erzeugen teils durch Verherrlichung und Verklärung der zerstörten Überlieferungen und geistigen Schätze, oder durch Wiederbelebung verfallener Institute und Autoritäten, teils durch Fortbildung der Revolutionsideen in ihren schöpferischen Erscheinungen; in Italien, wo die Restauration alles öffentliche und nationale Leben mit starrer Todeshand niederzudrücken suchte, verfolgte die Litteratur in erster Linie politische Zwecke im Dienst einer vaterländischen Wiedergeburt; in Deutschland dagegen, wo sich die Träger des Geistes- und Gemütslebens aus Verzweiflung über die freudenleere und freiheitlose Gegenwart einem überschwenglichen Subjektivismus und Idealismus ergaben, im Reich der Träume und der Phantasie, bei den Griechen, im Orient oder in der vaterländischen Vergangenheit Trost und Erhebung suchten, gewannen die erhaltenden und rückläufigen Bestrebungen die Oberhand über die Anhänger und Verkündiger fortschrittlicher Geistesrichtungen, indem sie den freien Gedankenflug durch die Gebilde einer wuchernden Gemüts- und Phantasiewelt hemmten und im Gegensatz zu der unbefriedigenden Wirklichkeit einer einseitigen wurzellosen Idealwelt nachjagten. Und gerade dieser deutschen Litteratur und Poesie war eine Mission von der größten Bedeutung und Wirksamkeit zugefallen, deren Spuren sich in allen europäischen Staaten erkennen lassen. Es war die neuromantische Schule, die den Grund zu einer Weltlitteratur und zu einer neuen Weltanschauung legte. Sie war schon im Werden und Wachsen, als die französische Revolution ihren erschütternden Zug durch die europäischen Länder antrat. Eine geistige Gegenmacht gegen die rationalistische und skeptische Gedankenrichtung des achtzehnten Jahrhunderts, trat sie daher naturgemäß auch in einen Gegensatz zu den Ideen der Revolution selbst. Dies sicherte ihr eine weltgeschichtliche Stellung im Kampf wider die revolutionären Gewalten, daher auch ihre Häupter der Reaktion willkommene Dienste leisteten. Wir werden diese Bewegung und Zeitströmung auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft später in einem Gesamtbild zusammenfassen. Mochten auch die Geister allmählich auseinander gehen und sich neue Bahnen brechen, in den Jahren des Napoleonischen Imperatorenreichs und der Bourbonschen Restauration knüpfte die Hauptrichtung in der Litteratur, die als neuromantische Schule bezeichnet wird, mit den konservativen Kreisen in der Staatsgesellschaft einen festen Bund, der mit mehr oder minder Klarheit und Entschiedenheit den beiden Grundsätzen huldigte, daß die Interessen der Ord-

nung und des Rechts in allen Ländern eng miteinander verbunden seien und daß die wichtigste Stütze der guten Gesinnung in einer einflußreichen strengdisziplinierten Kirche gesucht werden müsse. Diese Kirche konnte nur in Rom gefunden werden. Und so sehen wir denn während der fünfzehn Jahre, da die Politik der heiligen Allianz in der Höhe war, in ganz Europa, insbesondere in Frankreich und Deutschland, katholisierende und reaktionäre Bestrebungen mit Vorliebe gepflegt und begünstigt. Wenn in Deutschland bei den Häuptern und Anhängern der Romantik mehr das Kunstinteresse als die Glaubenslehre im Vordergrund stand, so erblickten in Frankreich die Männer der erhaltenden und rückschrittlichen Politik in dem Beharrungsprinzip und Autoritätsglauben des päpstlich-hierarchischen Kirchenbaus einen sichernden Anker gegen das eigenmächtige, selbstsüchtige Hervortreten des Menschengeistes und der individuellen Vernunft. War einst im Gegensatz gegen die Kirchenlehre, welche von der erblichen Sündhaftigkeit der menschlichen Natur ausgeht, von Rousseau und der Aufklärungsphilosophie der Grundsatz aufgestellt worden, daß von Natur alles gut sei, so suchte man jetzt, nachdem durch die Greuel der Revolution die Wahrheit des Rousseauschen Prinzips in vieler Herzen erschüttert worden, wieder Heilung gegen die menschliche Verderbnis in der Geltendmachung des alten Kirchenglaubens, daß die angeborne Sündhaftigkeit der Menschennatur nur überwunden werden könne durch die Gnade und Barmherzigkeit Gottes vermittelst der heiligenden, sühnenden Kräfte und Mysterien der Kirche und ihrer Diener.

II. Frankreich unter König Ludwig XVIII.

1. Parteien und Gegensätze.

Ein Regiment mit zwei Seelen.

Wir haben den Charakter der zweiten Bourbonschen Restauration in ihrem ersten Auftreten nach dem Abzug der Fremden bereits kennen gelernt. Es war ein Regiment mit zwei Seelen, sowohl am Hof und im Ministerium, als in der „unfindbaren Kammer" und bei den Pairs. Wenn der König selbst mit seiner passiven Gemütsart und der Herzog von Richelieu, ein Edelmann von unbescholtenem Charakter und versöhnlicher Gesinnung, aber ohne Entschiedenheit und energische That- und Willenskraft, im Geist der Mäßigung nach der Verfassung regieren wollten, wie Alexander und sein Gesandter Pozzo di Borgo rieten, so drängten der „Pavillon Marsan", die Partei Artois-Angoulême, eine fanatisch-reaktionäre Kamarilla, die ihren Mittelpunkt in einer priesterlich-legitimistischen „Kongregation" hatte, und mit ihnen Graf Vaublanc, Minister des Innern, ein eitler ehrgeiziger Mann, der sich viel auf seine schriftstellerischen Verdienste und künstlerischen Fähigkeiten einbildete, zu einem rückläufigen System, zu einer Staatskunst, die über die Charte hinaus eine größere Annäherung an die aristokratischen, feudalen und hierarchischen Zustände der alten Monarchie

anstreben sollte. Die „Kongregationisten" und die Gesellschaft des „regenerierten Frankreich" in der Rue St.-Honoré, bei welcher Montmorency, Frayssinous, Villèle und andre Ultras das Wort führten, gliederten sich zu einer zusammenhängenden engverknüpften Kette, deren oberste Ringe Artois und die Herzogin von Angoulême waren, ein System, das die konstitutionelle Regierung tausendfältig durchkreuzte, ein Staat im Staate. Mit Richelieu ging der Polizeiminister Decazes, der gewandte, geschmeidige Hofmann und Günstling des Königs, mit Vaublanc der Kriegsminister Clarke.

In den beiden Kammern waren die royalistischen Ultras weitaus in der Royalistische Ausschreitungen.
Mehrheit. Da die Thronrede bei Eröffnung der Sitzungen angedeutet hatte, 7. Okt. 1815.
daß einzelne Artikel der Charte einer Revision unterworfen werden sollten, „zur Vollendung der Verfassung", so war es bei der in den gesetzgebenden Häusern vorherrschenden politischen Stimmung vorauszusehen, daß die von der Regierung eingebrachten Gesetzesvorschläge zur Erhöhung der öffentlichen Sicherheit durch Strafedikte gegen alle aufrührerischen Kundgebungen in Thaten und Wor- 16. Okt.
ten, zur Beschränkung der persönlichen Freiheit durch Zulassung außerordentlicher 18. Okt.
Verhaftungen, zur Errichtung von Prevotalhöfen, halbmilitärischen Ausnahms- 17. Nov.
gerichten, durch welche alle als aufrührerisch bezeichneten Handlungen summarisch entschieden werden möchten, daß diese drei Gesetzesvorlagen in der schärfsten Fassung angenommen werden würden, um als Werkzeuge der Rache für die Vergangenheit und eines neuen Terrorismus zu dienen. Während der Verhandlungen, die bis gegen Weihnachten dauerten, kam in beiden Kammern ein Übermaß von royalistischem Eifer zum Vorschein. Manche Pairs und Deputierte hätten lieber die ganze Charte abgeschafft gesehen. Fürst Julius Polignac und Graf Labourdonnaye-Blossac nahmen Anstoß an der Freiheit der Kulte und wollten nur mit einer Verwahrung für die katholische Religion den Eid leisten. Der Todestag des königlichen Märtyrers, der 21. Januar, wurde zu einem Fest der allgemeinen Landestrauer erhoben und zum Andenken an die ermordeten Familienglieder die Errichtung einer Kapelle nebst Denkmalen der Sühne beschlossen; dem Herzog von Berry bei seiner Verlobung mit Karoline von Neapel eine Dotation von einer Million bewilligt. Die Antwort auf die Thronrede empfahl dem König seiner Gnade Einhalt zu thun. Für die Aufpflanzung der Trikolore schien einigen Abgeordneten die im Gesetz bestimmte Strafe der Deportation zu mild, sie verlangten die Todesstrafe. Hyde de Neuville meinte, man sollte die Zahl der ordentlichen Gerichte vermindern und die Unabsetzbarkeit der Richter aufheben. Als Le Voyer-d'Argenson der Greuel im Süden Erwähnung that, wurde er von dem königlichen Konvent mit Murren vernommen, während die salbungsvolle Rede des Herrn von Trinquelaque, daß man jene Thaten der Notwehr nicht bestrafen dürfe, ruhig gehört ward. Die Heißsporne der Reaktion verlangten, daß die „Kategorien" der von der Amnestie Ausgeschlossenen vermehrt und die Verbannungen durch Gütereinziehung verschärft

würden, sie klagten über die unzeitgemäße Milde des Königs und des Ministerpräsidenten, durch welche die Straferhöhung verhindert ward. Wir haben früher erfahren, wie groß auch so noch die Zahl der ausgewiesenen Bonapartisten und Königsmörder war. Ein Herr Duplessis de Grénédan beantragte die Abschaffung der Guillotine, des königsmörderischen Werkzeugs, und die Herstellung des Galgens „mit allen seinen Vorrechten". Alle royalistischen Ausschreitungen fanden in dem Kreis Artois-Angoulême Billigung und Unterstützung. Der Minister Vaublanc, der den reizbaren, ängstlichen und vorsichtigen Richelieu nicht zu allen seinen strengen Maßregeln fortzureißen vermochte, so daß es ihm vorkam „er sei lebend an einen Leichnam gebunden", fand an dem Grafen von Artois, dem er den Oberbefehl über die Nationalgarde zuwandte, die kräftigste Stütze, um die gesamte Büreaukratie zu „reinigen" und zu einer royalistischen Garde umzuwandeln. Auch als infolge der Verträge mit den Verbündeten die Napoleonischen Heerkörper aufgelöst worden und die Neubildung der Armee stattfand, wurde bei den Offizieren mehr auf loyale Gesinnung als auf militärische Tüchtigkeit Rücksicht genommen. Schon schaute man im Pavillon Marsan mit Neid und Eifersucht auf die reaktionären Orgien in Madrid. Graf Artois hatte, wie der Minister bemerkte, den Mut, sich über die Sophismen des Jahrhunderts zu stellen, die Narrheit der freisinnigen Ideen zu verachten und zu verhindern, daß die Furcht vor den Revolutionsmännern die Göttin Frankreichs werde und die Restauration in ihrem Gange hemme. Der religiösen Politik des Pavillon Marsan und der Kongregationisten, die an der katholischen Romantik eines Chateaubriand, eines Bonald, eines de Maistre eine mächtige Stütze fand, war auch die Fürsorge der beiden Kammern für die Interessen der Kirche und des Klerus zuzuschreiben. Konnte man auch deren ehemalige Macht und Selbständigkeit nicht herstellen, so wurden doch Beschlüsse gefaßt, welche die Geistlichkeit aus ihrer Erniedrigung emporzurichten geeignet waren. Man erhöhte den Staatsbeitrag, man hielt mit dem Verkauf der noch nicht veräußerten ehemaligen Kirchengüter zurück, man räumte dem Klerus das Recht ein, mit königlicher Erlaubnis Schenkungen und Vermächtnisse anzunehmen, man traf Vorbereitungen, um den Geistlichen wieder den öffentlichen Unterricht in die Hände zu liefern, die „Freiheit" der Kirche, wie die Klerikalen sie verstanden, herzustellen, man strich
8. Mai 1816. die Ehescheidung aus dem bürgerlichen Gesetzbuch.

Blacas, der Günstling Ludwigs, der nach Vollendung der Restauration als Ge-
Juni 1817. sandter nach Rom geschickt worden, schloß mit dem päpstlichen Stuhl ein Konkordat ab, kraft dessen das Bonapartische Werk, das schon um seines Ursprungs willen den ultramontanen Kreisen verhaßt war, im Sinn des alten Konkordats vom Jahr 1515 abgeändert, die Freiheiten der gallikanischen Kirche und die organischen Artikel thatsächlich preisgegeben und die vorrevolutionäre Kirchenverfassung wieder hergestellt werden sollte, eine Vereinbarung, die jedoch in der mittlerweile umgestalteten Deputiertenkammer beanstandet und von den altliberalen Geistlichen, wie Grégoire, heftig bekämpft ward.

Die drei Ausnahmsgesetze begründeten einen neuen Terrorismus in Frankreich: ein Ausspähungs- und Angebersystem, das sich nicht auf Worte und Handlungen beschränkte, sondern selbst in Mienen und Geberden die geheimen Gedanken und Gesinnungen zu erraten bemüht war; Verstrickungen und hinterlistige Verführungen, verleumderische Anklagen, falsches Zeugnis und alle jene gehässigen Kunstgriffe, Verdächtigungen und Umtriebe eines parteiwütigen, verfolgungssüchtigen Geschlechts kamen in Übung und begründeten eine Polizei- und Beamtentyrannei, die an die Schreckenstage der Revolution erinnerte. Hochverratsprozesse, nächtliche Haussuchungen, Gefängnisstrafen, Ortsverweisungen waren tägliche Vorkommnisse in allen Städten und Provinzen. Die Zahl der bis Ende August 1815 vorgenommenen Verhaftungen ward auf 70,000 Personen angeschlagen und Marschall Maison konnte sich in einer Denkschrift an den König rühmen, daß er in Paris allein mehrere hundert Militärs habe in Haft bringen und fast 20,000 überwachen lassen. Gleichen Eifer entfalteten die Präfekten gegen verdächtige Beamten und Maires. Amtliche Gewaltthat trat an die Stelle des persönlichen Rechts. Präfekten wie Montlivaut und Trouvé von der Isère und Aude, wie der Marquis Villeneuve vom Cherdepartement erinnerten an die blutigen Assisen des englischen Oberrichters Jeffreys (XII, 498 f.), wie die „unfindbare Kammer" an das Kavalierparlament nach der Restauration der Stuarts (XII, 244). Reaktionärer Terrorismus.

Durch die politischen Prozesse vor den Ausnahmsgerichten wurden dem neuen Moloch viele Opfer dargebracht. Eine unbesonnene Verschwörung eines Advokaten Didier in Grenoble, im Interesse des Herzogs von Orleans, hatte nicht nur die Hinrichtung des Urhebers, den einige Genossen wegen des hohen Kopfpreises auslieferten, zur Folge, sondern brachte auch zweiundzwanzig meistens blutjunge Leute, deren Schuld sehr zweifelhaft war, auf das Schafott. Im nächsten Monat wurden in Paris drei andre Verschwörer mit der Strafe der Vatermörder hingerichtet, ohne daß der Ankläger, der im Dienst der Polizei stand, ihnen bei dem gerichtlichen Verhör gegenübergestellt worden wäre, und noch im Jahr 1817, als schon das System des „weißen Schreckens" durch Veränderungen im Ministerium und in der Gesetzgebung abgeschwächt war, wurden in Lyon auf Grund provokatorischer Umtriebe und zweideutiger Denunziationen etliche hundert Personen in Haft und Untersuchung genommen und mehrere davon als Verschwörer hingerichtet. Die Lyoner Gerichtsgreuel, wobei General Canuel, Militärbefehlshaber in der Rhonestadt, der sich wie Donnadieu in Grenoble durch royalistischen Eifer bei dem Pavillon Marsan in Gunst zu setzen suchte, eine sehr zweideutige Rolle spielte, bewogen endlich das Ministerium, den Marschall Marmont in außerordentlichem Auftrag zur Untersuchung der Sachlage nach Lyon zu schicken. Dieser erkannte aus den Nachforschungen, die sein Adjutant Oberst Fabvier anstellte, daß die angeblichen Verschwörungen großenteils auf die Anreizungen von Polizeiagenten zurückzuführen seien, ausgehend von der boshaften Absicht, eine künstliche Gärung hervorzurufen und die Regierung zu energischeren Maßregeln zu treiben. Der Gerichtsgang wurde eingestellt, aber die Toten konnten nicht wieder erweckt werden. Die Enthüllungen über die eigentlichen Triebfedern der Lyoner Unruhen, welche später Fabvier in der Zeitschrift „Historische Bibliothek" veröffentlichte, entzündeten die Partei- Mai und Juni 1815.

wut bis zu Injurienprozessen und Zweikämpfen. Der Herzog von Orleans hielt es für geraten, seinen Aufenthalt in London zu nehmen.

Kongregation und innere Mission. Hand in Hand mit der Polizei- und Beamtentyrannei und den politischen Gerichtsverfolgungen ging der Fanatismus einer bigotten, rachsüchtigen Priesterschaft, die mit Hilfe der Hofkongregation den religiösen Unglauben und die Gleichgültigkeit des Volks gegen die Lehren und Kultusgebräuche der katholischen Kirche zu unterdrücken bestrebt war. Der König, obwohl im Herzen ein Freigeist, ließ aus Politik und Phlegma die klerikal-royalistischen Umtriebe gewähren. Man ging gegen die Voltairianer und Freidenker mit kirchlichen Strafen vor, versagte ihnen die Gnadenmittel und den geistlichen Beistand, eiferte in Kanzelreden und Hirtenbriefen gegen Gleichgültigkeit; man suchte die konstitutionellen Geistlichen zu verdrängen, den Aberglauben und den Heiligen- und Reliquiendienst zu beleben, Weltlust und gesellige Freuden durch eine finstere Asketik zu bekämpfen. Zelotische Bußprediger, meistens aus dem Jesuitenorden hervorgegangen, durchzogen als Apostel der „innern Mission" die Provinzen, um die Wunden, welche die Aufklärung geschlagen, die Revolution offen gelegt hatte, durch die Erweckung äußerlicher sinnlicher Wundergläubigkeit und Marienverehrung, durch pomphafte phantastische Prozessionen zu heilen. Gegen Verspottung und lärmende Störungen von seiten der Weltkinder und der studierenden Jugend mußten die Bußprediger oft in den größern Städten durch Polizeimannschaft und Soldaten geschützt werden. Wie einst der Hof und die vornehme Gesellschaft zur Zeit Ludwigs XIV. zur Bekehrung der Hugenotten auszogen, so jetzt der ultramontane Klerus, der legitimistische Adel und in beider Gefolge die neuromantische Poesie gegen die philosophische und liberale Geistesrichtung des achtzehnten Jahrhunderts. Durch „christliche Schulen" und „kleine Seminarien" nach jesuitischer Lehrmethode, durch Vereine und Genossenschaften, durch Verbreitung von Andachtsbüchern wußte die priesterliche Propaganda der Kongregation und der innern Mission für ihre Zwecke zu wirken. Schutz und Gunst von oben verlieh ihrer Wirksamkeit Nachdruck.

Auflösung der unfindbaren Kammer. Wechsel im Ministerium. Bei so leidenschaftlichen Parteigegensätzen konnte kein gesundes Staats- und Rechtsleben in Gang kommen. Was half es, daß bei den Deputierten einige Redner wie Lainé, Royer-Collard, St.-Aulaire, im Oberhaus Lally-Tolendal, Molé, Lanjuinais, die Herzöge La Vauguyon und Choiseul, für die Verfassung und freiheitliche Entwickelung eintraten, sie bildeten gegenüber der reaktionären Strömung eine geringe Minderheit. Den König beschlich ein unheimliches Gefühl; er beschloß dem ungestümen Eifer der Faktion Artois Einhalt zu gebieten; ein eigenhändiger Brief des Kaisers Alexander, der von Richelieu veranlaßt den König ermahnte, im Interesse der Ruhe Frankreichs und des allgemeinen Friedens in Europa das konstitutionelle Staatswesen auf Grund der Charte aufrecht zu erhalten, bestärkte ihn in seinem Vorhaben. Auch der Minister Decazes, der Ludwigs ganzes Vertrauen und höchste Gunst besaß und mit dem

eiteln ehrgeizigen Vaublanc in Feindschaft lebte, wirkte in dieser Richtung. Selbst Chateaubriands Schrift „Die Monarchie gemäß der Charte“ war eine scharfe Waffe gegen das überroyalistische Regiment. Wir werden den romantischen Dichter, der uns schon aus der Napoleonischen Zeit bekannt ist, an einem andern Ort in seiner Stellung zur Restauration kennen lernen. „Er war in seiner ganzen politischen Laufbahn immer geteilt zwischen der Begierde zu regieren und der Sucht, die Regierenden anzufechten, aber er schien sich allezeit, in der ritterlichen Eitelkeit auf des Schwächeren Seite zu sein, in der letztern Rolle, in den Minderheiten der Widerstandsparteien behaglicher zu fühlen.“ In den Tuilerien wurde ein Wechsel des Ministeriums und die Auflösung der unbotmäßigen Kammer beschlossen. Wenn der Verfasser des „Genius des Christentums“ im Grund seines Herzens gehofft haben mochte, er selbst würde in den Ministerrat berufen werden, so erfuhr er eine bittere Täuschung. Ludwig XVIII. war ein zu großer Gönner der klassischen Richtung in der französischen Litteratur, als daß er das Haupt der Romantiker hätte an seiner Seite dulden mögen. Vielmehr bewirkte Decazes, daß der König an Stelle Vaublancs einen Vertrauten und Mai 1816. Gesinnungsgenossen Richelieus, den freiheitliebenden wohlgesinnten Lainé, der sich während der Herrschaft der hundert Tage einen guten Namen erworben, zum Minister des Innern ernannte. Einige Zeit nachher erfolgte die Auflösung der „unfindbaren Kammer“, weil, wie es in der Verordnung hieß, die Verfassungsurkunde unverletzt erhalten werden sollte. 5. Sept.

Die eigentliche Ursache war aber der Zwiespalt der Regierung und der Deputierten Wahlgesetz. über das Wahlgesetz. Waren auch beide Gewalten darüber einig, daß man den Zensus so hoch greifen müsse, daß nur eine geringe Zahl von Wahlberechtigten sich ergab, und die Abgeordneten selbst, die ihr Mandat ohne Diäten zu üben hatten, der Klasse der Höchstbesteuerten entnommen werden sollten, so gingen dagegen über andre Bestimmungen die Ansichten der Regierung und der Gesetzgebenden Körperschaft weit auseinander. Die Vorlage der Minister verlangte, daß die höheren Beamten, Richter und Bischöfe von Rechtswegen in den Wahlkollegien Sitz und Stimme haben, daß jährlich ein Fünftel der Deputierten austreten und Neuwahlen vorgenommen werden sollten, während die Kammer für den Gesetzentwurf Villèles in die Schranken trat, nach welchem fünfjährige Parlamente mit Auflösung des ganzes Hauses nach Verlauf dieser Frist festgesetzt und den reichen Grundbesitzern das Übergewicht in den Wahlkollegien verschafft werden sollte. Die Absicht, die unfindbare Kammer für das nächste Lustrum beisammen zu halten, war trotz der mehr demokratischen Bestimmung über die Wahlart nicht zu verkennen.

Die neue Kammer, die am 4. November eröffnet ward, hatte ein andres 4. Nov. Das Ministerium Richelieu-Decazes und die neue Kammer. Aussehen. Die Rechte, wo die Führer der Ultraroyalisten, die Villèle, Labourdonnaye, Corbière, Bonald, Castelbajac ihre Sitze nahmen, war gegenüber dem rechten und linken Zentrum, wo die Konstitutionellen, und der Linken, wo die „Independenten“ aus den Kreisen Lafayettes ihre Plätze hatten, in der Minderheit. Mit den Männern des rechten Zentrums, aus deren Mitte Royer-

Collard, das Haupt der Schule der „Doktrinärs", zum Vizepräsidenten gewählt ward, ging die Mehrzahl der Minister und der hohen Beamten, unter ihnen Guizot und Molé Hand in Hand. Sie waren für Befestigung und Ausbau des konstitutionellen Staatslebens auf Grund der Verfassungsurkunde. Ludwig XVIII. selbst liebte es, als treuer Wächter seiner Charte angesehen zu werden. Die Thronrede mißbilligte den heftigen Eifer der vorigen Kammer. Es trat zwar bald genug zu Tage, daß weder der König noch das Ministerium große Neigung hatten, mit aufrichtiger Hingebung in das parlamentarische System einzutreten, die monarchische Gewalt durch die nationale Vertretung herabdrücken zu lassen; aber für den Augenblick suchten sie mit den Kammern in gutem Einvernehmen zu bleiben. Dies wurde denn auch ermöglicht durch den gemäßigten Charakter des Ministeriums Richelieu-Lainé-Decazes, denen kurz
19. Jan. 1817. nachher noch Pasquier, ein ehrgeiziger Streber aus Talleyrands Schule von hoher geistiger Begabung, als Leiter der Justiz zugesellt ward. Dieses Kabinett glaubte in einer mittleren Richtung zwischen Reaktion und Liberalismus am sichersten zu fahren, wobei aber nicht fehlen konnte, daß es oft schwankend und unentschieden auftrat und nach keiner Seite völlig genügte. So konnte denn ein Wahlgesetz vereinbart werden, das zwar bei der geringen Zahl der Wahlberechtigten keine wahre Nationalvertretung schuf, aber doch ein monarchisches Regiment innerhalb der konstitutionellen Formen gestattete.

Das neue Wahlgesetz. 5. Febr. Das neue Wahlgesetz bestimmte, daß in jedem Departement ein Wahlkollegium zusammengesetzt werden sollte aus französischen Bürgern, welche das dreißigste Lebensjahr überschritten und dreihundert Frank Steuer entrichteten, daß von diesen Wahlkörpern durch einzige und direkte Wahlhandlung die Deputierten, zweihundertachtundfünfzig an Zahl, gewählt werden sollten, die mindestens vierzig Jahre zählen, tausend Frank Steuern zahlen mußten und für ihre Arbeiten weder Gehalt noch Entschädigung zu beziehen hätten. „Dies System, wonach etwa neunzigtausend Wähler die Abgeordneten aus sechzehntausend Wählbaren ernannten, sollte den demokratischen Gefahren durch die Ausschließung der Besitzlosen und zugleich den aristokratischen Gelüsten begegnen, indem es Kapitalisten, Industrielle und vermögende Beamte, den eigentlichen Mittelstand, zur Wahl berief." Der Austritt eines Fünfteils in jedem Jahr war geeignet, der Körperschaft stets frische Kräfte zuzuführen.

Opposition der Royalisten. Dieses Wahlgesetz konnte nur nach heftigen Kämpfen gegen die Ultras auf der Rechten erzielt werden, weil durch dasselbe der Schwerpunkt des Staatslebens nicht in die großen Grundbesitzer aus den alten Adelsgeschlechtern zu liegen kam, sondern in die begüterte Mittelklasse, somit ein Fortschreiten auf der Bahn des Konstitutionalismus vorauszusehen war. Noch schärfer war die Opposition der Königlichen gegen die von den Ministern in Vorschlag gebrachte Milderung der Ausnahmsgesetze, durch welche die Freiheit der Presse und der Rede und die persönliche Sicherheit so schwer geschädigt war. Und hierbei hatten sie den Vorteil, daß sie sich mit dem Schein des Liberalismus und volkstümlicher

Gesinnung decken konnten, indem sie gegen alle Ausnahmsmaßregeln zu Felde zogen. Die mit der Verfassung in Widerspruch stehenden Ausnahmsgesetze blieben vorerst in Kraft.

Frankreich und der Aachener Kongreß.

Um so entschiedener war der Sieg der Gemäßigten bei dem Rekrutierungsgesetz vom 6. März 1818, das Gouvion St.-Cyr, der an Clarkes Stelle das Kriegsministerium übernommen hatte, durchführte. Wie entsetzte sich die hochroyalistische Partei, als infolge dieses neuen Heergesetzes, das freiwillige Einschreibung in die Werbelisten mit Einberufung durch Losung nach dem Bedarf verband, und an dem Aufsteigen nach der Fähigkeit ohne Rücksicht der Geburt festhielt, eine Menge Napoleonischer Soldaten wieder in die Armee aufgenommen wurden! Dafür hatte Ludwig den Triumph, daß die fremden Besatzungstruppen, deren Unterhaltungskosten der französischen Staatskasse sehr drückend waren, mittels finanzieller Verträge mit den beteiligten Regierungen und mit Hilfe von Anlehen und Renteneinschreibungen um ein Fünftel vermindert wurden, ein Zeichen, daß die ausländischen Mächte Vertrauen hegten in die Dauer der neuen monarchischen Ordnung. Die denunziatorischen Umtriebe der Ultraroyalisten blieben wirkungslos, obwohl sie sich nicht scheuten unter Mitwissen und Billigung der verborgenen Macht hinter dem Thron, durch eine geheime von Vitrolles verfaßte Denkschrift an die verbündeten Höfe die Zustände Frankreichs als höchst bedrohlich und revolutionär darzustellen, um der Reaktion neue Kräfte zuzuführen und den Kaiser Alexander zu bewegen, einen Minister- und Systemwechsel bei dem „jakobinischen König" zu veranlassen. (Januar 1818.) Alexander schenkte dem beruhigenden Bericht Richelieus mehr Glauben als der gehässigen verleumderischen Denkschrift, die ihm durch seinen Adjutanten Orlow überreicht worden war. Ja als im Herbst die drei Monarchen von Österreich, Rußland und Preußen sowie die einflußreichsten Minister und Staatsmänner Europas sich der Verabredung gemäß zu dem ersten Kongreß in Aachen einfanden, (Sept. u. Okt.) brachte es Richelieu, der sich noch immer der besonderen Gunst des Zaren erfreute, mit Hilfe von Pozzo di Borgo dahin, daß die völlige Räumung Frankreichs von den fremden Besatzungen beschlossen und noch vor Ende des Jahres durchgeführt ward. Wie freute sich Ludwig, als Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm ihm in Paris einen Besuch abstatteten und ihre Zufriedenheit mit seinem Regiment aussprachen! Die Wirkungen der denunziatorischen Anklage, die das Einschreiten des Auslandes zu gunsten der Reaktionäre herbeiführen sollte, fiel auf die Urheber zurück. Vitrolles wurde aus dem Staatsrat entfernt und Artois verlor den Oberbefehl der Nationalgarde. Ludwigs Eintritt in die heilige Allianz wurde als Symbol der völligen Versöhnung Frankreichs mit den verbündeten Mächten angesehen. Waren doch in den letzten drei Jahren in den meisten Staaten so viele Anzeichen revolutionärer und konspiratorischer Bewegungen hervorgetreten, daß die Gemeinsamkeit der monarchischen und konservativen Interessen eine vereinigte Gegenwehr und eine Erneuerung des frühern Kriegsbundes als ratsam

15. Nov. 1818. und notwendig erscheinen ließ. Nun konnte dem Aachener Protokoll die Erklärung beigefügt und den europäischen Höfen mitgeteilt werden, daß der französische König mitumschlungen sei von dem unter den Fürsten gestifteten Band der christlichen Bruderliebe. Frankreich sah jetzt wieder die eignen Fahnen auf seinen Festungen wehen und die greifbare, von Waffengewalt unterstützte Bevormundung der Fremden von sich abgewälzt. Allein die Erneuerung jenes Quadrupelvertrags vom Jahr 1815 in geheimen Konferenzen der vier Mächte deutete doch noch immer auf ein tiefes Mißtrauen, das Vorsicht zu gebieten schien.

Das Bourbonsche Königtum und die nationale Stimmung.

Diese Versöhnung mit dem Ausland schien auch im Innern zu einer Beruhigung der Geister, zu einer Ausgleichung der Gegensätze, zu einer Verständigung der Parteien und zu einem nationalen Zusammenwirken aller Staatsglieder für die Wohlfahrt des Ganzen führen zu müssen. Und in der That wies die letzte Periode des Ministeriums Richelieu ein Staatswesen in Frankreich auf, das einen ruhigen Entwickelungsgang der öffentlichen Dinge erwarten ließ. Man konnte glauben, daß die Betrachtungen über die französische Revolution, welche Frau von Staël bei ihrem Tod der Nation als Vermächtnis hinterlassen, ein Buch „das aus den unfruchtbaren und gewaltsamen Kämpfen der politischen Faktionen zu dem gesetzlichen Wetteifer grundsätzlicher Parteien zurückrief," in den Gemütern aller Patrioten eine wohlthätige Wirkung erzeugen, sie zu einer fruchtbaren Thätigkeit für das allgemeine Wohl mit gegenseitiger Anerkennung und Würdigung der Ziele und Bestrebungen anfeuern würden. Die politischen Parteien hatten sich allmählich zu festen Prinzipien geeinigt, die, wenn auch nach entgegengesetzten Richtungen auseinander gehend, doch nicht mehr den leidenschaftlichen stürmischen Charakter von ehedem zeigten. Sowohl die „Unabhängigen" aus den Kreisen Lafayettes, die jetzt allgemein mit dem aus Spanien herübergekommenen Namen Liberale bezeichnet wurden, und deren Repräsentanten in der Kammer die Linke bildeten, als die Fraktionen des Zentrums, die bei der Abstimmung den Ausschlag gaben und sich den von den Gegnern ihnen beigelegten Namen Doktrinäre gefallen lassen mußten, waren darin einig, daß man das konstitutionelle Staatsleben auf Grund der Verfassungsurkunde ausbauen müsse. In diesem Sinn wirkte die einflußreichste Zeitung „Minerva". Aber man hatte kein rechtes Vertrauen, daß die Regierung der Charte aufrichtig zugethan sei. Weder der König noch die Räte der Krone waren geneigt, das persönliche Regiment unter die zwingende Gewalt eines allmächtigen Staatsgrundgesetzes mit parlamentarischer Zugabe zu beugen, sie sahen die Charte nur als eine von der öffentlichen Meinung gegen ihre Überzeugung auferlegte notwendige Last an. Die Presse wurde scharf überwacht, die Zensur häufig mit Parteilichkeit gehandhabt, einzelne Bestimmungen der Verfassungsurkunde willkürlich gedeutet oder umgangen. Man fand, daß die Charte keine Wahrheit sei. So gewann denn die Opposition immer mehr Boden.

Man fing in den Kreisen der Liberalen an, in dem Bourbonschen Haus „einen aller gesetzlichen Freiheit widerstrebenden Feind" zu erblicken. Wenn aber das herrschende Königshaus schon in den oberen Schichten, welche den thatsächlichen Verhältnissen mehr Rechnung zu tragen geneigt sind, wenig Ergebenheit vorfand, wie mußte erst die Unbeliebtheit in der Masse des Volks sich steigern, deren politische Ansichten hauptsächlich durch Gefühl und Phantasie bestimmt werden! Je mehr das Kaiserreich in die Ferne rückte, desto höher stieg die Bewunderung für den glanzvollen Herrscherbau und die hohen Gestalten, die ihn gegründet. Das imperatorische Frankreich hatte einst der Welt Gesetze gegeben und jetzt führte das Ausland selbst in den Tuilerien das entscheidende Wort. An die Stelle eines Heroengeschlechts, wie den Nachgebornen die kaiserliche Herrlichkeit vorschwebte, war eine Generation von schwächlichen Epigonen getreten, die mit kleinlichem Geist die große Vergangenheit herabzuwürdigen und auszulöschen bestrebt war. Wir werden später die Wandlungen kennen lernen, welche sich im Geistesleben und in der Litteratur vollzogen. Die Vergangenheit und die Gegenwart lagen wie zwei durch eine weite Kluft getrennte Welten einander gegenüber. Die Phantasie des Volks weilte bei den großen Toten und Verbannten. In jeder Bauernhütte prangte das Bildnis des Imperators; in elegischen Liedern feierte man sein Andenken und sein tragisches Geschick. Gegenüber solchen volkstümlichen Stimmungen vermochten die Bourbonen nie populär und national zu werden.

In Aachen erfuhr Richelieu, daß die Deputiertenwahlen bei der Erneuerung des Fünftels für die Kammer dank der Thätigkeit der liberalen Presse, insbesondere der Minerva, der Mehrheit nach auf die Männer des Fortschritts gefallen. Die Namen Lafayette, Manuel, Bondy, Grenier, Benjamin Constant, erinnerten an die Herrschaft der hundert Tage. Gerade damals schwirrten allerlei Gerüchte von demagogischen Umtrieben durch die Luft, die ihres Eindrucks auf das erregbare Gemüt Alexanders nicht ermangelten. Die geheime Denkschrift der Ultras gewann jetzt in seinen Augen mehr Gewicht; er empfahl seinem Schützling Richelieu einen Wechsel des Systems, eine Abänderung des freisinnigen Wahlgesetzes, eine Annäherung an die Royalisten. Metternich und selbst Wellington traten dieser Ansicht bei und König Ludwig schien nicht abgeneigt dem Ausland, das ihm gerade jetzt ein so offenkundiges Zeugnis des Vertrauens erteilt, auch seinerseits Beweise von Erkenntlichkeit zu geben. Voll Beklemmung kehrte Richelieu aus der angsterfüllten Luft von Aachen nach Paris zurück. Die Adresse auf die Thronrede betonte die Anhänglichkeit der Kammer an die Charte in allen ihren Bestimmungen. Daraus konnte Richelieu schließen, daß er eine Änderung des Wahlgesetzes nach dem Sinn der Mächte nicht durchführen könne, zumal da das Ministerium gespalten war. Er selbst und Lainé wollten sich dem Druck von außen beugen, Decazes dagegen und mit ihm St.-Cyr, waren der Ansicht, es sei besser mit einemmale zu bekennen, daß Frankreich keine russische Provinz

Richelieus Rücktritt.

sei, als unter dem bloßen Schein der Freiheit Rußlands Ketten zu tragen. Es folgte eine Ministerkrisis. Der König, der sich ebenso ungern von Richelieu trennte als er den ihm so lieb gewordenen Umgang mit Decazes missen wollte, suchte zu vermitteln; aber die Meinungen und Absichten gingen zu weit auseinander. So erhielten denn Richelieu und Lainé ihren Abschied. Ein neues Kabinett trat ins Leben, in welchem General Dessolles, ein dem russischen Kaiser angenehmer Mann, den Vorsitz und die auswärtigen Angelegenheiten übernahm, Decazes aber als Minister des Innern den größten Einfluß hatte, die Seele und
27. Dez. 1818. das eigentliche Haupt der Regierung ward. Richelieu schied aus seinem Amt mit dem Ruf eines hochsinnigen, ehrenwerten Mannes von aufrichtigem Vaterlandsgefühl, frei von Eigennutz und Selbstsucht. Veränderungen im Staatsrat und in den Beamtenkollegien sowie die mehreren Verbannten und Ausgewiesenen erteilte Erlaubnis zur Rückkehr waren Anzeichen, daß das neue Ministerium entschlossen sei, sich mehr auf die Liberalen und Konstitutionellen des Abgeordnetenhauses zu stützen als auf die Pairs, wo die Königlichgesinnten die Majorität bildeten, wenngleich sich auch hier eine gemäßigte Gruppe, nach ihrem Führer „Cardinalisten" genannt, von der Partei der Übereifrigen trennte.

Das Ministerium Dessolles-Decazes. Der Liberalismus auf der Höhe.

Nun trat ein politisches System ins Leben, das zu der Richtung von 1815 das Gegenstück bildete. Als in der oberen Kammer der Antrag auf eine Reform des Wahlgesetzes und auf eine Veränderung der Budgetaufstellung angenommen ward, bewog Decazes den König, daß er fünfundsechzig neue Pairs ernannte, die fast sämtlich dem Kaiserreich gedient hatten, darunter hervorragende Männer wie Lebrun, Champagny, Lefebvre, Davoust, Jourdan, Moncey, Suchet, und brachte bei den Abgeordneten drei Gesetzesvorlagen ein, wodurch die Presse erleichtert und freier gestellt, statt der Zensur eine Kaution eingeführt ward und
22. März 1819. Preßprozesse vor den Schwurgerichten verhandelt werden sollten. Wie sehr immer die Royalisten, voran der Pavillon Marsan, „das nach Paris verpflanzte Koblenz," gegen den neuen Jakobinismus im Regiment sich ereiferten, der König und die Minister hielten das freisinnige System aufrecht. Die Spannung zwischen Ludwig und Artois steigerte sich zu völliger Entzweiung. Die Kamarilla des Pavillon Marsan bildete fortan eine geheime Regierung hinter und neben dem Thron. In den Kreisen der Liberalen wurde damals viel von den Vorgängen Englands in den letzten Regierungsjahren Karls II. geredet und geschrieben: die Gleichartigkeit oder Ähnlichkeit der Verhältnisse lag auf der Hand. Wie dort wurde auch hier eine Änderung der Erbfolge in Überlegung gezogen. Lafayette und seine Gesinnungsgenossen dachten an den Herzog von Orleans; in den Niederlanden bildete sich unter den französischen Flüchtlingen und Verbannten ein Komplott, um auch in Frankreich einen Oranier dem Thronerben Artois entgegenzustellen, dem Prinzen von Oranien, der in die Pläne eingeweiht war, eine ähnliche Mission anzuvertrauen, wie einst die englischen Ausgewan-

derten und Whigs seinem Vorfahren Wilhelm III. Man zählte dabei auf die Unterstützung des Zaren, der mit dem niederländischen Thronfolger verschwägert war. In Frankreich selbst bestanden politische Vereine, welche die Verbreitung freisinniger Ideen und die Fortbildung des konstitutionellen Staatslebens in der liberalen Richtung zum Zweck hatten. Aus ihrer Mitte gingen die agitatorischen Bewegungen für Erhaltung des Wahlgesetzes und für ausgedehntere Amnestie der Verbannten, selbst der „Königsmörder" hervor. Die Rücknahme der Ausnahmsgesetze über die Presse hatte ein frisches Aufleben der Tagesblätter und periodischen Zeitschriften zur Folge; heimgekehrte Journalisten und Litteraten führten der politischen Opposition und den freisinnigen Ideen neue Kräfte zu; in den Hörsälen der Universitäten und höheren Unterrichtsanstalten wehte ein Geist des Fortschritts und des Widerstandes gegen die klerikalen und konservativen Bestrebungen, durch welche man die Ideen der Revolution und des rationalistischen Imperiums zu verdrängen suchte; der Wirksamkeit der inneren Mission setzte man die Verbreitung der Schriften Voltaires und Rousseaus in wohlfeilen Volksausgaben entgegen. Und wie mächtig der Geist der Opposition gegen die neue Ordnung der Bourbonschen Restaurationszeit durch Bérangers Lieder, durch Theaterstücke und Romane entzündet ward, werden wir bei der Darstellung der litterarischen Zustände der Zeit erfahren. Diese Erscheinungen in einem Augenblick, da in Spanien, in Italien, in Deutschland, selbst in England die politischen Gegensätze bis zu Aufständen und bürgerlichen Kämpfen sich steigerten, da das öffentliche und gesellschaftliche Leben in ganz Europa sich in tiefer Gärung befand, waren wohl geeignet, die Pariser Regierung und insonderheit den König betroffen und besorgt zu machen, der warnenden Stimme der Rückschrittsmänner neue Stärke zu geben. Doch hielt das Ministerium Dessolles-Decazes, aufgemuntert durch die Beweise von Anerkennung, die neben der antibourbonschen Opposition dem Streben der Regierung für gesetzliches Rechtsleben, für freiheitliche Entwickelung, für geregelten Staatshaushalt, für nationale Bildung und Wohlfahrt zu teil wurden, mutig an dem liberal-konstitutionellen Programm fest.

Der jugendliche Liebesbund zwischen Regierung und Nation war jedoch nicht von Dauer. Die Vorstellungen der auswärtigen Mächte gegen den demagogischen Geist, der gerade damals in Deutschland bei der Ermordung Kotzebues so grell hervorgetreten war, und der Ausfall der neuen Wahlen, kraft deren von vierundfünfzig Abgeordneten fünfunddreißig Liberale in die Kammer kamen, unter ihnen Bischof Grégoire, der alte Konventsmann, der Ludwigs XVI. Hinrichtung schriftlich gebilligt hatte, zerschnitten das Band. Der König, durch die Vorstellungen der fremden Gesandten bedrängt, durch die zugleich drohende und triumphierende Miene des brüderlichen Thronfolgers in seinem Gewissen beunruhigt, wagte nicht weiter fortzuschreiten auf der abschüssigen Bahn des Liberalismus und der Volksgunst. Das freisinnige volkstümliche Preß- und

Decazes Ministerpräsident.

Sept. 1819.

Wahlgesetz, das man vor Kurzem erst eingeführt und das einen so mächtigen Gärungsstoff in die Gemüter geworfen hatte, sollte fallen. Und Decazes, für dessen ehrgeizige Seele Macht und Hofgunst höhern Wert hatte als Überzeugungstreue und Charakterfestigkeit, ließ sich bereit finden zu einem andern Programm überzugehen, die bewährtesten Glieder des Kabinetts, die weder zu einer Umänderung des Wahlgesetzes sich verstehen, noch dem Druck von außen nachgeben wollten, Dessolles, St.-Cyr, Louis, ebenso rücksichtslos von sich zu stoßen, wie er früher über Richelieu und Lainé hinweggeschritten war. Das neue 19. Nov. 1819. Ministerium, in welchem Decazes selbst die Präsidentschaft übernahm, sollte, 29. Nov. wie die Thronrede ankündigte, der Kammer die Verbesserung einiger „reglementarischen Formen der Charte“ vorlegen. Damit war eine Abänderung des Wahlgesetzes verstanden, nach welcher die Kammer alle sieben Jahre ungeteilt erneuert und die Hälfte der Abgeordneten aus solchen zusammengesetzt werden sollte, welche den bestimmten Steuerzensus von tausend Frank in Grundsteuer entrichteten. Damit wäre der überwiegende Einfluß der Grundaristokratie gesichert gewesen. Der Gesetzentwurf war eine Mischung von Zugeständnissen nach links und rechts, der echte Ausdruck der Decazesschen Regierung, der man den Spottnamen des Schaukelsystems beilegte. Während die Wahl Grégoires, welche nur durch die Verbindung der Königlichen mit den Radikalen gegen die ministeriellen Kandidaten ermöglicht worden, nach stürmischen Sitzungen für ungültig erklärt und der alte republikanische Priester, dessen achtungswürdigen Charakter und edle Humanität wir in frühern Blättern kennen gelernt, von dem Hause ausgeschlossen ward, liefen zahllose Petitionen für Erhaltung des bisherigen Wahlgesetzes ein. Aber ehe die Vorlage zur Verhandlung gelangte, trat infolge eines unerwarteten blutigen Ereignisses eine Sturmflut ein, welche das Ministerium Decazes wegschwemmte, die ganze Gestalt der Dinge mit einem Schlag veränderte und wie in den Tagen der unfindbaren Kammer die Royalisten auf eine Reihe von Jahren zu Herren der Lage machte.

Ermordung des Herzogs von Berry und ihre Folgen. 13. Febr. 1820.

Dieses Ereignis war die Ermordung des Herzogs von Berry, desjenigen königlichen Neffen, auf dem bei der Kinderlosigkeit Ludwigs XVIII. und seines ältesten Brudersohnes, des Herzogs von Angoulême, die ganze Hoffnung und Zukunft der Dynastie ruhte, durch Louvel, einen von fanatischem Haß gegen die Bourbons erfüllten politischen Schwärmer. Der Dolchstoß, der dem Leben des seit zwei Jahren verheirateten künftigen Thronerben beim Austritt aus dem Opernhaus ein rasches Ende bereitete, war nicht die Frucht einer Verschwörung, denn bei dem Gerichtsgang vor den Pairs konnte keine Spur von Mitschuldigen entdeckt werden, sondern lediglich die vereinzelte Bluttat eines Mörders, die mit der Hinrichtung des Thäters bestraft wurde; allein die Partei der Ultras ergriff die Gelegenheit, auf die Schultern des Ministeriums Decazes und der gesamten liberalen Partei die Schuld zu wälzen. Das seien die Früchte eines Regiments, wüteten die Eiferer für Thron und Altar, das mit Republikanern und Königsmördern Gemeinschaft mache, der revolutionären Presse freien Lauf lasse, Demo-

kraten und doktrinäre Prinzipreiter als Gesetzgeber aufstelle. War es doch zu allen Zeiten die Taktik der rückschrittlichen Parteien, politische Verbrechen zur Verfolgung der liberalen Gegner auszunutzen, fanatische Auswüchse den Freunden des Fortschritts und der freiheitlichen Entwickelung aufzubürden, während doch eine tiefere Einsicht in das psychologische Getriebe der Menschennatur vielmehr die Ursache derartiger Frevelthaten in dem Wahnwitz einzelner verirrter Menschen, in den Ausschreitungen überspannter Parteimänner entdecken würde. Durch Druck und Verfolgung wird ein Stoff von bösartigen Trieben und Leidenschaften gehäuft, aus dem dann in aufgeregten Augenblicken die schwarze Rachethat des Einzelnen emporwächst. Schon am ersten Tag nach der Ermordung 14. Febr. 1820. schleuderte Clausel de Coussergues in offener Kammer dem Ministerpräsidenten Decazes die Anklage der Mitschuld ins Angesicht, ein Vorzeichen der bevorstehenden parlamentarischen und politischen Stürme. Mit ähnlichen Beschuldigungen traten Artois und die übrigen Glieder der Familie in den Tuilerien auf und forderten mit Ungestüm die Entlassung des Urhebers der verderblichen „Schaukelpolitik".

2. Die letzten Regierungsjahre Ludwigs XVIII.

Den König Ludwig XVIII. kam es schwer an, sich von Decazes zu trennen. Das zweite Ministerium Richelieu. Aber gegenüber dem feindseligen Auftreten der Gegner vermochte er den Günstling nicht zu halten, wie sehr auch derselbe sich beeilte, durch Einbringung neuer Gesetzesvorschläge, welche die freisinnigen Errungenschaften der letzten Jahre wieder 15. Febr. 1820. aufhoben, in die Strömung des Tages und der Hofluft einzulenken. Decazes wurde entlassen und als Gesandter mit dem Herzogstitel nach London geschickt. Doch ging man nicht sofort zu einem System vollständiger Reaktion über. Der Pavillon Marsan glaubte sicherer zum Ziel zu kommen, wenn er behutsam auftrat und mit politischer Klugheit allmählich die Zügel strammer anzog. Er ließ es daher geschehen, daß der König den gemäßigten bestimmbaren Richelieu abermals an die Spitze des Kabinetts stellte und einige Minister in ihren Ämtern 21. Febr. beließ. Graf Artois gab dem Herzog die Zusage, daß er ihm nicht feindselig entgegentreten werde. Mit neuen Einschränkungsgesetzen und unter der Macht der rückläufigen Strömung, die ganz Europa zu überfluten begann, konnte man im Lauf der Zeit die Fahne der royalistischen Gegenrevolution offener entfalten.

Unter Richelieu wurde die neue Ära der Reaktion durch drei Gesetzesvorlagen eingeleitet, von denen zwei eine Beschränkung der persönlichen Freiheit und der Preßfreiheit bezweckten, die dritte die Wahlberechtigung vermindern sollte. Das Ausnahmsgesetz über die Suspension der persönlichen Freiheit räumte den Ministern die Befugnis 26. März 1820. zu außerordentlichen Verhaftungen ohne gerichtliches Verfahren ein, das neue Wahlgesetz, bei dessen Beratung in der Kammer wie auf der Straße lärmende Szenen zum 29. Juni. Vorschein kamen, die an die aufgeregten Sitzungen der Konventszeit erinnerten, war ein Sieg des aristokratisch-royalistischen Prinzips über das konstitutionelle und liberale.

Es setzte den zweihundertachtundfünfzig Abgeordneten, die wie bisher von den Kreiskollegien gestellt wurden, eine Anzahl von einhundertzweiundsiebzig Deputierten zur Seite, die von und aus dem höchstbesteuerten Viertel sämtlicher Wahlberechtigten hervorgehen sollten, eine parlamentarische Körperschaft, die nur durch zwölf- bis dreizehntausend der reichsten Leute geschaffen ward, unter überwiegendem Einfluß der großen Grundbesitzer.

Aufgeregte Volksstimmung. Bis Ende Juni dauerten die Verhandlungen über das „Gesetz der Doppelstimmen", wobei das Haus oft der Schauplatz heftiger persönlicher Angriffe und Schmähungen war, die bis zum Zweikampf führten, in der Hauptstadt und in den Provinzen die Parteiwut zu Straßenkämpfen, Überfällen, ja zum Mord
7. Juni 1820. sich steigerte. Bei Louvels Hinrichtung kam es aufs neue zu blutigen Auftritten. Die gleichzeitigen Vorgänge in Spanien, die wir bald kennen lernen werden trugen nicht wenig zu der Erregung der Gemüter unter den Parteien bei. In der Armee zeigte sich ein Geist der Unruhe, der durch Bonapartische Halbsoldoffiziere genährt ward. Die Konspiration vom 19. August, an deren Spitze ein Oberst Maziau und ein Hauptmann Nantil standen und die sich über drei Legionen verzweigte, hatte gerichtliche Untersuchungen durch das Oberhaus und mehrere Bestrafungen zur Folge. Aber die Hoffnung der Königlichen, die Häupter der Liberalen in der Kammer, einen Lafayette, Manuel, d'Argenson, Dupont, in die Verschwörung verflochten zu sehen, wurde getäuscht. Die Geburt
29. Sept. des nachgebornen Sohnes des ermordeten Berry, der den Namen Herzog von Bordeaux erhielt, erzeugte ähnliche Nachreden wie einst die Geburt des Prinzen Jakob Stuart in England (XII, 517). In den Kreisen der Bourbonisten dagegen erblickte man in dem „Kind Europas" eine Bürgschaft für die Ruhe und Erhaltung der legitimen Throne, gegen welche gerade damals in Spanien und Italien so heftige Schläge geführt wurden. Die Geburt des „Wunderkindes" wurde für einen unmittelbaren Akt der Vorsehung zu gunsten der herrschenden Dynastie erklärt. Zuversichtlich verkündete man: nun endlich trete der Erzengel den Drachen unter die Füße.

Parteikämpfe und Sieg der Reaktion. Das neue Wahlgesetz verbunden mit dem rückläufigen Geist der Zeit machte sich bald bemerkbar In der Kammer wurden die Reihen der Rechten durch den Eintritt zahlreicher Ultraroyalisten, unter ihnen mehrere Häupter der „glühenden Kammer" von 1815 verstärkt, das Ministerium Richelieu nahm unter Vermittelung von Chateaubriand zwei entschiedene Parteimänner, Villèle und Corbière, in seinen Schoß auf. In den Tuilerien gewann die Vikomtesse du Cayla, durch Familientraditionen dem Artois-Condéschen Hof innig ergeben, hohen Einfluß. Die Erregung der Gemüter und die wachsende Parteiwut spiegelte sich in den Kammern ab. Bei dem schwankenden und bestimmbaren Charakter Richelieus, der durch Vorsicht und Lavieren das Staatsschiff durch die stürmenden Wogen zu führen bemüht war, wuchs der Trotz und die Anmaßung der Ultras zu solcher Höhe, daß das Abgeordnetenhaus von neuem der Schauplatz stürmischer Auftritte ward, daß die gesetzgeberischen Arbeiten fortwährend gestört und

unterbrochen wurden durch leidenschaftliche Ausfälle, durch Drohungen und Beleidigungen. Bei solcher Lage und Stimmung war ein Regierungssystem, das weder im Ministerium noch in den Kammern eine klare und feste Stellung zu erringen vermochte, das in seiner eignen Mitte an Uneinigkeit litt, bei den Volksvertretern sich auf keine Partei ausschließlich stützen wollte, auf die Dauer unhaltbar. Der Gesetzentwurf über Entschädigung der Napoleonischen Angestellten, welche 17. März 1821. durch den Sturz des Kaisertums ihre Schenkungen und Einkünfte eingebüßt hatten, erschien den Königlichen als ein ungerechtes Zugeständnis an das revolutionäre Frankreich. Unter heftigen Redekämpfen wurde durch die royalistische Majorität die Vorlage so abgeschwächt und umgestaltet, daß das Gesetz seinen Charakter und seinen Zweck völlig verlor, daß vielmehr die Entschädigung der durch die Revolution um ihr Eigentum gekommenen Emigranten als die heiligste Pflicht der Nation dargestellt ward. Die Haltung der Regierung gegenüber den Vorgängen in den Nachbarstaaten erfuhr von seiten der Freisinnigen heftige Angriffe: daß man die Österreicher in Italien schalten und walten ließ, daß man die Liberalen in Spanien nicht gegenüber der Parteiwut der Reaktionäre in Schutz nahm, daß man sich widerstandslos in den Geist der heiligen Allianz und der Karlsbader Beschlüsse gefangen gab, erschien als eine Preisgebung der nationalen Ehre, als eine unwürdige Unterordnung unter fremde Machteinflüsse. Die Liberalen wollten die Regierung aus der Politik der Beharrung zur Aktion treiben. Denselben Plan verfolgten auch die Gegner, aber in entgegengesetzter Richtung: nach ihrem System sollte ein Kabinett der Gegenrevolution dem langsamen und bedächtigen Geist des Königs mehr Feuer und Thätigkeit einflößen. Zu dem Ende suchten sie die klerikal-royalistischen Elemente zu stärken und zu beleben: die Missionen wurden eifriger betrieben, die Kongregation, gestützt auf eine geistliche Propaganda, auf geheime Verbindungen, auf klösterliche Anstalten und Ordensvereine, suchte durch Einwirkung auf Unterricht und Volkserziehung die jüngere Generation für ihre kirchlich-politischen Reaktionsideen zu gewinnen. Unter dem Kultusminister Corbière wurde die Aufsicht über sämtliche Lehranstalten den Bischöfen übergeben und in die Universitäten und Kollegien ein derartiger Geist der Verfinsterung eingeführt, daß freisinnige Gelehrte ihre Stellen niederlegten, wie Royer-Collard, der Verteidiger des Grundsatzes der Nationalerziehung durch Laien. Abbé Frayssinous, Bischof von Hermopolis und erster Almosenier des Königs, trat als Großmeister der Universität an die Spitze des öffentlichen Unterrichts. Frayssinous selbst, ein gelehrter Herr von feuriger Beredsamkeit, der während der Revolutionszeit mit Lebensgefahr in Nacht und Verborgenheit die verpönten Messen gelesen, bewahrte noch eine gewisse Mäßigung und Ruhe, suchte zwischen Ultramontanen und Gallikanern eine mittlere Stellung zu behaupten; aber unter seinen Augen trieb eine Schar von Fanatikern und Zeloten das jesuitische System auf die Spitze. Mit äußerster Strenge wurde das Unterrichtswesen geregelt und überwacht, wurden freisinnige

Männer von den Lehrsälen fern gehalten. Die Ultras erreichten ihren Zweck. Als die Reaktion ihren zermalmenden Gang in Europa antrat und die Reihen der klerikal-royalistische Deputierten infolge einer neuen Teilwahl sich verstärkten, da war für ein schwankendes Ministerium Richelieu kein Raum mehr. Villèle und Corbière schieden aus dem Kabinett, um an der Spitze der Königlichen in der Kammer desto nachdrücklicher die Regierung angreifen zu können. Niedergedrückt von der ultraroyalistischen Mehrheit und von dem alten gebrechlichen König schwach unterstützt, trat der Herzog mit einem Teil seiner Kollegen von
Dez. 1821. den Staatsgeschäften zurück, um Männern Platz zu machen, die Graf Artois aus seinem Freundeskreis wählte und selbst dem König zuführte. Es waren lauter Ultraroyalisten und Mitglieder der Kongregation. Neben Villèle, der die Präsidentschaft und die Finanzverwaltung übernahm, waren Matthieu Montmorency im Auswärtigen Amt, Corbière für das Innere, Peyronnet für die Justiz die bedeutendsten Träger des neuen Systems. Doudeauville, dessen Haus der Herd der Kongregation war, erhielt die Generaldirektion der Posten. Durchgreifende Veränderungen in dem Personal des hohen Beamtentums im Sinn der Priesterpartei sollten der Staatsmaschine gleichartige Sprungfedern verleihen. Die innern Missionen nahmen einen frischen Aufschwung. Wie ein Geheimorden hatte die Kongregation Verzweigungen und Vereine, mittels deren sie ihre Fühlfäden in alle Provinzen und Gesellschaften ausstreckte und durch ihre hohe Gönnerschaft auf Anstellungen und Beförderungen den größten Einfluß übte.

Tod Napoleons. Um die Zeit da Paris in den Festlichkeiten zur Feier der Taufe des Herzogs von Bordeaux schwelgte und das Bourbonsche Frankreich sich anschickte, mit vollen Segeln in die Politik der heiligen Allianz einzulaufen, schied auf dem fernen Eiland St. Helena der größte Sohn der Revolution aus dem Leben. Durch den
5. Mai. Tod Napoleons (S. 541) wurde von den Herzen der Ultraroyalisten ein schwerer Stein abgewälzt; um so aufrichtiger war der Schmerz und die Trauer der Mehrheit der Nation. Je untröstlicher die Gegenwart war, um so aufrichtiger bewunderte man die Heldengestalten der vergangenen Tage, desto tiefer war die elegische Sehnsucht nach der hingeschwundenen Ruhmeszeit der nationalen Größe. Aus dem Grab auf der weltentlegenen Felseninsel stieg die Legende und Verherrlichung des Bonapartismus hervor; der tote Kaiser wurde zu einer Idealgestalt, an der sich die Massen begeisterten und die bald der gefährlichste Gegner für das Bourbonsche Königtum werden sollte.

Minister Villèle und sein Verwaltungssystem. Villèle, der neue Ministerpräsident, hatte manche löblichen Eigenschaften, die ihm in einer ruhigeren von Faktionen und extremen Richtungen weniger zerrissenen Zeit Ehre und allgemeine Anerkennung verschafft und seinen Namen vor dem Vorwurf bewahrt haben würden, einem ungerechten Parteisystem als Träger zu dienen. Nicht nur daß er im Finanz- und Rechnungswesen eine musterhafte Verwaltung und Ordnung geschaffen, er war ein klarer fester Geist, wenn auch ohne Genialität, ein einfacher praktischer Geschäftsmann, fern von Eitelkeit und

der Sucht zu glänzen. Aber die ersten Jugendgeschicke, als er dem Seedienst sich widmend auf die Insel Réunion verschlagen worden und dort den Verfolgungen der Jakobiner ausgesetzt war, hatten ihn für immer in die Reihen der Legitimisten geworfen, ihn zum Gegner aller demokratischen und revolutionären Bestrebungen gemacht. Seit 1807 auf sein Gut Morville bei Toulouse zurückgekehrt, hatte er sich während des Imperiums grundsätzlich vom politischen Leben fern gehalten. Der ultraroyalistische Eifer, den er im Anfang der Restauration an den Tag gelegt und der ihn veranlaßte, in einer Denkschrift sich gegen eine konstitutionelle Staatsform zu erklären, hatte im Lauf der Zeit eine gemäßigtere Gestalt angenommen. Der Minister blieb zwar zu allen Zeiten ein erklärter Widersacher des Liberalismus, der sich niemals zu einer Handreichung mit den Lafayette, Constant, Royer-Collard, Corcelles, Laffitte herbeiließ, aber er besaß zugleich die Fähigkeit, „die Dinge von zwei Seiten zu sehen, unparteiisch zu urteilen, gegen Personen ohne Leidenschaft zu sein"; mit dieser Eigenschaft nannte er sich selbst geboren für das Ende der Revolutionen. Doch aber hatte er nicht die Kraft und Folgerichtigkeit, seine Grundsätze und bessern Ansichten auch gegen die mächtigeren Einflüsse von außen zu verteidigen. Wohl ließ er sich nicht von den Rittern der Legitimität und Feudalität bis zu den phantastischen Plänen fortreißen: „mit ihrem doppelten Rückhalt an dem Thron von Frankreich und dem Hochaltar in Rom die ganze Hinterlassenschaft der Revolution vernichten, die so stolz auf sich eingebildete Zeit in die Barbarei des Mittelalters zurückversetzen, in diesem gleichheitsüchtigen Volk ihre Vorherrschaft aufrichten, den Thron der geistlichen Herrschaft unterwerfen, die Regierung in die politische Theokratie hineinziehen, die antichristliche Charte untergraben zu wollen"; aber in seinem scharfen Gegensatz zu dem liberalen Zeitgeist in allen seinen Erscheinungen wurde er ein Werkzeug der herrschenden Partei, der Träger einer jedem Fortschritt feindseligen Politik, sein Name das Banner einer schroffen reaktionären Parteirichtung. Der erste Akt seines Regiments war das berüchtigte Preßgesetz über Polizei der Jour- 15. März 1822.
nale und periodischen Schriften und über Unterdrückung und Verfolgung von Preßvergehen, ein Gesetz, das die gerichtliche Suspension und Unterdrückung eines Blattes um seiner bloßen Richtung willen gestattete, Preßprozesse den Schwurgerichten entzog und für den Fall aufgeregter Zustände die Herstellung der Zensur vorbehielt. Es war ein aus Artikel 14 der Charte (S. 500) hergeleitetes Unterdrückungs- und Vorbeugungsgesetz, das weniger ein Rechtsmittel gegen Übelstände und Mißbräuche sein sollte als eine politische Schutzwehr in kritischen und bewegten Zeitlagen. Mehr und mehr trat Villèle wieder in den Dienst der rückschrittlichen Partei und da er nur Personen von gleicher Gesinnung, von untergeordneter Bedeutung und Begabung um sich scharte, eifersüchtig jede staatsmännische Größe, die ihn hätte verdunkeln können, fern hielt, so nahm das herrschende System ganz den Charakter eines Parteiregiments an. Was war natürlicher, als daß der offene Meinungskampf sich in einen versteckten verwandelte,

daß die Lafayetteschen Kreise den Umtrieben der Kongregationisten geheime Gesellschaften nach Art der italienischen Carbonari entgegensetzten? Eine schwüle unheimliche Atmosphäre war über Frankreich gelagert; die Luft schwirrte von Gerüchten über Komplotte und konspiratorische Umtriebe; unter dem Militär herrschte ein meuterischer Geist, eine Neigung zu Aufruhr; in Saumur wurde General Berton, welcher mittels eines Handstreichs einen Umsturz der Adels- und Priesterherrschaft bewirken wollte, entwaffnet, in Haft gebracht und mit
6. Okt. 1822. drei Mitschuldigen hingerichtet. Bei verschiedenen Gelegenheiten wurde die Polizei beschuldigt, durch geheime Anstifter revolutionäre Bewegungen hervorgerufen zu haben. Der Carbonaribund, den drei damals noch unbekannte junge Leute, Bazard, Flotard und Buchez, in einer Mainacht des Jahres 1821 gegründet, hatte auch in Frankreich geheime Verzweigungen, in denen die Ideen der Republik oder einer demokratischen Staatsform auf Grund der Volksherrlichkeit genährt und gepflegt wurden. So ward Frankreich zwischen reaktionär-klerikalem und demokratischem Demagogentum hin- und hergezerrt. In Verschwörungen, Mordanschlägen, Aufstandsversuchen gab sich die aufgeregte Volksstimmung kund.

Der spanische Feldzug und die Parteiwut auf ihrer Höhe.

Am höchsten stieg die Aufregung und Parteiwut im Jahr 1823, als die beiden Prinzipien des freiheitlichen Fortschritts und des konservativen Rückschritts jenseit der Pyrenäen in den Entscheidungskampf eingetreten waren und Frankreich vor die Wahl gestellt ward, ob eine bewaffnete Intervention unternommen werden sollte und zu welchem Zweck. Es ist uns erinnerlich (S. 564 f.),
Okt. u. Nov. daß auf dem Kongreß von Verona die drei Ostmächte in die spanischen Verfassungskämpfe einzugreifen beschlossen. Daß Frankreich bei diesem Vorhaben in erster Linie mitzuwirken berufen sei, verstand sich von selbst, und Montmorency, den Villèle als Gesandten zu dem Fürsten- und Ministerrat abgeordnet hatte, war mit dem Plan ganz einverstanden, indem er mehr die Interessen der Kongregation im Auge hatte als seine Instruktionen. Auch Chateaubriand, den Villèle an Stelle des übereifrigen Montmorency nach Verona schickte, war der Ansicht, daß Frankreichs Waffenehre ein kriegerisches Eingreifen verlange. Bei dem herrschenden Regierungssystem und dem politischen Charakter des Ministers und der maßgebenden Kreise in Paris unterlag es keinem Zweifel, daß der Kriegszug zur Herstellung des Absolutismus und der Priestermacht in Spanien unternommen werden würde. Aber immerhin mußten die Kammern zunächst die Geldsummen für den Kostenaufwand bewilligen. Zu dem Ende ließ Villèle bei
28. Jan. 1823. Eröffnung der neuen Parlamentssitzungen bereits durch die Thronrede andeuten, daß die Regierung den Krieg gegen Spanien beabsichtige, und verlangte einen außerordentlichen Kredit von hundert Millionen. Zugleich wurde ein Heer von einhunderttausend Mann an den Pyrenäen zusammengezogen und der Herzog von Angoulême zum Oberbefehlshaber ernannt. Es war eine politisch-kriegerische Staatsaktion von der höchsten Bedeutung: nicht allein, daß der Zweck des beabsichtigten Feldzugs zugleich eine Kriegserklärung gegen die französische Fort-

schrittspartei bedeutete, die Kämpfe und Unfälle der Napoleonischen Heere in der Halbinsel konnten als Warnung vor neuen Niederlagen und Gefahren vorgeführt werden. Die Gegensätze der Parteiansichten traten mit einer Heftigkeit hervor, wie bei keiner andern Gelegenheit. Den Höhepunkt erreichten die parlamentarischen Redeschlachten, als der Abgeordnete Manuel, ein leidenschaftlicher, dem Drange der Aufwallung sich hingebender Redner, der schon am Tag vorher von dem Widerstreben Frankreichs gegen die Bourbonen gesprochen, sich zu Äußerungen hinreißen ließ, in welchen die Kammermajorität eine Rechtfertigung des Königsmords zu finden glaubte. Der Redner wurde stürmisch unterbrochen, und konnte seinen Satz nicht vollenden. Er stellte hernach entschieden in Abrede, den Königsmord haben rechtfertigen zu wollen. Gleichwohl wurde seine Ausstoßung aus dem Abgeordnetenhaus beantragt, worauf der Präsident, nachdem der Antrag in mehrtägigen stürmischen Sitzungen zum Beschluß erhoben worden, den „faktiösen Deputierten“ durch Polizeimannschaft gewaltsam aus dem Saal führen ließ. Die Folge dieses Gewaltstreiches war, daß die ganze sechzig Mann starke Opposition: Lafayette, Benjamin Constant, General Foy, Casimir Périer u. a. freiwillig aus der Kammer austraten, indem sie einen feierlichen Protest gegen den gesetzwidrigen Akt veröffentlichten, der die Charte, die Vorrechte des Königs, alle Prinzipien einer repräsentativen Regierung und die Unverletzlichkeit der Nationalvertretung antaste und in der Person eines Abgeordneten die allen zugesicherten Garantien, sowie die Rechte der Wähler und aller französischen Bürger verletze. Das erregte Volk mußte von dem Platz vor dem Ständehaus mit Reiterschwadronen zurückgedrängt und zerstreut werden. Es war dies eins der Ereignisse, welche das restaurierte Bourbonentum am schwersten schädigten. Nun erfolgte die Bewilligung des verlangten Kredits ohne Schwierigkeit und die französische Armee Angoulêmes überstieg die Pyrenäen, um in Spanien das unbeschränkte Königtum herzustellen. Wir werden erfahren, wie leicht das Werk der spanischen Restauration vollzogen ward. Die französischen Truppen hatten mehr Mühe, der Wut der spanischen Reaktion zu wehren als die Freiheitskämpfer zu unterwerfen.

26. Febr. 1823.

Vollendung des reaktionären Systems.

Der glückliche Ausgang des spanischen Kriegs füllte die Herzen der Reaktionsmänner mit freudiger Zuversicht und mit Selbstvertrauen. Die Priesterpartei erblickte in der raschen Entscheidung ein Gottesurteil; die Kongregation entfaltete neue Thätigkeit, um die Spuren der Aufklärung und Freigeisterei durch den Firnis einer künstlichen Frömmigkeit zu übertünchen; die Unterrichtsanstalten kamen mehr und mehr unter klerikalen Einfluß; Labourdonnaye und andre Führer der Ultraroyalisten sprachen von Rückerstattung der Nationalgüter an die Kirche und die Emigranten. Die liberale Opposition verstummte unter dem lauten Triumphgeschrei der Rückschrittspartei; Lafayette begab sich über den Ozean und weidete sein Herz für die Zurücksetzungen im Vaterland an den Huldigungen des freien Amerika. Unter diesen Umständen konnte Villèle hoffen, die

24. Dez. 1823. Liberalen aus ihren letzten Sitzen zu verdrängen. Er löste daher die Kammer auf und ordnete neue Wahlen an. Er erreichte seinen Zweck. Dank der Zeitströmung und dem System unerhörter Vergewaltigungen, Anstrengungen und Wahlbeherrschungen von seiten der Regierung, der Beamtenwelt und der gesamten rückschrittlichen Elemente, war in dem neuen Abgeordnetenhaus die Zahl der Oppositionsglieder auf der Linken so gering, daß das Ministerium den Schritt wagte, durch den Gesetzentwurf über siebenjährige Erneuerung der Deputiertenkammer die gegenwärtige gesetzgebende Versammlung auf eine Reihe von Jahren sicherzustellen und dadurch die Möglichkeit zu schaffen, sieben Jahre frei von Wahlumtrieben über eine geschlossene Partei zu verfügen und in deren Geist und nach ihren Wünschen Gesetzgebung und Verwaltung zu gestalten. Mit Hilfe der siebenjährigen Dauer der Deputiertenkammer hoffte Villèle Mittel und Wege
23. März 1824. zu finden, um, wie die Thronrede ankündigte, die letzten Wunden der Revolution zu heilen. Trotz des Widerspruchs der Liberalen, insbesondere Foys und Royer-
9. Juni. Collards, wurde das Gesetz, welches die jährliche teilweise Erneuerung der Deputiertenkammer durch eine alle sieben Jahre vorzunehmende vollständige Erneuerung ersetzte, mit großer Majorität durchgeführt. Dagegen scheiterte der Entwurf eines finanziellen Reformgesetzes, das die Einleitung zur Emigrantenentschädigung bilden sollte, an dem Widerstand der Pairs. Um für den lange gehegten Plan der royalistischen Regierung, die durch die Revolution in ihrem Besitztum Geschädigten zu befriedigen, die Geldmittel zu schaffen ohne zu einer Steuererhöhung zu greifen, schritt Villèle zu einer Herabsetzung des Zinsfußes der öffentlichen Schuld. Aber diese Rentenumwandlung, wodurch eine große Zahl Staatsgläubiger zu Schaden gekommen wären und die Kosten der Entschädigung der verhaßten Privilegierten von ehedem hätten tragen müssen, wurde in der ersten Kammer, wo man dem Ministerpräsidenten noch wegen der Beseitigung Richelieus gram war, mit politischen und volkswirtschaftlichen Gründen so heftig bekämpft, daß Villèle die Durchführung der Finanzoperation und der Emigrantenentschädigung auf einen andern Zeitpunkt verschob. Das „Journal des Débats", das als Chateaubriands Organ galt, hatte die Sache der Opposition ergriffen. Aus Verdruß darüber bewirkte der Minister, daß der Dichter und Staatsmann, der oft gegenüber einem vorherrschenden System zu widersprechen
6. Juni. liebte, aus dem Ministerium des Auswärtigen entfernt ward. Sein Austritt erleichterte dem Grafen von Artois, der bei der Hinfälligkeit und zunehmenden Körperschwäche des Königs in allen öffentlichen Dingen den Ausschlag gab, und dem Ministerpräsidenten die Aufgabe, durch Veränderungen im Kabinett und im Staatsrat das Regiment gleichförmiger im Sinn der Kongregation und nach dem Herzen der Rückschrittsmänner zu bilden. Doudeauville wurde Minister des königlichen Hauses, für Frayssinous wurde ein neues Ministerium der kirchlichen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts geschaffen, mehrere bischöfliche Würdenträger wurden zu Staatsräten erhoben. Und um bei der bald zu

erwartenden Auflösung Ludwigs XVIII. die öffentliche Meinung ganz in die Gewalt der Regierung zu bringen, da die Gerichtshöfe in manchen Fällen der Kongregation sich ebenso abgeneigt zeigten, wie ehedem das jansenistische Parlament den Jesuiten, wurde die Zensur wieder eingeführt. 15. Aug. 1824.

Dies war der schärfste Nachtfrost, der die neue Ära einleiten sollte. Vier Ludwigs XVIII. Wochen nachher schloß Ludwig XVIII. sein vielgeprüftes, wechselvolles Leben. Ausgang. 16. Sept. Frau von Cayla, die an seinem Sterbelager stand, brachte ihn dahin, daß er zuvor beichtete und das Abendmahl nahm. Harte Erfahrungen hatten ihn Milde und Mäßigung gelehrt; wie wenig auch die Charte ganz der Ausdruck seiner Gesinnung und seiner Grundsätze gewesen sein mag, er hat sie, soviel es die Umstände gestatteten, in ihrer Kraft und Geltung zu erhalten gesucht, selbst in den Gluttagen der Reaktion, als die Ostmächte auf Metternichs Anregung „bedeutende Veränderungen" für geboten erachteten. Die ungestüme Heftigkeit der übrigen Glieder der Königsfamilie, insbesondere des Grafen von Artois, dem jetzt die Krone zufiel, füllte das Herz des Sterbenden mit düstern Ahnungen der Zukunft. Auf seinem Lehnstuhl ausgestreckt legte er die Hände segnend auf das Haupt des königlichen Erben und sagte: Möge Karl X. die Krone dieses Kindes wahren! Ludwig XVIII. war kein Fürst, der bei der französischen Nation auf Zuneigung, ja nur auf verdiente Anerkennung hätte rechnen können; dazu waren seine geistige Stumpfheit, seine körperliche Unbeholfenheit und die Umstände, unter denen er zum Thron gelangte, nicht angethan. Dennoch war seine neunjährige Regierung eine Wohlthat für das Land. Die Volkskraft, die früher sich in politischer und militärischer Aufregung und Anstrengung verzehrt hatte, fand einigermaßen Ruhe und Gelegenheit sich den Künsten des Friedens zu widmen. Ackerbau, Industrie, Handel nahmen einen mächtigen Aufschwung; eine Menge nützlicher Anstalten traten ins Leben; Wissenschaft und Litteratur erlebten ein neues goldenes Zeitalter; die Tagespresse entfaltete eine Thätigkeit und Fruchtbarkeit, welche das kontinentale Europa in staunende Bewunderung setzte. Und wie zerfahren immer die öffentliche Meinung war, wie weit die Ziele und Richtungen der Parteien auseinander gehen mochten: indem Ludwig die extravaganten Geister in Schranken hielt, die ausschweifenden Begierden hemmte, verschaffte er, soweit die hochgehende Strömung der Leidenschaften gestattete, dem Land eine leidliche Ruhe und bewirkte, daß Frankreich, das im Anfang unter die Vormundschaft der verbündeten Mächte gestellt war, während seiner Regierung in die Reihe der europäischen Großstaaten wieder eintrat und sogar die Mission erhielt, die Revolution, welche die Mächte in Frankreich niedergeworfen, nun seinerseits in der Pyrenäischen Halbinsel zu bekämpfen.

III. Die Verfassungskämpfe in den Peninsularstaaten Südeuropas.

1. Absolutismus und revolutionäre Erhebungen.

a. Spanien.

Ferdinand von Napoleon entlassen. Über vier Jahre hatte König Ferdinand ein thatloses einförmiges Leben in Valençay geführt, ohne alle Kunde von der Weltlage und den Vorgängen in Spanien, in Gesellschaft seines Bruders Don Karlos und seines Oheims Don Antonio, im Verkehr mit Kammerdienern und Lakaien, die seine einzigen Vertrauten waren. Aus Scheu vor den Napoleonischen Agenten, die ihn mit Argusaugen bewachten, wurde er immer mißtrauischer und argwöhnischer. Neben einer gierigen Sinnlichkeit, welche man absichtlich nährte durch üppige Tänzerinnen und Sängerinnen, übte nur ein finsterer Religionseifer einige Macht auf seinen trüben Charakter. Er stickte eigenhändig für die Heilige Jungfrau einen schönen Rock von weißer Seide mit goldenen Verzierungen, welcher den Altar der Ortskirche schmücken sollte. Nach den Mißgeschicken in Rußland und Deutschland beschloß Napoleon, um seine Streitkräfte zu sammeln und des verhaßten spanischen Kriegs entledigt zu werden, den König über die Pyrenäen zu entlassen, ihn aber zugleich an seine Sache zu knüpfen. Durch den Vertrag von
11. Dez. 1813. Valençay, welchen Laforest mit San Carlos vereinbarte, sollte Spanien sowohl von Franzosen als Engländern geräumt und in seiner vollen Unabhängigkeit hergestellt werden. Aber die Regentschaft und die Cortes, welche von Isla de Leon
2. Febr. 1814. nach Madrid übergesiedelt waren, erließen ein Manifest mit der Erklärung, daß der König nicht als frei gelten könne, solange er in Frankreich weile, und daß ihm erst dann der volle Gehorsam geleistet werden dürfe, wenn er im Kongreß den durch die Verfassung vorgeschriebenen Eid abgelegt haben würde.

22. März. Rückkehr und Staatsstreich. Es ist uns bekannt, daß Ferdinand einige Wochen nachher den spanischen Boden betrat (S. 370). In einem vorausgeschickten Schreiben an die Regentschaft hatte er die Versicherung gegeben, daß die Herstellung der Cortes und alles andre, was während seiner Abwesenheit sich ereignet haben möge und dem Reich nützlich sei, seine Billigung erhalten werde als übereinstimmend mit seinen königlichen Absichten, eine Versicherung, die mit Begeisterung vernommen und bei allen Freierdenkenden mit Freudenfesten begrüßt ward. In Figueras und Gerona wurde der rückkehrende Monarch mit enthusiastischem Jubel empfangen; in Saragossa, wo er an der Seite des heldenmütigen Palafox seinen Einzug hielt, überstiegen die Freudenbezeugungen der Bevölkerung alle Grenzen. Noch nie wurde in der alten Hauptstadt Aragoniens die heilige Woche so festlich gefeiert. Ein gleicher Empfang wartete seiner in Valenzia. Das Volk spannte die Pferde
15. April. ab, um den königlichen Wagen selbst in die alte Maurenstadt zu ziehen. Allein schon hier drängten sich die Absolutisten und Klerikalen an den König heran und

beschworen ihn, das gottlose Werk der Cortes nicht zu bestätigen. Auch in Madrid erhoben die „Servilen" in ihrem Hauptorgan, Atalaya, den lauten Ruf gegen die „Liberalen", die „Feinde der Religion und des Vaterlandes". Ferdinand, der von der Beschaffenheit und der Tragweite der Verfassung sehr notdürftige Kenntnis hatte, glaubte in der Volksbegeisterung den Beweis zu finden, daß der Kern der Nation und insbesondere die Armee die Herstellung der staatlichen und kirchlichen Ordnungen des alten Spaniens wünsche, und öffnete sein Herz mehr und mehr den Einflüsterungen der Rückschrittsmänner, zumal als um dieselbe Zeit die Cortes die königliche Zivilliste übermäßig beschnitten und belasteten. So gewann der Gedanke eines Umsturzes der Verfassung immer mehr Boden. Noch in Valenzia wurde das berühmte Manifest vom 4. Mai 4. Mai 1814. ausgearbeitet, welches die in Madrid versammelten Cortes zu schließen gebot, ihre Dekrete für null und nichtig erklärte, „um das getreue Volk von dem Druck verderblicher Gesetze und der gewaltthätigen Herrschaft einer kleinen Faktion zu befreien," und zugleich die Grundlinien einer neuen Staatsordnung auf gemäßigt konstitutioneller Basis verkündigte. Wie wenig es aber dem König mit dieser letzten Zusage Ernst war, bewiesen die Gewaltmaßregeln, die dem Manifest auf dem Fuß folgten. In der Nacht, die dem Einzug des Königs in die Haupt- 13. Mai. stadt voranging, wurden etliche dreißig der angesehensten Männer der liberalen Partei, darunter die Regenten Agar und Ciscar, die Minister Guerra und Garcia Herreros, die Abgeordneten Muñoz Torrero, Augustin und Canga Arguelles, Martinez de la Rosa, Villanueva und Calatrava, welche teils den ordentlichen, teils den außerordentlichen Cortes angehört hatten, und mit ihnen der patriotische Schriftsteller und Dichter Quintana in ihren Häusern überfallen und in schmutzige Kerker geworfen, um, wie die fanatische Presse ankündigte, darin zu verfaulen. Die Einsetzung eines reaktionären Ministeriums, in welchem unter dem Vorsitz des Herzogs San Carlos, der das Auswärtige Amt leitete, Don Pedro de Macanaz der Justiz, Salazar den Finanzen, Don Manuel Freyre und sein Ersatzmann Eguia dem Kriegswesen, Lardizabal den Kolonien vorstand, bildete den Schluß des denkwürdigen Staatsstreiches.

Sowenig standen die Ideen des modernen Staats, denen die Liberalen König Ferdinand VII. und das neue Regiment. huldigten, mit der Gesinnung der großen Menge des spanischen Volks im Einklang, so wankelmütig war die Stimmung der Nation, daß der Einzug des Königs in Madrid mit beispiellosem Jubel gefeiert ward, daß in ganz Spanien die Rückkehr des Monarchen in seine Hauptstadt und die Herstellung des alten Absolutismus in allen Städten Kundgebungen der ausschweifendsten Volksfreude hervorriefen, verbunden mit Schmähungen, Drohreden und Mißhandlungen gegen die Liberalen. In der Zeitung Atalaya erging sich der Mönch Augustin de Castro in wahrhaften Orgien des Fanatismus. Was einst in der Franzosenzeit die Madrider Gaceta den Liberalen zugerufen: wenn ihr euch nicht mit uns vereinigt, so werdet ihr bald wieder dieselben Ketten tragen wie in der Vergangenheit,

war in Erfüllung gegangen. Ferdinand, falsch, heimtückisch und Meister in der Verstellung, die er während seines gezwungenen Aufenthalts in Frankreich üben gelernt, entledigte sich durch den glücklich vollbrachten Gewaltstreich der Maiverordnungen der Cortesverfassung vom Jahr zwölf und führte das unbeschränkte Königtum und mit ihm alle Übelstände der alten Zeit, alle Mißbräuche des Despotismus und der Priesterherrschaft zurück. Alle die lichtscheuen Geister, denen die herkömmliche Herrschaft der Trägheit, Unwissenheit Bestechlichkeit „ein weiches Polster" gewesen, scharten sich um den Thron und arbeiteten an der Herstellung des Absolutismus. Das spanische Volk in seiner überwiegenden Mehrheit kam dem finstern Streben fördernd entgegen, indem es denselben leidenschaftlichen Haß, Aberglauben und Fanatismus, der ihm die Waffen wider die Franzosen in die Hand gegeben, nun gegen die Liberalen kehrte. Diese Erscheinungen bestärkten den König in der Meinung, er sei der Mann nach dem Herzen des Volks; er glaubte den Worten der Schmeichler und Zuträger, daß er ungehindert allen seinen Trieben und tyrannischen Neigungen sich hingeben könne, dabei doch die Gunst und Liebe des spanischen Volks sich erhalten werde. So betrat er denn rücksichtslos die Bahn der Reaktion, den Vorstellungen der englischen Staatsmänner, die in gelinden Worten zu einiger Mäßigung rieten, wenig Gehör schenkend.

Royalistisch-klerikale Zwingherrschaft. Adel und Klerus, die den Monarchen mit ihren Netzen umstrickten, erlangten ihre Vorrechte und ihre Steuerfreiheit wieder; die Klöster wurden hergestellt, die Jesuiten durften einziehen, die Inquisition, von den Zeloten als eine der wertvollsten und wichtigsten Eigentümlichkeiten der katholischen Nation gepriesen, kehrte zurück und mit ihr die Folter und alle Schrecknisse einer finstern Zeit. Die büreaukratische Beamtenherrschaft, an ihrer Spitze der allmächtige Rat von Kastilien, trieb wieder ihr altes Unwesen und beseitigte alle, auch die wohlthätigsten Reformen der Cortesregierung. Eine furchtbare Verfolgung erging nicht nur über alle Anhänger Frankreichs (Afrancesados), über alle, die unter Joseph ein Amt bekleidet oder ihm irgendwie gedient hatten, sondern auch über die Häupter und Anhänger der Cortes, über die Bandenführer, die wie der Baske Alava, wie die Generale Valdez, Porlier für König und Vaterland ihr Herzblut vergossen und nun als wohlverdienten Lohn Teilnahme am Staatswesen und bürgerliche Freiheit für die Nation ansprachen. Viele der heldenmütigsten Kämpfer starben unter der Hand des Henkers oder schmachteten im Gefängnis, andre wanderten als Verbannte und Flüchtlinge ins Ausland, unter ihnen General Espoz y Mina, der tapferste Guerillaheld des Nordens; die Zurückgebliebenen verschlossen ihre Ansichten und ihren Groll in schweigsamer Brust. Porlier, der aus der Haft entkommen in Coruña die Fahne der Empö-
2. Okt. 1815. rung erhob, büßte den kühnen Versuch, das Land von dem unwürdigen Joch zu befreien, am Galgen; der Advokat Richart, der Anstiftung eines weitverzweig-
März 1816. ten Komplotts angeklagt, und einer seiner Mitschuldigen erlitten dasselbe Schicksal und ihre Häupter wurden öffentlich an der Straße aufgepflanzt; General

Lacy, der das Beispiel Porliers in Katalonien nachahmte, wurde zur Nachtzeit von Barcelona nach Mallorca geführt und im Festungsgraben von Kastell Belvar erschossen. In Valenzia ließ der blutgierige Generalkapitän Elio die Unzufriedenen zu Hunderten hinrichten. Eine Kamarilla, bestehend aus selbstsüchtigen Bevorrechteten, aus fanatischen Priestern, unter denen der lasterhafte Kanonikus Blas Ostolaga den unheilvollsten Einfluß übte, aus schmeichelnden Höflingen und ränkevollen Weibern, erlangte Ferdinands Vertrauen und trieb ihn zur grausamsten Verfolgung aller Liberalen. Unter der Führung des fanatischen Nunzius Gravina ergoß sich eine klerikale Sturmflut über alle freisinnigen Einrichtungen und Preßerzeugnisse. Agenten der Kamarilla durchzogen die Provinzen und organisierten ein verruchtes System von Angeberei, Ränkesucht und Terrorismus. Renegaten wurden mit Ämtern und Ehrenstellen belohnt. Haussuchungen, Verhaftungen durch die Schergen der Inquisition zur Nachtzeit, politische Prozesse füllten alle Gemüter mit Angst und Schrecken. Der Justizminister Macanaz, der nicht willfährig genug war, wurde von dem König selbst im Bett verhaftet; San Carlos mußte seine Entlassung nehmen. An seine Stelle trat Don Pedro Cevallos, eine politische Wetterfahne, einst eine Kreatur Godoys, jetzt von den Ultramontanen und Beichtvätern auf den Schild gehoben. Napoleons Wiederkehr von Elba und die Schlacht bei Waterloo brachten keine Veränderung des Systems. Man benutzte in Madrid die Gelegenheit, um von England Subsidien zu erpressen, unterließ aber alle kriegerischen Anstalten. Als auch diese letzte Gefahr vorübergegangen war, feierte die Herrschaft der Hofdiener noch mehr als zuvor ihr goldenes Zeitalter. Die Verwendung des Botschafterrats in Madrid für die eingekerkerten Cortesmitglieder hatte keine Wirkung. Man wußte zu gut wie wenig Zuneigung die Großmächte für die spanischen „Jakobiner" hegten, als daß man darin mehr denn eine Form und Anstandssache gesehen hätte. Die spanische Barbarei blieb der europäischen Einwirkung völlig unzugänglich. Bei dem wetteifernden Bestreben der einzelnen Höfe, ihre Sonderinteressen in Madrid zur Geltung zu bringen, fand die Kamarilla stets leichte Wege, jedem gemeinsamen diplomatischen Eingreifen vorzubeugen oder es zu lähmen. Die Empörungen, welche dieses Regiment der Willkür und der Rache in den Provinzen hervorrief, vermehrten nur die Wut der Verfolger und die Zahl der Opfer. Verwaltung und Rechtspflege befanden sich im jammervollsten Zustand, die Staatskasse war, trotz des Steuerdrucks, gänzlich erschöpft, die südamerikanischen Kolonien pflanzten die Fahne der Unabhängigkeit auf, Handel und Wandel stockte, Unmut und Verstimmung herrschte in allen Gemütern, die Armee war in gänzlicher Zerrüttung und Vernachlässigung. 5. Juli 1817.

Sechs Jahre dauerte dieses Regiment der Schmach und Bedrückung, nur selten durch einige Pausen von Mäßigung, von Reformversuchen, von launenhaften bessern Anwandlungen des Königs unterbrochen. Die gefangenen Cortesmitglieder fielen der willkürlichsten Justiztyrannei zum Opfer. Da die Unter- Willkürherrschaft und Opposition.

suchungsrichter keine Schuld zu entdecken vermochten, verhängte der König selbst das Strafmaß und ließ die Verhafteten in Klosterkerker abführen. Weder die feindseligen Ausfälle der Opposition im englischen Parlament, noch die schüchternen Vorstellungen der geschmeidigen Diplomatie machten auf das bösartige Gemüt des Königs einen dauernden Eindruck. Mochten immerhin einzelne Minister und allmächtige Beamte in raschem Wechsel auf der Bühne erscheinen und verschwinden; mochte es auch nach der Vermählung Ferdinands mit der
1816. portugiesischen Prinzessin Donna Maria Isabella einer gegnerischen Faktion gelingen, den gefährlichen Cevallos aus dem königlichen Rat zu entfernen, die klerikal-servile Partei blieb stets im Regiment und die Herrschaft der Hofdiener haftete um so fester, je mehr der Monarch sich den niedrigsten Lüsten und Ausschweifungen hingab, zumal als seine zweite Ehe nach kurzer Dauer durch den
26. Dez. 1818. Tod der jungen Königin infolge ihrer ersten unglücklichen Entbindung gelöst ward. Seine dritte Gemahlin, die devote Prinzessin Josepha von Sachsen, war nicht geeignet Wandlung zu schaffen. Schon um diese Zeit schrieb der englische Gesandte Wellesley an den Minister Castlereagh: Der einzige Trost, den die gegenwärtige Lage der Dinge bietet, ist der, daß sie nicht mehr lange dauern kann. Denn wenn auch die bigotte abergläubische Menge die unwürdige Herrschaft der Kammerdiener und Beichtväter mit stumpfer Ruhe ertrug, so war es doch kein Geheimnis, daß unter den gebildeten Ständen und besonders bei dem Heer die Unzufriedenheit immer weiter um sich griff. Wie in Italien und Frankreich hatten sich geheime Verbindungen nach dem Muster der Freimaurer gebildet, die nur einer günstigen Veranlassung harrten, um das korrupte System zu Fall zu bringen. Besonders groß war die Unzufriedenheit bei der Armee, die unter den herrschenden Mißbräuchen vor allem zu leiden hatte. Dort fanden daher die Häupter der geheimen Gesellschaften einen fruchtbaren Boden für ihre agitatorische Thätigkeit; und als nun die Truppen, die bisher über die ganze Halbinsel zerstreut waren, in und um Cadiz zu einem Expeditionsheer vereinigt wurden, mit dem man die aufständischen Kolonien in Südamerika zu unterwerfen gedachte, da überspannte bald ein Netz von Verschwörungen den ganzen militärischen Körper. Der Widerwille der Soldaten gegen den beschwerlichen und gefahrvollen Feldzug in entfernten Ländern mit ungesundem Klima und die lange Verzögerung der Abfahrt infolge der mangelhaften Anstalten und der schlechten Beschaffenheit der Schiffe, die man von Rußland gekauft hatte, trug wesentlich bei, daß die konspiratorische Ansteckung sich in weitere Kreise verbreitete.
Juli 1819. Der Verrat des Generals O'Donnell, Graf von Abispal, eines charakterlosen dienstfertigen Schergen jeder Gewalt, der einige Teilnehmer der Verschwörung gefangen nahm, vermochte nur den Ausbruch zu verzögern[1], nicht aber die Katastrophe abzuwenden.

Militäraufstand und Cortesherrschaft. Da geschah es, daß am Neujahrstag 1820 unter den in Cadiz, Fernando (Isla de Leon), Jerez de la Frontera u. a. O. versammelten und zur Einschif-

fung nach Südamerika bestimmten Regimentern die lange vorbereitete Militärverschwörung ausbrach. Die Fahne der Empörung wurde erhoben und die Konstitution der Cortes ausgerufen. Jan. 1820. Der Oberst Riego, ein Asturier, der sich im Unabhängigkeitskrieg durch Tapferkeit emporgebracht hatte, ein heißer unklarer Kopf von großer Leidenschaft und Eitelkeit aber geringer Bildung, war die Seele des Unternehmens; die Leitung des Ganzen übernahm der aus der Haft befreite General Quiroga. Zu den thätigsten Mitverschwornen gehörten Alcala Galiano, Isturiz und der junge rührige Kaufmann Mendizabal. Sie ließen Manifeste ausgehen, worin sie im Namen der „nationalen Armee" das Volk zur Abschüttelung des Despotismus und zur Aufrichtung einer gerechten und freisinnigen Regierung aufforderten. Das gewagte Unternehmen machte anfangs geringe Fortschritte. Wenngleich Riegos Insurgentenhaufen unter unglaublichen Beschwerden und steten Kämpfen gegen die königlichen Bataillone in Malaga und Cordova eindrangen, die andalusische Bevölkerung wagte nicht den Anschluß. Nur der Furchtsamkeit des Königs und des Hofes, dem Intrigenkrieg im Schloß und in den Ministerien, sowie der Unlust der Armee, gegen die Waffengefährten in Kampf zu ziehen, war es zu danken, daß der Aufstand die ersten kritischen Tage überdauerte und weitere Erfolge erzielte. Wie einst in den Unabhängigkeitskriegen ging auch jetzt die Kampfparole vom Norden aus. In Coruña, wo das Andenken an Porlier noch lebendig war und die Eifersucht auf die Priesterstadt Santiago dem Liberalismus Vorschub leistete, erfolgte unter dem Ruf: Es lebe die Nation! Es lebe die Verfassung! das erste Pronunciamento, das in allen 3. März. Städten Galiciens Nachahmung fand. Die Häupter der klerikalen Reaktion, an ihrer Spitze Ferdinands Bruder, Don Karlos, rieten von jeder Nachgiebigkeit gegen die Liberalen und Freimaurer ab und förderten dadurch die Zwecke der letztern. In kurzem verbreitete sich der Aufstand über alle Teile Spaniens, in verschiedenen Provinzen und Städten wurde die Cortesverfassung verkündet und dem absoluten Königtum der Krieg erklärt. Aber der Aufstand behielt vorerst den Charakter einer Verschwörung, deren Gelingen nur der Kraftlosigkeit einer Regierung zu danken war, welcher ein belastetes Gewissen die Entschlossenheit zum Widerstand raubte; das Volk verstand nicht, um was es sich handelte, und nahm an dem Kampf anfangs wenig Anteil. Der König versuchte umsonst die Bewegung durch Waffengewalt niederzuschlagen und die drohende Forderung nach Wiederherstellung der Konstitution vom Jahr 1812 durch unbestimmte Versprechungen zu beschwichtigen; die Bewegung nahm zu, selbst in Madrid fing es an zu gären, als Graf Abispal, um seinen frühern Verrat durch einen neuen Abfall in Vergessenheit zu bringen, in Ocaña die Truppen dem Aufstand zuführte. Dem erschreckten Herrscher blieb nichts übrig, als in das Verlangen der Insurgenten zu willigen, die Cortes einzuberufen und die konstitutionelle Verfassung, die ihn aus einem absoluten König zum Vollstrecker der Beschlüsse der Volksrepräsentanten machte, vor einem neuen eilig gebildeten Stadtrat (Ayunta-

7. März 1820. miento) zu beschwören. Nun erfolgte ein gänzlicher Umschwung der öffentlichen Dinge. An Stelle der Servilen traten die Liberalen an die Spitze; statt der Kammerdiener und Beichtväter herrschten die Demagogen. Wie früher das Bildnis des Königs, so wurde jetzt der „heilige Kodex" durch die Straßen getragen und mit Kniebeugungen verehrt. Das Inquisitionsgebäude wurde von dem Volk zerstört und am nächsten Tag durch ein königliches Dekret das ganze heilige Amt als unverträglich mit der Verfassung aufgehoben. Der revolutionäre Umschwung 10. März. vollzog sich ohne Gewaltthätigkeiten und Blutvergießen. Nur in Cadiz entehrte sich die ultraroyalistische Garnison durch Grausamkeit, indem sie auf die Volksmenge, welche die Herstellung der Freiheit mit Jubel- und Freudenbezeugungen begrüßte, ihre Gewehre abfeuerte, sei es auf eignen Antrieb aus Haß und Groll gegen die Bürgerschaft, sei es auf Befehl des Kommandanten Freyre, eine Unthat, welche die Gegenpartei zur leidenschaftlichen Rache entflammte.

Eindrücke im Ausland. Haltung der Großmächte. Die europäischen Mächte erblickten in dem Dekret vom 7. März den Gipfel der Schmach, die ein souveräner Monarch auf sich laden könnte. Alle Autorität müsse durch einen so unwürdigen Akt der Unterwürfigkeit untergraben werden. „Besser wäre es gewesen," lautete ein vertrauliches diplomatisches Schreiben, „den Degen in der Hand auf den Stufen des Thrones zu fallen oder wirklich abzudanken, als so seine Schande und Ohnmacht zu unterzeichnen. Und nun welche Verfassung! Sie ist ein schlechtes Mosaik der schlechtesten Ideen und Phrasen von 1789, eine übel organisierte Republik, die für den Augenblick das Geschäft unter der Maske des Königtums führt." Der Kaiser von Rußland war der Meinung, man solle dem Aufflammen des revolutionären Geistes, der die Ruhe des Weltalls bedrohe, mit vereinten Kräften entgegentreten. Dennoch beschloß man vorerst die Dinge gehen zu lassen und neutral zu bleiben. Kein Staat trug Verlangen, das Beispiel Napoleons zu wiederholen. Würde nicht eine Invasion auf denselben nationalen Widerstand stoßen wie im Jahr 1808? Insbesondere warnte die englische Regierung vor jedem Unternehmen, das die Eifersucht und den Nationalstolz des spanischen Volks reizen würde. So nahm denn Europa gegenüber den Vorgängen jenseit der Pyrenäen den Standpunkt des Zuwartens ein. Der Versuch des Kaisers von Rußland, die Häupter der konservativen Allianz zu einer Erklärung zu bewegen, die wie eine Drohnote aussah, für den Fall, daß die Cortes ihre Gewalt mißbrauchen sollten, scheiterte an der Weigerung der andern Mächte.

Die Liberalen im Regiment. In Spanien wurde die Beschwörung der Verfassung mit einer Reihe von Festlichkeiten gefeiert; die verbannten oder gefangenen Patrioten durften wieder den heimatlichen Boden betreten, die Luft der Freiheit atmen; mit Jubel vernahmen die besten Schichten der Nation den Sturz des unwürdigen Systems. Neue liberale Minister kamen ins Amt, unter ihnen Perez de Castro für das Auswärtige, der Marques de las Amarillas für das Kriegswesen, Antonio Porcel für die Kolonien, ein neuer Staatsrat wurde eingesetzt, das diplomatische Korps umgestaltet; aus dem

Gefängnis traten die beiden Arguelles und Garcia Herreros ins Ministerium; in den Städten und Provinzen bildeten sich Junten zum Zweck der Selbstverwaltung der Gemeinden und Kreise. Die Beamten der Restauration wurden durch gesinnungstüchtige Liberale ersetzt. Aber der Wogenschlag heftiger politischer Leidenschaften ließ sich bald allenthalben vernehmen. Ehe die Cortes, die infolge des früher erwähnten verwickelten Wahlgesetzes erst zu Anfang Juli sich versammelten, vom König selbst mit einer Thronrede feierlich eröffnet wurden, 9. Juli 1820.
hatten die Radikalen (Exaltados) schon einen bedeutenden Vorsprung gewonnen und drohten die gemäßigt Liberalen (Moderados) in der Regierung wie im Abgeordnetenhaus zu überflügeln. Der Klub im Café Lorencini in Madrid, ein Seitenstück zu dem ehemaligen Pariser Jakobinerklub, suchte das Staatsleben in revolutionärer Bewegung zu halten; die Zeitungen der Radikalen, der „Constitucional“ und der „Conservador“ beherrschten die öffentliche Meinung und bekämpften nicht bloß die Servilen und Absolutisten, sondern auch die Männer eines besonnenen Fortschritts. Sie trieben mit der „weisen Verfassung“ einen wahren Kultus; und doch wissen wir aus der Geschichte ihrer Entstehung, wie viele Mängel derselben anhafteten, daß ein monarchisches Staatsleben kaum vereinbar war mit einer Konstitution, nach welcher die eigentliche Regierungsgewalt der Volksvertretung beiwohnte, die Krone und ihre Großbeamten nur die Vollstrecker der Cortesbeschlüsse waren. Bei der herrschenden Strömung konnte aber von einer Revision des Staatsgrundgesetzes im Sinn einer Stärkung der Vollzugsgewalt keine Rede sein. Es wehte im ganzen Reich ein unheimlicher Wind; alarmierende Gerüchte schwirrten durch die Luft; da und dort hörte man von konspiratorischen Umtrieben, von eidweigernden Bischöfen und Priestern, von unzufriedenen royalistischen Offizieren, von Aufständen und Parteikämpfen in verschiedenen Städten. Anderseits geberdete sich der eitle Riego, der Kommandant des „nationalen Heeres von San Fernando“, mit Hilfe der radikalen Vereine wie ein Staatsretter und Diktator. Er war der Abgott des Volks, das mit Wonne seinen Reden voll von revolutionärem Pathos lauschte, ihm prunkvolle Ovationen darbrachte. In ganz Europa wurde sein Name gefeiert, wie später der Name Garibaldi. Zu dem allem kam eine verzweifelte Finanzlage, eine unermeßliche Staatsschuld, ein Minister, Canga Arguelles, der zwar Redlichkeit und guten Willen besaß, aber nicht die nötigen Fähigkeiten und Kenntnisse, und eine gesetzgebende Macht, welche im buhlerischen Streben nach Popularität die Steuern und Abgaben möglichst verringern und abschaffen wollte. Nur die Grundherren, die Granden, die reichen Korporationen sollten die öffentlichen Lasten tragen. Die Zeitungen stimmten einen Ton an, der an den alten Ruf: Krieg den Palästen und Friede den Hütten! erinnerte. Die gleichzeitigen revolutionären Bewegungen in Neapel und anderwärts galten ihnen als sichere Anzeichen, daß die spanische Revolution eine ähnliche völkerbefreiende Wirkung erzeugen würde, wie einst die französische.

Der König u. die Cortes. Die Moderados in den Cortes befanden sich in schwieriger Lage. Um sich der Radikalen innerhalb und außerhalb der Versammlung zu erwehren, mußten sie der Freiheit Zügel anlegen, um aber die gegenrevolutionären Umtriebe der Servilen unschädlich zu machen, mußten sie die Freiheit beflügeln. Eine Zeitlang vermochten die Gemäßigten unter der Führung von Toreno und Martinez de la Rosa im Bund mit dem liberalen Ministerium die Exaltierten niederzuhalten. Die Ausweisung des agitatorischen Riego aus Madrid und seine Verbannung nach Oviedo ging ohne erhebliche Störungen vor sich; ein Preß- und Vereinsgesetz wurde durchgeführt, welches einige wenn auch schwache Schranken gegen das anarchische Treiben der Demagogie aufrichtete. Allein der Widerwillen des Königs gegen die ihm gewaltsam aufgedrängte Konstitution erschwerte den Gemäßigten die Aufgabe. Es war nur ein heuchlerisches Spiel, wenn Ferdinand beteuerte, er sei der Cortesverfassung aufrichtig und freiwillig zugethan. Die Tieferblickenden wußten recht wohl, daß sein einziger Gedanke dahin ging, die absolute Macht so vollständig wie möglich wieder zu gewinnen, sei es mit Hilfe fremder Unterstützung, die er heimlich anrufen ließ, sei es durch innere Bewegung. Es war daher gar nicht sein Wunsch, daß die gemäßigte Partei die Oberhand behielt. Vielmehr vereitelten seine Kabalen alle Bemühungen der Moderados, ein konstitutionell monarchisches Staatswesen ehrlich zu begründen. So wurden denn die Cortes immer mehr zu extremen Beschlüssen gedrängt. Die Belohnungen der Offiziere und Soldaten, die für die Herstellung der Freiheit gearbeitet, die Beförderung der „Patrioten“ zu Staatsämtern, die Beschlüsse, alle Majorate, Fideikommisse, Patronate und jede Art von Fesselung des Grundbesitzes als die Hauptquelle der Verarmung Spaniens abzuschaffen, allen kirchlichen Gemeinschaften und Instituten der toten Hand die Erwerbung von Grundbesitz zu untersagen, die geistliche Gerichtsbarkeit zu beseitigen, durch Aufhebung der Klöster der Not des Staats abzuhelfen: diese und andre Maßregeln trugen so sehr das Parteigepräge, waren so sehr im Geist der von einem großen Teil des spanischen Volks von jeher so verabscheuten französischen Aufklärungsphilosophie, daß alle Servilen und Klerikalen, alle Anhänger der alten Zustände sich zur Bekämpfung des liberalen Konstitutionalismus vereinigten. Die Beichtväter, Don Karlos, die bigotte Königin bestürmten den Monarchen, daß er zur Verteidigung der Kirche gegen die gottlose Revolution auftrete, dem Klostergesetz die Sanktion verweigere. Wirklich zögerte er auch einige Zeit mit seiner Unterschrift, aber die Furcht vor Volksbewegungen brach seinen Widerstand. Am 23. Oktober unterzeichnete er das Gesetz voll Ingrimm gegen die Cortes, welche durch die Einsetzung einer ständigen Deputation eine Nebenregierung begründeten, wie gegen die Volksvereine, welche durch drohende Kundgebungen und stürmische Auftritte den revolutionären Geist stets lebendig erhielten und den König selbst zwangen ihrem Willen sich zu fügen. Er mußte alle Hofleute und Geistliche, die nicht zu den Anhängern der Konstitution gehörten, eine Anzahl Mönche aus seiner Umgebung

Margin dates: 21. Sept. 1820 (beside "bannung nach Oviedo"); 14. Sept. (beside "Hauptquelle"); 24. Sept. (beside "sagen"); 1. Okt. (beside "der Not des Staats"); 23. Okt. (beside "Volksbewegungen").

entfernen. So bewegte sich unter Stürmen und Kämpfen das konstitutionelle Staatsleben in Spanien fort. Der König haßte die ihm gewaltsam abgetrotzte Konstitution; die Deputierten, an die sich die demokratischen Klubs mit republikanischen Bestrebungen, die „Goldquelle", das „Malteserkreuz", die „Communeros" u. a. anlehnten, erfüllten durch die Schläge, die sie wider die Klöster, die privilegierten Stände, die altherkömmlichen Einrichtungen, die nationalen Gewohnheiten und Formen führten, die Kamarilla, die Priesterschaft und alle Anhänger des Alten mit tiefem Haß; im Reden und Thun hatten die Cortes, besonders die Partei der „Aufgeregten" (Exaltados), die französische Nationalversammlung vom Jahr 1789 im Auge. Eingezogene Stiftungen dienten als Unterpfand für Anleihen zur Heilung der Finanznot.

Das neue Jahr eröffnete sich mit schlimmen Anzeichen für die Liberalen. Aufgeregte Parteikämpfe. Während sich ihre eignen Reihen durch Zwietracht und Parteiwut immer mehr schwächten, sammelten die Servilen, die Klerikalen, die aus Ämtern und Stellen Verdrängten und alle Anhänger des Absolutismus ihre Kräfte zu einem gemeinsamen Gegenschlag. Sie errichteten Junten und eine Glaubensarmee, um Ferdinand aus den Banden der Konstitutionellen zu befreien; ein Kaplan des Königs, Vinuesa, entwarf den Plan eines Staatsstreichs; das von Priestern und Mönchen aufgereizte Volk griff da und dort zu den Waffen; in Madrid und in den andern großen Städten hielt dagegen die radikale Demagogie durch gewaltthätige Auftritte die Menge in Atem und trug das Bildnis Riegos, des „unsterblichen Häuptlings der Freiheit", in lärmenden Umzügen durch die Straßen; ein leidenschaftlicher Meinungskampf zerfleischte die unglückliche Nation. Rachsucht und Parteiwut erstickten alle menschlichen Gefühle, zerrissen die Bande der Landsmannschaft und brachten Gesetz und Recht in Verachtung. Vinuesa wurde, das Kruzifix in der Hand, von dem rasenden Pöbel im Gefängnis ermordet. Die Vorgänge in Italien mehrten die Aufregung. Die Exaltados forderten laut, daß man die Aufständischen in Neapel unterstütze. Die beiden Arguelles und Garcia Herreros traten aus dem Kabinett und räumten den Platz einem Ministerium Feliu. Aber auch diesem gelang es nicht, eine Politik der April 1821. Mäßigung und der Ausgleichung der Gegensätze zwischen dem Hof und der Volksvertretung zu begründen. Während die Cortes in fieberhafter Geschäftigkeit die Fundamente der staatlichen Ordnung im Sinn des liberalen Doktrinarismus umzuformen bemüht waren, die Besitzverhältnisse des Adels, die Organisation der Armee, das Unterrichtswesen mit radikalen Reformen antasteten, begann allmählich der Boden unter ihren Füßen zu wanken. Die demokratischen Klubs und die servilen Agitatoren suchten einander den Rang abzulaufen. Zu den politischen Umtrieben gesellten sich persönliche oder örtliche Interessen; aufs neue lagerte sich ein anarchischer Zustand über die Halbinsel. Die Regierung stand den agitatorischen Wühlereien machtlos gegenüber. Von der Demagogie gelähmt, von dem König mit Mißtrauen und Abneigung betrachtet, von

der zwieträchtigen Ständeversammlung ohne Unterstützung gelassen, steuerten die Minister einer dunkeln und sturmvollen Zukunft entgegen. Und als nun bei den neuen Corteswahlen die Radikalen mit Hilfe der Klubs einen vollständigen Sieg über die Gemäßigten errangen, als die Hauptführer der Straßendemokratie die Sitze des Abgeordnetenhauses füllten und der Held des Tages, Riego, zum
Febr. 1822. Präsidenten gewählt ward, da erlangte die Revolution vollends das Regiment in Spanien. Die Ämter kamen ausschließlich in die Hände der Exaltados; politische Prozesse hielten die Gerichte in Atem; Elio, der Peiniger von Va-
2. Sept. lenzia, wurde auf schimpfliche Weise hingerichtet.

b. Portugal.

Die Lage Portugals unter dem Statthalter Beresford.

Der Sieg der spanischen Liberalen feuerte ihre Gesinnungsgenossen in Portugal zur Nachahmung an. Die Niederwerfung der französischen Invasion durch die englisch-portugiesischen Heere und der Sturz Napoleons hatten in dem westlichen Nachbarreich nicht wie in Spanien, in Italien, in andern europäischen Staaten eine sofortige Restauration der alten Dynastie und der früheren Zustände zur Folge, weil die Königsfamilie mit einem großen Teil des Adels in Rio de Janeiro ihre Residenz aufgeschlagen hatte, und sich in dem überseeischen Reich so wohl fühlte,
20. März 1816. daß Johann (João), welcher seit dem Tod seiner geisteskranken Mutter Maria den Titel eines Regenten mit dem eines Königs des Vereinigten Reichs von Portugal, Brasilien und Algarve vertauschte, den Aufenthalt in der reichen und schönen Kolonie der Rückkehr nach Lissabon vorzog. Dies brachte dem Königreich Portugal die größten Nachteile und Verluste und erzeugte unter den Bewohnern einen Geist der Unzufriedenheit. Der portugiesische Nationalstolz fühlte sich tief verletzt, daß das einst so ruhmvolle Königreich zu einer Provinz seiner eignen Kolonie herabgesunken sei, daß die Einkünfte und die in den frühern Jahren des Glücks und der Blüte erworbenen Schätze des Mutterstaats zum Vorteil des überseeischen Landes verwendet, seine Söhne durch unerhörte Aufgebote für den Heerdienst in der Linie und in der Miliz zu kriegerischen Unternehmungen gezwungen wurden, die den eignen Interessen fremd, ja schädlich waren. Man klagte laut, daß das Vaterland der Leitung eines ausländischen Gouverneurs, des anspruchsvollen und brutalen Lord Beresford unterstellt blieb, der mit der aus einheimischen Edelleuten und Staatsmännern gebildeten Regentschaft bald in Hader lebte, bald sie als Werkzeuge seines Despotismus benutzte. Man war unzufrieden, daß in der Armee meistens englische Offiziere die höhern Würden bekleideten, daß der Einfluß der Gräfin von Xerumenha, der Gattin des Grafen Lemos, die den Oberbefehlshaber beherrschte wie einst Lady Hamilton den Admiral Nelson, bei allen Anstellungen und Beförderungen den Ausschlag gab, daß bei allen Klagen und Beschwerden der Hof von Rio de Janeiro und seine feilen Staatsmänner sich auf die Seite der Engländer stellten, die sich in dem Land

ganz wie die Herren einrichteten, Portugal behandelten, als ob es eine englische Provinz wäre, und in beiden Weltteilen die abhängige Lage der Regierung in eigensüchtigster Weise zu ihrem Vorteil ausbeuteten. Die Portugiesen hatten während der langen Kriegsjahre soviel zu leiden gehabt, sie waren in ihrem Wohlstand, in ihren wirtschaftlichen, sozialen und sittlichen Anliegen so zurückgekommen und hatten dabei wieder durch den lebhaften Verkehr mit Franzosen, mit Engländern, mit Fremden aller Nationen soviel neue Eindrücke in sich aufgenommen, so sehr ihre Erfahrung und Weltkenntnis bereichert, daß es natürlich war, wenn sie mit Mißmut auf die Gegenwart blickten, wenn sich der Wunsch bei ihnen regte, von der Erniedrigung und Zurücksetzung erlöst zu werden, und wenn sie bei der Vorliebe des Königs für Brasilien und der größern Hinneigung desselben für die Interessen und die Kulturentwickelung des überseeischen Reichs dem Gedanken Raum gaben, ihre Lage durch Reformen, durch Begründung eines würdigen Staatswesens, durch Erweckung und Belebung vaterländischer Gesinnung und Tugend zu verbessern.

Die nationale und patriotische Opposition und ein gerichtliches Auto da fé.

So bildete sich denn auch in Portugal eine patriotische Partei, die gleich den spanischen Freimaurern und den italienischen Carbonari nationale und freisinnige Zwecke verfolgte, durch geheime Gesellschaften, durch konspiratorische Agitationen, durch Zeitungen und Flugblätter auf die öffentliche Meinung einzuwirken und Gesinnungsgenossen zu werben suchte. Ihre Anhänger und Agenten reichten in die höchsten Gesellschaftskreise hinein und waren besonders zahlreich bei den portugiesischen Soldaten, die vor allen andern den Druck und die Erniedrigung der Fremdherrschaft empfanden und bei denen die frühere Zuneigung für Großbritannien sich längst in Haß und Widerwillen verwandelt hatte. Die Ziele der Verschwornen und Unzufriedenen waren auf Vertreibung der Engländer und auf Begründung einer neuen Staatsordnung in nationalem und fortschrittlichem Sinn gerichtet. Dem Lordstatthalter wurde durch seine Agenten und Günstlinge verraten, daß ein revolutionärer Umsturzplan im Werk sei, dem der Generalleutnant Gomez Freyre de Andrada, ein patriotischer Edelmann von hohem Stand, talentvoll, staatsklug und von anerkannten militärischen Verdiensten, sowie mehrere Glieder der angesehensten Familien des Landes anhingen. Die Weigerung einiger Regimenter, dem Ruf des Königs über das Meer zu einem Kriegszug gegen die Banda oriental (Uruguay) Folge zu leisten, gab der Verschwörung in den Augen des Lordstatthalters und der Regentschaft eine größere Bedeutung und einen gefährlicheren Charakter. Beresford bewirkte da- 25. Mai 1817.
her, daß eine Anzahl von Männern, meistens dem Militärstand angehörig, welche ihm von seinen Ausspähern als Anstifter eines Komplotts und Glieder eines angeblichen „hohen Revolutionsrats" bezeichnet worden waren, sofort durch die Regierungsjunta in Haft genommen und vor Gericht gestellt wurden. Die Richter, eingeschüchtert durch stürmische Auftritte des von Geistlichen und Mönchen wider die „Freimaurer" aufgereizten bigotten Volks, fanden nach einem

hastigen unordentlichen Prozeß auf sehr schwache Beweisstücke hin den General Freyre und sieben der Mitverschwornen des Verbrechens der verletzten Majestät ersten Grades und des Hochverrats schuldig und verurteilten sie zum Tod am Galgen mit Einziehung ihres Vermögens und Verbrennung ihrer Leichen. Vier andre sollten dieselbe Strafe mit Ausnahme der Verbrennung erleiden. Auf dem St. Annaplatz, wo ein Schafott errichtet und von bewaffneten Soldaten 19. Okt. 1817. unter englischen Anführern umstellt war, fand die öffentliche Hinrichtung statt. Mit Entsetzen erlebte Lissabon das gräßliche Schauspiel, daß man die Verurteilten einzeln vor den Augen ihrer Schicksalsgenossen erst erdrosselte, dann enthauptete, zuletzt verbrannte und ihre Asche ins Meer warf. Tief in die Nacht hinein leuchteten die brennenden Scheiterhaufen auf die Stadt herab. Ein Katechismus, den die Regentschaft und die Geistlichkeit als Gegengift gegen die demokratischen Zeitungen verbreiteten, feierte den Sieg der Inquisition und des Absolutismus.

15. Mai. Unabhängigkeitsbewegungen in Brasilien. Einige Monate vorher war auch in Pernambuco eine revolutionäre Bewegung entdeckt und blutig unterdrückt worden. Denn wie sehr immer König und Regierung in Rio de Janeiro bedacht waren, Kultur, Handel, Wohlstand und Bildung zu heben und zu fördern, wie sehr das überseeische Reich durch die Übersiedelung des Hofes die wohlthätigsten Veränderungen in seinen politischen, merkantilen und geistigen Zuständen erfahren hatte, dennoch hatten die Unabhängigkeitsbestrebungen, die in den spanischen Pflanzlanden Südamerikas bereits in voller Gärung standen, auch in Brasilien Eingang gefunden. Das eigennützige Aussaugesystem, das die Schutzmacht England mit Hilfe des abhängigen verschwenderischen Hofes und der erkauften Beamtenschaft auch in dem brasilischen Handelsstaat einrichtete, schürte das Feuer und erfüllte die Kolonialbevölkerung mit dem heißen Verlangen, ihre Angelegenheiten selbständig zu ordnen. Ein Patent Johanns VI. vom 15. Dezember 1815, welches Brasilien in Betracht seiner Wichtigkeit und Größe zu der Würde, den Vorrechten und dem Rang eines Königreichs erhob, vermochte diesen Trieb nach Unabhängigkeit nicht zu ersticken.

20. März 1818. Terrorismus u. patriotische Gegenwehr. Nun wurde in Portugal ein Strafedikt von furchtbarer Strenge gegen alle Klubs und geheimen Gesellschaften erlassen. Durch drakonische Gesetze sollte jede agitatorische Bewegung in nationalem und freiheitlichem Sinn, sei es durch Handlungen und Verführungskünste, sei es durch Schrift oder Rede, erstickt werden. Aber die Schreckensmaßregeln machten die Mitglieder nur vorsichtiger ohne ihre Zahl zu vermindern. Von dem zerschlagenen Feuerherd der geheimen Vereine sprühten die Funken nach allen Seiten aus und zündeten wo sie Brenn-
Jan. 1818. stoff fanden. Nicht lange nach jener Hinrichtung schlossen vier Verschworne, wie es heißt unter Freyres Bildnis, einen neuen Bund zur Befreiung des Landes, der bald eine Anzahl angesehener Männer aus Adel, Militär und Rechtsgelehrtenstand umfaßte. Ein zeitgenössischer Schriftsteller entrollt ein düsteres Bild von dem moralischen Verfall, der unter diesen untröstlichen politischen Zuständen das portugiesische Volk erfaßt hatte. „Alle gesellschaftlichen Bande sind gelockert, alle Interessen im Widerstreit, alle Meinungen im Zwiespalt, alle Leidenschaften

und Laster losgebunden; ein einziges Gefühl ist allen Portugiesen gemein, das Gefühl ihres tiefen Unglücks; alle guten Bürger stimmen in dem Wunsch überein, eine neue Ordnung der Dinge gegründet zu sehen, die das Staatsschiff aus dem furchtbaren Schiffbruch rettet, in welchem es unterzugehen im Begriff ist." Die Finanzen waren erschöpft, der Handel ruhte gänzlich, die Armee war mißvergnügt und unbotmäßig, das Elend allgemein und unerträglich. Wie sollte da nicht die Kunde von der revolutionären Erhebung Spaniens infolge der Militärverschwörung in Cadiz zu einer zündenden Brandfackel werden? Waren doch die Zustände und Klagen in beiden Ländern dieselben!

So geschah es denn, daß während einer Reise des Lordstatthalters an den Königshof in Rio die geheime Verschwörung unter der Führung des Obersten Sepulveda in Porto zum Ausbruch kam. Man errichtete eine provisorische oberste Junta unter dem Vorsitz des Grafen Ant. Silveira, welche im Namen des Königs das Regiment führen sollte, bis die Cortes, zu deren Einberufung man sofort Schritte that, eine monarchisch-konstitutionelle Verfassung geschaffen haben würden. Die Erhebung in Porto fand in Lissabon und in andern Städten Nachahmung. Die Regentschaft verlor den Kopf und erließ ohnmächtige Proklamationen; die portugiesischen Soldaten versagten den englischen Offizieren den Gehorsam; eine Generaljunta unter dem Vorsitz des Bischofs Freyre nahm die Leitung der öffentlichen Dinge in die Hand und entsandte Pereira Forjaz, das einflußreichste Mitglied der aufgelösten Regentschaft nach Brasilien, um dem König über die Vorgänge Bericht zu erstatten. Lord Beresford wurde bei seiner Rückkehr von Rio von der Landung in Lissabon abgehalten und begab sich nach London, um bei Castlereagh die Einmischung Englands in die portugiesischen Dinge zu betreiben. Allein das Londoner Kabinett fand es nicht gelegen, angesichts der politischen Lage Europas, in Portugal die Rolle zu übernehmen, die drei Jahre später Frankreich in Spanien sich zuteilen ließ. So konnten denn zu Anfang des neuen Jahres, nach erregten Verhandlungen über die Wahlart in der zwiespältigen Junta, die Cortes nach Lissabon entboten werden. Die Eröffnung des portugiesischen Kongresses war noch von der überraschenden Nachricht begleitet, daß der König Johann VI. sich entschlossen habe, mit seiner Familie nach der alten Heimat zurückzukehren und seinem Sohn Dom Pedro die Verwaltung des brasilischen Königreichs zu überlassen. Dieser plötzliche Entschluß war durch die gleichzeitigen Vorgänge in dem überseeischen Land selbst bewirkt worden.

Aufstand in Porto und Einberufung der Cortes. 24. Aug. 1820.

15. Sept.

In Brasilien hatte nämlich die Kunde von den Ereignissen in Portugal und Spanien zu ähnlichen revolutionären Bewegungen das Signal gegeben. In Bahia, in Pernambuco, in Rio selbst war der Ruf nach einer Verfassung auf freisinniger Grundlage erhoben worden. Der Kronprinz Dom Pedro, der schon lange, von Plänen eines hochfliegenden Ehrgeizes erfüllt, in scharfer Opposition gegen seinen Vater und dessen Minister Palmella gelebt, stand im Verdacht,

Brasilische Zustände. Abreise des Königs.

den revolutionären Bewegungen Vorschub geleistet zu haben. Die portugiesischen
Febr. 1821. und brasilischen Truppen verbrüderten sich, besetzten den Hauptplatz von Rio und bildeten da einen Mittelpunkt aller unruhigen Elemente. Unter diesen Umständen hielt es der ängstliche König für geraten, die so oft geforderte und so oft versagte Übersiedelung des Hofes nach Lissabon nicht mehr zu verschieben. Er erließ ein Manifest, worin er verkündete, daß die Verfassung, welche die Cortes in Lissabon aufstellen würden, auch für Brasilien Geltung haben und durch den Kronprinzen, der bis zur Vollendung des Werkes die Regierung übernehme, im Einverständnis mit einem zu berufenden brasilischen Kongreß zur Einführung gebracht werden sollte. Kaum war jedoch das Manifest veröffentlicht, als Johann VI. den raschen Schritt bereute. Er beschloß die Meinung der Brasilier selbst zu hören. Zu dem Zweck wurde in Rio eine Versammlung von Eingebornen einberufen. Diese wußten recht wohl, welche Vorteile die Anwesenheit des Hofes der überseeischen Residenz eingetragen, und kamen zu dem sonderbaren Entschluß, die getroffene Anordnung zu verwerfen, die Abreise des Königs zu verhindern, aber zugleich die portugiesische Konstitution in Brasilien einzuführen.
21. April. Allein infolge eines Soldatenaufstandes, bei welchem Dom Pedro und sein Vertrauter dos Arcos die Hände im Spiel hatten, wurde die Versammlung mit Gewalt zersprengt und der König genötigt, bei seinem frühern Dekret zu beharren.
3. Juli. Darauf schiffte er sich in Rio ein und langte am 3. Juli in Lissabon an.

Das Cortesregiment in Lissabon und die gegenrevolutionären Umtriebe.

Wie verändert fand König Johann das Erbland seiner Vorfahren! Die außerordentliche Cortesversammlung, welche als konstituierende Nationalvertretung die Wiedergeburt des Königreichs Portugal bewirken sollte, war das vollkommene Abbild des gesetzgebenden Kongresses von Madrid, ja sie ging in der „zeitgemäßen" Zurichtung der spanischen Verfassung über den Radikalismus der Konstitution vom Jahr zwölf des Nachbarlandes noch hinaus. Das Prinzip der Volkssouveränität war in der portugiesischen Konstitution in seiner ganzen Folgerichtigkeit festgehalten, so daß der monarchische Charakter der ausübenden Gewalt ganz verblaßt und schattenhaft war. Dennoch erteilte der gutmütige König Johann dem radikalen Staatsgrundgesetz vom 9. März seine unbedingte Zustimmung. Und nun kam in Portugal ein Regierungssystem in Übung, das an Unverstand, Übertreibung und Impotenz das spanische Vorbild weit übertraf. Wie Riego im Nachbarland so war am Tajo Sepulveda der populäre Held des Tages. War es da zu verwundern, daß sich bald eine starke klerikal-reaktionäre Partei bildete, welche gegen die Demokraten und Freimaurer in Opposition trat? Doch war hier nicht wie in Spanien der König selbst die Seele dieser Faktion, sondern die Königin Carlotta, Ferdinands Schwester, ebenso fanatisch, falsch und heuchlerisch wie der Bruder. Von Jugend auf gewohnt jede Schranke anständiger Sitte zu durchbrechen, führte sie eine derartige Lebensweise, daß ihr Gemahl schon in Rio sich von ihr getrennt und bei der Übersiedelung ihr einen eignen Hofhalt im Palast Queluz eingeräumt hatte. Dieser wurde nun der Versammlungsort aller

„Gebückten", wie man die Reaktionäre geistlichen und weltlichen Standes nannte, und von hier aus wurden alle Hebel in Bewegung gesetzt, um das bigotte Volk und alle Unzufriedenen wider das herrschende Regiment der Liberalen und Freimaurer aufzureizen. Bald zeigten sich Spuren von konspiratorischen Umtrieben, durch welche dem Infanten Dom Miguel, dem zweiten Sohn des Königs, der in Lissabon ebenso sehr das Haupt der Ultramontanen und Absolutisten war wie Don Karlos in Madrid, die Regentschaft in die Hände gespielt und die alte Monarchie zurückgeführt werden sollte. Diese Ränke wurden jedoch im Keim erstickt; die Königin wurde im Palast Ramalhao unter strenge Aufsicht gestellt und Dom Miguel von dem Vater genötigt, die Verfassungsurkunde, die bald darauf ihren Abschluß erhalten, gleich dem König selbst öffentlich zu beschwören. Sept. 1822.
Auch an Dom Pedro erging die Aufforderung, sie eidlich als rechtsgültig anzuerkennen und in Brasilien einzuführen.

Allein hier hatten seit der Abreise Johanns VI. die Dinge einen Verlauf Trennung Brasiliens von Portugal.
genommen, der die gänzliche Trennung des Mutter- und Tochterlandes zur Notwendigkeit machte, sollte nicht das überseeische Reich, der Anziehungskraft der spanischen Nachbarstaaten nachgebend, die Dynastie Braganza ganz von sich stoßen und die Unabhängigkeit mit republikanischer Selbständigkeit aufrichten. Das sichtbare Streben der portugiesischen Cortes, das Kolonialland wieder in die alte Abhängigkeit von dem europäischen Mutterstaat zurückzuführen, der Regierung und der Legislatur von Lissabon auch für Rio, Pernambuco und Bahia entscheidende Gewalt zu verleihen, schärfte den brasilischen Unabhängigkeitstrieb. Als die Cortesregierung am Tajo den Ruf an den Prinzen ergehen ließ, er möge sich in Lissabon einfinden, wußten einige brasilische Patrioten, insbesondere Jose Bonifacio de Andrada, ein begabter in Europa gebildeter Mann, den Fürsten zu überzeugen, daß seine Entfernung seinem eignen wie dem dynastischen In- Jan. 1822.
teresse Schaden bringen würde. Dom Pedro, ein Fürst von natürlichem Talent und trotz oberflächlicher Bildung und launischen Wesens für die zeitläufigen Ideen der Zivilisation und des Fortschritts nicht unempfänglich, beschloß daher, der Rückberufung keine Folge zu leisten. Er fühlte sich zu dieser Weigerung um so mehr berechtigt, als der König bei seiner Einschiffung den Sohn selbst aufgefordert hatte, wenn der Fall einer Unabhängigkeitserklärung eintrete und er ihm die Krone nicht bewahren könne, so sollte er sie doch sich zu bewahren suchen, damit das Land nicht in die Hände der Abenteurer gerate. In Lissabon erzeugte der Widerstand des Kronprinzen die größte Entrüstung. Die Cortes vereinigten sich zu einem Beschluß, der die Regierung von Rio für rebellisch, alle ihr Gehorchenden für Landesverräter und Dom Pedro, wenn er sich nicht binnen vier Monaten zum Gehorsam fügte, der Thronfolge für verlustig erklärte. Dies führte die schwankende Lage der Entscheidung entgegen. Ein nach Rio berufener Prokuratorenrat war die Einleitung zu einem brasilischen Sonder- Febr.
kongreß. Die portugiesischen Besatzungstruppen der südlichen Landschaften traten

in den Dienst des Prinz-Regenten, der auf den Wunsch des Stadtrats von Rio
13. Mai 1822. die Würde eines „konstitutionellen Verteidigers Brasiliens“ annahm; eine verfassung- und gesetzgebende Versammlung trat zusammen und entwarf mit ausdrücklicher Anerkennung des Grundsatzes der Volkssouveränität ein Staatsgrundgesetz, das die völlige Unabhängigkeit und Trennung Brasiliens vom Mutterland
13. Aug. verkündigte und Dom Pedro, nachdem derselbe seine Zustimmung gegeben, zum
12. Okt. konstitutionellen Kaiser von Brasilien erklärte. Bahia und die nördlichen Provinzen, die aus Eifersucht auf das Übergewicht des Südens nicht sofort in die Trennung von dem Mutterland willigen wollten, wurden durch den in brasilische Dienste getretenen englischen Admiral Lord Cochrane in einem kurzen Belage-
27. Juli 1823. rungskrieg zur Unterwerfung gezwungen. Im Juli 1823 war die Selbständigkeit des konstitutionellen Kaiserreichs Brasilien unter Dom Pedro von Braganza eine vollendete Thatsache.

c. Neapel und Piemont.

1. Zustände Italiens nach dem Wiener Kongreß.

Österreichisch-Metternichsche Politik in Italien.

1. Lombardo-Venetien.

Die beiden romanischen Halbinseln Südeuropas waren durch Natur und Geschichte seit Jahrhunderten so verwandt und innig verbunden, daß jede tiefere politische Bewegung des einen Landes auf das andre zurückwirkte, daß jede Erschütterung der einen Nation in der andern nachzitterte. Durch die Schöpfungen des Wiener Kongresses war Österreich der vorherrschende Staat in dem Apenninenland geworden. Sowohl sein eigner ausgedehnter Länderbesitz im obern Italien als seine dynastischen Beziehungen zu den mittlern und kleinern Fürstentümern begründeten diesen Vorrang. Die Wiener Regierung war bemüht, diese Machtstellung in zwiefacher Weise auszunutzen, einmal indem sie alles Nationalgefühl, alles Einheitsstreben möglichst zu unterdrücken suchte, sodann indem sie kein Regierungssystem aufkommen ließ, das einen liberaleren Charakter zeigte, als man in Mailand selbst zu gestatten gewillt war, insbesondere „das Repräsentativsystem mit den dazu gehörigen Institutionen“ fern hielt. Deshalb wurden alle Bestrebungen begünstigt, welche die Napoleonische Zeit mit ihren zentralisierenden aufklärerischen Ideen in Vergessenheit zu bringen, einen engherzigen Partikularismus zu erzeugen, der absolutistisch-klerikalen Regierungsweise zum Sieg zu verhelfen geeignet schienen. Die österreichische Herrschaft in Mailand und Venedig sollte als eine Befreiung von der revolutionär-militärischen Gewalt des Napoleonischen Kaisertums erscheinen, das lombardo-venetianische Volk sollte sich als Österreicher fühlen. Mit welcher Genugthuung hatte man in Wien von den huldigenden Kundgebungen vernommen, die von den Anhängern der alten Zustände, von den adligen und geistlichen Herren, welche von der Herstellung der österreichischen Herrschaft die Rückkehr des gepriesenen goldenen Zeitalters von ehedem erwarteten, bei der Besitzergreifung zu Tage getreten! Diese Gefühle zu

nähren und herrschend zu erhalten, die revolutionären und liberalen Elemente aus der Franzosenzeit zu ersticken, war daher das eifrigste Bestreben der Mailänder Regierung: Polizei, Militärgewalt und Justiztyrannei schienen dazu die geeignetsten Mittel. „Der Kaiser, welcher den Geist der italienischen Vereinigung und die Konstitutionsideen auslöschen will,“ sagte einst Metternich zu dem Marchese San Marzano, „hat den Titel eines Königs von Italien weder angenommen, noch wird er ihn annehmen; deshalb hat er die Organisation des italienischen Heeres aufgelöst, alle Institute aufgehoben, welche ein großes nationales Königreich hätten vorbereiten können; er will den Geist des italienischen Jakobinismus zerstören und so die Ruhe Italiens sicherstellen.“ Damit war allen auf nationale Einheit und freies Verfassungsleben gerichteten Bestrebungen der Krieg erklärt. Die Einführung des österreichischen Gesetzbuches und der österreichischen Gerichtsordnung anstatt der Schwurgerichte, das Verbot der Freimaurerei und andre Maßregeln waren die ersten Anzeichen der beginnenden Reaktion. Die Ernennung des Erzherzogs Anton und zwei Jahre nachher des Erzherzogs Rainer zum Vizekönig von Lombardo-Venetien, die Anstellung von Österreichern bei allen hohen Ämtern und Gerichtshöfen, die Abhängigkeit und Unterordnung aller Regierungs- und Justizbehörden unter das oberste Regiment in Wien waren deutliche Anzeichen, daß die österreichische Politik, Beamtenherrschaft und Polizeidiktatur auch in dem Land am Po und an der Adria in aller Strenge zur Anwendung kommen sollten. Jede geistige Bewegung, jede nationale Regung zu politischer Selbständigkeit, jede Art von Verbindung wurde mit Argusaugen überwacht, durch einen verwickelten mit künstlicher Feinheit ausgebildeten Organismus von Späherei, Polizei, Zensur und wie die Mittel machiavellistischer Staatskunst alle heißen, unterdrückt, das ganze Volksleben in eine Zwangsjacke eingeschnürt, jeder freie Hauch durch eine eherne Maske erstickt. Die unbeschränkte Machtvollkommenheit der Krone und ihrer Diener über alle Angelegenheiten der Unterthanen blieb die Grundlage des ganzen Staatsgebäudes. Die Regierung nahm nicht nur Macht und Gewalt, sondern auch die Einsicht für sich allein in Anspruch. Die ständischen Versammlungen, die unter dem Namen von Zentralkongregationen nach Vorschlaglisten der Gemeinderäte von der Regierung ernannt wurden, waren leere Förmlichkeiten. Ihr Rat sollte gehört werden, wenn es der Regierung gut dünken werde, ein Fall, der in dreißig und mehr Jahren nie eintrat. Wie bald verschwanden nun in der Mailänder hohen Gesellschaft jene Neigungen für Österreich, die im Anfang der Besitznahme so geflissentlich zur Schau getragen worden! Der reiche Graf Friedrich Confalonieri, einst einer der feurigsten Parteigänger Habsburgs, wurde nach wenigen Jahren das thätigste Haupt der Unzufriedenen.

2. Die Rückwirkung auf die Nachbarstaaten.

Dieses absolutistisch-monarchische System mit seiner allmächtigen Beamtenherrschaft, das dem Volk in der patriarchalischen Auffassung, in dem doppelten Charakter eines Herrn und Vaters gegenüber stand, konnte nur dann recht

gedeihen und festen Boden fassen, wenn die übrigen italienischen Staaten nach dem gleichen System regiert wurden, ja wenn der rückgängige Geist in denselben noch unverhüllter und schroffer hervortrat. Darum war die österreichische Regierung bemüht, das politische Übergewicht und die verwandtschaftliche dynastische Verbindung des Habsburger Herrscherhauses zur Begründung gleichförmiger Staats- und Regierungsordnungen zu benutzen. Sie wußte zu bewirken, daß die französischen Einrichtungen und Institute, die mehr oder minder auf dem Grundsatz der Selbstbestimmung, einer Beteiligung des Volks und der Gemeinden an dem Staats- und Gerichtsleben aufgebaut waren, allenthalben beseitigt, alle körperschaftlichen Vertretungen und konstitutionellen Formen fern gehalten wurden, der ganze Verwaltungsorganismus den Charakter eines patriarchalisch-büreaukratischen Regiments empfing. Am wenigsten trat dieses Metternichsche System in Toscana ins Leben, so nahe auch Großherzog Ferdinand III. dem Wiener Kaiserhof verwandt war. Als er von Würzburg nach Florenz zurückkehrte, ließ er eine Amnestie vorausgehen, und der leitende Staatsmann Fossombroni, ein skeptischer Weltmann, der seinen Geist mit den Ideen der französischen Aufklärungszeit genährt, hielt soviel als möglich die Errungenschaften der Leopoldinischen Zeit aufrecht. Freilich wurde auch in Toscana der Code Napoleon mit geringen Ausnahmen beseitigt, keine Repräsentativverfassung gewährt, das öffentliche Leben durch die Polizei scharf bewacht, die obrigkeitliche Autorität der Regierungsorgane weit ausgedehnt; aber in dem geistigen Leben, in der Litteratur und Wissenschaft, in der Presse, im Buchhandel und in wirtschaftlichen Dingen huldigte man in Florenz liberaleren Grundsätzen. Der gebildete Staatsmann Gino Capponi, einem altflorentinischen Adelsgeschlecht entsprossen, bildete den Mittelpunkt einer edlen Gesellschaft von freieren Anschauungen, der sich flüchtige Patrioten aus andern Ländern der Halbinsel anschlossen. Doch war der Einfluß der österreichischen Politik des Überwachens und Dämpfens auch in Toscana merkbar genug, so daß strenge Beurteiler das Regierungssystem beschuldigen konnten, „es diene nur, das Volk in äußerem Wohlsein, unter einer anständigen väterlichen Despotie zu erschlaffen und in jener gedankenlosen Ruhe, jener sittlichen Verweichlichung zu erhalten, in die es das Alter seiner Geschichte und die lange Entwöhnung jeder Teilnahme an großen Weltereignissen versenkt hatte. Nur die feine Eifersucht gegen fremden Einfluß und das Streben nach Erhaltung eines gewissen geistigen Vorranges schien die toscanische Regierung hier und da zu größerer Freisinnigkeit oder Thätigkeit zu treiben".

Toscana. Ferdinand III. † 18. Juni 1824.

Parma. Modena. Der Kirchenstaat.

Wenn man in Mailand mit einigem Verdruß auf das freisinnigere Regiment in Florenz blickte, so hatte man um so mehr Ursache mit Befriedigung und Selbstgerechtigkeit auf die öffentlichen Zustände in den übrigen Staaten Italiens herabzuschauen, wo entweder wie in Parma und Modena in allen Dingen die Regierungsweise des lombardo-venetianischen Königreichs zum Vorbild genommen und nachgeahmt, oder wie in Piemont und Rom die rückläufigen Re-

stauratiosversuche ins Maßlose getrieben wurden. Wenn der Staatskanzler Metternich oft mit der Kurie und der päpstlichen Hierarchie in kirchlichen Sachen in Streit und Hader lag, so konnte er in Beziehung auf das weltliche Regiment des Kirchenstaats desto zufriedener sein, namentlich als der milde, einfache Papst Pius VII. aus dem Leben geschieden und der verständige, weltge- 20. Aug. 1823.
bildete Kardinal Consalvi ihm einige Monate nachher ins Grab gefolgt war. 24. Jan. 1824.
Waren schon während der Lebenszeit dieser Männer die hierarchischen Eiferer mächtig genug, alle Neuerungen der Franzosenzeit zu entfernen und das schlaffe auf Traditionen und Vorrechte gegründete geistliche Regiment herzustellen, mit Hilfe des Kardinals Pacca, dem der Papst die ihm während seiner Gefangenschaft bewiesene Treue und Ergebenheit durch einflußreiche Stellungen, namentlich in Abwesenheit Consalvis, vergalt, der liberalen Geistesrichtung in kirchlichen und politischen Dingen entgegenzuwirken, den Fanatismus der Priester und den Wahn des Pöbels gegen die Freimaurer aufzustacheln: wie mußte erst die rückläufige Bewegung in raschen Gang kommen, als unter Leo XII. die hierarchi- Leo XII. 1823–1829.
sche Weltmacht in Rom die freiheitfeindliche Strömung jener Tage mit allen geistlichen Waffen unterstützte, dem hergestellten Jesuitenorden großen Einfluß einräumte, dem modernen Zeitgeist auf allen Lebensgebieten den Krieg erklärte, alle feudalen und klerikalen Privilegien begünstigte, gegen alle Errungenschaften der Revolution und der Napoleonischen Staatsordnungen einen Feldzug eröffnete! Nun sanken die einheimischen staatlichen Zustände wieder in das alte trostlose Elend der Priesterherrschaft zurück; statt eines allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches, das Consalvi vergebens herzustellen bemüht war, herrschte ein Chaos von apostolischen Konstitutionen; Bettelei und Banditenwesen, die unter den Händen der französischen Polizei nahezu verschwunden waren, kehrten zur vollen Blüte zurück; die geistliche Jurisdiktion und die adligen Patrimonialgerichte leisteten der Unsicherheit und sittlichen Schlaffheit Vorschub; Finanzen und Staatswirtschaft gingen einem gänzlichen Ruin entgegen; Ackerbau und Volkswohlstand konnte neben den gering besteuerten Latifundien und geschlossenen Gütern der hohen Adelsfamilien nicht aufkommen; Unterschleife, Erschleichungen, Fälschung päpstlicher Dekrete, Bestechlichkeit der Beamten waren bekannte und geduldete Übel.

Nicht minder als der Kirchenstaat war das Königreich Sardinien-Pie- Sardinien-Piemont.
mont das Land, auf welches man in Mailand hinweisen konnte, um alle Opposition gegen das väterliche Regiment der kaiserlichen Behörden zum Schweigen zu bringen. Zwölf Jahre lang hatte Viktor Emanuel, nachdem er durch die Abdankung seines Bruders Karl Emanuel am 4. Juni 1802 das Haupt des savoyischen Herrscherhauses geworden, auf der Insel Sardinien gelebt und regiert, von englischen Hilfsgeldern kärglich unterstützt. Der Aufenthalt auf einem Eiland, wohin noch kaum eine Spur der modernen Zivilisation gedrungen, wo adlige Grundherren und eine hierarchische Priestermacht sich in die Herrschaft teilten über

ein verwahrlostes Land und eine rohe in Knechtschaft, Aberglauben und Unwissenheit dahinlebende Bauernbevölkerung, wo Verwaltung und Gerichtswesen sich noch in den einfachsten Formen eines mittelalterlichen Feudalstaats bewegten, war eine schlechte Lebensschule für einen Fürsten, der mit gutmütiger Herzensschwäche einen beschränkten Geist, geringe Einsicht und strenggläubige Kirchlichkeit verband und während seines Aufenthalts in Cagliari nicht die Verbesserung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände der Insel, sondern die Beobachtung des altförmlichen Zeremoniells und der spanischen Hofetikette sowie die religiösen Andachtsübungen für sein wichtigstes Anliegen hielt. Bei seinem Ein-
20. Mai 1814. zug in Turin wurde er von dem Volk mit jubelnder Begeisterung empfangen. War ihm doch von Genua aus ein Edikt vorausgegangen, welches die Konskription und die Erbschaftssteuer aufhob und eine Erleichterung der Abgaben verhieß, und hatte doch Fürst Schwarzenberg, als er von Paris aus die Rückkehr des angestammten Regentenhauses verkündete, zugleich die Versicherung gegeben, daß man dem Volk das Geschehene nicht als Schuld anrechnen würde. Wie rasch verwandelte sich aber die Freude in Traurigkeit, als eine Restauration vorgenommen wurde, die an maßlosem Haß gegen alles, was während der Franzosenzeit ins Leben getreten war, nirgends, kaum in Kurhessen, ihresgleichen hatte! Der König selbst hatte sich in Cagliari den Zeitereignissen gegenüber wie ein Schlafender und Träumender verhalten, und so hatte auch ein großer Teil des Adels auf seinen Landsitzen den Umwandlungen aller Verhältnisse in dem Heimatland am Fuß der Berge zugeschaut. Diese drängten sich nun mit allen Vorurteilen und Ansprüchen an den Thron und verlangten, daß alles, was seit siebzehn Jahren geschehen, wie mit einem Schwamm ausgelöscht, die alten Zustände, wie sie zur Zeit der Väter bestanden, selbst bis auf die Tracht, auf die gesellschaftlichen Formen und Lebensordnungen, auf die Ämter und Titel wiederhergestellt werden sollten. Und in der That gelang es einem Grafen Cerruti, einem reaktionären Heißsporn, den beschränkten König zu dem unglaublichen Schritt
21. Mai. zu bewegen, durch ein Edikt alle französischen Gesetze und Einrichtungen aufzuheben und in allen Dingen die Beobachtung der Konstitution von 1770 zu verfügen.

„Seinem buchstäblichen Inhalt nach," so schildert Gervinus die Wirkungen dieser Verordnung, „beseitigte dies Gesetz eine geordnete Gesetzgebung und Rechtspflege und führte, wie im Kirchenstaat geschah, einen chaotischen Gesetzwust und eine höchst unvollkommene Prozeßordnung wieder zurück, stellte die geistlichen, militärischen und alle Spezial- und Ausnahmsgerichte mit der ganzen Barbarei der alten Strafgesetze, mit Rad und Vierteilung her, brachte die Fideikommisse und Majorate, die Feudalrechte aller Art, Bannrechte und Zehnten, die Klöster und Innungen zurück, verurteilte die Nichtkatholiken wieder zur bürgerlichen Unfähigkeit, schrieb den Juden aufs neue ihre gelben Abzeichen vor und zwang sie ihre erworbenen unbeweglichen Güter wieder zu verkaufen, beraubte die gewesenen Mönche und Nonnen ihrer erworbenen bürgerlichen Rechte, die Zivilehen ihrer Gültigkeit, untergab volljährig Gewordene wieder der väterlichen Gewalt, warf alle Wirkungen der französischen Gesetzgebung, selbst die

Entscheidungen der Gerichte über den Haufen, entzog der Verwaltung ihre Beamten, den Beamten ihre Stellen und brachte in alle Verhältnisse die unglaublichste Verwirrung."

Hochflut der Reaktion in Piemont.

Die Rückkehr Napoleons von Elba brachte eine kurze Pause in die reaktionäre Geschäftigkeit; aber nach dem zweiten Pariser Frieden setzte sie wieder um so energischer ein. Die von den Franzosen angelegten Straßen wurden dem Verfall geweiht; die von Napoleon erbaute Pobrücke bei Turin wurde nur dadurch vor dem Abbruch gerettet, daß am jenseitigen Ende eine Kirche zur Erinnerung an des Königs Rückkehr aufgeführt worden war. Die Königin Maria Theresia, Erzherzog Ferdinands Tochter, gestattete nur dem Adel Zutritt zu dem Hoftheater und ließ die Plätze nach der Ahnenreihe anweisen. Ein Junker, der zu seiner Empfehlung nichts als einen fanatischen Eifer gegen Jakobiner und Freimaurer aufzuweisen hatte, wurde mit der Reorganisation der Unterrichtsanstalten betraut und entsetzte fünfundzwanzig Professoren, weil sie von der französischen Regierung angestellt waren. Der Geschichtschreiber Botta wurde von der Heimat fern gehalten; gegen fünftausend im Lande seßhafte Franzosen wurden ausgewiesen; man sprach von der Rückerstattung der verkauften Emigranten- und Kirchengüter an die frühern Eigentümer und gewährte wenigstens, wie später in Frankreich, eine reiche Entschädigung. Eine Kamarilla von Kavalieren und Junkern umgab den Hof und bannte den König in ihre engen Kreise. Angesichts solcher Orgien der Reaktion konnte das österreichische Regiment in Mailand in der That als ein freisinniges und fortschrittliches gelten, und das Wiener Kabinett konnte sich den Schein geben, als wolle es dem rückschrittlichen Eifer in Turin Einhalt gebieten. Die Bevölkerung des subalpinischen Königreichs, von Natur kräftiger und durch die zwanzigjährige französische Herrschaft mit den Gütern der neuern Kultur mehr vertraut als die südlicheren Bewohner der Halbinsel, überdauerte jedoch die Drangsale und ging aus dem reaktionären Fegefeuer gestählt und für bessere Zustände vorbereitet hervor. Die Nähe Frankreichs hielt die alten Verbindungen mit dem westlichen Kulturland und seiner Weltpolitik lebendig. Das Haus des französischen Gesandten Emerich Joseph von Dalberg bildete den Vereinigungspunkt der freisinnigen Jugend der höhern Stände, welche die nationalen und liberalen Hoffnungen als teuern Schatz hegte und für künftige Zeiten aufbewahrte. Je mehr der Hof und die alten Staatsmänner den politischen Stillstand und die Einrichtungen einer vergangenen Zeit festzuhalten bestrebt waren, um so sorgfältiger nährte die jüngere Generation das patriotische Feuer. In der Armee, wo in dem Offizierstand die Napoleonischen Erinnerungen fortlebten, bei der Turiner Studentenschaft, wo die freisinnigen Ideen durch den absolutistisch-klerikalen Despotismus nicht erstickt werden konnten, erhielt sich eine nationale und liberale Gesinnung in scharfer wenn auch vorsichtiger Opposition gegen die Metternichsche Politik. Selbst ein Glied der herrschenden Dynastie, Karl Albert, Prinz von Carignan, gehörte diesen liberalen Adelskreisen an. Obwohl einem entfernten Nebenzweig des savoyischen

Regentenhauses entsprungen, stand der fürstliche Sprößling, dessen Vater während der Franzosenzeit in der Nationalgarde gedient, von dessen Mutter man sagte, sie habe einmal die Carmagnole um den Freiheitsbaum getanzt, der selbst in Genf und Paris eine freisinnige Erziehung erhalten hatte, doch dem Thron nahe, da sowohl der regierende König Viktor Emanuel als sein Bruder Karl Felix ohne männliche Nachkommen waren. Darum tauchte auch in den reaktionären Kreisen wiederholt der Gedanke einer Veränderung des Erbfolgegesetzes auf. Erzherzog Franz IV. von Modena, Stifter der habsburgisch-estischen Linie, ein eifriger Förderer der Metternichschen Staatskunst, und durch seine Gemahlin, eine Tochter Viktor Emanuels, dem savoyischen Herrscherhaus verwandt, war im stillen ausersehen, den liberalen Thronerben zu verdrängen, obgleich auf dem Wiener Kongreß dessen Anrecht ausdrücklich und vertragsmäßig anerkannt war.

2. Das Königreich beider Sizilien.

Zustände nach der Restauration. Der Wiener Kongreß hatte den alten Titel eines Königs beider Sizilien, welchen Ferdinand IV. bei seiner Rückkehr nach Neapel annahm, anerkannt. Dies legte der Bourbonsche König als eine Anerkennung der Verbindung beider bisher stets getrennt gehaltenen Staaten in einen oder, wie er sich später einmal ausdrückte, der Vereinigung aller königlichen Domänen in ein Reich aus und nannte sich Ferdinand I. Zugleich gab er in einem Vertrag der österreichischen Regierung die Zusicherung, daß er keine Veränderungen zulassen wolle, die mit den alten monarchischen Einrichtungen oder mit den von der k. k. Majestät für die innere Regierung der italienischen Provinzen angenommenen Grundsätzen unvereinbar wären. (12. Juni 1815.) Danach war es natürlich, daß die sizilianische Verfassung, zu der Ferdinand durch Lord Bentinck genötigt worden (S. 382 ff.), nicht in Geltung bleiben konnte. Die Erinnerung an die unwürdige Rolle, zu der er damals durch den übermütigen Engländer gedrängt worden, brannte wie Narben früher getragener Ketten auf dem Bourbonschen König und machte ihm das ganze Werk in den Tod verhaßt. Daher wurden, ohne daß man die Ständeversammlung ausdrücklich aufgehoben hätte, alle Rechte und Befugnisse derart beschnitten, daß die Unterlassung weiterer Einberufungen sich von selbst ergab. Durch eigenmächtige Forterhebung der Auflagen wurde thatsächlich das Steuerbewilligungsrecht beseitigt. Und nun wurde das vereinigte Königreich beider Sizilien auf Grund der alten Ordnungen und Institute, mit Beibehaltung einiger unter französischem oder englischem Einfluß getroffenen Einrichtungen, nach Österreichs Vorbild und Weisungen in absolutistischem Sinne regiert. Mehrere Umstände wirkten zusammen, daß dieses Regiment in den ersten Jahren der Restauration nicht in so auffallend rückschrittlichen Formen wie anderwärts zur Erscheinung kam, daß vielmehr Ferdinand I. sich den König Ludwig XVIII. zum Vorbild nehmend den Eifer der Ultraroyalisten und Emigranten dämpfte. Der neapolitanische Monarch, den wir zu verschiedenen Zeiten und unter wech-

selvollen Schicksalsschlägen in frühern Blättern zur Genüge kennen gelernt haben, war mehr durch seine leidenschaftliche Gemahlin Karoline und ihre Umgebung zu jenen gegenrevolutionären Unthaten getrieben worden, als durch die eigne Rachsucht und böse Gemütsart. Durch wüsten Umgang zu rohen Neigungen herangewachsen hatte er die südländische Volksnatur und den Hang zu Willkürhandlungen und gemeinen Zerstreuungen stets beibehalten; noch im hohen Alter ergötzte er sich an den Späßen eines Narren, der ihm nie von der Seite wich; aber die Jahre und bittern Lebensgeschicke waren doch nicht ganz spurlos geblieben: sein Haß gegen die Jakobiner und Bonapartisten war milder geworden; bei seiner Rückkehr hatte er in zwei Aufrufen ausnahmslose Amnestie und alle Bürgschaften für Eigentum und Personen zugesagt; der Widerwille gegen alle revolutionären Neuerungen, der an dem alten Hof bis zur Lächerlichkeit getrieben ward, war einer gemäßigteren Stimmung gewichen; der König beraubte sich sogar zum Entsetzen seiner Kavaliere des Zopfes. Die beiden Minister, denen er sein besonderes Vertrauen zuwandte, Luigi de Medici und Marquis Tommasi, waren, wie Consalvi und Fossombroni, allen Extremen abhold und verfolgten in ihrer Politik eine gemäßigte versöhnende Richtung. Und wie die Rückkunft Napoleons von Elba den Hof von Gent zu größerer Besonnenheit in der Restaurationspolitik geführt, so die Landung Murats bei Pizzo den sizilianischen Monarchen. Dennoch zeigten sich auch in Neapel bald genug die Zeichen der Zeitkrankheit, die wir überall bemerkt haben. Der Papst erließ dem König das alte Abzeichen der Vasallität, den weißen Zelter, nur gegen ein Konkordat, kraft dessen die 16. Febr. 1818. Fortschritte von fünfzig Jahren vernichtet, die Zahl der Bischöfe von 43 auf 109 gesteigert, die Klöster hergestellt, das Kirchenvermögen zurückgegeben, die bischöfliche Gerichtsbarkeit und eine geistliche Zensur eingeführt wurden. Das Heer wurde durch Vernachlässigung, durch Bevorzugung der sizilianischen Getreuen vor den Muratisten, durch Entlassung vieler Offiziere verstimmt und in Unzufriedenheit gesetzt. Die Folge war, daß das Bandenwesen in erschreckender Weise zunahm, daß Räuber in Rotten geschart und von verwegenen Häuptlingen geführt Leben und Sicherheit gefährdeten, dem Gesetz und der Obrigkeit Trotz boten und zu einer anarchischen Macht heranwuchsen, mit der die Regierung bald unterhandelte und Verträge schloß, bald durch Aufbieten von Militär blutige Kämpfe führte. Im Jahr 1818 wurde Annichiarico, ein furchtbares Banditenhaupt mit hundert seiner Gefährten erschossen. Aber weder die Hinrichtungen, noch die Aufpflanzung der Köpfe der zahllosen Enthaupteten an den öffentlichen Strafen vermochten das Übel auszurotten.

Die Carbonari und die Häupter der Verfassungspartei.

Auch der uns bekannte Geheimbund der Carbonari, der nach der Beseitigung der Fremdherrschaft wieder mehr den Ideen der Aufklärung und Freiheit seine Thätigkeit widmete, trug wesentlich zur Schwächung der Regierung und zur Zersetzung und Zerbröckelung des öffentlichen Wesens bei. Bald in Feindschaft, bald im Einverständnis mit den Räuberbanden, suchten die Carbonari,

die in allen Provinzen und Städten Zweigvereine oder Sekten (Venditen) hatten, unter dem Mittelstand und bei der Armee konstitutionelle, freisinnige Ansichten zu wecken und zu nähren. Weder der monarchische Gegenbund der „Calderari“ (Keßler), womit der Fürst Canosa, einst eines der schrecklichsten Werkzeuge der royalistischen Reaktionstyrannei, nach Collettas Versicherung ein Trun-
1816. kenbold, Ehebrecher und Scheinheiliger, als Polizeiminister die „Köhler“ zu unterdrücken gedachte, noch die militärischen Gewaltmaßregeln des in neapolitanische Dienste getretenen englischen Generals Church waren im stande, dem wühlerischen Treiben nachdrücklich zu steuern, der Regierung Kraft und Autorität zu verleihen. In ihren guten Zeiten verbanden die Carbonari mit ihren vaterländischen und freiheitlichen Zielen auch die Förderung der Zivilisation, der Sittlichkeit und eines ehrbaren Lebenswandels unter den mittleren Klassen. In der Mehrung ihrer Anhänger bei der Miliz konnte General Wilhelm Pepe, ein Enthusiast, der während einer abenteuerlichen Lebensbahn unter den mannigfaltigsten Schicksalen, Verfolgungen und Verschwörungsversuchen allmählich vom feurigen Republikaner zum gemäßigten Monarchisten und Liberalen sich entwickelt hatte, das sicherste Mittel zu einer Wiedergeburt des gemeinen Wesens, zur Abwerfung des unwürdigen Absolutismus und zur Aufrichtung einer konstitutionellen Staatsordnung erblicken. Und wie er, so dachten noch andre Patrioten, ein Carrascosa, Colletta, Florestan Pepe, Wilhelms älterer besonnenerer Bruder, die aus den Stürmen der Vergangenheit ihres schönen und doch so unglücklichen Vaterlandes den Sinn für Ehre und Bildung, für bürgerliche Freiheit, Nationalität und Volkswohlfahrt in die Gegenwart gerettet hatten. Wie sollte nicht unter solchen Verhältnissen die Militärrevolution in Spanien ähnliche Bewegungen in der Apenninischen Halbinsel, vor allem in dem durch so viele Fäden der Verwandtschaft, der Tradition, der geschichtlichen Erinnerung mit dem spanischen Reich und Volk verbundenen Königreich beider Sizilien hervorrufen? Es bedurfte nur eines Zünders, um den gehäuften Brennstoff in helle Flammen auflodern zu lassen. Ein solcher Zünder war die Kunde von dem Abfall der Regimenter in Cadiz.

Der Militäraufstand von Avellino und Wilhelm Pepe.

Als die Nachricht von dem spanischen Militäraufstand und den raschen Fortschritten der Cortesrevolution nach Neapel gelangte, gerieten die Carbonari in heftige Bewegung. Die Sekte von Salerno, welche die feurigsten Demagogen in ihrer Mitte zählte, schickte Sendboten aus, welche bei der Armee und im Bürgerstand dahin wirken sollten, daß die spanische Verfassung auch in Neapel eingeführt würde. Vor allem war ein ehemaliger Flüchtling, Franz Maria Gagliardi thätig. Er überbrachte dem General Wilhelm Pepe ein von dem Salerner Hauptverein ausgestelltes Diplom, das ihn zum Generalkapitän und zum Führer der Bewegung ernannte. Pepe konnte sich nicht sogleich entschließen; als aber einige Offiziere des in Nola stehenden Kavallerieregiments, voran die
2. Juli 1820. Leutnants Morelli und Silvati, verstimmt über einen neuen Obersten, sich

mit Gagliardi und dessen Genossen, dem Abbate Minichini, auf den konspiratorischen Plan einließen, die konstitutionelle Fahne aufpflanzten, mit einer Schar Soldaten nach Avellino zogen und sich dort mit der Besatzungsmannschaft unter Lorenzo de Conciliis und mit andern Mitgliedern des Carbonaribundes vereinigten: da überlegte Pepe, auf welche Weise er bei dem vorauszusehenden Zusammentreffen der Parteien seinem Vaterland am meisten nützen könnte. Als die erste Nachricht von dem Aufstand nach Neapel gelangte, machte in einer Ratssitzung der Kriegsminister Nugent den Vorschlag, man solle Pepe an die Spitze der noch getreuen Truppen stellen; er allein sei vermöge seiner Volksbeliebtheit im stande, die Bewegung niederzuhalten; aber der König, der gegen den ehemaligen Muratistischen Offizier stets Mißtrauen und Abneigung hegte, konnte sich nicht dazu entschließen. Darüber vergingen zwei Tage, während welcher die Aufständischen in Avellino sich rasch durch Zuzüge aus Stadt und Land vermehrten und die Verfassung ausriefen. Nun begab sich 3.—5. Juli 1820.
auch W. Pepe nach Avellino und trat an die Spitze der Bewegung, die sich noch einigermaßen in den Schranken der Ordnung und Gesetzlichkeit hielt. In der Kirche von Avellino schwuren der Bischof, die Behörden, die Stadt den Eid auf König und Verfassung. Pepes Name und Ansehen war den Gemäßigten eine Bürgschaft, daß keine revolutionären Ausschreitungen geduldet werden würden. Mit allgemeiner Zustimmung wurde er zum Oberbefehlshaber der Aufständischen gewählt. Der König sollte zur Einführung der spanischen Verfassung und zur Änderung der Regierung gezwungen werden. Es hätte näher gelegen, die sizilianische Verfassung, die noch formell in Gültigkeit war, aus dem Todesschlummer zu wecken und dadurch die Vereinigung der beiden Teile des Königreichs auf gemeinschaftlicher konstitutioneller Grundlage zu bewirken; aber im revolutionären Rausch des Tages hatte man nur das Beispiel Spaniens vor Augen. Und doch gesteht selbst Colletta, daß niemand eine klare Vorstellung von der Cortesverfassung von Cadiz hatte.

Verkündigung und Beschwörung der Cortesverfassung.

Nun vollzogen sich die revolutionären Vorgänge in ähnlicher Art, wie wir sie in Andalusien und Madrid kennen gelernt, nur in noch rascherem Lauf, mit noch größerer Kopflosigkeit und Furchtsamkeit von seiten der Regierung, mit noch mehr Charakterschwäche und Heuchelei von seiten des Königs. Es half nichts, daß man in Neapel den General Carrascosa, einen freisinnigen Offizier aus der Muratschen Zeit (S. 532), zum Oberbefehlshaber ernannte, damit er die Aufständischen durch Unterhandlungen oder mit Gewalt zur Ruhe bringe; die Gärung verbreitete sich wie ein laufendes Feuer über das ganze Land, so daß General Nunziante schon am 5. Juli dem König aus der Provinz meldete: Die Konstitution ist der allgemeine Wunsch des Volks; alles Widerstreben ist vergeblich. Ferdinand suchte durch Übertragung der Regierungsgeschäfte an den Kronprinzen Franz, Herzog von Kalabrien, sich dem Zwang der Umstände zu entziehen und Zeit zu Täuschungen und Trugkünsten

6. Juli 1820. zu gewinnen; aber schon am 6. Juli erschienen um Mitternacht fünf angesehene Neapolitaner als Abgeordnete der Carbonari im Schloß und erklärten, daß die Ruhe der Hauptstadt nur durch unverzügliche Verkündigung der Verfassung erhalten werden könne: der Herzog von Ascoli, Ferdinands Vertrauter, versicherte, daß soeben das Kabinett bei dem König versammelt sei, um darüber Beschluß zu fassen. Wann wird sie veröffentlicht werden? fragte einer der Abgeordneten. In zwei Stunden, lautete die Antwort. Da hielt der Fragende, Piccolati, Ascolis eigner Schwiegersohn, dem Höfling die Uhr vor die Augen und sagte: also um drei Uhr wird die Verfassung bekannt gemacht. Darauf zog sich die Deputation zurück. Am Morgen erfolgte die Veröffentlichung der
7. Juli. Cortesverfassung durch den Prinz-Statthalter und noch an demselben Tag eine Proklamation mit der Zustimmung des Königs. Ein Vertrauter des Reichsverwesers begab sich nach dem Lager der Aufständischen in Montechiaro, um aus dem Mund des Anführers die Bedingungen entgegenzunehmen, unter denen die neue Staatsordnung begründet werden sollte. General Pepe verlangte für sich selbst den Oberbefehl des gesamten Heeres, die Errichtung einer Regierungsjunta aus konstitutionellen Männern und die Eidesleistung des Königs auf die Verfassung von Cadiz, zu der er ja schon als Infant von Spanien verpflichtet sei. Alle diese Forderungen wurden ohne Säumen bewilligt. Zwei Tage später hielt Pepe an der Spitze der aufständischen Truppen, denen sich zahllose Volkshaufen lawinenartig anschlossen, seinen Einzug in die von rau-
9. Juli. schendem Jubel erfüllte Hauptstadt. So vollzog sich binnen vier Tagen die Revolution eines Königreichs, bemerkt Colletta, die unter einer weisen Regierung nie ausgebrochen, unter einer mutvollen im Entstehen erstickt worden wäre. Der Einzug ging ohne alle Störung von statten; aber dem General war es nicht wohl zu Mute, wenn er auf die Gestalten blickte, die seinem Triumphwagen folgten und unter der Revolution Befriedigung ihrer begehrlichen Triebe erwarteten. Auf dem Balkon des Schlosses standen die Spitzen des Hofes mit Carbonarifarben geschmückt, um den Generalissimus und die „heilige Schwadron" von Nola zu begrüßen. Der Reichsverweser und selbst der König, obwohl krank zu Bette liegend, empfingen den Oberfeldherrn mit Worten der Anerkennung und Dankbarkeit, und im Kriegsministerium sagte ihm Carrascosa, er habe sich durch das, was er gethan, über alle seine Kollegen erhoben, die ihn
13. Juli. daher mit Vergnügen an ihrer Spitze sähen. Am 13. Juli beschwor der greise König am Altar der Kirche auf das Evangelium die Verfassung und fügte nach Ablesung des Eides, die Augen nach dem Kruzifix gerichtet, aus freiem Antrieb die Worte bei: Allmächtiger Gott, der du mit deinem unendlichen Blick in der Seele und in der Zukunft liesest, wenn ich lüge oder den Eid brechen werde, so richte in diesem Augenblick die Blitze deiner Rache auf mein Haupt! Darauf schworen die Prinzen und alles umarmte sich unter Freudenthränen. Es war ein Augenblick patriotischer Hingebung, der auf das ganze Volk wie auf die Ur-

heber und Leiter des Aufstandes sichtlich Eindruck machte. Noch nie war eine Revolution so rasch und so ruhig verlaufen; alles schien befriedigt; eine aufrichtige Begeisterung bemächtigte sich aller Herzen; im Ausland blickte man mit Bewunderung auf diesen Akt vaterländischen Aufschwungs. In das Ministerium und in die Regierungsjunta wurden geachtete Männer von gemäßigt liberaler Gesinnung gewählt, meistens alte Muratisten. Carrascosa, der den Aufstand hatte niederschlagen sollen, wurde Kriegsminister.

Wie ganz anders verliefen die Dinge in Palermo! Als am Vorabend des Festes der heiligen Rosalie, der Schutzpatronin von Palermo, das gewöhnlich ein Zuströmen großer Volkshaufen vom Land mit sich brachte, durch einige mit Carbonarifarben geschmückte Ankömmlinge die Kunde von der vollzogenen Revolution in Neapel sich verbreitete, entstand eine mächtige Aufregung, die um so gewaltthätiger und leidenschaftlicher sich äußerte, je weniger ein klares Ziel vorlag. König Ferdinand war nicht geneigt, die soeben beschworne Verfassung auch auf die Insel auszudehnen; lieber hätte er in die Wiederbelebung der sizilianischen Verfassung vom Jahr 1812 gewilligt. Zwei selbständige konstitutionelle Reiche, nur vereinigt in der Person des Monarchen, sollten nach seiner Ansicht nebeneinander bestehen. Die gegenseitige Eifersucht des Festlandes und des insularischen Staates, der nationale Sondergeist beider Bevölkerungen, der den Gedanken einer Vorherrschaft des einen oder des andern Teils mit erbittertem Rassenhaß von sich wies, schienen diese dynastischen Ziele zu begünstigen. Aber der demokratische Freiheitsschwindel des Augenblicks durchbrach alle Schranken und vereitelte alle Berechnungen. Als General Church, der erst vor kurzem als Leiter des Heerwesens nach Sizilien gekommen und weder bei der Armee, noch bei dem Volk beliebt war, die neapolitanischen Truppen der Garnison abhalten wollte, das Beispiel ihrer Brüder jenseit des Faro nachzuahmen, rottete sich die Menge zusammen und ließ, mit den Soldaten vereinigt, ihrer Wut und Zerstörungslust freien Lauf. In kurzem war die Hauptstadt der Schauplatz wilder revolutionärer Auftritte, namentlich als durch die Kopflosigkeit des schwachen elenden Statthalters Naselli, eines Günstlings des Königs, ein Vorrat von vierzehntausend Gewehren in dem „Kastell am Meer“ in die Hände des Volks fiel. Bewaffnete Scharen durchzogen die Stadt, stündlich sich vermehrend durch den Anschluß abtrünniger Soldaten, auswärtiger Carbonari und Demokraten, befreiter Sträflinge aus den geöffneten Gefängnissen. In rohem Frevelmut wandte sich die Masse zu Thaten der Verwüstung, des Raubens und Mordens. Öffentliche Gebäude, Paläste und Privathäuser wurden ausgeplündert und zerstört, angesehene Männer auf den Straßen getötet. Die Besatzung schloß sich zum Teil den Aufständischen an, zum Teil wurde sie zersprengt: mit einem kleinen Haufen retteten sich der Statthalter Naselli und der Kommandant Church nach Neapel. Erst nach zwei Tagen gelang es den Staatsbehörden und den Zunftmeistern durch Errichtung einer Sicherheitsgiunta die wilden Wogen der Revolution in

Aufruhr in Palermo.

14. Juli 1820.

18. Juli.

geordnetere Bahnen zu lenken. Viele der Übelthäter zogen in die Provinz ab; aber auch der Fürst Villafranca, den das allgemeine Vertrauen an die Spitze der Giunta berief, vermochte der Pöbelherrschaft nur notdürftig und mühsam zu wehren. Auch in andern Gegenden der Insel waren Aufstände und Rottierungen ausgebrochen. In Messina war bei der ersten Kunde von der neapolitanischen Revolution von der Besatzung und der Bürgerschaft die Cortesverfassung anerkannt und dadurch den Aufwiegelungen der Carbonaria eine Schranke gesetzt worden; in Girgenti dagegen erfolgten ähnliche Auftritte wie in Palermo.

Neapel und Sizilien im Kampf. In Neapel erregten die von Flüchtlingen überbrachten und ins Maßlose übertriebenen Nachrichten von den Greueln der zweiten „sizilianischen Vesper" Entrüstung und Unwillen. Alles war empört über die Schändung der revolutionären Großthat des Festlandes durch die insularischen Zuchtlosigkeiten und Frevel. Die Eifersucht und der Volkshaß wurden durch lügenhafte Berichte gereizt; Tausende sollten durch die sizilianische Furie ermordet worden sein, während doch die Zahl der Getöteten und Verwundeten nicht viel über hundert betrug. Bei solcher Stimmung fanden die Abgeordneten der Giunta von Palermo, welche ein föderatives Staatswesen unter einem König und einer Verfassung, aber mit getrenntem Parlament und unabhängiger politischer Stellung verlangen sollten, keine günstige Aufnahme in Neapel. Sie wurden sogar eine Zeitlang in Haft gehalten. Die Unfähigkeit der provisorischen Regierung in Palermo, der über die ganze Insel gelagerten Anarchie durch Einführung von Wehrmannschaften nach Art der spanischen Guerillas Einhalt zu gebieten und geordnete Zustände zu schaffen, gab der Idee eines konstitutionell-monarchischen Einheitsstaats mit geeintem Parlament, wie die Machthaber in Neapel sich den künftigen Organismus dachten, neue Stärke. Kannte man doch den tiefwurzelnden Gegensatz der Provinzialen gegen die Palermitaner, der stets die Unterordnung der Einzelglieder unter die Hauptstadt mit eifersüchtigem Partikularismus zurückweisen würde und der gerade jetzt durch die Greuel der zuchtlosen Guerillahaufen unter dem unfähigen Fürsten Fiumesalato in Caltanisetta und anderwärts noch mehr angefacht ward. Man entließ daher die Abgeordneten mit unbestimmten Zusagen und entsandte den General Florestan Pepe, der seinen Bruder Wilhelm an Umsicht, Mäßigung und verständigem Urteil weit übertraf, mit etlichen tausend Mann neapolitanischer Truppen nach der Insel, um zunächst Ruhe und Ordnung herzustellen und dann sich mit der provisorischen Regierung über die Einzelheiten einer einheitlichen konstitutionellen Staatsform auf Grund der Cortesverfassung zu verständigen. Bei der Zerfahrenheit der Ansichten und der Verschiedenartigkeit der Ziele war die Aufgabe keine leichte.

15. Aug. 1820. Zwar brachte Florestan Pepe, nachdem er bei Milazzo gelandet, mehrere Städte,
17. Sept. insbesondere Messina, zum friedlichen Anschluß und unterwarf Termini; dagegen erzeugte in Palermo das Gerücht von einer zweideutigen Übereinkunft, die Villafranca mit dem neapolitanischen Befehlshaber geschlossen, unter dem

niedern Volk und seinen Helden neue Erbitterung und Kampflust. Die Straßendemokratie, voran die Galeerensträflinge, welche noch immer als „Kanonenhüter" in Castellamare auf Kosten der Stadt ihr Lager hatten, die „Löwen", wie sie sich nannten, griffen von neuem zu den Waffen, um die „Jakobiner", die Feinde des Volks, an der Ausführung ihrer verräterischen Pläne zu hindern. Sie verwüsteten den Palast Villafrancas, entwaffneten die Bürgergarde und setzten dem neapolitanischen Geschwader, auf welchem Pepe mit seinen Truppen in den Hafen einlaufen wollte, einen heftigen Widerstand entgegen, zugleich die Stadt 25. 26. Sept. 1820. und die Bürgerschaft durch Terrorismus in Angst und Unthätigkeit haltend. Mehrere Tage dauerten die Gefechte vor der Stadt und ein heftiges Kanonenfeuer raste vom Fort und von den Schiffen aus. Da bewirkte Fürst Paterno, ein achtzigjähriger Greis von großen Reichtümern, der eine wenig ehrenvolle Vergangenheit hinter sich hatte, aber durch eine Mischung von Prahlerei und würdeloser Herablassung das Volk trefflich zu behandeln verstand, daß die Insurgenten ihn zum Haupt einer neuen Giunta erwählten. Und nun spielte Paterno die Rolle eines Friedensstifters mit solcher Schlauheit und List, daß jeder Teil des Glaubens war, er sei im Vorteil. Während er die Aufständischen zur energischen Fortsetzung des Kampfes anfeuerte, damit sie sich des Plünderns und andrer Übelthaten enthielten, begab er sich mit drei Gefährten an Bord des englischen Schiffes „Renner", um dort mit Pepe und andern Kommissaren zu unterhandeln. Der neapolitanische General war in einer Lage, die ihm die Beendigung der Feindseligkeiten erwünscht machte. Daher kam eine Übereinkunft zustande, 5. Okt. welche die Übergabe der Stadt, die Befreiung der Gefangenen, die Anerkennung der königlichen Autorität und volle Straflosigkeit zugestand, dagegen die künftige Staatsordnung der Entscheidung eines demnächst einzuberufenden freien Parlaments anheimstellte. Dieser Vertrag, der doch immer noch die Möglichkeit eines getrennten politischen Lebens offen ließ, mißfiel in Neapel. Die demokratischen Unionisten, die in der um dieselbe Zeit zusammengetretenen Ständeversammlung die Stimmenmehrheit besaßen, setzten es durch, daß die Übereinkunft verworfen, Florestan Pepe abberufen und eine Art Militärdiktatur unter General Colletta angeordnet wurde. Die Sizilianer wurden zur Entsendung von Abgeordneten in das Parlament von Neapel aufgefordert, aber nur Messina kam dem Ruf nach.

Im Vergleich mit den Ausschreitungen auf Sizilien hielt sich in Neapel die Haltung der konstitutionellen Regierung in Neapel. Revolution noch immer in den Schranken der Mäßigung, die sie von Anfang an bewiesen. Dies geschah hauptsächlich durch die Macht und den Einfluß der Carbonari und ihres Führers W. Pepe. Der Geheimbund, der nach und nach durch neue Aufnahmen zu einer Höhe von dreihunderttausend Mitgliedern anwuchs, hatte mit seinen tausend Abteilungen oder Venditen, die an dem Mutterklub in Neapel durch eigne Vertreter beteiligt waren, eine Bedeutung für die Gestaltung der öffentlichen Zustände, wie in der französischen Revolution der Jakobinerklub. Der Carbonaribund hielt die Straßendemagogie und das

agitatorische Treiben der Volksredner in Schranken; er gab die Losung aus, wie sich jedermann in Beziehung auf die öffentlichen Lasten und Pflichten zu verhalten habe; er übte auf die Polizei, auf die Organisation der Bürgerwehr, auf die Vervollständigung des Heeres den wohlthätigsten Einfluß; er setzte durch seine Unterstützung die Regierung in stand, die anarchischen Regungen in den Provinzen niederzuhalten und einige obrigkeitliche Autorität zu wahren. Mit Hilfe der „guten Vettern" erlangte W. Pepe eine halbdiktatorische Mittelstellung zwischen Volk und Hof. Wohl fehlte es auch in Neapel nicht an revolutionären und terroristischen Ausschreitungen, und oft genug gebrauchten die Gewalthaber ihre Macht zu gunsten der eignen Parteigenossen und gegen die offenen oder geheimen Widersacher; dennoch bewahrte das neue konstitutionelle Regiment in Neapel mehr Ordnung, Rechtssinn und Selbständigkeit als die Cortesregierung in Madrid. Die große Mehrzahl der Gebildeten gehörte der liberalen Partei an, sei es in Aufrichtigkeit des Herzens, sei es aus Furcht, Egoismus oder andern Beweggründen. So kam es, daß weder eine absolutistisch-klerikale Kamarilla, noch eine agitatorische Demagogie gegenüber dem herrschenden Liberalismus zu Macht und Einfluß gelangen konnte und daß man selbst in Wien sich anfangs einer vorsichtigen und gemäßigten Haltung befliß, sowenig auch die Hofburg gewillt war, auf die Dauer ein aufgeregtes parlamentarisches Staatsleben in Italien zu dulden, den Revolutionsstoff in der Halbinsel sich ungehindert entwickeln zu lassen. Eine Verfassung in Neapel schien mit der Ruhe des lombardo-venetianischen Reichs und mit der Vorherrschaft Österreichs in Italien unverträglich, und eine siegreich durchgeführte Militärrevolution war ein zu gefährliches Beispiel für alle Staaten. Wie sollte Legitimität und Absolutismus aufrecht erhalten werden, wenn die Beschützer der Throne sich in Widersacher verwandelten!

1. Okt. 1820. Die Lage während der Verfassungszeit.

Die Aussichten, unter denen das Parlament am 1. Oktober in Neapel eröffnet wurde, waren keineswegs günstig: Sizilien hielt sich schmollend zurück; der König und der Thronfolger Franz leisteten den Eid auf die spanische Verfassung mit innerem Widerwillen; in Wien, Berlin und Petersburg konnten die neuen Gesandten der konstitutionellen Regierung keine amtliche Anerkennung erlangen, ja sie wurden an den beiden Kaiserhöfen gar nicht zugelassen. Die Staatsfinanzen waren für die vermehrten Ausgaben nicht zureichend und auswärtige Anleihen schwer zu beschaffen, das Heer mußte angesichts der drohenden Haltung Österreichs verstärkt werden. Dazu kam noch die geringe Übereinstimmung zwischen der vollziehenden und der gesetzgebenden Gewalt. Das Parlament, unter dem Einfluß der Carbonari gewählt und nach den Vorschriften der „Generalversammlung" des Bundes in Neapel handelnd, beharrte standhaft und fest bei der spanischen Konstitution in allen ihren Bestimmungen, beschloß mit italienischer Romantik den Provinzen die alten Namen der Marser, Samniter, Hirpiner beizulegen und suchte das parlamentarische Prinzip, wonach die Mehrheit der Volksvertretung über den Besitz der Regierungsgewalt entscheidet, mit doktrinärer

Folgerichtigkeit durchzuführen. W. Pepe, der während des provisorischen Zustandes eine diktatorische Gewalt besessen, legte nach der Fertigstellung der konstitutionellen Monarchie den Oberbefehl über das Heer in die Hände des Königs nieder, war aber dennoch verstimmt, daß man auf seine großmütige Selbstentsagung bereitwillig einging, und trug dem Hof und dem Kriegsminister Carrascosa bösen Willen. Er nahm eine feindselige Haltung gegen die Regierung an, die dieser um so größere Schwierigkeiten bereitete, als er wie Riego der gefeierte Volksheld war, den Oberbefehl über alle Milizen, Legionen und Stadtwachen in der Hand hatte und bei der Carbonaria das entscheidende Wort führte. So blieb Pepe der Repräsentant der revolutionären Staatsgewalt. Auf seinen Rat verwarf die Nationalversammlung den von Frankreich in wohlmeinender Absicht erteilten Rat einer Umgestaltung der Verfassung nach dem Vorbild der Charte Ludwigs XVIII. und gab die Parole aus: die spanische Konstitution oder der Tod! eine Parole, die dann das allgemeine Losungswort der Carbonari und aller Liberalen wurde. Und doch würde das parlamentarische Regiment Neapels durch den Anschluß an das konstitutionelle Frankreich sich die Unterstützung des französischen Liberalismus in der Kammer verschafft haben, wodurch die in Vorbereitung begriffene österreichische Invasion hätte gehindert oder gelähmt werden können.

2. Intervention der verbündeten Großmächte und Herstellung des Absolutismus.

a. Niederlage der italienischen Patrioten.

Die gesetzgeberische Thätigkeit der neapolitanischen Versammlung im Geist der Madrider Cortes wurde bald durch den bevorstehenden Kampf ums Dasein unterbrochen. Auf die Kunde von der Revolution in Neapel hatte der österreichische Staatskanzler sofort Schritte gethan, welche die Absicht verkündigten, den Verfassungsgelüsten der Italiener und den liberalen Bestrebungen einen Damm entgegenzuwerfen. Die Besatzungen wurden verstärkt, die „hochverräterische" Verbindung der Carbonari bei Todesstrafe verboten, die Regierungen der kleinern Staaten vor Reformen in der bestehenden Verwaltung gewarnt, Presse und Buchhandel streng überwacht, patriotische Journalisten und Schriftsteller als „neue Jakobiner" verfolgt und hinter Schloß und Riegel verwahrt. Unter ihnen war der Dichter Silvio Pellico, Foscolos Freund, dessen Leidensgeschichte in dem Staatsgefängnis des Spielbergs der Welt aus seinen eignen Schilderungen bekannt ist. Dem österreichischen Staatskanzler genügte es jedoch nicht, die verschwörungslustigen Geister in Ober- und Mittelitalien zu bannen; er wollte die Großmächte zu einer europäischen Amphiktyonie, zu einem antirevolutionären Fürstenbund gegen die „tyrannische Macht der Rebellion und des Lasters" vereinigen. Wenn es dem Fürsten auch nicht gelang, die gesamte Pentarchie, die einst die Pariser Verträge geschlossen, zu der einmütigen Erklärung

König Ferdinand nach Laibach eingeladen.

fortzureißen, daß sie für die Erhaltung der bestehenden Zustände mit ihrer ganzen Macht eintreten wolle, wenn vielmehr England ein Recht der Intervention in die innern Angelegenheiten andrer Staaten nicht zuließ, so erreichte er doch
Nov. 1820. soviel, daß auf dem Kongreß von Troppau die drei nordischen Mächte sich einverstanden erklärten, Österreich solle als Wächter der Ordnung in Italien auftreten und den König Ferdinand anhalten, den Grundsätzen, welche durch die Wiener Verträge und die heilige Allianz festgestellt worden, Geltung zu verschaffen. Zu dem Ende wurde Ferdinand eingeladen, dem Fürstenrat, den
Jan. 1821. man von Troppau nach Laibach verlegte, persönlich anzuwohnen. Es konnte niemand verborgen sein, daß dieser Beschluß, dem auch Frankreich nach einigem Zögern beitrat, den Zweck hatte, den König von Neapel zu veranlassen, die Verfassung, die er zweimal beschworen, aufzuheben, und ihm die zur Durchführung des Eidbruchs erforderliche Kriegshilfe zu gewähren. Um das monarchische Prinzip und die landesväterliche Autorität zu erhalten und zu stärken, trug man somit kein Bedenken, den Meineid gutzuheißen, ein Mittel, in welchem niemand die humanen Grundsätze jener Bundesakte wieder erkennen wird, welche die Politik dem Sittengesetz unterwerfen und das goldene Zeitalter der Gerechtigkeit zurückführen wollte.

Das Parlament willigt in die Abreise des Königs.

Die Nachricht, daß der König von den verbündeten Monarchen zu dem Laibacher Kongreß eingeladen worden, setzte die Verfassungsfreunde in Neapel in große Erregung. Im Parlament war man anfangs nicht geneigt, die durch
8. Dez. 1820. eine königliche Botschaft verlangte Einwilligung zu der Reise zu gewähren. Erst als Ferdinand der Versammlung die feste Zusicherung gab, daß er bei der Konstitution verharren und sie auf dem Kongreß vertreten werde, erteilte das Parlament die gesetzliche Zustimmung und zwar mit solcher Vertrauensseligkeit, daß man sogar die Begleitung der von dem König verlangten vier Abgeordneten ablehnte, „da das Herz des Sohnes Karls III. ein Tempel der Treue sei“. Während seiner Abwesenheit sollte der Kronprinz Franz, ein Fürst von falscher, heuchlerischer Gemütsart und Meister in der Verstellung, die Regentschaft führen. Darauf reiste der König, nachdem er nochmals seine Anhänglichkeit an die Cortesverfassung feierlich zugesagt, auf einem englischen Schiff nach Livorno
Jan. 1821. und von da über Modena nach Laibach. Kurz nachher bestätigte der Reichs-
31. Jan. regent die mittlerweile vollendete Verfassungsurkunde und entließ dann die Nationalvertretung mit huldvollen anerkennenden Worten. Ein liberales Ministerium, das Ferdinand vor seinem Abgang ernannt, und ein ständiger Parlamentsausschuß schienen für den Fortbestand des konstitutionellen Staatslebens hinreichende Bürgschaften.

Der Laibacher Interventionsbeschluß.

Aber bald hatten die Verfassungsmänner Ursache ihre Vertrauensseligkeit zu bereuen. Weder der König noch der Reichsregent trugen Bedenken, Wort und Eidschwur zu brechen. Während jener noch auf dem Schiff und in Gaeta die Carbonarifarben trug und konstitutionelle Gesinnung heuchelte und dieser keine

Gelegenheit vorbeigehen ließ, öffentlich seine Ergebenheit für die neue Ordnung kund zu thun, waren beide entschlossen, im Sinn Metternichs zu handeln und die Rückführung des Absolutismus zu fördern. In Laibach, wo der Einfluß des österreichischen Staatskanzlers überwiegend war, wo Kaiser Alexander sich ganz in dessen politische Kreise hineinziehen ließ und die italienischen Fürsten den Befehlen Metternichs lauschten, wurde, ohne daß die Westmächte sich zu einer wirksamen Einsprache ermannt hätten, der Beschluß gefaßt, den aus den Juliereig- 2. Febr. 1821.
nissen erwachsenen Zuständen in Neapel mit Waffengewalt ein Ende zu machen. Zu dem Zweck sollten österreichische Heere das Königreich besetzen und wenn nötig russische Truppen sich ihnen zugesellen. Unterdessen ging der alte König Ferdinand dem Weidwerk nach und rühmte in einem Brief an den Sohn die Vorzüglichkeit seiner Jagdhunde vor denen des russischen Kaisers.

Als der Duca di Gallo, der den König nach Laibach begleitet hatte, dort Wirkungen des Beschlusses.
aber durch den Fürsten Ruffo ersetzt worden war, diese Beschlüsse der Regierung und dem Parlamentsausschuß in Neapel mitteilte, wurden die Gemüter von einer mächtigen Aufregung erfaßt und der nationale Geist schwang sich zu kriegerischer Begeisterung auf. Rasch wurde das Parlament wieder einberufen und 13. Febr.
erhob laut seine Stimme gegen Verrat und Vergewaltigung; die Milizen und Legionen strömten in Masse zu der Fahne der Landesverteidigung unter W. Pepes Oberbefehl; Colletta, zum Kriegsminister ernannt, und der Muratistische General Carrascosa trafen energische Vorbereitungen zum Widerstand; Gemeinden und einzelne wetteiferten in opferwilliger Hingebung an das Vaterland; die Versammlungshäuser der Carbonari überströmten von patriotischen Reden. Selbst der Prinz-Regent ließ es nicht an vaterländischen Kundgebungen, an erheuchelter Freiheitsbegeisterung und Verfassungstreue fehlen, hemmte aber soviel er konnte die Kriegsrüstungen und Verteidigungsanstalten. Regierung und Volk waren von dem besten Geist beseelt, von dem feurigen Entschluß durchdrungen, für die Unabhängigkeit und Verfassung des Reichs mit allen Kräften einzustehen. Der König befinde sich unter dem Zwang der Großmächte, ließ sich das Parlament vernehmen, daher seien alle gegen seinen Eid laufenden Handlungen und Erlasse als null und nichtig zu betrachten; man müsse Gewalt mit Gewalt zurückweisen. Ganz Europa blickte mit erwartungsvoller Teilnahme dem Ausgang des bedeutungsreichen Kampfes im Süden entgegen. Handelte es sich doch um das wichtige politische Prinzip, ob das Monarchen-Tribunal der Großmächte als europäischer Areopag über die innern Angelegenheiten und Streitigkeiten der Einzelstaaten die Entscheidung zu treffen haben sollte. Selbst in Laibach wurde man betroffen über die kriegerische Gärung, die sich nicht nur in Neapel, sondern auch in Piemont und andern Orten kund gab, über die agitatorische Thätigkeit der Patriotenpartei in der Lombardei; man überlegte, ob man nicht Verstärkungen herbeiziehen sollte. Aber der Herzog Franz IV. von Modena, „der genaue und schlaue Kenner der Volksnatur“, mahnte zum raschen Vorgehen. Er sah

voraus, daß der Krieg einen ähnlichen Gang nehmen würde, wie im Jahr 1799 beim Einmarsch der Franzosen.

Fall der Verfassungspartei. Und so kam es in der That. Man konnte den Häuptern der Verfassungspartei, den Brüdern Florestan und Wilhelm Pepe, den Generalen Carrascosa und Colletta weder Mut und Tapferkeit, noch Einsicht und guten Willen absprechen; aber sie waren uneinig, hatten wenig Vertrauen zu einander und zählten mit zu großer Sicherheit auf die kühnen Worte und Verheißungen der Demagogen und Carbonarihelden. Sie glaubten an den Kriegsmut und das patriotische Ehrgefühl der wehrhaften Bevölkerung, und doch herrschte zwischen den Linientruppen und den Milizen Zwietracht und Eifersucht und ein großer Teil des Militärs, vorab die Garde, hielt zu der königlichen Fahne. Als der österreichische
4. Febr. 1821. General Frimont mit einer in zwei Heersäulen geteilten Truppenmacht von 43,000 Mann durch Toscana und die Marken an die Grenze des Königreichs
25. Febr. vorrückte, als Ferdinand von Florenz aus in einem Manifest die Rückkehr in seine Staaten ankündigte und seine getreuen Neapolitaner aufforderte, sich ihrem König zu unterwerfen und sich nicht in einen Kampf einzulassen gegen die österreichischen Heere, seine Verbündeten und Beschützer: da erfolgte ein plötzlicher Umschlag und eine zaghafte Entmutigung bemächtigte sich der Gemüter. Der Prinz-Regent, nach dem Gesetz Oberbefehlshaber der gesamten Streitkräfte, verhielt sich so, daß er dem heranrückenden Feind möglichst wenig Hindernisse bereitete, ohne doch den Argwohn des Parlaments und der Verfassungsfreunde zu erregen. Die Truppen, aus Liniensoldaten und Milizen bestehend, in einen linken Flügel unter Carrascosa und in einen rechten unter W. Pepe in den Abruzzen geteilt, waren weder an Zahl noch an militärischer Zucht und Übung den Österreichern gewachsen und befanden sich mit Waffen, Kriegsbedarf und Unterhalt in sehr mangelhaftem Zustand, so daß, als auch noch böswillige Aufstiftereien und Verführungskünste royalistischer und aristokratischer Agenten ihre zersetzenden Wirkungen übten, die Desertionen sich in erschreckendem Maß mehrten. Unter solchen Umständen war der Ausgang des Kriegs vorauszusehen, wenn auch niemand einen so kläglichen Verlauf des Feldzugs ahnen mochte. Als Pepe sich mit
7. März. seinem Heerteil bei Rieti in ein Treffen einließ und nach kurzen Gefechten zum Rückzug genötigt ward, lief der größte Teil seiner Mannschaften, von panischem Schrecken ergriffen, unter dem Ruf: Verrat! rette sich wer kann! auseinander. Die kalabrischen Landwehrlegionen, die Dauner, Hirpiner, Samniter, Bruttier nahmen sich die alten Völkerschaften, deren Namen sie führten, nicht zum Vorbild. Ohne erheblichen Widerstand zu finden, besetzten die Österreicher die Abruzzen bis Aquila und Sulmona. „Klägliches Schauspiel!“ ruft Colletta bei der Erzählung des Vorgangs aus, „Waffen und Fahnen weggeworfen, die Geschütze, ein Hindernis für die Flucht, umgestürzt und zertrümmert, die Schanzen und Befestigungen, die Werke so vieler Überlegung und Arbeit, offen stehend und preisgegeben, alle Ordnung aufgelöst!“ Außer stande, wieder ein Heer zu sammeln,

ging Pepe mit dem Rest seiner Truppen nach Salerno und Neapel zurück, von Colletta hart getadelt als Heerverderber. Er flüchtete aus dem Land und trieb sich, mit der Acht belegt, viele Jahre lang als politischer Aufwiegler und Abenteurer in verschiedenen Ländern umher. Nicht viel rühmlicher war der Ausgang des andern Heerteils, den Carrascosa auf die Nachricht von dem Unfall bei Rieti über den Volturno zurückzog. Als der Aufruf des Königs sich im Lager verbreitete, begann auch hier die Auflösung und ein massenhaftes Ausreißen. Ohne Hindernisse zogen die Österreicher, kraft eines Militärvertrags mit dem Bevollmächtigten des Regenten, in Capua und Neapel ein. Das Parlament hatte sich aufgelöst, nachdem eine Anzahl Mitglieder auf Antrag des Abgeordneten Poerio die Erklärung niedergelegt, daß sie ihrem Gewissen und dem Gesetz gemäß gehandelt und nur der Gewalt der Umstände nachgegeben; dabei wurde eine Adresse an den Prinz-Regenten um Vermittelung bei seinem königlichen Vater gerichtet. Neun Monate waren vergangen, seitdem die absolute Herrschaft vor einem unbedeutenden Soldatenaufstand sich selbst aufgebend in den Staub gesunken war, und nun war die Revolution, nachdem sie das ganze Land erobert, noch schmachvoller in wenigen Tagen zusammengebrochen und die Reaktion schmiedete bereits die Ketten, mit denen die unbotmäßigen Geister von neuem gefesselt werden sollten. Der Beifall, mit dem das liberale Ausland einst die Auflehnung des neapolitanischen Volks gegen die unwürdige Zwingherrschaft begrüßt hatte, schlug jetzt in Hohnreden um über die kläglichen Beweise politischer und militärischer Unfähigkeit, über die Feigheit und Ehrlosigkeit, womit dasselbe Volk und seine großsprecherischen phrasenkühnen Führer sich widerstandslos die Waffen aus den Händen winden ließen.

21. 22. März 1821.

Herstellung des Absolutismus und Strafgerichte.

Nachdem die letzten revolutionären Zuckungen, die in den Streifzügen einiger Banden unter Morelli, de Conciliis und Minichini und in dem mißlungenen Versuch des Generals Rossaroli, in Messina eine Republik zu begründen, sich hervorwagten, niedergetreten und ausgelöscht waren, fügte sich das Land der durch königliches Dekret errichteten provisorischen Regentschaft unter dem Marchese Circello, einem fanatischen Anhänger der absoluten Monarchie, und den Zensur-Giunten, die in den verschiedenen Teilen des Reichs die Rückkehr der alten Zustände und die Strafgerichte für alle Teilnehmer an der Bewegung vorbereiteten und einleiteten, bis der König selbst zurückkehrte und mit Hilfe der österreichischen Besatzungen diesseit und jenseit des Faro das Werk der Restauration und der politischen Rache vollendete. Die Armee wurde aufgelöst und durch Werbungen neu gebildet, die Bürgerwehr entlassen, der Carbonarismus durch polizeiliche und gerichtliche Verfolgungen vernichtet, der Absolutismus in beiden Teilen des Königreichs hergestellt und die Ruhe durch österreichisches Militär gesichert, das vertragsmäßig auf drei Jahre das Land besetzt hielt. Canosa, der grausame und verhaßte Polizeiminister, den Ferdinand aus der Verbannung zurückberufen, wütete von neuem mit seinen heimtückischen Peinigungsmitteln, Folterkünsten

15. Mai 1821.

und Torturquälereien. Ausnahmsgerichte verhängten in endlosen Prozessen grausame und entehrende Strafen. Colletta entrollt in seinem Geschichtswerk ein Gemälde politischer Verfolgungen durch Hinrichtungen, Galeerenzwang, Kerkerhaft in Ketten und Banden, welches das Schreckensjahr 1799 in Schatten stellt. Späherdienst, Denunziantenwut, Zeugenfälschung und alle jene unehrlichen und unsittlichen Erscheinungen eines gehässigen Parteiregiments lagerten sich über das Land. Die Galeeren und Gefängnisse füllten sich mit Hunderten, die „wegen Freiheitssachen“ verurteilt wurden; Morelli und Silvati starben durch Henkershand; viele Generale und Abgeordnete, wie Colletta, Arcovito, Poerio, Borelli, Carrascosa verließen gezwungen oder freiwillig das Königreich; in den Barbareskenstaaten Nordafrikas, in Amerika, in allen europäischen Ländern trieben sich flüchtige Neapolitaner umher. Man erblickte auf den baumlosen Felseninseln, die als Verbannungsorte dienten, Oberoffiziere mit gemeinen Verbrechern zusammengeschmiedet. Unterdessen schwelgten König und Hof in Festlichkeiten und Vergnügungen, und die fremden Besatzungstruppen zehrten vom Mark des Landes. Die öffentlichen Zustände nahmen keine Wendung zum Bessern, als der alte König Ferdinand am 4. Januar 1825 an einem Schlagfluß starb und sein schwacher und heimtückischer Sohn Franz den Thron bestieg. Denn nun gesellte sich zu den andern Mißständen noch eine einflußreiche Hofkamarilla und ein Korruptionssystem, das alle Scham ablegte.

Franz I. 1825—1830.

Nationale und freiheitliche Bestrebungen in Piemont.

Wie ganz anders hätten sich die Geschicke Italiens entwickeln können, wäre nicht die Sache Neapels durch die Kopflosigkeit der Führer und die schmachvolle Haltung des Volks und Heeres vor der Stunde der Entscheidung verraten worden! Denn drei Tage nach dem Zusammenstoß in Rieti brach in Piemont eine ähnliche revolutionäre Bewegung aus wie in Spanien und Neapel, und in allen Teilen der Halbinsel traten Anzeichen tiefgehender konspiratorischer Gärungen hervor. Von der Meerenge von Messina bis an den Fuß der Alpen regten sich die liberalen Kräfte; ein ehrenhafter Widerstand in den Abruzzen hätte Volkserhebungen hervorrufen können, deren Unterdrückung den kaiserlichen Heeren schwer geworden wäre. Die Bestürzung, die sich in Mailand und in Laibach der Gewalthaber bemächtigte, als die Nachricht einlief, daß im Rücken der Österreicher die Revolution ihr Haupt erhoben, gab Zeugnis, daß man die Gefahr wohl erkannte. Man suchte ihr durch rasches militärisches Einschreiten Einhalt zu gebieten und durch Geheimhaltung und Wachsamkeit das Bekanntwerden in Neapel möglichst zu verhindern. Wir erinnern uns, daß auch in Piemont, vorab in Turin, eine liberal-patriotische Partei sich gebildet hatte, die ihre Mitglieder vorzugsweise in der adligen Jugend, bei den Studierenden der Turiner Universität und im Offizierstand zählte. Wenn auch „außerhalb des großen Luftzugs der italienischen Nationalideen“ sich bewegend und mehr mit den Gesinnungsgenossen in Frankreich als mit den Carbonarisekten des mittlern und untern Apenninenlandes in Berührung stehend, wurden doch auch in Pie-

mont die Freunde freier Staatsformen durch die Vorgänge in Spanien und Neapel so mächtig angeregt und fortgerissen, daß das schon lange im stillen glimmende Feuer in Flammen ausbrach. Ein Studententumult, der blutige Auftritte im Gefolge hatte, war der Anfang der Bewegung. Die auf Anregung 12. Jan. 1821.
Österreichs verhängte Verhaftung der verdächtigsten Liberalen, eines Fürsten von Cisterna, eines Marquis Prierio, eines Cavaliere Perrone, wirkte mehr anfeuernd Ende Febr.
als abschreckend. Eine geheime Presse suchte die öffentliche Meinung für politische Reformen zu bearbeiten. Selbst in den Regierungskreisen wurde in Überlegung gezogen, ob man nicht den drohenden Sturm durch Veränderungen in der Gesetzgebung beschwören sollte; aber der alte de Maistre warnte vorsichtig, nicht in dem Augenblick des Erdbebens zu bauen. Die Laibacher Kongreßbeschlüsse und das Vorrücken der österreichischen Heere nach Mittel- und Unteritalien gaben auch in Piemont das Zeichen zur politischen Erhebung. Wie in Neapel sollte auch am Fuß der Alpen die spanische Cortesverfassung eingeführt und den Gesinnungsverwandten in der Lombardei und in andern Staaten die Bruderhand gereicht, die Einheit und Unabhängigkeit Italiens auf konstitutioneller Grundlage durchgesetzt werden. Patriotische Männer aus edeln Familien, hervorragend durch Bildung und gesellschaftliche Stellung, traten an die Spitze der Bewegung, deren Ziel die Wiedergeburt Piemonts und Italiens, die Begründung eines würdigen nationalen Staatslebens sein sollte. Mit romantisch-vaterländischer Begeisterung im Sinne Foscolos und Silvio Pellicos faßten die Häupter der Militär- und Studentenverschwörung, die den Anfang einer allgemeinen Erhebung bilden sollte, ein Ziel ins Auge, das erst nach vierzigjährigen leidensvollen Lebensgeschicken erreicht ward. Der Hauptführer des Unternehmens war der Graf von Santarosa, Major im königlichen Heer, ein ritterlicher Mann von edler Abkunft und feinen gesellschaftlichen Formen, gebildet, beredt und von unbescholtener Rechtschaffenheit. Er und seine Mitverschwornen setzten ihr Vertrauen auf Karl Albert von Carignan, den erklärten Thronfolger, damals Generalleutnant und Großmeister der Artillerie, jenen fürstlichen Mann, der durch seine Geburt und Lebensstellung sowie durch seine körperlichen und geistigen Vorzüge und seinen hohen Sinn für Kunst, Litteratur und liberale Ideen wie auserkoren schien, das savoyische Haus einer Verjüngung und größern Lebensaufgabe zuzuführen. Ihn gedachten sie zum Fahnenträger der italienischen Unabhängigkeit zu erheben. Unter den Teilnehmern und Mitwissenden glänzten manche Namen, welche in der spätern Leidens- und Auferstehungsgeschichte des Apenninenlandes eine hervorragende Rolle behaupteten.

In den Tagen, da die österreichischen Heere nach Süden abzogen und nur Proklamation der spanischen Verfassung.
eine geringe Truppenzahl in Mailand zurückgeblieben war, glaubten die Verschwornen den Zeitpunkt gekommen zur Ausführung ihres Planes zu schreiten. Zwei höhere Offiziere, der Major Provana die Collegno und Oberst San Mar- 6. März.
zano, begaben sich daher in Begleitung von Santarosa und Lisio zu dem Prinzen,

teilten ihm ihr Vorhaben mit, durch die Armee Viktor Emanuel zum König von Oberitalien ausrufen zu lassen und ihn damit zum Krieg gegen Österreich zu zwingen, und suchten den Prinzen zur Mitwirkung zu bereden. Karl Albert, ebenso geschickt seine eignen Gedanken zu verbergen wie die andrer herauszulocken, zeigte in diesem kritischen Augenblick eine solche Haltung, daß die Mitverschworenen glauben konnten, er sei mit ihrem Anschlag einverstanden, während er sich zugleich nach der andern Seite sicherzustellen suchte. Er wollte für alle Wendungen gerüstet sein. Dies hatte zur Folge, daß das Losschlagen um einige Tage verschoben ward. Als die Häupter der Verschwörung zu der Erkenntnis kamen, daß sie den Prinzen nicht zum Mithandeln fortreißen könnten, beschlossen sie auf eigne Hand vorzugehen. Die Sache war schon soweit gediehen, daß sie fürchten mußten bei längerm Zögern verraten und in Haft genommen zu werden. Auch mochten sie glauben, daß ein glücklicher Anfang den Prinzen aus seinem Schwanken reißen würde. Doch wurde nicht Turin zum Ausgangsort gewählt, sondern die Häupter der Verschwörung begaben sich in einige benachbarte Garnisonsstädte, um die verabredete Schilderhebung ins Werk zu setzen. Die konspiratorischen Hebel waren bereits so sicher eingesetzt, daß alles ohne Schwierigkeit von statten ging. In Alessandria bemächtigten sich der Oberstleutnant Arsaldi und der Hauptmann Graf Palma, nachdem sie sich der Zustimmung der Offiziere
10. März 1821. und der Mitwirkung der bürgerlichen Carbonari versichert, in früher Morgenstunde der Citadelle und riefen die spanische Konstitution und das „Reich Italien" aus. Eine provisorische Giunta sollte bis zur Errichtung einer Nationalgiunta der italienischen Föderation das Regiment führen. Ähnliches geschah an demselben Tag in Pignerol durch Graf Lisio und in Vercelli durch San Marzano.

Der Thronwechsel.

Aber schon jetzt trat es zu Tage, welche Nachteile die Zurückhaltung des Prinzen von Carignan dem ganzen Unternehmen brachte; die Stimmungen der Garnisonen waren schwankend, die Mannschaften schwierig, die Offiziere nur zum Teil einverstanden. Nur die Bestürzung und Ratlosigkeit in der Umgebung des Hofes kam der Bewegungspartei zu statten. Während Viktor Emanuel einen beruhigenden Aufruf erließ und schwankend bald diesen bald jenen Entschluß faßte, wurde auch die Hauptstadt in die Bewegung gerissen. Als der Hauptmann Ferrero mit einer Truppenabteilung unter dem Ruf: es lebe der König und die
11. März. spanische Konstitution! in Turin einzog, wurde er von den Studenten und dem liberalen Teil der Bürgerschaft jubelnd empfangen. Zwei Tage später fiel die Citadelle in die Gewalt der Aufständischen. Die Verlegenheit des Königs nahm zu als Graf St. Marsan, der Bevollmächtigte Piemonts in Laibach, mit der Nachricht zurückkam, er habe im Namen des Königs dem Beschluß der Kongreßmächte beigestimmt, keine konstitutionelle Staatsform in Italien zu dulden. Ratlos war nun der schwache Monarch vor die Wahl gestellt, entweder bundbrüchig zu werden oder die Revolution mit fremder Hilfe niederzuschlagen; denn schon prangte im ganzen Land die dreifarbige italienische Fahne und viele

Offiziere hatten erklärt, sie würden kein Bürgerblut vergießen, solange nichts als eine Veränderung der Regierungsform verlangt würde. Da griff Viktor Emanuel zu dem in der savoyischen Dynastie fast traditionellen Auskunftsmittel einer Thronentsagung. Er dankte in der Nacht zu gunsten seines gerade in Modena 12./13. März 1821. weilenden Bruders Karl Felix ab, übertrug bis zu dessen Rückkehr dem Prinzen von Carignan die Regentschaft und begab sich nach Nizza.

Dies war ein verhängnisvoller Entschluß für die liberale Partei in Piemont, so verhängnisvoll wie die Reise Ferdinands von Neapel nach Laibach. Der Prinz von Carignan und die Verfassungspartei. Denn Karl Felix, ein rauher stolzer Mann von strengem Willen und zähem Wesen, damals sechsundfünfzig Jahre alt, war ein ebenso schroffer Anhänger der Metternichschen Politik wie Franz von Modena, sein Berater. Nun trat an den Prinzen von Carignan eine schwere Prüfungszeit heran. Die Führer des Aufstandes waren bisher seine Freunde und Vertrauten gewesen; und wenn er sich gleich jeder Mitwirkung entzogen hatte, so erwarteten sie dennoch jetzt, daß er der vollbrachten Thatsache Rechnung trage, die von allen Seiten mit Ungestüm geforderte spanische Verfassung einführe, an der Spitze des piemontesischen Heeres den Nationalkampf gegen Österreich eröffnen werde. Genua war in vollem Aufruhr; von Mailand langten patriotische Edelleute, die mit dem Metternichschen Regiment unzufrieden waren, darunter Giorgio Pallavicino-Trivulzio, aus einem der reichsten und berühmtesten Adelsgeschlechter, in Turin an mit dem Erbieten, aus Nationalgarden und Veteranen des Eugenschen Heeres eine Hilfsmacht ins Feld zu stellen. Aber der Regent ließ sich nicht zu dem gefahrvollen Unternehmen fortreißen. Zwar berief er nach einigem Zögern und Bedenken, gedrängt durch den allgemeinen Revolutionssturm, der durch das ganze Land brauste, eine Versammlung von dreißig Notablen, mit deren Zustimmung er die spanische Konstitution annahm, eine provisorische Giunta anordnete und ein neues Ministerium unter 13. März. Ferdinand dal Pozzo bildete, dem auch Santarosa als Kriegsminister angehörte; zugleich aber suchte er die revolutionäre Strömung einzudämmen, sandte den Ritter Costa nach Modena, um die Willensmeinung des neuen Königs zu erforschen, und entzog sich, als Karl Felix in der schärfsten Weise seine Mißbilligung des Geschehenen aussprach, die Männer der konstitutionellen Bewegung für Verräter und Rebellen erklärte, und dem Regenten befahl, mit den noch getreuen Regimentern sich zu dem General della Torre nach Novara zu begeben und dort des Königs weitere Entschließungen abzuwarten, dem Druck der Aktionspartei, indem er mit Aufbieten seiner ganzen Verstellungskunst sich heimlich aus Turin entfernte. Von Novara aus erließ er eine Proklamation worin er gegen die ihm zugefügte Gewalt protestierte, die 21. März. Regentschaft niederlegte und die Truppen zur Rückkehr unter die Fahnen des Königs aufforderte.

Dieser Schritt und die scharfe zurückweisende Erklärung des Königs in 3. April. Unterdrückung einem zweiten Manifest waren ein tödlicher Nachtfrost für die revolutionäre Kon- des Aufstandes. Auswanstitutionsbewegung in Piemont. Sie erzeugten Spaltung und Unentschlossenheit derung der Patrioten.

in den Gemütern der Patrioten. Santarosa, dem durch die Abwesenheit des Königs und die Flucht des Regenten eine Art militärischer Diktatorialgewalt zufiel, berief die Truppen nach Alessandria und machte diese Festung zum Feuerherd des Aufstandes. Ein Vermittelungsversuch des russischen Gesandten Mocenigo wurde durch den Einfluß heißköpfiger Carbonari zurückgewiesen. Und als nun noch die Kunde von dem Einmarsch der Österreicher in Neapel die Herzen der Patrioten entmutigte und die Gegner mit Siegeszuversicht füllte, war ein Erfolg der piemontesischen Erhebung nicht mehr zu erwarten. Schon überschritten österreichische Regimenter unter Bubna den Tessin, um dem Gouverneur della Torre Hilfe zu leisten. Da rückte Santarosa an der Spitze der Aufständischen von Alessandria aus gegen Novara, in der Hoffnung, die Offiziere und Soldaten des königlichen Heeres würden aus nationaler Abneigung gegen die Österreicher und aus patriotischem Mitgefühl zu ihren Brüdern und Waffengenossen übertreten. Aber auch diese Hoffnung sollte nicht in Erfüllung gehen. Wie tapfer und kampfesmutig die Freunde und Anhänger freisinniger konstitutioneller Staatsformen, Soldaten, bürgerliche Liberale und Carbonari,
8. April 1821. unter dem Kriegsminister Santarosa vor den Mauern von Novara den vereinigten Feinden widerstanden, ihre Zahl war zu schwach; nach zwölfstündigem rühmlichem Kampf wurde das Revolutionsheer zurückgeschlagen und löste sich in einzelne flüchtige Haufen auf. Turin und Alessandria wurden von den piemontesisch-österreichischen Truppen besetzt, die provisorische Regierung beseitigt und der Absolutismus in seiner strengsten Form und mit allen Härten der Reaktion hergestellt. Gegen zwölfhundert Aufständische verließen auf genuesischen Schiffen ihr Vaterland; einige der namhaftesten Führer, wie Santarosa und Collegno, suchten in Spanien oder Griechenland einen neuen Schauplatz für ihre freiheitlichen Bestrebungen. Auch in Piemont mußten österreichische Besatzungen als Hüter der Ruhe und Ordnung auf Kosten des Landes unterhalten werden. Unter ihrem Schutz übten Kriegsgerichte und Untersuchungskommissionen ihr peinliches Geschäft. In stolzen Manifesten verkündeten die Kongreßmächte die Triumphe ihrer konservativen Politik über die revolutionären Auflehnungen der italienischen Verschwörer gegen das monarchische Prinzip. Der Prinz von Carignan suchte den Schmähungen und Anfeindungen, die von beiden Seiten über ihn ausgeschüttet wurden, durch eine Reise nach Florenz sich zu entziehen. In den reaktionären Kreisen regte sich von neuem der Gedanke, durch Abänderung des salischen Gesetzes ihn des Erbrechts zu entkleiden und die Thronfolge dem absolutistischen jesuitenfreundlichen Herzog von Modena zuzuwenden. Allein die Scheu vor Frankreich schreckte von einer solchen Verletzung des Legitimitätsprinzips ab. Einige Zeit nachher beteiligte sich der Prinz als Anführer eines französischen Regiments an dem spanischen Feldzug, wo mehrere piemontesische Offiziere der Konstitutionspartei im feindlichen Heerlager ihm gegenüberstanden.
17. Okt. Als Karl Felix endlich nach Turin zurückkehrte und die leidenschaftliche Aufre-

gung sich ein wenig abgekühlt hatte, trat allmählich wieder ein politisches Stillleben unter priesterlicher und polizeilicher Obhut in Piemont ein, wie es dem patriarchalischen System der Metternichschen Staatsweisheit und den Neigungen des Königs entsprach, der ein gemächliches Leben in epikureischer Ruhe und Bequemlichkeit liebte.

Die österreichische Regierung in Lombardei und Venetien unterließ nicht, die Unterdrückung der revolutionären Bewegungen in Neapel und Piemont zur Stärkung und Befestigung ihrer eignen Machtherrschaft in der ganzen Halbinsel auszunutzen. Nicht genug, daß sie allen Teilnehmern der patriotisch-nationalen Konspiration in Piemont nachspüren und durch die Verhörqualen eines Bolza die Verdächtigen peinigen ließ, daß sie den Sendboten der lombardischen Liberalen nach Turin, Gaetano Castillia, ins Gefängnis warf und seinen Gefährten Pallavicino-Trivulzio, der großmütig für den Freund eintrat und die Hauptschuld sich selbst zuschrieb, zu mehrjähriger Haft nach dem Spielberg sandte, daß die Zierden der Mailänder aristokratischen Gesellschaft, die Confalonieri, Borsieri, Tonelli, Arese, in den Kerker wanderten, andre, wie Pecchio, Bossi, Arconati, Porro, Berchet zu Flucht und Auswanderung gezwungen wurden: die Wiener Regierung umspannte mit einem Netz polizeilicher Überwachung, mit einem System kaltherziger Quälerei und gerichtlicher Verfolgung alle Provinzen des Kirchenstaats, die Romagna, die Legationen und Umbrien, wo die Hauptsitze der Geheimbünde und politischen Wühlereien waren und jede revolutionäre Gärung nachzitternde Bewegungen erzeugte. Diese Polizei- und Gerichtstyrannei gegen alle politisch Verdächtigen tilgte jede Spur von Anhänglichkeit und Hingebung für Österreich aus den Herzen der Italiener. Die Verurteilten und Gefangenen wurden als Märtyrer verehrt. Fürbitten und Gnadengesuche an höchster Stelle fanden selten Gehör. Sie wurden mit dem gleisnerischen Bedauern abgewiesen, die unerbittliche Pflicht fordere, daß der Gerechtigkeit Genüge geschehe. Höchstens wurde die Todesstrafe durch ein Begräbnis hinter Kerkermauern gemildert, wo die Opfer hinstarben oder nach vieljährigen Leiden gebrochen an Geist und Körper zurückkehrten. Die italienischen Freiheitsfreunde wurden hart vom Schicksal bestraft, daß sie einem edlen Traumbild nachjagten, das erst ein Menschenalter später zur Wirklichkeit werden sollte. Silvio Pellicos Buch über seine Gefangenschaft hat alle empfindsamen Seelen mit Schauder erfüllt über das Meer von Leiden und Drangsal, das durch die herzlose rachsüchtige Politik der Hofburg über die italienischen Patrioten ergossen ward.

Österreichische Strafpolitik.

b. Umsturz der Cortesverfassung in Spanien.

Nicht viel glänzender als in Italien war der Ausgang der spanischen Revolution. Die zweite Cortesversammlung schritt auf der abschüssigen Bahn zum bodenlosen Radikalismus noch rascher voran als die erste. Schon in der Antwort auf die Thronrede sagte der Präsident Riego, die wahre Macht und Größe

Parteikämpfe.

eines Monarchen bestehe ausschließlich in der Erfüllung der Gesetze, d. h. der Beschlüsse der Volksvertreter. Fortgerissen von den turbulenten Kräften, die in den Klubs, in der zügellosen Presse, in der Straßendemagogie auf die schroffste Weise hervortraten, trieb die Linke immer tiefer in die Wogen einer maßlosen Opposition sowohl gegen den König als gegen das moderantistische Ministerium, in welchem Martinez de la Rosa den Vorsitz und das auswärtige Amt zu übernehmen sich hatte bereden lassen. Dabei legte die radikale Mehrheit einen Mangel an politischer Einsicht zu Tage, der ihre gänzliche Unfähigkeit zum Regieren bewies. Solchen Erscheinungen gegenüber war es ein natürlicher Rückschlag, daß die Servilen in den Provinzen auch ihrerseits größere Energie in monarchisch-klerikaler Richtung entwickelten, daß die Parteiung unter den Truppen wie bei dem Volk immer schroffer und feindseliger sich gestaltete, und daß König Ferdinand, zu mutlos, um den anarchischen Faktionen thatkräftig entgegen-
7. Juli 1822. zutreten, und durch das Fehlschlagen eines Staatsstreichversuches vollends den Exaltados in die Hände gegeben, mittels geheimer Agenten die europäischen Mächte zu einer Intervention wie in Italien zu bestimmen suchte. Schon längst hatte die französische Regierung den absolutistischen Banden in den nördlichen Grenzlandschaften der Halbinsel unter der Hand Unterstützung und Vorschub
15. Aug. gewährt. In der Feste Seo de Urgel trat eine klerikal-servile Regentschaft ins Leben, welche in einem Manifest die Nation zum Kampf aufrief für die Befreiung des Königs aus der Gefangenschaft der Empörer und alle radikalen Gesetze für null und nichtig erklärte. In Aragonien und Katalonien wütete ein Bürgerkrieg zwischen den Verfechtern des katholischen Spaniens und den „Freimaurern", wie in der Napoleonischen Zeit. Die Liberalen siegten unter dem
Nov. Banner des kriegskundigen Generals Mina; die Regentschaft entfloh nach Frankreich, begleitet von flüchtigen Insurgentenscharen.

Die Drohnoten der Mächte. Diese Lage der Dinge schien den Souveränen zu bedenklich und gefahrvoll für die Ruhe Europas, als daß sie länger hätten unthätig zusehen mögen. Dem König, der seit den Juliereignissen in Wahrheit ein Gefangener der Exaltados war, sollte die Hilfe, die er selbst und die flüchtige Regentschaft so dringend anrief, zu teil werden. Gereizt durch die herausfordernde Sprache der demokratischen Blätter in Madrid gegen die auswärtigen Mächte, empört über den wachsenden Übermut der revolutionären Gewalthaber, welche das radikale Ministerium San Miguel zu einem System des Schreckens drängten, und ermutigt durch die schnelle Unterdrückung der italienischen Aufstände, ließen die vier kontinentalen Großmächte kraft des auf dem Monarchenkongreß von
Okt. Verona gefaßten Beschlusses an die Madrider Regierung die Aufforderung ergehen, die Verfassung abzuändern und dem König größere Gewalt einzuräumen, mit einer scharfen Rüge von seiten Rußlands über die Entstehung der Umwälzung durch einige „meineidige Soldaten". Das Ministerium San Miguel wies in Übereinstimmung mit den Cortes die Noten trotzig zurück, die

voll seien von entstellten Thatsachen, verleumderischen Anklagen, ebenso ungerechten als schmähsüchtigen Beschuldigungen und vagen Aufstellungen, und sprach den festen Entschluß aus, die Konstitution, die einst die Mächte selbst anerkannt, deren Beseitigung durch den König sie aber ohne Einsprache geduldet hätten, sowie die nationale Unabhängigkeit um jeden Preis zu verteidigen, mit einem Seitenhieb auf Frankreich, das fortwährend die Fackel der Zwietracht in Brand erhalte. Da verließen die fremden Gesandten Madrid. In der Stände- Mitte Jan. 1823.
versammlung aber reichten sich die Parteien unter dem Ruf: Es lebe die Verfassung! die Hand zur Versöhnung und zum Bruderbund. Mit Jubel feierte man in der Hauptstadt die patriotische Kundgebung. Die Enthusiasten zweifelten nicht, daß die zweite französische Invasion dasselbe Schicksal haben werde wie die erste.

Denn bei den Kriegsrüstungen, die schon seit Monaten im südlichen Frank- Regierung und Cortes
reich sich bemerklich gemacht, war vorauszusehen, daß französische Truppen bald nach Sevilla.
die Pyrenäen überschreiten würden. Wir erinnern uns, welche Stürme und Parteikämpfe diese Kriegspolitik in Frankreich selbst auf die Oberfläche des öffentlichen Lebens trieb (S. 592). Noch größer war die Aufregung, noch wilder das Parteitreiben in Madrid. Aus Furcht, der König möchte durch einen Handstreich der Royalisten befreit und entführt werden, erteilten die Cortes der Regierung die Ermächtigung, sobald sie es für zweckdienlich erachte, die Residenz nach dem 14. Febr.
Süden zu verlegen. Wie sehr der König sich sträubte und Ausflüchte suchte, er wurde unter Bedeckung einiger Bataillone Landmiliz nach Sevilla gebracht, wohin sich auch die Cortes, die Minister und die Spitzen der Staatsbehörden 20. März.
begaben. Die Armee, die Finanzen, die Kriegsanstalten waren im erbärmlichsten Zustand. Man vertraute auf die Selbsthilfe des Volks, auf die Zuneigung im französischen Heer, auf das Freiheitsgefühl, das damals sich allenthalben so mächtig regte.

Doch wie bald zerrannen alle Täuschungen! Ohne auf Widerstand zu Einzug der Franzosen.
stoßen, setzten die Franzosen unter dem Herzog von Angoulême über die Bidassoa, begleitet von flüchtigen Glaubensstreitern und Royalisten, und zogen in Vittoria ein. Umsonst riefen die Cortes das Volk unter die Waffen: die konsti- 17. April.
tutionelle Freiheit war für die von Priestern und Mönchen geleitete Masse ein unverstandenes Wort und die neue Ordnung ihren Gewohnheiten und Gefühlen zuwider; der Volkskrieg, die alte ruhmreiche Guerilla, auf welche die Cortes ihr Vertrauen gesetzt, kam nicht zustande. Der Pöbel und die Servilen begrüßten die Franzosen als Retter von dem verhaßten Regiment der Freimaurer; umsonst widerstanden einzelne Führer, wie Mina in Barcelona, Quiroga in Leon, wie Zayas in Kastilien und Ballesteros an der Grenze von Granada, mit Mut und Tapferkeit dem fremden Kriegsheer und den wilden Haufen der Glaubensbanden; die Soldaten zeigten wenig Kampflust und die Führer, unter denen sich Abtrünnige und Verräter befanden, wie die Generale Montijo und Abispal,

suchten sich durch Kapitulation zur rechten Zeit sicherzustellen. Die Franzosen
24. Mai 1823. zogen als Sieger in Madrid ein und ernannten, da die Cortes sich bereits mit dem König nach dem Süden geflüchtet hatten und der mord- und beutegierige Pöbel Leben und Eigentum gefährdete, eine provisorische Regentschaft nach dem Vorschlag der royalistischen Räte von Kastilien. Diese empfahlen lauter Männer, die von grimmigem Haß gegen die Liberalen erfüllt waren, wie die Herzöge von Infantado und Montemar, der Bischof von Osma, genannt der Würgengel, Baron Eroles, der Wüterich Eguia, der königliche Beichtvater Damian Saez. Rückführung der legitimen Ordnung, wie sie vor dem 7. März 1820 bestanden, und Vernichtung aller durch die Rebellion geschaffenen Einrichtungen, war bald die allgemeine Losung. Von einer Reform und Abänderung der Verfassung, wie man in den Reihen der Gemäßigten erwartet hatte, war keine Rede. Nun lagerte sich ein reaktionärer Terrorismus voll entsetzlicher Willkür und Grausamkeit über Stadt und Land. In wenigen Wochen war das nördliche und mittlere Spanien in der Gewalt der Franzosen und der Glaubensbanden der Servilen. Und wie benahmen sich die Cortes und die Regierung gegenüber dieser Katastrophe? Statt sich in einen ehrenvollen, wenn auch hoffnungslosen Kampf zu stürzen, fügten sie durch ihre klägliche Haltung zu der Ohnmacht noch verächtliche Schmach. Als sie sich in Sevilla nicht mehr sicher glaubten, beschlossen sie die Residenz in Cadiz aufzuschlagen. Nur mit Gewalt
Juni. konnte der König bewogen werden sich dahin zu begeben. Die Seestadt, wohin jetzt die Cortes ihre Sitzungen verlegten, war der letzte Zufluchtsort der Verfassungsfreunde; vor diese Stadt rückten nunmehr die Franzosen und bedrängten sie mit einer Belagerung. Da entsank den Cortesmitgliedern der Mut; statt, wie sie früher großsprecherisch geäußert, sich unter den Trümmern dieses Geburtsortes ihrer Verfassung zu begraben, schlossen sie mit den Belagerern
29. Sept. einen Vertrag, worin sie in ihre Auflösung und in die Befreiung des Königs willigten.

Reaktionärer Terrorismus. Durch fremde Bajonette wurde Ferdinand nun wieder in seine Machtfülle eingesetzt; die Verfassung mit allen ihren Einrichtungen trat außer Wirksamkeit, und die apostolische Partei, die das absolute Königtum als Losung gewählt, ließ nun alle Wut- und Rachegeister auf ihre Gegner los. „Alles was in den niedern Massen dieses Volks von wildem Fanatismus, von roher Raub- und Blutgier, von Rachsucht gärte,“ schreibt ein zeitgenössischer Spanier, „das bekam vom König das Signal, sich auf den gebildeten und besitzenden Teil der Nation zu stürzen. Unter der Anführung von Mönchen und Priestern wurden Greuel ohne Zahl begangen.“ Als Ferdinand „der Angebetete“ wie ein Triumphierender nach Madrid zurückkehrte und jede Amnestie, wozu der Herzog von Angoulême und einige Gesandte sein „väterliches Gemüt“ zu bewegen suchten, unwillig von der Hand wies, erreichte die Verfolgungswut den höchsten Grad. General Riego, „der größte aller Verbrecher“, der nach tapferem

Kampf in der Sierra Morena verraten und als Gefangener nach der Hauptstadt gebracht ward, starb durch die Hand des Henkers; seine Meinungsgenossen 7. Nov. 1823 fanden teils dasselbe Schicksal, teils entzogen sie sich der Volkswut durch die Flucht und irrten als brot- und heimatlose Verbannte zu Tausenden in der Fremde umher; die Zurückgebliebenen mußten in modrigen Kerkern das Streben büßen, dem Volk die Einrichtungen und Zustände zu rauben, an die es durch einen dreihundertjährigen Despotismus gewöhnt worden. In Spanien wurde mit derselben Wut für die Erhaltung des Alten gekämpft, wie in Frankreich früher für dessen Vernichtung. In beiden Ländern diente der Pöbel als Werkzeug, hier gelockt durch die Worte: Freiheit und Gleichheit, dort fanatisiert für Religion, Königtum und die Einrichtungen der Väter.

c. Abfall der spanischen Pflanzlande in Südamerika.

Drei Jahrhunderte trugen die unermeßlichen Ländermassen Südamerikas Das spanische Kolonialland. und Mexikos das schwere Joch des spanischen Mutterlandes, so drückend auch das Abhängigkeitsverhältnis, so schreiend auch die Mißbräuche waren. Denn nur in Europa geborene Spanier, nicht Kreolen, bekleideten die Staatsämter und Kirchenwürden und benutzten sie zu ihrer Bereicherung, ohne auf die Hebung und Heranbildung der Bevölkerung im mindesten bedacht zu sein. Der Handel war in enge Fesseln geschlagen, indem die Erzeugnisse der Kolonien nur an Spanier abgegeben und nur spanische Waren, zuerst von Sevilla, dann von Cadiz aus in die Kolonien eingeführt werden durften, jeder fremde Zwischenhandel aber verboten war. Der Anbau des Tabaks galt als königliches Monopol und befand sich hauptsächlich in den Händen der Spanier, Produkte des Mutterlandes, wie Wein, Öl u. a., durften in den Kolonien nicht gebaut werden, der Anbau des Zuckerrohres, die Zucht des Seidenwurms, die Bearbeitung der Eisenminen waren untersagt; die auf spanischen Schiffen eingeführten Waren wurden mit hohen Zöllen und Abgaben belegt. Dem Gouverneur der Provinz, einem gebornen Spanier, stand das Recht der Repartimientos oder Warenverteilung zu, d. h. er sendete jedem Dorf eine Anzahl Waren zur Übernahme ohne weiteres zu, und setzte dafür einen beliebigen Preis fest, der mit Strenge und Gewalt von der Gesamtheit der Ortseinwohner eingetrieben wurde. Diese Waren wurden ohne Rücksicht auf das Bedürfnis verteilt. Und nicht bloß die wirtschaftliche Entwickelung, sondern auch die moralische, politische, geistige und gesellschaftliche Bildung wurde durch die eigensüchtigen Spanier in den Pflanzlanden niedergehalten. „Die Verwaltung war ein Wirrwarr willkürlicher Ausbeutung,“ sagt Baumgarten; „die Bildung stand in den Städten so tief wie die Sitten, und das flache Land war zum größten Teil wilden Hirten überlassen, welche wie die Gauchos der unermeßlichen Pampas und die Llaneros am Orinoko sich von den Eingebornen nur durch die Kraft ihrer unbe-

zähmten Triebe unterschieden. Alle Verhältnisse lagen in wüster Verwirrung. Der Europäer schien hierher nur seinen zügellosen Egoismus gebracht zu haben, um Jahrhunderte hindurch unermeßliche Schätze durch den Schweiß der Sklaven aus dem strotzenden Boden heben zu lassen, durch deren Genuß er die neue und die alte Heimat gleichmäßig vergiftete." Bei der dünnen Bevölkerung der großen Länderstrecken, bei der gänzlichen Unwissenheit der Eingebornen, denen aller Schulunterricht versagt war, und bei der strengen Wachsamkeit der Inquisition fiel es den Spaniern nicht schwer, durch wenige Truppen jede unruhige Bewegung fern zu halten, so daß weder der spanische Erbfolgekrieg, noch die nordamerikanischen Befreiungskämpfe eine Änderung in den Zuständen Südamerikas hervorbrachten, wie sehr auch die mehr und mehr anwachsende kreolische Bevölkerung die Übelstände fühlte und größere Ansprüche geltend zu machen begann, und der Verkehr mit Frankreich während jenes Kriegs den Amerikanern die Augen öffnete über die ungeheuern Vorteile, welche die Spanier bisher aus den Kolonien durch das Monopolsystem gezogen. Die Versuche des gewandten, in europäische Bildung und Anschauungsweise eingeweihten Kreolen **Miranda** aus Carracas in den neunziger Jahren, mit Hilfe von Engländern und Franzosen die südamerikanischen Landschaften zur Empörung zu bringen, scheiterten an der Unreife des Volks, an der Zwietracht und Eifersucht der Stämme und Stände, an der Verschiedenheit der Interessen der einzelnen Provinzen. Noch zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts bestanden die spanischen Besitzungen in Amerika, wenn auch durch Schleichhandel und fremde Einwirkungen, wie durch die gesteigerten Mißbräuche in der alten Ergebenheit für das Mutterland geschwächt, aus vier Vizekönigreichen (Neugranada, Neuspanien oder Mexiko, Rio de la Plata oder Buenos Ayres und Peru) und aus fünf Generalhauptmannschaften (Chile, Venezuela, Guatemala, Havanna und Portorico); aber mit der Verdrängung der Bourbonen vom spanischen Thron löste sich auch das Band, das die Kolonien mit dem Mutterland verknüpft hatte, und kamen die Unabhängigkeitsbestrebungen der Patrioten zur Ausführung.

Unabhängigkeitsbestrebungen der Pflanzlande. 1808–1814.

Die Parteikämpfe des Mutterlandes fanden bald ihren Weg nach den Kolonien. In der beweglichen Weltstadt Buenos Ayres suchte **Mariano Moreno**, ein unternehmender und für Bildung und Aufklärung eingenommener Mann, den herrschenden Zwiespalt unter den regierenden Behörden zur Bildung einer patriotischen Partei zu benutzen und das Volk für Freiheit und Unabhängigkeit zu gewinnen. Aber den Bewohnern der Hauptstadt (Porteños) erstand bald ein furchtbarer Gegner in den Gauchos, den wilden Söhnen der Steppe. „Auf den menschenleeren Grassteppen der Pampas, die sich von der heißen Palmenzone bis hinab zu den patagonischen Eisfeldern erstrecken, trieb sich auf halbgezähmten Pferden ein verwahrlostes Hirtengeschlecht umher, dessen rohes Naturleben kein sittlicher Zügel milderte, welches unter der Freiheit nichts andres verstand als Haß und Feindschaft gegen jede gesellschaftliche Ordnung und nur

mit Verachtung auf die verweichlichten Städtebewohner herabsah." Ähnliche Abfallsversuche fanden in Mexiko durch einige unzufriedene Kreolen statt; der Vizekönig Iturrigarai, ein Günstling Godoys, wurde, als er sich mit den Neuspaniern entzweite, gefangen nach Europa geschickt und der Grundsatz aufgestellt, daß nach der Auflösung der spanischen Herrschaft das Volk der Quell der Souveränität geworden sei und eine eigne Regierung zu bilden habe. In Chile wirkte Martinez de Rosas, ein einflußreicher Mann aus Mendoza und Haupt der Patriotenpartei, im Interesse der Revolution gegen den Statthalter Carrasco; ähnliche Erscheinungen zeigten sich in Venezuela, wo eine lebhafte, mit europäischer Bildung vertraute Partei unter Simon Bolivars Einfluß nach Unabhängigkeit von Spanien strebte. Napoleons Aufforderungen an die Südamerikaner, den neuen König Joseph und die durch ihn begründete Ordnung der Dinge anzuerkennen, fanden in den Kolonien dieselbe Aufnahme wie im Mutterland, die Josephinischen Statthalter wurden verjagt und in den meisten Städten 1810.
Junten gebildet, die im Namen Ferdinands VII. handelten, aber der Mehrheit nach für die Unabhängigkeit waren und in diesem Sinn wirkten. In den meisten Orten wurde der Abfall ohne Blutvergießen und Gewaltsamkeiten durchgeführt, nur in Quito wurden achtundzwanzig Patrioten von der spanischen Besatzung niedergehauen und ihre Häuser geplündert, und in Neuspanien (Mexiko) erhob sich die eingeborne Bevölkerung unter dem Priester Hidalgo gegen Spanier und Kreolen, Mord und Brand in die Nähe der Hauptstadt tragend, bis auf einem unerwarteten Rückzug der Führer getötet und die Empörung grausam niedergeschlagen ward. Mit diesem letztern Vorfall war die Losung zum blutigen, vernichtenden Bürgerkrieg gegeben, so sehr sich auch die folgenden Führer Rayon und Morelos bemühten, die Revolution aus dieser Verwilderung zur Menschlichkeit zurückzurufen. Als die Cortes in Cadiz für Spanien die neue, auf liberalen Grundsätzen beruhende Verfassung entwarfen, verlangten die amerikanischen Abgeordneten, welche sich auf die Einladung der Versammlung zur Beratung eingefunden hatten, Gleichstellung der Rechte der Kolonien mit dem Mutterland, gleiche Vertretung in den Cortes und volle Handelsfreiheit (S. 364). Diese Forderungen, deren Gewährung das politische Übergewicht in die Hände der Amerikaner gebracht und dem gewinnreichen Handel von Cadiz einen tödlichen Stoß versetzt hätte, fanden keine Erhörung. Nicht zufrieden mit den Zugeständnissen, daß alle Rassen gleiche Rechte haben und die alten Beschränkungen des Landbaues und der Industrie aufhören sollten, sagten sich daher die meisten Staaten von der Herrschaft der Cortes los, und richteten eigne selbständige Re- 1811.
gierungen ein, die, wenn auch nicht überall siegreich, doch lange mit Ehren gegen die spanischen Statthalter und Truppen das Feld behaupteten, und noch größere Erfolge erfochten hätten, wenn nicht die Eifersucht der Städte und die Ortszwietracht hemmend im Weg gestanden wäre. Die Spanier konnten sicher darauf rechnen, daß aus Geschwisterneid immer eine nebenbuhlerische Stadt für die Krone

sich erklären würde, wenn eine andre Freiheitsbäume pflanzte. England begünstigte die Unabhängigkeitsbestrebungen der Pflanzlande, weil es eine Änderung des spanischen Kolonialsystems wünschte, namentlich die Öffnung der südamerikanischen Hafenstädte und die Zulassung englischer Handelsschiffe und Waren. Solange jedoch der Kampf gegen Napoleon dauerte, hielt die Londoner Regierung an dem Grundsatz der Unverletzlichkeit des spanischen Reichs fest und leistete dem Abfall keinen offenen Vorschub.

Gründung der südamerikanischen Freistaaten.

Nach Ferdinands Wiedereinsetzung wären auch die spanischen Kolonien zum Gehorsam zurückgekehrt, hätte nicht der übelberatene König im stolzen Gefühl des siegreich hergestellten Absolutismus und des nationalen Kriegsruhms ihnen die Gewährung ihrer billigen und zeitgemäßen Forderungen versagt und unbedingte Unterwerfung unter seine königliche Gnade verlangt, er, der eben durch die greuelhafte Verfolgung der Cortesfreunde seinen Haß gegen jede Neuerung beurkundet. Statt der königlichen Aufforderung nachzukommen, wiederholten die Pflanzlande ihr Verlangen nach Rechtsgleichheit mit dem Mutterland, und als sie abgewiesen wurden, ergriffen sie das Schwert, um sich Unabhängigkeit von Spanien zu erkämpfen. Ein Krieg auf Tod und Leben begann, worin die Südamerikaner Tugenden und Kräfte entwickelten, die niemand bei ihnen erwartete.

„Von der Ausdauer im Unglück," heißt es bei Gervinus, „von der Selbstverleugnung, der Entbehrungsfähigkeit, der Ertragung unsäglicher Beschwerden, von der Aufopferung von Ruhe und Besitz, von Gesundheit und Leben für die väterlichen Penaten, deren sich selbst die in Mord und Raub verhärteten Herzen jener Gauchos und Guassos, Llaneros und Rancheros fähig erwiesen, hat die Geschichte nur wenig gleiche Beispiele zu erzählen. Wie die Köpfe der Hydra erstanden die Heere der Aufständischen nach jeder Niederlage von neuem. Jetzt in Masse versammelt, versuchten sie einen Schlag, nach dessen Mißlingen sie truppweise wieder zerstoben; zusammengesetzt aus kleinen Landbesitzern und den Arbeitern der Güter, Zuckermühlen und Minen, die in offener Luft zu Pferde zu leben gewohnt, auf den Übergang von Überfluß zur Entbehrung eingeübt waren, hatten sie den Vorteil, keines festen Aufenthalts, keines Kriegsplans und keiner Berechnungen, keiner Verwaltung und geregelten Verpflegung zu bedürfen; heute in tiefem Mangel, entschädigten sie sich morgen durch eine glückliche Plünderung; und dieses Räuberleben war ihre Lust, das ihnen die Gelegenheit bot, bald eine Privatrache, bald ein andres Bedürfnis augenblicklicher Laune zu befriedigen."

Ferdinand schickte den harten General Morillo, der in Herzog Albas Geist
1815. handelte, nach Südamerika ab und mit ihm den Inquisitor Torres mit ausgedehnten Vollmachten. Ein System der Rache wurde organisiert, das an Scheußlichkeiten die Bedrückungen, Verfolgungen und reaktionären Unthaten des Mutterlandes weit überholte. Die alte spanische Mißregierung, wie sie vor 1808 bestanden, sollte den Koloniallanden von neuem auferlegt werden. Dank der Zwietracht und Parteiung der Bewohner, wurde der spanische Heerführer Meister über die revolutionäre Bewegung; die Autorität des katholischen Königs wurde
1816. hergestellt; aber der Mißbrauch der Gewalt und die rücksichtslose Rückführung der alten Zustände erzeugten bald neue Bürgerkriege, welche, da England und die

Vereinsstaaten Nordamerikas der Empörung unter der Hand Vorschub leisteten, in kurzem den Umsturz der alten Ordnungen herbeiführten. Vergebens boten die europäischen Mächte, besorgt über die zunehmende Verbreitung demokratischer und republikanischer Ideen in der transatlantischen Welt, auf dem Aachener Kongreß ihre Vermittelung an; der spanische Hochmut wies jeden Vorschlag einer Verständigung und Ausgleichung von der Hand. In Madrid erklärte man, daß Spanien die Unterwerfung seiner Kolonien nur seiner eignen Kraft verdanken wolle. Diese reichte aber nicht mehr hin, den bereits begonnenen Auflösungsprozeß aufzuhalten. Bei der gänzlichen Zerrüttung der Finanzen und des gesamten öffentlichen Wesens konnte die spanische Regierung weder Truppen noch Schiffe in hinlänglicher Zahl aufbringen, um die Abgefallenen zu zwingen und die Wankenden festzuhalten. Schon im Jahr 1819 hatte das Vizekönigreich Rio de la Plata seine 1819.
Unabhängigkeit und republikanische Verfassung fest begründet und ermutigte durch sein Glück die übrigen Staaten, wo der Kampf härter war, zur Ausdauer. Die Revolution von 1820, welche den Liberalen das Regiment in die Hände lieferte, vermochte den Lauf der Dinge nicht rückgängig zu machen, den bereits begonnenen Abfall nicht zu verhindern. Auch die Cortesregierung in Madrid konnte sich nicht entschließen, mit den „aufständischen spanischen Provinzen in Amerika" auf der Grundlage der Unabhängigkeit in Unterhandlungen einzutreten, durch Anerkennung ihrer Selbständigkeit die Verfassung zu verletzen, deren erster Artikel erklärte: die spanische Nation ist die Vereinigung aller Spanier beider Halbkugeln. So hatten denn die Kämpfe, welche die Unabhängigkeit der spanischen Koloniallande herbeiführten, das Mutterland aus der Reihe der Großmächte drängten und zu einem Staat mittlern Ranges herabstießen, ihren ununterbrochenen Fortgang. Drei Freistaaten: La Plata, Bolivia und Uruguay (Banda oriental mit Montevideo) und der Jesuitenstaat Paraguay entwickelten sich nach und nach aus dem ehemaligen spanischen Vizekönigtum. Bald wurde auch Mexiko von dem Strom fortgerissen und nach heftigen Bürgerkriegen zu einem Freistaat umgeschaffen. Die spanische Regierung sträubte sich im Vertrauen auf die Hilfe der europäischen Großmächte, die Unabhängigkeit der Tochterstaaten anzuerkennen; als aber die Regierung in Washington durch die Botschaft ihres Präsidenten Monroe die Erklärung abgab, die Vereinigten Staaten wür- 2. Dez. 1823.
den die Einmischung der zur Herstellung des absoluten Königtums in Spanien verbundenen Mächte in amerikanische Verhältnisse nicht dulden, fügten sich die europäischen Monarchen nach dem Vorgang Englands in die Macht der Thatsachen und erkannten allmählich die ehemals spanischen Kolonien als unabhängige Staaten an.

Der Freiheitskampf in Neugranada und Peru ist an den Kreolen Simon Boli- Columbia.
var von Carracas geknüpft. Dieser als Feldherr und Staatsmann ausgezeichnete, mit europäischer Bildung vertraute Mann, der sich Washington zum Vorbild gewählt, widmete seine Thatkraft und sein Vermögen der Befreiung seiner Landsleute und ließ

sich nicht durch deren Undank von seinem großen Ziel ableiten. Venezuela hatte schon
26. März 1812. im Jahr 1811 seine Unabhängigkeit ausgesprochen; ein furchtbares Erdbeben, das die Hauptstadt Carracas fast gänzlich zerstörte und in Valenzia zwanzigtausend Menschen tötete, wurde von der Geistlichkeit als Strafe des Himmels für den Abfall gedeutet und zur Rückführung des Landes unter spanische Herrschaft benutzt. Die schonungslose Härte und Blutgier, womit die rachedürstenden Spanier die Republikaner verfolgten, brachte das erstickte Feuer von neuem zum Ausbruch. Bolivar führte sechshundert Mann über die Andes; Tausende von Unzufriedenen strömten seiner Fahne zu, um den Tod der hingerichteten Patrioten zu rächen; von der neugranadischen Bundesversammlung als „Retter" zum Diktator ernannt, organisierte er einen Krieg bis zum
2. Jan. 1814. Messer, indem er das Schauderdekret von Trujillo unterzeichnete, welches jeden des Royalismus überführten Spanier zum Tod verurteilte. Ein furchtbarer, wechselvoller,
1814—1820. an Beschwerden, mühseligen Kämpfen und Entbehrungen reicher Krieg entstand nun zwischen Bolivar, dem der waffenkundige Paez, ein Farbiger zur Seite stand, und dem spanischen General Morillo; wo der letztere siegte, floß das Blut der Republikaner in Strömen; um sich zu rächen, ließ Bolivar achthundert gefangene Spanier hinrichten, als hätte man im Rausch des Verbrechens sich Mut zur Verteidigung der Freiheit suchen wollen. Die Spanier erlangten eine furchtbare Hilfsmacht an den Llaneros, die wie die Gauchos der Pampas auf den Grassteppen der Tierra Firma als Hirten und Fleischer ein Beduinenleben führten und, auf den sonnigen Weiden an Abhärtung und Genügsamkeit gewöhnt, als Reiterscharen mit der Pike, dem Fangseil und dem Steppenbrand den Republikanern großen Schaden, blutige Niederlagen bereiteten. Bolivar sah sich genötigt, den Oberbefehl niederzulegen und sein Heil in der Flucht nach San Domingo zu suchen; über Leichen, Gütereinziehung und Erpressung schritt die Reaktion des absoluten Königtums einher. Allein Bolivar kehrte zurück; seine Erscheinung hob den gesunkenen Mut der Republikaner wieder; glückliche Waffenthaten erhöhten sein Ansehen. Venezuela und Neugranada schlossen einen Bund, wählten Bolivar zum Generalkapitän und erklärten auf einem Kongreß zu Angostura, daß sich die beiden
17. Dez. 1819. Republiken zu einem aus drei Teilen bestehenden Freistaat Columbia vereinigt hätten. Ein neues Heer sollte sich in Cadiz nach Amerika einschiffen. Es war dasselbe, welches durch Aufpflanzung der Fahne des Aufruhrs die Herrschaft der Cortes in Spanien herbeiführte. Auch die Cortesregierung wollte jedoch die Selbständigkeit der Kolonien nicht anerkennen, und der Krieg begann aufs neue, aber trotz der tapfern Haltung des Generals Morales zum Nachteil der zwieträchtigen Spanier. Die Republik Columbia
1824. erkämpfte ihre Freiheit und wählte Bolivar zum Präsidenten. Ein Handelsvertrag verband bald den jungen Freistaat mit Nordamerika.

Peru. Von Columbia aus erschien Bolivar als Retter und Befreier in Peru. Auch dieses Land hatte sich unter dem Beistand St. Martins, des verschlagenen und unternehmenden Befreiers von Chile, und des Engländers Cochrane eine republikanische Verfassung gegeben und St. Martin zum Protektor ernannt. Zwietracht schwächte jedoch die Macht der Republikaner. St. Martin legte sein Amt nieder und kehrte nach Chile zurück; die Spanier gewannen wieder die Oberhand, die Republik schien verloren. Da kam Bolivar dem gefährdeten Freistaat zu Hilfe. Die uneinigen Spanier wurden
Dez. 1824. in der entscheidenden Schlacht bei Ayacucho geschlagen und zum Abzug genötigt, der
1825. Befreier vom Kongreß in Lima zum lebenslänglichen Protektor ernannt. Die Häufung der Macht auf Bolivars Haupt erregte den Neid und die Besorgnis der Republikaner. Verschworne trachteten ihm mehrfach nach dem Leben; man warf ihm vor, er wolle Bonapartes Rolle spielen. Gekränkt durch den Undank und die Verkennung und bekümmert über den innern Hader der Freistaaten, die sich zuletzt in sechs unabhängige

Republiken spalteten, legte er sein Amt nieder. Der Tod befreite ihn bald darauf von 27. April 1829.
allen Sorgen, stellte aber die Einigkeit der Staaten nicht her, die auch in der Folge † 10. Dez. 1830.
von Verfassungs- und Meinungskämpfen erschüttert wurden. Ober-Peru, zu einer selbständigen Republik eingerichtet, trägt des Befreiers Namen: Bolivia. 6. Aug. 1825.

In Neuspanien (Mexiko) büßten die ersten Kämpfer für die Gleichstellung Mexiko. mit dem Mutterland ihre Unternehmungen durch schimpflichen und schmerzlichen Tod. Hidalgo, Morelos und Mina fielen als Märtyrer der Freiheit, aber ihre Grundsätze lebten im Volk fort. Die Einführung des Cortesregiments in Spanien beförderte die Unabhängigkeit Mexikos. Der Befehl der Cortesregierung, die Konstitution vom Jahr 1812 auch in Neuspanien einzuführen, wurde von dem Vizekönig, geheimen Weisungen der Kamarilla zufolge, nicht vollzogen, vielmehr der Kreole Iturbide, dem der Oberbefehl über das Heer erteilt ward, zur Bekämpfung der Konstitutionellen aufgefordert. Durch diese Doppelzüngigkeit der Regierung glaubte sich Iturbide zum Bruch der gelobten Treue berechtigt. Er bemächtigte sich einer nach Spanien bestimmten großen Geldsumme und gab durch den „Ruf von Iguala" die Losung zum Aufstand. August 1821. In kurzem waren die meisten Provinzen in seiner Gewalt. Der neue Vizekönig sah sich zu einem Vertrag genötigt, in welchem die Unabhängigkeit Mexikos anerkannt und der Thron dieses konstitutionellen Kaisertums dem König Ferdinand, oder, wenn dieser ihn ausschlüge, einem Infanten zugeteilt ward. Da die spanische Regierung diesen Vertrag verwarf, sprach der Kongreß die Trennung Mexikos von Spanien aus und erhob Iturbide zum Kaiser. Der Beschluß erbitterte die Republikaner wie die Royali- 18. Mai 1822. sten; es bildete sich eine mächtige Gegenpartei gegen den neuen Kaiser Augustin I. Da löste dieser, im Vertrauen auf die ihm ergebene Armee, den Kongreß gewaltsam auf und ernannte eine Regierungsjunta. Dadurch vermehrte er die Zahl seiner Gegner; einige Heerabteilungen fielen von ihm ab, und als sein General Antonio Lopez de Santa 8. April 1823 Anna in Veracruz die Republik ausrief, erhob sich ein solcher Sturm gegen den Kaiser, daß er sich zur Thronentsagung und zur Entfernung nach Italien genötigt sah. Mexiko wurde zum Freistaat umgewandelt und ihm eine der nordamerikanischen nachgebildete Verfassung verliehen (4. Oktober 1824). Die fortdauernde Parteiung und Verwirrung erfüllte Iturbide mit der Hoffnung, die verlorne Macht wieder zu erlangen. Trotz der von dem Kongreß gegen ihn ausgesprochenen Acht landete der Bethörte in seinem Vaterland, wurde aber ergriffen und erschossen. Mexiko behielt seine republi- 19. Juli 1824. kanische Verfassung mit einem Präsidenten an der Spitze. Der Versuch der altspanischen Partei, durch eine Gegenrevolution die neue Ordnung umzustürzen, gab ihren Gegnern, den Kreolen, Veranlassung, den Volkshaß wider sie in Flammen zu setzen. Ein Beschluß des Kongresses beraubte die gebornen Spanier, mit Ausnahme derer, die für 1829. die Republik gestritten, aller Ämter, und verwies sie dann aus dem Gebiet des Freistaats. Zweiundzwanzigtausend mußten sofort auswandern. Aber Ruhe und Eintracht kehrten darum nicht in den vereinigten Staaten von Mexiko ein. Zwei Parteien, die eine mehr demokratisch (Yorkinos), die andre mehr aristokratisch (Escoceses), kämpften um die Herrschaft, jene unter dem Banner Santa Annas, diese unter der Führung Bustamentes. Zum großen Nachteil für die Sitten und die Wohlfahrt des Landes erhielt jene die Oberhand; aber ihre Kraftlosigkeit und Unfähigkeit 1836. führte Anarchie im Innern und Ohnmacht nach außen herbei. Im Streit mit den Vereinsstaaten Nordamerikas und mit den Franzosen, welche wegen der Ermordung einiger Landsleute Vergeltung nahmen, zeigte sich Santa Anna schwach und charakterlos. Er mußte dulden, daß sich wegen der Aufhebung der Sklaverei in Mexiko Texas 1839. von der Föderation lossagte und sich einige Jahre später an die nordamerikanische 1845. Union anschloß. Santa Anna wurde mehrmals verdrängt, da aber seine Nachfolger

nicht besser waren, so kam er immer wieder in die Höhe. Das mexikanische Staatsleben ging zuletzt in ein elendes Parteitreiben auf, unter dem die Tugend und Kraft des Volks mehr und mehr dahinschwanden. Ein zweiter Krieg mit den Vereinsstaaten
2. Febr. 1848. endete mit dem Frieden von Guadalupe-Hidalgo, welcher der Union ein Gebiet von 12,000 Quadratmeilen, nämlich die Staaten Kalifornien, Neumexiko und Tamaulipas, Cohahuila und Chihuahua überlieferte. Auch Guatemala errang seine Selb-
1. Juli 1843. ständigkeit und gründete die Bundesrepublik von Zentralamerika, war aber ebenso unfähig ein geordnetes Staatswesen zu schaffen. Während der innern Parteikämpfe setzten sich die Engländer auf der Ostküste von Honduras fest, von wo sie das kostbare Mahagoniholz aus den dortigen Wäldern holen und zugleich die Landenge von Panama überwachen konnten. Sie ließen sich von einem Häuptling der Sambos, eines aus Indianern und Negern gemischten Volksstammes mit etwas europäischer Zivilisation, Belize an der Mosquitoküste abtreten, fanden aber bei weiterm Fortschreiten heftigen Widerstand an den republikanischen Staaten Nord- und Südamerikas. „Sicherlich hat derjenige, welcher den Wert historischer Entwickelung nach den Früchten der Zivilisation berechnet, keinen Grund über den Abfall der spanischen Kolonien zu jubeln. Überall stößt man auf großartige Monumente aus der vizeköniglichen Zeit und überall auf Verfall und Unrat des nachgebornen Geschlechts. Es scheint, als ob hier und da der Abkömmling der Europäer seine Überlegenheit über die rote Rasse eingebüßt hätte; denn die Komantschen und noch mehr die berittenen Apatschen haben große Räume des nördlichen Mexiko, vorzüglich Sonora und Chihuahua, in öde Grüfte verwandelt, blühende Städte entvölkert und künstlich befruchtete Fluren der Wüste zurückgegeben. Die Hauptschuld an diesem Verfall tragen die untauglichen politischen Formen, der häufige Wechsel der Obrigkeiten, die landschaftliche und städtische Absonderung, der Bürgerkrieg und Freischarenunfug."

d. Der Prinzipien- und Parteienkampf in Portugal.

Niederlage der Cortespartei. Als die Botschaft von der Unabhängigkeitserklärung Brasiliens in Lissabon eintraf, lag die revolutionäre Cortesregierung Portugals in den letzten Zügen. Wie in Spanien die Regentschaft von Urgel für das apostolisch-absolutistische Königtum Ferdinands VII. aufgetreten war und den Einzug der Franzosen begünstigt und erleichtert hatte, so hatte sich auch in der Provinz Traz os Montes, wohin sich viele Unzufriedene aus Adel und Klerus zurückgezogen, eine gegenrevolutionäre Regentschaft gebildet, an deren Spitze Graf Amarante aus der in der Provinz reichbegüterten Familie Silveira und andre angesehene Männer, wie die Generale Teixeira und Souza standen. Die Ereignisse in Spanien mehrten die Zahl der Anhänger; die Königin Carlotta, deren Schloß trotz aller Überwachung der thätige Mittelpunkt der absolutistischen und klerikalen Agitationen war, schürte das Feuer. Wie in Spanien kämpften bewaffnete Glaubensbanden gegen die Regierungstruppen, welche Rego und Sepulveda ins Feld führten. Neben diesen Faktionen der Apostolischen oder „Gebückten" und der „Freimaurer" versuchte sich eine gemäßigte Partei des Königs unter der Führung des Grafen Palmella, des Marquis von Loulé, des Generals Pamplona in dem undankbaren Geschäft einer Vermittelung und Ausgleichung, mit dem Zweck

eine konstitutionelle Monarchie mit einer ermäßigten Cortesverfassung aufzurichten. Der Verlauf der spanischen Dinge wiederholte sich in Portugal, ja er nahm am Tajo noch einen rascheren Gang an. Um die Zeit, da die Cortes in Sevilla mit Ferdinand nach Cadiz übersiedelten, zog Johann VI. an der Spitze eines Regiments, das sich in lautem Ruf für den absoluten König erklärt hatte, nach Villafranca. Noch kurz zuvor hatte sich die Cortesversammlung zu dem 31. Mai 1823.
Schwur erhoben, für die Verfassung zu leben oder zu sterben. Jetzt wußte sie nichts Eiligeres zu thun, als ihre Auflösung auszusprechen. 2. Juni.

Bald darauf kehrte der König unter dem Jubelgeschrei des Volks in die König Johann u. die Faktion der Ultras.
Hauptstadt zurück. Wenn anfangs seine gutmütige und unthätige Natur zu Versöhnung und Handreichung sich hinneigte, wenn er durch eine Verfassungsjunta unter Palmellas Vorsitz einen Konstitutionsentwurf ausarbeiten ließ, wenn er mit dem Plan einer allgemeinen Begnadigung umging, so wurden diese Vorsätze und Regungen bald durch die apostolische Partei, durch die Königin und den Prinzen Dom Miguel vereitelt. Die Häupter der Reaktion rückten in die einflußreichsten Stellungen ein. Als Cadiz gefallen war, wurden alle, die der Freimaurerei verdächtig waren, in Masse von Verhaftungen, Verweisungen, Überwachungen betroffen. Die rachsüchtige Königin, die mit ihrem Gemahl eine öffentliche Versöhnungskomödie aufführte, und der leidenschaftliche fanatische Prinz, der ohne Sitte und Bildung herangewachsen die Roheit und Bigotterie der gemeinen Volksklassen teilte, erlangten bald das Regiment und benutzten ihren Einfluß, um nach den Absichten der Ostmächte und nach dem Beispiel Spaniens alle freiheitlichen Regungen und Bestrebungen zu unterdrücken, den Liberalismus und die Freimaurerei durch den servilsten Absolutismus und den finstersten Ultramontanismus zu ertöten. Der König wurde wie ein Gefangener in seinem Palast bewacht, Gerüchte von Verschwörungen, die allgemein der „Blutpartei" unter der Leitung der Königin und ihres bösartigen Sohnes zugeschrieben wurden, durchschwirrten die Luft und ängstigten die Gemüter. Loulé, der Vertraute des gutmütigen, stumpfsinnigen und furchtsamen Monarchen, wurde am Karneval in Saelvatierra, wohin sich Johann mit seiner Begleitung begeben 29. Febr. 1824.
hatte, ermordet gefunden. Wie in Madrid die Ultras ihre Blicke und Hoffnungen auf den Infanten Don Karlos richteten, so die Häupter der „Gebückten" auf Dom Miguel. Man sprach viel von geheimen Umtrieben, wodurch der energie- April u. Mai.
lose Johann VI. von der Herrschaft entfernt werden und der Prinz unter der Regentschaft der Königin das Ruder des Staatsschiffes führen sollte. Nur das kräftige Einschreiten des englischen Gesandten und zum Teil auch die Vorstellungen der französischen Diplomatie verhinderten den beabsichtigten Staatsstreich. Auf ein britisches Schiff gebracht verfügte Johann die Freilassung aller seit dem 9. Mai.
30. April Verhafteten. Dom Miguel mußte Abbitte thun und Gehorsam versprechen. Darauf erhielt er die Erlaubnis sich außer Landes zu begeben und nahm seinen Aufenthalt in Wien. Das Volk gab auf begeisterte Weise dem

König seine Anhänglichkeit kund, aber die Königin und die Apostolischen, unterstützt von Spaniens Geld, Agenten und Noten, waren mächtig genug das System des Schreckens und der Reaktion aufrecht zu halten, bis das englische Kabinett
Febr. 1825. sich ins Mittel legte und eine gerechtere und gemäßigtere Verwaltung zustandebrachte.

1. Dez. 1822. Dom Pedro und das konstitutionelle Kaisertum Brasilien.
In Brasilien war unterdessen Dom Pedro zum Kaiser gekrönt worden und hatte sich eine Ehrengarde aus den Söhnen der ersten Familien gebildet. Aber auch hier hatten die bürgerlichen Kämpfe zwischen der patriotischen und der portugiesischen Partei ihren Fortgang und stiegen zu solcher Höhe, daß der Kaiser die gesetzgebende Versammlung mit Gewalt auseinander sprengte und die beiden
Nov. 1823. Andrada, die Gründer der Unabhängigkeit, zu Schiffe nach England schaffen ließ. Die Patrioten hegten die Befürchtung, Dom Pedro werde bei seines Vaters Tod die Reiche wieder vereinigen und in seines Bruders Fußstapfen tretend die Gegenrevolution aus Portugal nach Brasilien verpflanzen. Zu einer solchen verwegenen Reaktionspolitik waren jedoch die Dinge in der neuen Welt nicht angelegt. Vielmehr erkannte Dom Pedro rechtzeitig, daß die Befestigung der konstitutionellen Monarchie in Brasilien das einzige Rettungsmittel gegen das Eindringen republikanischer und föderalistischer Staatsprinzipien war. Er ließ daher durch eine Gesetzgebungskommission eine auf gemäßigt liberalen Grundsätzen beruhende Verfassung ausarbeiten und durch eine neue Nationalvertretung be-
25. März 1824. schwören. In den nördlichen Landschaften dauerten indessen die revolutionären Bewegungen und die republikanischen Absonderungsgelüste fort, bis Admiral
Aug. Cochrane abermals die Unterwerfung erzwang. Dadurch sah sich der Kaiser instandgesetzt, eine konservativere Politik zu verfolgen. Doch hielt er an der Unabhängigkeit Brasiliens von dem Mutterland und an der gewährten Konstitution fest. Dabei aber spielte er den Selbstherrscher, fröhnte einem unsinnigen Luxus und einer schamlosen Mätressenwirtschaft und griff in alle Dinge in einer unruhigen, abspringenden Vielgeschäftigkeit ein. Auch in Lissabon sah man die Notwendigkeit ein, sich in das Unvermeidliche zu fügen. Zu Gewaltmaßregeln reichten die eignen Kräfte nicht hin, und einer Einmischung von seiten der Allianzmächte stand die Einsprache der nordamerikanischen Union und des englischen Kabinetts unter Cannings Leitung im Weg. Johann VI. entschloß sich daher, die Unabhängigkeit Brasiliens anzuerkennen und aus freiem Willen der Ober-
29. Aug. 1825. herrschaft zu gunsten seines Sohnes zu entsagen. Zwar stieß die Form der Übertragung durch eine „Carta regia" auf Widerspruch, aber die thatsächliche Trennung des Mutter- und Tochterstaats war dadurch besiegelt.

10. März 1826. Johanns VI. Tod und die Regentschaft.
Einige Monate nachher schied König Johann VI. aus dem Leben. Vier Tage vor seinem Tod hatte er die Infantin Isabella Maria, seine dritte Tochter, die den Ränken ihrer Mutter und ihres Bruders Miguel stets fremd geblieben war, an die Spitze einer Regentschaft gestellt, bis der gesetzliche Erbe und Nachfolger seinen Entschluß würde gefaßt haben. Zwischen seinen Anspruch auf die

portugiesische Krone und ihre vertragsmäßige Unvereinbarkeit mit der brasilischen gestellt, verzichtete darauf Dom Pedro auf den portugiesischen Thron zu gunsten seiner ältesten siebenjährigen Tochter Maria da Gloria, die sich künftig mit ihrem Oheim Dom Miguel vermählen sollte. Zugleich erließ er ein Verfassungsgesetz, das nach dem Muster des brasilischen auf freisinnigen 26. April 1826.
Grundsätzen aufgebaut war, und machte die Gültigkeit seiner Entsagung von der Beschwörung desselben, von der Verlobung Dom Miguels und dem Abschluß der Heirat mit Maria da Gloria abhängig. Er hatte bei dieser Verfügung ohne Zweifel die löbliche Absicht, ein stärkeres Band der Vereinigung um alle Parteien zu schlingen. Diese Absicht wurde indessen nicht erreicht. So sehr sich die wohlmeinende Regentin Isabella Maria Mühe gab, die von dem Bruder getroffenen Bestimmungen zur Anerkennung zu bringen und ins Leben einzuführen, Juli.
die Anhänger der Königin und des noch in Wien abwesenden Infanten Dom Miguel sowie die ganze absolutistische und klerikale Partei setzten alle Hebel ein, die Ausführung der Anordnungen Dom Pedros zu hintertreiben. Sie verhinderten soviel als möglich die Eidesleistung auf das Staatsgrundgesetz; sie bewirkten, daß einzelne Truppenteile der Regentin den Gehorsam versagten und über die spanische Grenze gingen; sie spannen Intrigen in Madrid und in Wien, daß man Dom Miguel, der im nächsten Oktober sein fünfundzwanzigstes Jahr antrat, als Regenten anerkenne. Bei diesem Verlangen konnten sie sich auf die von ihnen sonst so sehr verabscheute Verfassungsurkunde stützen, welche die Regentschaft bis zur Mündigkeit der Königin in die Hände des nächsten volljährigen Agnaten legte. Ferdinand von Spanien schenkte den Protestationen der portugiesischen Absolutisten, die sich in Masse über die Grenze geflüchtet, um so mehr ein williges Gehör, als er die Sicherheit des eignen Reichs durch die Einführung einer Konstitution im Nachbarland gefährdet glaubte. Fingen doch die spanischen Liberalen bereits an, das Haupt höher zu tragen und neue Hoffnung zu schöpfen. Der spanische Monarch fand die kräftigste Unterstützung bei Metternich, dem die Beispiele königlicher Verfassungsgewährungen noch gefährlicher schienen als die abgedrungenen Konstitutionen. Der um dieselbe Zeit eingetretene Tod des Kaisers Alexander, wodurch die heilige Allianz einen erschütternden Stoß empfing, belebte die Zuversicht der Liberalen in allen Ländern. Desto mehr war der österreichische Staatskanzler bemüht, den Feuerherd im äußersten Westen auszulöschen. Er förderte auf alle Weise die Umtriebe des Madrider Hofes zu gunsten der portugiesischen Verfassungsfeinde, der Emigranten und Fahnenflüchtigen, soweit der Widerspruch Cannings gegen jede Einmischung von außen es zuließ. Rebellionsversuche in den Grenzprovinzen hielten die Ge- Nov.
müter in fortwährender Spannung und Aufregung. Erst als am Ende des Jahres eine englische Flotte im Tajo einlief und englische Truppen die Regent- 25. Dez.
schaft wider die Aufständischen und die spanischen Anfwiegelungen unterstützten, erlangte die Verfassungspartei auf kurze Zeit das Übergewicht. Selbst Dom

Miguel leistete in Wien den Eid auf die Charte und suchte in Rom um den nötigen Dispens zu der künftigen Vermählung mit seiner Nichte nach.

Dom Miguel reißt die Krone an sich. Es trat jedoch bald zu Tage, daß der Prinz, der ohne alle Talente und Bildung, nur Gefallen fand an rohen Vergnügungen, Ausschweifungen und Sinnenlust, aber die Welt zu blenden wußte durch die plumpe Maske der Scheinheiligkeit und durch die Dreistigkeit seiner Verstellungskunst, diese Schritte nur in voller Absicht der Täuschung gethan hatte. Denn als er, von Metternich mit zweckmäßigen Ratschlägen versehen, über London nach Lissabon zurückkehrte, Aug. 1827. um, von Dom Pedro zum Regenten ernannt, als Statthalter des Kaisers nach der Charte zu regieren, konnte man bald merken, daß er nicht gesonnen sei, das Verfassungswerk des Bruders, das mit seinen demokratischen Prinzipien nicht nur bei Klerus und Adel und bei allen Absolutisten auf heftigen Widerstand stieß, das auch in den bürgerlichen Kreisen wenige Freunde zählte, zu folgerichtiger Anwendung und Ausbildung zu bringen. Allerdings legte er vor den versam- 26. Febr. 1828. melten Cortes den Eid der Treue gegen die Charte und die Majestäten Dom Pedro und Donna Maria ab, allein in einer Form, welche die feindselige Absicht ankündigte. Und diese Absicht wurde gefördert durch den Eifer der royalistischen und klerikalen Zeloten. Sie hatten schon bei seiner Landung die Veranstaltung getroffen, daß er von der bigotten Volksmenge als absoluter König begrüßt wurde; nun bewirkten sie, daß er auf dem Stadthaus in Lissabon zum April. König ausgerufen ward und daß die Magistrate aller Städte Anerkennungslisten mit zahllosen Unterschriften einsandten. Mit der Einsetzung neuer Minister, Heerführer, Beamten und Richter aus der Klasse der „Gebückten“ wurde der Staatsstreich eingeleitet. Auf Grund einer Adresse aus der Mitte der aposto- 23. Juni. lischen Faktion berief Dom Miguel eine Versammlung der alten Reichsstände ein, wobei jedoch die Briefe nur an Zuverlässige und Ergebene erlassen wurden. Von diesen wurde auf den Antrag einiger Ultras Dom Miguel I. als König von Portugal ausgerufen und der Beschluß durch eine Proklamation als 14. Juli. die Entscheidung der drei Stände des Reichs, beschlossen am 14. Juli 1828, der Nation bekannt gemacht.

Absolutistischer Terrorismus. So war denn die Charte Dom Pedros, die Dom Miguel selbst zweimal beschworen, wie ein wertloses Papier verworfen und der Absolutismus mit dem Regiment der royalistischen und klerikalen Ultras wieder aufgerichtet. Und dank der Leidenschaftlichkeit der Königin, die dem Sohn ihres Herzens mit Rat und That zur Seite stand, gestaltete sich die Parteiwut noch grausamer als in Madrid und Neapel. Als ein Aufstand der Konstitutionellen in Porto und Coimbra teils durch das rasche energische Einschreiten Dom Miguels mit den royalistischen Truppen und Freikorps, teils durch die zögernde und unschlüssige Haltung der gegnerischen Führer, eines Saldanha, Palmella, Villaflor niedergeworfen und August. ein großer Teil der Insurgenten zur Flucht nach England gezwungen worden war, befestigte der absolutistische Usurpator seine Herrschaft durch terroristische

Maßregeln gegen die Freunde und Anhänger der konstitutionellen Ordnung. Die Gerichtskommission in Porto wütete mit Kerker und Galgen gegen die Teilhaber des Aufstandes; den Entflohenen wurde alles Vermögen entrissen; Hunderte schmachteten in schrecklichen Kerkern unter Verwahrlosungen, die den meisten einen schnellen Tod brachten. Die Wut des Pöbels und der Denunzianten ließ die Gerichte nicht zu Atem kommen. Die Parteigänger der furienartigen Königin und ihres despotischen Sohnes, „der seinen Beruf darin erkannte, den Erzengel Michael gegen die Satansbrut der Liberalen zu spielen", überboten einander in verfolgungssüchtiger Grausamkeit. Schrecken und Fanatismus lagerten sich über das unglückliche Land.

Aber die Herrschaft des eidbrüchigen Kronräubers war von kurzer Dauer. Die Pedristen auf Terceira. Als Dom Pedro von den Unthaten des Bruders Kunde erhielt, kam er schnell zu dem Entschluß, für sein Recht thatkräftig aufzutreten. Er sandte sofort seine Tochter nach England, wo sie ein schützendes Asyl und an Palmella und andern Okt. 1828. Emigranten wohlgesinnte Ratgeber fand. Allein die englische Politik der Zeit, da Wellington und Aberdeen in Metternichs Geist den liberalen Bestrebungen Cannings hemmend entgegenwirkten, war dem Versuch der portugiesischen Patrioten, das usurpatorische Regiment „des neuen Commodus und Caracalla" durch einen Angriff von außen zu Fall zu bringen, höchst ungünstig. Nur mit großen Kämpfen und Anstrengungen gelang es der von Dom Pedro ernannten Regentschaft (Palmella, Villaflor, Guerreiro) die Insel Terceira zu behaupten März 1830. und dort die Vorbereitungen zu einer Gegenrevolution in dem Königreich selbst zu treffen. Maria da Gloria war unterdessen in Begleitung ihrer künftigen Stiefmutter Amalie Beauharnais (Leuchtenberg) nach Rio zurückgekehrt.

In diese unsichere und schwankende Lage brachte die Pariser Julirevolution Wandlung. Erneuerter Parteikampf in Portugal. Wie in ganz Europa so erhoben auch in Portugal die Liberalen zuversichtlicher das Haupt und machten wirksamere Versuche zur Abschüttelung des schmachvollen Tyrannenjochs. In der Pyrenäischen Halbinsel kamen den liberalen Bestrebungen, die sich nach der großen Juliwoche in Paris allenthalben hervorwagten, noch besondere Umstände fördernd entgegen. Wir werden an einem andern Orte die politische Wandlung kennen lernen, welche in Spanien nach der Vermählung des Königs mit Marie Christine von Neapel Boden gewann und die Hoffnungen und Umtriebe der „Karlisten" vereitelte; und auch in Portugal traten dynastische und politische Verwickelungen ein, die der despotischen Herrschaft der „Miguelisten" ein Ziel setzten. Wohl war der Usurpator und seine Bande noch stark genug, vereinzelte Aufstände der Konstitutionellen, die bei der Nachricht von den Pariser Vorgängen in Lissabon und andern Orten zum Ausbruch kamen, mit Gewalt und Justiztyrannei zu unterdrücken und die Revolutionspläne auf Terceira zu vereiteln, allein die Ereignisse in Brasilien Febr. 1831. leisteten den Pedristen Lissabons solchen Vorschub, daß der Absolutismus bald jeden Halt verlor.

Dom Pedro entsagt dem brasilischen Thron. In Rio nämlich war die Opposition der Patrioten und Independenten, die sich seit Jahren gegen die Regierung des Kaisers, gegen seine Begünstigung der eingewanderten Portugiesen, gegen seine verschwenderische und eigenmächtige Finanzverwaltung, gegen sein anstößiges Privatleben in den beiden Häusern der Cortes, wie in der freisinnigen Presse geregt und hier und da zu feindseligen Demonstrationen und stürmischen Auftritten Veranlassung gegeben hatte, infolge der Julirevolution so sehr gewachsen, daß Dom Pedro, der weder zu seinen Truppen noch zu seinen Ministern ein rechtes Vertrauen haben konnte, den Entschluß faßte, dem Thron von Brasilien zu gunsten seines siebenjährigen 7. April 1831. Sohnes zu entsagen und die Herrschaft in Portugal zu übernehmen. Er ernannte Jos. Ant. Andrada, den er früher so schwer gekränkt, zum Vormund des jungen Kaisers Dom Pedro II. und schiffte sich mit seiner Tochter Maria da Gloria, mit seiner Gemahlin, seiner Schwester und der Marquise von Loulé auf einem englischen Schiff ein. In Rio begrüßte man das Ereignis mit begeisterter Freude. Solange Dom Pedro regierte, konnten sich die Brasilier nie des Mißtrauens entschlagen, daß er bei der offenkundigen Vorliebe für das Stammland seines Hauses den Gedanken einer Wiedervereinigung des Tochterlandes mit dem Mutterstaat in seiner Seele hegen und zu verwirklichen suchen werde. Jetzt wurden sie von dieser Furcht befreit und fanden Zeit, das konstitutionelle Wesen mit allen Bürgschaften verfassungsmäßiger Volksfreiheit und Selbständigkeit unter dem minderjährigen Kaiser auszubilden.

Ausgang der Brüder Dom Pedro und Dom Miguel. Unter dem Namen eines Herzogs von Braganza landete Dom Pedro in Frankreich und traf dann Vorbereitungen zur Wiedergewinnung des portugiesischen Thrones für seine Tochter. Unterstützt von der französischen Juliregierung und von England, das mittlerweile in andre politische Bahnen eingelenkt hatte, segelte er mit einem größtenteils im Ausland geworbenen Heer nach den Febr. 1832. Azoren und von da nach Porto, wo er den Kampf gegen den eidbrüchigen Bruder Dom Miguel eröffnete. Der zweijährige Bürgerkrieg, der jetzt das portugiesische Land und Volk von neuem zerfleischte, war zugleich ein Prinzipienkampf und ein dynastischer Rechtsstreit. Der Usurpator und seine absolutistischen Parteigänger leisteten lange Widerstand. Als aber Villaflor in Lissabon 28. Juli 1833. eingezogen war und Dom Pedro im Namen seiner Tochter, der noch immer Sept. unmündigen Königin Maria da Gloria, den Verfassungsstaat hergestellt und in der zerrütteten Verwaltung einige Ordnung geschaffen, geriet Dom Miguel 26. Mai 1834. bald so sehr in die Enge, daß er sich genötigt sah durch die Kapitulation von Evora seinen Ansprüchen auf den Thron von Portugal zu entsagen und sich in das Ausland zu begeben. Die wiederhergestellten Cortes richteten darauf das 23. Aug. Ersuchen an Dom Pedro, daß er bis zur Volljährigkeit seiner Tochter die Regentschaft übernehme. Aber die Anstrengungen hatten seinen Körper erschöpft. 18. Sept. Schon im nächsten Monat mußte er den versammelten Ständen erklären, daß er außer stande sei der Staatsverwaltung vorzustehen. Sechs Tage nachher

starb er in einem Alter von sechsunddreißig Jahren an der Brustwassersucht. 24. Sept. 1834.
Seine Tochter, von den beiden Häusern für volljährig erklärt, führte nun als Königin Maria II. da Gloria die Regierung im eignen Namen, ein schwaches Regiment in einem von Faktionen zerrissenen, von Geldnot gedrückten, sittlich und wirtschaftlich tief gesunkenen Land.

Dom Miguel lebte eine Zeitlang in Genua und in Rom, ließ sich dann nach seiner Vermählung mit Adelheid von Löwenstein-Wertheim in Heubach bei Miltenberg am Main nieder, später in Schloß Bronnbach bei Wertheim wo er am 14. November 1866 starb, seine strengkirchliche Gesinnung noch in der Stunde des Todes kund gebend.

IV. Deutschland und die deutschen Großmächte.

1. Die Stimmungen und Gegensätze in Deutschland.

Die Hoffnungen aller patriotisch und freisinnig denkenden Männer auf eine nationale Wiedergeburt Deutschlands waren durch den Wiener Kongreß und seine Folgen getäuscht worden; eine allgemeine Mißstimmung und Feindseligkeit gegen die bestehenden politischen Zustände griff immer weiter um sich. Das System der Reaktion in fast allen Bundesstaaten drückte die Opposition nicht nieder, trug sie vielmehr in immer weitere Kreise. In jugendlichem Feuer war die Nation gegen die Fremdherrschaft aufgestanden, und zum Lohn für die Begeisterung und Hingebung, mit der die Edelsten in den Freiheitskampf gezogen, sollte sie nun wieder zurück in den alten Jammer der Vaterlandslosigkeit, der Kleinstaaterei, der Büreaukratie, des Polizeidrucks, der Adelsherrschaft, der Volksunmündigkeit und der Rechtsungleichheit. Die heilige Allianz wurde wie eine unheimliche Fürstenverschwörung gegen alle Rechte und Freiheiten der Völker aufgefaßt, und was man von ihr ausgehen sah, konnte diese Anschauung nicht Lügen strafen. In den Völkerfrühling, den Europa einmal angebrochen wähnte, war ein erstarrender eisiger Hauch, ein „Reif in der Maiennacht“ gefallen. Viele deutsche Patrioten hatten eine Erneuerung des Kaiserreichs mit zeitgemäßen Reformen, mit Beteiligung des Volks an der Gesetzgebung und am Staatshaushalt gehofft und gewünscht, sie betrachteten daher mit Mißvergnügen das zerstückelte und gespaltene Deutschland, aus dem sich, statt der erwarteten Staatseinheit mit entscheidender Stimme nach außen, ein aus einer Vielheit souveräner Herrschaften gebildeter Staatenbund mit machtloser Bundesvertretung der Regierungen ohne alle Volksrepräsentation gestaltete. Andre, die ein konstitutionelles Staatswesen nach Englands Vorbild anstrebten, waren unzufrieden mit der unbestimmten Fassung des 13. Artikels der Bundesakte, worin im allgemeinen die Einführung landständischer Verfassungen verheißen war, ohne Angabe der Prinzipien und der Art und Zeit der Ausführung. Während

Enttäuschung nach dem Wiener Kongreß.

diese, von demokratischen Grundsätzen ausgehend, der neuen Ordnung gram waren, weil sie die Beteiligung des Volks am Staatsleben zu gering fanden, zürnten die ehemals unmittelbaren Reichsstände über den Verlust ihrer Unabhängigkeit und der Adel über den Grundsatz der Rechtsgleichheit sowie über das Streben, die Standesverschiedenheit zwischen Edelmann und Bürger zu mindern und auszugleichen. Trotz der allgemeinen Erschlaffung, in die Europa nach Napoleons Sturz verfiel, wurde es daher den deutschen Fürsten nicht leicht, die losgelassenen Geister wieder in die Schranken des Gehorsams zu bannen.

Erkalten der nationalen Hoffnungen auf Preußen.

Die sichtbare Abneigung Österreichs und Preußens gegen das neue Ständewesen, welches politische Kämpfe und ein aufgeregtes Staatsleben in seinem Gefolge hatte, erhöhte die Verstimmung, und die Verschiedenheit der nach mancherlei Zögerungen und Unterbrechungen in einigen Ländern zustandegekommenen ständischen Einrichtungen weckte Sehnsucht nach einer großen, die ganze Nation umfassenden Staatsform mit volkstümlichen Grundlagen. Was half es, daß in den meisten Staaten von Süd- und Mitteldeutschland landständische Verfassungen mit mehr oder minder liberalen Grundsätzen ins Dasein traten, wenn der mächtigste Staat, Preußen, dem politischen Leben keinen andern Schauplatz gewährte als die Provinzialstände mit bloß beratender Stimme ohne Öffentlichkeit und gemeinsames Interesse? Jenes Preußen, das zur Zeit der Fremdherrschaft an freisinnigen und volkstümlichen Einrichtungen dem übrigen Deutschland vorangegangen war, das in dem Aufruf von Kalisch die Wiederherstellung eines einigen freien Reichs aus dem ureignen Geist des deutschen Volks verheißen hatte, das nicht nur während des Kriegs, sondern auch noch auf dem Wiener Kongreß auf der Bahn des politischen Fortschritts gewandelt: es gab sich allmählich gefangen unter den Einfluß der Metternichschen Politik und steuerte der Reaktion zu. Der ängstliche, unschlüssige, stets von fremden Ratgebern abhängige König ließ sich einnehmen gegen die patriotischen Männer, die Preußen mit Deutschland groß zu machen suchten, und verdammte das Streben, dem er die Wiederherstellung seines Reichs verdankte, eine verhängnisvolle Wendung, die auf Jahrzehnte hinaus der nördlichen Großmacht die Zuneigung des deutschen Volks raubte. Die ehemaligen Mitglieder des Tugendbundes und die für Deutschlands Freiheit und Größe begeisterten Männer der Befreiungskriege wurden zurückgesetzt und mit Mißtrauen betrachtet, indes ihr verleumderischer Gegner, der Geheimrat und Staatsrechtslehrer Schmalz in Berlin, der die Wirksamkeit jenes patriotischen Vereins und die Begeisterung der Nation während der Befreiungskriege als ganz unnütze und gefährliche Aufregung in einer gehässigen Schrift zu schmähen gewagt, mit Orden und Ehren geziert ward. Das Verfassungswerk wurde verschoben, und wenn man auch nach einiger Zeit wieder darauf zurückkam, das Ergebnis der langjährigen Beratungen, jene Provinzialstände, befriedigten in ihrer beschränkten Gestalt kaum die mäßigsten Anforderungen.

Lobredner des Rückschritts suchten das System der Bevormundung und Regierungswillkür historisch wie philosophisch als das einzig wahre zu begründen. Der anhaltische Staatsrat Dabelow bewies in einer Ärgernis erregenden Schrift, daß die Unterthanen kein Recht hätten, auf Grund des Artikels 13 der Bundesakte landständische Verfassungen zu fordern, denn dieser Artikel verpflichte nur die Fürsten unter sich. Romantisch-absolutistische, zur katholischen Kirche übergetretene Staatsrechtslehrer, wie Haller, Adam Müller, Jarcke, Phillips, die Mitarbeiter und Freunde des Berliner „Politischen Wochenblatts", lehrten die neuen Grundsätze des Staatsrechts der Reaktion und des kirchlichen Pietismus, die für das nächste Jahrzehnt und länger maßgebend bleiben sollten. Besonders einflußreich wirkte „die Restauration der Staatswissenschaften" des Berners K. L. v. Haller († 1854) auf diese Stimmung des Tages. Nach ihm stammen die Rechte der Herrscher nicht aus Verträgen, sondern sie sind „ursprünglich eigne, natürliche und erworbene Rechte, auf das Eigentum der Herrschenden an dem zuerst von ihnen ergriffenen Land gegründet. Wie dies Eigentum vor dem Staat ist, so sind die Herrscher vor und über dem Volk, das sich nur zu ihnen als Gutsherren oder Familienvätern sammelt und in Dienstverhältnisse zu ihnen tritt". Dem Herrscher zur Seite als Berater steht der Adel, nicht eine menschliche Veranstaltung, sondern ein Naturerzeugnis, die notwendige Folge der Verschiedenheit äußern Vermögens und innerer Kräfte, daher auch nur dem Herrscher verantwortlich und untergeben, wie dieser nur Gott. Allein diese servilen Rechtslehrer sprachen nur im Sinne einer kleinen Minderheit der Nation, und gegen das System der Reaktion erhob sich eine ebenso nachhaltige als erbitterte Opposition. Das deutsche Volk, das sich noch vor kurzem willig und hingebungsvoll um seine Fürsten geschart, als es galt, das Joch der Fremdherrschaft zu brechen, fühlte sich in seinen Erwartungen schwer getäuscht und verlor das Vertrauen in die väterlichen Gesinnungen der Regierungen. Bald schied sich auch die deutsche Nation in die zwei allerwärts bestehenden Parteien, in die aristokratische, die sich an die Fürsten und an die Regierungen anlehnte, ihnen ihre konservativen oder reaktionären Grundsätze einzuflößen suchte, und in die liberale, die eine fortschreitende Entwickelung des Staatswesens in volksfreundlicher Richtung anstrebte. Während in der letztern Partei die ältern, von praktischer Erfahrung geleiteten Männer ihre Blicke auf England und Frankreich richteten, die modernen Staatsformen mit den Errungenschaften der Revolution in Deutschland zu begründen und die bestehenden Zustände allmählich umzugestalten suchten, blickte die Jugend, angeregt durch die romantische Poesie, mit sehnsüchtiger Phantasie auf die Gebilde des Mittelalters und suchte die neue Idee von Volksherrschaft unter altdeutschen Formen und Benennungen ins Leben einzuführen. In idealen Träumen sich wiegend, ohne Klarheit des Ziels und ohne Kenntnis oder Würdigung der Hindernisse, trachteten sie nach einer utopischen Welt- und Staatsschöpfung, ein Trachten, das als

Das System des Rückschritts u. die Opposition.

Hirngespinst in sich selbst zerfallen wäre, hätten nicht die Regierungen den „demagogischen Umtrieben“ durch gerichtliche Untersuchungen und Verfolgung der Beteiligten eine unverdiente Wichtigkeit gegeben. Vor allem waren es die Universitäten, die Presse und die landständischen Körperschaften, die dem Argwohn der Reaktionspartei als die Sitze und Quellen der revolutionären Aufreizung zum Opfer fielen und den heftigsten Angriffen ausgesetzt waren. Den Kampf gegen das landständische Wesen werden wir bald in den verschiedensten Erscheinungsformen kennen lernen. Von der Preßfreiheit, von der noch in der Bundesakte eine schüchterne Andeutung stand, sah man bald kaum mehr eine Spur, um so mehr aber von Zensur und Polizeiverfolgungen; der freie strebsame Geist der Hochschulen wurde auf alle Weise verdächtigt und unterdrückt.

Zur Beurteilung der Demagogenzeit.

In den patriotischen Hoffnungen, Träumen und Bestrebungen der Zeit mochte viel Unklares, Unerreichbares, Phantastisches und Überspanntes enthalten sein. In jener Zeit ungestümer gärender Triebe, jugendlich erregter Leidenschaften, mochte die Grenze ruhiger Besonnenheit nicht immer eingehalten werden, der demokratische Übereifer mochte bisweilen allzu leicht sich über die bestehenden und historisch gewordenen Zustände hinwegsetzen. Jedenfalls geschah aber auch von den Lenkern der Völkergeschicke nichts, um die edlen und berechtigten Regungen unter den Besten des Volks vor Irreleitung zu bewahren, um die gesunden und guten Keime zur richtigen Entwickelung zu bringen. Wo sich auch in mäßigster Form die Ansprüche einer fortgeschritteneren Zeit auf Teilnahme der Völker am staatlichen Leben erhoben, wo Freiheit und Recht in gesetzlichen Bahnen erstrebt wurde, da witterte bald das Mißtrauen der Regierungen nichts als Verschwörung, Revolution, Demagogie, umstürzende staatsgefährliche französische Ideen, welche die treuen deutschen Unterthanen zu vergiften drohten. In den nationalen und freiheitlichen Forderungen, die aus dem besten Kern des deutschen Volks emporwuchsen, sah man nur die verwerflichen Umtriebe einer kleinen Rotte von Wühlern und Demagogen, denen mit größter Strenge entgegenzutreten die Pflicht aller „Wohlgesinnten“ und namentlich der erleuchteten Regierungen sei. Es ensprang daraus der halbhundertjährige, für die politische Entwickelung Deutschlands so überaus verderbliche Kampf und der fast als Naturnotwendigkeit betrachtete feindliche Gegensatz zwischen den Lenkern der Staaten und den besten Elementen des Bürgertums. Und zugleich wurde der dem deutschen Volk anklebende nationale Hang gefördert, unliebsame Vergleiche zwischen den heimischen und den fremden, namentlich den französischen Zuständen anzustellen, der in dem Nachbarland sich vollziehenden Befreiung der Geister Bewunderung auf Kosten der deutschen Vaterlandsliebe entgegenzubringen.

2. Das Wartburgsfest und die That Sands.

Die Univers Jena. Burschenschaft und Turner.

Die Universität Jena war damals unter dem Schutz des aufgeklärten patriotischen Großherzogs Karl August von Weimar der Mittelpunkt eines politisch angeregten freisinnigen Kreises. Dort erschien eine periodische Presse, die wie Ludens „Nemesis“, Okens „Isis“, der „Volksfreund“ von Wieland, dem Sohn des Dichters, eine weite Verbreitung und Wirksamkeit als Organ politischer und wissenschaftlicher Interessen hatte, ähnlich wie im Westen der „Rheinische Merkur“ von Görres und Arndts „Wächter“, aber auch vielfach mit ihren in polterndem aufreizendem Ton vorgetragenen unklaren und unreifen Ideen die Gemüter verwirrte. Dort sammelte sich eine vom Fichteschen Geist erfüllte akademische Jugend, welche trotz mannigfacher Übertreibungen, krankhaft überspannter Deutschtümelei, eines puritanisch-frömmelnden Tones und andrer Auswüchse doch einen idealen tüchtigen sittlichen Grundzug hatte. Von dort ging im Jahr 1815 die deutsche Burschenschaft aus, welche dem rohen Treiben der Landsmannschaften gegenüber einen wissenschaftlichen patriotischen sittenstrengen und religiösen Geist zu pflegen sich vorsetzte. Die Burschenschaft mit dem schwarz-rot-goldnen Banner fand bald auf allen Universitäten Eingang und war eine wohlthätige Erfrischung des akademischen Lebens. „Unter der rauhen Schale lag ein gesunder Kern,“ sagt H. v. Treitschke. „Die Behörden selbst waren verwundert, als der beständige Krieg gegen die akademischen Gesetze, worin die Landsmannschaften ihren Ruhm gesucht hatten, jetzt plötzlich aufhörte, und wie viel edler ward der ganze Ton des akademischen Lebens, seit die Gesänge Arndts und Schenkendorfs auf den Kommersen erklangen und eine ganze Schar junger Poeten, der Holsteiner Binzer voran, immer neue kräftige Burschenlieder aufbrachte. Die christliche Frömmigkeit, die sich allerdings oft prahlerisch zur Schau stellte, war bei den meisten echt und innig; mancher der jungen Träumer erschien wie verklärt durch die fromme Freude über alle die Wunder, welche Gott an diesem Volk gethan.“ Neben Jena war Gießen ein Hauptsitz dieser Reformbewegung. Dort wirkten die Brüder Adolf, Karl und Paul Follen, radikale Fanatiker, die am meisten schuld waren, wenn in die Burschenschaft überspannte revolutionäre Ideen eindrangen. Mit den Studenten gingen die Turner Hand in Hand; auch bei ihnen konnten Auswüchse, Lächerlichkeiten und Übertreibungen in der derben Art Jahns, der in allen Fürsten, Beamten und Soldaten nur Zwingherren, Schergen und Söldlinge, und in der Grobheit das Kennzeichen des Gradsinns und der Tugend erblickte, die ursprünglichen tüchtigen Grundlagen nicht beeinträchtigen. Aber alle diese Bestrebungen wurden mit immer wachsendem Mißtrauen betrachtet. Männer wie Jarcke, Schmalz, Kamptz schürten unablässig den Argwohn gegen die „revolutionären Ideen“ der Zeit, und wo sich der Geist erregter Jünglinge etwas freier, formloser und stürmischer Luft machte,

da witterte man Verschwörungen und Geheimbünde. Das Fest auf der Wartburg wurde in jenen Kreisen als Beweis von der staatsgefährlichen Gärung der Gemüter gedeutet.

Das Wartburgsfest. In dem für den geringen Mann so verhängnisvollen Mangeljahr 1817 wurde das dreihundertjährige Jubelfest der Reformation in dem protestantischen Deutschland mit hohem Eifer gefeiert. Die Erinnerung an dieses großartige Ereignis, die dem religiösen Zug der Zeit entsprach, erweckte eine allgemeine Begeisterung und lenkte den Blick auf die Gebrechen der Gegenwart. Als Einleitung zu diesem Fest wurde von der Burschenschaft und einigen jüngern Professoren der Universität Jena (Oken, Fries, Kieser) in Anwesenheit zahlreicher fremder Gäste von andern Hochschulen, am 18. Oktober, zur Erinnerung an 18. Okt. 1817. die Leipziger Schlacht auf der Wartburg bei Eisenach eine Feier veranstaltet, wobei feurige Reden gehalten, begeisternde Lieder gesungen und nach Beendigung des Festes von einigen Studenten auf dem Wartenberg, nach Luthers Beispiel, etliche ihren Ansichten widerstrebende Bücher von Kotzebue, Kamptz, Haller, Schmalz u. a., worin der Absolutismus verteidigt und der Ruf nach Freiheit und konstitutionellem Verfassungswesen verdächtigt oder das Burschen- und Turnerwesen geschmäht war, nebst einigen Zeichen einer veralteten, unfreien Zeit, wie Zopf, Schnürbrust, Korporalstock, in jugendlichem Übermut verbrannt wurden. Es ging ein ritterlich religiöser Hauch durch dieses Fest; geistlicher Gesang und Abendmahl eröffneten und schlossen es; nur wenige Reden streiften das politische Gebiet und auch sie bewegten sich nur in jugendlichen bombastischen Phrasen. Auch das Feuergericht an den „Schandschriften“ verdiente nicht tragisch genommen zu werden. Gleichwohl erhob sich ein betäubender Lärm gegen diesen Unfug „verwilderter Professoren und verführter Studenten“, als ob es gelte den Herd einer gewaltigen Revolution zu zerstören. Selbst Männer wie Niebuhr und Stein sahen ein höchst strafbares Beginnen in dem Vorgehen der Jenaer Jugend, wieviel mehr ein Gentz oder Kamptz! Die Sache wurde zum Gegenstand ernster diplomatischer Einwirkung gemacht. Vier Großmächte erhoben sich gegen Weimar und die Studenten. Widerstrebend gehorchte Großherzog Karl August, der „Altbursch“, wie ihn Metternich nannte, und beschränkte die Freiheit der Presse. Wie das Burschenfest auf der Wartburg von der einen Seite als die Morgenröte eines neuen deutschen Nationallebens gefeiert wurde, so ereiferte sich die ganze europäische Reaktionspartei maßlos über diese „teutonischen Jakobiner“. Die Wichtigkeit, die man diesen stürmischen Äußerungen des Jugendmutes beilegte, der kleinliche Zwang, mit dem man sie zu unterdrücken gedachte, steigerten die Erregung zu wirklichen Ausschreitungen und krankhaften Ausbrüchen. Manch begabter Jüngling geriet in dieser ungestümen Drangzeit in der That auf arge Abwege. Das wüste demagogische und konspiratorische Treiben der „Unbedingten“ unter Karl Follen entstellte die schwärmerische Begeisterung und den ehrlichen Patriotismus der ursprünglichen Burschenschaft.

Der Argwohn, mit dem man diese Ausbrüche einer aufgeregten und unmutigen Stimmung in der deutschen Jugend beobachtete, schien eine gewisse Bestätigung und Berechtigung in einer unseligen That zu finden, die von der Reaktionspartei begierig zur Verfolgung ihrer Zwecke ausgebeutet ward. Längst galt nicht mit Unrecht in den patriotischen und liberalen Kreisen Rußland als der eigentliche Feind der Freiheit, der die deutschen Großmächte auf seiner rückschrittlichen Bahn mit fortgerissen. Mit ingrimmigem Haß verfolgte die Jugend die russischen Agenten, die dem Petersburger Hof über die wissenschaftlichen und politischen Vorgänge in Deutschland Bericht erstatteten. Erst war es der Staatsrat von Stourdza, aus einer moldauischen Bojarenfamilie, der den allgemeinen Haß und Verdacht auf sich zog, als er auf dem Aachener Kongreß für das russische Ministerium eine „Denkschrift über den gegenwärtigen Zustand Deutschlands" ausarbeitete und darin die ungerechtesten Anklagen gegen die deutschen Verhältnisse, namentlich die Universitäten, als die Pflanzschulen eines revolutionären atheistischen Geistes schleuderte. In noch höherem Grad hatte der russische Staatsrat von Kotzebue durch seine gehässigen Berichte an den Petersburger Hof, durch seine leichtfertigen Schriften und besonders durch seine der Fürstengewalt und den Adelsvorrechten dienende Zeitschrift, worin er das Treiben der jugendlichen Weltverbesserer mit dem bittersten Spott überschüttete, den Haß der streng sittlichen, aber politisch verirrten akademischen Jünglinge auf sich geladen. Die russischen „Spione".

Einer der Wartburggenossen, ein Jenaer Burschenschafter, Karl Ludwig Sand von Wunsiedel, ein frommer, patriotisch fühlender, aber von Schwärmerei erfüllter, in einer Welt verworrener düsterer Ideen lebender und von Eitelkeit beherrschter Jüngling, faßte den verbrecherischen Vorsatz, durch Ermordung Kotzebues die deutsche Nation von den verderblichen Ratschlägen dieses „russischen Spions", dieses „Verräters am Vaterland", zu befreien. In den Kreisen der „Unbedingten" spielte man längst mit dem Fürsten- und Meuchelmord als dem letzten Mittel, Volk und Vaterland aus der Knechtschaft zu retten. Der verblendete Jüngling nahte sich dem arglosen Greis in Mannheim mit einem Brief und durchbohrte ihn während des Lesens mit Dolchstichen. Der Versuch, sich selbst zu töten, mißlang. Von seinen Wunden geheilt, endete Sand auf dem Blutgerüst in Mannheim (20. Mai 1820). „Keine sittliche und rechtliche Erwägung kann je eine so blutige und dazu sinnlose Unthat entschuldigen. Aber damals haben unzählige Deutsche unter jung und alt diesen Meuchelmord als eine politische Großthat gepriesen." Sand wurde als Freiheitsheld und Rächer vaterländischer Schmach gleich Harmodios und Aristogeiton verherrlicht; Reliquien von ihm wurden als teure Vermächtnisse bewahrt. Wie mild selbst in den Kreisen der Gebildeten die That beurteilt ward, gab ein Brief des kindlichfrommen Theologen de Wette an Sands Mutter kund. Wenige Wochen später erfolgte ein andrer, noch unsinnigerer Mordanfall aus politischen Beweggründen, Der Mord Kotzebues. 23. März 1819. 1. Juli.

den ein junger Apotheker, Karl Löning, in Schwalbach auf den nassauischen Regierungspräsidenten von Ibell unternahm. Diese Vorgänge, wie die gleichzeitigen Volksbewegungen in Süddeutschland, das „Hep, Hep!", das plötzlich der Pöbel in vielen deutschen Städten gegen die Juden erschallen ließ und das zu bedenklichen Ausschreitungen, namentlich in Würzburg führte, zeugten von der tiefen Erregung der Gemüter und nährten die Angst der Machthaber vor gefährlichen Verschwörungen und revolutionärem Umsturz. Allenthalben begann jetzt die Zeit der Demagogenverfolgung und in die Entwickelung der konstitutionellen Frage kam ein verderblicher Stillstand.

3. Die Karlsbader Beschlüsse, die Wiener Konferenzen und die Demagogenverfolgung.

Eröffnung des Bundestags. Die ersten Lebensäußerungen des Bundestags, der am 5. November 1816 in dem Thurn und Taxisschen Palast auf der Eschenheimer Gasse seine Sitzungen begann, schienen die Hoffnungen derjenigen bestätigen zu wollen, welche eine ersprießliche Thätigkeit und Fortentwickelung des Zentralorgans für möglich hielten. In dem pathetischen Schwulst der Eröffnungsrede des österreichischen Gesandten, Graf Buol-Schauenstein, mochten bescheidene Gemüter etliche patriotische Anklänge vernehmen. Die freie öffentliche Meinung der Nation werde der Leitstern für die Beratungen der Bundesversammlung, die Erfüllung des Nationalbedürfnisses ihre heilige Pflicht sein.
12. Juni 1817. In der provisorischen Kompetenzbestimmung des Bundestags wurde ein schwacher Anlauf zu einer wirksamen Zentralgewalt und zum Schutz gewisser Unterthanenrechte genommen, die Entwickelung und Vollendung der Bundesakte in Aussicht gestellt. Für die sachsen-weimarsche und andre Landesverfassungen wurde die Garantie des Bundes erteilt. Gegen
17 März 1817. das Willkürregiment in Kurhessen wurde eine energische Erklärung erlassen, worin es hieß: die Bundesversammlung werde sich nicht abhalten lassen, der bedrängten Unterthanen sich anzunehmen, und auch ihnen die Überzeugung zu verschaffen, daß Deutschland nur darum mit dem Blut der Völker vom fremden Joch befreit und Länder ihrem rechtmäßigen Regenten zurückgegeben wurden, damit ein rechtlicher Zustand an die Stelle der Willkür trete. Die „Austrägalordnung" vom Jahr 1817, welche für die Streitigkeiten unter Bundesgliedern die Vermittelung des Bundestags oder, wenn diese fehlschlug, die Entscheidung eines obersten Gerichtshofes eines der Bundesstaaten anordnete, war freilich von einem ständigen Bundesgericht weit entfernt, führte aber doch eine gütliche Schlichtung mancher geringfügigen Streitfragen ohne eigentlichen politischen Charakter herbei. Allein die Zeit, da man vom Bundestag Entgegenkommen gegen die nationalen und freiheitlichen Forderungen des Volks erwartete, war bald vorüber. Um so eifriger erfüllte er jetzt seine polizeilichen Aufgaben, und dabei ließen sich die deutschen Regierungen, die sonst so eifersüchtig ihre Souveränität hüteten, bereit

willig scharfe Eingriffe in ihre Landeshoheit gefallen. Rasch kam der Tag, da der Bund nur noch als „eine Art von Besserungsanstalt gegen die Schäden und Auswüchse der Zeit“ benutzt wurde oder die Gesandten in „stillvergnügter Nichtigkeit“ sich darauf beschränkten, die kleinlichen laufenden Geschäfte zu erledigen.

Die gärenden Gemüter wieder in Zucht und Ordnung zu bringen, war jetzt das dringendste Anliegen der Regierungen, die gegen eine ganz Deutschland umfassende „revolutionäre“ Bewegung auf enges Einverständnis angewiesen waren. Zu den beabsichtigten Zwangsmaßregeln setzte man zunächst nicht das verfassungsmäßige Organ des Bundes, den Bundestag, in Thätigkeit; denn das schien zu weitläufig zu sein und der Geist war dort noch zu liberal. Die beiden Großmächte verständigten sich in einer „Punktation“ zu Teplitz rasch über die zu ergreifenden Unterdrückungsmaßregeln. Die Widerstandskraft des altersschwachen Hardenberg war gänzlich gebrochen und Preußen beugte sich vollständig vor den reaktionären Künsten Metternichs. Es wurden nun geheime Ministerkonferenzen in Karlsbad veranstaltet, an denen nur zehn größere Regierungen teilnahmen. Hier gedachte Metternich, dem sich der anwesende preußische Minister des Auswärtigen, Graf Bernstorff, vollständig unterordnete, den vernichtenden Schlag gegen das konstitutionelle Prinzip und den freien Geist in Deutschland zu führen.

Die Karlsbader Konferenzen. 6. bis 31. Aug. 1819.

1. Aug.

Die Thatsache, daß Artikel 13 der Bundesakte allen deutschen Staaten landständische Verfassungen zugesagt hatte, konnten freilich auch Metternich und Gentz nicht in Abrede stellen, aber sie behaupteten, dieser Artikel sei mißdeutet und mißverstanden worden. Man unterschied in ganz sophistischer Weise zwischen „ständischen“ und „repräsentativen“ Verfassungen. Jene, eine Vertretung nach Klassen und Ständen im Sinn des Mittelalters, seien eine deutsche und gesunde, historische und von Gott selbst gestiftete Einrichtung, und dem monarchischen Prinzip nicht im Weg, die repräsentativen Verfassungen aber, die durch Volkswahl begründeten und in der Idee von der Volkssouveränität wurzelnden Vertretungen, seien eine französische, ungesunde, demokratische Institution, die nur das Ende oder der Anfang einer Revolution sein könne und im offenbarsten Widerspruch mit dem Begriff des Deutschen Bundes und dem monarchischen Prinzip stehe. Die zahmen „Postulatenlandtage“ der österreichischen Provinzen, die Scheinexistenz der künstlich wieder ins Leben gerufenen feudalen Vertretungskörper in den meisten Staaten Norddeutschlands waren das Ideal dieser rückschrittlichen Staatskunst, die Repräsentanten einzelner Körperschaften, nicht des gesamten Volks in seinen lebendigen sozialen Gliederungen sollten die Stände darstellen. Insbesondere wurde auch gegen die Öffentlichkeit der ständischen Verhandlungen geeifert, die der revolutionären Bewegung immer neue Nahrung gebe.

Die landständische Frage.

Als hauptsächlichste Gegenstände der Beratung in Karlsbad wurden aufgestellt: 1) die Beschränkung der Preßfreiheit, denn wenn in der Bundesakte der

Die Karlsbader Beschlüsse.

deutschen Nation gleichförmige Verfügungen über Preßfreiheit zugesichert waren, so war, wie Gentz bewies, damit eigentlich die Zensur gemeint; 2) Maßregeln wider die Gebrechen der Universitäten, Gymnasien und Schulen; 3) Anordnung einer Zentralkommission zu Mainz zur Untersuchung demagogischer Umtriebe und revolutionärer Verbindungen; 4) Vereinbarung über Sinn und Auslegung des Artikels 13 der Bundesakte über die landständischen Verfassungen; 5) Errichtung einer provisorischen Exekutionsordnung für Vollziehung der gegen die demagogischen Umtriebe gerichteten Beschlüsse durch die Bundesversammlung. Die aus dieser höchst unregelmäßigen Vertretung einzelner Regierungen hervorgegangenen Beschlüsse wurden in ebenso formloser und rechtlich anfechtbarer
20. Sept. 1819. Weise vom Bundestag angenommen, in einer Überstürzung, die unerhört war bei dieser bedächtigen Körperschaft, mit offenbarem Zwang gegenüber den kleineren Bundesgliedern, dem Wortlaut nach nur vorläufig, thatsächlich aber als dauernde organische Gesetze.

Diese Beschlüsse gingen dahin: die Bundesstaaten haben alsbald ihre Erklärung über eine angemessene Auslegung und Erläuterung des Artikels 13 der Bundesakte abzugeben. Wie diese Auslegung zu lauten habe, das ging aus den einleitenden Worten des Präsidialgesandten hervor, die Grundsätze bei der Bildung ständischer Verfassungen müßten nicht den fremden Theorien, sondern den deutschen Begriffen und der deutschen Geschichte, dem monarchischen Prinzip und der Aufrechthaltung des Bundes angemessen sein. Bis zum Zustandekommen einer endgültigen Exekutionsordnung solle zur Handhabung und Ausführung der Bundesbeschlüsse eine provisorische Exekutionsordnung gelten, wonach jedesmal für den Zeitraum von sechs Monaten die Bundesversammlung eine Kommission von fünf Mitgliedern aus ihrer Mitte wählt, welche die Befugnis erhält, die Bundesbeschlüsse sowohl gegen widersetzliche Bevölkerungen, als gegen widerstrebende Regieruugen, nötigenfalls mit Waffengewalt durchzusetzen. Die Bundesversammlung sei auf ihrem Gebiet die oberste Gesetzgebung in Deutschland; ihre Beschlüsse seien von allgemein verbindlicher Kraft und keine einzelne Gesetzgebung dürfe deren Vollziehung entgegenstehen. Zur Unterdrückung des staatsgefährlichen Geistes auf den Universitäten, jenen Giftquellen, wie Graf Bernstorff sagte, wurde beschlossen, daß an jeder Hochschule ein außerordentlicher landesherrlicher Bevollmächtigter (Kurator) anzustellen sei, der über die strenge Vollziehung der bestehenden Gesetze und Disziplinarvorschriften zu wachen, den Geist in den Vorträgen der akademischen Lehrer sorgfältig zu beobachten und demselben eine heilsame Richtung zu geben habe; öffentliche Lehrer, deren Vorträge mit dem Geist der Karlsbader Beschlüsse in Widerspruch ständen, sollten von den Lehranstalten entfernt und auch in keinem andern Bundesstaat angestellt werden. Die Gesetze gegen geheime Verbindungen auf den Universitäten sollten in ihrer ganzen Strenge ausgeführt und insbesondere auch auf die allgemeine Burschenschaft angewandt werden. In bittern Worten erging sich der einleitende Vortrag des Präsidialgesandten gegen die gefahrvolle Ausartung der hohen Schulen und die Verirrungen vieler akademischer Lehrer, die, von dem Strom einer alles erschütternden Zeit mit fortgerissen, die wahre Bestimmung der Universitäten verkannt, das Phantom einer sogenannten weltbürgerlichen Bildung verfolgt, die Gemüter der ihnen anvertrauten Jünglinge mit leeren Träumen angefüllt und ihnen Geringschätzung und Widerwillen gegen die bestehende gesetzliche Ordnung eingeflößt hätten. Gegen den „Unfug der Presse“ sollte die Zensur für alle Schriften unter zwanzig Bogen, insbesondere also alle Zeitungen und Flugschriften, eingeführt werden; keine derartige Druckschrift sollte in einem Bundesstaat ohne Vorwissen und Genehmhaltung der Landesbehörde zum Druck befördert

werden; die Bundesversammlung sollte befugt sein, alle Schriften unter zwanzig Bogen, welche der Würde des Bundes oder der Sicherheit der einzelnen Bundesstaaten und der Erhaltung des Friedens in Deutschland gefährlich schienen, völlig einseitig zu unterdrücken.

Sodann wurde eine Zentralbehörde, aus sieben vom Bundestag gewählten Mitgliedern bestehend, zu Mainz eingesetzt, welche die Oberleitung aller Untersuchungen gegen revolutionäre Umtriebe führen sollte. Der preußische Antrag auf Einsetzung eines außerordentlichen Bundesgerichts wurde abgelehnt. Ein Jahrzehnt tagte diese Zentraluntersuchungskommission und das Ergebnis ihrer Forschungen stand mit dem aufgebotenen mächtigen Apparat in kläglichstem Widerspruch. Es wurde einmal, im Jahr 1822, Bericht an den Bundestag erstattet; die Ergebnisse aber bestätigten nur die allbekannte und offenkundige Thatsache, daß das deutsche Volk von einer mächtigen Bewegung und Mißstimmung ergriffen war. Hochverräter wurden nicht gefunden, harmlose Jugendverbindungen zu gefährlichen Verschwörungen und Geheimbünden aufgebauscht gleich den italienischen Carbonari. Dabei zeugte die Art, wie die Untersuchung geführt und darüber berichtet wurde, von widerwärtigster Rheinbundgesinnung und verbissenem Preußenhaß. Der Geist, aus dem die Freiheitskriege hervorgegangen, war in diesen Kreisen schon ein Verbrechen. Im Bundestag selbst gab sich lebhafter Mißmut gegen die „schwarze Kommission“ kund und im Volk hinterließ sie eine maßlose Erbitterung, als sie endlich im Jahr 1829 stillschweigend einging. Die Zentraluntersuchungskommission.

Es war mit diesen Karlsbader Beschlüssen in aller Stille eine tiefgehende Umwälzung des öffentlichen Rechtszustandes in Deutschland durchgeführt. Die Souveränität der Einzelstaaten erlitt sehr bedeutende Beschränkungen. Der Bundestag empfing die Vollmacht, seine Mehrheitsbeschlüsse auch gegen widerspenstige Regierungen nötigenfalls mit Waffengewalt durchzusetzen; dem Volk gegenüber erhielt er eine fast schrankenlose Gewalt. „Das stand vor allem fest, daß durch die Annahme der Karlsbader Beschlüsse unter die Bundesgesetze der Bund selbst einen mächtigen Fortschritt in der Heranbildung der deutschen Einheit durch eine feste über allen einzelnen Bundesstaats-Souveränitäten stehende Zentralgewalt gemacht hatte, natürlich aber nur im Sinn des monarchischen Prinzips und als Kraftmaßregel gegen die demagogischen Umtriebe der Völker. Die Bundesversammlung war jetzt eine gewaltige Polizeibehörde auch für die innern Angelegenheiten der Bundesstaaten; sie war zu allem kompetent, was das monarchische Prinzip und die Regierungen verlangten; sie war aber stets versehen mit einer Inkompetenzerklärung, wo es sich um Rechte und Strebungen des Volks handelte.“ In der Angst vor einer Gefährdung des monarchischen Prinzips durch die Revolution nahm man Souveränitätsbeschränkungen mit Leichtigkeit hin, die den nationalen Bedürfnissen gegenüber aufs schroffste zurückgewiesen worden wären. Nur der württembergische Gesandte, Graf Wintzingerode, war schon im Schoß des Karlsbader Rats bemüt, den österreichischen Bedeutung der Karlsbader Beschlüsse.

Eingriffen in die Landessouveränität Widerstand zu leisten; die Eifersucht gegen die Großmächte trieb Württemberg und Bayern in verhältnismäßig liberale Bahnen. Die Angst vor den Demagogen lag hier in einem seltsamen Widerstreit mit dem Streben, im Gegensatz zu den Großmächten der volkstümlichen Strömung entgegenzukommen. Zu einer energischen Abwehr aber vermochten sich doch auch die Höfe von Stuttgart und München nicht aufzuschwingen; das gelegentliche Liebäugeln mit liberalen Ideen, das ihren partikularistischen Interessen zu statten kam, verleitete sie nur zu einer höchst unaufrichtigen, zweideutigen und ränkevollen Haltung bei diesen Vorgängen. Die Karlsbader Beschlüsse, die wegen einzelner verirrter Jünglinge das schwere Geschütz der ganzen staatspolizeilichen Gewalt aufboten und das geistige Leben der gesamten Nation mit einem Bann belegten, brachten im Volk große und berechtigte Entrüstung hervor. Es war ein reiner Hohn, wenn feile Sophistenfedern, wie die von Gentz, den Geist der Karlsbader Beschlüsse als den einer wohlverstandenen Volksliebe und bürgerlichen Freiheit darstellten. Nichts hat mehr die Entfremdung und den Argwohn der Völker gegen die Fürsten, Regierungen und Obrigkeiten geschürt. „Die Hoffnung auf eine friedliche Fortbildung der deutschen Dinge, sagt Treitschke, ging auch den Gemäßigten verloren. Republikanische Gedanken, denen in unsrer monarchischen Geschichte jeder Boden fehlte, begannen überhand zu nehmen, seit Deutschlands Fürsten als die verschwornen Feinde der Volksfreiheit auftraten. Das wüste Lied der Unbedingten: Fürsten zum Land hinaus! drang jetzt erst in weitere Kreise. Die Nation ward irr an ihrem Staate, an ihren schönsten historischen Erinnerungen. Die edle vaterländische Begeisterung der letzten Jahre verrauchte. Von aller Lippen klang die bittere Klage, das Blut von Leipzig und Belle-Alliance sei umsonst geflossen." Aus solchen Verhältnissen mußte, wie Niebuhr voraussagte, ein Leben ohne Liebe, ohne Patriotismus, ohne Freude, voll Mißmut und Groll zwischen Regierungen und Unterthanen entstehen. Ähnlich äußerte sich Stein über diese Politik. Namentlich das Verfahren gegen die Universitäten, in denen von jeher eine Zierde des Geisteslebens der Nation erkannt wurde, rief allgemeine Entrüstung hervor. Selbst im preußischen Staatsministerium bezeichnete Humboldt die Karlsbader Beschlüsse als unnational, schändlich, ein denkendes Volk aufregend, und drang auf eine Anklage gegen Bernstorff. Im Verein mit den Ministern Beyme und Boyen beantragte er den Rücktritt von jenen Beschlüssen; aber es erfolgte ein ungnädiger Bescheid des Königs und die drei opponierenden Minister schieden aus dem Amt.

Demagogenverfolgungen.

Der Demagogenverfolgung gaben die Karlsbader Beschlüsse neue Nahrung. Was nach der Sandschen That und diesen böhmischen Ministerkonferenzen geschah, hat auf Jahrzehnte das politische Leben in Deutschland vergiftet. Preußen, so lange die Hoffnung und Zuversicht aller deutschen Patrioten, ging jetzt mit reaktionären volksfeindlichen Maßregeln voran und ließ sich von der Wiener Politik zu den gehässigsten Polizeidiensten gebrauchen. Die preußische Regierung

schloß alle Turnplätze, verbot die altdeutschen Röcke und die schwarz-rot-goldnen Fahnen; Jahn und viele andre vermeintliche Rädelsführer des großen Geheimbundes, darunter junge harmlose Leute, unbekannte Studenten und Litteraten, wurden wegen hochverräterischer Umtriebe verhaftet oder zur Flucht in die Schweiz und übers Meer getrieben; bei vielen andern, wie Arndt, v. Mühlenfels, den Brüdern Welcker, Professoren in Bonn, wurden Ausspähungen im Haus, Beschlagnahmen von Papieren und jahrelange schmähliche Untersuchungen vorgenommen; der Theolog de Wette wurde wegen des erwähnten Trostschreibens an die Mutter Sands seines Amtes entsetzt; Görres, der damals sein flammendes Buch „Deutschland und die Revolution“ veröffentlichte, mußte außer Landes flüchten, nachdem schon vorher sein „Rheinischer Merkur“, das Hauptorgan des damaligen Liberalismus, unterdrückt worden. Die Predigten Schleiermachers wurden polizeilich überwacht, eine neue Ausgabe von Fichtes Reden an die deutsche Nation verboten. Selbst an Männer wie Stein, Gneisenau und den preußischen Gesandten Justus v. Gruner in der Schweiz wagte sich der Argwohn. Die Briefe Gneisenaus legen ein ergreifendes Zeugnis ab, wie tief die Verdächtigungen und Schmähungen der Reaktionspartei die treuen Patrioten der Befreiungszeit verletzten. Der Inquisitionseifer führte zu den thörichtsten und gehässigsten Mißgriffen. Die ordentlichen Gerichtsformen wurden aufs gröbste verletzt. Die preußische Staatszeitung veröffentlichte Auszüge aus den Akten, welche „das Dasein einer durch mehrere deutsche Lande verzweigten Vereinigung übelgesinnter Menschen und verleiteter Jünglinge“ beweisen sollten, eines Geheimbundes, der Deutschland in eine auf Einheit, Freiheit und sogenannte Volkstümlichkeit gegründete Republik umschaffen und seine Entwürfe durch offene Gewalt, Fürsten- und Bürgermord ausführen wolle. Der Geheimrat Kamptz war die Seele dieses finstern Polizeitreibens. Ähnliche Verfolgungen ergingen in den meisten andern deutschen Ländern. Die Entdeckung des „Jünglingbundes“, der sich über eine Reihe von Universitäten verzweigte, mit seinen unklaren phantastischen Zielen, gab der Demagogenhetze einen neuen Antrieb und führte eine große Anzahl von im Grunde sehr harmlosen jungen Leuten in Festungen und Gefängnisse. Der angebliche „Männerbund“, der mit dem Bund der Jünglinge verschworen sein sollte, konnte aber trotz alles Nachspürens nicht entdeckt werden. Ein deutsch-patriotisches nationales Wort genügte, um demagogischer Bestrebungen verdächtig zu werden. Niederträchtige Denunzianten, wie der vielberufene Witt v. Dörring, fanden reichlich Arbeit und Lohn. Die verfolgten Burschenschafter aber sangen angesichts ihrer „zerstörten Burg“ das wehmütig gottvertrauende Lied Binzers: Das Haus mag zerfallen. Was hats denn für Not? Der Geist lebt in uns allen, Und unsre Burg ist Gott! Es bedurfte der ganzen Geduld und Ertragungsfähigkeit des deutschen Volks, um sich alle diese Mißhandlungen ruhig gefallen zu lassen. In Deutschland, sprach einmal Gagern, versteht man die Kunst, mit Gelassenheit zu verzweifeln.

Die Wiener Ministerial-konferenzen. 25. Nov. 1819 bis 24. Mai 1820. Der in Karlsbad eingeschlagene Weg der Umgehung des Bundestags wurde alsbald weiter fortgesetzt. Noch schien dem Fürsten Metternich das Werk der Reaktion nicht vollendet, insbesondere waren die ständischen Verfassungen noch nicht tief genug getroffen. Alle Bundesstaaten wurden jetzt eingeladen, Bevollmächtigte nach Wien zu schicken, um dort Beschlüsse über allgemeine Bundesangelegenheiten vorzubereiten. Die weitere Entwickelung des Bundesrechts, die Abfassung der Grundgesetze, welche die Bundesakte als erstes Geschäft der Bundesversammlung bezeichnet hatte, wurde sonach einer Ministerkonferenz unter den Augen der österreichischen Regierung übertragen. Die Beschlüsse der Konferenz wurden dann
8. Juni 1820. unter offenbaren Formverletzungen vom Bundestag als „Wiener Schlußakte“ angenommen und ihr als zweitem Grundgesetz des Bundes gleiche Kraft wie der Bundesakte zugeschrieben. Wenn die österreichischen Absichten nicht in dem Maße wie in Karlsbad zum Sieg gelangten, wenn die Artikel über die ständischen Verfassungen sich in dehnbarer Allgemeinheit bewegten, wenn weder das Recht der Steuerbewilligung, noch die Öffentlichkeit der ständischen Verhandlungen aufgehoben war, so stand die wachsende Eifersucht der Mittelstaaten im Wege, die in ihrer Angst vor dem erdrückenden Einfluß der deutschen Großmächte auch bei den auswärtigen Regierungen eine Stütze fanden, und trotz ihrer Furcht vor revolutionärem Umsturz ihr Mißtrauen gegen Eingriffe des Bundes in Gegenstände des innern Staatsrechts nicht ganz unterdrücken konnten. In seltsamem Widerspruch waren die absolutistischen Artikel hier und da durch Phrasen von konstitutioneller Färbung abgeschwächt, ein Denkmal der schwankenden, sich kreuzenden, unklaren und unwahren Bestrebungen an den mittleren Höfen, die ihren Liberalismus innerlich längst preisgegeben hatten, doch aber noch Kapital gegen die Großmächte aus demselben schlagen wollten.

Die Wiener Schlußakte besteht aus fünfundsechzig Artikeln und enthält in drei Abschnitten 1) allgemeine Bestimmungen über das Wesen des Bundes, die Rechte und Pflichten der Bundesversammlung, 2) Festsetzungen über die auswärtigen und militärischen Verhältnisse, 3) besondere Bestimmungen in bezug auf innere Verhältnisse der deutschen Bundesstaaten. Die Ausführung der Grundzüge der Bundesakte, wie sie in diesem zweiten Fundamentalgesetz enthalten, zeigt überall den reaktionären partikularistischen Geist der Zeit, nirgends ein Entgegenkommen gegen die nationalen Bestrebungen des Volks. Die völkerrechtliche Natur des Bundes, die volle Souveränität der Fürsten wird überall hervorgehoben und von einer Erweiterung der Zentralgewalt war nicht die Rede, wo es nationale Forderungen zu befriedigen galt, sondern nur, wo die freiheitliche Entwickelung in den Einzelstaaten zurückzuschrauben war. Für die militärische Sicherheit Deutschlands und ein gemeinsames Auftreten nach außen war nichts gethan. Die Metternichschen Doktrinen über die ständischen Verfassungen kamen zwar nicht ganz zum Durchbruch, hinterließen aber doch in der Schlußakte sehr merklich ihre Spuren. Der Bund steckte, und zwar eng genug, die äußerste Grenze ab, bis zu welcher sich die konstitutionellen Verfassungen bewegen durften, um nicht dem ersten Bundeszweck, der Aufrechterhaltung des monarchischen Prinzips Abbruch zu thun. So hieß es in der Wiener Schlußakte: da der Deutsche Bund, mit Ausnahme der freien Städte, aus souveränen Fürsten besteht, so muß die gesamte Staatsgewalt in dem Oberhaupt des Staats vereinigt bleiben, und der Souverän kann durch eine landständische Verfassung nur in der Ausübung bestimmter

Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden werden. Die im Bund vereinten souveränen Fürsten dürfen durch keine landständische Verfassung in der Erfüllung ihrer bundesmäßigen Verpflichtungen gehindert oder beschränkt werden. Wenn in einem Bundesstaat durch Widersetzlichkeit der Unterthanen gegen die Obrigkeit die innere Ruhe gefährdet ist, und die Regierung selbst den Beistand des Bundes anruft, so liegt der Bundesversammlung ob, die schleunigste Hilfe zur Wiederherstellung der Ordnung zu veranlassen. Es solle ferner darauf gehalten werden, daß die gesetzlichen Grenzen der freien Äußerung weder bei den landständischen Verhandlungen selbst, noch bei deren Bekanntmachung durch den Druck auf eine die Ruhe gefährdende Weise überschritten werden.

4. Die Thätigkeit des Bundestags in den zwanziger Jahren.

Um in der Bundesversammlung ein gänzlich willfähriges Werkzeug zur Durchführung der Karlsbader Beschlüsse und andrer aus demselben Geist geflossenen Maßregeln zu besitzen, betrieb Metternich die Säuberung dieser Körperschaft, in der sich noch hier und da Regungen zeigten von liberaler, selbständiger oder oppositioneller Gesinnung, einzelne Anläufe und Versuche, den volkstümlichen Forderungen der Zeit gerecht zu werden. Die Seele dieser dem Staatskanzler Metternich aufs höchste verhaßten Bestrebungen am Bundestag war der württembergische Gesandte Karl Aug. v. Wangenheim; neben ihm die Vertreter von Kurhessen und Darmstadt, v. Lepel und Harnier, der bayrische Gesandte v. Aretin, der Bremer Smidt u. a. Wir werden das Haupt der Opposition am Bundestag, den geist- und ideenreichen, freisinnigen, aber von unruhigen und unklaren Plänen erfüllten Herrn von Wangenheim, in den württembergischen Verfassungskämpfen noch kennen lernen. In dem Lippeschen Ständestreit, in der Frage der Wiederherstellung der alten holsteinschen Landesverfassung, der westfälischen Domänenkäufe, bei vielen andern Gelegenheiten war Wangenheim der Wortführer des Rechts und der Freiheit gegen Österreich und die Majorität des Bundestags. Auch gegen die Mainzer Demagogenverfolgungs-Kommission, deren Auflösung er beantragte, unternahm er einen scharfen Angriff. In allen diesen politischen und Rechtsfragen, wie auch in der die Zeit bewegenden Angelegenheit einer Neugestaltung der katholischen Kirchenverhältnisse, bewies Wangenheim Freisinn, Mannesmut und Überzeugungstreue; ihm vorzugsweise war es zu verdanken, daß der Bundestag in jenen Jahren noch nicht völlig zur österreichischen Maschine wurde. Freilich ging dieser mittelstaatliche Liberalismus vornehmlich aus dem partikularistischen Streben hervor, den Großmächten in der öffentlichen Meinung der Nation entgegenzutreten und dem „reinen Deutschland" eine wirkliche bundesgenössische Stellung neben den Vormächten zu sichern. Immerhin aber war das Auftreten eines Wangenheim und seiner Gesinnungsgenossen eine Erquickung in der Wüste der Reaktion. In der allgemeinen deutschen Politik beherrschten ihn dabei Preußenhaß und die Triasdoktrin. Den deutschen Großmächten einen kleinstaatlichen Sonderbund gegenüberzustellen, war der Mittelpunkt seines Systems. Selbst in dem Zollstreit zwischen Preußen und

Die Opposition am Bundestag. Wangenheim.

Anhalt stellte er sich, obwohl er sonst für größere Einheit auf handelspolitischem Gebiet, namentlich der Süd- und Weststaaten unter sich eifrig wirkte, auf die Seite der Gegner Preußens und erwärmte sich für die lächerlichen und unwürdigen Ansprüche des Herzogs von Köthen, der in seinem kleinen Land ein Asyl für preußischen Schmuggel errichtet hatte; auch in der Bundeskriegsverfassung war er erfolgreich bemüht, die Selbständigkeit der kleinstaatlichen Truppen gegenüber den Großmächten zu wahren. Am Stuttgarter Hof, unter den Augen des ob seines Patriotismus und Freisinns vielgepriesenen Königs Wilhelm, wurden damals merkwürdige Pläne gesponnen, die kleineren deutschen Staaten, zunächst die süddeutschen, inniger zu verbinden, das „reine Deutschland" den Großmächten, namentlich dem „halbslawischen barbarischen" Preußen gegenüberzustellen, den Bund in eine Dreiheit von Gruppen aufzulösen. Das berüchtigte „Manuskript aus Süddeutschland", aus der Feder des in württembergischen Diensten stehenden Kurländers Friedrich Lindner, im Jahr 1820 erschienen und die innersten Gedanken des Stuttgarter Hofes darlegend, enthielt das Programm dieser Triaspolitik, mit viel widerwärtiger Rheinbündelei vermischt. Diese Schrift und diese Pläne machten ungeheures Aufsehen und trieben Metternich in seinem Feldzug gegen die Opposition am Bundestag voran.

Die Säuberung des Bundestags.

Um das System der Reaktion zu Ende zu führen und den Bund völlig unter die österreichisch-preußische Zucht zu beugen, mußten vor allem die staatsgefährlichen „liberalisierenden" Bestrebungen aus dem höchsten Organ des Bundes ausgetilgt werden. Nach seiner Rückkehr von Verona im Winter 1822 auf 1823 berief Metternich eine Anzahl getreuer Staatsmänner, darunter auch den Grafen Bernstorff, nach Wien und legte ihnen eine Denkschrift vor, die Kriegserklärung des Wiener Hofes gegen Wangenheims Partei und den süddeutschen Liberalismus. Die süddeutschen Regierungen, hieß es darin, haben die demokratischen Elemente so um sich greifen lassen, daß binnen kurzem selbst das Schattenbild einer monarchischen Regierungsform in ihren Händen zerfließen wird. Daß die Idee einer Opposition in der Bundesversammlung nur aufkommen konnte, beweise hinlänglich, wie weit diese von ihrem ursprünglichen Beruf schon abgewichen sein müsse. Von solchen Elementen müsse zunächst der Bundestag selbst gereinigt werden, seine Geschäftsordnung müsse vereinfacht, Abschweifung in leere Theorien und Tribünenberedsamkeit verbannt, die Protokolle müßten geheim gehalten werden. Der gereinigte Bundestag solle dann die deutschen Verfassungen so auslegen, „wie es das höchste der Staatsgesetze vorschreibt"; er solle befugt sein, auf Antrag einzelner Regierungen deren Landesverfassungen abzuändern, vornehmlich aber die Öffentlichkeit der Landtagsverhandlungen zu beschränken, damit nicht den noch an Zucht und Ordnung gewöhnten Bewohnern andrer Bundesstaaten tagtäglich die empörendsten Lehren ungestraft gepredigt würden. Auch gegen die „Zügellosigkeit der Presse" sollte von Bundeswegen eingeschritten, die Karlsbader Beschlüsse sollten auf unbestimmte Zeit ver-

längert werden. Kaum daß Bernstorff an diesem Feldzugsplan noch einige Milderungen erlangte, namentlich die „Auslegung" der süddeutschen Verfassungen verwarf. Wangenheim sah seinen Sturz voraus. In einem boshaften Schriftstück, das großes Aufsehen erregte, schilderte er selbst die Opposition am Bundestag und die Gesandten in Frankfurt mit kurzen Bemerkungen, ein „Probestück seines burschikosen Übermuts". Das Schriftchen ist als Langenausche Note bekannt, da es dem österreichischen General dieses Namens, dem Präsidenten der Militärkommission, angedichtet wurde, und in der That wurde dieser Ursprung der angeblichen geheimen Denkschrift, welche das österreichische Verfahren gegen den Bundestag scharf kennzeichnet, lange geglaubt. Eine Zeitlang versuchte der Stuttgarter Hof, der soeben noch seinem Mißmut über die Beschlüsse des Veroneser Kongresses heftigen Ausdruck gegeben hatte, und über die nichtige Rolle, zu welcher die kleineren deutschen Fürsten von den europäischen Großmächten verurteilt wurden, tief empört war, sowie die andern des Verbrechens der Opposition schuldigen Regierungen noch Widerstand zu leisten. Allein dem österreichischen, preußischen und russischen Druck mußten sie schließlich nachgeben; zogen doch schon die Großmächte ihre Gesandten aus Stuttgart zurück. Wangenheim und andre minder gefügige Bundestagsgesandten wurden abgerufen. Binnen Juli 1823.
kurzer Zeit war das Personal des Bundestags vollständig im Sinn der beiden Großmächte umgestaltet. Sie selbst ernannten andre Vertreter in Frankfurt, Österreich den Freih. v. Münch-Bellinghausen, einen anmaßenden und eingebildeten aber gewandten Staatsmann der Metternichschen Schule, der dann lange Jahre die Versammlung leitete, Preußen den Gesandten v. Nagler, der sich vorher und nachher als Generalpostmeister um das Postwesen große Verdienste erwarb und hier mehr Anerkennung fand als in seiner ungeschickten Thätigkeit am Bundestag. Kurze Zeit darauf mußte auch der württembergische Minister des Auswärtigen, Graf Wintzingerode, dem Haß der Großmächte weichen.

Die Wirkung der Abberufung Wangenheims und der Säuberung des Bundestags machte sich alsbald in dem Gang der Verhandlungen der Frankfurter Versammlung fühlbar, die jetzt vollständig im Metternichschen Geist ausfielen. Die Verlängerung der Gültigkeit der Karlsbader Ausnahmegesetze fand keinen Widerspruch mehr, bei der Erneuerung derselben im Jahr 1824 wurden sogar noch einige verschärfende Zusätze beigefügt, namentlich gegen die landständischen Verfassungen, die Erziehungsanstalten und die Presse, die immer in erster Reihe für alles Unheil verantwortlich gemacht wurde. „Die Wiener Staatskunst der Einschläferung," sagt Gervinus, „war an ihrem Ziel. Der Bundestag war ein Werkzeug geworden, mit dem Österreich als einer heiligen Allianz im kleinen, mit einer Art Berechtigung in Deutschland die Zwecke verfolgen konnte, die es mit der großen Allianz für seine europäischen Zwecke vergebens angestrebt hatte. Die nominelle Unabhängigkeit der kleinen Staaten war eine thatsächliche Abhängigkeit von Österreich geworden. Machtlos und fügsam, ohne jeden Zusam-

Das Stillleben in Frankfurt.

menhang unter sich, zum Teil nicht ohne Hader und Eifersucht untereinander, ließen sich die kleinen Fürsten auf den Standpunkt halb Mediatisierter herabdrücken." Weiter und weiter bewegte sich der Bundestag in den Bahnen Metternichscher Staatsweisheit. Wenn er überhaupt ein Lebenszeichen gab, so trug es nur dazu bei, das tiefgesunkene Vertrauen des deutschen Volks vollends zu zerstören. Fast nur als hohe Polizeibehörde lenkte er die Aufmerksamkeit auf sich, namentlich als die im Gefolge der Julirevolution entstandenen Bewegungen die Zwangsmaßregeln noch verschärften. Sonst entzog sich das Stillleben im Bundespalast der Eschenheimer Gasse mehr und mehr der öffentlichen Beachtung; einer selbständigen Thätigkeit aus sich heraus ward der Bundestag in stets zunehmendem Maße unfähig; nur der Antrieb der beiden Großmächte setzte ihn noch in Bewegung. Wo gekränktes Recht um Hilfe rief, erklärte er sich für unzuständig; selbst das bescheidenste aller staatsbürgerlichen Rechte, das der Petitionen, wurde eng beschränkt. In internationalen Fragen vollends wurde er stets als nicht vorhanden betrachtet. Man entwöhnte sich ganz des Gedankens, vom Bundestag irgend eine That oder Anregung im nationalen Interesse oder zur allgemeinen Wohlfahrt zu erwarten, und er selbst war bemüht, sich immer mehr vom Leben, von der Öffentlichkeit, von der Kritik, von der Wissenschaft auszuschließen, keine Bewegung in diese trübe Stickluft kommen zu lassen. So
11. Dez. 1823. wurde der seltsame Beschluß gefaßt, neuen Bundeslehren und falschen Theorien von Schriftstellern keine auf Bundesbeschlüsse einwirkende Autorität und nicht einmal der Berufung auf solche in den Verhandlungen Raum zu geben; hatten doch liberalere Bundestagsgesandte wiederholt gewagt, der österreichischen Auffassung Argumente aus Klüber und andern Rechtslehrern entgegenzuhalten, und Wangenheim in der Frage der westfälischen Domänenkäufe den ketzerischen Satz vom ewigen Staat aufgestellt, der unabhängig von der Person des Fürsten sein Dasein habe. Die Veröffentlichung der Bundestagsverhandlungen wurde immer mehr eingeschränkt, bis endlich die Nation gar nicht mehr erfuhr, was der hohe Rat in Frankfurt trieb. Der heimliche Bundestag wurde allmählich, wie eine bayrische Note aus dem Jahr 1848 bemerkte, den Deutschen „ein Gegenstand erst der Scheu, dann kalter Anwiderung". Soweit war es mit dem Bundestag gekommen, von dem man einst gehofft hatte, er werde sich mit einer Vertretung des deutschen Volks, mit Abgesandten der Landstände vereinigen lassen. Der Gedanke, das Heil Deutschlands könne nur durch eine Sprengung des Bundes, durch die Ausstoßung der beiden Großmächte mit ihrem freiheitsfeindlichen System und eine neue kräftigere Vereinigung der kleinen und mittleren Staaten unter sich erreicht werden, die unglückliche „Triasidee" fand in der öffentlichen Meinung wachsenden Beifall. Allein die österreichische Staatsweisheit brachte es fertig, nicht nur im Bund jedes Leben zu ersticken, sondern auch in den Einzelstaaten, in denen eine Zeitlang das politische Bedürfnis der Völker mehr Befriedigung zu finden schien, jede fortschreitende Entwickelung

zu unterbinden. Die natürliche Folge, gegen die sich die Wiener Staatsmänner verblendet abschlossen, war aber die Verscherzung der großen Stellung, die Österreich einst im nationalen Leben des deutschen Volks eingenommen, der vollendete Verlust der Volksbeliebtheit, der sich einst noch bitter rächen sollte. Mich und den Metternich hält es noch aus! sagte Gentz in seiner bodenlosen Frivolität einmal, als die Wirkungen des Systems der Reaktion sich schon erkennen ließen; aber selbst darin täuschte er sich.

Bundeskriegsverfassung.

An den Ausbau der Bundeseinrichtungen dachte bald niemand mehr. Auch die Leistungen auf dem Gebiet der Bundeskriegsverfassung waren durchaus ungenügend, wenn auch hier die beiden Großmächte im Interesse der Verstärkung ihrer eignen Wehrkraft einigen Eifer zeigten. Es dauerte lange Jahre bis auch nur die dürftigsten Grundzüge einer Bundeskriegsverfassung festgestellt waren. Der Bund verfügte über ein stehendes Heer von über 300,000 Mann in zehn Armeekorps, ohne die Reserven; zu den alten Bundesfestungen Mainz, Luxemburg, Landau, kamen in der Folge, freilich erst nach den langwierigsten unerquicklichsten Verhandlungen, Ulm und Rastatt. Aber einen nationalen Charakter trug auch das Heer nicht; selbst ein Bundeszeichen fehlte ihm; es war immer nur eine Anhäufung der verschiedenartigsten Kontingente der Bundesstaaten ohne übereinstimmende Grundsätze in der Organisation und Dienstpflicht, das oberste Kommando auf den Kriegsfall beschränkt und auch dann noch der wesentlichsten Befugnisse beraubt. In jeder Beziehung waren die Mittelstaaten bemüht, auch auf diesem Gebiet ihre Souveränität voll und ganz zum Ausdruck zu bringen, sich militärisch von den Großstaaten nicht aufsaugen zu lassen und diesen dabei doch die meisten Leistungen für die Sicherheit Deutschlands aufzubürden. Ein Glück war es, daß ein ernster Versuch auch auf die Tüchtigkeit der Bundeskriegsverfassung, die den Spott nur zu oft herausforderte, nicht gemacht wurde.

Der Bund und die Handels- und wirtschaftlichen Interessen.

Eine Bundeskriegsmarine vollends blieb ein schöner Traum. Ungescheut durfte selbst in der Nordsee Kaperei und Seeraub tunesischer Korsaren an deutschen Schiffen begangen werden; eine Anregung der Hansestädte zur Aufstellung einer Kriegsmarine im Jahr 1817 hatte nur den Erfolg, daß der Bund Österreich und Preußen um eine Verwendung bei den Seemächten ersuchte, sie möchten doch den deutschen Handel mitbeschützen, worauf die Hansestädte ernstlich mit dem Sultan von Marokko wegen einer Tributzahlung unterhandelten. Der deutsche Kaufmann auf dem Meer hatte es bitter zu empfinden, daß er eines starken Vaterlandes entbehren mußte. Der Däne legte sich mit dem drückenden Sundzoll vor die Ostsee, der Holländer sperrte die Rheinmündung und höhnte die Bestimmung der Wiener Kongreßakte, welche den Rhein bis an das Meer freigab, indem er behauptete, jusqu'à la mer sei nicht gleichbedeutend mit jusque dans la mer und unter dem Rhein sei nur der versandete Flußarm des Altrheins zu verstehen. Holland, das vor kurzem durch deutsche Waffen

befreit worden, durfte als Dank die Schiffahrt auf dem großen deutschen Strom mit allen möglichen Abgaben, Belästigungen, Hindernissen bedrücken. Es dauerte anderthalb Jahrzehnte, bis Holland durch energische preußische Maßregeln vermittels des Kölner Rheinstapels mürbe gemacht war und nachgab (Rheinschiffahrtskonvention vom Jahr 1831). Was eine der hauptsächlichsten Aufgaben des Bundes gewesen wäre, die Beförderung gemeinsamer wirtschaftlicher Interessen der Nation, daran hat er kaum versucht Hand anzulegen. Selbst die Bundesakte hatte ein Gefühl von dieser Pflicht, indem sie in Artikel 19 sagte: die Bundesglieder behalten sich vor, wegen des Handels und Verkehrs zwischen den verschiedenen Bundesstaaten, sowie wegen der Schiffahrt in Beratung zu treten. Es wurde einmal eine Kommission ernannt zur Erwägung, was zur Ausführung dieses Artikels zu thun sei; dieselbe begnügte sich aber mit der Erklärung, daß es ihr zur Entscheidung dieser Frage an den nötigen Vorkenntnissen mangle. Von Einheit der Münze, der Post, des Maßes und Gewichts war kaum die Rede. In einem großen Teil des südlichen und mittleren Deutschland besaß noch jahrzehntelang das Haus Thurn und Taxis die Postverwaltung und zog sich durch Mißbräuche, Ausbeutungen, Polizeikniffe, Gleichgültigkeit gegen die Interessen des Verkehrs einen üblen Namen zu. Was auf dem Gebiet der Ver-
1821. 23. 31. kehrserleichterung in jenen Jahren geschah, wie die Elbe-, Weser- und Rheinschiffahrtsakte, kam durch Sonderverträge der beteiligten Regierungen zustande. Kein Gebiet staatlicher Thätigkeit verträgt unter fortgeschritteneren Kulturverhältnissen sowenig die Beschränkung auf kleine Kreise wie die Beziehungen des Verkehrs, des Handels, des Gewerbewesens, überhaupt des wirtschaftlichen Lebens. Und doch verurteilte sich gerade auf diesem Gebiet der Bund selbst zur vollkommenen Unthätigkeit. Nicht einmal in dem entsetzlichen Hungerjahr 1817 vermochte er eine Aufhebung der gegenseitigen Ausfuhrverbote zu erwirken. Die Anregung zu einer handelspolitischen Einigung, die Baden schon auf dem Karlsbader Kongreß gab, blieb ohne Wirkung. Die gegenseitigen wirtschaftlichen Beziehungen der deutschen Staaten befanden sich in jener Zeit in dem Zustand unhaltbarster Zersplitterung, Unsicherheit und Unvernunft. Partikularistische Eifersucht wirkte mit Mangel an volks- und staatswirtschaftlicher Einsicht zusammen, um die unleidlichsten Zustände des Verkehrs zuwege zu bringen. Achtunddreißig Zollinien zerrissen Deutschland; in manchen Ländern kamen noch Binnenzölle und innere Mauten in den einzelnen Provinzen hinzu. Der Schmuggel mit allen seinen entsittlichenden Wirkungen gedieh zur höchsten Blüte. Das deutsche Industrieleben, im Innern eng geknebelt, von den auswärtigen Grenzen durch das in ganz Europa herrschende Schutzzollsystem zurückgescheucht, verkam in trostloser Weise, während seit Aufhebung der Kontinentalsperre englische Fabrikate den deutschen Markt überschwemmten. Nur sehr langsam und unter ungeheuern Schwierigkeiten brachen sich, wie wir in der Folge erfahren werden, die Bestrebungen zur Herstellung größerer handelspolitischer Einheit Deutschlands Bahn.

5. Das politische Leben der Einzelstaaten.

Die politischen Umwälzungen, die territorialen Umgestaltungen, die in der Napoleonischen Zeit über die deutschen Länder hinweggegangen waren und unendlich tiefer eingegriffen hatten als alle frühern Vorgänge der deutschen Geschichte, waren durch den Wiener Kongreß zu einem Abschluß und Ruhepunkt gelangt. Es galt jetzt, sich unter den neuen Verhältnissen zurechtzufinden und mit den Thatsachen der jüngsten Vergangenheit abzurechnen. Es mußte die Aufgabe einer weisen Regierung sein, die ohne alle Rücksicht auf die historische Zusammengehörigkeit und die Stammesverwandtschaft nach Willkür und dynastischen Erwägungen, nach Laune und Zufall zusammengeschweißten Ländertrümmer innerlich zu Staaten zu verschmelzen, die Völker mit ihren Schicksalen zu versöhnen und den durch die Revolutionsstürme erzeugten Anforderungen eines fortgeschritteneren politischen Geistes, dem Verlangen des Volks nach Mitwirkung am staatlichen Leben, an der Gesetzgebung und dem Staatshaushalt, gerecht zu werden. Daß dies nur in sehr unvollkommenem Maße geschah, daß das Staatsleben in den meisten Ländern zu der aufgeklärten öffentlichen Meinung sich in ebenso schroffen Gegensatz stellte, wie die Thätigkeit des Bundes zu den nationalen Bedürfnissen, das hat der deutschen Geschichte auf Jahrzehnte hinaus einen so unerfreulichen und unersprießlichen Inhalt gegeben und für neue revolutionäre Bewegungen die Gemüter empfänglich gemacht. Staatliche Aufgaben.

In der innern Staatsentwickelung der deutschen Länder zu jener Zeit tritt ein scharfer Gegensatz zwischen dem Norden und Süden zu Tage. Dort herrschte meist starre Unbeweglichkeit, Rückkehr zu den aristokratisch-absolutistischen Staatsordnungen, zum Adels- und Beamtenregiment, die Politik einer Restauration, welche wähnte, über die Umwälzungen einer langen Geschichtsperiode einfach hinwegsehen zu können; in den süddeutschen Staaten dagegen herrschte Bewegung, Neuerung und Unruhe. Dort bestanden die neuen Grundgesetze, wenn solche überhaupt zustandekamen, bestenfalls aus einzelnen Bestimmungen über die Zusammensetzung und die Rechte der Stände, hier aus einer Kodifikation des gesamten öffentlichen Rechts. Dort beruhte das ständische Wesen meist auf der mittelalterlichen Grundlage der Vertretung einzelner bevorrechteten Körperschaften und Klassen, besonderer Rechte und Interessen, hier auf dem Prinzip einer Repräsentation des gesamten Volks bei Ausübung der Staatsgewalt, nach dem Muster der französischen Charte, die meist auch in der Errichtung doppelter Kammern nachgeahmt wurde. Dieser Gegensatz entsprang einmal aus der leichteren, erregbareren, heißblütigeren Volksnatur der Süddeutschen gegenüber der konservativeren und stabileren Anschauung der Norddeutschen. Er erklärt sich aber auch aus den verschiedenen Schicksalen, welche die Napoleonische Zeit über die deutschen Länder gebracht hatte. Im Norden waren die meisten Fürstenhäuser verdrängt gewesen, das Napoleonische Königreich Westfalen hatte die Gegensatz von Nord und Süd.

besten Länder im Norden und Westen umfaßt. Es fand hier eine Rückführung der legitimen Dynastien statt, die ihren Haß gegen die Franzosenzeit in der rücksichtslosen Wiederherstellung des ganzen alten Wesens auch in seinen erstarrtesten und vertrocknetsten Formen auf Kosten vieler entschieden wohlthätiger Neuerungen kund gaben. Anders im Süden, wo die Fürsten unter der Fremdherrschaft groß geworden, wo sie eher Sehnsucht nach jener Zeit als Haß gegen dieselbe trugen, wo die neuen Gestaltungen im wesentlichen nur eine Sanktion eines seit Jahren verfolgten Entwickelungsprozesses, nicht einen plötzlichen Umschwung darstellten, wo die Verbindung der verschiedenartigsten Staatsbestandteile die Rückkehr zum Alten unmöglich machte, wo es vor allem galt, in den bunt zusammengewürfelten Gebietsteilen das staatliche Gemeingefühl, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zu wecken, wo die Reaktion gegen die vergangenen Umwälzungen alle Ansprüche der mediatisierten Reichsstände, die ja vorzüglich im Südwesten ihren Sitz hatten, wieder hätte aufleben lassen. Wenigstens der vollen Erstarrung alles staatlichen Lebens in Deutschland vorgebeugt zu haben, ist ein Verdienst der süddeutschen Regierungen, Kammern und Stämme. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß gerade jene Fürsten, die auf dem Wiener Kongreß im Gegensatz zu Preußen alles Verfassungswesen, namentlich wenn es vom Bund ausging, mit Eifer bekämpften, zuerst auf der Bahn freierer Staatsordnungen vorangeschritten. Es erklärt sich dies aus den angedeuteten Thatsachen, aus der Erkenntnis, daß die eigenartigen Verhältnisse und Stimmungen dieser Länder ein freieres politisches Leben dringend erheischten; überhaupt war hier mit den alten Zuständen so vollständig aufgeräumt worden, daß eine Anknüpfung ganz unmöglich war. Damit wirkte man zugleich dem national einheitlichen Gedanken entgegen; denn wie sollte Sehnsucht nach einer weiteren Unterordnung unter den Bund oder die deutschen Großmächte entstehen, in denen man nur öde Stagnation erblickte? Der Süden fühlte sich dem Norden gegenüber als Land der Freiheit und Aufklärung. Es ward ein Glaubenssatz, daß es das Interesse und der Vorzug der kleinern deutschen Staaten sei, im Gegensatz zu den Großmächten, freiere Verfassungen zu geben.

Verkümmerung des politischen und nationalen Lebens.

Die Hoffnungen der Patrioten und Freiheitsfreunde waren bald vielmehr auf die konstitutionellen Staaten des Südens gerichtet als auf die Großmächte. Allein eben dies benahm unsrer Geschichte wieder den großen nationalen Zug, der die Zeit der Befreiungskriege noch einmal erfüllt hatte, und in den dürftigen engen Verhältnissen mußte auch das politische Leben der mittleren und kleinen Staaten verkümmern und dahinsiechen. Es war ein verhängnisvolles Unglück, daß die preußische Großmacht ihren historischen Beruf, der Hort der gesamtdeutschen Sache zu sein, sich zum Mittelpunkt aller nationalen Interessen und Bestrebungen immer mehr zu erheben, damals so kurzsichtig und kleinmütig verkannte. Die Verflüchtigung der nationalen Sache selbst, das Anwachsen des partikularistischen Geistes, das eigne Abwärtssteigen Preußens von seiner deutschen

Machtstellung und die zunehmende Verödung alles politischen Lebens in Deutschland überhaupt mußte die Folge davon sein, daß Preußen sich seiner Aufgabe entzog.

Die konstitutionellen Ordnungen in Deutschland, ohnehin noch in unmündiger Kindheit befangen, nun durch die Kontrolle der weitüberlegenen absoluten Mächte in ihrem Wachstum absichtlich zurückgehalten, sanken, wie Gervinus sagt, zu einem bloßen Scheinbild herab. „Ohne große Gegenstände, beraubt des Interesses an einer vaterländischen Gemeinsamkeit und an dem einzigen Organ dieser Zusammengehörigkeit, hätte das ständische Leben in Deutschland unter allen Umständen verkümmern und verkommen müssen; und welches Interesse hätte der Bund in seiner nun abgeschlossenen Gestalt, verstärkt in allem was schädlich und gehässig war, gelähmt in allem was ihm Gemeinnützigkeit und Gunst verliehen hätte, noch weiter erwerben können? Die innewohnenden Schäden aller kleinstaatlichen Existenz brachen daher jetzt wie eine nicht zu hemmende Seuche hervor, die Beschränkung der Ansichten und Aussichten, die Verengung der Herzen, die stumpfe Befriedigung bei kleinlebigen Verhältnissen, die Erstickung des Nationalsinns unter dem Stammgeist, die Mut- und Gedankenlosigkeit, die einen überkommenen Zustand als unausweichlich hinnimmt. Die sittliche und nationale Frische der Befreiungsjahre verschwand bis auf ihre letzten Reste."

6. Preußen.

Friedrich Wilhelm III. 1797—1840. † 7. Juni 1840. Der Staatskanzler Hardenberg.

Der vielgeprüfte König Friedrich Wilhelm III. war ein milder wohlwollender Fürst von schlichten ehrbaren Sitten, frommer Gläubigkeit und den besten Absichten für das Wohl seiner Unterthanen, keineswegs ohne Einsicht und praktischen Verstand; Energie und Kühnheit aber waren seiner nüchternen, ruhigen, bescheidenen Natur nicht eigen. Auf seinen ängstlichen zaghaften Charakter mußte das Gespenst der Revolution ganz besonders tief einwirken. Darum war ihm schon der Gedanke an lärmende Ständeversammlungen zuwider. Auch der leitende Staatsmann, Fürst Hardenberg, besaß mit zunehmendem Alter nicht mehr die Energie, um die Grundsätze, die er in den Jahren seiner Reformthätigkeit (S. 277) hochgehalten, der veränderten Strömung der Zeit gegenüber durchzuführen. Die unerschütterliche Festigkeit, die Überzeugungstreue und sittliche Würde Steins besaß Hardenberg nicht. In seinem häuslichen Leben nicht frei von Vorwurf, in seinen Vermögensverhältnissen durch Unordnung und Verschwendung zerrüttet, dabei aber von liebenswürdigem, mildem, menschenfreundlichem Charakter und ritterlichen Sitten, war der Staatskanzler ein echter Repräsentant der alten Aristokratie mit ihren guten und bösen Anlagen. Nicht als ob er innerlich seinen freisinnigen Traditionen völlig entsagt und feudalen Prinzipien gehuldigt hätte, allein er verzichtete auf seine Meinungen und Überzeugungen gegenüber den Launen des Königs und den übermächtigen Strömungen am Hof. Durch diese gefügige Schmiegsamkeit in die veränderten Richtungen der Zeit ermöglichte es Hardenberg in den Jahren der Reform wie der Reaktion an der Spitze der Geschäfte zu bleiben trotz aller Schwierigkeiten einer Stellung und des Hasses, den ihm die Männer des vollendeten Rückschritts

entgegenbrachten. Bei seinem Ausbeugen und Zurückweichen mochte er die Meinung haben, unter günstigeren Zeitläuften wieder in die alten freisinnigeren Bahnen einlenken zu können; allein das war eine Täuschung; mehr und mehr erlahmte seine Kraft des Widerstandes, mehr und mehr wandte sich die öffentliche Meinung Deutschlands von ihm und seinem Staat ab. Die Partei der Reformfreunde war zerklüftet und gespalten; die entgegengesetztesten Meinungen kämpften widereinander und hinderten einträchtiges Streben. Ob eine Verfassung zweckmäßig sei, welchen Inhalt sie haben solle und wann sie zu erteilen, darüber gingen auch in den Kreisen der Reformfreunde die Ansichten wirr durcheinander.

Reaktionäre Partei am Hof.

Wenn auch der Widerstand Hardenbergs gegen die reaktionäre Strömung immer matter wurde, namentlich seit dem Aachener Kongreß, wo er ganz in die Metternichschen Ideenkreise eindrang, so war es immerhin noch ein Glück und ein Verdienst, daß er, selbst mit schweren Überzeugungsopfern, auf seinem Posten aushielt. Es wurde damit doch soviel erreicht, daß nicht alle Grundlagen der Steinschen Reformzeit wieder aus dem Boden gerissen wurden. Wenn es nach dem Sinn der feudalen Adelspartei gegangen wäre, so wäre die ganze Gesetzgebung seit 1807 widerrufen worden. Der Adel hätte den alleinigen Einfluß im Staat wieder erlangt, die Befreiung des Bauernstandes, die sozialagrarische Reform wären rückgängig gemacht, die schroffe Trennung der Stände hergestellt, die Gewerbefreiheit, die Städteordnung als jakobinische Einrichtungen abgeschafft worden. In der That wurden auch namentlich die Gesetze über die bäuerlichen Verhältnisse und die Landgemeinden durch „Deklarationen" erschüttert und in ihrer Wirksamkeit gelähmt, zu gunsten der Großgrundbesitzer. An der Spitze dieser geschlossenen mächtigen Hof- und Feudalpartei stand der Fürst Wittgenstein, Minister der Polizei, dann des königlichen Hauses, der des Monarchen Vertrauen in hohem Grad besaß, neben ihm Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz, der Bruder der Königin Luise. Der Staatsrat Friedrich Ancillon, früher Erzieher des Kronprinzen, Rat im Auswärtigen Amt, der Verfasser einer Reihe staatsrechtlicher Schriften im absolutistischen Sinn, war die publizistische Autorität dieser Richtung, und auch der soeben als Staatsphilosoph nach Berlin berufene Hegel paßte in das System, indem er mit seiner dürren nüchternen Weisheit der akademischen Jugend ihre christlich-deutsche Begeisterung verleidete und der absolutistischen Richtung das Wort redete. Der pietistische Zug der Zeit, der allerwärts, ganz besonders aber auch am Berliner Hof Eingang fand, ging mit der politisch reaktionären Gesinnung zusammen. Natürlich erfreute sich diese Richtung auch der höchsten Gunst und eifrigsten Unterstützung bei Metternich, der mit Freuden die rückläufige Strömung und das Scheitern der konstitutionellen Staatsordnung in Preußen gewahrte. Ein Gegengewicht hielt der rückwärts drängenden Partei durch seine persönliche Stellung bei dem König der Oberst, später General von Witzleben. In der Besorgnis, seinen Einfluß zu verlieren, umgab sich Hardenberg mit untauglichen Männern, wie

jenem dänischen Grafen Bernstorff, der in den entscheidendsten Jahren deutscher Politik die auswärtigen Angelegenheiten leitete und an der Unterwürfigkeit Preußens unter die österreichische Staatskunst die wesentlichste Schuld trug.

Die preußischen Staatsmänner hatten, wie uns bekannt, auf dem Wiener Kongreß eifrig dafür gewirkt, den deutschen Staaten von Bundeswegen landständische Verfassungen zu sichern, und es herrschte auch in Berlin anfangs ehrlicher Wille, in dem eignen Land mit gutem Beispiel voranzugehen. Es wäre der würdigste Lohn für die Erhebung und Aufopferung des Volks in den Freiheitskriegen gewesen, jetzt die Nationalrepräsentation zu gewähren, die schon Stein als Krönung seines Systems in Aussicht gestellt hatte. Eine in großem freiem Stil und Geist entworfene Verfassung wäre zugleich das beste Mittel gewesen, die bunte Mannigfaltigkeit von Gebieten und Völkerschaften, aus der das neue Preußen bestand, mit dem Gefühl staatlicher Zusammengehörigkeit zu erfüllen, die durch französische Herrschaft entfremdeten, unter dem Krummstab und in unwürdigsten Kleinstaatsverhältnissen aufgewachsenen Rheinländer, die von ihrem alten Vaterland losgerissenen Sachsen, die schwedischen Vorpommern mit der neuen Ordnung zu versöhnen und in der öffentlichen Meinung des deutschen Volks der preußischen Großmacht die Stellung zu bewahren, die sie sich durch die Befreiung des Vaterlandes erworben. Das Werk der Überführung Preußens aus dem monarchischen Absolutismus in konstitutionelle Bahnen schien auf dem besten Weg zu sein. Während des Wiener Kongresses erließ der König als „Pfand des Vertrauens" die berühmte **Verordnung über die zu bildende Repräsentation des Volks**. Danach sollten zum Zweck der Bildung einer Volksvertretung Provinzialstände angeordnet oder wiederhergestellt werden, aus denen die Versammlung der Landesrepräsentation hervorgehen sollte. Die Wirksamkeit der letztern sollte sich auf die Beratung über alle Gegenstände der Gesetzgebung erstrecken, welche die persönlichen und Eigentumsrechte mit Einschluß der Besteuerung betreffen. Zur Organisation der Provinzialstände und der Landesrepräsentation sowie zur Ausarbeitung der Verfassungsurkunde sollte alsbald eine Kommission niedergesetzt werden. Auch in den folgenden Jahren noch wurden diese Versprechungen von einer allgemeinen Verfassungsurkunde und reichsständischen Vertretung wiederholt. Das Volk, namentlich in den Rheinlanden und andern neuerworbenen Gebieten, forderte immer dringender die Erfüllung der Verheißungen.

Die Frage der Repräsentativverfassung.

22. Mai 1815.

Im Januar 1819 wurde **Wilhelm von Humboldt** aus der ehrenvollen Verbannung des Londoner Botschafterpostens ins Kabinett berufen und als „Verfassungsminister" mit der Leitung der ständischen und Kommunalangelegenheiten betraut. Es knüpfte sich daran die Hoffnung, daß es nun mit der Verfassungsfrage Ernst werden sollte, und an Humboldt lag es nicht, wenn diese Hoffnung getäuscht wurde. Trotzdem die Demagogenverfolgung bereits in Blüte stand und die Eröffnung der Karlsbader Konferenzen nahe war, machte sich Humboldt mutig

Die Ministerkrisis des Jahres 1819.

an die Arbeit. Getreu seinem in mehreren Denkschriften niedergelegten Grundsatz, daß eine Repräsentativverfassung die sittlichen Kräfte der Nation erhöhe, den Staat stärke und eine sichere Bürgschaft abgebe sowohl seiner Erhaltung nach außen als seiner fortschreitenden Entwickelung im Innern, nahm er die Ausarbeitung einer Verfassungsurkunde vor. Es wurde ein engerer Ausschuß aus der vor zwei Jahren niedergesetzten Verfassungskommission gebildet. Allein es zeigte sich bald, daß Humboldt mit seinen Ansichten, wenngleich er sich bereits zu einer bloß beratenden Thätigkeit der Reichsstände herabließ, nicht durchzudringen vermochte. Der herrschende Geist in den Regierungskreisen, dem sich auch der mit Humboldt in beständigem Kampf liegende Staatskanzler fügte, wollte nur Provinzialstände. In diesem Augenblick erfolgten die Karlsbader Beschlüsse und es konnte von einer repräsentativen Verfassung in Preußen vorerst nicht mehr die Rede sein. Wir haben schon das bittere Urteil erwähnt, das Humboldt über die Karlsbader Beschlüsse fällte (S. 666). Er verlangte den Widerruf des Beschlusses über die Mainzer Untersuchungskommission, denn kein Minister habe das Recht, preußische Unterthanen fremden Gerichten zu unterwerfen; Graf Bernstorff, der die Vereinbarungen unterzeichnet, müsse deshalb in Anklagestand versetzt werden. Fast das ganze Ministerium stimmte ihm zu. Als aber eine ungnädige Zurechtweisung von seiten des Königs erfolgte, fügten sich die unentschiedeneren und schwankenderen Mitglieder des Kabinetts, wie Altenstein, Klewitz, Kircheisen, Schuckmann. Nur die Minister, in welchen noch die alten guten Traditionen der Befreiungskriege am frischesten fortlebten, Humboldt und Boyen, auch Beyme, der sich ebenfalls der wachsenden Reaktion entgegenstemmte, blieben bei ihrer Ansicht und warnten eindringlich vor der unwürdigen Stellung, in welche Preußen durch die in Karlsbad eingeschlagene Politik geraten müsse, indem es seine Selbständigkeit dem Bundestag oder vielmehr Österreich unterordne. Die Partei der Reaktion am Hof war übermächtig, Hardenberg wurde immer schwächer und matter, der König immer befangener gegen den demagogischen Geist der Zeit. Eine neue Maßregel in bezug auf die Landwehr, welche diese wegen ihres volkstümlichen Charakters verdächtigte Anstalt zur Sicherheit in noch engere Verbindung mit dem stehenden Heer bringen sollte, gab für den Kriegsminister von Boyen und den Chef des Generalstabs v. Grolman den letzten
Dez. 1819. Ausschlag bei dem Entschluß den Abschied zu nehmen. Wenige Tage später folgten Humboldt und der Großkanzler v. Beyme.

Der geistige Druck. Es war der entscheidende Wendepunkt in der preußischen Politik. Eine Weile wurden noch zur Beruhigung der Gemüter Vertröstungen in der Verfassungsfrage gegeben. Noch in einer Verordnung über das Staatsschuldenwesen vom Januar 1820 war von der künftigen reichsständischen Versammlung die Rede. Der Verfassungsausschuß setzte seine Arbeiten fort, aber die freisinnigeren
† 26. Nov. 1822. Mitglieder wurden daraus entfernt. In diesem Augenblick starb Hardenberg. Der greise Staatskanzler hatte seinen Ruhm und seine Zeit überlebt. Den

Reaktionären verhaßt, den Konservativen verdächtig, hatte er auch bei den Liberalen, die zudem von dem Ernst seiner Verfassungsarbeit nichts wußten, durch den Kleinmut seiner letzten Lebensjahre alles Ansehen eingebüßt. Der Tod Hardenbergs gab der Rückschrittspartei vollends freie Hand; die Demagogenverfolgungen wurden immer maßloser betrieben; eine neue Zensurverordnung stellte selbst die Karlsbader Beschlüsse weit in Schatten, indem sie alles mit Unterdrückung bedrohte, was wider Religion, Moral und gute Sitten verstieß, die Würde und Sicherheit der Regierung gefährdete, die Erschütterung der monarchischen Verfassung bezweckte, Mißvergnügen der Unterthanen gegen ihre Obrigkeiten anzuregen vermöchte. Das Amt eines Staatskanzlers wurde nach Hardenbergs Tod nicht wieder besetzt; sein Geschäftskreis wurde zum Teil dem reaktionären Minister von Voß-Buch zugeteilt, und nach dessen baldigem Tod folgte eine königliche Selbstregierung durch Fachminister ohne leitenden Staatsmann. Die Beschlüsse des Bundestags zur Beschränkung des freien Staatslebens in den konstitutionellen Ländern, zur Schärfung der Zensur, zur Überwachung der periodischen Presse und des Buchhandels wurden meistens von Preußen beantragt oder doch unterstützt. An strenger Überwachung der Kirche, Schule und Presse gab Preußen dem österreichischen Regierungssystem wenig nach. Die Universitäten standen unter sorgsamer Aufsicht der Regierung; die Lehrfreiheit wurde durch das Verbot gegen den Besuch mancher Hochschulen, wie Jena und Tübingen, sowie durch die Einstellung mißliebiger Vorträge vielfach beeinträchtigt; das Unterrichtswesen unterlag der strengsten Beaufsichtigung. Die Zeitungspresse wurde nicht nur durch die Zensur und Nachzensur aufs äußerste beschränkt, sondern es durften auch innere Angelegenheiten keiner kritischen Beleuchtung unterworfen werden, und gefährlich scheinende Bücher kamen nicht in den Buchhandel. Kirche und Glaubenslehre unterlagen einer genauen Überwachung, wie es der vorherrschend religiösen Richtung des Königs entsprach; keine Abweichung von der evangelischen Unionsurkunde wurde geduldet.

Errichtung der Provinzialstände.

Jetzt reifte auch der Entschluß, die reichsständische Frage bis zu einer spätern Zukunft zu vertagen. Der Versuch einer besondern Kommission, durch Schaffung einer neuen Landgemeinde- und Kreisordnung einen festen Unterbau für eine gesamtpreußische Verfassung zu errichten, mißglückte und ergab nur die großen Schwierigkeiten und das Unreife der damaligen Zustände. Die Männer der Reaktion, die Verehrer der altständischen Einrichtungen wußten den König immer mehr gegen das konstitutionelle Wesen als die Ausgeburt eines revolutionären undeutschen Liberalismus einzunehmen. Das Gesetz über Anordnung der Provinzialstände machte dem Traum der Nationalvertretung ein Ende. *5. Juni 1823.* Mit Verkennung aller thatsächlichen Verhältnisse und Bedürfnisse wurde hierdurch ein mittelalterlich ständisches Prinzip, gegründet auf die gesonderten Volksklassen eines Herren-, Ritter-, Bürger- und Bauernstandes, mühsam wieder ins Leben gerufen, soweit dieses Scheindasein ein Leben war, und anstatt des

energischen Bewußtseins von einem Gesamtstaat ein provinzieller Sondergeist, eine partikularistische Stammesverschiedenheit groß gezogen, welcher entgegenzuwirken gerade die Aufgabe einer weisen und zeitgemäßen Staatskunst hätte sein müssen. Ein ganz lebensunfähiges Institut, mit Verkennung aller politischen und sozialen Thatsachen der Gegenwart, wurde damit geschaffen und dem Volk als Erfüllung der feierlichen Verheißungen von einer Verfassung dargeboten. Statt eines Gesamtstaats stellte sich ein loses Gefüge von Landschaften, statt eines allgemeinen Staatsbürgertums eine dem wirklichen Leben und den Begriffen der Zeit widerstrebende Trennung nach Ständen und Klassen dar, wobei, wie Stein sich ausdrückte, Adelstolz, Bürgerneid und Bauernplumpheit recht entschieden gegeneinander auftraten. Der innern Lebensunfähigkeit dieser Einrichtung entsprachen die ihr eingeräumten Befugnisse. Die Provinzialstände hatten eine lediglich beratende Stimme bei der allgemeinen Gesetzgebung, und auch in provinziellen Angelegenheiten eine sehr beschränkte Zuständigkeit, keine Mitwirkung bei der Führung des Staatshaushalts; ihre Verhandlungen waren geheim, und damit jede fruchtbare Anregung auf das Volk ausgeschlossen; ihre Zusammensetzung nach den vier Klassen der standesherrlichen Familienhäupter, der Abgeordneten der Großgrundbesitzer, der Städte und der kleinen ländlichen Besitzer, war noch dadurch eingeschränkt, daß Grundeigentum die Vorbedingung der Standschaft war; die städtischen Vertreter mußten neben dem Grundbesitz auch noch ein bürgerliches Gewerbe treiben oder eine Stelle im Magistrat einnehmen. Der Großgrundbesitz, der fast ausschließlich in den Händen des Adels war, beherrschte diese Vertretungen in der unbilligsten Weise; die gelehrten Stände, das bewegliche Vermögen waren fast unvertreten; die liberale Gesinnung, die sich immer weiterer Kreise des mittlern Bürgertums auch in Preußen bemächtigte, kam nicht zum Wort. Dabei war keine Verpflichtung zu regelmäßiger Einberufung gegeben. „So endigten die preußischen Verfassungswehen nach achtjährigem Verlauf mit einer Fehlgeburt unter österreichischen Ammendiensten.“ Auch die in den folgenden Jahren erlassenen Kreisordnungen für die verschiedenen Provinzen trugen den Ansprüchen auf Selbstverwaltung nur sehr wenig Rechnung und räumten den Rittergutsbesitzern ein unbilliges Übergewicht ein. An eine zweckmäßige Neuordnung des Landgemeindewesens war gar nicht mehr zu denken. Die Verhandlungen und Ergebnisse der Provinziallandtage, die in den zwanziger Jahren stattfanden, waren auch keineswegs geeignet, die Teilnahme des Volks wachzurufen. Das Standesinteresse, insbesondre des großen Grundbesitzes, trat übermächtig in den Vordergrund; feudal-reaktionäre Vorschläge auf allen Gebieten des geselligen und wirtschaftlichen Lebens tauchten auf, aber wenig fruchtbare Anregungen zu politischer Reform. Die Regierung ließ auch die meisten Beschlüsse gänzlich unberücksichtigt. Ein frisches Leben zeigte sich nur bei den rheinischen Ständen, namentlich als der Gedanke, das Napoleonische Gesetzbuch und die französische Gerichtsverfassung mit den Schwurgerichten abzuschaffen und das

preußische Landrecht einzuführen, eine allgemeine oppositionelle Bewegung erzeugte, der gegenüber denn auch der Plan fallen gelassen wurde. Die Verurteilung des wegen Mordes angeklagten Kölner Kaufmanns Fonk auf Grund sehr zweifelhafter Beweise, ein Prozeß, der jahrelang die Gemüter in heftiger Aufregung hielt, gab den Gegnern der Schwurgerichte, deren Gebrechen dabei scharf hervortraten, viel Stoff zu Angriffen gegen dies Institut und das rheinische Sonderrecht.

Wenn in der großen staatlichen Grundfrage der Verfassung und Volksvertretung die Regierung Friedrich Wilhelms III. ihre Aufgabe traurig verkannte, wenn sie die freie Bewegung der Geister in enge Fesseln schlug, so war sie darum doch nicht unfruchtbar an gesunden und ersprießlichen Reformen auf verschiedenen Gebieten des Staatslebens. Die gewissenhafte, redliche und verständige Arbeit des preußischen König- und Beamtentums verleugnete sich auch in dieser Periode der Reaktion nicht. Wenn irgendwo, so ließ in Preußen ein aufrichtig das Beste des Allgemeinen erstrebender Absolutismus die Mitwirkung des Volks am Staatsleben einigermaßen verschmerzen. Man mochte immerhin über die Anmaßlichkeit der Büreaukratie, die Heimlichkeit ihrer Arbeit, den absprechenden Ton ihrer gebieterischen Amtssprache sich ärgern oder spotten: es war doch viel Einsicht, Tüchtigkeit und redlicher Wille in dieser Beamtenhierarchie. Noch besaß Preußen als Errungenschaft aus der unglücklichen und doch für den Staat so großen Zeit der fremden Vorherrschaft volkstümliche Einrichtungen, die es über viele andre Länder emporhoben: einen von Grundlasten großenteils entfesselten Boden, einen freien besitzenden Bauernstand, ein des Zunftzwangs lediges Gewerbe, ein tüchtiges Bürgertum mit weitgehender kommunaler Selbstverwaltung, eine im Volk wurzelnde Wehrverfassung. Die Fundamente dieser Einrichtungen waren sicher und fest genug gelegt, um auch einem feindseligen Geist zu widerstehen, und der König war doch zu einsichtig, um an den Grundlagen der Stein-Hardenbergschen Gesetzgebung rütteln zu lassen. Die rückschrittlichen Tendenzen, die oft in einem wunderbaren Widerstreit mit einsichtsvollen Reformbestrebungen lagen, konnten doch manchen zeitgemäßen Fortschritt auf verschiedenen Gebieten des öffentlichen, namentlich des wirtschaftlichen Lebens nicht hindern. Es war ein glänzender Beweis der staatlichen Leistungsfähigkeit und Kraft Preußens, daß die vielzersplitterten, von den größten Stammesgegensätzen erfüllten, in den verschiedenartigsten Formen des Rechts und des Lebens sich bewegenden Gebietsteile, mit denen die Monarchie aus der Napoleonischen Zeit hervorgegangen war, sich trotz aller politischen Fehler der Regierung zu einem einheitlichen Gemeinwesen auch innerlich verbanden und als Glieder eines Staates fühlen lernten. Auch in den widerwilligsten Landesteilen, wo man anfangs mit Haß und Verachtung auf das Preußentum blickte, erkannte man bald die Wohlthaten einer einsichtigen, kräftigen, von großen Gesichtspunkten geleiteten Staatsverwaltung.

Reform und Reaktion im Widerstreit.

Die Wehrverfassung Boyens. Die nächste Aufgabe war in Preußen allezeit die Erhaltung des Heerwesens auf festen Grundlagen. Die großen volkstümlichen Militärschöpfungen der Befreiungskriege wurden jetzt zu dauernden Einrichtungen erhoben, die im wesentlichen noch heute bestehen und sich in Krieg und Frieden trefflich bewährt haben. (3. Sept. 1814.) Die allgemeine Wehrpflicht wurde zum festen Grundgesetz der Kriegsverfassung gemacht, die Landwehr sorgsam fortgebildet. Es war das Verdienst des Kriegsministers von Boyen (Boyen † 1848), dem Werk Scharnhorsts und Gneisenaus, den Grundsätzen, die in dem berühmten Buch des Obersten Rühle von Lilienstern „Vom Kriege" geistvoll und edel entwickelt waren, Bestand und Dauer auch über die Kriegsjahre hinaus zu sichern. Getreu dem alten Wort Friedrich Wilhelms I.: Jeder Eingeborne ist zur Verteidigung des Vaterlandes verpflichtet, ward allen Wehrfähigen für neunzehn Jahre die Waffenpflicht auferlegt, fünf Jahre im stehenden Heer, darunter drei Jahre bei der Fahne, zwei Jahre als beurlaubte Reservisten, dann je sieben Jahre beim ersten und zweiten Aufgebot der Landwehr. Die stehende Armee war die militärische Schule des Volks; aus ihr ging die Landwehr hervor und stand mit ihr in enger Verbindung, nicht ein unbrauchbares Milizsystem, sondern kriegsgeübte, wohlausgebildete, auch außerhalb der Landesgrenzen verwendbare Truppen. Endlich umfaßte der für die äußersten Notfälle vorgesehene Landsturm alle irgend Waffenfähigen vom siebzehnten bis zum fünfzigsten Jahr. Die sich selbst ausrüstenden Söhne der gebildeten Stände blieben nur ein Jahr bei der Fahne. Auf diesen Grundlagen erwuchs das preußische Volksheer, eine Erziehungsschule körperlicher und geistiger Zucht, sittlicher Hebung und militärischer Tüchtigkeit, wie sie nie wieder erreicht worden. Es war zugleich die einzige Art, wie Preußen seine Stellung als militärische Großmacht aufrecht halten konnte, ohne doch unter den finanziellen Schwierigkeiten seiner damaligen Lage zu Grunde zu gehen.

„Noch nie," sagt v. Treitschke, „hatte ein moderner Staat in Friedenszeiten so harte Forderungen an sein Volk gestellt; die Blutsteuer, welche Preußen seinen Bürgern auferlegte, war unleugbar schwerer als alle andern Steuern zusammengenommen. Selbst die Anhänger der allgemeinen Wehrpflicht wollten kaum ihren Ohren trauen, als sie erfuhren, daß alle Männer bis zum neununddreißigsten Jahr, allerdings bei völlig freier Wahl des Wohnsitzes wie des Berufs, sich zum Waffendienst bereit halten sollten. Es war ein radikaler Bruch mit allen Neigungen und Vorurteilen einer friedlich erwerbenden Gesellschaft, ein Wagnis ohne jeden Vorgang, das nur darum gelingen konnte, weil der Stamm der Landwehr bereits vorhanden war und die hochherzige Erregung der Kriegszeit noch nachwirkte. Der Staat wurde nun erst diesem staatlosen Geschlecht lebendig, wie den Bürgervölkern des Altertums, trat mit seiner begeisternden Majestät und seiner herben Strenge in jedes Haus hinein. Der alte, mit dem Wesen dieses Staats fest verwachsene Gedanke Friedrich Wilhelms I. fand endlich die Gestaltung, welche den demokratischen Anschauungen des neuen Jahrhunderts entsprach und doch der unzerstörbaren Aristokratie der Bildung gerecht wurde." Aber auch an der volkstümlichen Gestaltung des Heerwesens, der allgemeinen Dienstpflicht, welche die Armee in zu nahe Berührung mit dem Volk bringe, dem Institut der Land-

mehr, die eine wahre Volksbewaffnung sei und sich dem Zügel des Fürsten entziehen könne, rüttelte das Mißtrauen der reaktionären Partei, zum Glück ohne nachhaltigen Erfolg.

Die Fortschritte in der innern Verwaltung.

Die innere Landesverwaltung erfuhr manche verständige Reform. Eine neue Gliederung des Landes in Provinzen, Regierungsbezirke und landrätliche Kreise wurde vorgenommen, dem Staatsministerium als höchste beratende Behörde in Gesetzgebungssachen ein Staatsrat zur Seite gesetzt. (20. März 1817.) Eine gewissenhafte und sparsame Finanzpolitik, deren Heimlichkeit zum erstenmal im Jahr 1829 (Finanzverwaltung.) durch Veröffentlichung des Hauptfinanzetats enthüllt wurde, milderte die schweren Steuerlasten, die seit den Kriegszeiten das Land bedrückten, verminderte die Staatsschuld, stellte einen geregelten Haushalt her und gewährte die Mittel, dem Daniederliegen aller Erwerbszweige, den Notständen in Landbau und Industrie, Abhilfe zu schaffen, den gewaltigen Ansprüchen, die an die aufbauende Thätigkeit des Staats nach soviel Zerrüttung und Verwüstung gestellt wurden, gerecht zu werden. Wenn auch im Steuerwesen noch lange eine nach Provinzen, Ständen und herkömmlichen Rechten abgemessene, den geringen Mann schwer drückende Verschiedenheit herrschte, so waltete doch das Streben, möglichste Gleichmäßigkeit anzubahnen und verständige Reformen vorzunehmen. Ein Gesetz über die Einrichtung des Abgabenwesens stellte die Grundlagen des preußi- (30. Mai 1820.) schen Steuersystems auf ein Menschenalter hinaus fest und hob alles auf, was von alten Oktrois, Verbrauchsabgaben, Personen- und Gewerbesteuern in den einzelnen Landesteilen noch übrig war; der Schwerpunkt lag in der neuen Klassensteuer. Freilich erregten diese Neuerungen, die mit so vielen gewohnten Sondereinrichtungen aufräumten und eine Steuererhöhung von 5 Millionen Thaler in sich schlossen, viele Mißstimmung, aber sie waren notwendig, um gesunde finanzielle Grundlagen zu schaffen. Ein neues Münzgesetz stellte die Einheit im (5. Sept. 1821.) Münzwesen her.

Gesetz vom 26. Mai 1818. Zoll-, Handels- und Wirtschaftspolitik.

Alle inneren Zoll- und Accisenlinien wurden aufgehoben, die Zölle nur an die Grenze verlegt, eine gemäßigte Handelsfreiheit zu einem von da an lange Zeit feststehenden Grundsatz der preußischen Wirtschaftspolitik gemacht und damit der Einigung Deutschlands wenigstens auf diesem Gebiet der materiellen Interessen erfolgreich vorgearbeitet. Männer, wie der gedankenreiche, energische, kühn durchgreifende Finanzminister von Motz und sein Nachfolger, der Generalsteuerdirektor Karl Georg Maaßen, haben sich durch Geltendmachung dieser freieren handelspolitischen Grundsätze, die in der Folge zur Gründung des Zollvereins führten, und durch eine vortreffliche Finanzverwaltung, welche das Gleichgewicht im Staatshaushalt herstellte, dauernde Verdienste erworben. Der von der Ermäßigung des Schutzzollsystems vielfach befürchtete Rückgang in Handel und Industrie trat keineswegs ein, vielmehr nahm das ganze wirtschaftliche Leben einen ungeahnten Aufschwung. Die Gewerbsamkeit kam unter der Fürsorge und Leitung des genialen Beuth, der die neue Zeit im Wirtschaftsleben

vollkommen erkannte, zu hoher Blüte. Er war für die preußische Industrie und Technik ebenso ein Reformator, wie Thaer kurz zuvor für die Landwirtschaft. Das Postwesen wurde durch die Thätigkeit des Generalpostmeisters von Nagler (S. 671) auf eine hohe Stufe der Vollendung für damalige Zeiten gebracht. Handels- und Schiffahrtsverträge, Straßen- und Hafenanlagen förderten Handel und Verkehr. Auch an der freien Agrargesetzgebung wurde rüstig fortgebaut;
1820. bedeutsame Gesetze über die Ablösung der bäuerlichen Lasten für die Länder zwi-
1821. schen Elbe und Rhein und über die Gemeinheitsteilungen stammen aus jener Zeit.

Justiz. Die preußische Justiz behauptete selbst in diesen Reaktionszeiten ihren alten guten Ruf strenger unparteiischer Rechtspflege. Freilich behielt man im Gerichtswesen das alte schriftliche und geheime Verfahren bei und bemühte sich nicht, durch Eingehen in den Geist der Zeit, der auf Öffentlichkeit, Mündlichkeit und Geschworne drang, das Zutrauen des Volks zu erhöhen; vielmehr bekundete man eine gewisse Abneigung gegen diese am Rhein heimischen volkstümlichen Institutionen. Der „eximierte Gerichtsstand" und die „Patrimonialgerichtsbarkeit" der Bevorrechteten standen der Rechtsgleichheit aller Staatsbürger hemmend im Weg. Allein was die Einrichtungen noch vermissen ließen, ersetzte der gerechte ehrenfeste Geist des preußischen Richterstandes, den auch die Regierung im ganzen achtete und nicht anzutasten suchte.

Unterrichtswesen. Merkwürdig ist, daß trotz allen Polizeidrucks, der in der häßlichen Zeit der Demagogenverfolgung auf dem geistigen Leben lastete, selbst das preußische Erziehungswesen nicht in Erstarrung oder Rückschritt geriet. Das Unterrichtswesen wurde in jener Periode durch den Freih. Karl zum Altenstein, den ersten Leiter des aus dem Ministerium des Innern abgezweigten Kultusministeriums, in einer langen Amtsverwaltung (1817—1838, † 1840) auf das fruchtbarste gefördert. Bildung, Wissenschaft und Kunst verdanken diesem Staatsmann die ersprießlichste Fürsorge. In unausgesetztem Kampf mit der Finanznot, mit dem rückschrittlichen Geist der Zeit, mit Widerwärtigkeiten aller Art, hat Altenstein das preußische Unterrichtswesen in Volksschule, Gymnasium und Universität zu einer hohen Stufe der Blüte gebracht; seiner wohlwollenden und milden Verwaltung war es vorzugsweise zu danken, daß die Hochschulen unter dem erstarrenden Hauch der Karlsbader Beschlüsse nicht ganz verkümmerten. In Bonn erstand (1818) eine neue Universität, welche die Aufklärung und wissenschaftliche Bildung in den katholischen Rheinlanden mächtig förderte; die Hochschule Halle, mit der die alte verfallene Lutheruniversität Wittenberg vereinigt ward, wurde reorganisiert und blühte rasch auf; die Zahl der Gymnasien, Volksschulen und andern Lehranstalten wuchs mit jedem Jahr. Geistvolle, tüchtige Männer wie Süvern und Nicolovius standen dem Minister zur Seite. Auch den Entwurf eines „allgemeinen Gesetzes über die Verfassung des Schulwesens" stellte Altenstein bereits auf, eine Aufgabe, die fortan fast alle seine Nachfolger bis auf den Kultusminister Falk wieder aufnahmen, ohne daß sie bis heute gelöst worden wäre.

Wir ersehen aus allem dem, daß auch in dieser so vielverschrieenen und dem preußischen Ansehen in Deutschland so verhängnisvollen Reaktionszeit doch mancher ersprießliche Keim gelegt ward, daß selbst der dürre rauhe Boden der preußischen Geschichte nach dem Wiener Kongreß nicht ganz die Frucht versagte. Die Zeit gehört sicherlich nicht zu den Ruhmesperioden der norddeutschen Großmacht, aber sie ist damals und später vielleicht noch über Gebühr geschmäht worden, weil die Erwartungen, die man auf das Preußen der Befreiungskriege gesetzt, auf das höchste Maß gespannt waren und dann freilich enttäuscht wurden. Schluß.

7. Mittlere und kleinere Staaten Norddeutschlands.

Die Politik der Rückkehr zu den alten Staatszuständen oder der Erhaltung derselben zeigte sich übereinstimmend in fast allen norddeutschen Staaten, mochten die Fürsten in der Napoleonischen Zeit vertrieben gewesen sein, wie in Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Kassel, oder sich behauptet haben, wie die Landesherren von Mecklenburg, Sachsen, den thüringischen Staaten, mochten es große oder kleine, monarchische oder republikanische Gebiete sein. In die veraltete Gesellschafts- und Staatsordnung der kleinen norddeutschen Länder drangen die Fluten der politischen Bewegung nur wenig ein und störten nur selten die Ruhe des altständischen Stilllebens. An Sachsens politischem Leben und innerer Verfassung gingen die Stürme der Napoleonischen Zeit fast spurlos vorüber, ebenso wie die Verstümmelung, die der Wiener Kongreß vornahm. Obschon in dem gewerbfleißigen regsamen Land die sozialen Vorbedingungen zu einem fortgeschritteneren öffentlichen Leben vorhanden gewesen wären, herrschte doch unter der langen Regierung des alten Friedrich August, der die gewaltigsten Schicksalswandlungen über sich hatte ergehen sehen, und dem allmächtigen Minister Graf Einsiedel, einem streng pietistischen und aristokratischen Mann, ein stumpfes politisches Stillleben, als die Ruhe wiedergekehrt war. Unter ganz modernen bürgerlichen Erwerbsverhältnissen erhielt sich hier eine starre und versteinerte Herrschaft des Adels, die bei der geringen politischen, sozialen und wirtschaftlichen Bedeutung der Aristokratie noch weniger als anderswo berechtigt war. Der König, ein altväterischer und wohlwollender, an hergebrachten Ordnungen und kleinlichen Äußerlichkeiten festhaltender Herr, erfreute sich der größten Anhänglichkeit im Land, das mit ihm und durch ihn soviel gelitten. Eine patriarchalisch-landesväterliche Regierung, ersprießliche wirtschaftliche Verhältnisse, gewerblicher Aufschwung trösteten über die Versumpfung der politischen Zustände; von einer auf Reformen dringenden Volksstimmung war wenig zu bemerken. Die neue Souveränität der Napoleonischen Zeit war nicht benutzt worden, die alte Verfassung umzustürzen; ebensowenig wurde jetzt in der Restaurationsperiode eine Änderung vorgenommen. Kaum daß es im Jahr 1817 zu einem vereinigten Landtag der sogenannten erbländischen Landschaft mit den

1. Sachsen.

Friedrich August I. 1768–1827.

Ständen der bei Sachsen gebliebenen Teile der Oberlausitz, der Stifter Merseburg und Naumburg kam. Auf diesem gänzlich verrosteten und vertrockneten Landtag herrschte die kleinlichste unfruchtbarste Eifersucht und Absperrung der einzelnen Stände gegen einander, der Prälaten, Grafen, Ritter, Städte, die in völlig gesonderten Abteilungen berieten, ein unmäßiges Überwuchern des Adels, die unbilligste Ausschließung der weitesten und sozial bedeutendsten Volksklassen von der Landtagsfähigkeit, eine Privilegienwirtschaft, so starr und ungerecht wie nur irgendwo in Deutschland. Dabei eine beispiellos schleppende Geschäftsbehandlung, welche die wichtigsten Angelegenheiten jahrzehntelang in der Schwebe ließ. Ein halbes Jahrhundert lang zog sich die dringend nötige Reform der Prozeßordnung hin, ohne zum Abschluß kommen zu können. Die altadlige Ritterschaft schloß die neuadligen und bürgerlichen Gutsbesitzer von der Vertretung auf dem Landtag aus; das Bürgertum war nur durch Stadträte vertreten, die sich selbst ergänzten und in ihrer Abschließung von einer freien Repräsentation der Bürgerschaft weit entfernt waren. Höchstens die kirchlichen Fragen, die bei den zunehmenden Übergriffen und wachsenden Ansprüchen der katholischen Geistlichkeit, sowie ihrer Begünstigung seitens der Regierung den religiösen Frieden störten, regten diese Stände bisweilen auf und riefen die Teilnahme des Volks an ihren Verhandlungen wach. Was im sächsischen Landtag möglich war, zeigte der in vollem Ernst gestellte Antrag, den Bauern durch ein Gesetz den Anbau der Sommerfrüchte zu beschränken zum Besten der Herden der Rittergüter. Dienstzwang, Fronden, Patrimonialgerichte drückten die Bauern aufs schwerste. Bei allem Haß auf das benachbarte Preußen, dem der Raub an sächsischem Land lange nicht verziehen wurde, konnte man sich der Einsicht, daß dort weit bessere Zustände im öffentlichen und wirtschaftlichen Leben herrschten, nicht verschließen. Erst im Gefolge der Julirevolution wurden ernstliche Schritte zu einer Reform dieser völlig erstarrten Verfassung und Re-
Anton I. 1827–1836. gierung gethan, namentlich als König **Anton**, der Bruder Friedrich Augusts I., ein bereits zweiundsiebzigjähriger, frommer und gutmütiger, aber schwacher und
1830. unthätiger Herr, seinen Neffen Friedrich August II. zum Mitregenten annahm. Die kirchlich-reaktionäre Richtung König Antons, die sich in der Aufnahme der Jesuiten, in der Begünstigung katholischer Kirchen und Schulen, in der Förderung aller ultramontanen Bestrebungen kund gab, erschütterte nachgerade selbst die Loyalität dieses gutprotestantischen Volks.

2. Hannover. Schroff und gewaltsam trat die Restauration in **Hannover** auf, das auf dem Wiener Kongreß die Königskrone annahm, ohne darum aber eine selbständigere Stellung in der Personalunion mit England zu gewinnen. Die Verbindung mit Großbritannien brachte diesem Land keinen Nutzen; es durfte nur sein Blut in den Kriegen der überseeischen Großmacht darbringen und schöpfte aus seinem Verhältnis zu derselben eine anspruchsvolle Selbstgenügsamkeit. Die Landesherren kamen fast nie in ihre deutschen Stammsitze. Als das Land aus

den Napoleonischen Stürmen wieder hergestellt war, wurden die Einrichtungen der westfälischen und französischen Zeit, auch die wohlthätigen und zweckmäßigen, abgeschafft und die mächtige Adelskaste setzte sich wieder in ihren alten Privilegien fest. Die französischen Gesetzbücher, Justizeinrichtungen, Domänenveräußerungen wurden widerrufen, die bäuerlichen Ablösungsgesetze beseitigt, die Steuerprivilegien, Patrimonialgerichte und sonstigen Adelsrechte, die veralteten Stadtverfassungen und Zunftordnungen, die landschaftlichen Verschiedenheiten im Steuer- und Zollwesen, in provinziellen Verfassungen und Ständeversammlungen hergestellt, das heimliche Gerichtsverfahren samt der Folter, die Vermischung von Justiz und Verwaltung, die Binnenmauten zurückgeführt. Das Gewerbe lag danieder, der Bauer war rechtlos und gedrückt; Büreaukratie und Adelsoligarchie vermochten alles. Die Regierung ließ sich von dem reaktionären Eifer des Adels immer mehr fortreißen. Graf Münster, der als hannöverscher Minister bei dem Prinz-Regenten in London waltete, ging immer weiter in die reaktionären Ideenkreise des englischen Torykabinetts ein und war in aristokratischen Vorurteilen ganz befangen, ein Bewunderer der altständischen Ordnungen. Auch Rehberg, ein einsichtiger und trotz streng konservativer Anschauungen gegen die Schäden der Verfassung sich nicht verschließender Staatsmann, war doch gegen die demokratischen Bestrebungen der Zeit zu sehr eingenommen, und hatte nicht die nötige Kraft, um einer übermächtigen Strömung zu widerstehen; er wollte höchstens ganz langsam und schrittweise, nicht aber mit energischem Eingreifen reformieren. Eine ganz büreaukratische Organisation der Staatsverwaltung, ein Übermaß von Beamten und Behörden, schleppender und schwerfälliger Geschäftsgang in Administration und Justiz, die Abtrennung der Domänen vom Staatsvermögen, Steuerbefreiung des Adels, die Entartung des Staatsdienstes zu einem Pfründensystem einer engen geschlossenen Kaste, zeichneten Hannover vor andern deutschen Ländern aus. Das „historische Recht" wurde sorgsam gewahrt, nur da nicht, wo es, wie in dem neuerworbenen Ostfriesland, galt, eine alte berechtigte Freiheit und Selbständigkeit auf volkstümlichen Grundlagen zu brechen. Die Notwendigkeit, eine gewisse Zentralisation und Einheit der Staatsordnung herzustellen, trat freilich bald so deutlich zu Tage, daß schon im Jahr 1814 die Vereinigung der verschiedenen Provinzialstände zu einem provisorischen allgemeinen Landtag angeordnet wurde, die Ungleichheit und Unbilligkeit der Vertretung wurde damit aber nicht beseitigt. Die Konstitution vom Jahr 1814 beruhte ganz auf den alten feudalen Prinzipien; auch blieben daneben die alten Provinzialstände bestehen. Der provisorische Landtag, der sich mehrere Jahre lang versammelte, war ganz in den Händen des Adels, er war ohne irgend welche Abgrenzung seiner Rechte, Befugnisse und Aufgaben und entwickelte eine gänzlich unfruchtbare Thätigkeit, indem abwechselnd die Adelsoligarchie und die Regierung einen zeitgemäßen Fortschritt hemmten. Die Verhandlungen wurden geheim gehalten, und es war bald auch niemand mehr neugierig, zu erfahren,

was hier vorging. Die Adelskaste hintertrieb Reformen wie die Trennung der Verwaltung und Justiz, die Maß- und Münzeinheit, die Aufhebung der Patrimonialgerichte, die Regierung ihrerseits wies das Bestreben zurück, die Einkünfte der Domänen der ständischen Kontrolle zu unterwerfen und dieselben zur Deckung der Staatsbedürfnisse heranzuziehen. Nur im provinziellen Schulden- und Steuerwesen wurde ein großer Schritt zu der dringend notwendigen Vereinheitlichung gethan. Die provisorische Ständeversammlung wurde 1819 aufgehoben und unter dem Einfluß der schroffsten Adelspartei das Patent über

7. Dez. 1819. die neue Gestalt der Landtagsversammlung erlassen. Die Ständeversammlung sollte danach aus einer ersten standesherrlich-ritterschaftlichen und einer zweiten Kammer bestehen, die im wesentlichen aus städtischen und bäuerlichen Vertretern zusammengesetzt war; die Städte aber waren thatsächlich, da keine Diäten bezahlt wurden, meist durch Beamte der Residenz vertreten. Auch diese Landtage, auf Grund des Patents vom 7. Dezember und ganz feudalen Prinzipien beruhend, hatten nur unfruchtbaren und unerquicklichen ständischen Hader, aber wenig Fortschritte in zeitgemäßer politischer Entwickelung aufzuweisen. Die ganze ständische Geschichte von Hannover bis zum Jahr 1830 ist im wesentlichen nichts als eine Geschichte des Steuerwesens. Die Anteilnahme des Volks an den Verhandlungen schwand auf das allergeringste Maß; dafür aber nahm der Mißmut über die öffentlichen Zustände immer mehr überhand. Ein frischerer Zug kam auch in die trostlose hannöversche Verfassungsangelegenheit erst mit der Julirevolution.

3. Braunschweig. Friedrich Wilhelm † 1815. Vormundschaftliche Regierung. 1815–1823.

Wohlwollend und gemäßigt schritt die Restauration in Braunschweig vor. Für den unmündigen Sohn des bei Quatrebras gefallenen Herzogs Friedrich Wilhelm, Karl, übernahm der Prinz-Regent von England, nachmals König Georg IV., die vormundschaftliche Regierung. Zwar wurde auch hier die französische Gesetzgebung aus der westfälischen Zeit großenteils abgeschafft, allein der leitende Minister, Graf Schulenburg-Wolfsburg, traf dabei viele wohlthätige Einrichtungen in verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung und für das ma-

25. April 1820. terielle Gedeihen des Landes. Es wurde auch eine „erneuerte Landschaftsordnung“ erlassen, welche den Grundsätzen einer Repräsentativverfassung und eines wirklichen konstitutionellen Systems sich mehr annäherte, als die verrottete Feudalverfassung in dem welfischen Nachbarland, wenngleich auch sie dem Adel einen ungebührlich starken Anteil an der Landesvertretung einräumte. Im Jahr

Herzog Karl. 1823–1830. 1823 endigte die vormundschaftliche Regierung und der junge Herzog Karl, ein schlechterzogener, unbesonnener, eigenwilliger, eitler und autokratischer Fürst von den widerspruchvollsten Charaktereigenschaften, begann ein schroffes Regiment der Gegenrevolution nach Metternichschen Einflüsterungen. Er setzte ein herzogliches Kabinett neben dem Ministerium ein, unterließ die Berufung der Stände, bestritt die Rechtskraft der Verwaltungshandlungen der vormundschaftlichen Regierung und der neuen Landschaftsordnung, griff eigenmächtig in den Rechtsgang

ein, ließ sich die schnödeste Justizverweigerung zu schulden kommen, behandelte die Domänen und Staatseinkünfte, über die er in ungerechtester und willkürlichster Weise verfügte, als Privateigentum, rief unwürdige und unfähige Günstlinge in seinen Rat und erging sich in unbesonnenen, leidenschaftlichen Fürstenlaunen. Der Geheimrat von Schmidt-Phiselbeck, der während der Vormundschaft eine der hervorragendsten Stellen in der Regierung eingenommen, wurde in gehässigster Weise verfolgt, bis er in Hannover Zuflucht suchte. Der maßlos heftige, in öffentlichen Schmähschriften ausgefochtene Streit des Herzogs mit seinem Vormund Georg IV. von England, der schon durch die unwürdige Behandlung seiner braunschweigschen Gemahlin ein Zerwürfnis zwischen den beiden Linien des welfischen Hauses hervorgerufen, die Vormundschaft widerrechtlich verlängert und durch andre Handlungen, wie durch die Verweigerung der Auslieferung des flüchtigen Schmidt-Phiselbeck, dem unbesonnenen Jüngling gerechten und ungerechten Anlaß zu Beschwerden gegeben, erregte das größte Ärgernis und nötigte den Bundestag zum Einschreiten. Gleichzeitig riefen auch die braunschweigschen Stände in ihrem Hader mit dem Herzog die Entscheidung des Bundes an. Der Unmut im Land, namentlich auch unter den höhern Ständen und Beamten, über diese innere Mißregierung, über die Despotenlaunen eines Fürsten, dessen kleinliche Bosheiten oft an der Zurechnungsfähigkeit seines Verstandes zweifeln ließen, dessen zuchtloses Leben allgemeines Ärgernis gab, stieg immer höher und bald trieb ihn, wie wir sehen werden, die durch die Julirevolution erzeugte Bewegung aus dem Land und vom Thron.

Bis zum Zerrbild entstellt trat die Gegenrevolution in Kurhessen auf, das unter den letzten entarteten Gliedern des Hauses Brabant mehr als irgend ein andres deutsches Land zu leiden hatte. Wir haben früher (S. 481) erwähnt, wie der siebzigjährige Kurfürst Wilhelm I., ein harter despotischer und maßlos habgieriger Fürst, den begeisterten Jubel belohnte, mit dem das treue Volk den Vertriebenen nach der Fremdherrschaft der westfälischen Zeit empfing. Es begann ein empörendes Regiment der Willkür und Unterdrückung. Die ganze Zeit seit 1806 wurde einfach als nicht gewesen betrachtet; die französisch-westfälische Gesetzgebung wurde aufgehoben; in allen Zweigen der Staatsverwaltung kehrten die alten Zustände zurück, die chaotische Rechtsverschiedenheit, die Fronden, die Verschmelzung von Justiz und Verwaltung, die alte Zunftverfassung, die lächerlichen Rangordnungen, das Studienverbot für alle, die nicht Söhne von Staatsdienern waren, das alles wurde wiederhergestellt, selbst der Zopf beim Militär. Den Siebenschläfer nannte man den Landesherrn in Hessen, weil er die sieben Jahre der westfälischen Herrschaft vollkommen verschlafen zu haben schien. Nur wo sein finanzielles Interesse im Spiel war, vergaß der geizige Kurfürst seinen Haß gegen die französischen Einrichtungen: die Aufhebung der Steuerfreiheit des Adels, die Herabsetzung der althessischen Schuld wurde beibehalten, während die westfälische Staatsschuld überhaupt nicht anerkannt wurde; die Kassierung

Randnotizen: 4. Kurhessen. — Wilhelm I. (IX.) 1785–1821.

der in westfälischer Zeit stattgehabten Domänenverkäufe wurde mit großer Härte durchgeführt, die wiederholte Anrufung des Bundestags seitens der Geschädigten war natürlich erfolglos. Staatsschuldner, die an die westfälische Regierung ihre Schuld abgetragen, wurden zur nochmaligen Zahlung von Kapital und Zins gezwungen, Beamte, die an dieselbe Kaution gestellt, einfach beraubt. Nicht einmal vor offener Bestechlichkeit und Betrug scheute der Kurfürst zurück. Die drückendsten und ungerechtesten Abgaben wurden verhängt, die althessischen Steuern wieder eingeführt, die westfälischen nicht abgeschafft; die Fronden und bäuerlichen Lasten lebten wieder auf. Die Beamten wurden aufs dürftigste besoldet und oft genug durch häßliche Kniffe um ihren Lohn gebracht. Über das Wirtschaften mit den Staatsgeldern wurden die ärgerlichsten Dinge erzählt und nie widerlegt. Armut und Not lastete auf dem Land, Handel und Gewerbfleiß war wenig vorhanden, und der Ackerbau hatte an vielen Orten mit der Unfruchtbarkeit der Scholle zu kämpfen. Die zahlreichen Kinder, welche dem Kurfürsten die Gräfin Hessenstein geboren, versorgte er mit Apanagen, welche das Land durch eine Salzsteuer einbringen mußte. So bildete sich allmählich eine Entfremdung zwischen Fürst und Volk, die in diesem unglücklichen Land niemals wieder bis zum Untergang seiner Selbständigkeit verschwinden sollte. In dem
2. Dez. 1813. Vertrag, durch welchen der Kurfürst in seine Länder wieder eingesetzt worden, hatte er die Verpflichtung übernommen, seine Stände in ihren frühern Rechten
März 1815. herzustellen. Er berief denn auch die alten Stände ein, indem er ihnen noch eine Kurie von Bauern beifügte. Denn um ein Gegengewicht gegen die andern Stände, namentlich die Ritterschaft, zu haben, spielte der Kurfürst gern den Beschützer der Bauern, die er doch gleichzeitig mit Herstellung der Fronden und mit unmäßigen Steuern drückte. Die Stände gerieten sowohl unter sich als mit der Regierung in heftige Zerwürfnisse, letzteres hauptsächlich über die Frage der Trennung des Staatsvermögens vom fürstlichen Privatgut und der Einsicht in die Rechnungen des Staatshaushalts; ein fürstlicher Verfassungsentwurf wurde
Mai 1816. abgelehnt; die Stände wurden bald entlassen und nicht wieder einberufen, die Verfassungsangelegenheit begraben. Einzelne Punkte des Grundgesetzes wurden
4. März 1817. einseitig vom Kurfürsten durch ein Haus- und Staatsgesetz geregelt, Steuern und Gesetze fortan ohne ständische Mitwirkung als landesherrliche Verordnungen ausgeschrieben.

Wilhelm I. hinterließ neben einer Menge natürlicher Kinder von der Gräfin
Wilhelm II. 1821—1847. Hessenstein und andern Frauen einen einzigen legitimen Sohn **Wilhelm II.** Unter dessen Regierung wurde es nicht besser. Das neue Regiment führte sich zwar damit ein, daß es Zöpfe und Korporalstöcke beim Militär abschaffte, eine neue Verwaltungsorganisation errichtete, im Gerichtswesen Reformen vornahm, auch im Bundestag sich eine Zeitlang auf die Seite der liberalen Opposition schlug, aber dies war nur ein sehr vorübergehender Anlauf zum Guten. Bald begann das alte Willkürregiment und der Steuerdruck nahm womöglich noch zu.

Die grillenhaften Launen, die despotische Art, der oft an Geistesverwirrung grenzende Jähzorn, die Habsucht des Kurfürsten Wilhelm II. wuchsen mit den Jahren; dabei erregte er durch seine häuslichen Zerwürfnisse und sein anstößiges Leben allgemeines Ärgernis. Die Kurfürstin, Schwester des Königs von Preußen, und der Erbprinz entwichen aus dem Land. Das Verhältnis des Fürsten zur Gräfin Reichenbach-Lessonitz (Emilie Ortlepp), die in grenzenloser Habsucht Millionen zusammenraffte und eine empörende Tyrannei ausübte, machte viel böses Blut. Ein Brief, in welchem der Gräfin und dem Kurfürsten mit der 1823.
Rache von hundert Jünglingen gedroht wurde, trug in jener Zeit der Demagogenverfolgung nur dazu bei, das Mißtrauen und den Despotismus des gestrengen Herrn zu steigern. In seiner Todesfurcht umgab sich der Kurfürst mit den außerordentlichsten Vorsichtsmaßregeln und wütete in der tyrannischsten Weise gegen alle Verdächtigen. Die Handlungen der Gewalt und Willkür überstiegen alles Maß, das selbst dies geduldige Volk zu ertragen fähig war. Es wurde vielfach die Vermutung aufgestellt, daß der Polizeidirektor von Manger selbst der eigentliche Urheber jenes Drohbriefs gewesen und sein Zweck, den Kurfürsten einzuschüchtern und Anlaß zu brutalen Verfolgungen mißliebiger Personen zu bieten. Manger wurde wirklich deshalb zu fünfjähriger Festungshaft verurteilt; doch blieb seine Schuld ungewiß. Ein andrer unaufgeklärter Vorfall war die Vergiftung eines Dieners, der in gleicher Verkleidung wie der Kurprinz an einem 1822.
Maskenball teilnahm. Das unheimliche Ereignis, das ungeheures Aufsehen erregte, blieb immer dunkel; das Volk aber erblickte darin einen Streich aus dem Kreise der Reichenbach gegen den verhaßten Thronfolger. Die hessischen Gerichte, die sich durch ihren standhaften Mut und Rechtssinn allgemeine Anerkennung erwarben, vermochten doch nicht immer gegen den harten Despotismus dieses Landesvaters Rechtsschutz zu gewähren. So fand denn auch hier die Julirevolution in der Gärung und Unzufriedenheit des Landes einen fruchtbaren Boden.

Verständig, maßvoll und wohlwollend wurde der Übergang zu den neuen 5. Thüringen.
Verhältnissen in den meisten Ländern Thüringens vollzogen, was insbesondere dem Beispiel des Großherzogs Karl August von Weimar zu danken Großh. Karl August von
war. Dieser patriotische, aufgeklärte und kunstsinnige Fürst, der sein kleines Land Sachsen-Weimar.
zum gefeierten Sitz der Musen erhoben, war auch der erste deutsche Landesherr, 1758–1828. geb. 1757.
der seinem Volk die freie politische Bewegung gewährte, nach der die Zeit gerechtes Verlangen trug. Niemals hatte er, auch in den Tagen des Rheinbundes, seine Souveränität zur Unterdrückung der alten ständischen Rechte mißbraucht, vielmehr noch im Jahr 1809 eine Vereinigung der Landstände von Weimar, Eisenach und Jena und eine zeitgemäße Umänderung der Verfassung vorgenommen. In ganz Mitteldeutschland wirkte sein Beispiel wohlthätig. Wie er schon in den Zeiten des Fürstenbundes eine eingreifende Reform der gesamtdeutschen Verhältnisse angestrebt (XIII, 418) und auch unter den Napoleonischen Schicksalsschlägen

nie seinen patriotischen Geist verleugnet hatte, so sah er jetzt mit Mißmut die unbefriedigende Gestaltung der deutschen Dinge, denen er vergeblich auf dem Wiener Kongreß versucht hatte bessere Grundlagen zu verleihen. In seinem kleinen Kreis wenigstens wollte er den politischen Anforderungen der Zeit nach Kräften gerecht werden; denn seinen fürstlichen Beruf faßte er so edel auf, wie nur wenige; die Spuren seiner segensreichen Wirksamkeit in den mannigfaltigsten Zweigen der Staatsverwaltung sind bis auf den heutigen Tag erkennbar. „Er ließ sich (wie Gervinus sagt) nicht irren von seinem skeptischen poetischen Freund, der zu Deutschlands nationalen und politischen Geschicken kein Vertrauen oder kein Herz hatte; er wollte in seiner kleinen Sphäre nicht unterlassen, selbstverleugnend Stein zu Stein zu tragen, vertrauend, daß jede zweckmäßige Thätigkeit ihre Früchte tragen werde." Alsbald nach Beendigung der territorialen Anordnungen berief er die Stände seines Landes zu einer konstituierenden Versammlung und legte ihnen einen von Professor Schweitzer in Jena, dem nachmaligen Staatsminister, ausgearbeiteten Verfassungsentwurf vor, der eine Mitte zwischen den altständischen und den neuen repräsentativen Ordnungen hielt, damit sich das Neue an das Altertümliche anschließe. Alle wesentlichen konstitutionellen Rechte, die stärksten Bürgschaften, die von aufrichtiger Verfassungstreue zeugten, waren gegeben, volle Preßfreiheit gewährt, das ganze Staatsgrundgesetz unter die Garantie des deutschen Bundes gestellt. Ohne Schwierigkeiten kam dies
5. Mai 1816. verständige Verfassungswerk zustande, aufgebaut auf der Gleichheit vor dem Gesetz und auf dem Ebenmaß in den gleichen Vorteilen wie den Lasten für alle. Auch die Zeit der Reaktion, die ganz besonders an dem freien Geist in Weimar Ärgernis nahm, vermochte das schöne Einvernehmen zwischen Fürst und Volk in diesem Land nicht zu stören, zumal der Großherzog nur widerstrebend und so mild als möglich Maßregeln zur Anwendung brachte, die er nicht umgehen konnte.

Thüringische Erbteilung. Das Beispiel von Weimar wirkte auf die andern Ernestinischen Länder in Thüringen, in denen ähnliche zweckmäßige Grundgesetze zustande kamen. In
1825. diesen thüringischen Staaten brachte das Aussterben der Gothaischen Hauptlinie große Umwandlungen hervor. Zwischen den nächsten Agnaten, den Häusern Meiningen, Hildburghausen und Koburg erhoben sich Streitigkeiten um die Erb-
12. Nov. 1826. schaft, die endlich durch den Erbteilungsvertrag von Hildburghausen geschlichtet wurden. Darin überließ der Herzog von Hildburghausen sein ganzes Land an seine Mitbewerber und empfing dafür das Herzogtum Altenburg. Gotha wurde mit Koburg, Hildburghausen und Saalfeld mit Meiningen vereinigt, von kleineren Gebietstauschen abgesehen. Damit entstanden die drei noch jetzt blühenden Linien des sachsen-ernestinischen Hauses: Meiningen-Hildburghausen-Saalfeld, Altenburg und Koburg-Gotha.

6. Mecklenburg. Mecklenburg, das nach dem Aussterben der Güstrower Linie (1695) und langwierigen Erbstreitigkeiten seit dem Hamburger Vergleich (1701) in die

beiden Linien Schwerin und Strelitz zerfiel, war seit alter Zeit die vorzüglichste Domäne des Feudalwesens. Den Herzögen, die auf dem Wiener Kongreß den Großherzogstitel erhielten, war jede freie Bewegung gegenüber dem übermächtigen Adel versagt, der jeglicher Reform der staatlichen Zustände weit mehr Hindernisse in den Weg legte, als die Landesherren selbst. Das Grundgesetz des Landes blieb der nach langen harten Kämpfen zwischen den Ständen und der landesfürstlichen Macht zum Abschluß gekommene Erbvergleich des Herzogs Christian Ludwig mit seiner Ritter- und Landschaft vom 18. April 1755. Die Napoleonischen Umwälzungen, die Zugehörigkeit zum Rheinbund vermochten auf diesem starren Boden mittelalterlicher Staats- und Gesellschaftsformen nicht, die landesherrliche Souveränität gegen den Feudaladel durchzusetzen. Auf dem Wiener Kongreß hatte der mecklenburgische Gesandte von Plessen vergebens versucht, eine zeitgemäße Verfassung auf Kosten der feudalen Ordnungen durch bindende Bestimmungen der Bundesakte zu erreichen. Die obrigkeitliche Gewalt des Fürsten blieb thatsächlich auf die Domänen beschränkt; auf ihren Gütern herrschte die ritterschaftliche Oligarchie mit allen Privilegien der Militär-, Zoll- und Steuerfreiheit, mit Dienstzwang und den weitgehendsten obrigkeitlichen Befugnissen über die Hintersassen. Durch Rechtsbruch und Gewaltthat hatte im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert der Adel seine Bauern „gelegt", ihre Güter eingezogen, ihre Freiheit vernichtet; Fronden, Druck und Lasten aller Art machten Mecklenburg zum verrufenen Land des Bauernelends. Erst im Jahr 1820 wurde die Aufhebung der Leibeigenschaft verkündigt; allein auch dann fehlten zur Ausführung dieser Verheißung so sehr alle Vorbedingungen, daß thatsächlich das Los des Bauern kein freieres wurde. Dieser spröde patrimonial-ständische Privilegienstaat mit der gesonderten Dreiteilung von Landesherrschaft, Ritterschaft und Städten, der nicht nur den neueren konstitutionellen Begriffen, sondern dem Wesen des Staats schroff widersprach, erwies sich zäher als alle Reformversuche in der langen Regierungszeit des derben, wohlwollenden, volksbeliebten Großherzogs Friedrich Franz. Die wichtigste Erwerbung Mecklenburgs während der Zeit der Umwälzung war der Ankauf der Stadt Wismar von Schweden im Jahr 1803, unter dem Vorbehalt der Wiedereinlösung nach hundert Jahren, eine formell noch immer nicht beseitigte Klausel.

Friedrich Franz I. von Schwerin. 1785—1837. Dessen Enkel Paul Friedrich. 1837—1842.

In Oldenburg, wo Herzog Peter I. Friedrich Ludwig anfangs als Fürstbischof von Lübeck und Administrator für seinen geisteskranken Vetter, seit 1823 im eignen Namen, mit Unterbrechungen durch die französische Invasion regierte, ein wohlwollender verständiger Landesherr, trat die Reaktion schonend und maßvoll auf; doch wurden auch hier die französischen Einrichtungen kurzer Hand beseitigt, die absolute Regierungsform, wenn auch in patriarchalisch-gerechter Handhabung, hergestellt. Von landständischer Verfassung und konstitutionellen Formen war nicht die Rede; dagegen wurde die alte Gemeindefreiheit von Jever, das im Jahr 1818 von Rußland, dem Erben der Anhalt-Zerbstschen

7. Oldenburg. Peter I. 1785—1829.

Dynastie, an Oldenburg abgetreten worden, gründlich zerstört. Als Folge des Wiener Kongresses erwarb Oldenburg ferner das Amt Damme und das weitentlegene Fürstentum Birkenfeld. Den großherzoglichen Titel, der ebenfalls auf dem Wiener Kongreß zugestanden worden, nahm erst der folgende Landesherr, Paul Friedrich August, an.

Großherzog August. 1829–1853.

8. Die freien Städte.

Von der einst so großen Zahl mächtiger deutscher Reichsstädte hatten nur Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt a. M. ihre republikanische Freiheit in die neue Zeit herüber gerettet. In den drei Hansestädten kehrte man zu den alten Stadtverfassungen zurück, auch wo sie zu offenbaren Antiquitäten und Mißbräuchen geworden waren; die Magistrate von ehedem, die sich selbst ergänzten, die schwerfälligen Geschäftsformen der Vergangenheit, die Abschließung der alten Bürgerschaft wurden hergestellt, ganz im Gegensatz zu Frankfurt a. M., wo ein den modernen Bedürfnissen entsprechender, auf freisinnigen Reformen beruhender Verfassungsbau aufgeführt wurde. Vom wirtschaftlichen Leben Deutschlands durch die Zölle und Grenzsperren abgeschlossen, mit ihrem Handel und Erwerb auf das überseeische Ausland angewiesen, lebten sich die drei großen deutschen Seestädte in Sonderstellung, Selbstgenügsamkeit und Weltbürgertum ein, des materiellen Gedeihens, der wachsenden Blüte froh und von den Händeln der deutschen Politik wenig berührt. Handelsfreiheit, wirtschaftlicher Fortschritt, kaufmännische Betriebsamkeit und Tüchtigkeit, Großartigkeit der Lebensauffassung standen in einem seltsamen Gegensatz zu dem selbstzufriedenen Partikularismus, den veralteten öffentlichen Einrichtungen, dem Festhalten an überlebten Zuständen in diesen kleinen Stadtrepubliken. Ein würdiger Nachfolger der althanseatischen Staatsmänner war der Bremer Bürgermeister Joh. Smidt, ein kluger, energischer, freisinniger Mann, dem seine Vaterstadt viel zu verdanken hatte.

8. Die süddeutschen Staaten.

1. Bayern. Übergang von der Napoleonischen in die neue Zeit.

Die gewaltigen innern und äußern Umwälzungen, die Bayern in der Napoleonischen Zeit erlitten, sind uns aus frühern Blättern bekannt (S. 200, 280). In den Zeiten der neuen Souveränität waren die alten landschaftlichen Verfassungen, die in verkümmertster und unbrauchbarster Gestalt ihr Dasein bis dahin gefristet, aufgehoben, eine den französischen Mustern nachgeahmte Konstitution eingeführt und eine „Nationalrepräsentation" in Aussicht gestellt worden, die freilich ein Spott auf eine freie und wahre Volksvertretung war und auch gar nicht einmal zur Wirksamkeit kam. Es war damals die konstitutionelle Ansicht in den amtlichen bayrischen Kreisen, daß die eigentlichen Repräsentanten der Nation nur der König und seine Beamten sein könnten. Im übrigen enthielt die Verfassung nach der Weise des französischen Cäsarenliberalismus einzelne freisinnige und fortgeschrittene Zusicherungen, wie z. B. Aufhebung der Leibeigen-

1. Mai 1808.

schaft, der Steuerbefreiungen, Gleichheit vor dem Gesetz, Gewissensfreiheit, Unabhängigkeit der Rechtspflege. Aber mit solchen schimmernden Grundrechten allein war nicht viel gethan. Das gleichzeitige Edikt über das Gemeindewesen 24. Sept. 1808. beugte, ganz im Gegensatz zu der Steinschen Städteordnung, alle freie selbständige Bewegung der Gemeinden unter die allgewaltige Büreaukratie der Staatsregierung. Zur Ergänzung und Fortbildung jener auf dem Papier stehenden Konstitution geschah in den nächsten Jahren fast nichts. Auf dem Wiener Kongreß wirkte dann Bayern in erster Linie allen Bestrebungen entgegen, von Bundeswegen in die Frage der Landesverfassungen einzugreifen. Die partikularistische Selbständigkeit sollte keine Einschränkungen und keinen Zwang von außen erfahren, doch war König Max Joseph I. nicht abgeneigt, aus Max Joseph I. (als Kurfürst IV.) 1799—1825. freien Stücken eine neue landständische Verfassung zu gewähren. Um weiterreichenden Ansprüchen aus dem Wege zu gehen, berief die bayrische Regierung schon während des Wiener Kongresses eine Kommission zur Durchsicht der Verfassung von 1808, eine höchst unterwürfige Versammlung, die aus jener ganz unbrauchbaren Konstitution die unverständigsten Bestimmungen beibehielt. Die Rückkehr Napoleons erweckte dann wieder rheinbündische Hoffnungen und machte vorerst dem ganzen Verfassungsplan ein Ende. Noch einmal zeigte sich das Altbayertum in seiner häßlichsten Gestalt und verdächtigte alles, was nur einen Schein von Freisinnigem, Nationalem, Protestantischem, Preußischem besaß. Als dann der Napoleonische Stern völlig untergegangen war, kam auch in Bayern wieder eine andre Strömung zum Durchbruch. Man verfolgte jetzt süddeutsche Bundespläne, dachte an einen süddeutschen Handelsverein und kam wieder auf freiere volkstümliche Einrichtungen zurück, namentlich als man gewahrte, welcher Reaktion und Verödung das politische Leben in den beiden deutschen Großstaaten verfiel. So gedachte man den letzteren einen populären Vorsprung in der öffentlichen Meinung abzugewinnen. Die bayrische Verfassung ist wesentlich aus der Eifersucht gegen Preußen und dem Bestreben, der nationalen Idee in freieren Einrichtungen der kleinern Staaten ein Gegengewicht zu bieten, hervorgegangen. „Die ganze bayrische Staatskunst schien sich damals in die Sätze zu versammeln: das nicht zu thun, was Preußen that, zu thun was Preußen nicht that.“

Den Verhandlungen über das Verfassungswerk mußte Montgelas zum Der Rücktritt von Montgelas. Febr. 1817. Opfer fallen; seine Finanzverwaltung hätte eine ständische Prüfung nimmer ertragen, und überdies war seine innere Abneigung gegen alles konstitutionelle und parlamentarische Wesen allbekannt. Mit dem Grafen Montgelas († 1838) tritt ein Staatsmann von der Bühne, der fast zwei Jahrzehnte lang (1799—1817) in der ereignisreichsten Zeit als Leiter des Auswärtigen, der Finanzen, des Innern an der Spitze der Regierung gestanden und dem bayrischen Staat die Spuren seiner Wirksamkeit aufs tiefste eingeprägt hat. Er vor allen hat Bayern aus einem mittelalterlichen Patrimonialstaat zu einem modernen Staat

gemacht, und ist zugleich der eigentliche Gründer Bayerns als einer selbständigen, wenn auch nur mittleren Macht, die in den politischen Ereignissen der Zeit bis zu einem gewissen Grad eine unabhängige Rolle spielte. Freilich ist die Größe Bayerns, wie sie Montgelas schuf, auf Kosten der deutsch-nationalen Sache errungen worden; der bayrische Staatsmann von savoyischer Abkunft, von französischer Bildung und Sitte, war die Seele des Anschlusses an Napoleon, der eigentliche Repräsentant des Rheinbundes, und auf dem Wiener Kongreß, wo seine Stellung übrigens bereits unterwühlt war, gelang es ihm nur zu gut, die Souveränität Bayerns gegenüber der nationalen Idee und den Forderungen nach einer wirksamen Zentralgewalt zu wahren. Vom Standpunkt des bayrischen Sonderpatriotismus aber sind seine Verdienste nicht gering; als freisinniger, aufgeklärter, von modernen Staatsbegriffen erfüllter Mann, hat er unendlich viel zur Wegräumung des alten Schuttes und zur Aufhellung der trüben Luft gethan, die sich seit dem Mittelalter über Bayern gelagert hatte. Seine Verwaltungseinrichtungen sind teilweise so vorzüglich angelegt, daß sie noch heute in Kraft stehen.

Die bayrische Verfassung. 26. Mai 1818.

An die Spitze des neuen Ministeriums trat Graf Rechberg, unter dem nun durch einseitigen landesherrlichen Erlaß eine Verfassung zustandekam, die im wesentlichen noch heute in Geltung ist, ein Werk vorzugsweise des Ministers von Zentner. Sie stellte einen entschiedenen Fortschritt auf der konstitutionellen Bahn dar und gewährte die Grundlagen, auf denen sich ein freies volkstümliches Staatsleben mit Vertretung aller Stände entwickeln konnte. Es waren darin Gleichheit vor dem Gesetz, namentlich in der Besteuerung, Freiheit und Sicherheit der Person und des Eigentums, Freiheit des Glaubens und andre hochwichtige staatsbürgerliche Rechte zugesichert. Gesetzgebung und Besteuerung können nur unter Mitwirkung des Landtags ausgeübt werden. Der Landtag besteht aus den beiden Kammern der Reichsräte und der Abgeordneten. Jene wird zusammengesetzt aus den Prinzen, Kronbeamten, Vertretern der katholischen und protestantischen Geistlichkeit, den Häuptern der ehemals reichsständischen Familien und aus erblich oder lebenslänglich vom König ernannten Mitgliedern. Die zweite Kammer bestand bis zum Jahr 1848, wo ein neues Wahlgesetz erlassen wurde, aus den teilweise durch ein sehr verwickeltes Verfahren gewählten Abgeordneten der Städte, Märkte und Landgemeinden, der Universitäten, der katholischen und protestantischen Geistlichkeit, der adligen Grundbesitzer mit gutsherrlicher Gerichtsbarkeit, eine allzusehr nach getrennten Ständen zusammengesetzte
1817. Versammlung. Ein übles Anhängsel der Verfassung war das im Jahr vorher geschlossene Konkordat mit Rom, das der katholischen Geistlichkeit eine ungebührliche Macht und Selbständigkeit im Staatsleben einräumte, die ärgste Demütigung, welche ein moderner Staat sich von der Kurie gefallen ließ, ein in unbegreiflicher Schwäche und Übereilung abgeschlossener Vertrag. Ein der Verfassung ebenfalls beigefügtes Religionsedikt widersprach denn auch in den wichtigsten

Punkten den Sätzen des Konkordats, indem es die Gleichberechtigung der Bekenntnisse unumwunden anerkannte, bei gemischten Ehen die Trennung der Kinder nach dem Geschlecht vorschrieb und der Krone das Recht des Placet wahrte. Durch diese widerspruchsvolle Haltung aber zog sich die bayrische Regierung den Vorwurf der Zweideutigkeit und des Vertragsbruchs zu und es entstanden daraus längere peinliche Auseinandersetzungen mit der Kurie. Zu einem schroffen Kirchenstreit war indessen dies gutgläubige Land nicht angethan. Auf Grund der neuen Verfassung trat der erste bayrische Landtag zusammen und entfaltete ein reges Febr. 1819. Leben, so daß man in Wien nnd Berlin in der Münchener Ständeversammlung, in welcher Männer wie der Professor Behr von Würzburg und Justizrat von Hornthal aus Bamberg, später der beredte Ignaz Rudhart die Führer der liberalen Opposition waren, bald einen kleinen Konvent erblickte, namentlich als ein Antrag auf Vereidigung des Heeres auf die Verfassung erregte Verhandlungen hervorrief und die politischen Kämpfe in die Armee zu tragen drohte. Dem König Max Joseph selbst begann bald vor seiner liberalen Verfassung zu grauen. In der Folge lähmten Zwistigkeiten zwischen den beiden Kammern und reaktionäre Bestrebungen der Regierung die ersprießliche Entwickelung der Gesetzgebung, und auch der bayrische Landtag verfiel der Erschlaffung, die der verfassungsfeindliche rückschrittliche Geist der Zeit allenthalben zu Wege brachte. Aus den Landtagen der zwanziger Jahre ist wenig Erfolgreiches zu berichten; höchstens die ziemlich freisinnigen Gesetze über Gewerbewesen, Heimatsrecht, Niederlassung und Verehelichung verdienen Anerkennung; dagegen gelang es nicht, der unverantwortlichen Mißwirtschaft mit den Staatsgeldern, die größer war als irgendwo sonst, wirksam zu steuern.

Auf den wohlwollenden volksbeliebten König Max Joseph folgte sein Sohn † 13. Okt. 1825. Ludwig I., auf dessen Regierung man in ganz Deutschland die überschwenglichsten Hoffnungen gesetzt. Ludwig I. 1825—1848. Hatte er doch schon in den Rheinbundszeiten seine „teutsche“ Gesinnung fast prahlend zur Schau getragen, sich als Kronprinz in die Welt der Romantik vertieft und eine ungewöhnliche Hingebung an künstlerische und wissenschaftliche Bestrebungen an den Tag gelegt, auch in politischen Fragen aus seiner freisinnigen Denkungsart kein Hehl gemacht. Den künstlerischen Interessen blieb er auch, freilich nach seiner und der Romantiker Weise, sein ganzes Leben lang treu, und was er auf diesem Gebiet in dem früher von den Musen so verlassenen Bayern leistete, wird ihm unvergessen bleiben. München wurde durch ihn der Mittelpunkt eines ungemein regen Kunstlebens, nnd die von Landshut dahin verlegte Universität nahm einen Anlauf, einen freieren wissenschaftlichen Geist an die Stelle des erstarrten Scholastizismus der bayrischen Hochschulen zu setzen. Leider war sehr vieles nur äußerlich aufgetragen auf dem Boden altbayrischer Unduldsamkeit und Abschließung, Verfinsterung und Roheit; die rechten Wurzeln dieses Geisteslebens fehlten im Volk und sie zu pflanzen mangelte es der Regierung an Plan und gutem Willen.

Während prunkvolle Kunstschöpfungen errichtet wurden und der Eitelkeit des Königs schmeichelten, waren die Volksschulen in traurigstem Verfall. Ein seltsamer unvermittelter Gegensatz zwischen Freisinn und Verdunkelung, zwischen Aufklärung und Rückschritt, zwischen höherer Geistesbildung und innerlicher Roheit durchzog das System Ludwigs I. und seine Münchener Gesellschaft. Wir werden auf die geistige Seite der Regierung dieses Königs an einem andern Ort zurückzukommen Gelegenheit haben. Weit mehr wurden die Hoffnungen getäuscht, welche die Welt auf die politische Wirksamkeit dieses eigenartigen launischen Fürsten gebaut hatte. Man hatte große Pläne staatlicher Reform vorausgesetzt, und die neue Regierung nahm auch einen Anlauf in dieser Richtung. Eine Ersparungskommission wurde eingesetzt, der Verwaltungsorganismus verbessert und vereinfacht, der Jurist Feuerbach zu umfassenden Gesetzgebungsentwürfen aufgefordert, der Presse Erleichterung gewährt. Allein dieser Anlauf ermattete sehr bald; System, Klarheit und Energie fehlte dem launenhaften widerspruchsvollen, bei aller Rastlosigkeit und Vielgeschäftigkeit unfruchtbaren Regiment überall, und der König selbst sah in den politischen Aufgaben seines Berufs nur eine Last, die ihn seinem künstlerischen Treiben entzog. Auf keinem Gebiet des staatlichen Lebens kam es zu eingreifenden Verbesserungen; die kirchliche Reaktion, der sich der König immer mehr hingab, griff weiter und weiter auch auf das politische Gebiet über, namentlich als der Romantiker und Renegat Eduard von Schenk die Seele der Regierung wurde.

2. Württemberg. Einen seltsamen Verlauf und Charakter hatten die Verfassungsstreitigkeiten in **Württemberg**. Wir kennen (S. 200 f., 281) jenen despotischen, harten und schwelgerischen, dabei aber staatsklugen und energischen König **Friedrich** I., das eifrigste Mitglied des Rheinbundes, den glühenden Bewunderer Napoleons, durch dessen Gunst das Land um das doppelte gewachsen war. Die altwürttembergische Verfassung hatte er, als er zur souveränen Königswürde gelangte, abgeschafft (30. Dezember 1805) und seitdem in absoluter monarchischer Willkür geschaltet. Diese erbländische Verfassung war freilich veraltet, entartet und auf die neuerworbenen Landesteile gänzlich unanwendbar, gleichwohl war sie durch dreihundertjährigen Bestand dem Volk ans Herz gewachsen, und der nachfolgende Druck der absoluten Zeit mit ihrer fürstlichen Willkür und Günstlingswirtschaft, ihrer Prachtliebe und Verschwendung, ihren furchtbaren Steuerlasten, ihrem empörenden Jagdunfug, ihren unwürdigen Polizei- und Spionierkünsten ließ den Württembergern das gute alte Recht in einem helleren Licht erscheinen, als es im Grunde verdiente. Der ganze Unwille des Volks, der in den Zeiten der Napoleonischen Despotie mühsam zurückgehalten worden, brach jetzt gegen den Autokraten los. Die Macht der öffentlichen Meinung, die Aufregung des Volks in jener gärenden Zeit, die Besorgnis vor einer Einmischung des Bundes oder gar Preußens in die innern Verfassungszustände der deutschen Staaten, bewogen den König, rechtzeitig an die Herstellung geordneter konstitutioneller Zustände zu

Friedrich I. 1797—1816. Der Verfassungskampf.

denken. Auf seine Berufung trat eine Ständeversammlung zusammen, bestehend aus gewählten Volksvertretern und Mitgliedern des Adels, die das alte Landstandrecht besaßen, aus dem ganzen Königreich, in einer einzigen Kammer. Dieser Versammlung wurde ein Verfassungsentwurf vorgelegt, der den modernen konstitutionellen Grundsätzen unzweifelhaft mehr entsprach als die alte erbländische Verfassung mit ihrer Vorherrschaft des Adels. Gleichwohl aber hielten die Stände an der alten Verfassung fest, die sie für unrechtmäßig aufgehoben erklärten. Nur auf diesem Rechtsboden wollten sie mit der Krone verhandeln. So zeigte sich die merkwürdige Erscheinung, daß der König als Vertreter der neuen Ideen, der Reformbestrebungen, des natürlichen Staatsrechts, das Volk als Verfechter des verbrieften historischen Rechts mit allen seinen feudalen Privilegien und mittelalterlichen Auswüchsen auftrat. Den königlichen Despotismus auf alle Zeiten zu beschränken, war diesem hartgeprüften Volk die wichtigste Aufgabe, und wenn es auch durch Herstellung der Adelsansprüche gewesen wäre. Der königliche Verfassungsentwurf stieß daher auf die entschiedenste Opposition, namentlich des Adels unter der Führung des leidenschaftlichen ehrgeizigen Grafen Waldeck, aber auch der altwürttembergischen Volksvertreter. „Die verlebten Ansprüche aus den alten Tagen des Feudalismus und die gärenden demokratischen Gedanken der neuen Zeit verbanden sich in diesem ersten Verfassungskampf der modernen deutschen Geschichte zu einer höchst buntscheckigen Opposition.“ Der König stand ganz allein und die tiefe Bewegung in seinem Volk schüchterte ihn einigermaßen ein; er erkannte wohl, daß die Zeit der Autokratie vorüber sei, da er hochfahrend seinen Ständen alle Erörterungen über Verfassungsangelegenheiten verboten hatte. Den Anerbietungen und Verständigungsversuchen der Krone wurde immer nur die Forderung nach Wiederherstellung der alten Verfassung entgegengehalten. Unter den fruchtlosen Verhandlungen stieg die Erbitterung nur immer höher; heftige Anklageschriften zwischen Regierung und Ständen wurden gewechselt; die letzteren riefen sogar die auswärtigen Bürgen ihrer alten Verfassung an. Die Begeisterung des Volks hob und stützte die Kämpfer für das gute alte Recht; einige der schönsten Gedichte Uhlands entstanden aus diesem Verfassungsstreit; in stolzem Trotz kam der edle Sänger, der damals seine politische Laufbahn begann, immer wieder auf den Satz zurück, „daß bei dem biedern Volk in Schwaben das Recht besteht und der Vertrag“, und rief seinen Landsleuten zu: „Haltet fester nur am Echten, Alterprobten, Einfach-Rechten“.

März 1815.

Der König wagte nicht gewaltsam vorzugehen, wie es sonst wohl seine Neigung gewesen wäre. Er unternahm weitere Versuche einer gütlichen Verständigung. Zum neuen Unterhändler wurde der Freiherr Karl August v. Wangenheim ausgewählt, ein freisinniger, patriotischer und wohlwollender Mann, der aber schon als Fremder die Württemberger reizte, für den halsstarrigen Sinn dieser Opposition kein Verständnis besaß, sich über die tiefe Gemütsbewegung

Gescheiterte Verständigungsversuche.

Wangenheim. 1773—1850.

des Volks leicht hinwegsetzte und darum mit dem größten Mißtrauen als Verfechter fürstlicher Willkür zu kämpfen hatte. Aus koburg-saalfeldischen Diensten war der hochbegabte Staatsmann, dessen Rolle am Bundestag wir bereits kennen (S. 669), wegen seines Widerstandes gegen das gewissenlose Finanzsystem des Ministers v. Kretschmann vertrieben und nach Württemberg verschlagen worden. Herbst 1815. Nach Ablehnung des ersten Entwurfs wurde ein neuer vorgelegt, der in der That alles zusicherte, was billigerweise gefordert werden konnte, wie unbedingtes Steuerbewilligungsrecht, Einkammersystem, Revision aller Gesetze aus der Zeit der Willkürherrschaft, und an Freisinnigkeit alle andern deutschen Verfassungen übertraf. Die öffentliche Meinung außerhalb und im Land begann sich allmählich gegen die Stände, ihre Verblendung und ihren trotzigen Starrsinn zu wenden. Allein diese blieben hartnäckig; Waldeck, der hochadlige Demagog, der noch einmal den reichsunmittelbaren Adel gegen die modernen Staatsschöpfungen in die Schranken rief, schürte immer leidenschaftlicher, aber er spielte den Volks- und Vaterlandsfreund nur für eine Adelsreaktion.

Tod des Königs. 30. Okt. 1816. Wilhelm I. 1816–1864. Der Streit war noch in vollem Gang, als König Friedrich I. starb. Es folgte **Wilhelm I.**, ein kluger ehrgeiziger Fürst, der als Kronprinz ein tüchtiger Feldherr gewesen und wegen seiner deutschpatriotischen und liberalen Ansichten mit dem Vater stets im Streit lag. Unter den besten Vorzeichen vollzog sich dieser Thronwechsel. Der alte Hofprunk, das Jagdunwesen wurden beseitigt, Zölle und Abgaben herabgesetzt, freie Presse gewährt, Verurteilte begnadigt; ein guter rechtschaffener Wille und freisinniger Geist zeigte sich in allen Maßregeln der neuen Regierung. Trotzdem aber kam sie mit den starrsinnigen Ständen zu keiner Vereinbarung. Ein neuer Verfassungsentwurf wurde der wieder einberufenen Versammlung vorgelegt, allein die Verhandlungen führten nur aufs neue zu argen Zerwürfnissen. Ein königliches Ultimatum, das die wichtigsten Juni 1817. Zugeständnisse enthielt, wurde abgelehnt. Da erfolgte die Auflösung der Stände, die in Verblendung und echtem Schwabentrotz einem formalen Recht und einem Vorurteil zuliebe kostbare politische Freiheiten verscherzt hatten. „Weit über Württembergs Grenzen hinaus erstreckte sich die verderbliche Wirkung des Starrsinns der Stände. Durch lange Jahre blieb jener unbeugsame schwäbische Landtag ein abmahnendes Schreckbild für jeden deutschen Fürsten, dem der Ruf nach Verfassung zu Ohren drang.“ Der König hielt jedoch seine Zusage, in dem Geist der abgelehnten Verfassung zu regieren. Er trennte die Rechtspflege von der Verwaltung, verlieh den Gemeinden eine freiere Bewegung, erleichterte die bäuerlichen Lasten und beseitigte eine Menge verjährter Mißbräuche. Allein trotz mancher wohlthätigen Reformen im einzelnen dauerte die Gärung im Land fort, genährt namentlich durch die Verwirrung der Finanzen und den Steuerdruck. Auch die Berufung des vormaligen westfälischen Finanzministers **Malchus** vermochte die finanziellen Notstände nicht zu beseitigen. Die Auswanderung nahm einen erschreckenden Umfang an; die Rückstände und Verweigerungen

von Steuern wurden immer zahlreicher. Wangenheim trat um diese Zeit aus der Regierung aus und wirkte als Bundestagsgesandter in seiner liberalisierenden Weise. Später als in den meisten andern Kleinstaaten kam endlich die württembergische Verfassungskrisis zu einem Abschluß.

Zur Zeit der Karlsbader Beschlüsse unterhandelten die Stände wieder über die Vorschläge der Regierung und waren jetzt sehr viel fügsamer und gelehriger geworden; der Abschluß des Staatsgrundgesetzes wurde jetzt geradezu überhastet, als ob man es vor den Eingriffen der Großmächte noch in Sicherheit bringen wollte. Nach dieser Verfassung, die im wesentlichen noch jetzt in Geltung ist, teilen sich die Stände in zwei Kammern, die der Standesherren und die der Abgeordneten, letztere bestehend aus gewählten Mitgliedern des ritterschaftlichen Adels, aus Vertretern der Geistlichkeit und der Landesuniversität, Abgeordneten von sieben größern, den sogenannten guten Städten und, der Zahl nach weit überwiegend, Abgeordneten der Oberamtsbezirke, gewählt in einem ziemlich verwickelten Verfahren. Wenn das württembergische Staatsgrundgesetz in Sicherstellung der staatsbürgerlichen Freiheiten, namentlich auch der Preßfreiheit, alle andern Konstitutionen übertraf, so blieb es doch in wesentlichen Punkten hinter den frühern, durch die Hartnäckigkeit der Stände zurückgewiesenen Entwürfen zurück; der König kam mehr und mehr von seiner konstitutionell-liberalen Gesinnung ab, das Volk und seine Vertreter waren in den langen aufreibenden Verfassungskämpfen müde und schlaff geworden. Fortan bewegte sich das konstitutionelle Leben Württembergs in ruhigeren Bahnen und ließ schöpferische Thätigkeit sehr vermissen. Selten regte sich in dem Halbschlummer dieser württembergischen Landtage noch einmal die alte radikale Opposition, so bei dem Nationalökonomen Fr. List, der in einer heftigen Adresse eine gründliche Reform der Rechtspflege, der Verwaltung, des Steuerwesens forderte und die herrschende Beamtenhierarchie in schroffster Weise angriff, dafür aber in einem ganz willkürlichen Verfahren aus der Kammer ausgestoßen und zu Festungshaft verurteilt ward. Eingriffe in die Verfassung waren keine Seltenheit und wurden von den Landtagen meist ruhig hingenommen.

Vereinbarung der Verfassung. 25. Sept. 1819.

Der alte Großherzog Karl Friedrich von Baden, der im Jahr 1771 das Land der ausgestorbenen Baden-Badener Linie mit seinem Baden-Durlacher Besitztum zu einer einzigen Markgrafschaft vereinigt und sein Fürstentum durch die umfangreichen Erwerbungen der Napoleonischen Zeit, die niederösterreichischen Gebiete im Süden, die pfälzischen im Norden, dazu die Landschaften mediatisierter Standesherren und Reichsstädte, auf das Vierfache an Flächeninhalt und mehr als das Sechsfache an Bevölkerung vergrößert hatte (S. 201, 282), war nach dreiundsiebzigjähriger Herrschaft im Jahr 1811 gestorben, gefeiert wegen seiner landesväterlichen und wohlwollenden, aufgeklärten und duldsamen Regierung, die Baden zu seiner ansehnlichen Stellung unter den deutschen Staaten erhob.

3. Baden. Karl Friedrich. 1738–1811.

Ihm folgte sein Enkel Karl, ein schwacher und kranker, menschenscheuer, wenig Karl. 1811–1818.

befähigter Fürst, der Gemahl von Napoleons Adoptivtochter Stephanie Beauharnais, einer Verwandten des ersten Gemahls der Kaiserin Josephine.

Die badische Verfassung. Das Beispiel, das Bayern mit dem Erlaß einer Verfassung gegeben, wirkte auch auf Baden ein. Auch hier wurde, einseitig vom Landesherrn erlassen, eine 22. Aug. 1818. Verfassung gewährt, die alle billigen Erfordernisse einer konstitutionellen Staatsordnung erfüllte, in manchen Bestimmungen, über die Abgeordnetenwahl, die Ministerverantwortlichkeit, die Zahl der städtischen im Vergleich zu den ländlichen Vertretern, vor der bayrischen noch den Vorzug verdiente und im wesentlichen noch heute in Kraft ist. Bei dem Zustandekommen des Werkes gebührt dem Minister von Reitzenstein und dem Finanzrat Nebenius ein hervorragendes Verdienst. Die gesetzgebende Gewalt übt der Großherzog danach im Verein mit den Landständen aus, welche aus zwei Kammern bestehen. In der ersten sitzen die großherzoglichen Prinzen, die Häupter der standesherrlichen Familien, ein katholischer und ein evangelischer Prälat, zwei Vertreter der Universitäten, eine Anzahl Abgeordneter des grundherrlichen Adels, und eine Anzahl landesherrlich ernannter Mitglieder. Die zweite Kammer besteht aus Abgeordneten der Städte und Landbezirke, die indirekt durch Wahlmänner gewählt werden und an einen gewissen Zensus gebunden sind. Die politischen Grundrechte der Staatsangehörigen sind in so weitem Umfang, wie in irgend einer deutschen Verfassung, gewährleistet. April 1819. Im ersten Landtag, der auf Grund dieser Verfassung zusammentrat, regte sich ein in Deutschland ungewohnter Geist der Freisinnigkeit, namentlich durch Männer wie der Staatsrechtslehrer und Historiker von Rotteck, der Freih. v. Liebenstein u. a. Die politische Luft aus dem benachbarten Frankreich äußerte in diesem Grenzland am kräftigsten ihre Wirkung. Die zweite Kammer, obwohl zum großen Teil aus Beamten bestehend, wies ein Edikt über die Verhältnisse der Standes- und Grundherren zurück, welches die Rechte der Mediatisierten, entsprechend den Vorschriften der Bundesakte, regeln wollte, und lehnte sich damit nicht nur gegen die Regierung, sondern auch gegen das Grundgesetz des Bundes auf; sie verweigerte ein Anlehen, strich große Summen am Militärbudget und den Apanagen, verlangte Schwurgerichte und öffentliches Rechtsverfahren, Preßfreiheit, Abschaffung aller Zehnten und Fronden, allgemeine Verkehrsfreiheit, ein neues Wahlgesetz u. a. Darüber entstand solcher Hader mit der Regierung und zwischen den beiden Kammern, daß der Landtag aufgelöst wurde. Aber auch in der Folge blieb die badische Ständeversammlung der Schauplatz eines freien und regen politischen Lebens.

Die badische Erbfolgefrage. Das badische Grundgesetz verbriefte natürlich auch die Unteilbarkeit und Unveräußerlichkeit des Großherzogtums in allen seinen Teilen. Diese Bestimmung war wegen der bayrischen Ansprüche von besonderem Wert, wie denn überhaupt die badische Regierung zu ihrer freisinnigen Verfassung neben der finanziellen Bedrängnis wesentlich durch das Bestreben veranlaßt ward, sich bei der unsichern Erbfolge in der öffentlichen Meinung eine Stütze zu gewinnen.

In wiederholten Territorialverträgen zwischen Österreich und Bayern war dem letztern für seine Abtretungen an die habsburgische Monarchie der Zusammenhang seines Gebiets zugesichert worden; beim Aussterben der direkten Nachkommenschaft des regierenden Großherzogs Karl sollte der Teil von Baden, welcher ehemals zur Pfalz gehört hatte, an Bayern fallen; bis dahin verpflichtete sich Österreich zur Zahlung einer „Kontiguitätsentschädigung". Die beiden Söhne des Großherzogs Karl aus seiner unglücklichen freudelosen Ehe mit Stephanie Beauharnais waren jung gestorben; düstere Gerüchte knüpften sich an diese Todesfälle und tauchten später bei dem Auftreten des wunderbaren Findlings Kaspar Hauser aufs neue auf. Auch die vollbürtigen Oheime des Großherzogs Karl, die Söhne Karl Friedrichs aus erster ebenbürtiger Ehe, hatten keine nachfolgefähigen Erben. Die badische Erbfolge beruhte sonach nur auf den Söhnen Karl Friedrichs aus seiner zweiten Ehe mit der Freiin Luise Geyer von Geyersberg, den Grafen von Hochberg, die durch Hausgesetz als ebenbürtig und thronfolgeberechtigt anerkannt und zu Markgrafen von Baden ernannt wurden. Durch Verträge mit den Großmächten wurde diese Erbfolge förmlich anerkannt und der ungeschmälerte Besitzstand des Großherzogtums gewährleistet. Allein Bayern hielt seine Ansprüche noch lange aufrecht und bestritt die Erbfähigkeit der Grafen von Hochberg; wiederholt und noch mehr als ein Jahrzehnt später kam es mit seinen Forderungen auf die rheinpfälzischen Landesteile, wie auch auf die Grafschaft Sponheim hervor, und es standen mehrmals ernstliche Verwickelungen in Aussicht. König Ludwig von Bayern kam von diesen Lieblingsplänen nie zurück. 4. Okt. 1817.

Auf den jung verstorbenen Großherzog Karl folgte sein vollbürtiger Oheim Ludwig, ein bereits fünfundfünfzigjähriger unvermählter Herr, nicht frei von sinnlichen Ausschweifungen. Aus seiner Dienstzeit im preußischen Heer hatte Großherzog Ludwig Vorliebe für soldatische Art und das Berliner Militärwesen insbesondere bewahrt. An Energie wie an Eifersucht auf seine landesherrliche Würde war er seinem Vorgänger weit überlegen. Wenn er anfangs die Bahnen einer freisinnigen verfassungsmäßigen Regierung wandeln zu wollen schien, so lenkte er doch sehr bald in die Metternichsche Richtung ein und war nach Kräften bemüht, das ständische Leben Badens herabzudrücken, einen scheinkonstitutionellen Absolutismus an die Stelle zu setzen. In diesem Bestreben trieb ihn der Minister von Berstett vorwärts, der auf dem Aachener Kongreß für die Aufrechthaltung des badischen Länderbestandes gegen die bayrischen Ansprüche Thränen vergossen und durch dies neue diplomatische Mittel das weiche Herz des Kaisers Alexander mit großem Erfolg in Rührung gesetzt hatte, sowie der Bundestagsgesandte von Blittersdorf, zwei anmaßende ränkevolle Männer von schroff reaktionären Ansichten und voll Haß gegen demokratische Regungen und konstitutionelles Leben. Der Einfluß dieser Ratgeber, die in Wien einen mächtigen Rückhalt hatten, mußte die absolutistischen Neigungen des Großherzogs noch bestärken. Nur die gefahrdrohenden Unruhen in den romanischen Ländern Ludwig. 1818—1830.

bewogen die Regierung noch zu einiger Vorsicht und Mäßigung in dem Kampf gegen die Verfassung. Bald aber konnte man im Landtag vom Regierungstisch staatsrechtliche Grundsätze vortragen hören, wie: die Stände hätten zur organischen Gesetzgebung gar nicht mitzuwirken, das Budget sei kein Gesetz, die Bewilligung des Militäretats sei der ständischen Einsprache völlig entrückt. Zwischen den beiden Kammern untereinander, wie zwischen der Regierung und der zweiten Kammer, in der Männer wie Rotteck und v. Itzstein die Führer der Opposition waren, kam es in den Landtagen der ersten zwanziger Jahre zu den heftigsten Streitigkeiten, die dem gesetzgeberischen Ausbau des Staats sehr hinderlich waren. Die badische Regierung bat selbst in Wien um Hilfe gegen die „Insolenz" der Stände, forderte geradezu den Bruch mit dem Landtag heraus und steuerte unverkennbar auf die völlige Aufhebung der Verfassung los. Durch eine unerhörte schamlose Wahlbeeinflussung gelang es der Regierung, eine neue Kammer zu Febr. 1825. bilden, in der die Opposition fast verschwunden war. Selbst Metternich konnte den guten Geist dieser Kammer rühmen, die ohne Widerstand eine Verfassungsänderung, wonach statt der teilweisen Erneuerung der zweiten Kammer von zwei zu zwei Jahren künftig alle sechs Jahre eine Gesamterneuerung stattfinden, der Staatshaushalt auf je drei Jahre festgestellt und demgemäß auch der Landtag nur alle drei Jahre versammelt werden sollte, sowie eine Reihe andrer wichtiger Gesetze, ganz nach den Vorschlägen der Regierung annahm. Die pseudokonstitutionelle Staatsform feierte in den stummen gefügigen badischen Landtagen der letzten zwanziger Jahre wahre Triumphe. Aber unter der stillen Oberfläche gärte es bedenklich, wie sich bald nach dem Tod des wenig beliebten Groß- † 30. März 1830. herzogs Ludwig zeigen sollte. Jetzt trat das Successionsgesetz in Kraft, indem Leopold. 1830—1852. mit Ludwigs Halbbruder, dem wohlwollenden bürgerfreundlichen Leopold die Erbfolge an die Linie der ehemaligen Grafen von Hochberg überging.

4. Großherzogtum Hessen-Darmstadt. Ludwig I. (X.) 1790—1830. In Hessen-Darmstadt überdauerte die lange Regierung des Großherzogs Ludwig I. (als Landgraf Ludwig X.) alle Stürme der Revolutionsperiode und führte das Land auf völlig veränderten territorialen und gesetzgeberischen Grundlagen in die neue Zeit herüber. Im Reichsdeputationshauptschluß hatte die Landgrafschaft als Ersatz für die verlornen Besitzungen auf dem linken Rheinufer (Grafschaft Hanau-Lichtenberg) das Herzogtum Westfalen erhalten, welches alsdann auf dem Wiener Kongreß an Preußen abgetreten ward; dafür erhielt Hessen ein ansehnliches Gebiet auf dem linken Rheinufer zurück, die heutige Provinz Rheinhessen. Auch hier waren im Jahr 1806, mit dem Anschluß an den Rheinbund und der Erwerbung der Souveränität, die alten zerrütteten und unbrauchbaren landständischen Verfassungen der verschiedenen Landesteile aufgehoben, dafür aber manche wohltätige Neuerung eingeführt worden, wie Beseitigung der Leibeigenschaft, Herstellung der Gleichheit im Steuerwesen, Abstellung der Zehnten, Verbesserung des Gerichtsverfahrens. Mit einer neuen konstitutionellen Ordnung aber wurde auch nach dem Wiener Kongreß in büreau-

kratischer Bedächtigkeit gezögert. Der wohlwollende und aufgeklärte Großherzog Ludwig hatte mehr Interesse für seine künstlerischen Liebhabereien als für die Angelegenheiten des öffentlichen Lebens. Der tiefgehenden Bewegung nach einem Verfassungswerk, die durch das Volk ging, konnte aber doch auf die Dauer kein Widerstand geleistet werden. Massenversammlungen, stürmische Petitionen, selbst bewaffnete Zusammenstöße zeugten von der starken Erregung des Volks, bis die Regierung, schwankend zwischen Nachgiebigkeit und Eigensinn, das Begehren erfüllte.

Auf Grund des Edikts vom 18. März 1820 über die landständische Ver- Die hessische Verfassung.
fassung, welches die ständischen Rechte noch in äußerst enge Grenzen einschloß und darum auf heftigen Widerstand stieß, wurde ein Landtag einberufen, mit dem nach längeren Verhandlungen eine freiere Repräsentativverfassung zustande- 17. Dez. 1820.
kam, der Form nach ein landesherrlich verliehenes, dem Wesen nach aber ein auf Vereinbarung zwischen Fürst und Volk beruhendes Grundgesetz, das dann durch eine Reihe organischer Gesetze über die Verfassung der Gemeinden, die Ministerverantwortlichkeit u. a. ergänzt wurde. Verständige Gesetze über Steuerwesen, Befreiung des Grundeigentums, Ablösung der bäuerlichen Lasten, Gemeindeverhältnisse folgten nach. Stände und Regierung waren hier lange im ersprießlichsten Einvernehmen, bis auch in Darmstadt der herrschende Geist der Reaktion zum Durchbruch kam. Der Minister v. Grolman, ein hochgeschätzter Rechtsgelehrter, zog sich den gegründeten Vorwurf zu, seine freieren politischen Ansichten, die er in seinen Schriften verfochten, ohne Not verleugnet zu haben. Die Wahlfreiheit wurde durch Regierungsbeeinflussung beeinträchtigt, der freisinnige, patriotische, vielgeschäftige Kommerzienrat Ernst Emil Hoffmann wegen eines politischen Sendschreibens in Untersuchung gezogen und aus 1826.
der Kammer gestoßen. Die Zerwürfnisse mit den Ständen gingen jedoch bei dem im Grunde wohlwollenden und versöhnlichen Charakter des Regiments in Darmstadt nicht so tief wie in andern deutschen Staaten.

Der Wiener Kongreß stellte auch die kleine Landgrafschaft Hessen-Hom- 5. Hessen-Homburg.
burg, die in der Rheinbundsakte zu gunsten von Darmstadt mediatisiert worden, in ihrer Selbständigkeit wieder her und fügte noch auf dem linken Rheinufer die Herrschaft Meisenheim hinzu. Der Landgraf Friedrich V. hatte acht Friedrich V. † 1820.
Söhne, von denen ihm fünf, alle ohne Erben, nacheinander in der Regierung folgten, alle durch Kriegsdienste im preußischen und österreichischen Heer gegen Napoleon ausgezeichnet. Mit dem jüngsten Sohn, dem Landgrafen Ferdinand, erlosch im Jahr 1866 die Homburgische Linie.

Kein andrer deutscher Staat war trotz des geringen Umfangs aus so 6. Nassau.
bunten Bestandteilen zusammengewürfelt, wie das Herzogtum Nassau in der Gestalt, welche die Umwälzungen der Napoleonischen Zeit und die nachfolgenden territorialen Verträge festgesetzt. Man zählte auf diesem engen Raum nicht weniger als siebenundzwanzig verschiedene Gebietsteile, die am Schluß

des vorigen Jahrhunderts noch nicht zu einander gehört hatten. Die beiden Linien Nassau-Usingen und Nassau-Weilburg hatten schon in der Rheinbundsakte ihre Gebiete zu einem Ganzen unter gemeinschaftlicher Regierung vereinigt und damit einen großen Teil der Besitzungen der holländisch-oranischen Linie verbunden. Im März 1816 starb die Usinger Linie aus und nun fand
Wilhelm. 1816—1839. unter Herzog Wilhelm die volle Vereinigung des Landes statt. Die großen deutschen Besitzungen des holländisch-oranischen Hauses wurden auf dem Wiener
Vertrag vom 31. Mai 1815. Kongreß gegen Luxemburg abgetreten und kamen teils an Nassau, teils an Preußen. Aus diesem durch die verwickeltsten Territorialverträge aus den verschiedenartigsten Bestandteilen zusammengeschmolzenen Landbesitz einen einheitlichen Staat gebildet zu haben, ist ein Verdienst, das sich der Regierungspräsi-
1816. dent von Ibell (S. 662) durch seine Organisationsedikte erworben. Allen andern deutschen Staaten voran, schon vor der vollen Vereinigung des Landes, hatten die beiden Fürsten von Usingen und Weilburg eine ziemlich freisinnige
1. 2. Sept. 1814. Verfassung nach modernen Vertretungsgrundsätzen gegeben, Landstände, bestehend aus einer Herrenbank und einer Deputiertenversammlung; jedoch war die genauere Abgrenzung der ständischen Befugnisse unterlassen, was der Regierung bald Gelegenheit bot, die Zuständigkeit der Volksvertretung bei der Gesetzgebung einer möglichst einschränkenden Auslegung zu unterwerfen. Die Verfassung kam unter der Verwaltung des büreaukratischen Ministers von Marschall nur sehr unvollkommen zur Ausführung und das konstitutionelle Leben in Nassau zeigte nur wenig Spuren der freieren politischen Luft Süddeutschlands. Erst 1818 traten die Stände zusammen und die Regierung übte auch dann noch in vielen wichtigen Fällen einseitig ohne Mitwirkung des Landtags die Gesetzgebung aus. Widerwärtige Streitigkeiten, hervorgerufen durch die unberechtigten Ansprüche des Landesherrn auf die Domänen und auf Entschädigung für die aufgehobenen Leibeigenschaftsgefälle, setzten das Volk und die Landtage in Erregung.

9. Österreich.

Kaiser Franz I. † 2. März 1835. Kaiser Franz hatte die gewaltigsten Umwälzungen, die in einem fürstlichen Leben vorkommen können, an sich vorüberziehen sehen; aber an seinem stumpfen Geist waren die Eindrücke und Lehren einer großen Zeitgeschichte nicht haften geblieben. Ein kleinliches, dürres, engbegrenztes Geistesleben, ein armseliger Begriff von seinem fürstlichen Beruf blieben ihm zeitlebens eigen. Neue, über das Gewöhnliche hinausragende Erscheinungen und Personen waren ihm unheimlich und verhaßt; nur was sich in dem Geleise des Herkömmlichen und Gewohnten hielt, was die Gemütsruhe und stumpfsinnige Bedächtigkeit nicht störte, sagte seiner Natur zu. Aufregung, Bewegung, Streben nach Neuerung, nach Fortschritt und Reform, wie es in der Josephinischen Periode so lebhaft zu Tage

getreten, waren ihm in den Tod zuwider. Darüber muß man schlafen! war sein Lieblingsausspruch, wenn ihm irgend etwas vorkam, was seine gewohnten Gedankenkreise durchkreuzte. Gleichgültig und unzugänglich für alles höhere Streben, bei seiner verwahrlosten Erziehung ohne alles Verständnis für geistige Interessen, ohne Kenntnis und Sinn für die wahren Aufgaben eines Staatsoberhauptes, zumal bei einem absoluten Regiment, hat er eine überlange Herrschaft geführt, deren einziges Gepräge und Merkmal ein fast der Todesruhe gleichkommender Stillstand war. Wohl genoß er in Österreich, „als Rest von dem großen Schatz von Volksglück, Liebe und Treue, den er mit dem Reich von seinem Vater überkommen hatte", eines hohen Maßes von Popularität und Beliebtheit, nicht aber wegen seiner fürstlichen und menschlichen Tugenden, sondern wegen seines den meisten Habsburgern eignen leutseligen, volkstümlichen Wesens, das er mit einem unbegrenzten Selbstgefühl von seiner kaiserlichen Würde zu verbinden wußte. Seine zur Schau getragene Gutmütigkeit und Herablassung verschmolz sich dabei mit viel Herzenshärte, Gefühllosigkeit, kalter Berechnung und Mißtrauen. Gegen alles, was seine Person in den Schatten stellen konnte, hegte er den tiefsten Argwohn. Von seinen Brüdern standen nur die ganz unbedeutenden Erzherzöge Rainer und Ludwig in Gunst; die andern, die selbständiger und befähigter veranlagt waren, namentlich der volkstümliche Kriegsheld Erzherzog Karl, wurden mit Mißgunst und Argwohn verfolgt; ebenso die bedeutenderen Feldherren und Staatsmänner. Unwürdige Günstlinge, wie der durch des Kaisers musikalische Neigungen emporgekommene Generaladjutant Baron Johann Kutschera, ein Zuträger und Denunziant, der trotz seines wüsten Lebenswandels und seiner rohen Sitten lange Jahre, namentlich in militärischen Personenfragen, den höchsten Einfluß ausübte, waren am Hof in Gunst und Ansehen. Obwohl der Kaiser selbst im Ruf eines sittenstrengen Mannes stand, duldete er doch in seiner Umgebung ein höchst anstößiges wüstes Treiben, wie es überhaupt in Wien damals Mode war. Moralisch verworfene, wenn nur demütige und gefügige Personen konnte er um sich leiden, nicht aber tüchtige selbständige kräftige Charaktere, deren Überlegenheit er fürchten mußte. Des Kaisers Neugierde und Mißtrauen rief das unwürdigste polizeiliche Spionwesen ins Leben, und trotz seiner Meinung, alles selbst zu beherrschen, fiel er fremdem und oft verderblichem Einfluß anheim, wenn man ihn nur richtig zu behandeln und seine Eigenheiten zu schonen wußte. Denn seine Arbeit war nur nutzlose Vielgeschäftigkeit.

„Tändelsucht, Scheu vor jeder größern Anstrengung, falscher Stoizismus, hinter welchem sich die eisige Gleichgültigkeit gegen alle höhern Interessen barg, Mißtrauen gegen sich selbst, aber hundertfältiges Mißtrauen gegen alle andern, Liebe für das Kleine und Kleinliche, Furcht vor jeder hervorragenden kräftigen Persönlichkeit bildeten — nach der Schilderung von A. Springer — die dauernden Grundzüge in dem Charakter des guten Kaisers, der, obgleich von durchaus flachem Wesen, doch, besonders in den

spätern Jahren, nur von wenigen durchschaut wurde, weil er durch sein unansehnliches Äußere, die scheinbare Gutmütigkeit und die spießbürgerlichen Manieren trefflich zu täuschen verstand und durch einzelne Eigenschaften, wie den Gebrauch der gröbsten österreichischen Mundart, die Verachtung der ausländischen Bildung auch in der Rechtschreibung, die Schaustellung des echten, unverdorbenen Wieners den zahlreichen untern Klassen schmeichelte, die in ihm einen Mann ihresgleichen sahen und durch ihn sich gleichsam in ihrem Wert gehoben fühlten. Große Maßregeln vorzubereiten, langwierige Unterhandlungen zu leiten oder auch nur zu verfolgen, die Thätigkeit eines Gesetzgebers zu entfalten, war allerdings nicht nach seinem Sinn. Er besaß nicht die Gaben eines Staatsmannes, dagegen hatte er an der mechanischen Betriebsamkeit eines pedantischen Kanzleibeamten ein großes Gefallen, übertrug, wo es anging, die Geschäfte aus der politischen Sphäre in den engen Kreis einer gewöhnlichen Amtsstube und behandelte sie den untergeordneten Anschauungen, die in einem solchen Kreis herrschen, entsprechend. Je länger er lebte, desto mehr wurde es in den obersten Regierungskreisen zur Gewohnheit, alles Kleine und Unbedeutende als überaus gewichtig anzusehen, dagegen alles Große und Bedeutende zu verschleppen und in dem Wust von engherzigen formalen Bedenken zu begraben."

Der Staatskanzler Fürst Metternich.

Nur unter einem solchen Herrscher konnte ein Staatsmann wie Metternich eine so langdauernde und so tiefgehende Wirksamkeit ausüben. Wir sind dem Staatskanzler Fürst Klemens Wenzel Lothar Metternich-Winneburg in den vorangegangenen Blättern oft genug begegnet (vgl. S. 565 f.). Fast vierzig Jahre lang (1809—1848) leitete er die auswärtigen Angelegenheiten Österreichs, und nur weil das Feld seiner Wirksamkeit, die Kunst der Diplomatie, die Regelung der Beziehungen des Reichs zu dem europäischen Staatensystem, dem Verständnis und Interesse des Kaisers fern lagen, überließ ihm dieser thatsächlich eine Alleinherrschaft, die sein Mißtrauen auf keinem Gebiet der innern Staatsverwaltung in diesem Umfang einem Unterthan eingeräumt haben würde. Die innere Politik beherrschte Metternich nur insofern, als er dem Kaiser das Prinzip des absoluten Stillstandes, der Niederhaltung jedes Fortschritts und jeder freien Bewegung durchführen half. Der rheinische Edelmann gewann zeitlebens keine tieferen Kenntnisse der eigenartigen Verhältnisse Österreichs. Er gehörte auch niemals zu den eigentlichen Günstlingen des Kaisers Franz; er wußte sich nur mit einem stets zunehmenden Nimbus der Unfehlbarkeit zu umgeben, und ersetzte durch persönliche gewinnende Eigenschaften, durch die Manieren des vollendeten Höflings und Kavaliers, was ihm an wirklichen thatsächlichen Verdiensten abging. Feste Grundsätze, ein klares System der Politik würde man vergeblich bei Metternich suchen, es sei denn das Streben, jeder Störung der innern und äußern Staatsordnung entgegenzuwirken. Alles, was er that, war nur berechnet, der Verlegenheit des Augenblicks abzuhelfen. Die ruhebedürftige Zeit der allgemeinen Reaktion bot für diesen „Minister des konservativen Europa" das geeignete Wirkungsfeld. Die Verfassungen und die Preßfreiheit galten ihm als die Krebsschäden, welche die Staaten und die Gesellschaft an den Rand des Abgrunds bringen. Nicht bloß in Österreich, in ganz Europa wurde der „Drachentöter des

Liberalismus" als der weiseste Staatsmann des Jahrhunderts betrachtet; überall hörte man auf sein Wort und seinen Rat. Als Politiker war der österreichische Staatskanzler ohne lebhaftes Pflichtgefühl, ohne sittliche Grundsätze, ohne staatsmännische Ideen, ohne tiefere Kenntnisse, ein Feind selbstbewußter und unabhängiger Geister, kühner energischer Maßregeln, flach und kleinlich, aber von natürlicher Verschlagenheit, Gewandtheit, kalter Berechnung und vollendeter Routine, als Mensch war er genußsüchtig, habgierig, von maßloser Selbstüberschätzung. Nur in einer armen und öden Zeit konnten solche Charaktere eine weltbeherrschende Macht üben. „Man wird ihn," wie Gervinus sagt, „vielleicht mit Talleyrand vergleichen, mit dem er die Trägheit und Gleichgültigkeit, die Oberflächlichkeit und Sittenlosigkeit, die Trockenheit des Herzens, die Genußsucht, die Unfähigkeit zu fruchtbaren politischen Schöpfungen teilte, aber man wird ihn, sowenig wie diesen, keinem der thatkräftigen Minister der französischen Absolutie, selbst nicht denen von so zweifelhaftem Ruhm wie Richelieu und Mazarin gleichstellen." Seine neuerdings herausgegebenen nachgelassenen Papiere enthalten mancherlei schätzbare Aufklärung über jene Zeiten der Reaktion und die wichtige Rolle, die der gefeierte österreichische Staatsmann dabei spielte.

Das innere Staatsleben Österreichs in jener Periode wies eine Öde und Versumpfung auf, wie sie selbst in der damaligen Reaktionszeit auch nur annähernd nirgends sich zeigte. Die freisinnigeren Grundsätze, die man zur Zeit des Wiener Kongresses mitunter noch zur Schau getragen, wurden bald preisgegeben. Es gab eine Zeit, unmittelbar nach dem großen Krieg, da die Freiheit der Zensur in Wien ängstlichen Gemütern Besorgnis einflößte, da man an die Veröffentlichung eines vollständigen Budgets dachte, da man an einer Reform der Gerichtsverfassung und dem Fortbau des bürgerlichen Gesetzbuchs vom Jahr 1811, der Erbschaft der Josephinischen Periode arbeitete, da man die öffentliche Meinung in Deutschland zu gewinnen bestrebt war: allein von diesen Verirrungen kam man bald zurück. In keinem andern Land wurde das Prinzip des Stillstands, der Ruheseligkeit so entschieden und folgerichtig durchgeführt. Sit quia fuit, es sei, weil es gewesen, war der leitende Grundsatz dieses Systems bewegungsloser Erhaltung. Der Charakter des österreichischen Volks kam diesem System fördernd entgegen. Das fügsame, gutmütige, thatlose und loyale Volk blieb von dem Neuerungs- und Parteiengeist, wie er anderwärts, namentlich in den romanischen Ländern, herrschte, gänzlich unberührt. Die Bewegungen der Revolution waren an dem durch jahrhundertelangen Despotismus gebrochenen Volksgeist Österreichs fast spurlos vorübergegangen. Die Josephinischen Reformen waren zu ihrer Zeit auf weit mehr Widerstand gestoßen als jetzt die einfache Rückkehr zum Alten. Wo in einzelnen abgetrennten Landesteilen, in Illyrien, Tirol, Salzburg, französische Institutionen eingedrungen waren, wurden sie mit stummer Billigung des Volks wieder abgeschafft. Nirgends wurde der fröhliche Lebensgenuß durch politische Aufregung und Neuerungslust gestört; in Gleich-

Das System der Stabilität.

gültigkeit, Unwissenheit und stumpfer Gewöhnung ließ man das System des patriarchalischen Absolutismus über sich ergehen.

Charakter der Verwaltung. Auf keinem Gebiet der Verwaltung kam ein Zug frischen Lebens in die starre Unbeweglichkeit; Fortschritte, Reformen, Abhilfe auch gegen die schreiendsten Mißbräuche waren unbekannte Dinge. „Mein Reich ist wie ein wurmstichiges Haus," bemerkte der Kaiser einmal selbst, „wenn man einen Teil davon abträgt, kann man nicht wissen, wieviel davon nachstürzt." Nicht einmal der alte Ruhm Österreichs, das Heerwesen, wurde auf der Höhe der Zeit und der berechtigten Ansprüche gehalten. Der Kaiser selbst hatte nichts Militärisches, kaum daß er einmal die Uniform trug. Altersschwache Generale, unfähige Offiziere, spießbürgerliche Anschauungen, gedrücktes Wesen, geringschätzige Behandlung seitens des Bürgertums, keine Spur von dem stolzen preußischen Soldatengeist! So verfiel auch die Armee, eine bequeme Versorgung für die Offiziere, eine Strafanstalt für die Soldaten. Die Trägheit und Lässigkeit dieser Verwaltung war unbeschreiblich; kaum daß die Staatsmaschine auch nur im notdürftigsten Gang erhalten wurde. Die Verwaltung ging nach der geistlosesten Routine, die durch jedes unvorhergesehene Ereignis in völlige Verwirrung gesetzt werden mußte, ein unglaublich schwerfälliger, unbehilflicher, verwickelter Mechanismus. Hofkanzlei, Hofkammer, oberste Justizstelle, Hofkriegsrat, Staatsrat, Konferenzministerium und wie die höchsten Zentralbehörden sonst noch hießen, standen sich ohne feste Abgrenzung und ohne Zusammenhang gegenseitig im Wege; der amtliche Verkehr fand fast nur schriftlich statt und war überaus schleppend. Von den Wiener Kanzleizuständen, der Korruption und Beschränktheit der Büreaukratie sind erschreckende Schilderungen vorhanden. Es wurde auch nicht besser als an
1826. des Grafen Zichy Stelle Graf **Kolowrat** mit der Leitung der innern Angelegenheiten betraut wurde, ein beschränkter, ideen- und kenntnisarmer Mann, der mit Unrecht in den Ruf kam, verhältnismäßig freisinnige Grundsätze zu hegen und ein Gegner des Metternichschen Systems zu sein.

Ständisches Wesen. Die Anfänge nationaler Gegensätze. Die ständischen Vertretungen, die in den einzelnen Provinzen sich erhalten hatten oder hergestellt wurden, die sogenannten **Postulatenlandtage**, hatten einen so nichtssagenden Wirkungskreis, daß sie nur den Spott und die Lachlust reizten. Teilnahme an der Gesetzgebung oder Steuerbewilligung besaßen sie nicht; Petitionen und Vorstellungen an den Kaiser wurden selten berücksichtigt. Bekanntmachung, Verteilung und Erhebung der auf die Provinz entfallenden direkten Steuern, Rekrutenaushebung, Polizeigeschäfte, waren die hervorragendste Obliegenheit dieser mumienhaften Landtage, „deren beschaulicher Lebenslauf sich gemeinhin in drei Akten abspielte: Auffahrt der Herren Stände in ihren Staatskarossen, Vorlesung und einstimmige Annahme der landesherrlichen Postulate, endlich Wiederabfahrt der Herren Stände in den nämlichen Staatskarossen". Die ungarischen Stände wurden dreizehn Jahre, die siebenbürgischen dreiundzwanzig Jahre überhaupt nicht eingerufen; in andern Ländern wurden sie oft

nach eintägiger Arbeit wieder entlassen. Adel und Geistlichkeit hatten in diesen ständischen Vertretungen weitaus das Übergewicht; städtische Abgeordnete wurden nur ganz vereinzelt in den Landtagen zugelassen. Von irgend einer Teilnahme des Volks an diesem Possenspiel war nicht die Rede. In dem lombardisch-venetianischen Königreich war jede Volksvertretung so gut wie beseitigt; die von der Regierung ernannten Zentral- und Provinzialkongregationen waren ohne alle Bedeutung und wurden nur sehr selten einberufen. Es herrschte der Grundsatz: Alles für das Volk, nichts durch das Volk, und in dem letztern Teil wenigstens wurde der Satz ehrlich durchgeführt. Trotz der mechanischen Zentralisation, welche einen einzigen Maßstab an alle Verhältnisse und Bedürfnisse dieses sprachen- und nationenreichen Landes anlegte, konnte von einem gesamt-österreichischen Staatsbewußtsein gar keine Rede sein. Vielmehr begannen gerade damals die verschiedenen Nationalitäten in einen schärferen Gegensatz zu treten, der die schließliche Zersetzung des Reichs als ernste, wenn auch noch ferne Gefahr erscheinen ließ. In den zwanziger Jahren erhoben sich jene Bewegungen zur Belebung der ungarischen und der slawischen Sprachen, die man anfangs für eine philologische Spielerei hielt, die aber von hoher politischer Bedeutung wurden als Äußerungen des Selbständigkeitstriebs und des wachsenden Nationalbewußtseins jener nichtgermanischen Stämme gegenüber der staatlichen und geistigen Vorherrschaft des Deutschtums.

Absperrung nach außen und Polizeiwesen.

Um das System unverletzt aufrecht zu halten und von dem getreuen Volk jede Versuchung abzuwehren, wurde Österreich durch eine strenge Grenzkontrolle vom Ausland möglichst abgeschlossen, der geistige Verkehr durch behutsame Überwachung der eingeführten Bücher und Zeitschriften, ja sogar der Briefe, und durch die drückendste Beschränkung des Buchhandels gehemmt und erschwert. Durch diesen dichten Grenzwall hoffte man das Gift der Aufklärung andrer Länder von den treuherzigen Österreichern abzuhalten, die Macht der Geistlichkeit auf die Gemüter der Menschen unerschüttert zu bewahren und das Volk im Herkömmlichen und Gewohnten zu befestigen, begründete aber nur ein System von Betrug, Käuflichkeit, Vertuschung, Umgehung und gänzlicher Unsittlichkeit. Jede Berührung mit dem Ausland galt als ein möglichst zu vermeidendes Übel; das System der geistigen Absperrung wurde in wahrhaft raffinierter Weise durchgeführt. Der Besuch auswärtiger Universitäten war verboten, auch sollten Ausländer nicht in österreichische Bildungsanstalten aufgenommen werden. Die fremde Litteratur wurde durch eine Zensur von bald lächerlicher Kleinlichkeit, bald ärgerniserregender Strenge ferngehalten, die einheimische in allen freieren Regungen unterdrückt. In Italien wurden nicht nur die Schriften neuerer Geschichtschreiber und Politiker, sondern auch die Klassiker verboten oder verstümmelt. Zeitungen wurden nur im dürftigsten Umfang gestattet. Deutsche Wissenschaft und Litteratur fand an der chinesischen Mauer dieses Systems keinen Eingang; dem geistigen Leben Deutschlands wurde Österreich auf lange Zeit

entfremdet. Was dort auf allen Gebieten der Wissenschaften und Künste, der Bildung und Erziehung geschah, blieb für den österreichischen Geistesschlaf verloren. Wie Metternich das geistige Leben und die politischen und religiösen Kämpfe des Auslandes fern zu halten suchte, so war er auch bedacht, durch die geheime Staatspolizei jede Regung im Innern zu beobachten und niederzudrücken. Polizeibeamte, Spione und Angeber überwachten die Straßen und öffentlichen Orte, belauschten die Reden und erspähten die innersten Gedanken, die religiösen und politischen Ansichten der Einheimischen und Fremden. In dieser Richtung wurde das Polizeiwesen namentlich seit 1817 durch den Grafen Sedlnitzky ausgebildet, ein Werkzeug des härtesten Despotismus. Seit den Tagen der venetianischen Staatspolizei, der spanischen und italienischen Inquisition gab es wohl kaum irgendwo ein so drückendes, Treue und Vertrauen untergrabendes Sykophantenwesen wie zu dieser Zeit der Unfreiheit im österreichischen Kaiserreich. Den Verwegenen, der sich bei unvorsichtigen Reden, Klagen und tadelnden Bemerkungen betreten ließ, der sich in Schriften vorwitzige Kritiken erlaubte oder gar sich den Verdacht zuzog, geheimen Verbindungen gegen das herrschende System anzugehören, erwarteten Staatsgefängnisse, die ihn wie ein Grab umfingen und von denen der hartverfolgte Silvio Pellico ein so anschauliches Bild entworfen hat. Die grauenvollen Kerker des Spielbergs bei Brünn waren stets voll von Staatsverbrechern und entließen ihre Opfer nur als Schatten wieder.

Stellung der Kirche. Als Gegenwehr wider den revolutionären Geist und die Macht der Aufklärung waren die Träger geistiger Verdumpfung, die Mönchsorden, Klöster und Jesuiten, thätig und wurden eifrig unterstützt. Die letztern ließen sich, bald unter verstecktem Namen, bald öffentlich, in Graz, Innsbruck u. a. O. nieder und suchten als Leiter des Jugendunterrichts die künftigen Geschlechter gegen den neuerungssüchtigen Zeitgeist zu sichern, und wenn auch der Staatskanzler selbst mit seinem nüchternen Verstand kein Freund der Jesuiten und der mittelalterlichen Romantik war, so vermochte er doch der ultramontanen Strömung weder den Ernst einer tiefern Überzeugung, noch die Schärfe eines staatsmännischen Prinzips entgegenzustellen. Der Grundsatz religiöser Duldung wurde nur in sehr beschränktem Maße anerkannt, das protestantische Bekenntnis in jeder Weise zurückgesetzt. Allein trotz aller Ergebenheit der leitenden Kreise an die kirchlichen Dogmen ließ man doch auch der katholischen Kirche nicht immer freie Bewegung. Die Herrschaft des Staats wurde auch der Kirche gegenüber gewahrt, auch der Papst und die Bischöfe durften sich über die Souveränität des Landesherrn nicht erheben. Die äußerliche Frömmigkeit des Kaisers ging doch nicht so weit, um die Erwägungen der Politik zu verdrängen; der eigentliche Ultramontanismus fand noch nicht die rechte Stätte in Österreich. Die Geistlichkeit war willkommen als Bundesgenossin gegen den liberalen Zeitgeist, aber eine selbständige korporative und politische Macht errang sie nicht; auch an den hierar-

chischen Ansprüchen sollte die absolute Gewalt des Kaisers keine Schranke haben. Die Klöster und geistlichen Schulen, der Verkehr mit Rom, die Verwaltung des Kirchen- und Stiftungsvermögens standen unter staatlicher Aufsicht; bei der Besetzung der Bischofsstühle wahrte die Regierung entschieden ihre Rechte. Die Römlinge klagten laut über die Fortdauer des Josephinischen Systems und die Spannung mit der Kurie nahm bisweilen eine sehr schroffe Form an. Das vertrug sich im einzelnen aber doch mit der Förderung der klerikalen Bestrebungen. Dieselben Grundsätze befolgte die Regierung auch gegenüber dem Adel. Er war bei allen Zivil- und Militärämtern maßlos bevorzugt. Im Besitz des größten Grundeigentums, der bedeutendsten Fabriken, der höhern Staatswürden, nahm er eine übermächtige soziale Stellung ein, aber politische Rechte als Körperschaft dem Staatsabsolutismus gegenüber ließ man ihn nicht gewinnen.

Zwar blieben Wissenschaften und Künste, um den Schein zu retten, nicht ganz ohne Pflege und Aufmunterung; die höhern Lehranstalten und Kunstakademien hatten manche Namen von litterarischem und künstlerischem Ruf aufzuweisen. Aber diese wissenschaftliche und künstlerische Ausbildung war eine sehr ungleiche und hatte auf das geistige Leben des Volks so gut wie keinen Einfluß. Bei der strengen Überwachung des Unterrichtswesens kamen auf den höhern Lehranstalten nur die praktischen und empirischen Wissenschaften, Naturkunde und Medizin, Mathematik und Technologie, und allenfalls noch die Philologie und Altertumskunde auf eine dem deutschen Standpunkt der Wissenschaft einigermaßen entsprechende Höhe; die Geschichte dagegen mußte sich entweder dem Gedankenkreis und der Anschauungsweise des herrschenden Kirchen- und Staatensystems anbequemen oder auf gelehrte Durchforschung längst vergangener Zeiten und entschwundener Geschlechter beschränken; die Philosophie wurde in der freien Spekulation gehemmt und auf die scholastischen Denkformen gewiesen, und die Theologie durfte sich nur innerhalb eines abgeschlossenen engen Kirchenglaubens bewegen. Wenig bedacht auf die Ausbildung des Volks, für das der geringste Grad von Kenntnissen zu genügen schien, wendete die österreichische Regierung ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise den höhern und mittlern Ständen zu, und beförderte insbesondere solche Bildungsanstalten, die, wie die adligen Erziehungsinstitute und Kriegsschulen, der mächtigen Aristokratie zu gute kamen, oder die, wie die Gewerbe- und Realschulen und die polytechnischen Anstalten, die bürgerliche Industrie und gewerbliche Betriebsamkeit in die Höhe brachten. Dagegen blieb das Volksschulwesen vernachlässigt und der Leitung der wenig gebildeten müheschenen Geistlichkeit überlassen, und von den höhern Anstalten wurden die freien, den menschlichen Geist veredelnden und das Denkvermögen bildenden Unterrichtsgegenstände fern gehalten. Das ganze Erziehungswesen lief auf eine mechanische Abrichtung, auf geistloses Einlernen toter Kenntnisse hinaus. Die peinlichsten Vorschriften über Studienplan und über die äußere Haltung von Lehrern und Kindern hemmten jede freie Bewegung; ein übermäßiges Betonen

Schulwesen.

religiöser Übungen führte zu Heuchelei und geistiger Gedrücktheit. Materielle Güter und Lebensgenüsse sollten für den Verlust der Freiheit entschädigen; aber der Mangel idealer Bestrebungen und geistiger und sittlicher Hebung kann durch kein vergängliches Gut ersetzt werden.

Wirtschaftliche Politik. Lobredner dieses Systems haben oft auf die Pflege der materiellen Wohlfahrt als Ersatz für die geistige Freiheit und das politische Leben hingewiesen. Wohl ist auch manches für Hebung der Verkehrsmittel, für Landstraßen, Kanäle, Flußverbesserungen u. dgl. geschehen. Aber eine wirklich fruchtbare und einsichtsvolle Thätigkeit wurde auch auf dem Gebiet der wirtschaftlichen Interessen nicht entfaltet; dazu waren auch hier die Gesichtspunkte viel zu kleinlich und befangen. Ein strenges Schutzzollsystem nach außen und eine Reihe von Zolllinien, welche die Provinzen voneinander trennten, erschwerten den Handel und Verkehr. Erst im Jahr 1825 wurden die meisten binnenländischen Zolllinien aufgehoben; Ungarn aber erhielt seine Zollabschließung noch länger aufrecht. In den deutsch-slawischen Provinzen kamen manche Industriezweige zur Blüte und eine rege gewerbliche Betriebsamkeit gab sich kund. Allein für die großen Verhältnisse des Welthandels hatte das System wenig Verständnis. Zur Sicherung der österreichischen Handelsflotte mußte sogar die Pforte um Schutz gegen die Barbaresken angegangen werden. Trotz seiner unvergleichlichen Lage entwickelte sich Triest, das Schoßkind der österreichischen Regierung, nur langsam. Venedigs frühere Herrlichkeit und Pracht war verschwunden; dahin war der Reichtum, die Kraft, das Freiheitsgefühl und die bürgerliche Rührigkeit der Lombarden. Während alle Staaten durch Ablösung der Feudallasten die wachsende Ungleichheit des Besitzes billig zu mindern und der Verarmung der Massen beizeiten zu begegnen suchten, blieben in Österreich die Fronden (Roboten), feudalen Dienstbarkeiten und alle Verhältnisse einer unfreien Zeit in den drückendsten Formen bestehen und nährten dadurch einen Haß zwischen Gutsherren und Bauern, der später zu galizischen Greueln führte und alle Ordnung, alles friedliche Zusammenleben der Stände gefährdete. Für die Befreiung des Grundeigentums, die sonst überall das wichtigste Anliegen der Freunde politischer und sozialer Reformen war, geschah in Österreich nichts. In diesem fruchtbaren Land, das eine Kornkammer Europas hätte sein können, lagen weite Bodenstrecken unbebaut und die Regierung that wenig genug, eine tüchtige rationelle Landwirtschaft zu fördern; das Grundeigentum war verschuldet und mit Steuern überlastet, die mit unbilliger Härte auf den kleinen Grundbesitzer drückten.

Finanznot. Aus den Kriegen gegen die französische Republik und das Napoleonische Kaisertum ging Österreich mit der größten Zerrüttung der Finanzen hervor. Die ungeheuern Ausgaben für das Militärwesen, die drückenden Friedensbedingungen, die Abtrennungen einzelner Provinzen brachten den Staatshaushalt in immer wachsende Verwirrung und Not. Verzinsliche Anleihen, Prägung geringhaltiger Münzen, Einziehungen des Silbergeräts, Zoll- und Steuererhöhungen vermochten bei der verminderten wirtschaftlichen Kraft des Volks und dem tiefgesunkenen Staatskredit keine

Abhilfe gegen den wachsenden Fehlbetrag zu schaffen. Die Rettung aus den Verlegenheiten des Augenblicks sah man nur in einer Vermehrung des Papiergelds, die bald kein Maß und Ziel mehr kannte, namentlich unter der leichtfertigen Finanzverwaltung des Grafen Zichy. Die Bankozettel mit Zwangskurs, ohne irgend welche Deckung und Garantie, wurden in immer neuen Emissionen ausgegeben; die Notenpresse arbeitete unermüdlich; allein der Kredit und Kurs der Zettel, die im Nennwert von über einer Milliarde Gulden umliefen, wurde immer schwankender und geringer; der Kurs sank auf ein Zwölftel des Nennwerts. Eine unglückliche und ärgerniserregende Finanzoperation drängte in jenen Kriegsjahren die andre, ohne doch den unvermeidlichen Staatsbankrott aufhalten zu können. Bei der Unsicherheit des Geldwesens geriet der Handel und bürgerliche Verkehr in die ärgste Zerrüttung; in fieberhafter Weise bemächtigte sich die Spekulation auch des Grundbesitzes; eine Wandlung der Eigentumsverhältnisse fand statt, wie sie kaum eine große Revolution hätte hervorbringen können. Börsenspiel, Wucher, Agiotage, Spekulation, Schmuggel gediehen üppig; es war die Zeit, da jüdische Bankhäuser sich zu Weltmächten emporzuschwingen begannen. Die umlaufenden Geldzeichen verloren immer mehr den Charakter eines wirklichen Maßstabes für den Wert der Güter; die meisten Vermögen waren eigentlich nur fiktiv und den maßlosesten Schwankungen ausgesetzt. Die Rückwirkung dieser Notstände auf die Sittlichkeit, Ehrenhaftigkeit und bürgerliche Rechtlichkeit des Volks war eine überaus nachteilige. „Die Bestechlichkeit der österreichischen Beamten und die von allen Klassen, selbst vom Kaiser geteilte Überzeugung, die Staatsdiener meinten es mit dem Staat nicht ehrlich und würden unbedingt überall dessen Interessen verletzen, wenn es der persönliche Vorteil so verlange, stammt vorzugsweise aus der Bankozettelperiode." Wiener Kulturhistoriker messen dieser Finanzwirtschaft hauptsächlich die Schuld an dem damaligen tiefen sittlichen Verfall der österreichischen Gesellschaft bei. Ein treffendes Zeitgemälde der Bankozettelwirtschaft liefert die dreißig Jahre lang fortgesetzte Monatsschrift „Eipeldauers Briefe", politisch-soziale Zeitbetrachtungen von derbem gemeinem Witz und cynischer Offenheit.

Das Finanzpatent des Grafen Wallis vom 20. Febr. 1811.

Bald kam die Zeit, da das Gebäude dieser schwindelhaften Papiergeldwirtschaft zusammenbrechen mußte. Im Juli 1810 wurde Graf **Joseph Wallis** zum Hofkammerpräsidenten ernannt und mit der Leitung der Finanzen betraut, ein Mann, der sich schon vorher in Böhmen durch sein rohes und tyrannisches Paschatregiment allgemein verhaßt gemacht hatte. Es sollte jetzt eine gewaltthätige Heilmethode in Anwendung gebracht werden. In aller Stille wurde ein Finanzpatent vorbereitet, das eine ungemein erschütternde Wirkung ausübte, eine furchtbare Aufregung erzeugte und Millionen ins Elend stürzte. Die Bankozettel wurden danach plötzlich auf ein Fünftel ihres Nennwerts herabgesetzt und zu diesem Wert gegen sogenannte Einlösungsscheine oder Wiener Währung umgetauscht. Die Summe der letztern, beinahe eine viertel Milliarde Gulden, sollte unter keinen Umständen vermehrt werden. Allein auch diese Bestimmung wurde nur zum Schein erfüllt, indem bald zu den Einlösungsscheinen sogenannte Antezipationsscheine mit Zwangskurs traten, die dann von Jahr zu Jahr wieder vermehrt wurden. Zugleich wurde durch das Patent der Zinsfuß der verzinslichen Staatsschuld auf die Hälfte herabgesetzt. Nach einer Reduktionstabelle wurde der jetzige Wert bestehender Zahlungsverbindlichkeiten aus früherer Zeit umgerechnet. Eine tiefgehende Erschütterung und Verschiebung aller Geldverhältnisse, die ärgste Rechtsunsicherheit im Privatschuldenwesen, war die Folge dieser plötzlichen „Devalvation" des Papiergeldes, und da auch die Einlösungsscheine der Metalldeckung entbehrten und der als Tilgungsfonds in Aussicht gestellte Erlös geistlicher Güter eine sehr unzuverlässige Sicherheit war, so war man vor einer Wiederkehr der schmerzhaften

Operation durchaus nicht sicher. Von einer festen und unwandelbaren Währung war man noch ebensoweit entfernt wie früher. Das Patent hatte keine nachhaltige Besserung des Geldwesens zur Folge. Der finanzielle Staatsstreich erregte bei allen Geschädigten begreiflicherweise die größte Erbitterung; die Aufregung und Verzweiflung des Volks stieg zu einer bedenklichen Höhe. „Unausgesetzt mit der Wohlfahrt unsrer Unterthanen beschäftigt,“ begann das Gesetz, und in bitterm Spott wurde es mit diesen Anfangsworten gleich einer päpstlichen Bulle zitirt. Die Opfer, die dieses rechtsverletzende Gesetz forderte, waren dabei zum größten Teil umsonst gebracht. Den Bankrott hatte man vollzogen, aber ein neuer stand in naher Aussicht. Die Katastrophe des Jahres 1848 ließ sich vorhersehen. Der Finanznot wurde auch in den langen Friedensjahren mehr äußerlich und zum Schein, als innerlich und wahrhaft abgeholfen. Die Umwandlung der ältern Staatsschuld und das Tilgungsfondssystem kennzeichneten die Finanzwirtschaft der Zeit nach dem Frieden, wohlgemeinte aber nicht glückliche Bestrebungen. Der Versuch einer Regelung des Papiergeldwesens, der in dem Finanzpatent des Grafen Stadion vom Jahr 1816 und der Gründung der österreichischen Nationalbank gemacht wurde, hatte anfangs Erfolg, erwies sich aber auf die Dauer doch als mißglückt. Wenn der Staatskredit in jener Zeit sich wieder hob, so entsprang das wiederkehrende Vertrauen großenteils der Unbekanntschaft mit der wahren Finanzlage, die eine Folge des Systems der Verheimlichung war. Nicht durch Steigerung der ordentlichen Einnahmen, sondern durch immer neue Anleihen wurden die nie ausbleibenden Fehlbeträge gedeckt. Die Zerrüttung im Staatshaushalt nahm zu, als an des
1830. vorsichtigen Freiherrn von Pillersdorff Stelle Graf Klebelsberg, ein vornehmer sorgloser Herr, mit der Leitung der Finanzen betraut wurde.

Die Lage in Ungarn.

Wenn in den deutsch-slawischen Kronländern das System Metternichs und des Kaisers Franz ohne Murren, ja selbst ohne Gefühl von dessen Unwürdigkeit ertragen wurde, so regte sich gegen dasselbe ein unerwartet heftiger Widerstand in **Ungarn**. Die Magyaren hatten sich durch alle Stürme der Zeit hindurch ihr altes Reichsgrundgesetz, ihre Komitatsverfassung und autonome Selbständigkeit, ihre gewählten Verwaltungsbeamten und Richter gewahrt; ein Verfassungsstaat stand in dieser Reichshälfte dem Absolutismus in der andern gegenüber. Seit den Tagen, da Joseph II. auf dem Wege freisinniger Reformen, dabei aber gewaltthätig durchgreifend die engere Verschmelzung Ungarns mit dem österreichischen Staat und die Germanisierung der Magyaren zu erzwingen versucht, hatte sich der nationale Gegensatz nur um so mehr ausgebildet. Die magyarische Sprache und Litteratur begann damals sich den Germanisierungsversuchen gegenüber zu entwickeln. Die demokratisch-reformierenden Bestrebungen, die sich in Ungarn zur Zeit und unter dem Einfluß der französischen Revolution regten und eine Umgestaltung des ganzen Verwaltungssystems, eine zeitgemäße Belebung der verrotteten aristokratischen Verfassungsformen bezweckten, wurden durch den Widerstand der Magnaten und die nachfolgenden Kriegsjahre auf lange Zeit in den Hintergrund gedrängt. In den Jahren der großen Umwälzungen kam das konstitutionelle Leben Ungarns wenig zur Geltung. Die vereinzelten Reichstage, die überhaupt noch abgehalten wurden, hatten sich nur mit Truppenbewilligungen und Geldleistungen zu beschäftigen, und die patriotischen Opfer

wurden willig gebracht. Auf zähen Widerstand aber stieß die Finanzpolitik der Wiener Regierung. Das Finanzpatent vom Jahr 1811 wurde von dem Reichstag zurückgewiesen. Nach monatelangen stürmischen Verhandlungen scheiterte die Verständigung, der Reichstag wurde aufgelöst, und mit offenbarem Verfassungsbruch das Finanzpatent auch in Ungarn eingeführt. Sept. 1812.

Der Staatsstreich des Absolutismus gegen das konstitutionelle Leben der Ungarn hinterließ eine bittere Entfremdung. Seitdem wurde das System der stillen Untergrabung der altertümlichen Verfassung durch versteckte Mittel und Mißachtung der Gesetze weiter verfolgt. Die Einberufung des Reichstags wurde fort und fort unterlassen; die Würde des Reichsprimas blieb ein Jahrzehnt lang unbesetzt; verfassungswidrig wurden die Verordnungen dem Land aufgedrängt. Allein es gelang doch nicht, mit diesem politischen Einschläferungssystem den Widerstand zu brechen. Die Opposition, die sich im Reichstag nicht mehr regen konnte, trat um so lauter in den Komitatsversammlungen auf. An die Gemeindefreiheiten und die Komitatsverfassung Ungarns, in der die gesamte Verwaltung ruhte, konnte bei der festgewurzelten Natur dieser Einrichtungen nur schwer Hand angelegt werden. Auf Schleichwegen, durch Drohungen und Gewalt suchte man den Widerstand der Komitate gegen das gesetz- und verfassungswidrige Regiment zu brechen. Man suchte in den Komitaten einen ergebenen Beamtenstand zu schaffen, ihre Organisation und Geschäftsordnung abzuändern. Der Kaiser haßte, trotz gleisnerischer Versicherungen, die ungarische Konstitution, obwohl sie ganz aus dem alten ständischen Holz gezimmert war, nicht minder als die neumodischen Verfassungen, und fuhr rücksichtslos fort sie zu mißachten. Es folgten neue willkürliche Verordnungen über Rekrutenaushebungen und Kontributionen; durch die Forderung, die Kriegssteuer statt in Scheinen in Konventionsmünze zu zahlen, d. h. um das Zweiundeinhalbfache zu erhöhen, wurde das Steuerbewilligungsrecht der nationalen Vertretung auf das gröblichste verletzt. Die meisten Komitate wagten keine offene Widersetzlichkeit, sondern fügten sich unter Protesten in die kaiserlichen Machtsprüche; manche aber verweigerten auch geradezu die Ausführung der gesetzwidrigen Anordnungen, hielten die Steuern zurück und forderten die Einberufung des Reichstags. Die tiefe Mißstimmung im Land nahm immer mehr zu; die Proteste oder „Repräsentationen" der Komitate gegen das verfassungswidrige Regiment wurden immer schärfer und bitterer. Es zeigte sich bald, daß an dem passiven aber zähen Widerstand der Ungarn das verfassungswidrige System der Regierung scheitern mußte; auch durch Kommissare und Exekutionstruppen waren die Geldbeträge und Rekrutierungen in den widerspenstigen Gespanschaften, namentlich in Bars, nicht einzutreiben. Die Komitatsbehörden stellten die Verwaltung ein, die Justiz stockte, die Steuern blieben im Rückstand. Es war nur die Frage, ob man die ungarische Sprödigkeit mit Waffengewalt brechen, den Bürgerkrieg wieder heraufbeschwören sollte. Die orientalischen Wirren ließen dies nicht ratsam erscheinen. Es galt,

Verfassungswidriges Regiment und Opposition.

Aug. 1822.

in den östlichen Verwickelungen freie Hand zu erhalten, nicht aber im eignen Haus einen schwer zu löschenden Brand zu entfachen.

Einberufung des Reichstags. Die Wiener Regierung sah sich unter diesen Umständen zur Nachgiebigkeit genötigt, so schwer es auch dem harten und eigensinnigen Kaiser Franz fiel. Es wurde jetzt, nach dreizehnjähriger Pause, wieder ein Reichstag nach Preßburg Sept. 1825 bis Aug. 1827. einberufen. Die lang zurückgehaltene Mißstimmung und Gärung kam hier zu leidenschaftlichem Ausbruch. In stürmischer Weise wurden die Beschwerden über das verfassungswidrige Regiment, über die Verwaltung Ungarns nach dem Muster der andern Erbländer gegen die verbrieften Rechte, über die Beschränkung der persönlichen Freiheit, die Verzögerung der Einberufung des Reichstags, die Erpressung von Geld und Truppen, die Übergriffe der vollziehenden Gewalt vorgetragen. Bittrere Worte hat kaum je eine Regierung von einer Volksvertretung zu hören bekommen. Haß gegen die ungarische Verfassung, die Lust, Ungarn zu unterdrücken, so wurde dem Kaiser gesagt, sei nicht bloß seiner persönlichen Natur eigen, sondern bilde den Kern der habsburgischen Hauspolitik, und werde seit Jahrhunderten von allen österreichischen Staatsmännern empfohlen und gepflegt. Mit äußerster Hartnäckigkeit wurde die alte Verfassung in jedem Stück verteidigt; der Geist des adligen Kastenwesens trat noch einmal mit ganzer Energie auf. Statt die königlichen Vorlagen in Beratung zu nehmen, erschöpfte sich die Versammlung in Vorwürfen und Anklagen. Das Ergebnis dieses zweijährigen Reichstags war dürftig genug. Die verlangte Truppenzahl und die Kontribution wurden schließlich bewilligt, nachdem der König die Verpflichtung anerkannt, die Verfassung aufrecht zu halten, ohne Mitwirkung des Reichstags keine Steuern zu erheben, denselben regelmäßig alle drei Jahre zu berufen, und damit eine Genugthuung der Form nach gegeben hatte. Eine große Reihe andrer Fragen, wie die Rechtsgültigkeit der Finanzpatente, die „Imputation" (Gutschreibung der über die gesetzliche Bewilligung hinaus erhobenen Steuern), die Wiederaufnahme der alten Reformvorschläge des Reichstags von 1790, die Regelung des bäuerlichen Steuerwesens, wurden ungeschlichtet und ungelöst der Zukunft überlassen. Die einzige Frucht des Reichstags von 1825 war die schärfere Fassung der ständischen Rechte, die weniger verhüllte und verklausulierte Anerkennung der alten Konstitution. Aber in dem starren Festhalten an einer ganz überlebten Verfassung, deren schwerfällige Formen sich noch immer in der lateinischen Sprache bewegten, war ein gesunder politischer und sozialer Fortschritt nicht zu erzielen. Es fehlte nicht ganz an Männern, welche die Notwendigkeit einer radikalen Umgestaltung des ungarischen Staatswesens hervorhoben und bei dem Bestreben, den alten Bau gegen die absolutistischen Übergriffe der Wiener Regierung zu verteidigen, doch auch auf die Mißbräuche und Gebrechen desselben hinwiesen; allein diese Reformer, wie Paul Nagy, standen noch ziemlich vereinsamt. Zu ihnen gehörte auch der Graf Stephan Szechenyi, ein patriotischer Mann, der europäische Zivilisation, Gemeinsinn und nationales

Bewußtsein in seinem Volk zu wecken suchte, der in seinen Schriften eine scharfe Kritik an den politischen und sozialen Gebrechen seines Vaterlandes, namentlich auch an den Adelsvorrechten übte, der Gründer mehrerer landwirtschaftlich-industrieller Anstalten, die für das materielle Leben Ungarns ebenso erfolgreich waren, wie seine ungarische Akademie für das nationale Geistesleben. „Fortan wurde der Grundsatz in den Wiener Regierungskreisen heimisch, keine offene Verfassungsverletzung zu begehen, vielmehr an dem Buchstaben der Konstitution streng zu halten, dagegen aber durch starren Formalismus den lebendigen Inhalt des politischen Bewußtseins zu untergraben, mit Hilfe der ungefügigen, wesentlich veralteten Verfassungsformen das konservative Interesse zu fördern. Ungarn wollte nicht gegen die Bestimmungen der Verfassung unfrei werden, es sollte durch dieselben unfrei bleiben." Der nächste Reichstag, der mitten in stürmischen Zeitereignissen einberufen wurde, zeigte eine unerwartete Gefügigkeit und Nach- 1830.
giebigkeit; denn durch die revolutionären Vorgänge des Tages glaubte die ungarische Aristokratie auch ihre Verfassung bedroht.

Wirkung des Metternichschen Systems.

Nach innen und nach außen hat das Metternichsche System Bankrott gemacht, und der Urheber desselben lebte noch lange genug, um das selbst einsehen zu können. Weder in der großen Weltpolitik, noch daheim in seinem eignen Staatswesen hat Österreich in jener Zeit seine Mission begriffen und danach gehandelt. Die österreichische Regierung hat den Beruf, Trägerin germanischer Kultur im Osten zu sein, nicht erfüllt; sie hat die Donaustaaten nicht gegen Rußlands vordringende Macht geschützt; sie hat in Griechenland, in der Türkei, im ganzen Orient dem Kaiserstaat keine Stellung erworben wie England, Rußland oder Frankreich. Man schien das alte Losungswort: Österreich voran! vergessen zu haben. Nur auf Hemmung des Fortschritts und auf Unterdrückung des Geistes der Freiheit in allen Formen und Gebieten bedacht, sah die Regierung ruhig zu, wie die andern Staaten der großen österreichischen Macht den Vorrang abgewannen, und wie unter den Händen des Polizeiregiments allmählich alle Bürgertugend erlosch. Selbst mit allen möglichen Orden, Titeln und Ehren geziert und im Genuß großer Reichtümer und Pensionen, nährte Fürst Metternich auch im Volk die Rang- und Titelsucht, erstickte jede Regung der Freiheit und wahrer Ehre durch Erweckung der Eitelkeit und des kleinlichen Ehrgeizes, lenkte das ganze Dichten und Trachten des Volks auf materielle Güter, auf sinnliche Freuden, auf irdischen Lebensgenuß. „Essen und Trinken, Lachen und Singen, Tanzen und Lieben, aber nicht Denken und Sprechen sollte in Österreich frei sein." Im Bürgertum der Städte verdrängte materielle Genußsucht immer mehr alle höhern geistigen Bestrebungen; auf den Adelssitzen lag rohe und armselige Barbarei in einem seltsamen Gegensatz mit raffiniertem prahlerischem Luxus. Wie einst die römischen Kaiser kam auch die österreichische Regierung dem Ruf des Volks nach „Brot und Schauspielen" durch Begünstigung von Volksbelustigungen und Theaterpossen niedriger Art fördernd entgegen, und

nährte die dem Volkscharakter inwohnende Schlaffheit und Bequemlichkeit, damit man die führende Hand der Obrigkeit willig ertrage und preise. Und dasselbe System der Ruhe und Überwachung wurde auch den übrigen Regierungen des Festlandes empfohlen oder aufgenötigt. Um Österreichs willen sollte die Welt ringsumher regungslos und stumm in die Zukunft starren, keine Hand begehrlich zucken, kein Wort des Sehnens sich vernehmen lassen, keine Reform die Lüsternheit wecken. Metternich war der Urheber aller jener Maßregeln, die Deutschlands Staatsleben verkümmerten, seine edelsten Bestrebungen und Kräfte lähmten, während unter seinem Einfluß in Spanien, in Portugal, in der Schweiz die Priesterpartei gegen die Männer des Fortschritts Unterstützung fand, überall der Reaktion und dem Obskurantismus gegen die Freiheit und Aufklärung die helfende Hand geboten wurde.

V. Großbritannien.

Englands Machtstellung. Die ansehnlichste Ernte trug der britische Inselstaat aus dem Napoleonischen Weltreich heim. England war aus dem zwanzigjährigen Kampf mächtig und siegreich hervorgegangen. Es hatte die Flotten der Franzosen, Spanier, Holländer und andrer mit Frankreich verbundenen Völker in mehreren ruhmvollen Seeschlachten vernichtet und seine eigne Marine in solchen Stand gesetzt, daß ihm die Herrschaft zur See von niemand streitig gemacht werden konnte; es hatte seine Besitzungen in Westindien vergrößert, hatte Kanada in die Höhe gebracht, hatte im Westen und Süden Afrikas Niederlassungen begründet, und hatte in Ostindien ein Reich geschaffen, das an Größe und Volkszahl das Mutterland weit übertraf; ferne Inseln, durch kühne Seefahrer der staunenden Welt erschlossen, beugten sich unter das Zepter des meerbeherrschenden Landes. Es ist uns bekannt, mit welchem Selbstgefühl und Erfolg die praktischen Staatsmänner an der Themse während der Entscheidungskämpfe gegen den französischen Imperator die Machtstellung des Reichs zu verwerten gewußt haben.

Regierung und Opposition. Und doch bestand das Torykabinett Liverpool, Eldon, Castlereagh, dem der Prinz-Regent Georg seit 1810 sein Vertrauen zugewendet hatte und das diese reiche Ernte einthat, aus mittelmäßigen Staatsmännern ohne schöpferische Talente, ohne Weitherzigkeit, ohne hervorragende parlamentarische Begabung, nur gewandt in den diplomatischen Künsten, wie sie zu der Metternichschen Politik und der Heiligen Allianz paßten. Aber indem sie ganz in das rückschrittliche System der festländischen Mächte eintraten, vermochten sie über ein Jahrzehnt der englischen Regierung das erlangte Übergewicht zu erhalten. Doch bei der englischen Nation genossen sie kein Vertrauen und keine Zuneigung; die Volksgunst begleitete vielmehr die Bestrebungen der jüngern liberalen Whigs, eines Francis Burdett, eines Lord Cochrane u. a., welche das Regierungssystem bekämpften

und auf Reformen im eignen Reich wie auf Einhaltung einer freisinnigen Politik gegenüber dem Ausland lossteuerten. Ihre Bemühungen unterstützte der kühne wahrheitsliebende Theoretiker Jeremias Bentham, ein hochbegabter politischer Schriftsteller, der, wie einst Rousseau das Ideal eines bestregierten Staats suchend, auf Umgestaltung der Gesetzgebung und aller veralteten Einrichtungen zum Zweck der Menschenbeglückung und des allgemeinen Nutzens, der nationalen Wohlfahrt und der Volksfreiheit drang, dem unfruchtbaren Dogmatismus und beschränkten Erhaltungsprinzip eine realistisch-praktische Staatslehre entgegenstellte, die liberalen und reformistischen Bestrebungen der Völker mit weitherzigem Weltbürgersinn durch ein allbeglückendes Nützlichkeitssystem zu fördern suchte, zugleich mit beißender Schärfe und Logik („Buch der Trugsätze") die Mängel des englischen Staats- und Gerichtswesens darlegend. Wie Rousseau ein Vorkämpfer der demokratischen Vernunftlehre, daß der allgemeine Wille in dem Staat herrschen müsse, der stets nach dem allgemeinen Nutzen strebe, schritt Bentham von seinem anfangs nationalen Standpunkt immer mehr zu einem weltbürgerlichen empor und wurde so gleichsam der Gesetzgeber der Zukunft für die radikale reformfrohe junge Welt über alle Fragen des öffentlichen Lebens, der Rechts- und Staatsverfassung, des Gerichts- und Gefängniswesens, der Erziehung und Wirtschaftslehre. Ähnliche Bestrebungen bei der Reform des englischen Strafrechts verfolgten Benthams Jünger, der große Rechtsgelehrte Sam. Romilly und dessen Nachfolger Mackintosh. Sie waren die geistigen Führer einer kleinen Schar von Fortschrittsmännern, die das alte England in die Segnungen einer neuen Ära hinüberzulenken sich vorsetzte.

Auch der wechselvolle Krieg zu Land und Wasser, den die Briten zur Zeit des russischen Feldzugs und während der Befreiungskämpfe gegen Napoleon mit den Vereinigten Staaten Nordamerikas führten, vermehrte den Ruhm und die Größe des Inselreichs. Die Amerikaner, verstimmt, daß die Engländer den überseeischen Handel drückten, von ihrer Überlegenheit zur See auf Kosten der freien Schiffahrt der Vereinigten Staaten einen rücksichtslosen Gebrauch machten und von Kanada aus die Indianer zu feindseligen Angriffen auf das Unionsgebiet reizten, erklärten den Krieg. Umsonst hofften sie, ihr Bundesgebiet, das sie kurz zuvor durch die Erwerbung von Florida erweitert, auch über Kanada auszudehnen; wenn sie auch zur See nicht unrühmlich kämpften, so standen doch ihre Landtruppen an Kriegskunst und Übung den britischen weit nach. Nachdem der englische General Roß die Bundesstadt Washington erobert und die öffentlichen Gebäude daselbst zerstört hatte, wurde unter russischer Vermittelung der Friede von Gent geschlossen, worin alles in dem Zustand verblieb, wie es vor dem Krieg gewesen, und die Amerikaner ihre Mitwirkung zur Abstellung des Negerhandels versprachen. Der Besitz von Gibraltar und Malta, das Protektorat über die Jonischen Inseln, die freie Durchfahrt durch die Dardanellen sicherten dem britischen Reich nach dem Pariser Frieden die Herrschaft des Mittelmeers

Äußere Erfolge. 1812—1814.

24. Dez. 1814.

und den Verkehr mit der Levante. Vorteilhafte Handelsverträge mit den meisten Staaten Europas und Amerikas gewährten der britischen Industrie, die unter dem Schutz eines freien Staatslebens einen nie gesehenen Aufschwung nahm, einen großen Markt.

Verarmung u. Aufstände. Aber bei dieser hohen Macht und Blüte nach außen litt der Staat an unheilbaren Wunden: während ein kleiner Teil des Volks unermeßliche Reichtümer aufhäufte, sank die große Masse zur drückendsten Armut herab. Die kostspieligen Land- und Seekriege und die Hilfsgelder, die den Regierungen des Festlandes gewährt wurden, steigerten die Nationalschuld auf beinahe neunhundert Millionen Pfd. St., so daß die Jahreszinsen gegen vierunddreißig Millionen Pfd. St. betrugen. Diese ungeheure Schuldenlast, verbunden mit einer verschwenderischen Hofhaltung, trieb die Staatsausgaben zu solcher Höhe, daß nur durch eine stets zunehmende Besteuerung der Handelsartikel, Lebensmittel, Luxusgegenstände, des Einkommens und Grundbesitzes die nötigen Summen aufgebracht werden konnten. Dies hatte die Verarmung des kleinen Landeigentümers und der Gewerbsleute von geringem Kapital zur Folge; der Grundbesitz kam in die Hände begüterter Edelleute, die durch gesteigerten Pachtzins und durch Erwirkung von Korngesetzen gegen jede Einfuhr fremden Getreides ihre Einkünfte zu mehren wußten; die Industrie fiel den reichen Fabrikherren anheim, die durch Ausdehnung des Geschäfts mittels Steinkohlen und Maschinen die weniger Bemittelten überflügelten. So verschwand allmählich der Handwerkerstand; der bürgerliche Mittelstand, der Kern jeder Nation, nahm ab, während die Zahl der Fabrikarbeiter, die von der Hand zum Mund leben, auf bedenkliche Weise sich mehrte. Schwere, den Gemeinden auferlegte Armenlasten und zeitweilige Zuschüsse der Regierung vermochten dem Elend nicht zu wehren; zumal da das Festland, das während der Kontinentalsperre seine eignen Kräfte gebrauchen gelernt, sich selbst eine Industrie schuf und den englischen Waren einen weniger günstigen Markt bot als sonst. Eine langwierige furchtbare Handelskrise trat nach der Aufhebung der Kontinentalsperre infolge der wachsenden Überproduktion ein. Mochte immerhin mit Hilfe der mehr und mehr in Anwendung kommenden Dampfkraft und der in England zuerst entwickelten Thätigkeit der Maschinen ein großartiger Gewerbfleiß seine Wirkungen entfalten, aus Einöden dichtgedrängte Ansiedelungen entstehen, aus alten unbedeutenden Ortschaften mächtige Industriestädte mit riesig anwachsender Arbeiterbevölkerung sich heranbilden und die Welt geblendet werden durch den Schein unerschöpflichen Reichtums, unter dieser Hülle von äußerem Gedeihen lagen bedenkliche gesellschaftliche Schäden verborgen. Von Not und Mangel getrieben, versuchten die von dürftigem Tagelohn lebenden Arbeiterklassen, die man nach altrömischer Sprachweise als Proletarier bezeichnete, wiederholt durch Aufstände politische Reformen in demokratischer Richtung und eine bessere Lage sich zu erkämpfen. Doch ihr ungesetzliches Beginnen schlug jedesmal zu ihrem Schaden aus. Leicht wurde der wehrlose Haufen

von der Militärmacht zu Paaren getrieben; allein die blutige Züchtigung einer Massenversammlung in Manchester durch einsprengende Reiter hat der Regierung 16. Aug. 1819. harten Tadel zugezogen. Diese demokratische Menge bildete eine fruchtbare Unterlage für die Demagogenkünste, welche schon in dieser Zeit Henry Hunt, ein radikaler Volksredner, und Will. Cobbett, ein publizistisches Talent von eindringlicher populärer Beredsamkeit in seinem „Jahresregister", „politischen Wochenregister" und andern Blättern mit großem Erfolg entfalteten. Die Suspension der Habeaskorpusakte, ein Mittel, zu dem schon Pitt wiederholt schreiten mußte, und strenge Zwangsgesetze, wie die sogenannten sechs Knebelbills, wurden mehrfach zur Dämpfung drohender Aufregung angewendet. Das Toryministerium glaubte um so strenger gegen die Reform- und Arbeiterbewegungen auftreten zu müssen, als sie mit den gleichzeitigen revolutionären Erhebungen und Attentaten des Festlandes in Zusammenhang zu stehen schienen. Hunt und einige andre Demagogen, welche die Massenversammlung von Manchester in Szene gesetzt hatten, wurden von dem Schwurgericht zu Gefängnisstrafen verurteilt; April 1820. Arthur Thistlewood und vier Genossen, welche um dieselbe Zeit mit einer Rotte verkommener Menschen in der sogenannten Cato-Street-Verschwörung ein catilinarisches Komplott gegen Staat und Ministerium geplant hatten, büßten ihr verbrecherisches Treiben mit dem Tod am Galgen.

Der wundeste Fleck im englischen Staatskörper ist bis auf den heutigen Irland. Tag Irland. Die Mißhandlungen früherer Geschlechter haben zwischen England und der Nachbarinsel eine Kluft erzeugt, welche die Vereinigung der beiden durch Natur, Religion und Einrichtung verschiedenen Völker nie vollkommen werden ließ. Wir wissen aus frühern Blättern, welche weitgreifende Bewegungen die französische Revolution am Ende des achtzehnten Jahrhunderts erzeugte. Die durch geheime Einverständnisse mit Frankreich genährte Unzufriedenheit der Irländer drohte auch in der Folge noch wiederholt in Empörung überzugehen, was die Engländer nötigte, auf ihrer Hut zu sein, und da sie die Forderungen der Nachbarn nicht gewähren wollten und ihre Zugeständnisse jene nicht zufrieden stellten, so blieb ihnen nichts übrig, als den gärenden Geist durch Strenge niederzuhalten. Zu Anfang des Jahrhunderts hatte der Minister Pitt nach schweren Kämpfen mit dem orthodoxen König Georg III., mit der hochkirchlichen Aristokratie in England und Irland, mit dem selbstsüchtigen Partikularismus der anglo-irischen Bevorrechteten im Parlament und in der Amtsgewalt die Unionsakte durchgesetzt, wenn auch nicht in dem ganzen Umfang, den er erstrebte. In der Thronrede, womit der König das englische Parlament schloß, konnte er es 29. Juli 1800. als glückliches Ereignis seiner Regierung preisen, daß fortan auch seine irischen Unterthanen im vollen Genuß der Segnungen der britischen Verfassung sein würden; und am 1. Januar des folgenden Jahres konnten hundert irische Ge- 1801. meine und zweiunddreißig irische Peers an den Sitzungen der beiden Häuser teilnehmen. Jetzt erst waren die ehemals getrennten Staaten England, Schott-

land und Irland zu dem Gesamtkönigreich Großbritannien vereinigt. Zugleich verschwanden aus den königlichen Wappen und Titeln die Lilien und die seit Jahrhunderten als eitler Flitter bewahrte Königskrone von Frankreich. In dem Staatsleben des vereinigten Inselreichs schien eine neue Ära zu beginnen. Aber wenn schon zu Pitts Zeit die Union des anglikanischen England und des presbyterianischen Schottland nur unter schweren Geburtsschmerzen zustandegebracht werden konnte, welche widerstrebenden Kräfte mußten erst hervortreten als es sich um die Vereinigung so feindseliger Volkselemente wie die katholisch-keltischen Iren und die protestantisch-germanischen Engländer handelte! Der Minister Pitt vermochte nur den politischen Teil der Unionsakte, Zutritt zu der Gesetzgebung, zu den Gerichten, zu den Staats- und Gemeindeämtern durchzusetzen. Als er durch Abänderung der religiösen Eidschwüre im Sinne der Duldung auch die „Emanzipation der Katholiken" begründen, den Eintritt der Nichtanglikaner in die Staatsämter und Parlamentshäuser ermöglichen und die ungerechten Zehntengesetze ermäßigen wollte, stieß er auf unüberwindlichen Widerstand. Wir wissen, daß der eigensinnige König Georg III., solange sein gerader aber enger Verstand noch nicht von Irrsinn umschleiert war, stets danach trachtete, sein Herrscheramt persönlich zu führen, wie wenig Raum auch die politischen Einrichtungen des Landes dazu ließen, daß er damals, von einer hochkirchlichen Hofpartei gegen die „jakobinischen Anschläge" des Ministers aufgereizt, ein solches Zugeständnis der Duldsamkeit für eine Verletzung seines Krönungseides erklärte, und daß Pitt davon Veranlassung nahm, am Vorabend des Friedens
März 1801. mit Frankreich von der Leitung der Staatsgeschäfte zurückzutreten (S. 33, 117). Zwei Dinge, durch ein altes Unrecht erzeugt, erregten besonders den Haß des irischen Volks: die harte Behandlung des armen Landvolks durch die Grundherren, welche einst aus England in der eroberten Nachbarinsel angesiedelt und mit eingezogenen Gütern beschenkt worden waren, die sie nun durch harte Pachtgesetze eigensüchtig ausnutzten, und die unnatürlichen Zustände der Kirche, da eine unbeschäftigte (englisch-protestantische) Geistlichkeit im Besitz alles irischen Kirchenvermögens war, indes das katholische, in Armut lebende Volk seine unbezahlten Priester von seiner Notdurft erhalten mußte. Für den erstern Mißstand wurde unter dem Aristokratenregiment der Tories, die für des Volks Leiden kein Herz hatten, wenig Abhilfe getroffen, und was auch Pitt zur Besserung der kirchlichen Zustände Irlands thun mochte, bei der religiösen Engherzigkeit des Königs war keine gründliche Heilung möglich. Weder die Anträge der irischen Parlamentarier, namentlich des feurigen Redners Grattan und seines Nachfolgers Plunkett, noch die patriotischen Poesien des Dichters Thomas Moore vermochten die Eisrinde um das Herz der torystischen Lords und Abgeordneten zu durchbrechen.

Aug. 1821. O'Connell u. die Emanzipationsbill.

Selbst die Bemühungen des Königs Georg IV., der, erfreut über den glänzenden Empfang bei seinem persönlichen Besuch in Irland, bald nach seiner

Krönung den wohlgesinnten verständigen Marquis von Wellesley, einen Irländer von Geburt, zum Lordstatthalter ernannte, vermochten die Opposition der anglikanischen Eiferer und Oranienmänner nicht zu bewältigen. Aber ebensowenig erlahmte der Widerstand der Iren. Durch die Erfahrung belehrt, daß durch die ungesetzlichen Gewaltthätigkeiten, die von Zeit zu Zeit die ganze Insel in einen Zustand von Anarchie versetzten, keine Besserung der Lage erzielt werden könne, faßten die Führer der nationalen Partei den Entschluß, eine katholische Vereinigung zu gründen, welche durch eine planmäßige Agitation auf dem Boden der Gesetze die verlangte Gleichberechtigung erstreben sollte. Urheber und Haupt dieser Verbindung, die in einen Zentralverein und in viele Abzweigungen geteilt bald die ganze Insel wie mit einem Netz von Geheimbünden umspannte, war der Advokat Daniel O'Connell, Erbe und Abkömmling eines altirischen Clangeschlechts, ein Mann von großem Demagogentalent und glänzender beweglicher Redekunst voll Feuer und volkstümlicher Kraft. „Seine Zunge," sagt Pauli, „gleich gewandt in irischer wie in englischer Sprache, ein derber Humor und eine gemütvolle Treuherzigkeit, aus der die innigste, noch clanartige Pietät für alle Bande der Familie und Stammgenossenschaft entsprang, machten ihn zum Liebling bei Bürgern und Bauern, Priestern und Laien, insbesondere aber beim gemeinen Mann, dem er tief ins Herz sah." Vergebens suchte die Regierung durch das sogenannte Goulbournsche Vereinsgesetz die agitatorische März 1825.
Bewegung zu unterdrücken, die Führer der demokratischen Katholikenpartei, die von der irischen Geistlichkeit stets kräftig unterstützt wurden, wußten auch in schwierigen Zeiten das glimmende Feuer zu wahren und den Ruf nach Emanzipation lebendig zu erhalten. Unter dem Ministerium Canning, als der antipapistische Fanatismus in den gebildeten Klassen mehr und mehr abzustumpfen begann und hinsichtlich konfessioneller Dinge humanere und liberalere Anschauungen allenthalben sich Eingang verschafften, gestalteten sich die Aussichten, daß auch der katholischen Bevölkerung Irlands der Zutritt zu dem Parlament und zu den Staatsämtern gewährt würde, günstiger. Aber noch immer war die Macht der religiösen Vorurteile und der selbstsüchtigen Interessen stark genug, alle Emanzipationsanträge scheitern zu lassen. Zeigte sich doch selbst Robert Peel, der in der Folge stets einer Politik der Mäßigung und Versöhnung das Wort redete, in diesen Jahren noch als ein scharfer Gegner. Er fürchtete, daß der Eintritt der Katholiken in Parlament und Staatsstellen die Politik und Gesetzgebung des Landes ihres nationalen Gepräges berauben oder in ihrem protestantischen Charakter beeinträchtigen würde. Allein eine vom Zeitgeist getragene und mit unentwegter Beharrlichkeit hochgehaltene Idee überwindet zuletzt alle Schranken. Die Aufhebung der alten Korporations- und Testakte, welche den Genuß des vollen Staatsbürgerrechts an das anglikanische Bekenntnis knüpfte, zu gunsten der „Dissenters", wurde als günstiges Vorzeichen für die Febr. 1828.
Emanzipation der Katholiken gedeutet. Und das Geschick fügte es, daß dieser

wichtige Akt, der in der parlamentarischen Geschichte Großbritanniens eine neue Ära begründete, von einem Ministerium ausging, dessen leitendes Haupt der Herzog von Wellington war, bisher der ausgesprochenste Anhänger der torystischen Staatslehre Altenglands, und in dem Robert Peel die innern Angelegenheiten leitete. Die Parlamentswahl in Clare, wo an Stelle des vieljährigen Abgeordneten Fitzgerald durch die Thätigkeit der patriotischen Vereine und der katholischen Priester O'Connell selbst als Mitglied des Unterhauses gewählt, somit die Emanzipationsfrage schon zum voraus entschieden ward, überzeugte die Regierung von der standhaften Entschlossenheit der Partei. Die Verhältnisse des Auslandes, wo seit dem Tod des Kardinals Consalvi und dem Wechsel im Pontifikat eine schärfere klerikale Luft sich fühlbar machte, legten dem englischen Kabinet den Wunsch nahe, im eignen Reich Ruhe und Frieden zu haben, damit nicht bei politischen Verwickelungen Unruhen entständen. So
3. März 1829. kam es, daß die von Peel eingebrachte Regierungsvorlage zur Aufhebung der staatsbürgerlichen Beschränkungen der Katholiken trotz der heftigsten agitatorischen Umtriebe von seiten der Hochkirchlichen und der eifrigen Verfechter der altenglischen Staatsgrundsätze, in beiden Häusern angenommen und von dem König,
13. April. wenngleich mit innerem Widerstreben, bestätigt ward.

Unvollständige Heilung der politischen und gesellschaftlichen Schäden.

Die Emanzipationsakte war ein Schritt zur Versöhnung des grollenden Irlands und zur Verwirklichung der britischen Union; aber die gesellschaftlichen Schäden wurzelten zu tief in dem Eiland, als daß mit diesem Gesetz eine Heilung hätte herbeigeführt werden können, zumal da die Wohlthat nur in verkümmerter Gestalt und mit sichtbarem Übelwollen gereicht ward. Wir werden in der Folge erfahren, daß die Wühlereien und sozialen Kämpfe nicht aufhörten, daß die nationalen und konfessionellen Gegensätze noch oft genug in erregten Auftritten sich kund gaben. O'Connell, „der große Agitator“, der durch seine stattliche Gestalt, seine volltönende Stimme, seine schlagfertige populäre Beredsamkeit die Menge blendete und sie wie eine Herde nach seinem Willen lenkte, fand jetzt erst den rechten Zeitpunkt für seine demagogische Thätigkeit.

Hof- u. Regierung. Königin Karoline. Georg IV. 1820—1830.

Nach den schweren Kämpfen gegen Napoleon trat in Großbritannien ein Zustand der Erschlaffung ein; es schien, als ob sich die Engländer des errungenen Vorrangs freiwillig begeben wollten. Im Januar 1820 starb der 82jährige
29. Jan. 1820. blinde und blödsinnige König Georg III. Sein Sohn, der schon seit längerer Zeit die Regentschaft geführt hatte, bestieg jetzt den Thron. Der in Lüsten und Genüssen versunkene König Georg IV., der in seiner Jugend mit der Opposition gegangen, mit Fox und Sheridan geschwelgt und gespielt, von Perceval und den torystischen Staatsmännern mit Hohnreden gesprochen hatte, schenkte sein Vertrauen den kalten, in Pitts Staatsweisheit ergrauten Tories, welche die Autorität der Krone mehr zu heben beflissen waren als die Whigs, und wendete Augen und Herz von seinem Volk ab. So kamen diese Vertreter des altenglischen korrupten Staatslebens in die günstige Lage, die Früchte der vorausge-

gangenen Anstrengungen für sich und ihre Parteigenossen zu ernten, und sie benutzten ihr Übergewicht, um den König und die Regierung ganz in die politischen Kreise der heiligen Allianz zu ziehen. Castlereagh war die Seele dieses engherzigen Torykabinetts, welches das kontinentale Europa dem Metternichschen Stillstands- und Reaktionssystem überantwortete. Das englische Volk lohnte dem fürstlichen Wüstling, dem „feinsten Gentleman Europas", mit Abneigung und Haß, besonders als er das erste Jahr seiner selbständigen Regierung durch einen ärgerlichen Ehescheidungsprozeß vor dem Oberhaus gegen seine in unfreiwilliger Trennung von ihm lebende Gemahlin Karoline von Braunschweig denkwürdig machte. Wie uns bekannt (S. 410), hatte Georg schon als Prinz von Wales sich in unsaubere Liebschaften eingelassen und sogar mit einer schönen, um mehrere Jahre ältern Dame, Fitzherbert, eine heimliche Ehe geschlossen, so daß selbst sein Erbfolgerecht in Frage gestellt worden wäre, wenn nicht der flatterhafte Prinz sich den schönen Armen, die ihn so mächtig gefesselt, bald wieder entwunden und sich andern Geliebten zugewendet hätte. Im Jahr 1794 hatte er sich mit Karoline von Braunschweig vermählt, die nicht ohne Reize und edle Eigenschaften, aber bei mangelhafter Erziehung ohne Urteil und Selbstbeherrschung, unvorsichtig und zerstreuungsliebend war. Georgs Abneigung, die schon bei der ersten Begegnung hervorgetreten, hatte im Lauf der Jahre zugenommen, wobei die politischen Parteien, deren Häupter sich der einen oder der andern Seite zuwandten, nicht ohne Einfluß waren. Die Geburt einer Tochter, der Prinzessin Charlotte, am 7. Januar 1796, hatte keine Besserung des gestörten ehelichen Verhältnisses bewirken können. Die Tochter wurde von der Mutter fern gehalten und diese endlich durch die unwürdige Behandlung, selbst während der Anwesenheit der verbündeten Monarchen in London, zu dem Entschluß geführt, eine längere Reise nach dem Festland zu unternehmen (1814). Sie besuchte Genf, Italien, den Orient, durch ihre freien wunderlichen Trachten und Sitten und ihre zweideutige Umgebung ein unerquickliches Schauspiel darbietend. Zuletzt nahm sie ihren dauernden Aufenthalt in einem Landhaus am Comersee. Bei der Thronbesteigung ihres Gemahls beschloß sie zurückzukehren. Vergebens suchten die Minister sie von dem Vorhaben abzubringen, indem sie ihr eine Jahresrente von 50,000 Pfd. St. anboten. Sie wollte auf die Ehre einer Königin nicht verzichten. Ihre Reise von Dover nach London gestaltete sich Juni 1820.
durch die Freudenbezeugungen des Volks zu einem wahren Triumphzug. Nun wurde von Lord Liverpool im Oberhaus der Antrag auf Scheidung wegen Ehebruchs gestellt und es erfolgten jene ärgerlichen Verhandlungen, welche alle Gemüter mit Scham und Entrüstung erfüllten. Lord Broughams beredte Verteidigung war so durchschlagend, daß schließlich die Strafbill zurückgezogen werden mußte, zur großen Freude der Whigs und der gesamten Bevölkerung, die während des ganzen Prozesses durch die öffentlichen Blätter in fieberhafter Aufregung gehalten war und den Ausgang mit Festlichkeiten und überschwenglichen

Huldigungen feierte. Allein die Kränkungen und Beleidigungen dauerten fort. 19. Juni 1821. Karoline wurde gewaltsam von der Krönungsfeier zurückgehalten und nicht als Königin anerkannt. Diese aufregenden Erlebnisse wirkten so erschütternd auf ihre Gesundheit, daß sie einige Wochen nachher starb. (7. Aug.) Ihrem Willen gemäß wurde ihre Leiche nach ihrer deutschen Heimat gebracht. Die Teilnahme und das Mitleid der Nation folgten der unglücklichen Fürstin ins Grab, sowenig auch ihre Sitten und ihre Lebensweise frei von Schuld und Vorwurf waren, so sehr die Heftigkeit und Unbeständigkeit ihrer Gemütsart zur Vermehrung der ehelichen Zerwürfnisse beigetragen, zu Verdächtigungen und schlimmen Nachreden Veranlassung gegeben hatten.

Konservative Regierung und liberale Opposition. Castlereagh.

Diese Teilnahme des Volks für die „mißhandelte Königin von England" hatte ihren Hauptgrund in der Abneigung und Ungunst der öffentlichen Meinung gegen den König und das Toryregiment. Die Whigs zürnten, daß in den bürgerlichen Kämpfen der europäischen Südstaaten England auf seiten der Reaktion stand und den Mißbrauch der Gewalt nicht zu hindern suchte, eine Haltung, durch die das frühere politische Übergewicht des Inselreichs geschwächt werde. Die Reformpartei, unterstützt durch die radikale Presse im Dienst eines Hunt, Cobbett und andrer Volksredner, drang immer energischer auf eine Umgestaltung der parlamentarischen Wahlordnung nach den Bedürfnissen der Gegenwart und schärfte immer mehr die agitatorische Bewegung, die denn auch bald zu den Reformen führte, welche wir in der Folge kennen lernen werden. Den ersten nachhaltigen Stoß empfing das Toryregiment, als Lord Castlereagh, seit 1821 Marquis von Londonderry, der langjährige Genosse Georgs und der 12. Aug. 1822. Hauptträger der treulosen volksfeindlichen Politik, sich selbst den Tod gab, indem er in einem Anfall von Irrsinn, herbeigeführt durch nervöse Überspannung, Argwohn und Schwermut, sich die Schlagader am Hals mit einem Federmesser durchschnitt. Dieser Ausgang des berühmten Staatsmannes in einem Augenblick, da sein Herr und Gebieter bei seinem ersten Besuch in Edinburg von den Schotten mit überschwenglichen Huldigungen empfangen ward, erschütterte den König, auf dem so manche Jugendsünde lastete, im höchsten Grad und machte ihn menschenscheu und mißtrauisch, bewirkte aber auch, daß er sich weniger feindselig abschloß gegen die großen Zeitfragen und die freiheitlichen, humanitären Ideen, die sich im Ausland wie in England selbst immer kräftiger hervorwagten. Das erste Anzeichen dieses Einlenkens war die Ernennung Cannings zu Castlereaghs Nachfolger. Die Abstellung des Sklavenhandels, der barbarischen Strafgesetze, der bürgerlichen Rechtsungleichheiten der abweichenden Bekenntnisse wurde nunmehr die Losung aller Liberalen.

Minister Canning. Georgs IV. Ausgang.

Während der König die letzten Jahre seines Lebens von Gicht geplagt in düsterer Zurückgezogenheit zu Windsor verbrachte, umgeben von Lady Conyngham und einem kleinen vertrauten Freundeskreis, fand der große Staatsmann Georg Canning, welcher während seines langen öffentlichen Wirkens von den Grund-

sätzen der gemäßigten Tories aus Pitts Schule mehr und mehr zu den weitern und freiern Anschauungen der Whigs übergegangen war und mit einem rastlosen Ehrgeiz hohe geistige Bildung, glänzende Beredsamkeit und Begeisterung für edle Zwecke verband, in der politischen Weltlage Gelegenheit, dem englischen Inselreich wieder den frühern Vorrang und Einfluß auf den Gang der auswärtigen Dinge zu verschaffen und zugleich im Innern die Hindernisse wegzuräumen, welche einer zeitgemäßen Reform des parlamentarischen Staatsbaues im Weg standen. Wenn er im stolzen Nationalgefühl sich im Parlament dahin aussprach: er wolle andre Völker nicht hindern, ihre Fackel an der englischen Freiheit anzuzünden, so war er doch wieder ein zu standhafter Anhänger konservativer und monarchischer Ordnungen, als daß er jemals radikalen Umsturzplänen hätte Vorschub leisten wollen. Nach seiner Auffassung war es Englands Aufgabe, einen Mittelgrund einzunehmen, um die Wage zu halten zwischen den streitenden Völkern und den streitenden Prinzipien. Eifrig unterstützte er zugleich die Bemühungen seines Freundes, des Präsidenten des Handelsamtes Will. Huskisson, die Fesseln zu lösen, durch welche Ackerbau, Gewerbe, Handel, kurz alle Erzeugungsfähigkeit des Nationalwohlstandes gelähmt und verkrüppelt wurden. Ein neuer freihändlerischer Zolltarif, Einführung der Gleichheit der Gebühren für Waren, mochten sie auf englischen oder fremden Schiffen ins Land kommen, Gewährung von Freizügigkeit und Genossenschaftsrecht an die Arbeiter, Beseitigung von Monopolen, Wiederaufnahme der Barzahlungen der Bank und andre Maßregeln bahnten eine wirtschaftlich freisinnige Gesetzgebung an, in der England den Staaten des Festlandes noch lange überlegen blieb. Cannings Tod hob noch einmal die 8. Aug. 1827.
Tories an das Ruder; aber wenige Wochen nach dem Hingange des Königs warf 26. Juni 1830.
die Pariser Julirevolution die ganze europäische Politik der letzten fünfzehn Jahre aus den Fugen und brachte auch in England die wichtigen Fragen, die lange der Gegenstand hitziger Kämpfe und eifriger Bestrebungen gewesen, zum Austrag.

Da Georgs IV. einzige Tochter, die geistreiche und liebenswürdige Prinzessin Charlotte, „die Rose von England", nach kurzer glücklicher Ehe mit Leopold von Sachsen-Koburg im ersten Wochenbett samt ihrem Kind gestorben war, ein Schicksalsschlag, der die ganze Nation in die tiefste Trauer versetzte, und auch Georgs III. zweiter Sohn, der Herzog von York ohne Kinder aus der Welt gegangen, so bestieg nach des Königs Tod sein Bruder, der Herzog von Clarence, als Wilhelm IV. den Thron, ein schlichter gerader Mann, der einst als erster Lord der Admiralität die Schlacht bei Navarino herbeigeführt haben sollte und dadurch die Volksgunst für sich gewonnen hatte. Die Worte eines berühmten Historikers: „die Geschichte von England ist die Geschichte des Fortschritts. Sie ist die Geschichte einer beständigen Bewegung der öffentlichen Meinung, eines beständigen Wechsels in den Institutionen einer großen Gesellschaft", sind besonders zutreffend für die nun folgende Zeit. Unter Wilhelm IV., mit dessen Thronbesteigung wieder die solange von den Staatsgeschäften fern gehaltenen

Wilhelm IV. 1830—1837.
5. Nov. 1817.
25. Jan. 1827.

Whigs ans Ruder gelangten, wurde die alte Verfassung durch die Parlamentsreform verjüngt, kam die Sklavenemanzipation zustande, woran Wilberforce, Buxton und andre Philanthropen, unterstützt von liberalen Staatsmännern, wie Brougham und Mackintosh, viele Jahre gearbeitet. Mit großen Entschädigungskosten für die Pflanzer setzte England in seinen Kolonien die Sklaven in Freiheit und suchte seitdem aus allen Kräften auch andre Nationen zu einem ähnlichen Schritte zu bewegen und den Sklavenhandel gänzlich zu unterdrücken. Nach Wilhelm IV., der sich nach der Trennung von der Schauspielerin Dora Jordans, mit der er viele Jahre in ehelicher Gemeinschaft gelebt, in vorgerückterem Alter mit Adelheid von Sachsen-Meiningen vermählt hatte, aber keine legitimen Kinder
20. Juni 1837. hinterließ, erlangte seine Nichte Viktoria, Tochter des frühverstorbenen volksbeliebten Herzogs von Kent, die Krone Englands.

VI. Rußland. Türkei. Griechenland.

1. Die Bewegungen im Orient.

Osmanen u. Russen. Jahrhundertelang waren die Türken der Schrecken Europas. Wir wissen, wie oft Ungarn und seine Nebenländer, wie oft Österreich selbst der Schauplatz blutiger Schlachten gewesen sind. Und wenn auch im Lauf der Zeit die Übermacht des Halbmondes allmählich gebrochen ward sowohl durch die Abnahme der kriegerischen Kraft des Osmanenreichs selbst als durch die Erstarkung des Habsburger Kaiserstaats, so gehorchte doch nicht nur die weite Balkanhalbinsel nebst dem alten Hellas dem Großherrn in Stambul, sondern auch auf der Nordseite der Donau zahlten die Hospodare der Walachei und der Moldau Tribut an die Pforte und wurden durch die türkischen Besatzungen der unüberwindlichen Donaufestungen in Gehorsam und Unterwürfigkeit gehalten. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts trat jedoch eine bedeutende Wandlung ein. Rußland suchte sein weites Gebiet nach Süden auszudehnen: nicht nur das Schwarze Meer mit seinen reichen Küstenländern und alten Handelsstädten sollte den Selbstherrscher von Moskau und Petersburg als Gebieter erkennen, die gesamte christliche Bevölkerung, alle Rajah, die mit innerm Widerstreben das schwere Joch der übermütigen Mohammedaner trugen, alle die vielsprachigen Volksstämme, der Mehrheit nach der großen Slawenfamilie angehörig, sollten in dem Zaren ihren natürlichen Schutzherrn erblicken, ja auf der Hagia Sophia sollte der Halbmond dem Kreuze den Platz räumen. Diese stolze Politik ging wie eine erbliche Tradition durch das Haus Romanow. Sie machte einen großen Schritt zu ihrer Verwirklichung unter Katharina II. Der Friede von Kütschük Kainardschi war der erste spitze Keil, den Rußland in das Fleisch des türkischen Reichskörpers eintrieb (XIII, 531). Unter Katharinas Enkel Alexander wurde

die russische Herrschaft durch den Frieden von Bukarest (S. 409) bis an die südliche Donaumündung ausgedehnt und Bessarabien im Osten des Pruth mit den Städten Ismail und Kilia dem Zarenreich einverleibt.

Selim III. 1789—1807.

Diese Eroberungspolitik Rußlands, die an der religiösen und stammverwandtschaftlichen Gemeinschaft der unterworfenen Völkerschaften einen starken Anhalt besaß, war für die Türkei um so besorgniserregender, als das Osmanenreich mehr und mehr seinem Verfall und seiner Zersetzung entgegenging. Die Versuche Selims III., durch Reformen nach dem Vorbild der westeuropäischen Kulturstaaten dem mohammedanischen Reichskörper frische Lebenskraft zu verleihen, den übermütigen und zuchtlosen Janitscharenstand durch eine neue Militärordnung (Nizam) zu stürzen, mit Hilfe französischer und englischer Offiziere, Ingenieure und Schiffbauer die Armee und die Marine in bessern Stand zu setzen, die Mißwirtschaft in deu Provinzen durch Umgestaltung der Verwaltung und des Beamtenwesens abzustellen, scheiterten, wie so viele ähnliche Unternehmungen früherer Sultane an der Abneigung der Orientalen gegen alle Neuerungen (S. 248 f.). Das altosmanische religiöse Institut der geschlossenen Soldatengenossenschaft wurzelte zu tief in dem nationalen Bewußtsein der gläubigen Türken. Der neue Sultan **Mahmud** II. stand bei seinem Regierungsantritt denselben Mißständen gegenüber, deren versuchte Beseitigung Selim mit dem Leben gebüßt hatte. Und so sehr auch er einem reformatorischen Geist huldigte, er mußte seine Pläne und Gedanken in schweigsamer Brust verschließen. Erst die Unfälle, die während seiner einunddreißigjährigen Regierung über das Reich hereinbrachen und zum erstenmal die europäischen Großmächte dahin führten, die Pforte unter eine Art Obervormundschaft zu stellen, brachten den großen Gedanken, die zügellosen und trotzigen Janitscharen und die übermächtigen Vasallen gewaltsam niederzuwerfen, zur Reife.

Mahmud II. 1808—1839.

Die Pforte und die Vasallenstaaten.

An dem großen Weltkampf gegen Napoleon nahm Mahmud II. keinen Teil; dennoch blieb die Umgestaltung der europäischen Dinge infolge dieses Kampfes nicht ohne bedeutende Wirkung auf das Osmanenreich. Schon auf dem Pariser Friedenskongreß wurde die Politik des Kaisers Alexander gegenüber Frankreich durch die Rücksichten auf die orientalischen Angelegenheiten wesentlich bestimmt; während des Wiener Kongresses hatte Kapodistrias, der Günstling des Zaren, bei den Monarchen und Staatsmännern für den hellenischen Verein der Musenfreunde Teilnahme zu wecken gesucht; bei Gründung der Heiligen Allianz wurde der christliche Charakter geflissentlich hervorgekehrt, damit der Sultan vom Beitritt ausgeschlossen wäre. Die Pforte, die darin einen künftigen Kreuzzug gegen den Islam erblickte, sah mit Besorgnis auf den Bund, indes die Rajah in allen Provinzen des türkischen Reichs mit Hoffnung und Zuversicht erfüllt wurden. Und auch im Innern des Türkenreichs traten Anzeichen der Auflösung zu Tage, welche dem Selbstherrscher aller Reußen, der solange in den Augen der Völker von dem Nimbus eines liberalen Fürsten, eines Freundes

freisinniger Einrichtungen und Ideen umstrahlt war, stolze Aussichten eröffnen mußten. Mehrere Vasallenstaaten hatten die Bande der Suzeränität so sehr gelockert, daß sie der Selbständigkeit nahe kamen, daß ein mäßiger Tribut an die Pforte und die Verpflichtung des Heerdienstes fast die einzigen Zeichen der Abhängigkeit und Klientelschaft blieben, daß ihr Gehorsam mehr auf ihrem guten Willen und eignen Vorteil als auf dem Gefühl der Loyalität oder der Furcht beruhte.

Ali Pascha von Janina. 1741–1822. So hatte in Albanien, im Land der Skipetaren, wo einst Skanderbeg sich so lange als selbständiger Kriegsfürst gegen die türkische Übermacht behauptet (IX, 227 ff.), Ali Pascha, der mohammedanische Abkömmling eines epirotischen Häuptlings, seinen kleinen Stammsitz im düstern Thal von Tepeleni durch Tapferkeit und Unternehmungsgeist, durch List und barbarische Energie, durch Mord, Verrat und alle Trugkünste und Leidenschaften der Hölle an der Spitze gemieteter Klephtenbanden, Räuber und Abenteurer, so sehr nach allen Seiten erweitert und abgerundet, daß seine Herrschaft sich über das ganze Bergland von Skutari bis Janina erstreckte. Er bezwang die kräftigen kriegerischen Arnauten und die Sulioten, die wilden in patriarchalischen Familiengenossenschaften lebenden Söhne des felsigen Küstenlandes von Südepirus, in mehrjährigen Vernichtungskämpfen und sammelte sie unter seiner Fahne, er brachte die Stadt Parga in seine Gewalt, nachdem die Einwohner aus Furcht vor dem despotischen Dynasten mit den Gebeinen ihrer Väter ausgewandert, er unterhielt wie ein souveräner Fürst mit Napoleon und mit England politische Verbindungen, machte sich auf die Erwerbung der Jonischen Inseln Hoffnung und schmiedete mit den griechischen Hetäristen konspiratorische Pläne zum Abfall von dem Großherrn in Konstantinopel, allenthalben den Religions- und Rassenhaß mit heuchlerischer Verstellung aufstachelnd. Diese Anzeichen von Abfall, Verrat und Felonie, die mit dem gleichzeitigen Aufstand Ypsilantis in der Moldau und verdächtigen Gärungen in der gesamten Hämushalbinsel zusammentrafen und auf ein weitverzweigtes Komplott zum Umsturz der Osmanenherrschaft zu deuten schienen, bewogen endlich die Pforte dem treulosen despotischen Häuptling, der mit dämonischer Rachsucht über sechshundert gefangene Mohammedaner von Gardiki in einem ummauerten Hof hinmorden ließ, ernstlich und energisch zu Leibe zu gehen. Vom Diwan seines Paschaliks entsetzt und zum Reichsfeind erklärt, sah sich Ali auf allen Seiten von türkischen Heerhaufen bedroht. Nun beschloß der Gewaltherrscher von Janina die Fahne der Empörung aufzupflanzen und alle Unzufriedenen und Verschwornen der Halbinsel unter sein Banner zu rufen. Er gewann die griechischen und albanesischen Häuptlinge, er rief die ausgewanderten Sulioten in ihre heimatlichen Berge zurück und wußte sie durch glänzende Verheißungen in seine Dienste zu ziehen. Aber wer sollte zu dem tyrannischen Verräter aufrichtiges Vertrauen hegen? Als Pacho-Bey, zum Nachfolger Alis bestimmt, mit türkischen Heerhaufen von Prevesa aus in das Suliotenland eindrang,

wo die Brüder Botsaris die streitbare Mannschaft zu den Waffen gerufen, verschwand bald die Eintracht und Kampflust in dem gemischten Insurgentenheer. Die Albanesen verschmähten jede Gemeinschaft mit den aufständischen Griechen. Um so kriegsmutiger und siegesfroher zeigten sich die Osmanen, als an der Stelle des unschlüssigen und unkräftigen Pacho-Bey der energische Kurschid-Pascha von Morea den Oberbefehl übernahm und gegen Janina vorrückte. Von dem neuen türkischen Befehlshaber in seiner Hauptstadt eingeschlossen und bedrängt, mußte der moderne Pyrrhus, wie ihn Schmeichler und Bewunderer nannten, von den Griechen und Sulioten verlassen und getäuscht, eine Kapitulation eingehen, die ihm freien Abzug gewährte. Er bezog seinen Sommerpalast auf einer Insel des Sees von Janina, mit der Hoffnung, er werde nach Konstantinopel gebracht werden, wo er sich durch Enthüllung der griechischen Aufstandspläne die Gnade Mahmuds zu erwirken gedachte. Aber bald wurde ihm das im Diwan gefällte Todesurteil angekündigt. Ali Pascha wollte sich zur Wehr setzen, wurde jedoch von den zur Vollstreckung abgesandten Bewaffneten niedergestoßen. Kurz zuvor waren auch seine beiden Söhne, die in die Gewalt der Türken gefallen, in Kleinasien hingerichtet worden. Die Köpfe der Getöteten wurden nach Konstantinopel gebracht und vor dem großen Thor des Serail ausgestellt. 5. Febr. 1822.

Im Osten von Alis Gebiet, von Akarnanien bis zum Olymp herrschten die christlichen Armatolenkapitäne an der Spitze von Klephtenscharen in den wilden Gebirgsgegenden und hielten mit dem Geleit ihrer „Palikaren" Ordnung. „Ein poetischer Glanz, der Ruhm der Verteidiger des Glaubens und der Unabhängigkeit lag auf den Männern, die den Geist des Türkenhasses ewig wach erhielten, und die Volkslieder besangen die Kapitäne, die sich hervorthaten durch Tapferkeit, durch Körperstärke, durch List und Waffenpracht." Die Armatolen hatten einen Anflug besserer Bildung, und manchen schlug das Herz höher, wenn man ihnen die großen Namen der alten Hellenen nannte. Nach langen Kämpfen hatten auch die wilden Bergkapitäne dem Dienst des mächtigen Pascha von Janina sich anschließen müssen. Dieser fügte den Reihen der streitbaren Häuptlinge einen Mann bei, den er besonders begünstigte und der berufen war in der Folge eine wichtige Rolle in dem griechischen Aufstand zu spielen, den Klephtenführer Odysseus. Sohn eines griechischen Vaters und einer albanesischen Mutter, „schien Odysseus an den Nationallastern der beiden Stämme, an der Verräterei und Rachsucht der einen, an der Falschheit und Verschlagenheit der andern, mehr Teil zu haben als an ihren Vorzügen und ausgezeichneten Eigenschaften. Unruhig, heftig, unbändig von Natur, war er durch die schlechte Schule in Janina zu allen Untugenden, zu allen türkischen Unsitten großgezogen, zu Wollust und Grausamkeit, zu Habsucht und Glücksjagd, zu Unglauben und Religionsspötterei". Dabei besaß er Verstand, Scharfsicht und Bildungstrieb, wußte sich mit seltener Verstellungskunst in den Tugendschein eines rechtschaffenen Mannes zu hüllen und verband mit den geistigen Vorzügen große äußere Gaben.

Die Armatolen.

Odysseus.

Er war von schönem Wuchs, wie sein Namensahn ein flinker Läufer, es lag etwas Gebieterisches in seinem Wesen, über seine Gestalt und alle seine Bewegungen war der Ausdruck der Kraft gebreitet. Auf die Griechen wirkte er durch seine Kühnheit und Tapferkeit, die Fremden bestach sein Name, dem er seinen alten Ruhm zu wahren bestrebt war. Aus dem griechischen Aufstand dachte er eine unabhängige Herrschaft auf Euböa als Preis davonzutragen.

Die griechische Hetärie und die türkischen Klientelstaaten an der Donau.

Die griechische Hetärie, die sich aus einem litterarisch-künstlerischen Verein zu einem politischen Geheimbund umgestaltet hatte, zählte nicht nur in Livadien, in Morea und in der verwandten epirotischen Bevölkerung Südalbaniens viele Teilnehmer, ihre Verzweigungen durchzogen auch andre Provinzen des Osmanenreichs, in welchen christliche Einwohner griechischer Abkunft lebten. Der Zweck der Hetäristen war Befreiung von der türkisch-mohammedanischen Zwingherrschaft mit Hilfe des Zaren von Rußland. Die Mitglieder schwuren einander zu, die Feinde des Glaubens und des Vaterlandes zu bekämpfen und zu verfolgen, bis sie vernichtet seien. Dieser Zweck konnte am ersten erreicht werden in den beiden Donaufürstentümern Walachei und Moldau, welche das Zwischenland bildeten zwischen den beiden benachbarten Großmächten und auf deren Besitz die russische Politik seit mehreren Jahrzehnten gerichtet war. Wenn es den Hetäristen gelang, in jenen Gegenden festen Fuß zu fassen und die größtenteils christliche Bevölkerung, bei der noch die Erinnerungen an die römisch-dakische Vorzeit und an die geschichtliche Größe und Unabhängigkeit während des Mittelalters lebendig waren, in die Bewegung hineinzureißen, so konnte von dort aus die Flamme der Empörung durch die ganze Halbinsel sich verbreiten.

Moldau und Walachei.

In den beiden Tributarstaaten herrschte große Unzufriedenheit und Mißstimmung. Die Pforte hatte die Kapitulationen früherer Jahrhunderte, welche den Fürstentümern eine gewisse Autonomie und Selbständigkeit unter eingebornen Dynasten zugesichert, vielfach verletzt; sie hatte das Recht an sich gerissen, eigenmächtig Hospodare einzusetzen, die sie nach Willkür aus den alten byzantinischen Fanariotenfamilien auswählte und als abhängige Vasallen behandelte. Wie mancher mußte die kurze Zeit der Herrlichkeit mit einem gewaltsamen Tod büßen! Wenn Ali Pascha im Südwesten sich an die Spitze der Aufständischen stellte, wenn an der Donau die Fanarioten, die Ypsilanti, die Sutsos, der serbische Pandurenhäuptling Theodor Wladimiresco, die zahlreichen Bewohner griechischer Abstammung und die Genossen der Hetärie einige Waffenerfolge erzielten, konnte man dann nicht erwarten, daß die Türkenherrschaft in der ganzen Balkanhalbinsel und in den griechischen Provinzen einen tödlichen Stoß erleiden und daß Rußland mit Begierde die Gelegenheit einer Einmischung und Handreichung ergreifen würde? Konstantin Ypsilanti, ein kluger, in allen Künsten des Kriegs und der Diplomatie erfahrener fanariotischer Dynast, hatte schon in der Napoleonischen Zeit alle Hebel eingesetzt, um den Zaren zum thätigen Vorgehen gegen die Osmanenherrschaft zu bewegen. Seine Söhne Alexander und

Demetrius erbten die überlieferte Familienpolitik und befreundeten sich mit den Plänen der griechischen Hetärie zur großen Sorge ihrer Mutter, die von der trüben Ahnung erfüllt war, daß das Schicksal der Hekuba sie treffen werde. Aus dem Dienst der Ypsilanti war einst Konstantin Rhigas hervorgegangen, der zuerst in Wien mit Bernadotte und nach dem Fall Venedigs mit Bonaparte Pläne zur Befreiung Griechenlands besprach, dann aber gefangen und auf Befehl des Belgrader Pascha in der Donau ertränkt ward (1798), gefeiert von den Nachgebornen als Vater der griechischen Freiheit und als ihr erster Märtyrer. Seine patriotischen Dichtungen gingen nicht unter. Seine Kriegsgesänge, feurig wie die tyrtäischen, erschallten auf den Gebirgen und in den Thälern der Halbinsel.

Man durfte auch hoffen, daß die Serben wieder zum Schwert greifen und Serbien.
sich dem großen Aufstand anschließen würden, um den Flecken der Verachtung, der Dienstbarkeit und Rechtlosigkeit abzuwischen, den ihnen die Mohammedaner angeheftet. Es war ja noch nicht gar lange her, daß Georg Czerny, ein reicher, streitbarer Herdenbesitzer und Viehhändler, als die ohnmächtige Pforte den blutigen und räuberischen Unthaten der übermütigen Janitscharenhäuptlinge (Dahi) und ihres Beschützers, des abtrünnigen Paßwan Oglu von Widdin, nicht zu steuern vermochte, die Fahne der Empörung erhoben, an der Spitze kräftiger Gebirgssöhne, Heiducken und berittener Kriegsmänner (Momken) die Türken aus dem Land gejagt und in Belgrad als Kommandant von Serbien eine diktatorische Fürstengewalt aufgerichtet hatte. Und wenn auch der furchtbare „schwarze Georg" 1804–1807.
(Karagiorgie), von Rußland und den europäischen Mächten während des großen Kampfes wider Napoleon ohne Hilfe und Unterstützung gelassen, im Verlauf seiner weitern Kriegsunternehmungen den Türken wieder hatte das Feld räumen und sich auf österreichisches Gebiet flüchten müssen, so errang doch das serbische Okt. 1813.
Volk im heißen Kampf gegen die Bedrücker durch einen großherrlichen Ferman das Recht, einen erblichen Fürsten des eignen Stammes zu wählen, dem eine Landesvertretung (Skupschtina) zur Seite stehen sollte. Die Wahl fiel, da Karageorg bei seiner Rückkehr in die Heimat verräterisch auf Anstiften der Türken er- 27. Juli 1817.
mordet worden, auf Milosch Obrenowitsch, einen klugen und kühnen 6. Nov.
Rinderhirten, der im zweiten serbischen Freiheitskrieg als oberster Knes den Heerbefehl geführt; und wie sehr immer der neue konstitutionelle Fürst bemüht war, dem Land den Frieden im Innern und nach außen zu bewahren, in der allgemeinen Gärung eine neutrale Stellung zu behaupten und sich in der schwierigen Lage als Klientelfürst unter türkischer Lehnsherrlichkeit und als Oberhaupt der eingebornen Knesen sicher zu bewegen, so waren doch die Erinnerungen an die erlittenen Drangsale unter der osmanischen Zwingherrschaft in der serbischen Nation noch so lebendig, die Abneigung gegen die im Land weilenden türkischen Truppen so tief wurzelnd, daß bei einiger Aussicht auf einen erfolgreichen Kampf der Anschluß an die aufständischen Griechen mit Sicherheit vorausgesetzt werden durfte. Denn solange die Festungen des Landes von türkischen Besatzungen

bewacht wurden, war die Freiheit und Autonomie ein unsicherer Besitz und der Tribut wie die Verpflichtung zum Heerdienst waren doch noch immer unwürdige und drückende Belästigungen.

Stimmungen und Lage. So waren Brenn- und Gärungsstoffe in Masse vorhanden, und die Hetäristen fanden allenthalben einen fruchtbaren Boden für ihr agitatorisches Treiben. Aber auch die gegnerischen Elemente waren zahlreich und stark. Die Bojaren, der Grund- und Amtsadel, größtenteils Abkömmlinge jener vornehmen Geschlechter, die einst aus weltlichen Rücksichten zum Islam übergetreten waren, standen den revolutionären Verlockungen feindselig gegenüber. Nur wenn Rußland der Bewegungspartei seinen schützenden Arm lieh, konnte die „orientalische Frage" im Sinn freiheitlicher Autonomie gelöst werden. Aber Zar Alexander lag unter dem Zauberbann der Metternichschen Erhaltungspolitik. Im ersten russisch-türkischen Krieg hatte Katharina die griechischen Völkerschaften in Morea zu Kampf und Aufruhr gegen den Despotismus der Türken aufgestiftet (XIII, 521): ihr Enkel gab die Hetärie, die in der gesamten Griechenwelt streitbare und opferwillige Genossen zählte, und der in der Maina, dem alten Lakedämon, wo damals der Krieg am fürchterlichsten gewütet hatte, der größte Teil der Bevölkerung und Führer, wie der kraftvolle Theodor Kolokotronis und der einem alten Fürstengeschlecht entstammte Peter Mauromichalis angehörten, hilflos ihrem blutdürstigen rachgierigen Feind preis. Erst als der türkische Fanatismus auf die Vernichtung der ganzen griechischen Nationalität und Religion loszusteuern schien, erinnerte sich der Zar seiner christlichen und schutzherrlichen Pflichten. Er verweigerte die Auslieferung der Flüchtlinge; er legte in einer scharfen Note
17. Juli 1821. Verwahrung ein gegen die grausame Verfolgung und rief seinen Gesandten Stro-
10. Aug. gonow von Konstantinopel ab. Die Pforte könne ihr Dasein neben den christlichen Regierungen Europas nur dann sichern, hieß es in dem denkwürdigen Ultimatum, wenn sie Wiederherstellung der griechischen Kirchen, Bürgschaften für Unverletzlichkeit des griechischen Kultus und eine weise Unterscheidung zwischen Schuldigen und Unschuldigen verheiße.

Der griechische Aufstand und die Zeitideen. Dem russischen Kaiser war weniger die griechische Empörung selbst widerwärtig als der Umstand, daß sie in einem so ungeeigneten Zeitpunkt ausbrach, in einem Zeitpunkt, da die Mächte der Heiligen Allianz ihren großen allgemeinen Feldzug gegen die revolutionären Erhebungen in allen Ländern in Gang setzten. Aber in politischen Dingen ist eine vorherrschende Zeitströmung, ist das Beispiel andrer Völker von maßgebender Bedeutung. Es ist kein unmittelbarer Zusammenhang der Revolutionsparteien der Apenninischen und Pyrenäischen Halbinsel oder der Freiheitskämpfer Südamerikas mit den griechischen Hetäristen nachzuweisen; und dennoch waren die Vorgänge der fremden Länder und die Ursachen, die dort zu bewaffneten Erhebungen führten, sicherlich nicht ohne Einfluß auf die griechischen Völkerschaften. Die gewaltigen Umwälzungen im geistigen wie im politischen Leben, die innerhalb der letzten drei Jahrzehnte sich vor den Augen der Welt entrollt

hatten, lenkten die Blicke der Menschen auf die eignen öffentlichen Zustände, machten die Schäden und Gebrechen des eignen Daseins mehr fühlbar, steigerten die Hoffnungen auf Umgestaltung und Verbesserung. Die unwürdige Lage der Rajah im Osmanenreich, die Zurücksetzung und verächtliche Behandlung, die sie von den Koransdienern zu erleiden hatten, ihre politische Rechtlosigkeit und soziale Unterordnung, hatten schon seit Jahrhunderten bestanden, und wenn auch Haß und Groll im Innern fortlebte, doch keine gewaltsame Erhebung hervorgerufen. Angesichts der großen Weltbegebenheiten andrer Staaten kamen aber jetzt die Übelstände zu deutlicherem Bewußsein. Sollten zu einer Zeit, da in ganz Europa die griechischen Studien mit begeistertem Eifer betrieben wurden, da Dichter und Gelehrte in den europäischen Kulturstädten von Bewunderung erfüllt waren für die Schöpfungen des althellenischen Geistes und Schönheitssinnes, sollten in einem solchen Augenblick idealistischen Aufschwungs die Nachkommen jener Heroen der Bildung und der männlichen Thatkraft noch länger das Barbarenjoch tragen, noch länger dulden, daß unwissende und fanatische Moslems die christlichen Einwohner der griechischen Erde als eine verächtliche Kaste behandelten, die schon durch Tracht und äußere Zeichen von den herrschenden Klassen sich unterschied, daß die Hellenen, ausgeschlossen von der Ehre und dem Recht des Waffentragens, den Mißhandlungen und Brutalitäten roher Janitscharen und Sipahi ausgesetzt waren, daß sie unter der Erpressung der Steuererheber, unter der Ungerechtigkeit und Willkür der Richter, unter dem Druck und den Gesetzlosigkeiten der türkischen Beamten unsägliche Drangsale erlitten, daß das erworbene Gut von räuberischen Händen entrissen, die Ehre der Frauen von gieriger Lüsternheit geschändet, alle menschlichen Rechte mit Füßen getreten wurden? Wir haben die Lage der Griechen unter der Herrschaft der Mohammedaner in den frühern Blättern dieses Werkes bei verschiedenen Gelegenheiten kennen gelernt (IX, 234 ff., 248 ff., XI, 361 und anderwärts); je mehr das Osmanenreich der Anarchie und dem Verfall entgegenging, desto greller traten alle dort erwähnten Übelstände an das Tageslicht, desto maßloser schritten Fanatismus und Despotismus auf ihrer greuelvollen Bahn vorwärts. Und dies alles sollten die Söhne des alten Hellas und Peloponnes über sich ergehen lassen? Handel, Industrie, Bergbau waren in griechischen Händen, und die Nation selbst, von der diese Träger des Wohlstands und der materiellen Kultur ausgingen, sollte fort und fort unter dem Joch roher, anmaßender, schlaffer Barbaren seufzen? Das abendländische Europa bewunderte die althellenische Kunst und Litteratur; englische und französische Reisewerke machten die Welt mit den Örtlichkeiten und Zuständen des Mutterlandes der antiken Kultur bekannt; die griechische Jugend, die auf den deutschen Universitäten, in den französischen und englischen Hauptstädten Kenntnisse und Bildung holte, lernte vom Ausland ihre große Vergangenheit verstehen; und zu Hause sollten sie den Hohn und Übermut unwissender und ungebildeter Verehrer eines fremden Glaubens über

sich ergehen lassen? sollten unter den zertrümmerten Denkmälern der Kunst als „lebende Ruinen" ein elendes Dasein fristen, ruhmlos, geknechtet und verachtet?

Die Abstammung der Griechen.

Und waren denn die Einwohner von Hellas und dem Peloponnes nicht die Abkömmlinge jener Marathonkämpfer, welche die Macht der Perser gebrochen? Erinnerten denn nicht so manche Bandenhäuptlinge an Iphikrates, die Klephtenscharen an die ätolischen und spartanischen Söldnerhaufen? War denn das Neugriechische nicht eine Tochter der alten Hellenensprache? Traten denn dem beobachtenden Reisenden nicht in Gestalt und Tracht, in Spielen und überlieferten Gebräuchen, in religiösen Symbolen allenthalben Züge aus dem Altertum entgegen? Die Griechen selber und das Ausland zweifelten nicht an der Abstammung der „Romäer" von den Hellenen. Erst als der Freiheitskampf die Teilnahme des europäischen Abendlandes in so hohem Maß auf sich zog und die Philhellenenvereine ins Leben traten, regte sich die historische Kritik und forschte nach der geschichtlichen Vergangenheit, dem Ursprung und der Entstehung der dermaligen Völkerstämme. Und da fehlte es denn nicht an Stimmen, die da meinten, „daß die Reste der alten Hellenen von Makedonien bis Messenien meist vernichtet, die Überbleibsel mit barbarischen Elementen versetzt wurden, daß kein Tropfen echtes ungemischtes Hellenenblut in den Adern der Romäer fließe, die halb sarmatisiert, halb albanisiert, von beiden Stämmen den Typus tragen, von den Albanesen die Tracht, von den Slawen viele Eigenheiten in Sprache und Poesie überkommen, den althellenischen Sinn für plastische Kunst und Schönheit an die Barbarei der Slawen eingebüßt haben". Im Eifer für die Parteiansicht wurde die geschichtliche Wahrheit häufig übersehen. Die Behauptung Fallmerayers, daß das altgriechische Volkstum im frühen Mittelalter durch die slawischen Einwanderungen gänzlich vernichtet worden sei, geht viel zu weit. Kann auch nicht geleugnet werden, daß slawische und albanesische Stämme in alle Teile des mittlern und südlichen Griechenland eingedrungen sind, sich häuslich niedergelassen und mit dem Hellenentum sich vermischt haben, so ist doch ebenso unzweifelhaft, daß die Küsten- und Inselwelt großenteils im Besitz der alten Bevölkerung geblieben, daß nach der Wiedereroberung des Landes durch die Byzantiner eine Rückwanderung hellenischer Volkselemente nach dem Peloponnes und nach Hellas stattgefunden und daß durch den Einfluß der Kirche, durch die Thätigkeit angesiedelter Fanariotenfamilien und durch die natürliche Übermacht der Kultur über Barbarei die griechische Sprache die herrschende geworden ist. Wir wissen aus den ersten Bänden dieses Werkes, daß die Griechen zu allen Zeiten vorzugsweise ein Küsten- und Inselvolk gewesen sind, das durch seine geistige Überlegenheit die angrenzenden Gegenden des Festlandes in seine Bildungskreise, in seine Sprach- und Lebensformen hineingezogen hat. Zu allen Zeiten war das hellenische Volk „wie ein rein geistiges Element, wie die bewegende Seele in die physischen Völkermassen geworfen". Weder die italienischen Dynasten, noch die türkischen Statt-

halter, Behörden, Richter und Soldaten waren im stande, die zähe Kraft des Griechentums zu vertilgen, vielmehr schlug dasselbe unter der stillen Macht der Kirche, der Schule, der Bildung seine Wurzeln immer tiefer und fester, so daß die benachbarte Welt weithin hellenisiert ward.

Die Philhellenen und die Neugriechen.

Die europäischen Philhellenen, die im dritten Jahrzehnt den Griechen in ihrem Riesenkampf mit Gut und Blut beistanden, mit warmer Teilnahme sich auf die Seite der Aufständischen stellten, fanden freilich nicht mehr den „leuchtenden Frühling" vor, den die Menschheit im alten Hellas gefeiert hat; die Neugriechen waren nur schwache Epigonen ihrer großen Vorfahren; aber wenn auch die Jünglinge und Männer, die begeistert über das Meer eilten, bald ihre Traumbilder verschwinden sahen, so war doch das Griechenvolk in seiner Gesamtheit nicht unwürdig der Teilnahme und Hingebung, die man ihm so opferfreudig entgegenbrachte. Die Empfänglichkeit für Freiheit und nationale Selbständigkeit, die männliche Kraft und Entschlossenheit im Ringen nach den höchsten Lebensgütern, der standhafte Mut, der das eigne Leben einsetzt, um den Preis zu gewinnen, der dem Dasein allein Wert giebt; solche Tugenden der Väter waren auch in den Söhnen noch nicht ganz erstorben. Diese Wahrnehmung rechtfertigte nicht bloß die Begeisterung der Philhellenen, sie brachte den Kämpfern auch mit der Zeit die Hilfe der Mächtigen, durch die sie endlich die Befreiung von den despotischen Joch fremder fanatischer Barbaren erlangten. Die Philhellenenvereine, die in allen europäischen Ländern sich zu Hilfeleistungen und Unterstützungen jeder Art zusammenthaten, waren die Frucht einer idealeren Auffassung der politischen Dinge unter den Völkern, ein Protest der Humanität und Bildung gegen die kaltherzige Staatskunst der Höfe und Regierungen, die erste werkthätige Regung der öffentlichen Meinung gegenüber der Kabinettspolitik. Menschliches Mitgefühl, Begeisterung für das klassische Altertum, religiöse Erwägungen, politischer Liberalismus, all das wirkte zusammen, um den griechischen Freiheitskampf zu einer Angelegenheit aller kultivierten Nationen zu stempeln und ihm die Zuneigung der öffentlichen Meinung von Europa zuzuwenden, die Presse und die Poesie für die Wiedergeburt der Hellenen zu entflammen. „Die Sehnsucht nach einem großen, weltumfassenden Unternehmen war geweckt; Kreuzzugsgedanken gingen durch die Welt; der Philhellenismus ward die Religion der Jugend und des Alters." Insbesondere in Deutschland mit seiner Vorliebe für altklassische Bildung fand diese Bewegung fruchtbaren Boden.

Stimmung in England.

In allen Ländern, Ständen und Gesellschaftskreisen schlugen empfängliche Herzen den Griechen entgegen. Lord Byron ward der feurigste Herold dieser begeisterten Stimmung. Sein weltbürgerlicher Freiheitsdrang, der den Despotismus in aller Welt bekämpfte, wie seine politischen Grundsätze machten ihn zum Gegner des von der Toryregierung eingehaltenen engherzigen und selbstsüchtigen Systems. Denn, wie liberale Blätter sarkastisch sich über den Herzensbund der Moslems und der britischen Regierungsmänner äußerten, „dem englischen Torys-

mus galt die seidene Schnur in Konstantinopel für einen Vorposten des Systems der „verrotteten Flecken und der Sinekuren in England“. Die Sorge um die Ionischen Inseln, Mißtrauen gegen Rußland und Handelseifersucht bewirkten dann, daß die antigriechische Politik der herrschenden Kreise die Mehrzahl der Nation erfaßte. Nur wenige Männer von hervorragender gesellschaftlicher Stellung, wie Humphreys, Trelawney und insbesondere Lord Stanhope, welcher einen neuen Hellenenstaat nach den völkerbeglückenden demokratischen Ideen aufrichten wollte, streiften die nationalen Vorurteile ab.

Mehemed Ali und Ibrahim in Ägypten. Nicht bloß Griechenland und die Balkanhalbinsel war von Gärungsstoffen erfüllt, die eine Zersetzung und Auflösung des Reichs der Osmanen durch revolutionäre Bewegungen ahnen ließen, auch in andern Provinzen zeigten sich Regungen, die, wenn auch nicht die Herrschaft des Islam, so doch die unbedingte Hoheit und Autorität des Großherrn in Stambul, des Nachfolgers des Propheten bedrohten. So kam Ägypten in eine Stellung, die selbst gegenüber einem so kraftvollen Herrscher wie Sultan Mahmud II. nur den Schatten einer Abhängigkeit an sich trug. In jenen aufgeregten Jahren, da sich Franzosen und Engländer, Mamelucken und Türken um die Herrschaft des Nillandes stritten, erlangte ein junger Mohammedaner aus Makedonien, Mehemed Ali, Sprößling einer Beamtenfamilie, durch Unternehmungsgeist, Entschlossenheit und Energie ein solches Ansehen in der großherrlichen Armee, daß sein Wort mehr galt als das des Statthalters Chosrew Mehemed. Tapfer, hinterlistig, habgierig,
1805. brachte er es dahin, daß die Pforte ihn zum Pascha ernannte, daß die Mamelucken Oberägyptens sich durch Verträge zur Entrichtung hoher Tribute verpflichteten und daß er allgemein als Gebieter von Alexandrien und Kairo angesehen ward, der dem Großsultan in Konstantinopel nur soweit gehorchte, als es seinen Zwecken und Interessen entsprach. Ein furchtbarer Feind gegen alle, die seiner Herrschergewalt im Weg standen, lud er einst eine Anzahl Mameluckenhäupter
Febr. 1811. zu einer beratenden Versammlung in Kairo ein und ließ sie sämtlich niederhauen. Einige Jahre nachher unterwarf er in Gemeinschaft mit seinem kriegskundigen Sohn Ibrahim den räuberischen Stamm der Wahabiten, eine fanatische Mohammedanersekte in Nord- und Mittelarabien, welche durch ihre Überfälle oft die Wallfahrten nach den heiligen Prophetenstädten störten und die Karawanen ausplünderten, zog triumphierend in Mekka ein und zwang die Provinz
1815. Jemen zum Gehorsam. Sein vieljähriger Verkehr mit Europäern hatte ihn von der Überlegenheit der modernen Kriegskunst und Heerverfassung überzeugt. Er faßte daher den Entschluß, seine albanesischen und türkischen Miettruppen nach abendländischem Vorbild umzugestalten. Der Widerstand und die Empörung der mit der Neuerung unzufriedenen Söldner bestärkten den energischen Mann in seinem Vorhaben. Er löste die widersetzliche Armee auf und bildete sich eine neue Militärmacht aus Eingebornen, ein Unternehmen, das sich vortrefflich bewährte. Die kräftigen, an Mäßigkeit, Gehorsam und Ausdauer gewöhnten

Fellah eigneten sich rasch die militärische Übung und Disziplin an. Sie bildeten einen kräftigen Soldatenstand, mit dem Mehemed Ali nacheinander Nubien, Sennar, Dongola und Da Fur unterwarf. Zugleich war der Pascha auf Sicherung seiner Herrschaft im Innern bedacht. Er verbesserte die Polizei, er befestigte die beiden Hauptstädte Alexandrien und Kairo, er ließ Kasernen und ein Zeughaus bauen, er errichtete Magazine, er vermehrte seine Einnahmen durch Handelsgesetze, Zölle und Monopolien. Im Jahr 1815 erklärte er die gesamte Baumwollen-, Hanf- und Flachsproduktion für ein Regal, mit einer geringen Entschädigung für die Erzeuger; zwei Jahre später dehnte er dieses Zwangsrecht auch auf Indigo, Sesam und andre Ölkörner aus. Er setzte eine Kommission zur Prüfung der Besitztitel auf das Grundeigentum nieder. Wer sich über seinen Rechtsanspruch nicht ausweisen konnte, verlor sein Eigengut und mußte es fortan als Pächter des Pascha gegen schweren Zins bewirtschaften; wer im Besitz seines Eigentums verblieb, kam durch hohe Abgaben, durch Naturallieferungen, durch die Verpflichtung, die Ernte zu bestimmten Preisen an die Regierung abzugeben, in eine nicht minder gedrückte Lage. Ägypten glich einem ungeheuren, von schlecht gehaltenen Leibeignen zum Vorteil eines Einzigen angebauten Landgut. Was vermochte der Diwan gegenüber einem Herrscher von solcher Macht, solcher Energie, solchen Einkünften? Man mußte zufrieden sein, daß der „Vizekönig", wie die europäischen Höfe ihn bezeichneten, die Formen der Unterthänigkeit gegen den Sultan festhielt, daß er den gesetzlichen Tribut entrichtete, daß er sich bereit erklärte, Heer und Flotte der Pfortenregierung zur Verfügung zu stellen, so oft sie derselben bedürftig sei. Aber in Konstantinopel empfand man es schmerzlich, daß alles von dem guten Willen des ägyptischen Herrschers abhängig sei, daß man diesen guten Willen sich durch Gegendienste und Zugeständnisse zu erhalten suchen müsse. Mehemed Ali war mehr ein freier Verbündeter der Pforte als ein Untergebener. Sultan Mahmud mußte den Usurpator, der ihm das schönste Reichsland entfremdet, mit Güte und Schonung behandeln, auf daß er ihm in den schwierigen Zeitlagen dienstbereit und hilfreich beistand. Der griechische Befreiungskrieg, in welchem Mehemed Ali für die Pforte und für den Islam eintrat, vermehrte sein Ansehen. Die europäischen Mächte betrachteten den Vizekönig wie einen selbständigen Herrscher. In den Unterhandlungen mit ihm oder seinem Adoptivsohn Ibrahim, dem furchtbaren Feldhauptmann, der das wilde Wesen eines Barbaren unter europäischem Anstrich zu verhüllen wußte und vor dessen gewaltiger Soldatennatur die Armee sich in Gehorsam beugte, war von den großherrlichen Souveränitätsrechten keine Rede.

2. Griechenlands Freiheitskämpfe bis zum Fall von Missolunghi.

Ypsilanti in der Moldau und der Kongreß von Laibach.

Am 8. März 1821 las man an den Straßenecken Jassys einen Aufruf an die Hellenen, die Waffen zu ergreifen, um gleich den übrigen Völkern Europas ihre Rechte und Freiheiten zu erkämpfen, das Vaterland von der schmählichen Tyrannei der weichlichen Nachkommen des Darius und Xerxes zu befreien. Die Serben, die Sulioten, ganz Griechenland seien kampfbereit, eine große Macht werde Schutz und Hilfe leisten. Die Proklamation rührte von Alexander Ypsilanti her, einem tapfern patriotischen Fanarioten aus altbyzantinischem Fürstengeschlecht, der im russischen Kriegsdienst wider Napoleon gestritten, in der Schlacht bei Dresden die rechte Hand verloren hatte und neben dem Jonier Kapodistrias aus Korfu, seinem Freunde und Gesinnungsgenossen, damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten in St. Petersburg, die besondere Gunst des Kaisers Alexander genoß. Diese „ungeheueren Nachrichten“ aus dem Orient erfüllten die auf dem Kongreß zu Laibach versammelten Monarchen und Staatsmänner mit Bestürzung; und Metternich benutzte das Zusammentreffen des Aufstandes im Osten mit den gleichzeitigen revolutionären Bewegungen in Italien, in der Pyrenäischen Halbinsel, in Südamerika, um den russischen Selbstherrscher, dessen Neigungen für die christlichen Bewohner der europäischen Türkei und insbesondere Griechenlands schon auf dem Wiener Kongreß und in Paris bei verschiedenen Gelegenheiten hervorgetreten waren, von jeder Unterstützung abzuhalten, die Überzeugung in ihm zu wecken, daß alle diese gleichzeitigen Erhebungen aus einem und demselben revolutionären Geist hervorgingen, dessen Unterdrückung der Hauptzweck der Heiligen Allianz sei. Der Staatskanzler erreichte seine Absicht. Ein gleichzeitiges Schreiben Ypsilantis, worin er den Zaren in pathetischen Worten versicherte, daß er dem in mehr als zweihundert Adressen aus allen Provinzen Griechenlands an ihn ergangenen Ruf, sich an die Spitze einer durch „göttliche Inspiration“ erfolgten Erhebung wider das abscheuliche Türkenjoch zu stellen, nicht habe widerstehen können, war nicht vermögend, den Verdruß Alexanders über das unzeitgemäße Losschlagen der griechisch-christlichen Patrioten zu verscheuchen oder ihn für die Bitte des Fürsten Michael Sutsos, russische Truppen einrücken zu lassen, günstig zu stimmen. Mochte der Kaiser in frühern Jahren gern den geheimen Zuflüsterungen der Freunde gelauscht haben, wenn sie ihm die Rolle eines Vorstreiters des Kreuzes gegen den Islam und eines Erlösers für Griechenland schmeichelnd ausmalten, jetzt lag er unter dem Bann der rücksichtslosesten Reaktionspolitik Metternichs, der den griechischen Aufstand als einen Angriff gegen die Ruhe Europas und gegen die russisch-österreichische Allianz hinstellte. Um jeden Verdacht einer Unterstützung zu entkräften und die von Gentz gerühmte „Harmonie der großen Höfe“ zu bestätigen, mußte Graf Nesselrode eine scharfe Note an den russischen Generalkonsul in Bukarest richten, worin der Aufstand

hingestellt ward als das Werk eines eidbrüchigen Soldatenhaufens, der in der Walachei, wie in Madrid, in Lissabon und in Neapel der Unordnung die Thür öffne, die Völker mit scheinheiligen Verheißungen verführe und alles wage, um alles zu zerstören. Auch in England, wo noch immer Lord Castlereagh dem auswärtigen Amt vorstand, hielt die Regierung an dem System der Erhaltungspolitik fest. Metternich verfehlte nicht in einer persönlichen Zusammenkunft mit Georg IV., bei Gelegenheit einer Reise desselben nach Hannover, dem britischen Monarchen seinen Standpunkt einleuchtend zu machen. Okt. 1821.

Die Erhebung der Griechen gegen die Osmanenherrschaft war die Wirkung einer agitatorischen Bewegung, die seit vielen Jahren von einem Geheimbund unterhalten ward und die Begründung nationaler Selbständigkeit und menschenwürdiger Lebensbedingungen erstrebte. Im Jahr 1812 war zu Athen eine Gesellschaft gegründet worden, die wegen ihrer auf wissenschaftliche Ausbildung der Griechen und auf Erhaltung der alten Denkmale und Kunstschätze gerichteten Bestrebungen sich den Namen: Hetärie der Philomusen gab. Graf Johann Kapodistrias aus Korfu, den wir als russischen Bevollmächtigten auf dem Wiener Kongreß kennen gelernt, ein kluger, feingebildeter Mann von warmer Anhänglichkeit an sein Volk, wenn auch nicht frei von Ehrgeiz und Selbstsucht, übernahm die Vorsteherschaft dieser Gesellschaft der Musenfreunde und suchte die Fürsten Europas zum Beitritt oder zur Förderung zu bewegen. Zwei Jahre nachher bildete sich auf russischem Boden, in Odessa, eine andre rein politische Gesellschaft: die Hetärie der Philiker. Die Mitglieder derselben, Männer ohne Namen und Bedeutung, spiegelten nun, um mehr Anhang und Vertrauen zu finden, den leichtgläubigen Griechen vor, daß sie mit der Philomusengesellschaft in Zusammenhang ständen, und daß die geheime Spitze, die Arche ihres Bundes, der Kaiser von Rußland sei. So fanden sie weit und breit Anklang: bald hatte der politische Kern, der sich aus dem Philomusenverein herausgeschält, die wissenschaftlichen Bestrebungen überwuchert. Im Jahr 1820 sandten die Philiker einen ihrer Direktoren, Emanuel Xanthos nach Petersburg und trugen die Vorsteherschaft (Ephorie) ihres Bundes dem Grafen Kapodistrias an. Dieser lehnte ab, redete aber dem Fürsten Ypsilanti zu, die Stelle anzunehmen. So trat Alexander Ypsilanti, der Sohn des im Jahr 1805 von den Türken hingerichteten moldauischen Dynasten Konstantin, an die Spitze der Hetärie. Er beschloß, trotz der Abmahnungen einsichtiger Freunde, insbesondere des Hospodars der Moldau und Walachei, Alexander Sutsos, zuerst in den Fürstentümern loszuschlagen, überschritt, als um diese Zeit der ihm wohlgesinnte Michael Sutsos seinem Vater in der Fürstenwürde folgte, den Pruth und erließ den erwähnten Aufruf an die Hellenen und an die „Dakier", wie er pomphaft die Rumänen der Moldau und Walachei nannte. Durch dies Auftreten eines russischen Offiziers, der den Schutz einer Großmacht in Aussicht stellte, sah sich das Kabinett von St. Petersburg der Pforte und den europäischen Mächten

Die Hetärie und der Aufstand im Nordosten der Halbinsel.

gegenüber in arge Verlegenheit gesetzt. Der Kaiser entließ daher den Fürsten Ypsilanti sofort aus seinen Diensten und gab ihm deutliche Zeichen des Mißfallens. Keine Hilfe, weder mittelbar noch unmittelbar, könne ihm gewährt werden, schrieb der Kaiser selbst an den Fürsten, denn es würde seiner unwürdig sein, den Grund des türkischen Reichs durch die schmähliche und schuldvolle Thätigkeit einer geheimen Gesellschaft zu unterwühlen. Triumphierend schrieb Gentz: Nach diesem unsterblichen Aktenstück sei an dem vollständigen Sieg über die Revolution nicht mehr zu zweifeln. „Gott streitet für uns und mit uns.“ Und allerdings wirkte der Schlag lähmend auf Ypsilanti; er begann zu unterhandeln und unsicher hin und her zu ziehen; in seiner Umgebung brach Zwietracht aus, da er Unwürdigen Vertrauen schenkte und die Bojaren geringschätzig behandelte. Unter solchen Umständen war der Ausgang der unüberlegten Schilderhebung vorauszusehen. Als die Türken in drei Heersäulen von Widdin und Silistria aus in die Fürstentümer vordrangen, konnten die schlecht bewaffneten Insurgentenhaufen trotz aller Tapferkeit keinen dauernden Widerstand leisten. Aber sie fielen mit Ehren. Bei Skuleni am Pruth fand Athanasios im heldenmütigen Kampf den Tod, der erste Märtyrer der griechischen Freiheit. Die heilige Schar der Griechen unter der Führung von Nikolaus Ypsilanti, Alexanders Bruder, wurde in dem Verzweiflungskampf bei Dragatschan, wo sie
19. Juni 1821. mit dem Heldenmut eines Leonidas fochten, gänzlich aufgerieben. Alexander Ypsilanti verließ heimlich seine Waffengefährten und flüchtete nach Österreich. Beinahe sieben Jahre lang ward er zu Munkacs und Theresienstadt in ungroßmütiger Haft gehalten, und starb später, da unter veränderten Verhältnissen auf Kaiser Nikolaus' Verwendung seine Freilassung erfolgte, in Wien an den Folgen einer Herzerweiterung (1. August 1828). Auch Michael Sutsos mußte sich als Flüchtling auf fremder Erde umhertreiben, bis das befreite Athen ihm ein Asyl gewährte. Der Heldenkampf bei Dragatschan und der Fall der heiligen Schar, die dahinsank „wie blühende Zweige unter der wuchtigen Axt des Holzhackers,“ bewiesen, daß die Griechen von einem andern Geist beseelt seien, als die spanischen und italienischen Freiheitsstreiter, wenn auch der Führer Alexander Ypsilanti, ein eitler charakterschwacher Mann von mäßigen Verstandesgaben, der hohen Aufgabe eines Befreiers des Vaterlandes nicht gewachsen war. Doch hat sein leidensvolles Schicksal seine Fehler in Vergessenheit gebracht und ihm die Gunst der öffentlichen Meinung zurückerobert. „Die Dichtung hat um den Gefangenen von Munkacs ihren verklärenden Glanz verbreitet und ein dankbares Volk sieht in ihm den Märtyrer der griechischen Freiheit.“ Die Gefangenen wurden von den racheschnaubenden Türken erschossen, die Flüchtlinge wie gehetztes Wild gejagt. Als die Feinde das Kloster Sekka umzingelten, wo einige hundert griechische Patrioten sich verschanzt hatten, warf ihr heldenmütiger Führer Georgakis den Feuerbrand in den mit Pulver gefüllten Glockenturm, wodurch viele der eingedrungenen Türken mit ihm selbst den Tod fanden.

Der Verlauf des Aufstandes in den Donaufürstentümern und die Niederlage der Hetärie bei Dragatschan flößten der Pforte die beruhigende Zuversicht ein, daß von seiten der europäischen Mächte der Empörung kein Vorschub geleistet werden würde. Eine größere Gefahr für die Osmanenherrschaft war der Abfall Ali Paschas von Janina. Denn nicht genug, daß das Beispiel bei einiger Aussicht auf Erfolg, bei längerer Dauer des Waffenganges und einer entscheidenden Wendung eine ansteckende Kraft hätte üben können, das Ereignis nötigte auch die Pforte alle ihre Streitkräfte in den westlichen Landschaften gegen den mächtigen Rebellen aufzubieten und dadurch den griechischen Hetäristen freies Feld für ihre Umtriebe zu lassen. Fast gleichzeitig mit Alexander Ypsilanti hatten die Verschwornen in Morea, wo schon längere Zeit mehrere erfahrene Häuptlinge, wie Zaimis in Patras, wie der rüstige Messenier Anagnostaras den klephtischen Kleinkrieg vorbereitet, zu den Waffen gegriffen; die griechischen Inseln, sowie Rumelien und Thessalien folgten dem Beispiel. Die seekundigen Einwohner von Hydra und Spezzia, wo der Hetärist Anton Ökonomos die patriotischen Ideen eifrig gepflegt hatte, machten gemeinsame Sache mit den Peloponnesiern, und bald hallte die Stimme der Freiheit durch alle kykladischen und viele der sporadischen Inseln, auf Euböa und in Osthellas. In Böotien pflanzte der kühne und schlaue Odysseus die Fahne der Empörung auf, mit ihm sein Gefährte Guras. Die Türken schäumten vor Wut und nahmen blutige Rache. Der ehrwürdige Patriarch Gregorios von Konstantinopel, das Oberhaupt der griechischen Kirche, ward nach der Feier der Ostermesse verhaftet und wenige Stunden später am Thor der Patriarchenkirche aufgeknüpft. Um dieselbe Zeit erlitten die Metropolitane von Ephesus, Nikomedien und Anchialos in andern Stadtteilen das gleiche Schicksal. Mitglieder der vornehmsten griechischen Familien starben eines gewaltsamen Todes oder mußten in die Verbannung wandern. Das System des Fanatismus verbreitete sich von der Hauptstadt auf die Provinzen, in die anatolischen Küstenstädte und über die Inseln. Allenthalben Mord und Plünderung, Frauenschändung und Tempelbeschimpfung. Besonders waren die Greuel, welche im April und Juni 1822 in Chios verübt wurden, geeignet, das Entsetzen der ganzen gesitteten Welt zu erwecken. Diese blühende, glückliche Insel wurde durch die Truppen des Kapudan Pascha in eine Wüste verwandelt. Auf 5000 nur schätzte man die Zahl der Entflohenen, 23,000 wurden ermordet, 47,000 verkauft. Die türkische Flotte wurde aber sofort von der griechischen, welche die drei kleinen Inseln Hydra, Spezzia und Ipsara mit patriotischem Opfermut ausgerüstet hatten, angegriffen, und es gelang dem unerschrockenen vaterländisch gesinnten Branderführer Kanaris, der vereint mit dem energischen, unternehmenden und hochsinnigen Miaulis aus Hydra den griechischen Seekrieg leitete, das türkische Admiralschiff in die Luft zu sprengen. Der türkische Flottenführer, von Schwimmern verwundet an die Küste gerettet, hauchte seinen Geist an derselben Stelle aus, wo er die Chiischen Geiseln hatte hinrichten

Griechische Freiheitskämpfe und türkische Greuel.

März 1821.

22. April.

lassen. Auch auf dem Festland waren die Griechen im Vorteil. Die wilden, streitbaren Mainoten erhoben sich unter der Anführung ihres angestammten Beys Peter Mauromichalis. Die Seele des Kampfes war der alte, schlaue Klephtenhäuptling Kolokotronis aus Messenien, ein Mann von unbändiger Kraft und trotziger Eigenwilligkeit, dessen athletische Gestalt und urkräftige Soldatennatur auf die Gebirgssöhne eine zauberische Anziehung übten. Es gelang ihm, die Türken in immer engern Kreisen zu umziehen, bis sie im Mittelpunkt
24. Mai 1821. des Peloponnes in Tripolitsa vollkommen eingeschlossen waren. Nach dem siegreichen Gefecht von Valtetsi, wo die Insurgenten unter Kolokotronis, Nikitas, Dikäos u. a. die türkischen Truppen, welche Mustafa-Bey vom albanischen
5. Okt. Heer herbeigeführt hatte, mit Verlust zurückschlugen, fiel die Stadt in die Hände der Griechen, die nun, nach diesem bedeutenden militärischen Erfolg, daran denken konnten, den Grund einer politischen Unabhängigkeit zu legen. Schon beim Beginn des Aufstandes war ein Senat aus Orts- und Kreisvorstehern zusammengetreten, um für die Kriegführung die nötigen Anordnungen zu treffen. Jetzt ging man einen Schritt weiter. In Piadha, unweit vom alten Epidauros,
Jan. 1822. wurde am 1. Januar 1822 die erste griechische Nationalversammlung unter dem Vorsitz des europäisch gebildeten geschäftsgewandten Alex. Maurokordatos eröffnet, dem Abkömmling einer aus Chios stammenden Familie, die mehrere Geschlechter hindurch für die Hebung und Verbreitung hellenischer Kultur und Sprache in den Schulen thätig gewesen war. Dort entwarf man eine Verfassung, welche die Rechte der gesetzgebenden und ausübenden Gewalt in sehr genauen Zügen umschrieb, aber die letztere allzu eifersüchtig für ein junges Staatswesen, dem Einheit und Stärke Not that, beschränkte. Demetrius Ypsilanti, der Bruder Alexanders, dessen Ankunft zuerst mit überschwänglicher Freude begrüßt worden war, überwarf sich mit der Nationalversammlung, trat völlig vom politischen Schauplatz, wohin ihn seine Fähigkeiten auch durchaus nicht riefen, zurück, und leistete dem Vaterland fortan als Soldat redliche und unerschrockene Dienste. Er war ein patriotischer Mann von achtbarem Charakter und Lebenswandel, uneigennützig und voll Hingebung für das Vaterland, aber weder durch körperliche noch geistige Eigenschaften zu der großen Aufgabe eines Organisators geeignet.

Die Volksstimmung in Europa. Die Tapferkeit, mit der die Griechen bisher gefochten hatten, weckte Teilnahme und Bewunderung unter den europäischen Völkern. Sie eilten durch Philhellenenvereine Geldmittel und Streitkräfte zu sammeln und Anleihen zu vermitteln, um den Mut und die Widerstandskraft der Kämpfer aufrecht zu erhalten. Galt es doch, Kultur und Christentum gegen rohe Barbaren zu schützen! Die abendländischen Völker zeigten durch die That, daß die Lehren der christlichen Menschenliebe tiefe Wurzeln in ihnen geschlagen und ihre Herzen auch für die Leiden fremder Nationen geöffnet hatten. Während die Fürsten, die den heiligen Bund geschlossen, aus Liebe zur Ruhe und aus Scheu vor jeder gewaltsamen

Änderung der bestehenden Zustände ein christliches Volk den Streichen ungläubiger Mohammedaner bloßstellten, während der religiös empfindsame Kaiser Alexander, in Metternichs Ideenkreis festgebannt, seine Hilfe den Bedrängten vorenthielt, zogen Scharen fremder Philhellenen, unter der Führung des württembergischen Generals Normann (den jedoch schon im nächsten Jahr der Tod wegraffte), in die alte Heimat europäischer Gesittung. Der berühmte englische Dichter Lord Byron widmete sein Talent, sein Vermögen und seine Thatkraft der Sache Griechenlands, wo Klima und Anstrengung ihm bald den Tod gaben, und der reiche Genfer Eynard förderte den hellenischen Freiheitskampf mit großen Geldsummen. 1822. 19. April 1824.

Trotz der Zwietracht und Selbstsucht der Führer war bis zum Jahr 1825 der Sieg größtenteils auf seiten der Griechen. Der türkische Feldherr Dramalis, der die Gegend von Argos in eine Wüstenei verwandelt, mußte vor Kolokotronis nach Korinth zurückweichen, wo er in der Blüte der Jahre starb, ein Opfer der Seuche und des Kummers. Kurschid Pascha vermochte den tapfern Odysseus nicht aus Athen und Osthellas zu entfernen und tötete sich selbst durch Gift, um einer Anklage wegen Unterschleifs aus Alis Schätzen zu entgehen; die Sulioten, die sich dem griechischen Aufstand angeschlossen, führten von ihren Bergfesten herab einen Verzweiflungskampf gegen die feindlichen Truppen. Bei Peta, eine Stunde von Arta, verrichteten Griechen, Sulioten und Philhellenen Wunder der Tapferkeit unter Maurokordatos' Führung, wenn schon Verrat und Übermacht den Türken den Sieg verschafften. Die Geschlagenen zogen sich nach Missolunghi, auf einer Landspitze am Acheloos gelegen, und verteidigten die schwachbefestigte Stadt zwei Wintermonate hindurch mit einem Heldenmut, der das ganze Abendland mit Bewunderung erfüllte. Nach mehreren vergeblichen Angriffen und Stürmen mußten die Türken einen schmachvollen Rückzug antreten. Es schien, als ob auf den blutgetränkten und verwüsteten Stätten ein christliches Reich mit geordnetem Staatswesen sich in Freiheit und Selbständigkeit erheben würde. Nun erlangte aber die Pforte einen mächtigen Bundesgenossen in Mehemed Ali. In dem russischen Kaiser regte sich mehr und mehr das christliche Bewußtsein und das Gefühl der Pflicht, den bedrängten Griechen, die im Vertrauen auf den Beistand des Zaren zu den Waffen gegriffen, eine Erleichterung zu verschaffen. Seine Anfrage bei den europäischen Höfen, welche Haltung sie anzunehmen gedächten, wenn Rußland sich zu einem Krieg mit der Pforte genötigt sehen würde, setzte Metternich in Schrecken über diese Verirrungen des Zaren. Doch wußte der österreichische Staatsmann es dahin zu bringen, daß sich die europäische Diplomatie mit einigen Vorstellungen und Mahnungen an die türkische Regierung begnügte, die in Konstantinopel wenig Eindruck machten und auf den Fortgang des Kriegs keinen Einfluß hatten. Vielmehr wandte sich der Sultan zu Anfang des Jahres 1824 an den Vizekönig Mehemed Ali, der, wie uns erinnerlich, auf den Trümmern der Mameluckenherrschaft in Ägypten eine

Erweiterung des Kriegs. 8. Dez. 1822. 18. Jan. 1823.

Staatsverwaltung und Kriegsmacht nach europäischem Muster gebildet hatte, und bot ihm als Preis seiner Hilfeleistung den Oberbefehl zu Land und zur See sowie die Ausdehnung seiner Herrschaft über Kreta und Morea an.

Ibrahim im Peloponnes und der Fall von Missolunghi. Der ehrsüchtige hochstrebende Unterkönig, der als Fürst und Religionshaupt in seinem Vasallenreich und als der größte Handelsmann der Welt über reiche Mittel und Streitkräfte gebot, erkannte rasch, welche Vorteile er für seine Zwecke aus dem Anerbieten der Pforte ziehen könne, und ging auf den Vorschlag ein. Nachdem er zuerst die Insel Kreta, die sich dem griechischen Aufstand angeschlossen und von Demetrius Ypsilanti einen Statthalter in dem lahmen aber geschäftstüchtigen Michael Aphentulis empfangen hatte, durch den rohen
März 1824. Hussein Bey zur Unterwerfung gebracht, sandte Mehemed Ali seinen waffenkundigen Adoptivsohn **Ibrahim** mit einem beträchtlichen, vielgemischten Heer nach dem Peloponnes, während zugleich ägyptische Kriegsschiffe die Türkenflotte des Kapudan Pascha Chosrew gegen Miaulis und Kanaris verstärkten und das insularische Gemeinwesen Ipsara, den Hauptsitz der Piraterie, zerstören halfen. Die kleinen zwieträchtigen Griechenscharen in Morea, durch Parteikämpfe geschwächt und ohne feste einheitliche Führung, hielten nicht Stand vor der wohlgerüsteten Armee des sieggewohnten Ägypters; Kolokotronis und die namhaftesten Klephtenhäuptlinge mußten sich ergeben und wurden als Staatsgefangene nach Hydra gebracht; die Seefestung Navarino schloß nach furchtbaren Kämpfen
18. Mai 1825. zu Land und zu Meer eine Kapitulation; Dikäos, der seinen Priesterberuf mit dem Waffenhandwerk vertauscht hatte, zugleich tapfer und wollüstig, edelmütig und ausschweifend, starb mit einigen hundert Genossen auf dem Schlachtfeld; eine Stadt um die andre fiel in die Hände des grausamen Feindes; über Blut, Leichen und Brandstätten ging der Zug Ibrahims und seiner entmenschten Truppen. Von dem festen Tripolitsa aus, das der seiner Haft entlassene Kolokotronis nicht zu retten vermocht und das nach der Einnahme Ibrahim sich zum Stützpunkt gewählt, wurde der Peloponnes zwei Jahre lang grausam verwüstet. Städte und Dörfer sanken in Asche, die Leichen und Gliedmaßen der Gemordeten lagen unbeerdigt umher, ein Raub der Hunde und der wilden Thiere, die Kirchen wurden zerstört, die Priester einem martervollen Tod überliefert. Auch in Hellas litt die griechische Sache durch den äußern Feind und durch innern Verrat manche unersetzliche Verluste. Marko Botsaris, der Suliotenheld, war auf dem Schlachtfeld gefallen; der gefangne Odysseus wurde am Fuß der Akropolis von Athen mit zerschmetterten Gliedern gefunden, sei es daß er bei einem Fluchtversuch verunglückt oder durch die Mörderhand seines neidischen Waffen-
16. Juli. gefährten Guras getötet worden war. Nun erfolgte die zweite Belagerung von Missolunghi durch Reschid Mehemed Pascha, wie man Kiutagi, den Sieger von Peta, seit seinem Übertritt zum Islam nannte. Aber auch diesmal ohne Erfolg. Die türkische Kriegsehre schien geschädigt, wenn die Seefeste nicht zu Fall kam. Daher beschloß man in Konstantinopel den Ägypter zu Hilfe zu rufen. Vor

Missolunghi vereinigte sich darauf Ibrahim mit dem Heer des türkischen Feldherrn Kiutagi, der die Stadt zweimal vergebens belagert hatte und verzweifelte, sie allein einzunehmen. Den vereinten Anstrengungen der Türken und Ägypter konnten die heldenmütigen Bewohner auf die Dauer nicht widerstehen, zumal da sie von der uneinigen griechischen Regierung in Nauplia, obwohl geachtete patriotische Männer wie Konturiotis, Konst. Mauromichalis, Kolettis an der Spitze standen, nur schwach unterstützt wurden. Als die Stadt, wo Hunger, Not und Elend wüteten, unhaltbar geworden, wagten die Belagerten mit Weibern und Kindern einen Ausfall auf die ringsum anstürmenden Feinde; fast der dritte Teil wurde erschlagen, die Stadt selbst ging in Flammen auf, und alle Zurückgebliebenen fanden in den Trümmern ihren Tod. Der Heldenkampf und tragische Fall von Missolunghi schreckte die europäischen Kabinette, die bisher nur auf 22. April 1826.
diplomatischem Weg wenig beachtete Vorstellungen und Friedensvorschläge gemacht hatten, aus ihrer Unthätigkeit auf.

3. Rußland unter Alexander und Nikolaus und das Osmanenreich unter Mahmud II.

Kurz vor dem Fall von Missolunghi war Kaiser Alexander auf einer Reise 1. Dez. 1825. Alexanders Reformthätigkeit und Regierungsideale.
nach der Krim schnell und unerwartet ins Grab gestiegen. Wir haben den Selbstherrscher aller Reußen, dem das Schicksal eine so große politische Mission zugeteilt hat, in frühern Blättern zur Genüge kennen gelernt. Als er nach dem allgemeinen Frieden von Paris nach Petersburg zurückkehrte, auf der ganzen Reise als Sieger und Weltordner mit Begeisterung gefeiert, war er noch von den völkerbeglückenden Humanitätsideen erfüllt, womit er die Pariser so sehr bezaubert hatte. Den Polen, die ihm in Warschau die ergebensten Huldigungen darbrachten, die glänzendsten Festlichkeiten veranstalteten, verzieh er nicht bloß ihre Hinneigung für Frankreich und Napoleon, er versprach ihnen auch ein konstitutionelles Staatsleben mit nationaler Selbständigkeit, eine eigne Armee und Verwaltung unter landsmännischen Beamten; in Rußland selbst ging er mit Reformplänen um, welche dem Reich eine neue Ära schaffen, die vielspaltige Nation auf eine höhere Stufe der Bildung, der Wohlfahrt, der Staats- und Rechtsordnung emporheben, den Kriegsdienst und die Unterhaltung des Heeres durch Gründung von Militärkolonien erleichtern und verbessern, das religiöse und kirchliche Leben im Geist der Gerechtigkeit, der Zivilisation, der gegenseitigen Anerkennung und Achtung der Gewissensfreiheit ordnen, durch Schulen und wissenschaftliche Anstalten die Volksaufklärung fördern sollten. Daß die Ansiedelung von Soldaten auf den Krongütern und ihre Verschmelzung mit den Bauern zu gemeinsamer Arbeit und Haushaltung eine drückende Maßregel war, die an manchen Orten die davon betroffenen Bauernfamilien zur Verzweiflung brachte, lag freilich nicht in der Absicht des Herrschers. Gern hätte er auch die

Leibeigenschaft beseitigt, deren unmenschliche Wirkungen ihm so tief zu Herzen gingen; aber zu einer so durchgreifenden Maßregel besaß er nicht die nötige Kraft des Willens und Vollbringens. In den auswärtigen Dingen folgte Alexander am liebsten dem Rat des liberalen Kapodistrias, da Nesselrode zu unbedingt den Metternichschen Anschauungen sich hinzugeben schien. Nowosilzow erhielt den Auftrag eine Verfassung für Rußland auszuarbeiten. Fürst Alexander Galizyn, dem Kaiser nahestehend durch das gemeinsame Band des Mystizismus, leitete die Kultusangelegenheiten. An die Spitze der Regierung in Polen stellte der Zar den General Zaionczek, einen geachteten Veteranen aus der Napoleonischen Zeit, der im Heldenkampf bei Smolensk ein Bein verloren hatte, und räumte seinem Jugendfreund Adam Czartoryski eine wichtige Stellung in allen Unterrichtssachen ein. Der Jesuitenorden in St. Petersburg, der durch Gabriel Gruber zu großem Einfluß gelangt war, wurde aufgelöst, weil seine Grundsätze
1816–1818. den Zwecken der Heiligen Allianz entgegen waren. In den Ostseeprovinzen wurde durch Vereinbarung mit der gutsherrlichen Ritterschaft von Livland, Esthland und Kurland die Freilassung der Bauern angeordnet, eine Reform, die noch folgenreicher geworden wäre, hätte der einheimische Adel die humanen Absichten des Kaisers nicht auf alle Weise einzuschränken gesucht, die neue Bauernordnung nicht ihrer segensreichsten Wirkung, der Erwerbung eines freien Grundeigentums für den Bauernstand, entkleidet und sie damit stark verkümmert. Mit diesen Bestrebungen stand freilich in Widerspruch, daß der Zar dem rohen, unwissenden und tückischen Araktschejew, der eine rätselhafte Macht über das Gemüt des Kaisers gewonnen, nach wie vor sein ganzes Vertrauen zuwandte und ihn zum leitenden Minister ernannte. In dem spanischen Verfassungsstreit zwischen König und Cortes suchte der russische Gesandte im liberalen Sinn zu vermitteln. In allen Handlungen und Entwürfen des Kaisers leuchtete dieselbe humane und völkerfreundliche Gesinnung hervor, die er in Wien und Paris an den Tag gelegt, die ihn zur Stiftung des Heiligen Bundes begeistert, deren Anerkennung von andern seinem Herzen so wohl that.

Die Umkehr. Wenn wir nun den Zaren einige Jahre später von der rückläufigen Flut fortgerissen finden, wenn er sich ganz der Metternichschen Anschauungsweise hingibt, wonach jeder Versuch der Völker, sich der bestehenden legitimen Obergewalt zu entziehen oder sie in konstitutionelle Schranken zu weisen, als ein vermessenes, unberechtigtes und frevelhaftes Beginnen anzusehen sei, wenn er sogar die Frau von Krüdener, als sie wegen religiöser Umtriebe aus der Schweiz ausgewiesen und von der deutschen Polizei nach Rußland gebracht ward, aus seiner Nähe verbannt und sie zu einem Missionsleben voll Not und Elend zwingt, wenn er im europäischen Prinzipienstreit sich stets auf die Seite der Autorität stellt, jede Selbsthilfe als revolutionär verwirft, so forscht man mit Recht nach den Ursachen und Beweggründen dieser Wandlung, dieses Sinneswechsels. Und da darf man denn wohl annehmen, daß bittere Erfahrungen, getäuschte Erwartungen, Zeichen

von Undank und Verkennung auf sein empfindsames Gemüt einen tiefen Eindruck gemacht haben. Nicht bloß die Erscheinungen in Polen, wo die Verfassung, welche dem Königreich die wesentlichsten Bedingungen nationaler Freiheit, einen Reichstag, verantwortliche Minister, unabhängige Richter, freie Presse und Religionsübung gewährte, den angebornen Hang zu Komplotten und revolutionären Wühlereien nicht zu unterdrücken vermochte, mehr noch die konspiratorischen Umtriebe, die Verschwörungen und Umsturzpläne, die in Rußland selbst zum Vorschein kamen, waren es, was seinen Unmut erregte, sein Mißtrauen gegen alle Volksbewegungen wachrief, seinen Arm und sein Herz wappnete gegen alles, was auf Revolution und Umwälzung bestehender Autoritäten zu deuten schien.

Es war ganz natürlich, daß die vielfachen Berührungen der Russen mit dem Ausland, durch die Einwanderungen französischer Flüchtlinge, durch die wiederholten Kriegszüge nach dem europäischen Westen, durch Reisen und längern Aufenthalt in den fremden Hauptstädten, auch in das Zarenreich neue Gedanken und Anschauungen einführten, daß die Litteratur, die Zeitungspresse, die politischen Vorträge von den Rednerbühnen auch die russischen Gemüter mit neuem geistigem Leben erfüllten, daß auch in Petersburg und Moskau, in Warschau, Krakau und Wilna der liberale Zeitgeist Boden faßte und den Wunsch nach freieren Einrichtungen, nach würdigeren politischen Zuständen und Staatsformen erzeugte. Hatte doch der Kaiser selbst in seinen jüngern Jahren sich diesen Eindrücken offen hingegeben; wie sollte der russische Adel und Offiziersstand unempfänglich bleiben? Aber diese Ideen des politischen Fortschritts durften nicht offen hervortreten, sie mußten sich in den Schleier geheimer Gesellschaften hüllen, konnten nur in litterarischen Erzeugnissen im Verborgenen fortwuchern. Auch in Rußland, wie in andern europäischen Ländern, traten Verbindungen ins Leben mit dem Zweck, dem absolutistischen System mit seiner korrupten Staats- und Beamtenwelt entgegenzuwirken, Reformen im Sinn der Freiheit und des Fortschritts herbeizuführen. Schon im Jahr 1817 hatte Paul Pestel mit den Gardeoffizieren Alexander und Michael Murawiew, dem Fürsten Trubetzkoi, dem Dichter Turgenjew u. a. den Verein des Heils gegründet, dem sie nachmals den Namen Verein der öffentlichen Wohlfahrt beilegten, einen politischen Geheimbund mit republikanischen und konstitutionellen Zielen, wie der Carbonaribund in Italien. Bald wurden auch in Polen Genossen gewonnen. Pestel gehörte zu den wilden rücksichtslosen Naturen, „die entweder für den Gipfelpunkt menschlicher Größe oder für Kerker und Zwangsarbeit bestimmt scheinen". Die Zuneigung des russischen Volks zu den slawisch-christlichen Insurgenten in der Balkanhalbinsel und in Morea mehrte die Zahl der Geheimbündler, indem sie ihnen viele Unzufriedene und Gegner der Kabinettspolitik von Petersburg zuführte und den revolutionären Umtrieben größern Einfluß verschaffte. Lange blieb der in mehrere Zweige getrennte und verschiedenen Führern von Rang und

Geheime Verbindungen.

Ansehen unterstellte Bund verborgen. Um so tiefer war der Eindruck auf das reizbare Gemüt des Zaren, als er zu der Überzeugung kam, daß dieselben Geheimbünde und Militärverschwörungen, deren Unterdrückung sich die Mächte der europäischen Allianz zur Aufgabe gestellt, auch im heiligen Rußland Boden gefaßt, auch seine Herrschaft zu erschüttern trachteten.

Unterdrückungssystem u. Alexanders Tod. Nun kam das Metternichsche Unterdrückungssystem auch in dem Moskowiterreich zur vollen Anwendung: die Pläne der Fortbildung und Reform wurden aufgegeben, die Zensur und Überwachung der Büchereinfuhr aufs strengste gehandhabt, Wissenschaft, Litteratur und Unterrichtswesen in Fesseln gelegt, Freimaurerlogen und Missionsgesellschaften unterdrückt, die bisher so eifrig gepflegten Werke der „Staatsphilanthropie" eingestellt, die Agitation für die Aufhebung der Leibeigenschaft, die von einigen Idealisten wie Turgenjew betrieben ward, niedergeschlagen, der Finsterling Schischkow an die Spitze der Angelegenheiten für Kultus und Volksaufklärung gestellt, das Netz einer scharfen geheimen und öffentlichen Polizei über das ganze Reich verbreitet. Je mehr aber Alexander den Grundsätzen seiner Vergangenheit untreu ward, desto mehr schwand auch die Volksgunst dahin, für die er doch so empfänglich war. Die Wahrnehmung oder Ahnung dieser Wandlung der öffentlichen Meinung quälte und verdüsterte sein krankhaft erregtes Gemüt. Weder die Zerstreuungen eines üppig frömmelnden Hofes, noch die Versenkung in religiöse Mystik, vermochten ihm Heiterkeit und Ruhe zu schaffen. Und gerade auf der erwähnten Reise nach der Krim erhielt er die sichere Kunde, daß sein Reich von einer weiten Verschwörung übersponnen, daß ein großer Teil der Armee, daß viele vom Adel in die konspiratorischen Pläne verflochten seien, daß sogar ein Mordanschlag gegen den Selbstherrscher beraten worden. Wie nichtig und hinfällig mußte ihm nun sein ganzes Wirken erscheinen! Kummer und düstere Ahnungen von künftigen revolutionären Stürmen mögen sein Lebensende beschleunigt haben.

Schwebende Thronfolge u. Interregnum. Als die Trauerbotschaft von dem plötzlichen Hinscheiden des Kaisers die russische Welt mit Bestürzung und bangen Gefühlen über die nächste Zukunft erfüllte, glaubten die Verschwornen den günstigen Zeitpunkt zu einer revolutionären Erhebung gekommen. Alexander war ohne Kinder aus der Welt gegangen, selbst seine einzige natürliche Tochter, welche ihm die schöne Oberjägermeisterin Maria Naryschkin, Czartoryskis Schwester, geboren, war zwei Jahre vor dem Vater gestorben. Der zweite Bruder, Konstantin, Oberbefehlshaber des polnischen Heeres, ein Fürst von heftiger Gemütsart und wechselvollen, zu extremen Richtungen geneigten Charakterzügen, lebte seit seiner Scheidung von seiner Koburger Gemahlin, Anna Feodorowna, in unebenbürtiger Ehe mit Johanna Grudzinska, ebenfalls einer Polin, und hatte bereits feierlich auf die Krone Verzicht geleistet, in einem Schriftstück, das nicht veröffentlicht worden war, das aber
14. Jan. 1822. der Kaiser in der Kathedrale von Moskau, im Synod und im Reichsrat hatte niederlegen lassen; der dritte Bruder, Nikolaus, war ohne amtliche Kenntnis

von diesem wichtigen Akt geblieben und trug überhaupt, da er, für das Militär erzogen, sich der hohen Aufgabe eines Herrschers nicht gewachsen fühlte, wenig Neigung die Regierung anzutreten. In allen vier Söhnen des ermordeten Kaisers Paul schien die Erinnerung an den grausigen Ausgang ihres Vaters jeden übermäßigen Drang nach Thron und Herrschaft erstickt zu haben. So war die Thronfolge eine Zeitlang in der Schwebe, und statt eines Bruderkampfes um den Besitz der Krone, wie er sonst in der Weltgeschichte häufig genug vorkam, erlebte man das seltene Schauspiel einer großmütigen Entsagung. Konstantin huldigte in Warschau dem Großfürsten Nikolaus und dieser leistete in Petersburg dem ältern Bruder den Eid der Treue. Der vierte Prinz, Großfürst Michael, reiste von einer Hauptstadt in die andre, um den Wettstreit auszugleichen. Drei Wochen bestand thatsächlich ein Interregnum, bis Konstantin endgültig ablehnte und den Beschluß schriftlich nach Petersburg einsandte. Da verkündete denn Nikolaus seine Thronbesteigung, deren Anfang durch ein Manifest auf den Todestag Alexanders zurückverlegt ward. 24. Dez. 1825.

Diese Ungewißheit und Spannung machten sich die Verschwornen, größtenteils dem Militärstand angehörend, zu nutze, um einen Aufstand zur Erlangung einer Verfassung zu erregen. Dekabristenaufstand in Petersburg. Sie verbreiteten das Gerücht, Konstantin habe dem Thron keineswegs entsagt, Nikolaus sei ein Usurpator und habe seine Brüder ins Gefängnis werfen lassen. Durch allerlei Mittel brachten sie es dahin, daß ein Teil der Truppen dem neuen Zaren, der wegen seiner militärischen Strenge bei dem gemeinen Mann wenig beliebt war, Eid und Huldigung verweigerte. Die Aufwiegler, unter denen die Brüder Bestuschew und der Leutnant Kachowski sich am thätigsten zeigten, hatten den Fürsten Trubetzkoi zum Oberbefehlshaber ausersehen. Eine provisorische Regierung von fünf Räten sollte bestellt und eine Konstitution eingeführt werden. Den Soldaten, die das Wort nicht verstanden, sagte man, Konstitution sei die Frau von Konstantin. Als nun am 26. Dezember vor dem Winterpalast das Manifest des neuen Zaren verlesen 26. Dez. und die Beeidigung der Truppen vorgenommen ward, zog das Regiment Moskau in vollem Aufruhr nach dem Senatsplatz und stellte sich im Viereck bei dem Denkmal Peters des Gr. auf. Bald schlossen sich die Marinesoldaten und drei Kompanien Leibgrenadiere den Aufständischen an, mit Hochrufen auf Konstantin und seine Frau. Der alte General Miloradowitsch, der die Meuterer zum Gehorsam und zur Ordnung aufforderte, wurde von Kachowski rücklings erschossen. Ein Reiterangriff ward zurückgeschlagen; die Beschwichtigungsversuche des Großfürsten Michael und des Metropoliten Seraphin wurden mit Hohn abgewiesen. Die Lage war nicht gefahrlos; aber zum Glück für den Kaiser war das Unternehmen ohne Plan und Führung. Trubetzkoi zeigte sich nicht; Pestel war fern; kein leitendes Haupt, um die lärmenden, zum Teil betrunkenen Insurgentenhaufen, denen die strenge Winterkälte sehr beschwerlich zu werden begann, zu einer entschlossenen Aktion zu spornen. So gewann Nikolaus Zeit, die

getreuen Truppen um sich zu sammeln, und aus seiner schwankenden unsichern Haltung sich emporraffend, einen energischen Angriff anzuordnen. Als das Preobraschensky-Garderegiment, das, um mit Nikolaus selbst zu reden, „den granitnen Ausdruck tiefen Pflichtgefühls" bewährte, den Senatsplatz umstellte und die herbeigezogene Artillerie einige Kartätschenschüsse abfeuerte, da verloren die Meuterer den Mut. Sie stürzten nach allen Richtungen auseinander oder kehrten in die Kasernen zurück, um die Gnade des Zaren zu erflehen. Viele fanden auf der Flucht unter den Säbeln der verfolgenden Reiter ihren Tod oder in der durchschossenen Eisdecke der Newa ein feuchtes Grab. Dieser Ausgang in der Hauptstadt entschied auch über die gleichzeitigen Aufstandsversuche in den Provinzen des Südens. Hippolyt Murawiew fiel im Gefecht; seine zwei Brüder sowie Pestel kamen in Haft, um mit vielen ihrer Gesinnungsgenossen ihren Traum, ihr verfrühtes Streben nach einem freien Staatswesen am Galgen, im Kerker, in Elend und Verbannung zu büßen. Nikolaus, der sich im kritischen Augenblick keineswegs als „antiken Heros" gezeigt, der sogar heimlich Befehl gegeben, daß die Wagen zur Flucht für die kaiserliche Familie gerüstet würden, gebrauchte seinen Sieg mit Strenge. Er verzieh es den Dekabristen, wie man die Verschwornen des Dezember nannte, niemals, daß er einen Augenblick vor ihnen gezittert. Der russische Aufruhr war ein verspätetes und abgeschwächtes Nachspiel der Soldatenverschwörungen in den romanischen Ländern, um so unbesonnener und erfolgloser, als er keinen Halt in der Nation hatte und selbst der Armee unverständlich war.

Kaiser Nikolaus 1825–1855. Veränderte Politik.

Mit der Thronbesteigung des Großfürsten Nikolaus nahm die europäische Politik einen andern Charakter an. Die Äußerung Pestels bei seinem Verhör, die Verschwornen hätten die Absicht gehabt, „die schwindelnden Gemüter" durch auswärtige Kriege zu beschäftigen, die alten Republiken in Griechenland wieder herzustellen, machte Eindruck auf den neuen Zaren, dessen Herz von Ehrgeiz und Ruhmbegierde glühte. Es schien ihm unwürdig, daß in den letzten Regierungsjahren Alexanders Rußland in den großen Weltbegebenheiten eine untergeordnete Rolle gespielt, daß es nur die Bahn gewandelt, die Metternich vorgezeichnet; er hegte gegen den österreichischen Staatskanzler ein ungünstiges Vorurteil, worin er von Pozzo di Borgo und Kapodistrias bestärkt ward. Es war vorauszusehen, daß die orientalische Politik bald eine Wandlung erfahren, die Führerschaft Metternichs in den griechischen Dingen nicht lange mehr maßgebend sein werde. Die Griechen waren anfangs keineswegs über die Wendung in Petersburg erfreut; sie hätten es lieber gesehen, wenn Konstantin, dem ja schon in der Wiege eine hochwichtige Mission in dem alten Byzantinerreich zugedacht war, den Thron Katharinas bestiegen hätte. Ihre Hoffnungen wären aber schwerlich in Erfüllung gegangen; Konstantin teilte ganz die Anschauungen Metternichs, so daß er ohne Zweifel in Alexanders Fußstapfen getreten sein würde. Dagegen kamen unter Nikolaus bald Anzeichen zum Vorschein, aus denen man

schließen konnte, daß die Petersburger Regierung nicht gesonnen sei, noch ferner mit dem Wiener Hof Hand in Hand zu gehen, daß sie vielmehr mit England sich zu einer vermittelnden Friedenspolitik zu vereinigen gedenke.

Und welcher Zeitpunkt hätte günstiger sein können, die Bande der Heiligen Allianz wo nicht zu sprengen, doch zu lockern und die Griechen gegen die mohammedanische Barbarei zu schützen? In England war das Staatsruder den geschickten Händen Cannings anvertraut, der auf der Höhe des Lebens seine Jugendträume und die Begeisterung für die Befreiung der Hellenen nicht vergessen hatte. Er hatte sich mehr und mehr aus den torystischen Gedankenkreisen emporgeschwungen und sich den liberalen Zeitideen genähert. Mit welchem Entsetzen vernahmen die Anhänger der Legitimitäts- und Stillstandspolitik die Parole des englischen Ministerpräsidenten auf dem Festmahl zu Harwich: Bürgerliche und religiöse Freiheit über die ganze Welt! Bereits waren die Blicke aller Freisinnigen in Europa auf den britischen Staatsmann gerichtet, der für das Ringen der Völker nach Freiheit und Selbständigkeit Verständnis und Wohlwollen kund gab. In Griechenland wurde sein Name bald neben den von Lord Byron gesetzt. Der jüngere Miaulis, Sohn des Admirals, überbrachte dem englischen Minister eine von vielen angesehenen Unterschriften bedeckte Adresse, worin das griechische Volk seine Freiheit, Unabhängigkeit und politische Zukunft unter den ausschließlichen Schutz Großbritanniens stellte, ein Aktenstück von hoher Tragweite. Es zerriß die gleichzeitigen Umtriebe der französischen Partei, welche einem Orleansschen Prinzen die griechische Königskrone zuwenden wollte.

Die Hoffnungen der Griechen. Minister Canning.

Durch unmittelbare Verhandlungen zwischen Canning und dem russischen Botschafter Lieven waren bereits die ersten Schritte zu einer russisch-englischen Allianz, dem ungeheuerlichen Produkt, wie Metternich sich ausdrückte, gethan worden, als der Herzog von Wellington zur Beglückwünschung des neuen Kaisers zu seiner Thronbesteigung in außerordentlicher Mission nach St. Petersburg gesandt ward. Schon vor seiner Ankunft hatte das russische Kabinett eine scharfe Note an den Diwan gerichtet, worin es in drohender Sprache die Ausgleichung der seit dem Frieden von Bukarest im Jahr 1816 zwischen beiden Mächten wegen Serbien und Rumänien noch schwebenden Mißhelligkeiten forderte. Nun einigten sich die beiden stolzen selbstbewußten Männer, Nikolaus und Wellington, im tiefsten Geheimnis zu einem Protokoll, worin sich England und Rußland verpflichteten, die Aussöhnung zwischen der Pforte und Griechenland zu vermitteln. Die Grundlagen des Friedenswerkes waren für die Aufständischen keineswegs ermunternd: Der Sultan sollte nach wie vor eine gewisse Oberhoheit behalten; Griechenland sollte als tributpflichtiger Staat durch das Band der Personalunion mit der Türkei verknüpft bleiben; für die Abtretung der noch besetzten Gebietsteile des griechischen Landes sollte die Pforte entschädigt werden; dafür sollte den Griechen Freiheit des Gewissens, des Handels und der Verwal-

Das Petersburger Protokoll zwischen Rußland und England.

März 1826.

4. April.

tung und freie Wahl der Obrigkeiten gewährt werden. Der Fall von Missolunghi, der kurz nachher erfolgte, war wenig geeignet, die türkische Regierung nachgiebig zu machen, obwohl selbst Metternich angesichts der veränderten politischen Lage in Konstantinopel das „Gesetz der Notwendigkeit“ betonte. Wie wenig auch die beiden Höfe über die schließlichen Ziele übereinstimmten, da dem Zaren die Angelegenheiten der griechischen Aufständischen minder Sorge bereiteten als die Beilegung der Grenzstreitigkeiten im Donaugebiet, so sahen sie sich doch schon durch den sichtlichen Unwillen der übrigen Staaten, namentlich Österreichs, gegen das „verbrecherische Attentat“ wider die Heilige Allianz zum Festhalten und gemeinschaftlichen Vorgehen genötigt. Die französische Regierung, so sehr gerade sie anfangs durch die eigenmächtige Politik Cannings und des Zaren gereizt war, wurde doch bald durch die laute Stimme der philhellenischen Opposition gezwungen, ihren Verdruß zu unterdrücken und sich den beiden Großmächten in ihren Friedensplänen zu nähern. In Berlin dagegen siegte wieder einmal Metternichs Einfluß.

Aufregung in Konstantinopel u. Mahmuds Militärreform.

In Konstantinopel brachte die Mitteilung der englisch-russischen Übereinkunft eine ganz andre Wirkung hervor, als man in Wien und im Abendland gehofft haben mochte. Anstatt, wie Metternich geraten, das Gesetz der Notwendigkeit durch Nachgeben anzuerkennen, beschloß Sultan Mahmud die Aufregung, die einerseits der Triumph über Missolunghi, anderseits die Erbitterung über die russische Drohnote in den Gemütern der Mohammedaner hervorgerufen, zur Ausführung seines langgehegten Planes einer Umgestaltung des Heerwesens zu benutzen. Die Wahrnehmung, wie sehr der Zar durch die Niederwerfung der unbotmäßigen Truppen an dem verhängnisvollen Dezembertag an Machtfülle und Autorität gewonnen habe, und die kriegerischen Fortschritte Ibrahims, die zu den Mißerfolgen der türkischen Heere einen grellen Abstand bildeten, brachten den Reformplan im Geist Selims zur Reife. Bestärkt in seinem Vorhaben durch die Ulemas, die ihn an den Ausspruch des Koran erinnerten: Stellet eurem Feind dieselben Waffen entgegen, deren er sich gegen euch bedient, beschloß Mahmud eine neue reguläre Truppe unter dem Namen Muallem Ischkendi, „gedrillte Hand“, zu bilden. Absichtlich vermied er die Namen „Nizam-i-Djedid“ und „Seimen“, an welche sich aus der Zeit der letzten Revolutionen unglückliche Erinnerungen und nationale Abneigungen knüpften. Jede der einhundertfünfzig Ortas (Bataillone) der Janitscharen sollte einhundertfünfzig Mann an die neue Truppe abgeben.

Empörung und Ausrottung der Janitscharen. 4. Juni 1826.

Die Einrichtung wurde durchgeführt. Ägyptische Drillmeister, die Mehemed Ali lieferte, nahmen die Einübung vor; am 4. Juni konnte die Einweihungsfeier unter religiösen Gebräuchen angeordnet werden. Sollten aber die Janitscharen ruhig die Abschaffung der altislamitischen Militärkörperschaft, deren Name so tief in die ganze vergangene Kriegsgeschichte der Osmanen verflochten war, vor sich gehen lassen, ohne Widerstand zusehen, daß man sie aus ihren

alten Rechten, Ehren und Gewohnheiten drängte, sie in ihren Einnahmen verkürzte, die neuen Regimenter bevorzugte? Es war vorauszusehen, daß sich die Aufstände früherer Jahre wiederholen würden. Mahmud selbst erwartete, ja wünschte eine Empörung; denn nur auf solche Weise war es möglich, mit dem ganzen Janitschareninstitut gründlich aufzuräumen. Er hatte zu dem Zweck einen der ärgsten Unruhstifter, den Aga Hussein, einen wilden Gesellen von athletischer Gestalt, durch Beförderung zum Pascha mit drei Roßschweifen und zum Statthalter von Brussa und Nikomedien auf seine Seite gebracht, damit er ihm als Werkzeug diene. Wirklich gelang es den unzufriedenen Führern der zurückgesetzten Ortas die Gemeinen zu einer Meuterei aufzureizen. In der Nacht vom 14. auf den 15. Juni strömten gegen 20,000 Janitscharen nach dem 14. 15. Juni 1826.
Etmeidan, einem im Mittelpunkt Konstantinopels gelegenen freien Platz, der schon oft als Sammelort bei revolutionären Erhebungen gedient hatte, Abstellung der militärischen Neuerung fordernd. Sie sollten, wie man später behauptete, die Absicht gehabt haben, sich der Person des Sultans zu bemächtigen und, falls er sich weigern würde sie in ihrer alten Machtstellung anzuerkennen, ihn samt seinen Ministern, dem Mufti und den Ulemas niederzumachen, alle Rajah zu ermorden, sie ihrer Habe zu berauben, ihre Frauen und Töchter in die Sklaverei zu verkaufen. Gegen hundert Pfähle mit den Namen der zum Martertod Bestimmten soll man in einer ihrer Kasernen entdeckt haben. Sie schickten einige bewaffnete Haufen ab, um den Großwesir und den Janitscharen-Aga festzunehmen. Diese waren jedoch entflohen. Die Meuterer konnten ihre Rache nur durch Gewaltthätigkeiten gegen die zurückgebliebenen Frauen und Diener stillen. Auch bei dem Volk und den Beamten fanden die Aufrührer keine Unterstützung. Vielmehr eilten die höchsten Würdenträger nach dem kaiserlichen Palast, um dem bedrohten Herrscher mit Rat und That beizustehen. Man beschloß, die heilige Fahne des Propheten zu erheben und das Volk zum Kampf gegen die Empörer aufzurufen. Es bedurfte jedoch dessen nicht. Denn während die Aufständischen durch die List des Kul Aga, ihres zweiten Anführers sich bereden ließen, eine schriftliche Eingabe mit ihren Forderungen zu entwerfen, und darüber zwei Stunden verloren, fand Mahmud Zeit zuverlässige Truppen mit Artillerie von Hussein Pascha und Mehemed Bey an sich zu ziehen. Bald waren die Aufrührer auf dem Etmeidan eingeschlossen. Noch hofften sie auf den Beistand der Alttürken und des Volks und wiesen daher die Aufforderung, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, trotzig zurück: als aber Kanonen abgefeuert wurden und die erwartete Volkserhebung nicht erfolgte, entwichen sie in die Kaserne. Das schlecht befestigte, aus Holzbalken und Fachwerk aufgeführte Gebäude gewährte ihnen jedoch geringen Schutz. Hussein Pascha verstellte alle Ausgänge und ließ das Haus in Brand stecken. Verzweiflungsvoll flehten die Eingeschlossenen um Gnade. Aber ihre Abgesandten wurden unterwegs in Stücke gehauen. Der Mufti sprach feierlich den Fluch über sie aus, erklärte ihre

Niederwerfung für ein gottgefälliges Werk und den Tod, der im Kampf wider sie erlitten würde, für ein Glaubensmartyrium. So begann denn ein furchtbares Blutbad unter den Rebellen; wer sich den Flammen der brennenden Kaserne entzog, der fand seinen Tod durch die Waffen, sobald er ins Freie trat.

Das Blutgericht im Juni 1826. „Um neun Uhr Abends war die Kaserne des Etmeidan ein mit Leichen angefüllter rauchender Trümmerhaufen," erzählt Rosen, „jeder Widerstand hatte längst aufgehört, aber noch dauerte das Gemetzel fort. Die Thore der Stadt waren seit Vormittag bis auf das am Goldenen Horn gelegene Gartenthor, durch welches die großherrlichen Truppen ihre Zuzüge bekamen, geschlossen worden, alle Wachen waren mit Soldaten Hussein Paschas besetzt, an Entrinnen war demnach nicht zu denken. Gegen tausend Janitscharen wurden von den Truppen und Bürgerwachen, Ehl-i-Urz, Ehrenmänner, wie sie sich nannten, nach dem Hippodrom geschleppt und vor ein Kriegsgericht gestellt, welches außer dem fürchterlichen Hussein Pascha den Mufti, die Kaziaskers, den Großwesir u. a. zu seinen Mitgliedern zählte. Das Verfahren war hier ebenso summarisch als rücksichtslos. Vorgeführt zu werden war ein hinreichender Grund zur Verurteilung; die ganze Menge wurde kaltblütig erdrosselt und die Leichen in das Marmarameer geworfen." Gleichzeitig wurden die Kessel, bis dahin der Schrecken der christlichen Rajah und ein Gegenstand der Verehrung der Mohammedaner, öffentlich mit Kot besudelt, die Fahnen zu Boden getreten und zerstückelt, die charakteristische, den Ärmel des National-Heiligen Hadji Bektasch nachahmende Filzmütze der Janitscharen durch
16. Juni. die Straßen geschleift und ein Ferman veröffentlicht, welcher die Vernichtung des Korps und seinen Ersatz durch eine neue Truppe, die „neue siegreiche mohammedanische Armee" aussprach, mit Aufzählung aller der schlimmen Folgen, welche die entarteten Janitscharen durch ihre Unthaten und ihre Widersetzlichkeit über das Türkenreich gebracht. Man wütete sogar gegen den Namen, der in Konstantinopel nicht mehr laut ausgesprochen werden durfte, und gegen die marmornen Leichensteine auf den Begräbnisstellen, welche durch die auf ihnen dargestellte Filzärmelmütze ihren janitscharischen Ursprung bekundeten. Die Moschee der Janitscharen, ihre Schenken und Kaffeehäuser wurden niedergerissen; die Brandlöscher und Lastträger, die der verfolgten Soldatenkörperschaft befreundet waren, wurden hingerichtet oder nach Anatolien verbannt und durch armenische Bauernburschen ersetzt. Der den Janitscharen verwandte und verbrüderte Derwisch-Orden der Bektaschi, der dem Volk als heilig galt, wurde aufgehoben, seine vierzehn Klöster geschleift, der Scheich enthauptet und sein Kopf auf einem Schandpfahl aufgepflanzt.

Die Herrschaft des Schreckens. Noch lange dauerte die Schreckensherrschaft fort. Seit seinem Regierungsantritt hatte Mahmud Listen von verdächtigen und mißliebigen Personen anfertigen lassen. Nach diesen wurden nun die Verhaftungen und Hinrichtungen vorgenommen. In wenigen Tagen erreichte die Zahl der Erdrosselten und ins Meer Geworfenen viertausend. Die Blutgerichte erstreckten sich über das ganze Reich. Zitternd nannte das Volk den furchtbaren Sultan „Chunkiar", Gebieter, und rief ihm den altherkömmlichen Segensspruch: Bin jascha! (Lebe tausend Jahre!) entgegen. Er selbst erschien gehobener und stolzer als zuvor, wie ein Mann, der langjährige Ketten abgestreift und durch einen gewagten Entschluß über sich und die Mitwelt gesiegt hat. Ohne sich durch die Nachzuckungen der Bewegungen, durch die von den Unzufriedenen angestifteten Brände, welche Ende

August ein Achtteil Konstantinopels in Asche legten, irre machen zu lassen, fuhr Sultan Mahmud fort, mit unerbittlicher Strenge gegen den anarchischen Pöbel zu wüten und das Werk der türkischen Regeneration mit Strömen Blutes einzuweihen. Seine Schmeichler rühmten: in ihm werde das überlieferte Wort des Propheten bestätigt, daß Gott am Anfang jedes Jahrhunderts einen Mann sende mit dem Beruf, den Glauben herzustellen. Aber die mosleminische Bevölkerung stimmte nicht in diese Lobsprüche ein, sondern trug dem Zerstörer der altislamitischen Janitscharenmacht tiefen Groll in schweigsamer Brust.

4. Griechenland und die europäischen Großmächte.

Der Staatsstreich in Konstantinopel sowie die Greuel von Missolunghi und in Morea kamen der griechischen Sache zu statten. Die Philhellenen forderten immer lauter, daß die europäischen Mächte der türkischen Barbarei entgegentreten sollten. Vergebens suchte die Pforte Rußland von England zu trennen, indem sie durch den Vertrag von Akjerman bei den schwebenden Streitigkeiten sich gegenüber der russischen Regierung sehr nachgiebig und gefügig zeigte; das Petersburger Protokoll blieb in Kraft, wie sehr auch die türkischen Minister über die darin aufgestellten Grundbedingungen wüteten. Zugleich machten die Philhellenen in allen Ländern Europas große Anstrengungen, um die Insurgenten nachdrücklicher mit Geld, Waffen, Mannschaften und Dampfschiffen zu unterstützen. Der Dichter J. Heinr. Voß, der treffliche Übersetzer des Homer, der in Heidelberg von einer geringen Pension lebte, steuerte tausend Gulden „als einen kleinen Beitrag jener großen Schuld für die von Hellas erhaltene Bildung". Erfahrene Kriegsmänner, wie der Franzose Fabvier, der Engländer Gordon, der bayrische General Heideck, stellten sich an die Spitze von Freikorps und traten den Klephtenführern zur Seite; Admiral Cochrane (S. 612) gab dem Seekrieg neuen Schwung. Auch General Church, den wir in der neapolitanischen Geschichte kennen gelernt, lieh der griechischen Sache seinen Arm. Er wurde von der Nationalregierung, die nach mehreren Spaltungen und Streitigkeiten ihren Sitz von dem Wasserturm in Nauplia nach dem Zitronenhain von Damala auf den Ruinen des alten Trözene verlegte, zum Befehlshaber des Landheeres und Cochrane zum Oberadmiral der Flotte ernannt. Dem türkischen Hochmut war es ein unerträglicher Gedanke, daß in einem Augenblick des Sieges und der Triumphe das englische Kabinett sich der griechischen Insurgenten annahm und nationale Unabhängigkeit derselben forderte. Und wie steigerte sich erst der Verdruß des Diwan, als auch Frankreich, das in den orientalischen Dingen in der Regel eine der englischen entgegengesetzte Politik verfolgte, sich mehr und mehr mit dem Petersburger Protokoll befreundete, als König Karl X., dessen ritterliche und religiöse Neigungen der griechischen Sache zustimmten, sich den Philhellenen zuwandte, obwohl die Führer derselben vorzugsweise in den Reihen der Opposition

Die griechische Sache im Wachsen. Metternichs politische Gänge.

Okt. 1826.

standen! Die nationale Eitelkeit spiegelte der Pariser Regierung vor, daß der Beitritt Frankreichs den Ausschlag geben und dem Tuilerienhof die wichtigste Rolle in dem Vermittelungswerk zufallen würde. Und Canning versäumte nicht, als er im Herbst die Hauptstadt an der Seine besuchte, dieser nationalen Selbstgefälligkeit zu schmeicheln. Gegenüber solchen Einflüssen verloren die Warnungen und Abmahnungen Metternichs ihr früheres Gewicht. Er mochte immerhin in Petersburg und Paris den „entlarvten Jakobiner auf der Ministerbank“ verdächtigen, der sich rühme, „wie Äolos den Schlauch revolutionärer Stürme entfesseln zu können“; er mochte mit melancholischen Klagen der Politik Castlereaghs gedenken, dessen Tod die alten Ordnungen Europas aufgelöst habe, so daß die Heilige Allianz zu einem leeren Namen geworden sei; er konnte den Bund der drei Mächte nicht hintertreiben. Selbst sein Versuch, durch den angebotenen Beitritt Österreichs dem Bündnis den kriegerischen Stachel zu nehmen, die Bedingungen für die Griechen abzuschwächen, für die Türkei annehmbarer zu machen, wurde durch den „revolutionären Brandstifter“ Canning vereitelt. Dagegen hatte er den Triumph, daß Friedrich Wilhelm III. von Preußen, so sehr er auch im Herzen die Bestrebungen der Philhellenen billigte und begünstigte, aus Ehrfurcht vor der folgerichtigen Politik des österreichischen Staatskanzlers, der sich selbst mit einem Felsen inmitten einer bewegten See verglich, sich von dem Bund der drei andern Großmächte fern hielt.

Der Allianzvertrag der drei Mächte. So kam denn nach langen diplomatischen Verhandlungen eine Übereinkunft zustande, welche unter der Form friedlicher Vermittelung eine versteckte Kriegsdrohung gegen die Türkei im Schoße barg, für den Fall, daß man in Konstantinopel die Intervention der Weststaaten von der Hand weisen sollte.
6. Juli 1827. Am 6. Juli wurde zwischen England, Frankreich und Rußland auf Grundlage des Petersburger Protokolls ein Vertrag über die griechischen Angelegenheiten geschlossen, der freilich hinsichtlich der Ausführung des Vermittelungsgeschäftes, wie Metternich sich ausdrückte, „von Lügen und Unbestimmtheiten wimmelte“. Die Instruktionen, welche infolge dieses Vertrags an die verbündeten Flottenkommandanten in der Levante geschickt wurden, schrieben diesen vor, jeden Zusammenstoß zwischen den beiden Parteien zu verhüten. Allein gleichwohl hatte unter ihren Augen der schreckliche Vernichtungskrieg zu Wasser und zu Land seinen Fortgang.

Die Kämpfe um Athen. Karaiskakis. Sultan Mahmud, dessen Selbstgefühl seit dem Fall der „heiligen Stadt“ Missolunghi und der Unterdrückung des Janitscharenaufstandes gewaltig gestiegen war, strengte alle Kräfte an, um die griechische Rebellion vollends zu ersticken. Ibrahim war nach dem Peloponnes zurückgekehrt, um sein künftiges Paschalik zu unterwerfen, und setzte seine barbarische Kriegsweise fort; im Archipelagus, wo griechische und türkische Korsaren einander an Raubsucht und Gewaltthat überboten und österreichische Schiffe unter dem rohen Paulucci die Neutralität wenig achteten, wurden die Inseln und Küsten von den einen wie von den an-

dern feindlich heimgesucht; in Osthellas setzten die Türken unter Kiutagi ihre ganze Kriegskraft ein, um Athen mit seiner festen Akropolis und damit ganz Attika in ihre Gewalt zu bringen. Die Kämpfe in diesem altklassischen Land, wo Oberst Fabvier mit philhellenischen Freiwilligen, der Klephtenführer Guras und nach dessen Fall der kühne, verschlagene, redegewandte Karaiskakis ihr Leben einsetzten für Freiheit und Vaterland, gehören zu den großartigsten Kriegsthaten der Zeit. Karaiskakis aus Arta, der unter Ali Pascha von Janina seine Kriegsschule gemacht und eine bewegte Vergangenheit hinter sich hatte, war eine der romantischsten Heldengestalten der hellenischen Befreiungskriege. Nach den Belagerungskämpfen von Missolunghi, bei denen er sich in hervorragender Weise beteiligt hatte, wurde er von Zaimis, dem Präsidenten der Regierungsbehörde, seinem bisherigen Gegner, zum Befehlshaber der attischen Streitkräfte ernannt und schlug heldenmütig die Angriffe der Feinde auf die Akropolis zurück. Noch lange erzählte man sich von der grausigen Mordnacht auf den Schneehügeln von 6. Dez. 1826.
Arachova, wo gegen zweitausend Türken mit ihren Führern den Tod fanden, so daß der Klephtenheld Karaiskakis, den seine Geliebte in Amazonentracht in die Schlacht begleitete, aus den Köpfen der Gefallenen eine Pyramide errichtete mit der Inschrift: Siegeszeichen der Hellenen über die Barbaren. Karaiskakis wurde der Abgott der Soldaten, sein Name war eine Macht, die kühne Männer anzog. Aber auch er sollte den Ausgang des Kriegs nicht erleben. Die Oberbefehlshaber Cochrane und Church unternahmen einen Gewaltangriff auf das türkische Belagerungsheer, um die bedrängte Akropolis zu entsetzen. Bei dieser Gelegenheit wurde die türkische Besatzungsmannschaft im Kloster St. Spyridion trotz Abschlusses einer Kapitulation verräterisch überfallen und niedergemacht. Karais- 28. April 1827.
kakis, dem die englischen Feldherren diesen Vertragsbruch schuld gaben, geriet über die Vorwürfe in solche Aufregung, daß er in ein hitziges Fieber verfiel. Krank und von wilden Phantasieträumen ergriffen, unternahm er mit einer hellenischen Kriegerschar einen Angriff auf türkisches Fußvolk. Da traf den griechischen Volkshelden das Todesgeschoß. Er verschied am Ufer des Meeres und 4. Mai.
wurde seiner Anordnung gemäß auf der Insel Salamis bestattet. Wie schwer die griechische Sache von diesem Verlust betroffen ward, trat sogleich zu Tage. Als die englischen Befehlshaber einen Angriff auf das türkische Belagerungsheer von Athen unternahmen, um der schwer bedrängten Akropolis Entsatz zu bringen, 6. Mai.
erlitten die Griechen eine vollständige Niederlage. Über eintausendfünfhundert auserwählte Krieger fielen im Kampf oder auf der Flucht; zweihundertundvierzig Gefangene wurden für die Treulosigkeit von St. Spyridion enthauptet. Kalergis, einer der Anführer der „Giaurs“ (Christen), entging durch zufällige Umstände dem ihm zugedachten Tod, nachdem der siegreiche Türke ihm ein Ohr hatte abschneiden lassen. Nun war die Akropolis nicht mehr zu halten. Doch gewährte Kiutagi der tapfern Besatzung durch eine ehrenvolle Kapitulation freien Abzug. Am 5. Juni zogen zweitausend Griechen jedes Alters und Geschlechts, die Hälfte 5. Juni.

krank und von Hunger erschöpft, unter Oberst Fabvier aus der solange verteidigten Burg und wurden auf europäischen Schiffen nach Ägina übergesetzt.

Zu einem freien Griechenland war noch wenig Aussicht. Und dennoch wurden gerade um diese Zeit die ersten Grundlinien einer Staatsverfassung entworfen. Während die provisorische Regierung gespalten war, der englischen und russischen Partei unter Maurokordatos und Kolokotronis eine französische unter Kolettis gegenübertrat und unter den Insurgenten eine völlige Anarchie einzureißen drohte, wurde zu Trözene von Abgeordneten sämtlicher griechischen Landschaften, Städte und Inseln eine Verfassung entworfen, die auf dem strengsten Prinzip der Volkssouveränität beruhend eine republikanische Staatsform nach Art der nordamerikanischen Union mit einem Präsidenten, zwei gesetzgebenden Häusern und allen möglichen Bürgschaften der politischen, religiösen und persönlichen Freiheit als künftige Konstitution eines unabhängigen freien griechischen Gemeinwesens hinstellte.

Die Pforte u. die Seeschlacht bei Navarino.

Bei den kriegerischen Erfolgen der jüngsten Zeit war vorauszusehen, welche Aufnahme die Mitteilung des Julivertrags durch die europäischen Botschafter bei der Pforte finden würde. In einem Augenblick, da man sich in Konstantinopel dem Glauben hingab, daß in kurzem die griechische Rebellion gänzlich erdrückt und erstickt sein würde, sollte man in die Errichtung eines selbständigen griechischen Staatswesens willigen, sollte man das bezwungene hellenische Festland, die von innerer Anarchie und äußeren Feinden bedrohte Halbinsel Morea, wo bereits in den Reihen der Patrioten sich die ersten Spuren von Abfall zeigten, samt den ägäischen Inselgruppen aus dem Reichsverband ausscheiden sehen? Es erfolgte eine schroffe Zurückweisung. Diese abweisende Haltung der Pforte war indessen der griechischen Sache förderlich. Sie nötigte die Mächte, die in dem Protokoll angedeuteten Zwangsmaßregeln in Anwendung zu bringen. Die Admirale, Codrington für England, Siniäwin für Rußland, de Rigny für Frankreich, sahen ein, daß sie ihren Zweck nur erreichen könnten, wenn sie Ibrahim nötigten, sein barbarisches Verwüstungssystem in Messenien aufzugeben, und die Flotte, die er im Hafen von Navarino hatte, nach Alexandrien zurückzusenden; sie liefen, um ihrer Forderung Nachdruck zu geben, in den Hafen von Navarino ein, wo sie die türkisch-ägyptische Flotte in Schlachtordnung aufgestellt fanden. Schüsse, die vielleicht zufällig von türkischer Seite auf das englische Admiralschiff fielen, gaben das Zeichen zum Kampf. Es ist uns erinnerlich, daß der Volksmund dem nachherigen König Wilhelm, als erstem Lord der Admiralität,
20. Okt. 1827. die Aufforderung zum Feuern zuschrieb (S. 731). Nach vier Stunden war die Flotte der Osmanen vernichtet. Die Nachricht erreichte den österreichischen Staatskanzler bei seiner Vermählungsfeier mit Antoinette von Leykam. Sie minderte seine Festfreude, spornte ihn aber zu neuer Thätigkeit an.

Haltung der Mächte nach der Entscheidung von Navarino.

Während sich die Diplomatie der Westmächte zu Konstantinopel in fruchtlosen Unterhandlungen erschöpfte, während Fürst Metternich, ermutigt durch den am 8. August eingetretenen Tod Cannings, die Pforte zu veranlassen wußte, sich vertraulich an Österreich zu wenden, um die Vermittelung des Kaiserhofes zwischen

ihr und den Verbündeten nachzusuchen, erfolgte diese gewaltige Entscheidung am Kriegsschauplatz, die alle Pläne der Diplomatie zerriß. Der Sieg bei Navarino über die türkisch-ägyptische Flotte war mehr die Frucht augenblicklicher Eingebung, als einer bewußten Unternehmung der verbündeten Mächte. Er kam so rasch, daß die englische Regierung über das „unwillkommene Ereignis“ in Bestürzung geriet. Selbst in Petersburg verbarg man die innere Freude unter äußerem Bedauern. Nur in Paris siegte das militärische Ehrgefühl über die legitimistische Politik. Die öffentliche Meinung in dem für seinen Handel besorgten England sprach sich auf das entschiedenste gegen einen Krieg mit der Pforte aus. Man glaubte durch die Wehrlosmachung eines alten Verbündeten mittelbar nur das Interesse Rußlands befördert zu haben. Das englische Kabinett wagte nicht auf der Bahn der genialen Politik Cannings fortzuschreiten und fiel wieder in seine griechenfeindliche Haltung zurück, so sehr auch die Opposition im Parlament die feige Staatsräson verdammte, welche die glorreiche That von Navarino als einen unglücklichen Zufall hinstellen wollte. Die englische Regierung trat dem im Sommer 1827 durch russischen Einfluß von der griechischen Nationalversammlung auf Anregung von Kolokotronis erwählten Präsidenten Griechenlands, Kapodistrias, kühl, ja feindselig entgegen; sie sah mit Mißtrauen, daß eine französische Armee nach Morea geschickt wurde, um die Räumung des Landes durch Ibrahim zu erzwingen, die denn auch im Spätherbst des Jahres 1828 wirklich erfolgte, nachdem bereits im Frühjahr der Krieg zwischen Rußland und der Pforte ausgebrochen war.

In Konstantinopel hatte man die feindselige Intervention in die innern Angelegenheiten des Osmanenreichs mit der größten Entrüstung aufgenommen. Selbst die österreichischen Beschwichtigungsversuche blieben ohne Einfluß auf die racheschnaubende Pforte. Der Sultan erklärte das kriegerische Vorgehen für ein völkerrechtswidriges Verbrechen, das alle Freundschaft und alle Verträge zerrissen habe. Der mohammedanische Fanatismus trat so drohend hervor sowohl bei der Ausweisung der christlichen Franken aus Rumelien, als bei der grausamen Vertreibung und Verpflanzung der katholischen Armenier, die Kriegsrüstungen deuteten so nachdrücklich auf feindliche Absichten, daß die Botschafter der Vertragsmächte die türkische Hauptstadt verließen. Der beabsichtigte Krieg konnte zunächst nur Rußland gelten, das man in Stambul als den Hauptanstifter und Schürer des griechischen Aufruhrs ansah. Daher beschloß die Petersburger Regierung dem Angriff zuvorzukommen und einen Waffengang zu beginnen, der früher oder später doch unvermeidlich sein würde. Der Kaiser Nikolaus hatte der fortschreitenden Entwickelung der Türkei unter Sultan Mahmud mit Besorgnis zugesehen. Die kraftvolle blutige Unterdrückung der Janitscharenmacht hatte ihm einen Maßstab dafür gegeben, daß der Sultan entschlossen sei, die Umwandlung seines Landes in einen europäischen Staat mit allen Mitteln durchzusetzen und dadurch dem an so vielen Schäden und Gebrechen leidenden

Randnotizen: Russisch-türkischer Krieg. — Dez. 1827.

Osmanenreich neue Lebenskräfte zuzuführen. In der Absicht, die augenblickliche Schwäche, welche jene blutige Umwälzung zurückgelassen, zu benutzen und die innere Reform der Türkei zu hemmen, unternahm der Zar den Krieg, der zugleich die Gründung eines selbständigen griechischen Staats, nach dem Plan des Julivertrags, bewirken sollte. Der Feldzug des Jahres 1828 mißglückte indessen beinahe völlig. Zwar setzte im Juli die Armee unter der Führung Wittgensteins, des Großfürsten Michael und andrer Generale im Angesicht des Kaisers ohne Schwierigkeiten über die Donau und zwang eine Reihe kleinerer Festungen im untern Stromgebiet zur Kapitulation; dagegen verwandten die einzelnen Abteilungen aus Mangel an Artillerie soviel Zeit auf die Belagerung von Silistria, Schumla und Varna, daß sie bei der vorgerückten Jahreszeit nicht an die Übersteigung des Balkan denken konnten. Nur der herkömmlichen Lässigkeit der Muselmanen hatten die Russen einige geringe Erfolge im Feld, und dem Abfall des türkischen Befehlshabers Jussuf Pascha, der, durch eine Palastintrige seiner Stelle und seiner Güter beraubt, im Unmut die rühmlich verteidigte Festung Varna übergab und die Besatzung von siebentausend Mann in russische
10. Okt. 1828. Gefangenschaft lieferte, die Einnahme dieses wichtigen Platzes zu verdanken. Von Silistria dagegen mußte das Heer mit großen Verlusten den Rückzug bei Winterkälte und auf ungangbaren Wegen antreten. Die Walachei hatte von türkischen Streifzügen zu leiden, bis General Geismar durch einen glänzenden
26. Sept. Sieg bei dem Dorf Bojeleschti den feindlichen Einfällen ein Ende machte. Weit rühmlicher waren die gleichzeitigen Feldzüge in Armenien für die Russen. Johann Feodor Paskiewitsch, Graf von Eriwan, ein Feldherr von ebenso großer Tapferkeit als militärischer Geschicklichkeit bei der Führung und Verpflegung der Heere, eroberte in einem Zeitraum von zwei Monaten die beiden Festungen Kars und Achalzik, die durch Lage und Kunst für unüberwindlich galten und aufs hartnäckigste verteidigt wurden, und umgab den russischen Kriegsruhm wie seinen eignen Namen mit Siegesglanz. Auch die griechischen Angelegenheiten waren aussichtsvoller, seitdem Ibrahim Pascha die verwüstete, ausgehungerte und durch eine europäische Blockade eingeschlossene peloponnesische Halbinsel verlassen hatte und der neue Präsident Kapodistrias im Inland wie im Ausland an Ansehen und Vertrauen gewann.

Fortsetzung des Kriegs. 1829. Der Gedanke aber, daß das mächtige Osmanenreich unter einem seiner gewaltigsten Herrscher besiegt vom Schauplatz treten sollte, war dem türkischen Hochmut unerträglich. Und auch in Petersburg glaubte man die ungünstigen Eindrücke, welche die geringen Erfolge in den Donaufeldzügen bei den europäischen Staaten erzeugt, durch kräftigere Anstrengungen auslöschen zu müssen. So wurden denn den Winter über auf beiden Seiten neue Kriegsrüstungen gemacht. Zugleich spann Metternich diplomatische Umtriebe an zu dem Zweck, den beiden kriegführenden Mächten durch eine europäische Koalition den Frieden zu gebieten. Er suchte den Herzog von Wellington, der damals an der Spitze des

englischen Ministeriums stand, zum Rücktritt von dem Julivertrag zu bewegen und durch seine Agenten die russische Kriegführung in den Augen Europas herabzusetzen. Seine Umtriebe hatten indessen nicht den gewünschten Erfolg. So wenig auch das russische Bündnis nach dem Sinn Wellingtons war und so unwillig die englische Handelswelt auf die Dardanellenblockade durch russische Schiffe blickte, zu einer Lossagung von dem Julivertrag konnte sich das Londoner Kabinett doch nicht entschließen. So hatte denn der russisch-türkische Krieg seinen Fortgang und nahm bald eine für den Zaren günstige Wendung. Während in Armenien Paskiewitsch dieselbe strategische Kunst und Umsicht entfaltete, wie im vorhergehenden Jahr, nach dem kühnen Übergang über das Soghanlygebirge in Erzerum einzog und sich die Wege nach Sivas und Trebisonde öffnete, drang der russische Oberfeldherr Diebitsch, ein geborner Schlesier, in einem ebenso tapfer als glücklich ausgeführten Feldzug, der ihm den Namen „Sabalkansky" einbrachte, erobernd über den Balkan bis Adrianopel vor. Allein Hunger und Krankheiten hatten seine Reihen gelichtet; mit einem Haufen von kaum 13,000 Mann war seine Lage mitten im feindlichen Gebiet völlig unhaltbar; ein mutiger Entschluß der Pforte wäre ihm verhängnisvoll geworden. Diesen unmöglich zu machen, war das Bemühen der Diplomatie, vor allem des preußischen Militärbevollmächtigten Müffling, der, in außerordentlicher Friedensmission nach Konstantinopel gesandt, ganz im Interesse des Zaren wirkte. Sultan Mahmud, dessen Mut und Siegeszuversicht durch die Mißerfolge der türkischen Waffen im Feld und durch die konspiratorischen Aufwiegelungen der Janitscharenfreunde im innern Reich gänzlich gebrochen war, willigte in den Frieden von Adrianopel, der ihm Grenzabtretungen in Asien, die Schleifung mehrerer Festungen in der Walachei, eine Entschädigungssumme von zehn Millionen Dukaten und die Anerkennung der Beschlüsse der Vertragsmächte über Griechenland auferlegte.

Sommer 1829.

14. Sept.

Bald darauf brachte die Londoner Konferenz die griechischen Angelegenheiten zur endgültigen Erledigung. Das Protokoll vom 3. Februar 1830 erkannte die Unabhängigkeit Griechenlands an, setzte die ziemlich enge Grenzlinie vom Busen von Volo nach der Mündung des Aspropotamo fest und übertrug, als man übereingekommen war, den neuen Staat zu einem konstitutionellen Königreich zu erheben, die Herrschaft dem mit dem englischen Königshaus so nahe verwandten Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg. Dieser erklärte sich anfangs bereit, die Krone anzunehmen. Aber nach einigen Monaten lehnte er wieder ab, weniger wohl, wie er öffentlich angab, weil man bei der Wahl nicht zuvor die Zustimmung des griechischen Volks eingeholt, als aus persönlichen Beweggründen, die in seiner Stellung zu der englischen Nation und Regierung wie in seinen Lebensgewohnheiten und Neigungen wurzelten. Da man in Griechenland diese Abdankung den Umtrieben des ehrgeizigen Präsidenten Kapodistrias zuschrieb, der selbst die Krone gewünscht, so ward dessen Stellung seitdem unhaltbar. Es kam zum Bürgerkrieg, der griechische Admiral Miaulis sprengte die

Griechenland ein unabhängiges Königreich.

3. Febr. 1830.

13. Aug. 1831.

Flotte seines eignen Volks in die Luft, damit sie nicht in die Hände des dem Grafen Kapodistrias ergebenen russischen Admirals Ricord falle; bald darauf ward der Präsident, ein feingebildeter Staats- und Weltmann von edeln Sitten, der eine glänzende gesellschaftliche Stellung dem Dienst seines Vaterlandes zum Opfer gebracht, auf der Schwelle der Hauptkirche von Nauplia von Konstantin
9. Okt. 1831. und Georg Mauromichalis aus Familienrache und Parteisucht ermordet. Um diese Verwirrung zu enden, entschloß sich die Londoner Konferenz, eine erbliche Monarchie aus Griechenland zu bilden, die Grenzen bis zum Busen von Arta zu
7. Mai 1832. erweitern und Otto I. aus dem bayrischen Fürstenhaus als König einzusetzen. Die abendländischen Völker, die in ihrer Begeisterung für Griechenlands Wiederbelebung die Verdrängung der christenfeindlichen Osmanen aus Europa erwartet hatten, fühlten sich über diesen ungenügenden Ausgang arg getäuscht. Selbst Samos, das nie unterworfen worden war, kam wieder in die Hände der Türken. Das Ende des griechischen Freiheitskampfes entsprach wenig der Begeisterung, mit der man der Wiederauferstehung des alten Hellenentums in Europa zugejubelt hatte.

VII. Frankreich unter Karl X. und die Pariser Julirevolution.

1. Das neue Regiment und das alte Ministerium.

Karl X. und die Stützen seiner Monarchie.

Es ist eine alte Taktik, daß bei einer Thronbesteigung der neue Fürst der öffentlichen Meinung sich entgegenkommend zeigt, volksfreundliche Wege einzuschlagen in Aussicht stellt. Diese überlieferte Fürstenregel wurde auch befolgt, als der bisherige Kronprinz, der Graf von Artois nach dem Tod des Bruders als Karl X. den französischen Königsthron bestieg. Man wußte, daß er nie ein Freund der Verfassung gewesen, dennoch sagte er den Pairs, als er sie huldvoll und mit der ihm eignen Anmut in erster Audienz empfing, er werde den großen Akt befestigen, den er aufrecht zu halten versprochen. Seinem Einzug in
27. Sept. 1824. die Tuilerien ging die Begnadigung einer Anzahl politischer Verbrecher voraus
29. Sept. und zwei Tage nachher wurde die Aufhebung der Zensur verfügt, die doch Villèle mit der Zustimmung des Thronfolgers eingeführt hatte. In den Tagesblättern spiegelte sich die Erregtheit, womit die geistesbewegliche französische Nation der Zukunft entgegensah. Sie schloß die Augen vor den Erfahrungen der Vergangenheit und erwartete ungeduldig eine neue Ära. In noch höherm Grad als der verstorbene Monarch besaß der neue König die durch Erziehung und berechnete Kunst ausgebildete Gabe, öffentlichen Reden eine geistreiche Wendung und Spitze zu geben, Anmut und Herzlichkeit in seine Worte zu legen; und wenn auch die siebenundsechzig Jahre, die er zählte, die stattliche Haltung und die ritterliche Anmut von ehedem abgeschwächt und gemindert hatten, so besaß

er doch noch in vollem Maße die gewandten Umgangsformen, die bei einer fürstlichen Erscheinung nie ihres Eindrucks verfehlen. Und vielleicht wäre auch Karl seiner ersten Zusage gemäß in der Regierungsweise seines Bruders fortgefahren, hätte die Hoffnung der Fanatiker, die unter ihm den Anbruch der Ära der gegenrevolutionären Herrschaft erwarteten, getäuscht, wenn nicht der ganze Verwaltungsapparat, der Charakter der gesetzgebenden Gewalt, die auswärtige Politik bei seinem Regierungsantritt bereits ein so reaktionäres Gepräge besessen hätten, in einem so rückschrittlichen Gang begriffen gewesen wären, daß er seiner ganzen Natur und Überzeugung hätte untreu werden müssen, hätte er andre Wege und Richtungen einschlagen wollen. Wie der Stuart Jakob II. war auch der Bourbon Karl X. in den Händen einer jesuitischen Kamarilla, welche ihren Einfluß und ihre Machtstellung benutzte, um die französische Nation einer klerikal-feudalen Herrschaft zu unterwerfen, eine theokratisch-hierarchische Monarchie aufzurichten, der Erziehung und Volksbildung ein geistlich-religiöses Gepräge zu geben. Wie verkannten doch diese Fahnenträger einer rückläufigen ultrakatholischen Politik die Natur des französischen Volks, wenn sie glaubten, ein Geschlecht, das sich solange vom Baum der Erkenntnis genährt, lasse sich in die Fesseln eines düstern, bigotten, abgelebten Kirchentums schlagen! Und wie wenig standen die im Dienst einer pfäffischen Hofpolitik arbeitenden Verkündiger der neuen hierarchisch-feudalen Herrschaft auf der Höhe der Zeitbildung! Die Romantiker waren unzuverlässige Waffengefährten; wir werden später erfahren, daß die meisten fahnenflüchtig wurden. Und wenn auch ein Bonald und de Maistre der Welt zu beweisen suchten, daß eine feste Ordnung nur unter der väterlichen Leitung des heiligen Vaters und seiner geistlichen Generale bestehen könne, so ließ sich doch nur die unwissende und abergläubische Landbevölkerung von den klerikalen Schlingen umstricken. Die von der „katholischen Gesellschaft" verbreiteten Soldatenlieder, die eine weltverachtende, asketische, gleisnerische Gesinnung im Heer erwecken sollten, vermochten weder die alten Kriegsgesänge noch die Lieder Bérangers zu verdrängen. Und in welchem Gegensatz standen die Prozessionen, die Aufzüge der Brüderschaften, die Pilgerfahrten und Litaneien, welche die Kongregation mit so eifriger Geflissenheit veranstaltete, zu dem Geist der Zeit, der in der damaligen Litteratur und in der freisinnigen Tagespresse wehte!

Die Pariser erwarteten vergebens jeden Morgen die Nachricht von einem Ministerwechsel zu vernehmen; Villèle stand unter dem neuen Regiment fester als unter dem bisherigen. Karl X. fand das wunderbare Gefüge, in das der Minister die ganze Staatsmaschine gebracht, das Ineinandergreifen aller öffentlichen Organe, sowohl der ausübenden als der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt, die Belebung und Begünstigung der hierarchisch-feudalen Elemente so sehr nach seinem Sinn, daß er sich wohl hütete, das fein gegliederte Räderwerk durch Eingriffe in seinen Gang und seine harmonische Ordnung zu stören. Die Stellung Villèles.

Auch die politische Lage des Auslandes war dem Ministerium Villèle günstig. Unter Ludwig XVIII. war der Einfluß des Kaisers Alexander und seines Gesandten Pozzo di Borgo in Paris fortwährend überwiegend; in Petersburg war aber Villèle nie in Gunst, man bewies ihm bei verschiedenen Gelegenheiten Mißtrauen und Zurücksetzung. Seit dem spanischen Feldzug trat eine Schwenkung ein: der französische Hof machte sich selbständig; er fing an Politik auf eigne Hand zu treiben, die mehr mit den Metternichschen Anschauungen in Einklang stand. Seit der Erhebung Griechenlands gingen die beiden Ostmächte verschiedene Wege. Metternich hatte erkannt, daß Alexander die Heilige Allianz in einem andern Sinn verstehe als er selbst; daß, während die Politik der österreichischen Hofburg auf unbedingte Unterdrückung aller revolutionären und demokratischen Regungen hinausging, der Zar bei jeder Bewegung das russische Interesse in Überlegung nahm und danach seine Handlungsweise bestimmte. Der kluge Diplomat an der Donau sah sich daher nach einem andern Bundesgenossen um, der mehr mit ihm in Übereinstimmung stehe, und warf seinen Blick auf das neue Regiment in Frankreich. Er reiste selbst nach Paris, um mit eignen Augen die Lage und Stimmung kennen zu lernen, und wurde dort mit der größten Auszeichnung behandelt. Die verwandten Seelen der beiden Staatsmänner erkannten sich rasch: die feste Zuversicht Villèles, der unumwunden erklärte, daß er die völlige Restauration zu bewirken hoffe, indem er nach und nach alle revolutionären und konstitutionellen Einrichtungen zerstöre, machte Eindruck auf den Staatskanzler; er war entzückt über die Energie des französischen Staatsmannes. Seitdem lockerte sich das Band zwischen Frankreich und Rußland, während der Gesandte des Wiener Hofes in Paris an Ansehen gewann. Und als noch vor Ablauf des Jahres Alexander ins Grab stieg, fiel die Hauptmission der Heiligen Allianz, wie sich dieselbe im Laufe der Jahre in Wirklichkeit gestaltet hatte, im europäischen Süden den beiden Großstaaten Österreich und Frankreich zu.

Frühjahr 1825.

Neue Gesetze.

So wurde denn die „Vervollständigung der Restauration" in Angriff genommen. Nachdem der Kriegsminister Clermont-Tonnerre durch eine Generalstabsordnung 167 ältere Generale und höhere Offiziere, meistens Träger des Ruhmes der Revolutions- und Kaiserkriege, darunter Vandamme, Grouchy, Drouot, Ornano, Excelmans, Subervic, außer Dienst gesetzt hatte, angeblich aus Rücksichten der Sparsamkeit, in Wahrheit um die Armee von den Männern unkirchlicher Gesinnung zu säubern und sie für die neue auf Katechisationen und Andachtsübungen gegründete Militärdisziplin einzurichten, wurden den am 22. Dezember eröffneten Kammern drei Gesetzesentwürfe von höchster Tragweite vorgelegt, durch welche die Macht und Wirksamkeit der Kirche und ihrer Organe verstärkt sowie die ehemaligen Emigranten entschädigt werden sollten. Die beiden ersten, über die Einführung schwesterlicher Vereine und gegen Kirchenfrevel, Sakrileggesetz genannt, wurden zuerst den Pairs vorgelegt, bei denen sich

22. Dez. 1824.

mehr Mäßigung und Besonnenheit kund gab als bei der Abgeordnetenkammer, der dritte Entwurf, über die Entschädigung der Emigranten, kam zunächst an die Deputierten, von denen 150 Mitglieder der Kongregation angehörten. Über vier Monate dauerten die Verhandlungen, wobei auf beiden Seiten alle Kraft- Jan.—Mai 1825. mittel der Beredsamkeit in Anwendung kamen. Bei der herrschenden Zeitrichtung und dem gewaltigen Apparat, welcher der Regierung und der königlich-hierarchischen Partei zur Verfügung stand, war die Annahme der Gesetze kaum zweifelhaft; alles, was die Opposition zu erringen hoffen konnte, war eine Abschwächung der mittelalterlichen Barbarei und des fanatischen Geistes, der das Ganze durchwehte.

So wurde in dem Klostergesetz, dem der geheime Plan zu Grunde lag, für den Das Klostergesetz. Fall einer Herstellung der Majorate den Töchtern adliger Familien die Möglichkeit einer standesmäßigen Versorgung zu schaffen, die Bedingung hinzugefügt, daß die Errichtung solcher klösterlichen Frauenkongregationen nicht durch eine bloße Verordnung des Königs, sondern durch ein Gesetz zu geschehen habe.

Bei den Verhandlungen über das Sakrileggesetz glaubte man sich in die finster- Das Sakrileggesetz. sten Zeiten der Inquisition und Priestertyrannei versetzt. Nachdem schon im vorhergehenden Jahr, als es sich um ein Gesetz gegen Kirchendiebstahl handelte, die ultramontanen Heißsporne gegen die Gleichstellung der protestantischen Tempel mit ihrem „Hausgerät", in denen es nichts Heiliges gebe, und der katholischen Kirchen mit ihren gottgeweihten Symbolen geeifert hatten, wurde jetzt ein Gesetz vorgelegt, worin die Entweihung der heiligen Gefäße mit Tod, die Entweihung der Hostie mit dem Tod des Vatermörders, der gewaltsame Einbruch in die Kirchen der Staatsreligion mit Tod, sonst mit Zwangsarbeit bedroht war. Vergebens bekämpfte eine gemäßigte, vorurteilsfreie Minderheit, wie bei den Pairs Broglie, Lainé, Molé und selbst Chateaubriand, bei den Deputierten Benjamin Constant, Bertin und vor allen Royer-Collard ein Gesetz, das, wie der letzte in einer seiner glänzendsten Reden nachwies, ein bestreitbares und bestrittenes Dogma zur Unterlage von Verbrechen mache; die Religionswut der Fanatiker, eines Bonald und Marcellus, eines Chifflet und Duplessis-de Grénédan trug den Sieg davon. Das neue Verbrechen des Sakrileg wurde in die Landesgesetze aufgenommen, nur mit Beseitigung der Verschärfung der Todesstrafe durch Abhauen der rechten Hand. Bei den Gerichten fand das Gesetz wenig Beachtung, nach fünf Jahren sank es unter der Macht der gesunden Vernunft.

Wenn die Masse der Nation diesen Auswüchsen eines unzeitgemäßen Reli- Entschädigung der Emigranten. gionseifers kühl gegenüberstand, so war die Entschädigungsfrage, von welcher alle Klassen der Bevölkerung berührt wurden, um so mehr der Gegenstand öffentlicher Aufregung und Spannung. Sowohl die Reden der Ultras, die wie Labourdonnaye auf vollständige Herstellung der Emigranten in ihre vormaligen Güter drangen, als die der Liberalen, welche, wie Foy in einem Meisterstück parlamentarischer Beredsamkeit, die geschichtliche Vergangenheit und den antinationalen Charakter der Ausgewanderten beleuchteten, brachten im ganzen Land den lebhaftesten Eindruck hervor. Bei der hochgehenden Flut der Reaktion stand zu befürchten, daß es zu einem maßlosen Beschluß kommen möchte, der die Nation in neue bürgerliche Kämpfe und Unruhen stürzen würde. Dieser schlei-

chenden Furcht hatte es Villèle zu danken, daß sein Entschädigungsgesetz weniger Widerspruch fand, als sein früherer Plan einer Rentenreduktion. Wurden doch die Käufer und Besitzer der Nationalgüter von einem schweren Alp befreit, wenn durch einen öffentlichen Staatsakt die frühern Einziehungen und Beschlagnahmen gesetzlich anerkannt, durch Beseitigung der schwebenden Unsicherheit der Besitzstand selbst gewährleistet und im Wert erhöht wurde. So einigten sich denn Regierung und beide Kammern über ein Gesetz, kraft dessen die ehemaligen Emigranten auf Grund einer Schätzung ihrer Einkünfte vom 1. Januar 1792, deren achtzehnfacher Gesamtbetrag als Kapitalvermögensbestand angenommen ward, entschädigt wurden. Die festgestellte Entschädigungssumme belief sich auf nahezu eine Milliarde; die Emigranten erhielten dreißig Millionen dreiprozentiger Rente, die in das große Schuldbuch des Staats eingezeichnet wurden und in fünf Jahren durch jährliche Abtragung von je sechs Millionen getilgt werden sollten.

Damit war dann wieder der Plan einer Umwandlung der fünfprozentigen Staatspapiere in Rentenscheine zu einem geringern Zinsfuß verbunden, wobei indessen den Gläubigern, falls sie nicht die sofortige Auswechselung vorzogen, die Wahl unter drei Anerbietungen gelassen war. Das Gesetz war ein Kompromiß, das naturgemäß auf beiden äußersten Flügeln seine Gegner hatte.

Die Krönungsfeier in Reims. 29. Mai 1825. Noch ehe die Kammern ihre Sitzungen geschlossen, fand die Krönung in Reims statt, die der französischen Nation keinen Zweifel mehr ließ, daß sie mit Riesenschritten in das alte Regime zurückwandern sollte, und die letzten Illusionen über die Gesinnung des Königs verscheuchte. Welchen Eindruck mußte es auf eine Generation machen, welche die Revolution und das Napoleonische Imperium durchlebt hatte, als sie die alte Hofetikette und das ganze Zeremonialwesen der allerchristlichsten Monarchie wieder aufblühen sah, als der fünfzigjährige Herzog von Angoulême wieder den Titel Dauphin annahm, die Herzogin von Berry und ihre Tochter sich wieder Madame und Mademoiselle nannten, die Kammerherren und Stallmeister wieder als Edelknaben auftraten! Die Krönung selbst wurde mit der ganzen alten Prachtentfaltung bis auf die Heilung und Speisung der Kropfleidenden vollzogen und mit einem Ritterfest des Heiligen Geistordens beschlossen. Selbst über den ärgerlichen Umstand, daß am 6. Oktober 1793 das Fläschchen mit dem heiligen Salböl zerschlagen worden, half sich der fromme Glauben hinweg. Treue Hände sollten das Öl aus den Scherben der Phiole gerettet haben, ein Wunder, das eine göttliche Fügung voraussetzte. Auch der alte Krönungseid wurde beibehalten, nur daß der König statt der Ausrottung der Ketzerei gelobte, die heilige Religion zu schirmen und zu ehren wie es dem allerchristlichsten König und ältesten Sohn der Kirche zukomme, und daß dem Schwur beigefügt war, er wolle den Gesetzen und der konstitutionellen Charte gemäß regieren. Zu der Flut von Gedichten zur Verherrlichung des Festes, zu der auch Lamartine seinen Tribut gab, bildete Bérangers Lied: die

Krönung Karls des Einfältigen einen grellen Gegensatz und zog dem Verfasser eine Geld- und Gefängnisstrafe zu. Einen weitern Gegensatz zu der „Einweihung der Kapuzinerregierung“ bildete einige Monate später das Leichenbegängnis des Generals Foy, des „Mirabeau ohne Laster“, das sich zu einer wahren Nationalfeier gestaltete. 28. Nov. 1825.

Klerikaler Zelotismus. Die Kongregation und der französische Klerus unterließen nicht, die Machtstellung, welche die Krönung so deutlich an den Tag gelegt, durch weitere Kundgebungen darzuthun, dem Königreich ein geistliches Gepräge zu geben. Im nächsten Jahr feierte Frankreich das allgemeine Jubiläum. Da erlebte das leichtfertige Paris, daß binnen sechs Wochen vier große Prozessionen durch die Stadt zogen, woran der Hof, die Behörden und zweitausend Geistliche teilnahmen, der König selbst im violetten Prälatengewand, ein reicher Stoff für Karikaturen und politische Satiren. Und damit diese kirchliche Färbung auch in Zukunft dem Hof erhalten bleibe, wurde nach dem Tod Montmorencys (11. Januar 1826) die Erziehung des jungen Herzogs von Bordeaux zwei ultramontanen Eiferern anvertraut, dem Herzog von Rivière, der einst in Pichegrus Verschwörung verflochten und im Gefängnis fromm geworden war (S. 158), und dem Abbé Tharin, Bischof von Straßburg. Die ultramontanen Zeloten jesuitischer Färbung suchten mit der dem Romanismus eigentümlichen Hast und Ungeduld die günstigen Verhältnisse auszunutzen, um gegen den ganzen Zeitgeist in die Schranken zu treten und sich über die Kirchengesetze des Staats wegzuheben. Schon im Jahr zuvor hatte der Großalmosenier des Königs, Fürst Croy, einen Hirtenbrief von so anmaßender Überhebung erlassen, daß der gerade in Paris anwesende Metternich darüber seine Verwunderung aussprach und meinte, auf einen solchen Akt hin würde man in Österreich den geistlichen Herrn in ein Seminar eingesperrt haben. Es schien als ob die Jesuiten und ihre Gesinnungsverwandten Regierung und öffentliche Meinung völlig unter die Fittiche Roms bergen wollten. (Frühjahr 1826.) (19. März 1825.)

Dieser Übermut und Siegestrotz der Eiferer erzeugte unter dem französischen Klerus selbst eine Spaltung. Der gemäßigtere Teil der Priesterschaft, der Erzbischof Quélen von Paris an der Spitze, trat den jesuitischen Übertreibungen entgegen und suchte, ohne jedoch den kirchlichen Interessen irgend etwas zu vergeben, mit der Regierung und den Staatsgesetzen sich auf dem Friedensfuß zu halten. Um diese Zeit machte auch der Abbé Felicité Lamennais, bisher einer der eifrigsten Vorkämpfer des Romanismus, die Wandlung, die ihn in die Arme der Demokratie führte.

Regierung u. Opposition. Villèle suchte das Staatsschiff zwischen den beiden Klippen, Ultramontanismus und Liberalismus, als kluger Steuermann möglichst sicher und ungefährdet durchzuführen. Aber die Presse machte ihm das Geschäft sehr schwer. Mochte er immerhin hohe Geldsummen aufwenden, um die einflußreichsten Zeitungen für den Dienst der Regierung zu erwerben, es blieben noch Oppositionsblätter genug übrig oder wurden neugegründet, die seinen Bestechungskünsten wider-

standen. Mochte er noch so viele Tendenzprozesse kraft des Gesetzes vom Jahr 1822 anstrengen, bei den Gerichtshöfen, in denen das Gefühl der Standesehre, der Würde und Macht der alten Parlamente mehr als je sich regte, war es nicht leicht Strafurteile zu erlangen; auch die Zensur, die in gewissen Fällen gesetzlich zulässig war, erwies sich als ohnmächtig gegenüber der immer kühner auftretenden oppositionellen Tageslitteratur. Selbst der alte Graf Montlosier, den wir bereits als royalistisches Mitglied der konstituierenden Nationalversammlung kennen gelernt, der seine königstreue Gesinnung durch mehrjährige Emigration bewährt hatte, ein Freund und Meinungsgenosse von Gentz, trat gegen die feudal-hierarchischen Bestrebungen des Tages in die Schranken. Eine keines-
März 1826. wegs in aufregender oder anziehender Form verfaßte Flugschrift, worin er die Kongregation, die Jesuiten, die Ultramontanen und die anmaßungsvolle Priesterpartei für die vier großen Landplagen des Königreichs erklärte, erlebte in wenigen Wochen eine Reihe von Auflagen. Die ministerielle Verteidigungsrede, welche Frayssinous in der Kammer vortrug, konnte weder die Ausschreitungen der Kongregationisten noch das Dasein der Jesuiten und andrer vor der Gesetzgebung nicht zulässigen Orden auf französischem Boden wegleugnen. Und selbst die siebenjährige Deputiertenkammer, die man vor zwei Jahren mit so großen Anstrengungen und Wahlkünsten aus royalistischen, konservativen und klerikalen Elementen zustandegebracht hatte, war dem Villèleschen System nicht mehr ganz dienstbereit. Als der Minister eine neue Aristokratie aus Besitzern geschlossener Güter mit dreihundert Frank Grundsteuer als Stütze der Regierung schaffen wollte und zu dem Zweck einen Gesetzentwurf einbrachte, wodurch die in der Revolutionszeit abgeschafften Majorate wieder ermöglicht, gegen die fortschreitende Güterteilung eine Schranke gezogen und die Gleichstellung aller Kinder bei der Vererbung des Grundbesitzes aufgehoben oder umgangen werden sollte, stieß er nicht nur bei den Pairs, wo die Molé, Pasquier, Chateaubriand, Broglie ihm von jeher wenig Entgegenkommen gezeigt, sondern auch in der zweiten Kammer auf so heftigen Widerstand gegen diesen „Wiederaufbau der Gesellschaft in Stockwerken", daß das Projekt, gegen welches das ganze Land Einsprache erhob, eine Fehlgeburt blieb. Das Gesetz, wie es nach Abwerfung des Erstgeburtsrechts durch die obere Kammer verstümmelt und umgestaltet aus den Parlamentshäusern hervorging, war nicht mehr geeignet als Grundlage für den Auf-
17. Mai. bau einer Aristokratie zu dienen. Das „Substitutionsgesetz", das als Ruine allein stehen blieb und dem Gutsherrn gestattete, mittels „Donation" bei der Erbteilung eines der Kinder zu bevorzugen, that dem Prinzip der Gleichheit keinen Eintrag.

Der Klerikalismus in der Hofgunst. Wenn anfangs die Neigungen des Hofs für Klerus und Romanismus noch mit einiger Zurückhaltung auftraten, so gewannen sie bei zunehmendem Alter Karls X. immer mehr Boden. Zur Begünstigung der Priesterschaft führte den König teils die andächtige religiöse Richtung, die sein Geist unter dem Einfluß der bigotten Herzogin

von Angoulême genommen, teils die Ansicht, die kirchliche Wiedergeburt Frankreichs würde einen starken Damm gegen die Revolutionsideen bilden. Diese kirchliche Wiedergeburt hoffte Karl X. dadurch zu begründen, daß er der Geistlichkeit ihre vormalige mächtige Stellung zurückgab, reiche Prälaturen gründete, das Ordenswesen begünstigte und die kirchliche Werkheiligkeit mit dem ganzen neurömischen, durch die romantische Dichtung beförderten Aberglauben wieder einführte. Den Jesuiten war der Boden Frankreichs gesetzlich untersagt; aber es war kein Geheimnis, daß sie, wenn auch nicht öffentlich, an mehreren Unterrichtsanstalten thätig waren und großen Einfluß bei Hof hatten. Durch diese ultramontanen Neigungen verstärkte der König die liberale Opposition, indem alle Männer von philosophischer Bildung und die bedeutendsten litterarischen Kräfte sich von einer Regierung, die sich zur Schützerin des Obskurantismus aufgeworfen, mit Unmut abwandten. Während der verblendete Monarch glaubte, durch unzeitgemäße Missions- und Bußzüge oder durch Zwangsgesetze und Beschränkungen den Geist des Volks in die alten Fesseln schlagen zu können, lauschte die strebsame Jugend den freisinnigen Worten und Lehren der aufgeklärten Professoren an der Pariser Universität (Guizot, Villemain, Royer-Collard) oder den kühnen und freien Reden der Oppositionspresse (Globe, National, Constitutionel) und ergötzte sich an den Freiheitsliedern Bérangers, an den Satiren des Hellenisten Paul Louis Courier, und der Bürger las die verbreiteten, durch billige Ausgaben leicht zugänglichen Schriften Voltaires und der Encyklopädisten, oder die zahlreichen Geschichtswerke und Denkwürdigkeiten über die große Zeit der Revolution und die Napoleonische Ruhmesherrschaft (Thiers, Mignet).

Gegen diese geistige Macht, diese publizistische und litterarische Opposition, die still und wirksam fortwucherte, sollte nun ein starker Damm aufgerichtet werden. Die Unterdrückungsmaßregeln der bisherigen Preßgesetze selbst mit der Zensur in einzelnen Fällen erwiesen sich nicht kräftig genug, die Flut der öffentlichen Meinung in eine bestimmte Richtung zu leiten. Darum sollten die Kammern, die am Ende des Jahres eröffnet wurden, nachhelfen. Ein Gesetzentwurf über Unterdrückung von Preßvergehen enthielt Bestimmungen, die geeignet schienen, die Presse in ihrem ganzen Umfang zu bändigen, die Tageslitteratur durch vorbeugende Maßregeln zu beschränken und mehr zu überwachen. Nach dieser Vorlage sollte jede Druckschrift, je nachdem sie unter oder über zwanzig Bogen stark war, fünf oder zehn Tage vor der Ausgabe bei der Direktion des Buchhandels niedergelegt, Unterlassung mit Beschlagnahme der ganzen Auflage und einer Geldbuße von dreitausend Frank bestraft werden. Schriften von fünf Bogen und darunter sollten einem Stempel unterliegen. Damit waren noch so viele Nebenbestimmungen harter und quälender Art verbunden, daß der ganze Entwurf den Eindruck machte, als sei es auf die Vernichtung der gesamten, nicht bloß der Tagespresse, als sei es auf die Erstickung aller Bildung und Intelligenz abgesehen. Die Vergehen der Beleidigung und übeln Nachrede waren so ausgedehnt und vieldeutig gefaßt, daß der Staatsanwalt überall eine Handhabe zu Verleumdungsklagen finden konnte. Die Vorlage erregte nicht nur bei den parlamentarischen Gewalten, sondern im ganzen Land und vor allem in der Journalisten- und Schriftstellerwelt Entrüstung, Unwillen und Widerspruch; man

Krieg gegen die Presse.

26. Dez. 1826.

erblickte darin eine Entehrung der Nation. Aus allen Kreisen, die bei Druckerei und Buchhandel beteiligt waren, wurden zahllose Bittschriften gegen das Manifest der Dunkelmänner an die Kammern gerichtet. Selbst die Akademie erhob in einer Vorstellung an den König ihre Stimme zu gunsten der bedrohten Gedankenfreiheit. Die Vorstellung wurde jedoch zurückgewiesen. Es waren denkwürdige Sitzungen, in denen über die Lebensfrage der modernen Gesellschaft auf der Tribüne der französischen Nationalvertretung verhandelt ward; in ganz Europa folgte man mit Spannung den parlamentarischen Ausführungen. Unter den Gegnern nahm Royer-Collard die erste Stelle ein. „Seine Rede über das Preßgesetz, ergreifend durch die Höhe ihrer Gesichtspunkte, durch die reine Form und den großen Stil, die alle Reden des Mannes auszeichneten, war es noch mehr durch die ungewohnte Kühnheit ihrer Einsprache und die drastische Wirkung einer niederschmetternden Apostrophe an die Minister." Dennoch erhielt das Gesetz, wenn auch vielfach verändert, in der servilen Abgeordnetenkammer die
12. März 1827. Mehrheit. Dagegen wurden in der Pairskammer von einem Broglie, Portalis, Bastard so zermalmende Schläge gegen das Werk gerichtet, welches der Minister Peyronnet das Gesetz der Gerechtigkeit und Liebe, Chateaubriand dagegen ein vandalisches nannte, daß die Regierung die ganze Vorlage zurückzog. Dieser
17. April. Ausgang wurde in Paris und überall in Frankreich wie ein nationaler Sieg mit Freudenfesten gefeiert.

29. April. Auflösung der Nationalgarde. Kurz nachher hielt Karl eine Musterung der Nationalgarde ab. Da hörte er neben dem Ruf: Es lebe der König! auch den Ruf: Nieder mit den Ministern! Nieder mit den Jesuiten! und ein Gardist trat vor, um ihm die politischen Wünsche der Legion vorzutragen. Karl antwortete, er sei gekommen Huldigungen zu empfangen, nicht Lehren, und kehrte in den Palast zurück. Dort trafen auch die Dauphine und die Herzogin von Berry ein, voll Entrüstung über die unwürdige Begegnung, die ihnen widerfahren. Auch ihnen hatten einige Legionen der Bürgerwehr solche Rufe zugesandt und der Straßenpöbel Schmähungen hinzugefügt. Gereizt über diese Kundgebungen beschloß der Ministerrat
29. April. die Auflösung der Pariser Nationalgarde, die der König noch an demselben Tag durch Marschall Oudinot ankündigen ließ. Es war der offene Bruch zwischen dem Bourbonschen Königtum und der hauptstädtischen Bürgerschaft. Aus Besorgnis vor Unruhen, die eine so unerwartete Maßregel in der aufgeregten Bürgerschaft erzeugen möchte, unterließ man jedoch die Entwaffnung. Der Herzog von Doudeauville ergriff die Gelegenheit, den König um Enthebung von dem Ministerposten zu ersuchen.

Der überspannte Bogen bricht. Es liegt in der Natur eines nach festen Prinzipien und Zielen organisierten Regierungssystems, daß es in unbeirrtem Gange seine Zwecke verfolgt und alle Hindernisse und widerstrebenden Kräfte beiseite wirft. Villèle war entschlossen, bei diesem Grundsatz mit aller Konsequenz zu beharren. Die Opposition in den Kammern war ihm lästig; er hoffte sie durch List oder Gewalt zu

brechen. Er trug sich mit dem Gedanken, die obere Kammer durch einen großen Pairsschub zu zersetzen, die untere durch Verminderung der Wählerzahl noch mehr dem Willen der Regierung dienstbar zu machen und die Schwurgerichte ihres demokratischen Charakters zu entkleiden. Zu dem Ende hatte er schon in der vorigen Session die Grundsteuer vermindert, um durch die Herabsetzung dieser Steuer einigen tausend Wählern, und gerade dem demokratischsten Teil das durch die Zensushöhe bedingte Wahlrecht zu entziehen, und nun legte er einen Gesetzesantrag vor, kraft dessen die Geschwornen nur aus den Mitgliedern der Wahlkollegien entnommen werden sollten. Aber bei dem Mißtrauen, mit dem man alle Handlungen des Ministerpräsidenten erwog, wurden seine Pläne in der Regel vor der Durchführung geknickt. So gab auch jetzt die erste Kammer dem ministeriellen Entwurf eine Umgestaltung, welche die Zwecke Villèles gänzlich vereitelte, indem sie in die Geschwornenlisten auch solche Personen hinzufügte, die ohne Wahlherren zu sein durch ihren Beruf oder ihre gesellschaftliche Stellung die erforderliche Bürgschaft gäben, wie Beamte, Offiziere, Doktoren, Notare. Villèle fühlte, daß seine Stellung unhaltbar sei, wenn er nicht neue Stützen um sich sammle: auf den König konnte er nicht fest bauen, der Kongregation war er nicht klerikal und devot genug, die Kammer wurde immer schwieriger, die liberalen Redner immer kühner in ihren Angriffen, der Abfall in den Reihen der Königlichen immer häufiger; die Oppositionsblätter ließen bereits durchfühlen, daß der Ministerpräsident ihnen vorkomme „wie ein schiffbrüchiger Pilot, der auf den Klippen der Macht einsam und ratlos umhertreibe". Man hörte Stimmen, die von Budgetverwerfung, von Anklage sprachen. So sah sich denn Villèle vor die Entscheidung gestellt, entweder in liberalere Bahnen einzulenken und sich streng an die Verfassung zu halten oder durch eine Art Staatsstreich die Opposition zu brechen. Er wählte den letzteren Ausweg. Eine neue Verstärkung der Pairskammer um sechsundsiebzig Mitglieder, die er aus unbedingt ergebenen Anhängern in der Deputiertenkammer entnahm, und die Ersetzung des Ausfalls durch neue Wahlen erschienen ihm als das sicherste Mittel für seinen Zweck. Voraus ging eine Anordnung, welche die Zensur herstellte und einen Zensurrat 24. Juni 1827.
unter Bonalds Vorsitz errichtete. Dadurch sollten die widerstrebenden Elemente eingeschüchtert und gegnerische Angriffe verhütet werden. Die glänzende Leichen- 24. Aug.
feier des früher ausgestoßenen Deputierten Manuel mit feindseligen Kundgebungen von seiten der Bevölkerung war nicht vermögend, den Minister auf andre Gedanken zu bringen; fand sie doch ein Gegenstück in den maßlosen von den Behörden bereiteten Huldigungen, die dem König kurz darauf bei Gelegenheit einer Reise zu dem Lager und den Feldübungen von St.-Omer allenthalben darge- Anf. Sept.
bracht wurden. Einige Wochen nachher kam der Plan zur Ausführung. Vier Ordonnanzen verkündeten die Auflösung der Kammer und die Einberufung der 5. Nov.
Wahlkollegien, machten die Ernennung von sechsundsiebzig neuen Pairs bekannt und hoben, um den schlimmen Eindruck ein wenig abzuschwächen, die Zensur

wieder auf. Aber wie wurden die Erwartungen des Ministeriums getäuscht! Die Entehrung der Pairskammer, die sich in den letzten Jahren durch ihre freisinnige Haltung allgemeine Achtung erworben, vermittelst einer Anzahl verhaßter in der öffentlichen Meinung gerichteter Männer, deren Wiederwahl höchst zweifelhaft war, erbitterte die ganze gebildete Welt und erzeugte eine agitatorische Wahlbewegung, wie sie einst der Einberufung der konstituierenden Nationalversammlung nach Versailles vorangegangen. Gegenüber einer so stark ausgesprochenen öffentlichen Meinung vermochten die durchtriebensten Einwirkungskünste und das ausgeklügeltste Wahlsystem nicht zu bestehen. Alle Anstrengungen der Minister und Präfekten, alle Fälschungen der Wahllisten, alle Ungesetzlichkeiten bei der Wahlhandlung blieben fruchtlos. Die Liberalen, vorab die neue Gesellschaft Aide-toi, le ciel t'aidera, an deren Spitze Männer wie Guizot, Duchâtel, Duvergier de Hauranne, Rémusat, Joubert standen, wirkten der Thätigkeit der Regierung in Zeitungen, Flugschriften, belehrenden Ansprachen so erfolgreich entgegen, daß das Ergebnis der Wahlen zu gunsten der Freisinnigen ausfiel, welche den Wahlspruch des Generals Foy: die Charte, die ganze Charte, nichts als die Charte! auf ihre Fahne geschrieben hatten. Royer-Collard wurde siebenmal gewählt. Unter 428 Deputierten waren nur 125 ministerielle. Mit unbeschreiblichem Jubel, der bis zu lärmenden Auftritten sich steigerte, zu Straßenkämpfen wider Gendarmen und Polizei führte, feierte das französische Volk den Sieg der Freisinnigen über die Regierung.

2. Liberalisierende Versuche und Umschlag.

Villèles Entlassung.

So scharf die öffentliche Stimme das System Villèles verurteilt hatte, der kühne und ehrgeizige Staatsmann war nicht sofort entschlossen dem Sturm zu weichen, wenn der König standhaft zu ihm halten würde. Karl hatte ihm einmal geschrieben: Zwischen uns, mein teurer Graf, ist es auf Tod und Leben. Jetzt aber wurde der Monarch schwankend. Wenn die Dauphine und einige Ultraroyalisten die Entlassung Villèles für einen Fehlschritt erklärten, mit dem der König die erste Stufe seines Thrones herabsteige, so hoben andre hervor, der Minister schwäche die königliche Autorität, indem er sie in den Ruf bringe, sie stehe im Dienst einer Partei, die der erklärte Feind der konstitutionellen Ordnungen sei. Der Ausschlag scheint auch diesmal wieder vom Ausland gekommen zu sein. Pozzo di Borgo, der es nie verzieh, daß Villèle der Metternichschen Politik den Vorzug gegeben, hatte bei dem Bourbonenhof wieder mehr Einfluß gewonnen und wußte durch den französischen Gesandten in St. Petersburg, Laferronays, einen bretonischen Baron und Freund von Chateaubriand, den König für den Plan einer Ministerveränderung zu gewinnen. Immerhin aber war die Bildung eines neuen Kabinetts eine Schwergeburt. Viele Namen wurden vorgeschlagen und verworfen, viele Kombinationen angeregt und in Über-

legung gezogen, bis man sich endlich über ein Ministerium einigte, welchem Martignac, ein gewandter, feingebildeter Staatsmann und trefflicher Redner 4. Jan. 1828. von gemäßigt royalistischer Gesinnung und leichten eleganten Formen, als Leiter der innern Angelegenheiten, den Namen gab und in welchem neben Chabrol und Frayssinous, die noch kurze Zeit ihre bisherigen Stellen beibehielten, Portalis die Justiz und Laferronays das auswärtige Amt übernahmen. Villèle wurde mit seinen bisherigen Kollegen Peyronnet und Corbière zur Pairie erhoben. Als der Dauphin dem bisherigen Ministerpräsidenten die Entlassung ankündigte mit dem Bemerken, sein Name sei so unpopulär geworden, daß er nicht ferner an der Spitze der Staatsgeschäfte bleiben könne, antwortete Villèle: Gebe Gott, daß ich es bin. Er war der Ansicht, daß der Sturm der öffentlichen Meinung weniger ihm als dem königlichen Haus gelte. Und darin hatte er nicht ganz unrecht. Kurz nachher wurde Chateaubriand, dessen Name der König selbst von der ihm vorgelegten Ministerliste gestrichen, zum Gesandten bei dem römischen Stuhl ernannt und Vatismenil zum Großmeister der Universität und zum Minister des öffentlichen Unterrichts. Der Eintritt Hyde de Neuvilles an Chabrols Stelle und die Ernennung Belleymes zum Polizeipräfekten von Paris bildeten den Schluß der Neubildung des Kabinetts.

Das Ministerium Martignac hatte die schwierige Aufgabe, zwischen einer Das Ministerium Martignac. gesetzgebenden Macht, welche trotz großer Zerrissenheit und Spaltung in zahlreiche Gruppen und Fraktionen doch der Mehrheit nach freisinnigen konstitutionellen Ansichten huldigte, und einem anders denkenden und anders handelnden Monarchen, der das neue Kabinett nur als ein ihm gegen seinen Willen abgerungenes Zugeständnis betrachtete und haßte, vermittelnd und ausgleichend aufzutreten, die Regierungsmaschine zwischen zwei feindlichen einander bekämpfenden Elementen hindurchzuführen, eine Aufgabe, die der ganzen Verwaltung einen unsichern schwankenden Charakter geben mußte. Der Staatsmann an der Spitze des Kabinetts besaß Gewandtheit genug, durch glatte Formen, durch gemäßigtes Auftreten, durch die verführerische „Sirenenstimme" seiner einschmeichelnden Beredsamkeit die scharfen Klippen zu umgehen; allein gegenüber einem argwöhnischen König, der mit seinen Vertrauten und dem Pavillon Marsan fort und fort heimliches Spiel gegen das Kabinett trieb, und einer begehrlichen nach völliger Umgestaltung des Systems strebenden liberalen Partei waren die kleinen Künste und halben Maßregeln nicht zureichend. Es war ein Regiment äußerlicher Kompromisse ohne innere Befriedigung, ohne Vertrauen und guten Willen. Wenn König und Kamarilla die Forderung stellten, daß auch fernerhin in dem Geist Villèles fortregiert werde, so verlangten die Konstitutionellen, daß mit dem bisherigen Trug- und Scheinsystem gänzlich gebrochen und Ernst gemacht werde mit der Charte, ja man drohte mit einer Ministeranklage wegen Verfassungsbruchs. Wie mußte es Karls X. Herrschergefühl verletzen, daß in der Antwort der Kammer auf die Thronrede die Beseitigung des „beklagenswerten Systems" 5. Febr.

als ein für Frankreich freudiges Ereignis bezeichnet, daß statt des langjährigen Kammerpräsidenten Ravez das Haupt der Doktrinäre, Royer-Collard, zum Vorsitzenden gewählt ward! Ein solcher Mißton mußte den Bourbonschen Monarchen um so unangenehmer berühren, als er der ehrenvollen Stellung gedacht hatte, welche die französische Nation in der auswärtigen Politik bei Gelegenheit des griechisch-türkischen Kriegs errungen habe. Er konnte seinen Unwillen nicht bergen. „Da sehen Sie, wohin man treibt," ließ er sich gegen Martignac und Portalis vernehmen; „ich will meine Krone nicht in den Kot ziehen lassen"; und der Deputation, die ihm die Adresse überbrachte, sagte er die bedeutungsvollen Worte: „Sie werden nicht vergessen, daß Sie die natürlichen Wächter der Majestät des Thrones sind."

Gesetzgeberische Arbeiten. Martignac suchte im Gegensatz zu dem System seines Vorgängers die Verfassung zur Geltung und zum Ausbau zu bringen. Die Entfernung einiger Ultras aus den hohen Verwaltungsämtern, die Abstellung von Mißbräuchen, die Niedersetzung einer Kommission, welche die geistlichen Sekundärschulen (Gymnasien) einer Prüfung unterwerfen sollte, waren die Einleitung zu gesetzgeberischen Arbeiten von bedeutender Tragweite. (25. März 1828.) Im März legte der Minister ein Gesetz vor über jährliche Revision der Listen von Wählern und Geschwornen. Danach sollte jedes Jahr vom 1.—10. Juni eine Durchsicht aller Wahl- und Geschwornenlisten durch die Maires und Präfekturräte vorgenommen und die bisherigen Übelstände, Bestechung, Fälschung, moralischer Zwang abgestellt werden. Der Ausfall der Nachwahlen gab sofort Zeugnis von der Wirkung des Gesetzes für den (19. Juni.) liberalen Fortschritt. Darauf folgte eine Gesetzesvorlage über periodische Schriften, nach welcher die vorläufigen Ermächtigungen, die Tendenzprozesse, jede Zensur wegfallen, die Kaution herabgesetzt, gegen Übertretungen von den Gerichten erkannt werden sollte. Hatte der König schon bei diesen Gesetzen Bedenken geäußert, aus denen die Minister die Kamarilla herauszuhören glaubten, so fühlte er sich noch mehr in seinem Gewissen beunruhigt, als durch ein drittes Gesetz der Lehrthätigkeit der Jesuiten und der geistlichen Korporationen Einhalt geboten oder doch Beschränkungen auferlegt wurden. Erst nach langer Überlegung und Beratung mit Frayssinous und einigen Bischöfen entschloß er sich, als mehrere (16. Juni.) Minister mit ihrem Austritt drohten, zwei Verordnungen zu erlassen, welche der Priesterpartei tief ins Fleisch schnitten. Die erste verfügte, daß die Jesuitenschulen, die nach den Berichten der Untersuchungskommission in acht Orten (Aix, Bordeaux, Dôle, Montmorillon u. s. w.) bestanden, vom 1. Oktober an der Universität untergeordnet werden sollten und kein Geistlicher, der einer in Frankreich nicht gesetzlich anerkannten religiösen Genossenschaft angehöre, an einer Sekundärschule ein Lehramt bekleiden dürfe. Eine zweite Verordnung setzte die Zahl der geistlichen Lehranstalten und Zöglinge fest und bestimmte die Stiftung von achttausend halben Freistellen (von 150 Fr.) aus Staatsmitteln zur Unterstützung vermögensloser junger Leute, die sich dem geistlichen Stand widmen

wollten. Die ultramontane Geistlichkeit und die klerikalen Zeitungen wüteten über diese Verordnungen, über solche Herabwürdigung, Beraubung, Verfolgung der Kirche. Der Erzbischof Quélen von Paris richtete eine Vorstellung an den König; der ultra-hierarchische Erzbischof von Toulouse, Clermont-Tonnerre, berief sich zur Wahrung seines Gewissens auf den Wahlspruch seiner Familie. Man wendete sich an die römische Kurie, um eine Einsprache zu erzielen. Aber diese riet, man solle der Weisheit des Königs vertrauen und in Eintracht mit ihm gehen. Das übermütige Auftreten der französischen Prälaten mißfiel in Rom. In dieser nachgiebigen Haltung der Kurie glaubte Lamennais zu erkennen, daß die Kirche sich selbst aufgegeben, und schloß sich der Demokratie an. Von den Jesuiten wanderte ein großer Teil nach der Schweiz und nach Savoyen aus.

Eine politische Windstille. Royer-Collard.

Nie waren Regierung und Gesetzgebung in besserem Einvernehmen als zu dieser Zeit. Man war auf beiden Seiten bemüht, durch Mäßigung allen Streit zu vermeiden, alle Schärfen abzuschleifen. Der Antrag der Linken, daß die Preßprozesse vor die Schwurgerichte gebracht werden sollten, wurde abgelehnt; die Ausgaben für die Schweizer Regimenter bei Beratung des Staatshaushalts wurden mit Schonung und Zurückhaltung besprochen; die auswärtige Politik in den griechischen Verwickelungen fand Anerkennung. Dieses einträchtige Zusammengehen war zum guten Teil dem Kammerpräsidenten Royer-Collard zu danken, dessen Rechtschaffenheit, vaterländische Gesinnung und gemäßigter Freimut von allen Seiten geachtet ward. Ehrwürdig durch seine wissenschaftliche Stellung als Begründer einer strengern Moralphilosophie gegenüber den Sensualisten des achtzehnten Jahrhunderts, insbesondere Condillac (XIII, 133), hochgefeiert als politischer Charakter aus einer großen Vergangenheit, da er neben Bailly im Pariser Gemeinderat thätig war und sich doch von allen anarchistischen Ausschreitungen fern gehalten, ein begabter Redner voll Überzeugungstreue, Klarheit und logischer Folgerichtigkeit, ein unparteiischer, gerechter Beurteiler der öffentlichen Dinge, ein strenger Hausherr von patriarchalischer Sitte und Einfachheit, war Royer-Collard um diese Zeit der echte Träger des konstitutionellen Prinzips, das geehrte Haupt der gemäßigten Fortschritts- und Verfassungspartei, dem neuerungssüchtigen jüngern Geschlecht der radikalen Opposition wie der hierarchisch-absolutistischen Reaktion gleichmäßig widerstehend. Seinem ernsten, redlichen Streben zollte man allgemein Gerechtigkeit, ob ihm gleich sowohl in der Politik als in der Wissenschaft der Tiefblick und das Schöpferische des Genies abging, das er sich selbst mit einem stark ausgeprägten Eigengefühl bisweilen zuerkennen mochte, und obgleich den leichtern vorwärts strebenden Kindern des Tages das meisternde Führeramt des grämlichen Hauptes der Doktrinäre manchmal lästig ward.

Die Anzeichen eines Systemwechsels.

Wie sehr indessen Ministerium und Kammermehrheit beflissen waren, ein ehrliches konstitutionelles Staatsleben zu begründen und durchzuführen, bei Hof hatte man weder Vertrauen zu der gemäßigt liberalen Politik, noch Wohlgefallen an ihr, und auch in den Reihen des demokratischen Fortschritts trat mit

der Zeit eine schärfere Opposition zu Tage. Man spürte bereits das Wehen entgegengesetzter Luftströmungen, die um die Herrschaft von Prinzipien einen Entscheidungskampf einzugehen Verlangen trugen. Das Beispiel Englands, wo die Tories unter der Führung Wellingtons ans Ruder kamen, wirkte auf die Tuilerien zurück. Schon sah man „die Vögel der unheilvollen Vorbedeutung", die Polignac und Genossen, um den Thron flattern, bereit einem absolutistischen Staatsstreich ihre Hilfe zu bieten.

Karl X. und Fürst Polignac.

König Karl X. war das Urbild der emigrierten Aristokratie, von der man sagen konnte, daß sie nichts gelernt und nichts vergessen habe. Von Vorurteilen erfüllt, mit geringen Geistesgaben ausgerüstet und in unbegrenztem Herrscherhochmut sich bewegend, war er unfähig die veränderte Zeit zu begreifen und in ihre Ideenkreise einzutreten. Für die politischen Probleme der Gegenwart wie für die verwickelten Fragen der innern Verwaltung fehlten dem Fürsten, dessen Zeit nur zwischen Jagd und Messe, zwischen Reiten und Kartenspiel geteilt war, Verständnis und Auffassungsgabe. Voll tiefen Grolls gegen die Männer der Revolution, fühlte er sich nur wohl in einer Umgebung, die ihm unbedingt huldigte, die seine Gefühle und Ansichten teilte, die ihm keinen Einwurf noch Widerspruch entgegensetzte. Das neue Staats- und Verfassungsleben und alles, was man die Errungenschaften der Revolution nannte, war ihm in der Seele verhaßt; er hatte die Annahme der Charte durch seinen Bruder einen übereilten Schritt genannt. und als er es bei der Krönung über sich gewann, dieselbe zu beschwören, geschah es mit dem Hintergedanken, durch sophistische Deutungen sich der lästigen Beschränkung seiner Herrschermacht zu entziehen. Auch die Verfassung Englands war ihm ein Abscheu; sie gab dem König in seinen Augen eine unwürdige Stellung. Die feinen Umgangsformen und ritterlichen Manieren, welche seine Verehrer an ihm rühmten, waren nur Reste der alten Zeit und Bildung, die in den Augen des neuen Geschlechts geringen Wert hatten; die Milde und Herzensgüte, die man gern hervorhob, war meistens nur Nachgiebigkeit und Schwäche gegen begünstigte Leute, und an die Witzworte und treffenden Bemerkungen, die als Beweise seines schlagfertigen Verstandes umhergetragen wurden, wollten die Zweifler nicht glauben. Unter den Hofleuten des zehnten Karl, die nur das Echo seiner Meinungen und Wünsche bildeten, stand in seinem Vertrauen und in seiner Zuneigung der Fürst **Polignac** in erster Linie. Ein Sohn der einflußreichen Freundin Marie Antoinettes, war er in der Hofluft herangewachsen, hatte die Leiden und Wechselfälle der Emigration von der ersten Auswanderung an kennen gelernt, hatte die Teilnahme oder Mitwissenschaft der Pichegru-Moreauschen Verschwörung durch zehnjährige Haft gebüßt. Unter der ersten Restauration gehörte er zu den Ultras, welche nur in der Rückkehr zu den alten Zuständen in Staat, Kirche und Gesellschaft das Heil der Welt erblickten, und wenn er sich auch allmählich dem Zeitgeist soweit anbequemte, daß er die Charte als den feierlichen Vertrag erklärte, auf dem Frankreichs monarchische Einrichtungen ruhten, so teilte er doch ganz die Grundansicht seines Herrn, daß das konstitutionelle Staatsleben der Suprematie des Königtums keinen Abtrag thun dürfe, daß das Grundprinzip der Charte in der ausgesprochensten Weise monarchisch sein, die öffentlichen Freiheiten unter dem Schutz der Thronrechte stehen müßten. Er glaubte sich berufen, die Majestät des Thrones, für die er von religiöser Verehrung erfüllt war, in ihrem vollen Glanz wiederherzustellen. In der Losung: Thron und Altar! sah er wie sein Herr und Meister die politische Weisheit des Tages. Innere Ehrfurcht vor der Verfassung hatte er nie. Sein Blick hatte nicht über den Dunstkreis der Hofluft hinauszuschauen gelernt; Arbeit, wohlfeiles Brot und ge-

ringe Steuern, meinte er, sei das Wesentliche einer Charte für das Volk, und gegen Widerstand sei bewaffnete Gewalt genug vorhanden.

Im September besuchte der König das Lager von Luneville und bereiste dann die östlichen Landesteile seines Reichs, Lothringen und Elsaß. Die begeisterte Aufnahme und die glänzenden Feierlichkeiten, die ihm bei dieser Gelegenheit, besonders in der großenteils protestantischen Stadt Straßburg zu teil wurden, brachten ihn zu dem Glauben, diese Volksliebe gelte ihm persönlich, nicht dem System, die Landbevölkerung sei durch und durch königlich gesinnt, nur Paris stehe Dank der agitatorischen Thätigkeit der radikalen Kammermitglieder in der Opposition. Ähnliche Eindrücke brachte die Herzogin von Berry aus dem Westen zurück, wo die alten Streiter der Vendéekriege mit ihren Fahnen sich zu demonstrativen Huldigungen einfanden. Diese Eindrücke, verbunden mit dem Umschwung der Politik in London und dem Übergewicht, das die Metternichsche Staatskunst um diese Zeit von neuem erlangte, weckten in den Tuilerien das Gelüsten nach einer durchgreifenden Systemänderung. Die Minister gewahrten bald die Wirkungen dieses Umschlags. Sie konnten weder die Neubildung des Staatsrats, noch die Veränderungen in den hohen Beamtenkreisen in der von ihnen geplanten Weise durchsetzen, und als bald nachher Laferronays von einem Schlaganfall betroffen ward und man sich nach einem Nachfolger im Auswärtigen Amt umsehen mußte, fanden alle von ihnen vorgeschlagenen Namen keine Gnade bei Hof. Dort hatte man bereits seine Augen auf Polignac geworfen. Die klerikale Rechte und die Ultras unter Labourdonnaye kamen durch geheime Agitationen den Wünschen des Monarchen fördernd entgegen. Noch größern Vorschub aber leistete den Gelüsten des Hofs die Kammer selbst: die Opposition arbeitete der Kamarilla in die Hände. Der Minister Martignac hatte mit großer Sorgfalt und Umsicht eine neue Organisation der Gemeinden und der Bezirks- und Departementsräte ausgearbeitet, welche dem bisherigen Zentralisationssystem der königlichen Ernennungen eine neue Ordnung örtlicher Verwaltungen im Sinn der Selbstbestimmung und eines Wahlverfahrens durch die höchstbesteuerten Klassen entgegensetzen sollte. Als diese Vorlage vor die Kammer gebracht wurde, erhob zunächst die Partei der Klerikalen und Ultras Widerspruch gegen das ganze Wahlprinzip, in welchem sie eine Verkündigung der Volksherrlichkeit, eine revolutionäre Neuerung erblickten, die das Ungeheuer der Anarchie entfesseln würde. Anstatt aber daraus eine Lehre zu ziehen, vereinigten sich die Liberalen mit ihren Gegnern zum Widerstand, weniger aus prinzipiellen Gründen, wenn schon die äußerste Linke die Wahl durch Notablen beanstandete, als aus rechthaberischer Laune und doktrinärem Eigensinn. Sie widersetzten sich in Gemeinschaft mit ihren Gegenfüßlern der Vorlage eines Ministeriums von ihrem eignen Fleisch und Blut. Schon als es sich darum handelte, ob man die Gemeindeordnung oder das Departementalgesetz zuerst zur Beratung bringen sollte, erhob sich über diese Formfrage ein so heftiger Streit, daß die Minister,

Sept. 1828. Das Ministerium Martignac erschüttert.

2. Jan. 1829.

30. März.

als ihr Antrag auf Vorrang der ersteren an dem Widerstand des ehrsüchtigen Generals Sebastiani, eines der Berichterstatter scheiterte, das ganze Gesetz zurückgezogen zur Befriedigung des Königs und der Eingeweihten, die mit Schadenfreude auf diesen Zwiespalt im Schoß der Liberalen blickten. „Ich sagte es Ihnen ja," sprach Karl zu Martignac, „mit diesen Leuten ist nichts anzufangen."

8. April 1829.

Das Kabinett Polignac und die ersten Anzeichen des Sturms.

Der König war entschlossen, ein neues Ministerium aus Männern seiner eignen Wahl zu bilden, die nach seinem Sinn regieren und keine weitern Zugeständnisse an den Liberalismus machen sollten. Doch hielt er seinen Plan geheim, bis das gegenwärtige Ministerium das Budget mit den Kammern vereinbart haben würde. Bei den Verhandlungen über die einzelnen Posten der Rechnungsvorlagen steigerte sich der Zwiespalt zwischen Regierung und Gesetzgebung; die Deputierten zeigten ihre Verstimmung und ihren bösen Willen in kleinlichen Ausstellungen und Abstrichen, die den König noch mehr gegen das parlamentarische Treiben aufbrachten. Er sah in dem ganzen Auftreten die Wirkungen einer kleinen Partei, die in der Kammer und in der Presse der Revolution und Anarchie zusteuere. Im Mai kam Polignac aus London zurück mit warmen Empfehlungen von Wellington; auch Metternich gab in einem vertraulichen Brief den Rat, Karl solle sich auf die Konservativen und Royalisten stützen. So wurde denn während des Sommers in den innersten Hofkreisen die neue Ministerliste beraten und festgesetzt. Wenige Tage nach dem Schluß der Kammersitzungen veröffentlichte der Moniteur die Namen der Männer, die das Vertrauen des Monarchen in seinen hohen Rat berufen. Es war ein Günstlingsministerium aus Ultraroyalisten und Klerikalen zusammengesetzt. An der Spitze des Kabinetts und des Auswärtigen Amts stand Julius Polignac, dessen Name als das Symbol der Staatsstreiche und der verfassungsfeindlichen Reaktion galt. Das Innere erhielt Labourdonnaye zur Verwaltung, der uns als einer der maßlosesten Vorkämpfer reaktionärer Grundsätze begegnet ist, ein Mann von barschen Formen und schwarzgalliger Natur, herrisch und eigenwillig, den Chateaubriand die „männliche Megäre" nannte. Baron Montbel, ein glatter Hofmann ultraroyalistischer Färbung, wurde Minister des öffentlichen Unterrichts; Bourmont, der bei Waterloo das Zeichen zum Abfall und Verrat gegeben und im Neyschen Prozeß sich allgemein verhaßt gemacht hatte, erhielt das Kriegsministerium. Auch die übrigen Großbeamten der Krone, der Justizminister Courvoisier und der Finanzminister Chabrol gehörten zu der monarchistischen Partei; doch standen ihre gemäßigten Ansichten nicht ganz in Übereinstimmung mit dem neuen System, daher sie nach einigen Monaten durch Peyronnet und Chantelauze ersetzt wurden. War es da zu verwundern, daß die freisinnigen Journale ein wahres Sturmgeläute erhoben, daß in ganz Frankreich ein Schrei der Entrüstung sich hören ließ, daß man in dem Ministerwechsel den Anfang einer Gegenrevolution, in dem königlichen Ausspruch: keine Zugeständnisse mehr! eine Herausforderung der Nation erblickte? Selbst königlich gesinnte Männer verließen das Staatsschiff in

31. Juli 1829.

8. Aug.

Voraussicht eines nahen Sturms. Chateaubriand gab seinen Gesandtschaftsposten in Rom auf, mehrere Staatsräte, unter ihnen Salvandy, kündigten ihren Austritt an. Lafayette, den die von den Amerikanern dem alten Kampfgenossen Washingtons dargebrachten Huldigungen zu neuem Selbstgefühl begeistert, wurde in Lyon, Grenoble und andern Städten des Südens mit stürmischen Ovationen gefeiert und dadurch zur Wiederaufnahme seiner alten Demagogenrolle ermutigt. Er machte den Wahlspruch der königlichen Partei: Keine Zugeständnisse mehr! zum Volksprogramm mit Beziehung auf die Charte in ihrem naturgemäßen Ausbau. Welch kläglichen Eindruck machte gegenüber diesen Verherrlichungen des alten Generals der Nationalgarde der gleichzeitige Besuch des Dauphin in den westlichen Provinzen, wo das Schweigen des Volks ein beredterer Ausdruck der öffentlichen Stimmung war als die amtlichen Ehrenbezeugungen. In einem Artikel, der mit dem Ausruf schloß: Unglückliches Frankreich, unglücklicher König! wies das Journal des Débats, damals der Fahnenträger der Konstitutionellen, auf das Beispiel Hampdens hin und regte zur Bildung von Vereinen an, deren Mitglieder sich für den Fall einer Verletzung der Charte zur Steuerverweigerung verpflichten sollten. Die Gesellschaft Aide-toi entfaltete eine energische Thätigkeit zu demselben Zweck; es entstanden geheime Verbindungen mit republikanischen Zielen; der Carbonarismus sammelte frische Kräfte. Die gerichtlichen Verfolgungen gegen die liberalen Blätter und die Vereine wegen Angriffs auf die Autorität des Königs, Aufstiftung zu Ungehorsam gegen die Gesetze, Erregung von Haß und Verachtung gegen die Regierung hatten in den meisten Fällen Freisprechungen oder geringe Geldbußen zur Folge. Dem Prinzip des Rückschritts oder Stillstands in der Regierung trat eine bewegende Volkskraft entgegen, die in ihrem Widerstand gegen das Bourbonsche Königtum das weitere Ziel, bewußt und unbewußt, verfolgte: die Befreiung des Staats und der Gesellschaft aus den lähmenden Banden abgelebter Formen und Überlieferungen, die man der europäischen Menschheit aufzubringen versucht hatte, die Wiedererweckung der durch Gewalt und Autorität niedergehaltenen Ideen der Freiheit und Menschenwürde. Ein neuer Prinzipienkampf war im Anbruch, der von Frankreich ausgehend in einer frischen geistigen Strömung rasch seinen Lauf durch Europa nahm und den künstlichen Gebilden der rückläufigen Staatsweisheit einen mächtigen Stoß versetzte.

3. Staatsstreich und Revolution.

a. Die Regierung und die liberale Opposition. Der Krieg gegen Algier.

Alle Anzeichen deuteten auf einen bevorstehenden harten Kampf zwischen den öffentlichen Gewalten. Die Hofkamarilla konnte kaum den Zeitpunkt erwarten, da die Losung zur Entscheidungsschlacht zwischen Monarchie und Revolution gegeben würde. In royalistischen Blättern konnte man lesen: wie in Anzeichen des Sturms.

Rom bei öffentlichen Notständen ein Diktator ernannt worden sei, so müsse in konstitutionellen Staaten der König den Gefahren sich entgegenstellen. Man war unzufrieden, daß Polignac so langsam voranging. In den Tuilerien war man
1. Jan. 1830. weniger zurückhaltend: Als die Behörden am Neujahrstag ihre Glückwünsche darbrachten, empfing der König die Richter, welche die Zeitungen der Opposition freigesprochen, mit ungnädigen Worten und die Dauphine verabschiedete sie mit einer Fächerbewegung, wobei sie in scharfer Betonung das Wort ausstieß: Passez! Auftritte, die ganz an die Zeiten Ludwigs XV. und der ehemaligen Parlamente erinnerten. Und gerade jetzt wurde die neue Zeitung „Der französische Kurier" gegründet, bei der Thiers, Mignet und Carrel thätig waren. Darin wurde die brennende Frage der Steuerverweigerung und des königlichen Vorrechts der Ministerwahl mit steter Hinweisung auf die englische Revolutionsgeschichte von 1688 erörtert. Wie zwei kampfbereite Kriegsheere standen die Parteien einander gegenüber.

2. März. Der König u. die Kammer. Am 2. März eröffnete der König die Kammersitzungen mit großer Prachtentfaltung. Die Thronrede sprach zunächst von den auswärtigen Angelegenheiten und von der Notwendigkeit eines Kriegszugs gegen Algier, um für die verletzte Ehre Frankreichs Genugthuung zu fordern. Dann auf die innere Lage des Landes übergehend las der König mit gehobener Stimme die Schlußstelle, die wie verlautete auf den ausdrücklichen Wunsch Karls und seiner Vertrauten dem ministeriellen Entwurf beigefügt worden: „Die Charte hat die öffentlichen Freiheiten unter den Schutz der Rechte meiner Krone gestellt. Diese Rechte sind heilig und ich habe meinem Volk gegenüber die Pflicht, sie ungeschmälert meinen Nachfolgern zu hinterlassen. Pairs von Frankreich, Abgeordnete des Landes, ich zweifle nicht an Ihrer Mitwirkung zur Ausführung meiner guten Absichten. Sie werden die boshaften Unterstellungen, die das Übelwollen zu verbreiten sucht, mit Verachtung zurückweisen. Wenn strafbare Umtriebe meiner Regierung Schwierigkeiten bereiten sollten, welche ich nicht voraussehen kann, nicht voraussehen will, so würde ich zu deren Überwindung Kraft finden in meinem Entschluß den öffentlichen Frieden zu erhalten, in dem gerechten Vertrauen der Franzosen und in der Liebe, die sie immer gegen ihren König bewährt haben." Es galt als eine verhängnisvolle Vorbedeutung, daß der König nach der Beendigung der Rede in der erregten Stimmung den Hut zu Boden fallen ließ, den dann der neben dem Thron stehende Herzog von Orleans aufhob und mit gebogenem Knie zurückgab. Die von der hohen Stelle gesprochenen Worte machten auf die Mehrheit der Deputiertenkammer einen peinlichen Eindruck. Sie kamen
15. März. ihr wie eine drohende Herausforderung vor. Die Antwortsadresse, von einer Kommission sorgfältig entworfen und von der Versammlung nach scharfen Debatten mit 221 Stimmen gegen 181 angenommen, ließ dieses Gefühl deutlich genug hervortreten. Sie wurde von Royer-Collard, der abermals zum Präsidenten gewählt worden, an der Spitze einer Deputation dem König in den

Tuilerien vorgelesen und enthielt, indem sie betonte, daß das zum regelmäßigen Gange der öffentlichen Geschäfte unerläßliche Zusammenwirken der Regierungsentschlüsse mit den Volkswünschen nicht bestehe, ein Mißtrauensvotum gegen das Ministerium mit dem verhüllten Hintergedanken, daß das konstitutionelle Prinzip, wie es in England sich ausgebildet habe, dem König die Verpflichtung auferlege, seine Räte aus der Mehrheit der Kammer zu wählen. Im Ministerrat war vorher die Frage erwogen worden, ob der König eine solche Adresse annehmen solle. Man fand, daß es der Würde der Krone und dem Selbstvertrauen der Regierung angemessen sei, dem Gegner nicht aus dem Wege zu gehen, daß man aber in der Sache nicht nachgeben dürfe. Und so hörte denn Karl die von dem Sprecher mit stockender unsicherer Stimme verlesene Adresse ruhig in gemessener Haltung an, sprach sein Bedauern aus, daß die Kammer ihm ihre Mitwirkung versage, versicherte sie aber zugleich, daß seine Entschlüsse unabänderlich seien und daß das Interesse des Volks ihm verbiete davon abzugehen. Gleich darauf erfolgte die Vertagung der Kammer auf den 1. September. 19. März 1830. Damit war der Bruch der Krone mit dem Parlament erklärt, und die Parteien rüsteten sich zum Entscheidungskampf. Während die Liberalen auf Anregung der geheimen Gesellschaften und der Tagespresse die 221 Deputierten, welche für die Annahme der Adresse gestimmt, allenthalben mit Gelagen und Ehrenbezeugungen feierten, priesen Royalisten und Klerikale die Festigkeit des Königs, daß er es verschmähte, sich der Anmaßung der Kammer zu unterwerfen, welche die Krone auf die letzte Stufe der Erniedrigung herabsetzen würde; die Bischöfe eiferten in Hirtenbriefen gegen den liberalen Zeitgeist, die Missionen nahmen einen neuen Aufschwung; die Kamarilla, in welcher jetzt der päpstliche Botschafter Lambruschini eine gewichtige Stimme führte, mahnte zu energischem Fortschreiten auf der betretenen Bahn; das Ministerium richtete an den König eine geheime Denkschrift, aus deren geschraubten Redewendungen und verhüllten Andeutungen die Ansicht herausgelesen werden konnte, daß man zwar in erster Linie sich auf dem Boden der Verfassung halten solle, wenn aber angesichts der durch die Presse, die Wahlausschüsse, die Vereine erzeugten Aufgeregtheit der Geister „eine leichte und momentane Abweichung von den Institutionen Frankreichs“ nötig werden sollte, dies die Grundlage, auf welcher das gegenwärtige System beruhe, für die Zukunft in unabänderlicher Weise sichern würde. Nach dieser Auffassung würde ein vorübergehendes Heraustreten aus einer mit Übereilung aufgestellten Verfassungsurkunde die Möglichkeit schaffen, die königlichen Rechte zu erhöhen und die Charte so zu gestalten, daß sie bis auf die späteste Nachkommenschaft unabänderlich fortbestehen könnte. Zugleich betrieb die Regierung mit großem Eifer den Kriegszug gegen Algier, um die aufgeregten Geister in eine andre Richtung zu locken, und das militärische Ehrgefühl aufzustacheln.

Algier. Die Barbareskenstaaten an der Küste Nordafrikas waren noch immer wie in frühern Jahrhunderten der Sitz mohammedanischer Piraten, welche die Schiff-

fahrt im Mittelmeer unsicher machten und Handel und Wandel beeinträchtigten. Der Dei von Algier, welcher als Lehnsfürst der Pforte das Land regierte, sowohl Ali Kodscha, als sein Nachfolger Hussein Pascha, hatte schon seit Jahren Anlaß zu vielen Klagen gegeben und insbesondere sich gegen Frankreich übermütig und anmaßend benommen. Die Eifersucht der Seemächte aufeinander, die Spannung zwischen den Höfen von London und Paris ließ keine gemeinschaftliche Unternehmung aufkommen; die Pforte, mit dem griechisch-russischen Krieg vollauf beschäftigt, war nicht in der Lage, dem Unwesen zu steuern; der Vizekönig von Ägypten, den die französische Regierung zu einem Angriff auf das Küstenland zu bewegen suchte und zu unterstützen versprach, wurde von Konstantinopel aus abgehalten. Diese Unthätigkeit der Mächte erhöhte die Anmaßungen und Frechheiten des Dei; nicht nur daß die Gewaltthätigkeiten zur See fortdauerten, Frankreich mußte das Recht der Korallenfischerei und einer Handelsniederlassung an der Algerischen Küste mit einem Geldgeschenk in die Schatzkammer der Kasbah, der Residenz des Dei, erkaufen, welches von Jahr zu Jahr gesteigert den Charakter eines Tributs annahm und durch betrügerische Unterhändler und Zwischenträger immer lästiger wurde. Lange nahm die französische Regierung die Herausforderungen langmütig hin. Als aber der Dei, gereizt daß man einer neuen von ihm gestellten Forderung kein Gehör gab, den französischen Konsul bei Gelegenheit eines Amtsbesuches zum Beiramfest mit
April 1827. dem Fliegenwedel ins Gesicht schlug und dann, als der beleidigte Vertreter Frankreichs sofort aus Algier abreiste, die französischen Forts auf der Küste von Bona schleifen ließ und alle Franzosen zu Sklaven machte, da verlangte die Ehre der Nation ein energischeres Auftreten. Als Polignac die Kabinette von dem Vorhaben der Regierung, mit Waffengewalt die Beleidigung zu rächen, unterrichtete, fand er fast allgemeine Zustimmung. Wer sollte auch nicht die von ihm aufgestellten Zwecke der Expedition, Unterdrückung der Sklaverei, der Seeräuberei und des Tributs auf der ganzen Küste Afrikas, Herstellung der sichern Schifffahrt auf dem Mittelländischen Meer und Rückgabe der Südküste dieses Meeres an den freien Handel und Besuch aller Nationen, freudig begrüßt haben! Nur England betrachtete das Unternehmen mit Mißtrauen, indem es französische Eroberungsgelüste und Kolonialgedanken herauswitterte, und suchte die Pforte aufzuregen; Spanien und Sardinien fühlten einige Eifersucht und hätten sich gern dem Unternehmen angeschlossen, aber in Paris lehnte man die Beteiligung ab. Ohne Englands Einwendungen zu beachten, traf Frankreich große Rüstungen zur See und zu Land. Eine stark bemannte Flotte von 107 Kriegsschiffen wurde dem Admiral Duperré zur Verfügung gestellt; den Oberbefehl der Landmacht übernahm der Kriegsminister, Marschall Bourmont, von Waterloo her bei dem französischen Volk in üblem Andenken. Auch Marmont hatte sich, doch vergebens, um das Kommando beworben, auch er hatte eine Scharte seines Rufes durch eine ehrenvolle That auszuwetzen. Die französische Nation,

sonst zu Kriegsunternehmungen stets bereit, sah mit Mißtrauen auf den Feldzug; man erblickte darin die Absicht des Ministers Polignac, durch eine Kriegsthat den Erfolg seiner innern Politik zu sichern. Bei Bourmont argwohnte man, er habe sich den Oberbefehl erteilen lassen, um der Verantwortlichkeit für den beabsichtigten Staatsstreich zu entgehen. Das Unternehmen hatte einen raschen und glücklichen Verlauf. Der Landung in der geräumigen Bucht fünf Stunden 13. 14. Juni 1830.
westlich von Algier folgte die Besetzung der Landzunge Sidi Ferruch mit dem „kleinen Turm", der die Moschee und das Grab eines Marabut deckte. Der Angriff des Janitscharen-Aga Ibrahim, eines Schwiegersohnes des Dei, auf das gelandete Fußvolk, der anfangs von Erfolg begleitet war, wurde durch das 18. Juni.
strategische Geschick Bourmonts und durch das tapfere Vorgehen des Generals Berthezène zurückgeschlagen, die Hochebene, wo das feindliche Lager stand, erstürmt und die Araber so sehr ins Gedränge gebracht, daß sie mit Zurücklassung der Zelte, der Kriegs- und Mundvorräte sich in wilder Flucht zerstreuten. Sie sammelten sich jedoch bald wieder auf den nahen Höhen, von wo aus sie durch ihre geübten Schützen den langsam vorrückenden Franzosen nicht unerhebliche Verluste zufügten. In dem Gefecht von Staueli fiel einer der vier Söhne 24. Juni.
Bourmonts. Endlich bemächtigten sich die Generale Berthezène, d'Escars und Loverdo der Hügel, an deren Fuß Algier liegt, und richteten das Belagerungsgeschütz, das mittlerweile aus den Schiffen herbeigeschafft worden, auf die Stadt. Nach mehrtägiger Beschießung wurde das von 1500 Janitscharen verteidigte, mit Kanonen, Mörsern, starken Mauern und Türmen geschützte Kaiserschloß erobert und damit zum Angriff auf die Citadelle des Schlosses Hussein eine 4. Juli.
günstige Stellung gewonnen. Der unerwartete Fall des festen Kaiserschlosses setzte den Dei in die größte Bestürzung und erstickte in seiner Seele jeden Gedanken eines Widerstandes. Er versuchte zu unterhandeln; als aber der französische Befehlshaber sowohl die angebotene Genugthuung auf Grund der früher verweigerten Bedingungen als die englische Vermittelung zurückwies, bewilligte der Korsarenfürst die verlangte Übergabe der Stadt gegen Zusicherung des Lebens und des Privatbesitzes für ihn selbst und seine Familie. Darauf zog die siegreiche Armee in Algier ein und besetzte die Räuberstadt, die drei Jahrhunderte 5. Juli.
lang der Schrecken aller seefahrenden Nationen gewesen. Im Schatz der Kasbah fand man achtundvierzig Millionen an barem Geld, die ungefähr die Kosten der Expedition deckten; was an Waren und Kriegsvorräten erbeutet ward, war Überschuß und Gewinn. Den Bürgern wurde Ausübung ihrer Religion und ihrer Gebräuche, dem Handel und der Industrie aller Schutz, dem Fürsten und den Janitscharen freier Abzug gewährt. Darauf schiffte sich der Dei mit acht 11. Juli.
bis neun Millionen Geldes nach Neapel ein. Zwanzig Tage hatten hingereicht, die alte Piratenstadt unter die Herrschaft Frankreichs zu bringen.

Der begeisterte Empfang, der dem Dauphin, welcher der Einschiffung der Auflösung der Kammer.
Truppen in Toulon beigewohnt, auf seiner Rückkehr nach Paris bei der Bevöl-

kerung des Südens, insbesondere bei dem Heer zu teil ward, stärkte in den Tuilerien den Glauben, daß die Nation in ihrer Mehrheit königlich gesinnt sei, die Opposition nur von einem kleinen revolutionären Bruchteil ausgehe. Daher reifte der Plan, das monarchische Regiment gegenüber einem anmaßungsvollen Parlamentarismus festzustellen, selbst auf die Gefahr eines Staatsstreiches. Der früher angeführte Artikel 14 der Charte (S. 500), wonach der König die Vorschriften und Verordnungen zur Ausführung der Gesetze und zur Sicherheit des Staates erläßt, sollte dabei als Rechtsbasis dienen. Demgemäß wurde am Tag
16. Mai 1830. nach der Rückkunft des Dauphin die Deputiertenkammer für aufgelöst erklärt, das Zusammentreten der Wahlkollegien angeordnet und der 3. August zur Eröffnung der neuen Kammer bestimmt. Im Ministerrat herrschte Meinungsverschiedenheit über die Auslegung des Artikels. Um nun die Regierung einheitlicher zu gestalten, nahm man die erwähnte Veränderung im Ministerium vor, indem an Stelle von Chabrol und Courvoisier zwei ultraroyalistische Heißsporne ernannt wurden, Chantelauze, bisher Präsident des Tribunals in Grenoble, und das unpopulärste Mitglied in dem Kabinett Villèle, Peyronnet, der sich einmal zu der drohenden Äußerung verstieg, die Staatsstreiche könnten gesetzmäßig werden, wenn sie die Befestigung der Verfassung zum Zweck hätten.

Man tanzt auf einem Vulkan. Diese Vorgänge setzten die schon ohnedies aufgeregten Gemüter in heftige Bewegung, die noch gesteigert wurde durch die Anstrengungen aller Parteien, die Wahlen nach ihrem Sinn zu lenken. Nicht nur daß die Minister durch ihre Beamten alle Hebel der Villèleschen Einwirkungskünste einsetzten, um die Wahl-
13. Juni. kollegien zu bearbeiten, Karl X. selbst erließ einen Aufruf an das Volk, worin er als Vater und König die Franzosen ermahnte, bei der bevorstehenden Wahl ihre Pflicht zu erfüllen und sich um seine Standarte zu sammeln; denn die Interessen des Königs und der Nation seien dieselben. Aber auch die Gegner waren nicht müßig. Die Gesellschaft Aide-toi entfaltete eine außerordentliche Thätigkeit, Wahlvereine bildeten sich an allen Orten; die Losung: Wiederwahl der 221 wurde ausgegeben. Um diese Zeit machte das neapolitanische Königspaar von Madrid aus einen Besuch in Paris. Der Herzog von Orleans gab den Verwandten im Palais Royal ein glänzendes Fest, dem auch Karl X. und die Dauphine beiwohnten. Der König begrüßte von der Glasgalerie aus die versammelte Menge. Da sagte Salvandy leise zu Ludwig Philipp: Es ist ein wahrhaft neapolitanisches Fest, man tanzt auf einem Vulkan. Man konnte die Situation nicht richtiger bezeichnen. Noch in derselben Nacht erfolgten im Schloßgarten unter den Augen der vornehmen Gäste lärmende Auftritte, von Zerstö-
12.–19. Juli. rungen begleitet, als Vorspiel kommender Dinge. Mitte Juli fanden die Wahlen statt. Die Opposition erhielt 272 Stimmen, darunter 202 von den 221 Deputierten der Adresse; die Regierung nur 145. Mit einer solchen Kammer war ein Regiment Polignac-Peyronnet nicht möglich. Entweder mußte sich Karl X. zu einem System- und Personenwechsel entschließen oder zu einer dem Staats-

grundgesetz nicht entsprechenden Ausdehnung der Königsgewalt greifen. Die erste Maßregel widerstrebte seinem Herrscherstolz, gegen eine parlamentarische Monarchie wie in England hegte er die größte Abneigung; er hatte immer gesagt, man werde ihn wie einen Felsen finden, wenn man ihm seine Minister vorschreiben wolle. So mußte man sich denn für den zweiten Fall einrichten, durch sophistische und gezwungene Deutung der Charte Waffen gegen die liberale Opposition zu schmieden suchen. Den Ministern war es wohl unheimlich zu Mute; sie hielten viele erregte Beratungen. Aber der Feuereifer der Ultras und die Hoffnung, daß die Siegesbotschaft aus Algier das royalistische Gefühl der Nation entflammen werde, verscheuchten ihre Bedenken. Wie täuschte man sich aber, wenn man in den Triumphreden der klerikalen und royalistischen Eiferer, in den Hirtenbriefen und Ansprachen der hohen Geistlichkeit, in den Loyalitätsversicherungen einer Deputation der Kohlen- und Lastträger von Paris, in der übermütigen Sprache einiger reaktionären Zeitungen den Ausdruck der öffentlichen Meinung zu erkennen glaubte! Der siegessichere Ton der freisinnigen Presse, die Gleichgültigkeit ja Feindseligkeit der Nation gegen die Kriegserfolge in Algier, die unverkennbare antibourbonsche Strömung, die das ganze Land durchzog, hätte von dem gewagten Schritt eines Staatsstreiches abschrecken müssen. Aber hatte man denn nicht seit der zweiten Restauration so oft erlebt, daß die Reaktion, wenn sie nur mit kühnem Selbstvertrauen vorging, ihre Sache siegreich durchführte? So wagte man denn den kühnen Griff. Die Charte selbst sollte unverletzt bleiben, aber der Artikel 14 im absolutistischen Sinn ausgelegt und als Handhabe für die Niederwerfung der parlamentarischen Nebenherrschaft gebraucht werden.

b. Die große Woche.

Es war am 25. Juli des Jahres 1830, daß König Karl X. in einem Ministerrat zu St.-Cloud aus den Händen Polignacs die Schriftstücke entgegennahm, worin die berühmten Ordonnanzen enthalten waren, die in der Weltgeschichte eine neue Ära begründen sollten. Nach einigem gedankenvollen Nachsinnen gab der König seine Unterschrift; ihm folgten sämtliche Mitglieder des Kabinetts. „Meine Herren," sagte darauf Karl, „Sie können auf mich zählen, wie ich auf Sie zähle; zwischen uns gilt es jetzt auf Leben und Tod." Abends empfing der Redakteur des Moniteur die Verordnungen, um sie am folgenden Tag in der Staatszeitung zu veröffentlichen. Die erste stellte die Zensur vom 21. Oktober 1814 her, indem sie alle Zeitschriften und alle Bücher unter zwanzig Bogen der Notwendigkeit einer vorgängigen, stets entziehbaren Ermächtigung für Verfasser, Redakteure und Drucker unterwarf. Die zweite löste auf Grund von Wahlumtrieben, die an verschiedenen Orten geübt worden seien, die Abgeordnetenkammer vor ihrem Zusammentreten auf; die dritte

Die Ordonnanzen.

verkündigte eine neue Wahlordnung mit wesentlichen Verkürzungen der bisherigen Rechte. Darin war die Zahl der Deputierten von 430 auf 262 herabgesetzt, die jährliche Fünftelerneuerung der Kammer hergestellt, das Recht der direkten Verbesserungsvorschläge der Versammlung entzogen, die Anfertigung der Wahllisten in einer Weise festgesetzt, daß die Wahlen gänzlich dem Einflusse der Verwaltungsbeamten anheimfielen und das Wahlrecht zum Privilegium der reichsten Grundbesitzer erhoben ward. Indem durch Beseitigung der Patentsteuer aus dem Wahlzensus der Mehrzahl der Gewerbtreibenden das Recht zu wählen entzogen ward, wurde der Teil der Wähler, den Polignac neben der Presse als den Hauptgrund alles Übels bezeichnet hatte, von dem Wahlkörper ausgeschlossen. Drei weitere Verordnungen betrafen die Einberufung der Wahlkollegien und der Kammer, die Übertragung des Oberbefehls über die königliche Dienstgarde und des Ehrenranges eines Gouverneurs der ersten Militärdivision an Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, sowie die Ernennung einiger Ultraroyalisten und Kongregationisten zu Staatsräten.

Mangelhafte Verteidigungsanstalten. König und Minister hatten den Staatsstreich, durch den das Prinzip, eine gewährte Verfassung als ein entziehbares oder veränderungsfähiges Zugeständnis zu behandeln, angewendet werden sollte, mit der größten Heimlichkeit und Verstellung vorbereitet, damit von keiner Seite Warnungen oder Bedenken über das hohe Spiel vorgebracht werden könnten. Um so größer war der Eindruck, 26. Juli 1830. den die Veröffentlichung der Verordnungen im Moniteur erzeugte. Allein mit unglaublichem Leichtsinn hatte Polignac versäumt, zugleich genügende militärische Sicherheitsmaßregeln zu treffen, um jede revolutionäre Bewegung im Keime zu ersticken. Die Besatzung in Paris umfaßte kaum 12,000 Mann, die noch dazu mit der hauptstädtischen Bevölkerung durch langen Verkehr auf freundschaftlichstem Fuß lebten; aus der Provinz konnte man nur mit Mühe und Zeitverlust Verstärkungen heranziehen. Man verließ sich auf die Versicherung des Polizeipräfekten Mangin, der mit seinem Kopf für die Ruhe der Stadt einzustehen versprach, was auch immer geschehen möge.

Der erste Eindruck. 26. Juli. Der Moniteur war sowenig gelesen, daß die Mittagsstunde herbeikam, ehe die Ordonnanzen mit den Ausfällen wider die Mißbräuche der Presse in weiteren Kreisen bekannt wurden. Der erste Eindruck war Bestürzung, Niedergeschlagenheit, Schrecken. Die Renten fielen; in mehreren Druckereien und Fabriken wurde die Arbeit eingestellt; schwere Sorge erfaßte die Gemüter. Der König verbrachte den größten Teil des Tages auf der Jagd, um keine Vorstellungen oder Beschwerden anhören zu müssen; Polignac war guter Dinge; als man ihn von dem Sinken der Staatspapiere unterrichtete, bedauerte er kein Geld zum Kaufen zu haben; sie würden bald wieder in die Höhe gehen. Erst als der Polizeipräfekt an alle Buchdruckereien das Verbot ergehen ließ, nichtzensierte Schriften oder Zeitungen auszugeben, fanden in den politischen Kreisen Beratungen statt. Einige in Paris anwesende liberale Abgeordnete der aufgelösten Kammer,

Sebastiani, Laborde, Bérard, Bertin u. a. versammelten sich zuerst bei Kasimir Périer, und einige Stunden später bei Laborde, während die Redakteure der Oppositionsblätter auf dem Geschäftszimmer des National zusammenkamen. Jene gingen aus beiden Besprechungen ratlos auseinander ohne einen Beschluß gefaßt zu haben. Diese kamen überein, öffentliche Einsprache gegen den Staatsstreich zu erheben. Adolf Thiers, der mit Armand Carrel die Redaktion des wichtigsten Organs des Liberalismus leitete, entwarf den Protest gegen die „schreiendste Verletzung der Gesetze". Seine gewandte Feder fand die rechten Worte, energisch und doch maßvoll darzuthun, daß mit den verfassungswidrigen Verordnungen die Herrschaft des Gesetzes unterbrochen sei, das Regiment der Gewalt begonnen habe und daß damit die Pflicht des Gehorsams aufhöre.

Die Revolution bricht an. Dienstag, 27. Juli 1830.

Am folgenden Tag brachten die Oppositionsblätter, National, Globe, Temps, Journal du Commerce u. a. den von vierundzwanzig Journalisten unterzeichneten Protest. Dies gab dem Polizeipräfekten Veranlassung mit Gewalt gegen die Druckereien einzuschreiten. Die Journalisten wandten sich an den Vorsteher des Handelsgerichts und erhielten den Bescheid, daß, solange die Verordnungen nicht in gesetzlicher Form an die Gerichtshöfe gelangt wären, die Druckereien fortarbeiten dürften. Bereits waren die Blätter mit dem Protest massenweise verbreitet; man las sie im Palais Royal, auf den Plätzen, in den Kaffeehäusern vor; die Menge, durch unbeschäftigte und entlassene Arbeiter vermehrt, fing an die Straßen zu durchziehen; einzelne Verhaftungen durch Gendarmen und Polizei steigerten die Erregung; man hörte den Ruf: Es lebe die Charte! Nieder mit den Ministern! Es kam zum Handgemenge, zu lärmenden Auftritten, zu Gewaltthätigkeiten und Ausschreitungen; in die Fenster von Polignacs Palast flogen Steine; man fing an Barrikaden zu bauen, eine revolutionäre Schutzwehr, die Paris seit den Tagen der Ligue und der Fronde nicht mehr gesehen hatte. Unterdessen hatte Marmont den militärischen Oberbefehl aus den Händen des Königs in St.-Cloud empfangen und war eilends nach Paris zurückgekehrt. Er verlegte sein Hauptquartier in die Tuilerien, ließ Truppen ausrücken und bereitete den Belagerungszustand vor. Die Erteilung des Oberbefehls an den Marschall, dessen Name seit seiner zweideutigen Haltung im Jahr 1814 in ganz Frankreich verhaßt und verachtet war, den man nur in Verbindung mit Preußen und Kosaken nannte und als Verräter betrachtete, steigerte den Zorn und die Wut des Volks. Die Bewegung wuchs von Stunde zu Stunde; Studenten und ehemalige Napoleonische Soldaten schlossen sich den Volkskämpfern an. Doch kam es noch zu keinem ernstlichen Zusammenstoß, weil die Menge großenteils ohne Waffen war und die Soldaten schonend vorgingen. Die einbrechende Nacht und die Ermüdung trennten endlich die Kämpfenden; das Militär bezog die Kasernen; aber die Aufständischen zerschlugen alle Laternen und verhinderten dadurch die Verbindung der einzelnen Heerabteilungen. Der Marschall, unsicher, befangen und von widerstreitenden Gefühlen gequält

verbrachte die Nacht in sorgenvoller Unthätigkeit, während in den Volkskreisen demagogische Kräfte wirksam waren, um in die revolutionäre Bewegung Plan und Ordnung zu bringen. Die Volksvertreter vermochten sich zu keinem einmütigen Entschluß aufzuschwingen; wiederholte Versammlungen waren ohne Ergebnis geblieben. Um so energischer regten sich einige feurige Wühler, wie Treilhard, Merilhou. In einer nächtlichen Zusammenkunft bei Cadet de Gassicourt kamen sie überein, in den zwölf Stadtbezirken von Paris Ausschüsse zu errichten, welche ohne Unterbrechung Sitzungen halten, den Aufstand beleben, für Waffen und Munition sorgen und die Nationalgarde zum Handeln bringen sollten. Der National und Temps, die allein zu erscheinen fortfuhren und für den folgenden Tag aufreizende Artikel vorbereiteten, unterstützten die Thätigkeit der Ausschüsse.

„Nieder mit den Bourbons!" Das Stadthaus gewonnen. Mittwoch, 28. Juli 1830.

Die Wirkung dieser agitatorischen Bewegung wurde bald sichtbar. Schon in früher Morgenstunde bot Paris einen Anblick, der heftige Kämpfe voraussehen ließ. In den innern Stadtvierteln waren alle Straßen durch Barrikaden gesperrt; Tausende von Streitern stürzten unter dem Läuten der Sturmglocke zur Verteidigung herbei, versehen mit Waffen aller Art, wie man sie auftreiben konnte, manche auch mit Gewehren der aufgelösten Nationalgarde. Einzelne Bewaffnete dieser Bürgerwehr schlossen sich in ihrer Uniform den Aufständischen an, eine Erscheinung, die belebend und ermunternd wirkte. Waffen- und Pulvermagazine wurden geleert, Patronen verfertigt und ausgeteilt. Bald lautete die Parole: Nieder mit den Bourbons! Die Wappenschilder und die weißen Fahnen wurden herabgerissen, die Trikolore aufgepflanzt. Der Marschall beschloß seine Truppen in den Tuilerien, im Louvre, im Palais Royal und in den Elyseischen Feldern zusammenzuhalten, das Stadthaus sicherzustellen, Verstärkungen aus den nahgelegenen Standquartieren an sich zu ziehen, zugleich aber auch Schritte zur Versöhnung zu thun. Zu dem Zweck schickte er eine Depesche nach St.-Cloud mit der dringenden Aufforderung an den König, Mittel der Friedenstiftung zu ergreifen. Der Volksauflauf sei bereits zu einem Aufstand gewachsen; heute könne die Krone noch gerettet werden, morgen sei es vielleicht zu spät. Anstatt aber daß der König, wie Marmont gehofft, in die Zurücknahme der Ordonnanzen gewilligt und dem Oberbefehlshaber die Ermächtigung zur Anknüpfung von Unterhandlungen erteilt hätte, erhielt der Gouverneur die unterzeichnete Vollmacht für den Belagerungszustand, den er sofort durch den Polizeipräfekten Mangin verkündigen ließ. Nun war Marmont der Inhaber der vollen Regierungsgewalt; aber er kam dadurch nicht aus seiner schwebenden, schwankenden Haltung, aus dem System der halben Maßregeln, der Unschlüssigkeiten und Bedenklichkeiten heraus, die in seinem Widerwillen gegen den ganzen Staatsstreich ihre Quelle hatten. Er gab den Befehl, überall die Ansammlungen kräftig zu zerstreuen und die Barrikaden zu zerstören, aber nur zu schießen, wenn die Aufständischen zuvor wenigstens fünfzig Schüsse abgefeuert hätten. Die Wirkung dieser Mattheit und Unentschlossenheit machte sich bald bemerkbar.

Die Linientruppen, ohnedies jeglicher Kampflust gegen das Volk entbehrend, zeigten sich lässig im Angriff; die Garde und die Schweizer reichten nicht hin, die ausgedehnten Gefechtslinien mit dem nötigen Nachdruck zu verteidigen, die Gendarmerie und Polizeimannschaft war ohne festen Zusammenhang mit den Truppen und verlor vollends alles Vertrauen, als der Polizeipräfekt Mangin, der so heldenhaft sich mit seinem Kopf für die Ruhe verbürgt hatte, nicht zum Vorschein kam und in der Nacht nach Belgien entfloh. So wurde die Lage des Militärs immer bedenklicher, der Kampf immer schwieriger und verwickelter, besonders in den engern und bevölkerteren Stadtteilen, wo vielstöckige Häuser den Widerstand erleichterten, alles am Kampf teilnahm, alles zur Waffe diente. Die Zahl der Insurgenten wuchs von Stunde zu Stunde; alles was sich von Verstimmung, Haß, Leidenschaft seit fünfzehn Jahren gegen die Bourbonen angesammelt hatte, durch die Presse und im mündlichen Verkehr stets aufs neue angefacht worden war, vereinigte sich zu einem einzigen Gefühl des Widerstands und der Kampfeslust. Den Zöglingen der polytechnischen Schule schlossen sich die Studenten des Rechts und der Heilkunde an; Napoleonische Offiziere und Soldaten wurden Anführer; Jünglinge, Knaben drängten sich heran; Handwerker und Arbeiter traten in die Reihen der Streiter. Die Berichte von den Gefechten in den Straßen, auf den Barrikaden sind reich an Zügen von hoher Tapferkeit, von kühner Todesverachtung, an Szenen trotziger Überhebung wie hochherziger Großmut gegen den besiegten Feind. Der Name eines jungen Mannes, Arcole, der an der Spitze eines Volkshaufens über die Kettenbrücke auf das rechte Seineufer vordringen wollte und sein Wagstück mit dem Leben büßte, blieb in ehrendem Andenken. Die Brücke, wo er fiel, trug fortan seinen Namen. Erinnerte er doch zugleich an eine der glänzendsten Siegesthaten aus Bonapartes italienischem Feldzug! Bei allen Kämpfen, Gefahren und Anstrengungen hatten indessen die Volksstreiter den Vorteil, daß sie überall an bekannten Orten, überall von befreundeten Personen umgeben waren, überall Pflege, Herberge und Stärkung fanden. Ganz anders die Truppen. Viele Offiziere waren gleich dem Marschall selbst zwischen militärischem Gehorsam und Vaterlandsliebe geteilten Gewissens, der gemeine Soldat wußte kaum, wofür er kämpfte; die Leiden und Beschwerden in der Sommerhitze bei höchst mangelhafter Nahrung und Verpflegung in der leidenschaftlich erregten Stadt, wo aus allen Häusern Verwundung und Todesgefahr drohte, waren fast unerträglich. Aber auch die Truppen bewährten heroischen Mut gepaart mit Mäßigung und Schonung. „Die Zucht, die feste Treue, der kaltblütige Mut, die Standhaftigkeit, die Menschlichkeit, in der die Garden und die Schweizer die Plagen dieses Tages aushielten, waren der höchsten Ehre wert. Unaufhörlich gereizt, ließen sie sich an keiner Stelle zu zügelloser Vergeltung dahinreißen.“ Nach zehnstündigen Kämpfen vor und in dem Stadthaus blieben die Insurgenten schließlich im Besitz des Gebäudes, das in der Geschichte Frankreichs zu allen Zeiten eine so wichtige Stelle behauptet hat. Aus Mangel an

Schießbedarf mußten die Truppen am späten Abend das mehrmals genommene und wieder verlorne Stadthaus den Volksstreitern überlassen. Erschöpft und niedergeschlagen kehrten sie nach dem Zentrum der Stellungen in der Nähe des Hauptquartiers, um die Tuilerien, das Louvre, das Palais Royal zurück.

Vermittelungsversuche. Neben den Straßen- und Barrikadenkämpfen liefen Unterhandlungen einher, um dem Blutvergießen und dem Bürgerkrieg Einhalt zu thun. Wie am vorhergehenden Tag bei Périer bestimmt worden war, traten die in Paris anwesenden Deputierten, dreißig bis vierzig an Zahl, um Mittag bei Audry de Puyraveau zu einer neuen Beratung zusammen. Auch Lafayette und Laffitte, welche während der Nacht nach Paris gekommen waren, fanden sich ein. Aber auch jetzt noch waren diese Anhänger des Verfassungsstaates soweit von revolutionären Gedanken entfernt, hatten sowenig Vertrauen auf einen siegreichen Ausgang der Volkserhebung, daß sie den Vorschlag Mauguins, zur Einsetzung einer provisorischen Regierung zu schreiten, kurzer Hand abwiesen, daß sogar ein von Guizot entworfener Protest gegen die Verordnungen, obwohl er von Beteuerungen der Treue und Loyalität gegen den König überfloß, ohne Namensunterschriften in die Druckerei des Temps geschickt ward, und daß man sich nur zu dem Beschluß vereinigte, auf dem Weg der Bitten und Vorstellungen die Beendigung des Blutvergießens und die Zurücknahme der Ordonnanzen zu erwirken. Zu dem Zweck wurde eine Deputation in die Tuilerien abgeordnet, bestehend aus Laffitte, Kasimir Périer, Mauguin und den Generalen Lobau und Gérard, welche dem Marschall ihr Anliegen vortragen sollten. Zugleich bewogen sie den Grafen Vitrolles, der trotz seiner royalistischen und klerikalen Gesinnung an dem Staatsstreich mit seinen blutigen Folgen kein Wohlgefallen hatte, daß er sich nach St.-Cloud begab, um bei dem König und dem Hof in demselben Sinn zu wirken; ja selbst Polignac sollte mit der Bitte um Nachgiebigkeit angegangen werden. Alle diese Versuche blieben erfolglos. Der Marschall Marmont, den schon vor der Ankunft der Deputation sein Freund, der berühmte Physiker und Astronom Arago vergebens aufgefordert hatte, daß er dem König, falls dieser sich weigere die Ordonnanzen zurückzunehmen und die Minister zu entlassen, den Oberbefehl zurückgebe, behandelte die Abgeordneten mit soldatischer Ehrenhaftigkeit, wies aber ihr Ansuchen um Einstellung der Feindseligkeiten entschieden zurück, wenn nicht die Aufständischen zuvor sich unterworfen hätten. Militärische Ehre und Pflicht, versicherte er, verlangten, daß er den vom König erhaltenen Befehl ausführe. Doch versprach er den Abgeordneten, ihre Wünsche nach St.-Cloud zu melden, gestand ihnen aber, daß er wenig Vertrauen in die Erfüllung setze. Er hielt Wort; eine Depesche, die er sofort durch seinen Adjutanten, Oberst Konierowski, absandte, unterrichtete den König von dem wahren Stand der Dinge und verhehlte nicht, daß die Lage immer bedenklicher werde. Polignac ließ die Deputation gar nicht vor. In Selbsttäuschung befangen und durch seine royalistischen Zuträger mit der Hoffnung baldiger Niederwerfung des Aufstands

erfüllt, erblickte er in kaltblütigem Festhalten der eingeschlagenen Bahn den sichern Sieg. In diesem Sinn hatte er an den König berichtet und kurz zuvor die Bildung eines Kriegsgerichts angeordnet, welches die mit den Waffen ergriffenen Aufständischen stehenden Fußes aburteilen sollte. Zugleich hatte er den Marschall aufgefordert, sechs namhafte Oppositionsmänner, die er als Häupter und Anstifter des Aufruhrs bezeichnete, in Haft zu nehmen. Es waren Laffitte, Lafayette, Mauguin, Audry de Puyraveau, Salverte und Marchais. Aber Marmont ließ den Befehl unausgeführt. In den Hofkreisen von St.-Cloud traute man dem günstigen Bericht des Ministerpräsidenten und wollte weder von den Vorstellungen Vitrolles' noch von den zur Nachgiebigkeit mahnenden Schlußworten der Depesche des Marschalls etwas hören. Man glaubte, die ganze Bewegung rühre von den Umtrieben des Herzogs von Orleans und seiner Vertrauten her. Die letztern dachte man aber bereits in Gewahrsam gebracht und vor das Kriegsgericht gestellt. Karl entbot die Minister auf den folgenden Tag zur Sitzung nach dem Schloß in St.-Cloud.

Die Revolution im siegreichen Fortschreiten. Donnerstag, 29. Juli 1830.

Die Aufständischen machten sich die Nacht zu nutze, um bei Fensterbeleuchtung und Fackelschein neue Barrikaden aufzuwerfen und die ganze Stadt von zwanzig zu zwanzig Schritten zu durchschneiden, so daß die Truppen nur den kleinen Raum um die königlichen Schlösser als Grundlage ihrer militärischen Operationen innehatten. Mit den Erfolgen wuchs der Mut und die Zahl der Aufständischen. Wohlgesinnte Bürger hatten am vorhergehenden Tag das Gesuch um Wiederherstellung der Nationalgarde an den Marschall gerichtet; ihnen wäre naturgemäß die Mission einer Vermittelung zwischen der Regierung und den Insurgenten zugefallen; die Zurückweisung führte sie dem Aufstand zu. Man merkte bald, als am folgenden Morgen der Kampf von neuem anhub, an der größern Sicherheit des Angreifens und Zielens, daß geübte Schützen in den Reihen der Volksstreiter standen. Je bedrohlicher der Kampf sich gestaltete, desto unsicherer und schwankender wurde die Haltung des Gouverneurs. In seinem Festungsbereich dicht umlagert, zeigte er sich jetzt zur Einstellung der Feindseligkeiten bereit, die er gestern noch so bestimmt verweigert hatte. Allein es fehlte ihm an Mitteln, den Aufruf drucken und verbreiten zu lassen. Derselbe blieb fast unbekannt und hatte nicht die geringste Wirkung. Die Ankunft zweier Pairs, Argout und Semonville, in den Tuilerien brachte den Geist Marmonts noch mehr in Verwirrung. Die beiden Grafen drängten sich zu Vermittlern auf, mehr aus Ehrgeiz als aus Vaterlandsliebe oder Menschlichkeit. Sie wollten den Marschall sogar bereden, die Minister zu verhaften. Nach einer stürmischen, von gegenseitigen Vorwürfen und Beschuldigungen begleiteten Unterredung mit Polignac reisten sie nach St.-Cloud ab, wohin sich gleichzeitig die Minister zu der anberaumten Sitzung begaben. Mittlerweile nahmen die Dinge in der Stadt selbst eine Wendung, die den Königlichen jede Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang raubte. Zwei Linienregimenter, auf dem Vendômeplatz und in der

Nähe aufgestellt, das dreiundfünfzigste und das fünfte, ließen sich durch die feurigen und verlockenden Ansprachen einiger patriotischen Männer bewegen, vom Kampf gegen das Volk abzustehen und sich unter den Befehl des Generals Gérard zu stellen, mit der Bedingung, daß man sie nicht nötige gegen ihre Kameraden zu fechten. Als ein Offizier der Nationalgarde, Bruder des Abgeordneten Laffitte, sich dafür verbürgte, zogen sie nach der Chaussee d'Antin ab, bis zur Erschöpfung ermattet durch Hitze und Anstrengung, durch Hunger und Durst. Dieser Abfall wurde noch dadurch verhängnisvoll, daß Marmont zwei Schweizer-Bataillone, welche das Louvre verteidigten, zur Deckung der entblößten Stellung heranzog. Ein drittes, unter Oberst Salis, sollte im Schloß zurückbleiben, aber war es Folge eines Mißverständnisses oder der Verwirrung und Mutlosigkeit, auch dieses Bataillon räumte das Schloß und begab sich nach dem Karussellplatz. Rasch drangen nun die Aufständischen in den leeren Palast, feuerten aus den Fenstern der Säle und Gänge auf die unten stehenden Truppen. Diese, schon durch den Anblick der fliehenden Schweizer erschüttert, stürzten sich in wilder Unordnung nach den Tuilerien, in den anstoßenden Garten, in die Elyseischen Felder. Nur mit Mühe vermochte der Oberbefehlshaber die wilde Flucht in einen geordneten Rückzug zu verwandeln. Aber die Schlösser waren nicht mehr zu halten. Um die Mittagstunde waren Louvre und Tuilerien in der Gewalt der Insurgenten. Auf dem Dach wehte die Trikolore. In die verlassenen Räume zogen Volkshaufen ein. Daß es dabei nicht ohne Szenen von Gewaltthat und Zerstörungswut abging, daß die Gemächer der untern Stockwerke beider Gebäude und insbesondere der erzbischöfliche Palast, den man für den Hauptherd der freiheitsfeindlichen Umtriebe hielt, der Schauplatz wilder Ausschreitungen und vandalischer Auftritte waren, lag in der Natur eines solchen Volkskriegs, namentlich wenn man bedenkt, daß an den vorhergehenden Tagen die meisten Gefängnisse geöffnet oder erbrochen worden waren, daß Verbrecher und Sträflinge die Verwirrung und Gesetzlosigkeit zu Plünderungen und Frevelthaten aller Art mißbrauchten. Dennoch muß man rühmend anerkennen, daß im ganzen das Pariser Volk seinen Sieg nicht durch Greuel und Unthaten schändete, wie sie in der Schreckenszeit vorgekommen, daß neben den Ausbrüchen ungebändigter Triebe und Leidenschaften auch viele Züge von Großmut, von Uneigennützigkeit, von Rechtsgefühl, von Schonung des Lebens und Eigentums berichtet werden. Die Zahl der Toten, die auf etwa tausend berechnet ward, und die der Verwundeten, die fünftausend überstieg, gab Zeugnis von der Erbitterung und Kampfeswut der Volksstreiter wie von der Tapferkeit der Soldaten; aber von Kriegsgreueln, von Grausamkeiten und Schlächtereien, von Mordgier und Rachsucht gegen den überwundenen Feind werden nur vereinzelte Beispiele gemeldet. Die Stimme der Menschlichkeit fand häufiger Gehör als die der Leidenschaft. Verletzung des Eigentums wurde nicht selten durch das Volk selbst auf frischer That bestraft, geraubtes Gut in öffentlichen Gebäuden sicher geborgen.

Solche Züge verdienen um so mehr Beachtung, als die ganze revolutionäre Erhebung ohne höhere Leitung, ohne anerkannte Autorität vor sich ging. Der ganze dreitägige Aufstand glich einem jener geschichtlichen Naturereignisse, welche sich nach dem Gesetz der Notwendigkeit gleichsam ohne menschliches Zuthun aus der urwüchsigen Volksanlage heraus entwickeln ohne Plan, Berechnung und Kunst. Weder die Häupter der liberalen Opposition, noch die royalistischen Ultras hatten sich zur Kriegsfahne gedrängt, hatten den Schlachtruf ausgegeben. Es war der Widerwillen der Nation gegen das Bourbonsche Königshaus, gegen das System absolutistischer Willkür und heuchlerischer Priesterpolitik, was die Waffen in die Hand gab, und die revolutionäre Tradition der Pariser Bevölkerung, was den einmal begonnenen Kampf in Gang hielt.

Stadthausregierung und Bürgerwehr.

Um dieselbe Zeit, da die königlichen Schlösser in die Gewalt des Volks fielen und Marschall Marmont den Abzug der Truppen nach der Barriere de l'Etoile und der Vorstadt du Roule mühsam bewerkstelligte, spielte sich auf dem Stadthaus eine Szene ab, welche ein grelles Bild von der gänzlichen Zerfahrenheit der öffentlichen Zustände und der herrschenden Anarchie gab. Ein ehemaliger Offizier der kaiserlichen Armee, Namens Dubourg, ein Mann von zweideutiger Vergangenheit, erschien in einer vom Trödler erstandenen abgetragenen Uniform auf dem Rathaus und wurde auf Empfehlung von Evariste Dumoulin, einem der Redakteure des „Constitutionel“, zum General der Nationalgarde ausgerufen. Zu ihm gesellte sich Baude vom „Temps“, dessen anstelliges Schauspielertalent sich rasch in allen Rollen zurechtfand, und beide traten als Häupter einer provisorischen Regierung auf, erließen einen Tagesbefehl in sieben Artikeln, der die Absetzung des Ministeriums verkündete, die Abgeordneten nach dem Stadthaus beschied, die Herstellung der Mairien anordnete und die Nationalgarde unter die Waffen rief. Da die Volksvertreter, denen naturgemäß die Führerschaft zugestanden hätte, aus ihrer unschlüssigen zaghaften Haltung noch immer nicht herauszutreten wagten, noch immer sich zu keinem mannhaften Entschluß aufzuschwingen vermochten, so fand die improvisierte Regentschaft eine Zeitlang Gehorsam und Anerkennung. Endlich kam auch in die Deputierten einiges Leben. Etwa dreißig derselben waren bei Laffitte versammelt, als der Übergang des dreiundfünfzigsten Linienregiments zur Volkssache gemeldet ward. Diese Nachricht brachte eine zündende Wirkung auf die Anwesenden hervor und riß sie aus der bisherigen Rückhaltung heraus. Lafayette, der soeben eintrat und erklärte, er sei von mehreren Seiten aufgefordert worden, sich an die Spitze der Pariser Bürgerwehr zu stellen, und habe sich entschlossen die Mission, die er bisher zurückgewiesen, zu übernehmen, wurde sofort von den Anwesenden zum Befehlshaber der Nationalgarde ernannt, die bereits General Pajol mit Ermächtigung des Abgeordneten Laborde zu formieren begann. So kam denn der alte Freiheitskämpfer wieder in dieselbe Stellung, die er vor vierzig Jahren innegehabt. General Gérard, nach dem Wunsch der abgefallenen Regimenter zum

Kommandanten der Linientruppen ernannt, erklärte, daß er sich glücklich schätze unter seinem ehrwürdigen Kollegen zu dienen. Damit war Lafayette als das militärische Oberhaupt des Aufstands anerkannt. Eben wollte man zur Ernennung eines städtischen Ausschusses oder einer Munizipalkommission schreiten, wie auf Guizots Vorschlag die provisorische Regierung heißen sollte, als ein panischer Schrecken die ganze Versammlung auseinander sprengte. Das fünfte Regiment, das eben vor dem Haus angekommen, feuerte die Gewehre in die Luft ab. In der Gemütsaufregung glaubten die Anwesenden, es sei ein Überfall, und eilten mit dem Ruf Verrat! durch alle Zugänge nach dem Garten. Nur Laffitte, der sich bei dem Übersteigen einer Barrikade den Fuß verrenkt hatte, blieb in seinem Lehnstuhl sitzen. Als sich der Irrtum aufklärte, kehrten alle in den Saal zurück, und nun wurde das Wahlgeschäft zu Ende geführt. Laffitte, Périer, Lobau, Schonen und Audry de Puyraveau sollten den städtischen Ausschuß bilden, der seinen Sitz im Stadthaus nehmen und als oberste Regierungsbehörde bis zur Herstellung der Ordnung wirken sollte. Nachträglich wurde noch Mauguin hinzugefügt. Odilon Barrot und Baude erhielten das Amt von Sekretären. Darauf begaben sich alle nach dem Stadthaus, wo bereits Lafayette aus den Händen Dubourgs und Baudes die öffentliche Gewalt übernommen hatte, und verteilten die dringendsten Geschäfte untereinander. Am Nachmittag sah man bereits auf allen Staatsgebäuden die Trikolore wehen.

c. Die Krisis.

Die Vorgänge in St.-Cloud und die königlichen Botschafter in Paris.

Daß mit dem 29. Juli die Herrschaft der Bourbonen ihr Ende gefunden, unterlag kaum mehr einer Frage. Nur am königlichen Hof von St.-Cloud hatte man am Morgen noch nicht den geringsten Zweifel, daß die Truppen den Aufstand bald bewältigen würden. Selbst die beunruhigenden Nachrichten, welche zuerst Vitrolles, dann Semonville und Argout überbrachten, hielt Karl X. für Übertreibungen, für Gebilde einer erhitzten Phantasie. Noch am Mittag, als er sich schon anschickte, den am gestrigen Tag angeordneten Ministerrat abzuhalten, war er fest entschlossen nicht nachzugeben. Meinen Bruder, sagte er, hat seine Nachgiebigkeit auf das Schafott gebracht, ich will ihm nicht dahin folgen. Und als ihm weiter gemeldet ward, daß das Louvre und die Tuilerien von den Aufständischen genommen seien und die Truppen den Rückzug angetreten hätten, geriet er in solchen Unwillen, daß er dem Marschall sofort das Kommando entzog und den Dauphin zum Oberbefehlshaber ernannte. Erst als Marmont, der an der Barriere de l'Etoile die Weisung empfing, die Truppen noch weiter in der Richtung von St.-Cloud zurückzuziehen, als Bote seiner eignen Niederlage in der Residenz erschien, umgeben von staubbedeckten, schweißtriefenden Offizieren und Reitern, deren verwildertes, erschöpftes Aussehen die ausgestandenen Leiden und Beschwerden ankündigte und die Höflinge erbleichen

ließ, lenkte der König allmählich ein. Er sandte seinen Sohn zu den Truppen, um sich von deren Zustand zu überzeugen. Das kalte, herzlose Benehmen des hochmütigen Angoulême gegenüber den tapfern, aufopfernden Kriegsmännern konnte keine Begeisterung erwecken; verstimmt und hoffnungslos kehrte er in das Schloß zurück. Nun erkannte man die Notwendigkeit, die Verordnungen zu widerrufen und die Minister zu wechseln. Der Herzog von Mortemart, Gesandter in St. Petersburg, ein Pair von gemäßigt freisinnigen Grundsätzen, der gerade in einem französischen Seebad sich auf Urlaub befand und auf die Kunde von den Pariser Vorgängen nach St.-Cloud geeilt war, sollte ein neues Kabinett bilden, zu dem unter andern General Gérard und der redegewandte aristokratisch-liberale Abgeordnete Kasimir Périer beigezogen werden sollten. Selbst die Herstellung der Nationalgarde und die Ernennung Lafayettes zum Kommandanten wollte Karl zugestehen. Mortemart trug Bedenken, eine so schwierige Mission zu übernehmen. Erst als der König, den sein bisheriges Selbstvertrauen gänzlich verlassen hatte, nach langem, vergeblichem Zureden mit bewegter Stimme die Worte sprach: Sie weigern sich also, meine Krone, den Kopf meiner Minister und vielleicht den meinigen zu retten?, willigte der Herzog mit schwerem Herzen ein. Vitrolles, Semonville und Argout sollten den Abgeordneten in Paris die Botschaft überbringen. Die Unterhändler waren sehr betroffen, als sie bei ihrer Ankunft an der Barriere de l'Etoile auf ihre Frage, wo General Gérard zu finden sei, die Antwort erhielten: bei der provisorischen Regierung im Stadthaus. Mühsam gelangten sie durch die von Barrikaden durchschnittenen Straßen nach dem Gebäude. Man begehrte ihre Vollmacht; aber sie hatten nur mündliche Aufträge. Die Munizipalkommission hielt sich nicht für befugt, unter solchen Umständen mit ihnen in Unterhandlungen einzutreten, und wies sie an die im Haus Laffitte versammelten Deputierten. Der Ruf aus den Reihen der Aufständischen, der den Abgesandten beim Eintritt entgegenschallte: Keine Bourbonen mehr! war nicht ermutigend. Dennoch wiesen die Volksvertreter, die noch einige hervorragende Männer aus der Bürgerschaft, wie Thiers, Mignet, beigezogen hatten, die Eröffnungen der Botschafter nicht von der Hand. Sie hatten noch immer nicht den rechten Mut gefunden und fürchteten, daß die Revolution über sie hinausgehen möchte. Denn bereits hatten sich in einem Café der Richelieustraße einige alte Carbonari und Demokraten, an ihrer Spitze Bastide, Hubert, Trélat, Boinvilliers, Teste, Pierre Leroux, zu dem Plan vereinigt, man müsse den Sieg des Volks zur Errichtung republikanischer Institutionen benutzen. Als Barrikadenkämpfer und „Volksfreunde", wie sie ihre Gesellschaft bezeichneten, standen sie dem Aufruhr näher als die reichen und vornehmen Kammermitglieder. Die Abgesandten erhielten den Bescheid, sie sollten in St.-Cloud die nötigen Schriftstücke einholen und mit dem neuen Ministerpräsidenten zurückkehren. Bis Mitternacht wolle man auf sie warten. Aber die Botschafter konnten die Zeit nicht einhalten. Der König war

zu Bett gegangen; Mortemart zögerte mit der Abreise. Bis man den Monarchen aufgeweckt und zur Unterzeichnung der Urkunden gebracht, durch welche die Ordonnanzen vom 25. Juli zurückgenommen, die drei Minister ernannt, die Nationalgarde unter ihrem Befehlshaber hergestellt und die Kammern auf den 3. August einberufen wurden, verstrich der größte Teil der Nacht. Als endlich Mortemart, unwohl und vom Fieber gequält, mit seinen Begleitern am Boulogner Wald anlangte, stießen sie zuerst bei den Truppen, dann bei den Insurgenten auf so viele Schwierigkeiten, daß sie nur auf weiten Umwegen zu Fuß und auf den Tod ermüdet in die dunkle Stadt zu gelangen vermochten. Die Abgeordneten hatten mittlerweile das Haus Laffitte verlassen und auf den nächsten Mittag eine neue Zusammenkunft im Palais Bourbon anberaumt. Mit Schweiß und Staub bedeckt hinkte nun der Ministerpräsident auf wundgegangenen Füßen nach dem Palast der Pairskammer. Auf dem Weg benahm ihm schon Bérard, der ihm an der Seite des alten erblindeten Matthieu Dumas, eines Schicksalsgefährten Lafayettes begegnete und ihn in sein Haus zog, jede Hoffnung auf irgend einen Erfolg. König Karl X. habe aufgehört zu regieren, sagte Bérard, jetzt handle es sich nur noch um die Frage, ob Monarchie oder Republik. Dringe das Königtum durch, so werde nicht die zeitfeindliche Dynastie Bourbon, sondern der Herzog von Orleans in Zukunft die Krone Frankreichs tragen. Tief erschüttert richtete Mortemart seinen Gang zu den Pairs im Palais Luxembourg, wo etwa achtzehn Mitglieder um Semonville versammelt waren. Er konnte nicht einmal die von St.-Cloud mitgebrachten Aktenstücke veröffentlichen. Ein Mitglied der ersten Kammer, Baron Sussy, erhielt den Auftrag, sie nach dem Palais Bourbon und nach dem Rathaus zu bringen.

Thiers und der Herzog von Orleans. Freitag, 30. Juli 1830.

Was Bérard dem Minister gesagt hatte, war mehr der Wunsch einer Gruppe von Abgeordneten und Journalisten als die Ansicht der Kammermehrheit. Zwar hatte sich Ludwig Philipp stets zu den Häuptern der liberalen Partei gehalten und besonders mit Laffitte, Sebastiani, Dupin die freundschaftlichsten Beziehungen gepflogen, aber klug und vorsichtig, wie er war, hatte er dabei jede offene Opposition gegen den Hof vermieden. Als die Juliverordnungen erschienen und die Katastrophe herbeiführten, lebte er in Neuilly in Verborgenheit und Zurückhaltung. Aber schon am frühen Morgen des 30. Juli las man an den Straßenecken einen Aufruf, worin der Herzog von Orleans als künftiger König empfohlen war: er ist der Sache der Revolution ergeben, hat nie gegen Frankreich gekämpft und stets die dreifarbige Fahne aufrecht erhalten; er wird die Charte annehmen, wie wir sie von jeher gewollt und verstanden haben, und seine Krone von dem französischen Volk empfangen. Der Aufruf rührte von Thiers her, dem Hauptredakteur des National; und einige Stunden nachher sah man denselben auf dem Weg nach Neuilly in Begleitung des Malers Ary Scheffer, der ihm das Landhaus zeigte. Dupin, der Rechtsberater der Familie

Orleans, war ihm bereits vorausgeeilt. Der Herzog selbst war nicht anwesend; er wartete lieber ab, wie sich der Sieg entscheiden werde, und wohin die Glückswürfel fielen. Die Herzogin, eine fromme weibliche Natur, zeigte wenig Verständnis und Neigung für die politische Rolle, die man ihrem Gemahl zugedacht. „Ihre bewundernde Liebe vermochte die Stimme des Gewissens und der legitimistischen Erziehung nicht zu übertönen.“ Um so schneller begriff die Prinzessin Adelaide, Ludwig Philipps Schwester, die wichtige Mission ihres Hauses. Sie erklärte sich bereit, selbst nach Paris zu reisen und ihren Bruder zu vertreten.

Stimmungen auf dem Stadthaus.

Rasch vollzog sich jetzt der Umschlag zu gunsten eines Orleansschen Königtums. Auf dem Stadthaus, wo einzelne Mitglieder der Munizipalkommission, wie Mauguin, v. Schonen, Audry de Puyraveau, Bérard nicht abgeneigt schienen, „ein wenig Pariser Kommune zu spielen“, wo Lafayette, bei dem die alten republikanischen Anwandlungen sich wieder zu regen begannen, das gebietende Wort führte, hatte es eine Weile den Anschein, als ob die Adresse der „Gesellschaft der Volksfreunde“ im Café Lointier, worin aufgefordert war, daß man dem siegreichen Volk selbst die Wahl seiner Regierung anheimgeben sollte, einen entscheidenden Einfluß zu gunsten einer republikanischen Staatsform üben würde; waren doch Höfe, Treppen, Gänge mit Volksstreitern, mit Blusenmännern und Arbeitern angefüllt, welche die Abschaffung des Königtums mit lauten Kundgebungen verlangten. Diese Anwandlungen waren jedoch vorübergehend. Schon bei der Ernennung von „Ministerkommissaren“ gab die Stadthausregierung ihre Orleanistischen Neigungen kund; in der Réunion Lointier wirkte selbst der Volksliebling Béranger für eine Orleanssche Monarchie; Lafayette war sehr betroffen, als sein junger Verwandter Charles Rémusat die Frage an ihn richtete, ob er die Verantwortlichkeit der Republik auf sich nehmen wolle, und suchte durch einlenkende Maßregeln die Hoffnungen der Radikalen zu zerstreuen, denen er in der Übereilung Vorschub geleistet. Die Finanzwelt, die Industrie, der ganze wohlhabende und gebildete Teil der Bevölkerung sehnte sich nach rascher Beendigung des revolutionären und anarchischen Zustandes, nach Herstellung der bürgerlichen Ordnung, eines freiheitlichen Rechtsstaates: die Verkündigung der Republik würde alle konservativen und gemäßigt liberalen Elemente wieder unter die Bourbonsche Fahne zurückführen, würde einen Bürgerkrieg von unabsehbarer Dauer erzeugen, würde den europäischen Frieden stören, das mißtrauische Ausland von neuem unter die Waffen rufen. Diese Erwägungen bewirkten, daß der Orleanismus auf dem Stadthaus mehr und mehr an Boden gewann. Den Abgeordneten der Réunion Lointier soll Lafayette, nach andern Odilon Barrot geantwortet haben: der Herzog von Orleans ist die beste der Republiken.

Orleans zum Reichsstatthalter ausersehen.

Noch rascher und einmütiger vollzog sich dieser politische Umschwung im Palais Bourbon, wo sich etwa fünfzig Abgeordnete eingefunden hatten. Unter ihnen war Hyde de Neuville der einzige Vertreter der Royalistenpartei. Der Bericht von Thiers über seine Aufnahme in Neuilly und über die Versicherung

Adelaidens, daß ihr Bruder sich nicht dem Ruf des Vaterlandes entziehen werde, riß die Deputierten aus ihrer bisherigen Zurückhaltung: die von Sussy überbrachten Verordnungen fanden keine Beachtung. Vielmehr einigte man sich nach einigem Zaudern über einen von Benj. Constant vorgeschlagenen Beschluß, kraft dessen der Herzog eingeladen werden sollte, sich nach Paris zu begeben, um die Befugnisse eines Reichsstatthalters auszuüben und die Nationalfarben aufrecht zu erhalten, mit dem Zusatz, daß die Kammern es für notwendig erachteten, in ihrer nächsten Sitzung Frankreich alle Bürgschaften für die volle und gänzliche Ausführung der Charte zu verschaffen. Zwölf durch das Los bestimmte Mitglieder der Versammlung überbrachten gegen Abend die mit vierzig Namensunterschriften versehene Adresse nach dem Palais Royal. Sie fanden den Herzog noch immer nicht anwesend. Aber ein dringender Brief von Laffitte und das Zureden Talleyrands, bei dem er sich Rats erholt, bewogen ihn, aus seiner spröden Zurückhaltung herauszutreten. Er begab sich zu Fuß nach Paris in bürgerlicher Kleidung, eine dreifarbige Schlinge um den Hut, und langte, von drei Adjutanten begleitet, von niemand erkannt, um Mitternacht in seinem Palast an.

Abreise des Hofs von St.-Cloud. Um dieselbe Zeit traten in St.-Cloud Ereignisse ein, welche den Orleanisten ihr Unternehmen erleichterten. Marmont hatte den Rat gegeben, der König sollte die Truppen, die in ihren Stellungen zwischen Paris und St.-Cloud der Verführung ausgesetzt waren, und unzufrieden über die mangelhafte Verpflegung, entmutigt durch Gerüchte von aufständischen Bewegungen in der Nähe, massenweise dem Lager und der Fahne entliefen, hinter die Loire zurückführen, Bourmont mit einigen Regimentern und mit den Schätzen der Kasbah an sich ziehen und dort die Bevölkerung Frankreichs gegen die Diktatur der Hauptstadt aufrufen. Allein Marmont wurde in den Hofkreisen als der Urheber aller Unfälle, fast als Verräter angesehen; der von ihm vorgeschlagene Rückmarsch vermehrte das Mißtrauen und die Nachreden. Als er nun gar durch einen eigenmächtig erlassenen Heerbefehl die Eifersucht und den Verdacht des Dauphin in solchem Grad auf sich zog, daß es zwischen beiden zu unwürdigen Auftritten im Schloß kam, und der Bourbonsche Oberkommandant den Marschall verhaften lassen wollte, war das Ansehen des letzteren vollends dahin. Der Dauphin, dem jetzt die Leitung der Truppen allein zufiel, war dieser Stellung nicht von fern gewachsen; je nachdem Gerüchte oder Nachrichten einliefen, erließ er die widersprechendsten Befehle. Dadurch stieg die Verwirrung und Ratlosigkeit zu der äußersten Höhe. In der Armee und selbst in den Kreisen der Höflinge und Beamten wuchs der Abfall mit jeder Stunde. So kam es denn soweit, daß die Botschaft von dem Anzug eines Trupps Bewaffneter, der zwischen Boulogne und Auteuil sich zeige, den Hof mit Angst und Schrecken vor einer nächtlichen Überrumpelung des Schlosses erfüllte und die Herzogin von Berry, für die Sicherheit ihrer Kinder besorgt, zur schleunigen Abreise riet.

Am nächsten Morgen wurde der Rückzug nach Trianon und dann nach Rambouillet angeordnet. Damit gab das Bourbonsche Königshaus seine Sache verloren. In Paris sang man: Wer wird eines schönen Tages zu Gent die Messe feiern? Der König! der König!

Der Herzog von Orleans war bei seiner Ankunft im Palais Royal noch keineswegs mit sich einig, nach welcher Richtung er steuern sollte. Zweifelnd schwankte er zwischen den sittlichen Geboten der Familienpietät und den nicht minder heiligen Verpflichtungen gegen die Wohlfahrt der Nation. Zu dem Herzog von Mortemart, den er zuerst zu sich kommen ließ, sprach er: wenn Sie den König früher als ich sehen, so sagen Sie ihm, daß man mich mit Gewalt hierher geführt hat, aber daß ich mich lieber werde in Stücke hauen lassen, als die Krone auf mein Haupt setzen. Es war ihm jedoch keineswegs Ernst mit dieser Beteuerung. Denn als bald darauf die zwölf Abgeordneten als Deputation der Kammer bei ihm erschienen und ihm die Würde eines Generalstatthalters anboten mit dem Bedeuten, daß schnelles Handeln Not thue, wenn nicht die republikanische Partei den Sieg davontragen solle, fügte er sich nach einigem Bedenken ihrer Aufforderung. Eine Proklamation, die Dupin nach seinen Diktaten niederschrieb, verkündete dem Pariser Volk, daß Ludwig Philipp das Amt eines Generalstatthalters, das ihm von den in der Hauptstadt anwesenden Kammermitgliedern übertragen worden, antrete; daß er sich in die Mitte der heldenmütigen Einwohnerschaft von Paris stelle, um unter der dreifarbigen Fahne, die er mit Stolz trage, Bürgerkrieg und Anarchie abzuwenden; daß die Kammern über die Mittel beraten würden, die Herrschaft der Gesetze und die Erhaltung der Rechte der Nation zu sichern; daß die Charte künftig eine Wahrheit sein werde. Die Abgeordneten nahmen die Proklamation mit lebhaftem Beifall auf und fügten der Verkündigung eine von Guizot, Constant, Bérard und Villemain entworfene Erklärung bei, worin die Bürgschaften für die Herstellung der Freiheit und Ordnung aufgeführt waren. Die große Menge dagegen verhielt sich kühl und spröde. Gehörte doch auch Orleans zu der Dynastie, die man soeben entthront hatte. Die freistaatliche Idee war bereits in vieler Köpfe gedrungen; besonders schwärmten die jüngern Volksstreiter, die Studenten und Polytechniker, für die Republik. Der demagogische Abenteurer Dubourg, der sich den Titel eines Generals beigelegt hatte, warf sich mit anmaßender Frechheit zum Wortführer auf.

Ludw. Philipp übernimmt die Würde eines Generalstatthalters. 31. Juli 1830.

In diesem kritischen Augenblick lag die Entscheidung in der Hand Lafayettes. Der Ruhm seines Namens, seine weltgeschichtliche Vergangenheit, sein treues Festhalten an den Errungenschaften und Prinzipien der Revolution, an den Menschen- und Bürgerrechten, für die er seit vierzig Jahren gekämpft, sein rechtschaffenes Leben und sein Einfluß als Befehlshaber der Nationalgarde gaben ihm ein beherrschendes Ansehen bei allen Klassen der Bevölkerung. Nur er vermochte in der schwebenden Frage: ob Republik oder Monarchie, den Ausschlag

Die Bestallung auf dem Stadthaus.

zu geben. Seit den Tagen, da er mithalf eine neue Staatsgesellschaft zu gründen, eine abgelebte zu stürzen, war er den republikanischen Grundsätzen zugethan; aber bittere Erfahrungen hatten ihn allmählich dahin geführt, daß er in einer auf der Volkssouveränität aufgebauten, von demokratischen Einrichtungen umgebenen Monarchie ohne Adel, ohne Vorrechte, ohne Erblichkeit, außer in dem Oberhaupt der vollziehenden Gewalt, die vollkommenste Staatsform erkannte. Auch die Glieder der Munizipalkommission, die für den siegreichen Aufstand Partei zu nehmen geneigt waren, beugten sich unter seine Autorität. Bei dieser Stimmung und Lage kam alles auf eine eindrucksvolle Kundgebung, auf eine entschlossene That an. Und zu einer solchen raffte sich der Herzog im rechten Augenblick auf. Ermutigt durch die ihm heimlich überbrachte Zusage Lafayettes, er werde keinen Widerspruch erheben, wenn der Herzog einwillige die Krone von der Nation zu empfangen, faßte Ludwig Philipp den kühnen Plan, sich mit den Abgeordneten, deren Zahl allmählich auf einundneunzig gestiegen war, vom Palais Royal aus nach dem Stadthaus zu begeben, um dort die höchste Staatsgewalt sich von den Vertretern des souveränen Volks übertragen zu lassen. Es war ein Schritt von welthistorischer Bedeutung und zeugte von hohem Mut, als der Herzog am letzten Juli des Mittags um zwei Uhr an der Spitze eines bürgerlichen Zuges, ohne allen militärischen Prunk, sich durch die dichtgedrängten, noch von den Überresten der Barrikaden bedeckten Straßen, nach dem städtischen Rathaus in Bewegung setzte, voran ein einziger Trommler, der Prinz selbst in Generalsuniform mit der dreifarbigen Kokarde zu Pferd, Laffitte, der Präsident der Versammlung, seines verrenkten Fußes wegen in einem Tragsessel. Den Hut in der Hand, ritt Ludwig Philipp heiteren Antlitzes durch die Menge, da und dort in kurzen Anreden sich an die Barrikadenmänner wendend, links und rechts die Hände schüttelnd. Je mehr sich aber der Zug von der Orleansschen Residenz entfernte, desto dichter wurde die Menschenmasse, desto drohender und feindseliger die Haltung der Menge, desto häufiger die revolutionären Zurufe. Aus dem bleichen Angesicht und den ernsten Mienen konnte man die innere Gemütsbewegung Ludwig Philipps erraten. Wie leicht konnte aus jedem Fenster, aus jeder Thür die Todeskugel herausfliegen! Seine „Fahrt nach Reims", wie man diesen Ritt nach dem Stadthaus genannt hat, bewegte sich zwischen der Thronerhöhung und dem Sturz vom Tarpejischen Felsen. Mühsam stieg er durch die von „Patrioten" angefüllten Treppen und Vorplätze zu dem Saal empor, wo ihn Lafayette an der Spitze des städtischen Ausschusses empfing. Die taktvolle Antwort, womit der Prinz den mit einer frechen Anrede sich an ihn herandrängenden Dubourg zurechtwies, machte einen günstigen Eindruck. Nun entfaltete Lafayette die dreifarbige Fahne und trat Arm in Arm mit dem Herzog auf den Balkon des Rathauses. Da brach plötzlich die auf dem Platz versammelte Volksmenge, die noch kurz vorher eine bedenkliche Stimmung an den Tag gelegt, von der Macht des Augenblicks überwältigt, in unermeßlichen Jubel und in betäubende

Hochrufe aus. Erleichterten Herzens kehrte darauf der neue Generalstatthalter nach dem Palais Royal zurück, erfreut über die Zeichen der Zufriedenheit, der Volkslust, der Fröhlichkeit und der gehobenen, hoffnungsreichen Stimmung, die ihm auf dem ganzen Weg, vor allem im Garten und in der Umgebung des Palais Royal entgegentraten. Alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß aus dem Reichsverweser bald ein König hervorgehen würde. Nächtliche Freudenfeuer bildeten den Schluß der großen Juliwoche und leiteten zum Ruhefest des folgenden Tages ein.

Doch war die Stunde der königlichen Macht und Herrlichkeit für den Herzog noch nicht angebrochen. Die „Gesellschaft der Volksfreunde“ war keineswegs damit einverstanden, daß der neue Fürst als ein Bourbon von halber Erbberechtigung auf den Thron gelange, daß der Legitimitätsgrundsatz in verhüllter Gestalt fortbestehen solle; sie verlangte, daß in Frankreich eine konstituierende Nationalversammlung ins Leben trete, welche auf Grund der Volkssouveränität die Charte umgestalte, die dann von dem neuen Monarchen vor seinem Regierungsantritt beschworen werden sollte. Die Wortführer der Radikalen hatten zu dem Zweck eine Adresse an den Ausschuß der provisorischen Regierung entworfen, worin die grundlegenden Rechtsbestimmungen aufgeführt waren, die vor der endgültigen Entscheidung der Regierungsform festgesetzt werden sollten. Die Presse hatte so oft auf die Vorgänge Englands bei der Wiederbesetzung des Throns nach der Flucht der Stuarts hingewiesen, daß es nahe lag, eine Nachahmung des dortigen Verfahrens zu empfehlen (XII, 533 ff.). Nach der Behauptung der „Volksfreunde“ sollte sich Lafayette zustimmend über das in der Adresse aufgestellte Stadthausprogramm ausgesprochen haben; er selbst aber versicherte, er habe sie mit der Zusage zu beruhigen gesucht, er werde stets die Fahne der Ordnung und Freiheit aufrecht halten. Er mochte vor den Gefahren zurückschrecken, die aus einer Verlängerung des revolutionären Zustandes dem Vaterland erwachsen möchten. Soviel ist sicher, als Lafayette seinen Gegenbesuch im Palais Royal abstattete, gab er mit den Worten: Frankreich bedarf eines volkstümlichen Thrones, umgeben von republikanischen, völlig republikanischen Einrichtungen, die Parole für die rasche Aufrichtung einer konstitutionellen Monarchie, ohne das Stadthausprogramm vorzulegen. Die Antwort des Herzogs, er werde es den Kammern anheimgeben, die Grundbestimmungen seines Königtums festzusetzen, schien genügende Bürgschaft für dessen echt konstitutionelle Gesinnung. Diese Ansicht wußte Lafayette auch der patriotischen Jugend und den „Volksfreunden“ einzuflößen. Ein republikanisches Königtum war bald die Losung des Tages, in die nur einige grundsätzliche Gegner des dynastischen Regiments und Vorkämpfer demokratischer Volksversammlungen nicht einstimmten. Die provisorische Regierung auf dem Stadthaus stellte dem Reichsverweser brieflich ihre Vollmachten zur Verfügung. Er bestätigte die meisten der von ihr ernannten Kommissare in ihren Ministerstellen, Das Stadthausprogramm.

unter ihnen Dupont de l'Eure, Gérard, Guizot, Broglie, Jourdan, überließ Lafayette den Oberbefehl über die Nationalgarde und setzte ihm seinen alten Gefährten Matthieu Dumas als Generalinspektor an die Seite.

In dieser formlosen mit großer Eilfertigkeit vollzogenen Übertragung der höchsten Staatsgewalt an den Orleansschen Prinzen lag die Quelle der spätern Spaltung der liberalen Partei. Die strengen Anhänger der Volkssouveränität suchten ihr Gewissen zu retten, indem sie annahmen, der Herzog von Orleans sei nicht als Bourbonscher Prinz, sondern um seiner persönlichen Eigenschaften willen auf den Thron erhoben worden, die Verfechter der Legitimität dagegen betonten die dynastische Verwandtschaft. Das „Obgleich" und „Weil" schied das Orleanistische Frankreich in zwei Heerlager, die einen mit einer mehr demokratisch-volksherrlichen Fahne, die andern unter dem Schild konservativ-dynastischer Grundsätze. Ganz außerhalb dieser beiden Hauptlager standen die Republikaner, die Legitimisten und Bonapartisten.

d. Ludwig Philipp, König der Franzosen.

Der Hof in Rambouillet. Zu dem raschen Verlauf der Dinge in Paris, der in dem allgemeinen Wunsch der bürgerlichen Bevölkerung nach möglichst schneller Herstellung einer obrigkeitlichen Autorität, einer gesicherten Rechtsordnung, eines friedlichen Zustandes gegenüber dem Ausland seine Hauptquelle hatte, bildete die Ratlosigkeit und Unschlüssigkeit des Hofes in Trianon, dann in Rambouillet den auffallendsten Gegensatz. In St.-Cloud standen noch fünfzehntausend Mann mit vierzig Kanonen unter dem Befehl des Dauphin. Allein die strategische Unfähigkeit des Herzogs und die wachsende Unzufriedenheit und Unzuverlässigkeit der Truppen verhinderten jedes energische Vorgehen. Bei einer Heerschau in Sèvres war er Augenzeuge, daß das Schweizer Bataillon Salis Waffen und Patronen an das Volk abgab, daß zwei Gardekompanien, statt den Feind auf dem andern Seineufer anzugreifen, ihren Weg nach Paris einschlugen. Die Schwierigkeit der Verpflegung vermehrte den Abfall und die Fahnenflucht. In Rambouillet beschied Karl X. seine Minister zu sich und gab ihnen den Rat, auf ihre Sicherheit bedacht zu sein. (2. Aug. 1830.) Einige derselben entkamen glücklich nach der Schweiz, nach Deutschland, nach England; aber Polignac, Peyronnet, Chantelauze und Guernon-Ranville wurden trotz ihrer Verkleidung erkannt und nach Vincennes in Haft gebracht. Gegen Ende des Jahres wurden sie vor dem Pairshof des Hochverrats angeklagt. Aber sie hatten ein milderes Los als einst Lord Strafford in London. Nach einem achttägigen Prozeßdrama, während dessen die Blicke von ganz Europa nach dem Luxembourg gerichtet waren und die Volksmasse mit wildem, drohendem Geschrei, mit lärmenden Gewaltszenen den Tod der Angeklagten forderte, wurden die vier Minister von dem hohen Gericht zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt und dann unter dem Schutz der Nationalgarde nach Vincennes zurückgeführt. Bald lief die Kunde durch die Armee, Karl X. habe den Herzog von Orleans durch den General Girardin auffordern

lassen, er möge seine Bestallung als Generalstatthalter von dem König annehmen, eine Kunde, die nicht verfehlen konnte, den Abfall und Übertritt ganzer Abteilungen zu vermehren. Von der aus den Bädern von Vichy zurückkehrenden Herzogin von Angoulême hörte man, daß in allen Städten die Trikolore aufgepflanzt sei, daß sich alle Provinzen der Julirevolution angeschlossen, eine Nachricht, die auch durch andre Botschaften bestätigt ward. Nun griff Karl X. zu demselben Mittel, zu dem Napoleon im letzten Augenblick vergebens seine Zuflucht genommen hatte: als ihm Ludwig Philipp auf sein Anerbieten antwortete, er sei Statthalter durch die Wahl der Abgeordneten, beschloß der König zu gunsten seines Enkels, des Herzogs von Bordeaux, dem Thron zu entsagen. Auch der Dauphin ließ sich bereit finden, seine Ansprüche auf die Krone aufzugeben. General Latour-Frissac überbrachte beide Abdankungsakte in Briefform dem Generalstatthalter, mit dem Auftrag die Thronbesteigung Heinrichs V. zu verkündigen und die Regentschaft zu übernehmen. Es war zu spät. Wie hätte das Pariser Volk, dem der Bourbonsche Name so verhaßt war, daß während des Aufstandes die Straße, die den Namen des Sohnes der Herzogin von Berry führte, in Straße des Findelkinds umgewandelt wurde, sich im Siegesrausch der gelungenen Revolution ein solches Abkommen gefallen lassen!

Solange indessen die königliche Familie in Rambouillet weilte und noch immer eine Truppenmacht von achttausend Mann unter General Vincent zu ihrer Verteidigung bereit stand, war der Sieg des neuen Königtums nicht gesichert. Konnte nicht Karl X. mit dem getreuen Überrest seiner Armee sich nach dem Süden der Loire werfen, die Vendée aufrufen, durch das royalistische Frankreich die revolutionäre Hauptstadt bekriegen? Von dieser Gefahr wurde der Herzog durch die Mutlosigkeit und Saumseligkeit des Königs und seiner Umgebung befreit. Die vier Kommissare, die Ludwig Philipp nach Rambouillet geschickt hatte, Marschall Maison, Schonen, Odilon Barrot und Jacqueminot verfehlten, indem sie gar nicht vorgelassen wurden, ihren Zweck die königliche Familie zu bewegen, um ihrer Sicherheit willen sich nach Cherbourg zu begeben, wo der Seekapitän Dumont d'Urville zwei Fahrzeuge zu ihrer Verfügung stellen würde. Was sie nicht erreichten, das bewirkte die Nachricht, daß sich ein Volksheer, bestehend aus Nationalgarden und Barrikadenkämpfern, auf den Elyseischen Feldern sammle, um unter General Pajol auf Rambouillet loszurücken. Man fürchtete die Wiederholung des Versailler Oktoberzugs vom Jahr 1789. Und in der That erinnerte der Anblick der zuchtlosen Haufen wilder Gesellen und Freischaren in wunderlichen Trachten, Aufzügen und Waffen an die Szenen und Erscheinungen der Sansculottenzeit. Am Abend langten die Insurgentenscharen, vereinigt mit der Bürgerwehr von Rouen, in allem etwa zwanzigtausend Mann, ohne alle militärische Ordnung und Haltung, zum Teil zu Fuß, zum Teil in erpreßten Wagen, Fiakern, Omnibussen, in Coignères, drei Stunden von Rambouillet, an und lagerten sich in den Getreide- und Kleefeldern auf beiden Seiten der

Abreise der königlichen Familie.

3. Aug. 1830.

Landstraße. Da eilten die Kommissare abermals in die Residenz des Königs, um ihm vorzustellen, welchen Gefahren er selbst und die Seinen ausgesetzt seien, wenn die sechzigtausend Pariser Barrikadenkämpfer, zu solcher Höhe hatte das Gerücht die Zahl gesteigert, in der Nacht oder am nächsten Morgen einziehen würden. Als Karl den Marschall Maison auf seine Ehre über die Stärke der Insurgentenhaufen befragte, antwortete dieser ausweichend, der König werde sich bald mit eignen Augen überzeugen können. Da gab der Monarch, als auch Marmont von einem Kampf in dem unbefestigten Rambouillet abriet, sogleich Befehl zur Abreise. Auf den Rat des Marschalls wurde anfangs der Weg nach der Loire eingeschlagen, in der Absicht, dort den weitern Verlauf der Dinge abzuwarten; aber schon in Maintenon gab man diesen Plan auf. Nachdem der
4. Aug. 1830. größte Teil der Truppen nach Chartres entlassen worden, nahm die königliche Familie die Richtung nach Cherbourg, begleitet von den Kommissaren und gedeckt durch einige getreue Garderegimenter. Der Zug bewegte sich in kleinen Tagereisen für den Fall eines Umschlags in Paris oder einer Gegenrevolution im Süden und Westen. Widerwillig zogen die Insurgentenhaufen unter General Pajol nach Paris zurück, die von dem Hof in Rambouillet zurückgelassenen Krondiamanten nebst den Staats- und Krönungswagen als Trophäen mit sich führend. Ludwig Philipp aber atmete freudig auf, als die Kommissare ihm die Botschaft von der Abreise des Königs und seiner Umgebung verkündeten. Zwölf Tage dauerte der Zug der hohen Flüchtlinge, bis sie nach Cherbourg gelangten, der König voll schwerer Bekümmernis, aber immer noch in Selbsttäuschung befangen und eine baldige Rückberufung seines Enkels erhoffend, wie wenig auch die Kundgebungen feindseliger Stimmung in der Bevölkerung zu einer solchen trügerischen Zuversicht Anlaß boten; die Dauphine in leidenschaftlicher Bewegung im Gegensatz zu der stumpfen Schweigsamkeit ihres seelenarmen Gemahls; die Herzogin von Berry aufgeregt, leichtsinnig und in Mannskleider gehüllt, zu allen Wagnissen bereit. „In kurzen Tagereisen," heißt es bei Hillebrand, „durch aufgestörte Dörfer und bewegte Städte, umdrängt von Neugierde, Mitleiden und Haß, führte der letzte Bourbon selber gemessen, ja pomphaft das Leichenbegängnis der alten Monarchie; und wie der Jüngling einst mit ritterlicher Anmut den ganzen Leichtsinn und Übermut des alten Hofes in seiner Person dargestellt, so büßte jetzt der Greis mit edelster Würde zugleich die eigne Thorheit und die Sünden seines Hofes." Am 16. August langte die Reisegesellschaft in Cherbourg an, wo der Seekapitän Dumont d'Urville mit zwei amerikanischen Schiffen vor Anker lag. Unter den Augen einer dichtgedrängten Volksmenge, die gleichgültig den Hafen umstellt hatte, schiffte sich Karl X. auf der Britannia nach der Insel Wight ein, um abermals auf dem Boden Englands eine Zufluchtsstätte zu suchen.
17. Aug. In Cowes trennte sich der Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, von seinem königlichen Herrn. Beide sollten Frankreich nie wiedersehen.

Ausgang der Bourbons.

Der Ausgang der Bourbons war das getreue Gegenbild zu der Geschichte der Stuarts, selbst bis zu dem Gerücht von der Unechtheit des Prinzen. Der entthronte König von Frankreich wurde nur als Privatmann in England aufgenommen; das Ministerium, obwohl noch immer aus Tories bestehend, trug kein Verlangen, noch einmal für die Legitimität in die Schranken zu treten. Nach kurzem Aufenthalt in Schloß Lullworth bei Weymouth, begab sich Karl X. nach Edinburg, wo ihm die britische Regierung den alten Königssitz Holyrood zur Residenz anwies. Dann siedelte er nach Görz über, der schön gelegenen österreichischen Stadt am Isonzo, wo er sechs Jahre später ins Grab stieg (6. November 1836). Dort starb auch sein Sohn Angoulême, der Dauphin, der seit seiner Verzichtleistung den Titel eines Grafen von Marne führte, am 3. Juni 1844. Die Dauphine Therese überlebte den Gemahl noch sieben Jahre. Sie starb am 19. Oktober 1851 in Frohsdorf bei Wien, wo auch ihr Neffe, der Herzog von Bordeaux oder Graf von Chambord, seine Residenz nahm, von den Legitimisten als König Heinrich V. verehrt. Wir werden dem Prätendenten in der Folge noch öfter begegnen. Am 24. August 1883 starb er kinderlos zu Frohsdorf. Marmont, Herzog von Ragusa, hielt sich als Verbannter in Wien und andern Städten Europas auf, beschäftigte sich mit litterarischen Arbeiten und verfaßte seine Memoiren, die nach seinem am 2. März 1852 in Venedig erfolgten Tod in Paris in neun Bänden erschienen sind, wertvolle geschichtliche Rückblicke auf sein ereignisreiches Zeitalter enthaltend.

Anerkennung der vollendeten Thatsache.

Die französische Nation stieß die Bourbonen, die einst durch fremde Heere zurückgeführt worden waren und mit Berufung auf ihre dynastische Legitimität alles angefeindet hatten, was seit fünfundzwanzig Jahren Frankreich mit stolzem Selbstgefühl als die Errungenschaft seiner Freiheitsbestrebungen angesehen, mit Unmut und Verachtung aus dem Land; und so allgemein war dieses Gefühl, daß sich kein Arm zu ihrer Verteidigung regte, daß noch während der Pariser Straßenkämpfe alle Städte und Landschaften die Trikolore aufpflanzten, ja daß an manchen Orten, wie in Lyon, der Aufstand zu gleicher Zeit mit der Hauptstadt begonnen ward. Es war im vollsten Sinn des Worts eine nationale Erhebung. Wie mit einem Zauberschlag warf das ganze Land den Druck ab, der so schwer auf allen Gemütern lastete. Und mit derselben Schnelligkeit wurde die neue Ordnung anerkannt und befestigt, die innerhalb weniger Tage in Paris ins Leben trat. Der Wunsch, aus dem Übergangszustand herauszukommen, die Furcht der bürgerlichen Kreise vor Anarchie und Demokratismus, das Streben der Gebildeten, dem Ausland Bürgschaften des Friedens zu geben, bewirkten, daß man sich rasch über eine politische Verfassung einigte, deren Grundlinien bereits gezogen waren, und daß der von den öffentlichen Gewalten in Paris entworfene und ausgearbeitete staatliche Organismus im ganzen Reich Anerkennung fand. Noch nie war eine Staatsumwälzung mit soviel Mut und patriotischer Erhebung und mit sowenig Ausschreitungen durchgeführt worden wie die Pariser Julirevolution. Dieser siegreiche Volkskampf, einzig in seiner Art, wurde nicht entehrt durch Unthaten. Die Mäßigung des siegenden Volks, wenige Ausnahmen abgerechnet, war ebenso wunderbar wie seine Tapferkeit. Mit Recht rühmten französische und fremde Zeitungen diese Haltung: eine Viertelmillion

des Pöbels der Hauptstadt war losgelassen, und die Bahn des Sieges wurde durch nicht ein Opfer der Grausamkeit, durch nicht eine That der zügellosen Gewalt, durch nicht einen Makel der Raubsucht und Plünderung befleckt.

Die Kammer u. die Reform der Charte. An demselben dritten August, da die Nationalgarde und die Barrikadenkämpfer zur Vertreibung des Königs nach Rambouillet zogen, versammelten sich zufolge der vorausgegangenen Ankündigung des Reichsverwesers die Kammern im Palais Bourbon. Von den Pairs, die während der Juliereignisse sich sehr flau und teilnahmlos gezeigt, erschienen nur wenige, dagegen betrug die Zahl der Abgeordneten zweihundertundvierzig. Ludwig Philipp, als Haupt der pro-
3. Aug. 1830. visorischen Regierung, eröffnete die Sitzungen mit einer Rede, in welcher er von der durch die Verfassungsverletzung gestörten Ruhe der Hauptstadt sprach, der Thronentsagung des Königs und des Dauphin gedachte, wovon die Urkunden im Staatsarchiv niedergelegt worden, und seinen festen Entschluß kund gab, sich allem zu widmen, was die Umstände von ihm erheischen könnten, um die Herrschaft der Gesetze herzustellen, die Freiheit zu retten, die Macht der Charte auf immer zu sichern. Von Heinrich V. wurde mit keiner Silbe gesprochen. Die erste und wichtigste Aufgabe der Versammlung war: die durch die Julikämpfe geschaffene Lage der Dinge in die den Bedürfnissen und veränderten Verhältnissen am meisten entsprechende Gestalt zu kleiden. Die zarte Frage nach der Rechtsgültigkeit der Kammer wurde nicht aufgeworfen; man stützte sich auf die Volkssouveränität und auf die Macht des thatsächlichen Bestandes. Ein von dem Abgeordneten Bérard, dem entschlossensten Feind der Bourbonen, eingebrachter Entwurf über die wichtigsten Verfassungsbestimmungen, nach deren Annahme der Generalstatthalter zum wirklichen Staatsoberhaupt erhoben werden sollte, schien manchen zu weitgehend: er wurde daher von den Ministern Broglie und Guizot umgearbeitet und als neue Vorlage der Kammer unterbreitet. Die Bestrebungen der republikanischen Partei, durch eine in lärmender Weise überbrachte Sturmadresse und durch drohende Zusammenrottungen die Einberufung einer neuen gesetzgebenden Körperschaft zu bewirken, drängten zur Eile. Wie hätten es die Häupter des gemäßigten Liberalismus über ihr Gewissen bringen können, in einer bewegten Zeitlage den unfertigen Zustand auf unbestimmte Zeit zu verlängern, der Demagogie ein Feld zu agitatorischen Umtrieben zu schaffen, der Anarchie einen fruchtbaren Boden zu bereiten! So kam es denn, daß man sich nach mehrtägigen Ausschußarbeiten und Kammerverhandlungen, wobei einige Royalisten, wie Conny, Berryer, Martignac, Hyde de Neuville, noch zu gunsten der gestürzten Dynastie in leidenschaftlichen aber erfolglosen Reden sich vernehmen ließen, über eine Verfassungsreform im Geist der Guizot-Broglieschen Vorschläge einigte, welche Dupin im Namen des Ausschusses der Versammlung vortrug und als „Erklärung" der Kammer zur Annahme empfahl. Demgemäß wurde das bisherige Staatsgrundgesetz mit einigen Zusätzen im Sinn des doktrinären Liberalismus bereichert und einiger beschränkenden Artikel

entkleidet, im Eingang die Erklärung vorangestellt, daß der Thron in That und Recht erledigt sei, und am Schluß der Satz zugefügt, daß, wenn der Herzog-Statthalter die Charte in ihrer neuen Gestalt beschwöre, die Stimme der Nation ihn auf den Thron berufe.

Die reformierte Charte.

In der „Erklärung" der Abgeordneten wurde der Eingang der Charte, welcher die ganze Staatsgewalt als ursprüngliches Kronrecht dem König beilegte und die Verfassung als königliche Verleihung bezeichnete, beseitigt, so daß die neue Urkunde den Charakter eines Staatsvertrags zwischen Nation und Oberhaupt erhielt. Ferner wurde Art. 6 beseitigt, welcher die katholische Religion für die Religion des Staats erklärte. Um jedoch den Wühlereien der Ultramontanen keine Handhabe zu geben, wurde in Art. 7, bei Erwähnung der Besoldung der Geistlichen ein Zusatz eingeschaltet, der die katholische Religion „von der Mehrzahl der Franzosen bekannt" nannte. In Art. 8 über die Presse wurde die Wiedereinführung der Zensur untersagt. Aus Art. 14 strich man die Worte, welche den Vorwand zum Staatsstreich des 25. Juli gegeben, und fügte die Bestimmung hinzu, daß der König nie die Gesetze suspendieren oder sich von ihrer Ausübung entbinden dürfe. Die Anwerbung fremder Truppen solle in Zukunft nur vermöge eines Gesetzes gestattet sein. Art. 16 und 17 wurden dahin abgeändert, daß der Vorschlag von Gesetzen nicht allein dem König, sondern auch den beiden Kammern zukomme. Ferner wurde in der Erklärung die Öffentlichkeit der bisher geheimen Sitzungen der Pairskammer ausgesprochen, das Alter der Zulässigkeit zu dem Abgeordnetenhaus von vierzig auf dreißig Jahre herabgesetzt, das Alter der Wähler auf mindestens fünfundzwanzig Jahre bestimmt, die Legislaturperiode von sieben auf fünf Jahre verkürzt, der zweiten Kammer das Recht zuerkannt, ihren Präsidenten frei zu wählen, und die Einsetzung von Ausnahmsgerichten untersagt. Ein Zusatzartikel stellte die Nationalfarben her und sprach das Verbot aus, eine andre als die dreifarbige Kokarde zu tragen. Durch „besondere Bestimmungen" erklärte die Kammer die unter Karl X. vorgenommenen Pairsernennungen für ungültig und bezeichnete die Erblichkeit der Pairswürde, die Anwendung von Geschwornen bei Preßprozessen, die Verantwortlichkeit der Minister und andern Beamten, die Departements- und Gemeindeverfassung, die Organisation der Nationalgarde und andre Anliegen des öffentlichen Lebens als Gegenstände, womit die Gesetzgebung in kürzester Frist sich beschäftigen werde.

7. Aug. 1830. Annahme der revidierten Charte durch den Generalstatthalter.

Nachdem die ganze Urkunde in sichtlicher Hast und Übereilung durchberaten, von einer Mehrheit von zweihundertneunzehn Stimmen gegen dreiunddreißig angenommen worden, begab sich die Versammlung nach dem Palais Royal, um die Beschlüsse, die man, wie es im vorletzten Artikel hieß, der Vaterlandsliebe und dem Mut der Nationalgarde und aller französischen Bürger anvertraute, dem Herzog vorzulegen. Ludwig Philipp hörte der Vorlesung durch Laffitte aufmerksam zu und sagte, er erkenne in der Erklärung der Kammer den Ausdruck des Nationalwillens, der seinen eignen politischen Grundsätzen entspreche, zu denen er sich stets bekannt; er fühle, was die Liebe zum Vaterland ihm vorschreibe, und er werde es thun. Er schloß Laffitte gerührt in die Arme und trat dann mit dem greisen Lafayette auf den Balkon. Beide wurden von der zahlreichen Volksmenge, die den Palast umstand, mit Freudenrufen und begeistertem Jubel begrüßt. Ihre Handreichung wurde angesehen als ein heilbringendes Symbol der erreichten und verbürgten Verbindung der Macht mit

der Ordnung und Freiheit. Am späten Abend, als eine freiwillige großartige Stadtbeleuchtung der Zufriedenheit der Nation über die glückliche Beendigung des unsichern Zustandes Ausdruck gab, erschien eine Deputation der Pairs, um dem Herzog die Zustimmung des hohen Hauses zu der Erklärung der Abgeordneten zu überbringen und dem „Bürgerkönig“ zu huldigen, eine nachträgliche Legalisierung, die dem revolutionären Akt gegenüber dem Ausland einen konservativen Charakter verlieh.

Chateaubriand u. die Pairskammer. Ohne Erörterung hatte die Pairsversammlung die Erklärung der zweiten Kammer angenommen, die doch die Würde und Rechtsstellung der ganzen Körperschaft bedrohte. Nur ein Mann besaß Mut und Ehrgefühl genug, zugleich ein Loyalitätsbekenntnis für die gefallene Dynastie, eine Verurteilung der Personen und der Partei, durch welche Karl X. zu den Mißgriffen verleitet worden, die ihn zum dritten und letzten Mal in die Verbannung gejagt, und eine Rechtfertigung der nationalen Erhebung für das verletzte Gesetz in einer Abschiedsrede auszusprechen, und dann den Staub von seinen Füßen zu schütteln. Dieser Mann war Chateaubriand. „Wie Kassandra, ohne Glauben zu finden, habe ich den Thron und die Pairskammer mit meinen Warnungen bestürmt.“ Er trat aus einer Körperschaft aus, die man jetzt so streng beurteilte, weil sie von Karl X. durch unwürdige Mitglieder befleckt worden, ohne der Dienste zu gedenken, die sie in frühern Jahren dem Recht und der Verfassung geleistet. Die Königstreuen, welche dem Beispiel des Dichters folgten, wie die Herzöge von Montmorency, Laval und Croy, wie Latour-Maubourg u. a., waren an Zahl nicht groß; sie bildeten mit ihren Gesinnungsgenossen die Partei der Karlisten oder Legitimisten, die in der Opposition gegen das Julikönigtum verharrten, ohne jedoch einen merklichen Einfluß auf die öffentliche Meinung zu üben.

Ludw. Philipp besteigt den Thron. 9. Aug. 1830. Die meisten Royalisten und Pairs fanden sich mit den vollendeten Thatsachen zurecht und huldigten dem neuen Herrscher Ludwig Philipp, der, nachdem er im Sitzungssaal des Palais Bourbon die Erklärung der Kammer samt der Beitrittsakte der Pairs ohne Einschränkung und Vorbehalt angenommen und beschworen hatte, als König der Franzosen den bereit stehenden Thron bestieg, in einer Ansprache die Hoffnung kund gebend, daß der europäische Friede keine Störung erleiden werde. So schloß die Julirevolution in würdigster Weise ab. Und wenn es sich bloß um die Monarchen und Regierungen gehandelt hätte, so wäre der europäische Friede in der That durch den Wechsel der Dynastie nicht gestört worden. Die von Graf Molé mit diplomatischer Feinheit abgefaßten Schreiben, worin der neue König den auswärtigen Mächten seine Thronbesteigung anzeigte, fanden allenthalben eine gute Aufnahme. Von England, wo wenige Wochen früher der whiggistisch gesinnte Wilhelm IV. seinem Bruder Georg IV. auf dem Thron gefolgt war, ging die Antwort ein, daß, wenn das neue Königtum die bestehenden Verträge achten wolle, die Regierung von Großbritannien bereit sei, es ohne weiteres anzuerkennen. Und Fürst Talleyrand, den Ludwig Philipp zu seinem Botschafter in London ernannte, verstand es, ein gutes Einvernehmen zu begründen und zu erhalten. Auch in Berlin und in Wien kam man zu dem Entschluß, Frankreich sich selber zu überlassen und sich

nicht in dessen innere Angelegenheiten zu mischen, vorausgesetzt, daß es sich jedes Eingriffes in die bestehenden Ordnungen des übrigen Europa enthalte. Metternich stellte jetzt der frühern Allianzpolitik ein neues Dogma der Nichteinmischung als Prinzip entgegen. Den Bonapartismus noch einmal ins Leben zurückzurufen durch Aufstellung eines neuen Prätendenten in dem Sohn Napoleons und der österreichischen Marie Luise schien ihm zu bedenklich. Wie wenig auch der „Gefangene Europas" in Wien, der trotz seiner Jugend Meister in rückhaltender Vorsicht war, sich geneigt zeigte, als Waghals und Abenteurer nach Frankreich zu ziehen, sowohl der eigne Ehrgeiz des begabten und hochgebildeten Prinzen, als die Stimme seiner Verwandten und der zahlreichen Anhänger seines Hauses konnten ihn doch zu einem Unternehmen antreiben, welches das so sorgfältig gepflegte System der Legitimität und des Stillstands von Grund aus erschüttert haben würde. So erfolgte denn in Wien die Anerkennung Ludwig Philipps, wodurch allen Bonapartistischen Thronansprüchen die Thür verschlossen ward. Bald darauf, am 22. Juli 1832, starb Napoleon (II.), der von einem böhmischen Schloß den Titel Herzog von Reichstadt führte und nach des kaiserlichen Vaters Sturz in Wien lebte, zu Schönbrunn an der Lungenschwindsucht, erst einundzwanzig Jahre alt. — Weniger willfährig als Österreich zeigte sich Rußland. Kaiser Nikolaus betonte in seiner Unterredung mit dem französischen Legationssekretär Bourgoing, der in Abwesenheit Mortemarts die Botschaftergeschäfte besorgte, seine konservativen und legitimistischen Grundsätze und wollte Ludwig Philipp anfangs nur als Statthalter Heinrichs V. anerkennen; und wenn er auch mit der Zeit einer ruhigeren Betrachtung der thatsächlichen Verhältnisse Raum gab, so beharrte doch der russische Selbstherrscher gegenüber dem Bürgerkönigtum fortwährend bei einer Politik des Schmollens und der Empfindlichkeiten, die weder den Interessen noch den Gefühlen beider Nationen entsprechend war. Mit der Anerkennung der vollbrachten Thatsachen durch die europäischen Großmächte, denen die kleinern Staaten rasch nachfolgten, erhielt die konservative Allianz, die fünfzehn Jahre lang die öffentlichen Dinge beherrscht hatte, ihr Ende. Selbst der Papst erteilte seine Anerkennung einem Monarchen, der stolz sei auf den Titel eines allerchristlichsten Königs, ein Bourbon von Geburt und so gut wie Karl X. ein Nachkomme des heiligen Ludwig. Am längsten sträubte sich Ferdinand von Spanien. Als aber die liberalen Flüchtlinge mit heimlicher Unterstützung und Begünstigung von seiten Frankreichs zu Freischarenzügen sich rüsteten und Guizot ihren Abgeordneten eine glänzende Genugthuung für das im Jahr 1823 an Spanien begangene Verbrechen versprach, da fügte man sich in Madrid in die Notwendigkeit und erkannte den Wechsel der Dynastie als eine vollendete Thatsache an.

Ludw. Philipp von Orleans. Sein Charakter und seine Vergangenheit.

So hatte denn der Herzog von Orleans durch unvorhergesehene Ereignisse und ohne sein eignes Zuthun das Ziel erreicht, das ihm das Schicksal mehrmals als täuschendes Traumbild vorgehalten und das er selbst in den

dunkelsten Tagen seines wechselvollen Daseins stets im tiefsten Grund seiner Seele bewahrt hatte. Was seinen Vorfahren durch mehrere Geschlechter vorgeschwebt, was sein Vater „der Bürger Egalité“ durch seine Verbindungen mit den Häuptern der Revolution, mit Dumouriez und Danton, zu erreichen gehofft, in das Erbe der Bourbonen, der ältern Linie des Hauses, einzutreten: das war jetzt dem Sohn, dem ehemaligen Herzog von Chartres, in rühmlicherer und ehrenhafterer Weise zu teil geworden. Noch in der ersten Ansprache, die er vom Thron herab an die versammelten Väter der Nation hielt, beteuerte er, daß er nur der Notwendigkeit gehorchend die Krone angenommen, und seine ganze Haltung während der Katastrophe gab Zeugnis, daß er seine Hand nicht im Spiel gehabt, daß er, wie seine treffliche Gemahlin wiederholt versicherte, als „ehrlicher Mann“ gehandelt. Der Lauf der Ereignisse und die Stellung des Herzogs drängten zu diesem Ausgang. Auf Ludwig Philipp waren die großen Reichtümer der Orleansschen Familie, waren die ehrgeizigen Bestrebungen und Traditionen, waren die hervorragenden Talente und Geistesgaben der meisten Häupter und Glieder des Geschlechts übergegangen, aber nicht die Laster, womit mehrere derselben ihren Namen befleckt, nicht die Verbrechen, deren man seinen Vater beschuldigte. Geboren am 6. Oktober 1773, hatte er unter der Leitung der Frau von Genlis eine treffliche Erziehung genossen und sich vielerlei Kenntnisse angeeignet. Er verstand die wichtigsten europäischen Sprachen und wußte sich geläufig und gefällig in denselben auszudrücken; er besaß ein reiches Wissen und blickte stets mit innerem Selbstgefühl auf die Tage zurück, da er einst in der Klosterschule zu Reichenau in Graubünden als armer Flüchtling Unterricht in der Mathematik erteilt hatte. Mit vaterländischem Stolz durfte er sich rühmen, niemals in den Reihen der Emigranten die Waffen gegen Frankreich getragen zu haben. Sein häusliches Leben war ohne Makel, seine Gemahlin Amalie aus dem neapolitanischen Zweig der Bourbonschen Dynastie wurde als eine Zierde ihres Geschlechts, als Vorbild weiblicher Tugend und Sitte verehrt; sein Haus und Familienkreis war ein Muster von Einfachheit und Ordnung, von strenger Zucht, von bürgerlicher Rechtschaffenheit und Ehrbarkeit; die umsichtige und genaue Vermögensverwaltung, durch welche Ludwig Philipp und seine Schwester Adelaide die während der Revolution erlittenen Verluste ausglichen, das Familiengut aus dem Schiffbruch retteten und rasch vermehrten, zeugte wenigstens von großer Haushaltungskunst, wenn sie auch nicht allenthalben Billigung und Anerkennung fand. Gegenüber den übeln Nachreden der Feinde betonten die Anhänger den edelmütigen Gebrauch, den der Fürst zur Unterstützung von Unglücklichen, zur Beschäftigung von Arbeitern, Handwerkern und Künstlern von seinem Vermögen machte; aber es blieb ihm unvergessen, daß er am Tag seiner Königswahl durch eine Schenkung unter Lebenden sein Privatvermögen seinen Kindern zu sichern bestrebt war, im Gegensatz zu den alten Gebräuchen der französischen Könige, deren Privatgüter vermöge der „vollständigen

Ehe der königlichen Person mit dem Staat" bei der Thronbesteigung mit den Staatsdomänen verschmolzen wurden.

Nach der Restauration hatte sich der Herzog still und zurückgezogen verhalten; er wußte, daß König Ludwig XVIII. Mißtrauen und innere Abneigung gegen ihn hegte und sein ganzes Thun mit Argusaugen überwachte, er suchte daher jeden Anlaß zu Zwist und Argwohn zu vermeiden. Aber er war ein aufmerksamer Beobachter und Ausspäher der Verhältnisse und Vorgänge; in der bewegten Lebensschule, die er durchgemacht, und unter den vielfachen Wechselfällen, deren Zeuge er gewesen, hatte er „die Kunst die Zeit zu belauschen" wie kein anderer gelernt. Je lebhafter die Unzufriedenheit mit den Bourbonen in der Nation hervortrat, je mehr sich der Kreis der Mißmutigen vergrößerte, desto enger und zahlreicher wurden die Verbindungen des Herzogs mit den Häuptern der Opposition. Das Schloß in Neuilly, das Ludwig Philipp hatte herstellen und zu seiner Wohnung einrichten lassen, war zum Sammelplatz der Liberalen geworden. Am meisten sah man dort den Rechtsgelehrten und Advokaten Dupin und den Bankier Laffitte, die beide dem Herzog große Verbindlichkeiten schuldeten und ihm dafür mit der ganzen Hingebung ihrer Seele dankten; auch Graf Molé, einst Minister des Kaiserreichs, ein Mann von kalter Würde und diplomatischer Zurückhaltung, und der ehrgeizige, schmiegsame und selbstgefällige General Sebastiani verkehrten viel mit dem klugen Orleans; ja selbst Talleyrand, der Urheber des Legitimitätsprinzips, „der einst dem König das Klima von Sizilien für die Gesundheit des Herzogs empfohlen hatte", näherte sich mehr und mehr dem Mann der liberalen Opposition. Mit seinem geübten Auge erkannte der kluge Staatsmann, daß der Stern der Bourbonen im Niedergang begriffen sei, und er wollte nicht zu spät kommen. In politischen Flugschriften wurde auf den französischen Wilhelm III. hingedeutet, der die Revolution beerben und beenden werde. Das neue Blatt, der National, das unter der Leitung von Thiers, Mignet, Armand Carrel mit dem Jahr 1830 ins Leben getreten war, beschäftigte sich, treu der praktisch-philosophischen Geschichtsschule, welche die Lehren der angewandten Historie in die Tagespresse trug, gern mit der englischen Revolution vom Jahr 1688. Denn auch damals „ersetzte man eine Dynastie, die über die neugebildete Gesellschaft nicht zu regieren wußte, durch eine andre, die es besser verstand", und solange das Julikönigtum dauerte, liebte man in den Tuilerien diese Parallele zu ziehen. Mit schlauer Berechnung pflegte der kluge Fürst diese Verbindungen; doch war er vorsichtig genug, sich nicht vor der Zeit bloßzustellen. Sein Ehrgeiz war nicht so treibender Art, daß er ihn verlockt hätte, eine gesicherte, geborgene Stellung gegen ein unsicheres Wagnis aufzugeben; und so sehr der Fürst auch von jeher nach Herrschaft getrachtet haben mochte, so besaß er doch nicht die Schwungkraft des Geistes, die Kühnheit der Seele, die Energie des Willens, die zu großen Unternehmungen anspornt und fortreißt. Eine bürgerliche, prosaisch angelegte Natur, zog Ludwig Philipp stets eine

Ludwig Philipps Haltung während der Restauration.

zuwartende Haltung einer kühn durchgreifenden Handlungsweise vor. Von dem ritterlichen Wesen, das dem französischen Adel und Hof von ehedem sein vornehmes aristokratisches Ansehen gegeben, waren in den Orleansschen Kreisen wenig Spuren zu bemerken.

Der mysteriöse Todesfall im Hause Condé. Es wurde erwähnt, daß zu allen Zeiten der Sinn der Familie auf Geld und Reichtum gerichtet gewesen. Waren schon durch das Entschädigungsgesetz viele Millionen dem Orleansschen Hausschatz zugefallen, so wurde einige Wochen nach der Thronbestei- 29. Aug. 1830. gung des Herzogs, um dieselbe Zeit, da er in Begleitung Lafayettes die erste Musterung über die Pariser Nationalgarde vornahm, infolge einer geheimnisvollen That das Vermögen der Familie durch einen bedeutenden Erbfall vermehrt. Der letzte Sprößling des ruhmvollen Hauses Condé, Vater des unglücklichen Enghien, war in seinem Palast als Leiche aufgefunden worden mit den untrüglichsten Zeichen eines gewaltsamen Endes, sei es durch eigne oder fremde Hand. Der Prinz, einst eines der thätigsten Häupter der Emigranten, hatte sein Schicksal nicht an die vertriebenen Verwandten knüpfen wollen, sondern dem neuen König gehuldigt. Er verkehrte im Palais Royal und auch Madame de Feuchères, eine englische Abenteurerin gemeinster Art, mit welcher der alte Wüstling in den intimsten Verhältnissen lebte, wurde von der Königin Amalie mit Freundlichkeit aufgenommen. Der Tote hinterließ ein Testament, worin er seinen glorreichen Namen samt seinen unermeßlichen Besitzungen dem dritten Sohn Ludwig Philipps zugewendet und seine Hausgenossin mit bedeutenden Legaten bedacht hatte. Die öffentliche Stimme bezeichnete die sittenlose Freundin des alten Fürsten als die Thäterin, zumal als verlautete, der Getötete habe die Absicht gehegt, sich der Herrschaft seiner Vertrauten zu entziehen, das Testament zu gunsten des Grafen von Chambord zu verändern und Frankreich zu verlassen, ein Plan, dessen Ausführung sowohl Madame de Feuchères als die Familie Orleans um die reiche Erbschaft gebracht hätte. Das ausgestreute Gerücht eines Selbstmords fand unter diesen Umständen wenig Glauben. Dennoch wurde die Dame, als eine Voruntersuchung ohne Ergebnis geblieben, keiner kriminalgerichtlichen Verfolgung unterworfen. Das Vermächtnis wurde aufrecht erhalten und der Glaube, daß der Urenkel des großen Condé seinem Leben selbst ein Ende bereitet, als Thatsache hingenommen.

VIII. Politische Bewegungen infolge der Julirevolution.

1. Allgemeine Erregung in Europa.

Deutschland u. die Schweiz. Wenngleich die europäischen Regierungen, an ihrer Spitze die das politische Leben bestimmenden Großmächte, sich beeilten um des allgemeinen Friedens willen die durch die Julirevolution geschaffene Ordnung in Frankreich anzuerkennen und ob auch mit schwerem Herzen den Umsturz des Legitimitäts-Dogma und der Heiligen Allianz hinzunehmen, so gab das Ereignis doch einen mächtigen Anstoß zu Erschütterungen und Umwälzungen in mehreren andern Staaten und rief eine revolutionäre demokratische Propaganda ins Leben, welche den Schöpfungen und Grundsätzen des Wiener Kongresses den Todesstreich versetzte. In England, wo zum erstenmal wieder ein Whig-Ministerium das Staatsruder

übernahm, wurde die wichtige Parlamentsreform durchgeführt. In der Schweiz kam gegenüber der aristokratisch-föderalistischen Ordnung eine demokratisch-zentralistische Bewegung in Gang, die unter vielen Partei- und Kantonalkämpfen fast zwei Jahrzehnte dauern sollte und die eidgenössische Republik aus dem Zustand der Zerbröckelung einem gesunderen, einheitlicheren Organismus zuführte, auf Grund völliger Gleichberechtigung aller Bürger. Auch in einigen deutschen Staaten, in Braunschweig, Sachsen, Kurhessen, Hannover, wurden durch neue ständische Verfassungen die ausgebrochenen Stürme beruhigt, den drohenden vorgebeugt. „Überall dagegen, wo weder ein altangestammtes Fürstenhaus, noch eine altanerkannte Verfassung Achtung und Mäßigung geboten, vornehmlich aber da, wo fremde Herrscher durch ihre bloße Gegenwart die Gemüter reizten, nahm die Bewegung die Form gewaltsamer Auflehnung gegen das Bestehende an, und überall wandte man sich um Hilfe an das revolutionäre Frankreich, dem der Wurf gelungen, und welches mit seinen Sympathien, ja mit seinen Versprechungen nicht kargte."

In Italien, wo die Erinnerungen an die Franzosenzeit noch am lebendig- Italien. sten waren und durch mehrere Glieder der Napoleonischen Familie stets wach erhalten wurden, hatten die Volkserhebungen keine dauernden Umgestaltungen zur Folge. Die provisorischen Regierungen, die aus den revolutionären Aufständen hervorgingen, mochten immerhin in Bologna und in andern Städten des Kirchenstaats erklären, daß die weltliche Herrschaft des römischen Hohenpriesters thatsächlich und rechtlich für immer aufgehört habe; der Kardinal Cappellari, der nach einem fünfzigtägigen Konklave an Stelle des im November verstorbenen Pius VIII. zum Papst gewählt ward und den Namen Gre- 2. Febr. 1831. gor XVI. annahm, erlangte mit Österreichs Hilfe, trotz der Einsprache der Juliregierung in den Tuilerien, wieder die volle Herrschaft, die er in der alten Weise ausübte. In Modena und Parma mochten die Aufständischen immerhin auf kurze Zeit das Regiment erhalten und den tückischen treulosen Herzog Franz IV. und die Kaiserin-Erzherzogin Marie Luise in die Lage setzen, daß letztere sich nach dem festen Piacenza flüchtete, ersterer Schutz und Hilfe in Wien suchte: die Erfolge waren von kurzer Dauer. Die fürstlichen Häupter kehrten bald im Triumph zurück; der reiche Fabrikant Ciro Menotti, der an der Spitze der Verschwornen in Modena gestanden und von dem Herzog zuerst getäuscht und hintergangen, dann als Geisel gefangen fortgeführt worden, starb am Galgen. In ganz Italien, von Mailand, wo ein österreichischer Vizekönig waltete, bis nach Neapel, wo einige Monate nach der Julirevolution dem König Franz † 8. Nov. 1830. (S. 632) sein Sohn Ferdinand II. auf dem Thron folgte, büßten die Patrioten im Kerker oder als Flüchtlinge und Verbannte in der Fremde die Versuche, sich gleich dem Nachbarvolk ein freieres Staatswesen auf nationaler Grundlage und mit nationaler Ehr und Wehr zu gründen. Nur in den Niederlanden war die Nähe und der Einfluß des liberalen Frankreich stark genug, eine revolutionäre

Bewegung zu erzeugen, welche die Trennung in zwei Königreiche zur Folge hatte, und in Polen trieb die nationale Neigung für Frankreich zu einer neuen militärischen Schilderhebung, die aber nur dazu diente, die russischen Ketten, die unter Alexander weniger fühlbar waren, wieder straffer anzuziehen.

2. Die Losreißung Belgiens von Holland.

a. Die vereinigten Niederlande.

Entstehung des neuen Königreichs. Die Niederlande im Norden und im Süden waren nach einer zweihundertjährigen Trennung dem Napoleonischen Kaiserreich einverleibt worden, die Belgier als ein unmittelbarer Bestandteil der französischen Nation, von ihrer österreichischen Herrschaft selbst aufgegeben, die Holländer mit einem Schatten von politischer Selbständigkeit und einem in England weilenden Prätendenten aus dem Haus Oranien, das seit der Gründung der Republik der Vereinigten Staaten mit der Nation aufs innigste verflochten war. Es entsprach ganz der Politik der wider den französischen Imperator verbündeten Mächte, wenn der vertriebene Oranier Wilhelm noch vor der völligen Entscheidung des Weltkampfes sich an dem Krieg gegen Napoleon beteiligte, die unter der Bonapartischen Herrschaft gebildete Armee in die Reihen der Verbündeten einstellte und von dem befreiten Erbland wieder Besitz ergriff. Er ließ eine den Zeitideen und den veränderten Verhältnissen entsprechende Verfassung durch den Staatsmann Hogendorp ausarbeiten, welche dann, nachdem der Entwurf durch eine Kommission geprüft und verbessert und von einer Notablenversammlung angenommen worden, als neues
30. März 1814. Staatsgrundgesetz eingeführt ward. Während sich der Umsturz des Napoleonischen Imperiums und die Restauration der Bourbons vollzog, nahm der Oranier auch die niederländischen Provinzen des Südens in Besitz, mit der Absicht, die beiden benachbarten Völker zu einem konstitutionell-monarchischen Königreich zu vereinigen, und trat somit in die Neugestaltung Europas mit ganz fertigen Thatsachen ein. Wie uns bekannt (S. 514), wurde diese eigenmächtig mit entschlossener Hand geschaffene Ordnung von dem hohen Fürstenrat in Wien gutgeheißen. Das belgische Land, seit Jahrhunderten der Selbständigkeit beraubt und jeder autonomen Regierungsweise entwöhnt, wurde, ohne daß man die Bevölkerung befragt oder gehört hatte, als Gebietszuwachs dem König Wilhelm I. von Holland zugewiesen. Auf diese Weise sollte den Übergriffen Frankreichs ein stärkeres Bollwerk entgegengeworfen werden. Nur auf Entschädigung und Landvergrößerung der verbündeten Mächte und auf Sicherung des europäischen Friedens bedacht, brachte der Wiener Areopag in seiner nüchternen Rechenkunst die moralischen und idealen Lebensbedingungen der Völker nicht in Anschlag. Die Rückkehr Napoleons von Elba, welche die neue Staatsschöpfung an der Maas und Schelde am meisten bedrohte, trug durch die Entscheidung bei Belle-

Alliance zu deren Sicherung und Befestigung bei. Wir wissen, daß die niederländische Armee in jener heißen Junischlacht tapfer mitgefochten hat. Der Sohn des Königs, Prinz Wilhelm, der eine Wunde erhalten hatte, wurde fortan der Abgott des belgischen Volks. „Seine ritterliche Erscheinung, seine leutselige Freundlichkeit, die liebenswürdige Glätte seines Wesens rückte ihn ohnehin der südlichen Naturart näher und gewann ihm alle Herzen.“ Seine offenkundige Vorliebe für das belgische Volk war ein natürlicher Kitt zu der neuen Verbindung und Dynastie. Die Belgier schienen befriedigt über die Vereinigung mit den nordischen Brüdern unter dem holländischen Grundgesetz, das der König durch einen gemischten Verfassungsrat dem Gesamtreich hatte anpassen lassen. Der Jahrestag von Waterloo blieb fortan ein Festtag in Brabant und Flandern wie in Holland.

Noch ehe der zweite Pariser Frieden, der dem neuen Königreich der Ver- Die Verfassung.
einigten Niederlande und Belgiens noch einige kleine Festungsgebiete und die Rückgabe der entführten Kunstschätze brachte, zum völligen Abschluß gekommen war, wurde die auf Grund des holländischen Staatsgesetzes revidierte Gesamtverfassung bekannt gemacht und sowohl den verdoppelten Generalständen der nördlichen Reichsteile als einer zahlreichen Notablenversammlung der neuerworbenen belgischen Provinzen zur Prüfung und Bestätigung vorgelegt. Da trat 18. Aug. 1815.
aber schon an der Schwelle „der Einsegnung der neuen Staatsehe“ deutlich zu Tage, daß zwischen den beiden eheschließenden Teilen keine Herzensneigung obwaltete, die ein harmonisches Zusammenleben für die Zukunft hätte erwarten lassen. Während die Generalstaaten im Haag der neuen Konstitution, welche der Regierung eine in zwei Häuser geschiedene gesetzgebende Gewalt an die Seite stellte, allen Staatsbürgern gleiche religiöse und politische Rechte zusicherte, eine zehnjährige Budgetperiode festsetzte und die Staatsschuld regelte, ohne Widerspruch zustimmten, bildeten in Brüssel die Verwerfenden die Mehrheit. Von den 1323 erschienenen Mitgliedern stimmten 527 für, 796 gegen die Annahme. König Wilhelm I. empfand über dieses Ergebnis großen Verdruß; aber als fester willenskräftiger Mann beschloß er über die Opposition hinwegzuschreiten. Von den einberufenen Notablen war ein Sechstel ausgeblieben; diese wurden nun nach einem ältern Vorgang (S. 119) als Zustimmende gezählt und dadurch eine kleine Mehrheit für die Verfassung herausgekünstelt. Darauf wurde die Urkunde am 24. August, dem dreiundvierzigsten Geburtstag Wilhelms I., für angenommen erklärt und einige Wochen nachher von dem König feierlich in Brüssel beschworen. 21. Sept.

Wenn wir uns an die geschichtliche Vergangenheit der beiden Föderativ- Die Gegensätze zwischen den beiden Reichen.
staaten erinnern, die jetzt zu dem Königreich der Vereinigten Niederlande verbunden waren, werden wir leicht begreifen, daß ein herzliches Einverständnis und Zusammenleben der durch Nationalität, Gemütsart, Religion, Sprache, Lebensinteressen geschiedenen batavischen und vlämisch-wallonischen Völkerschaften trotz

der politischen und dynastischen Union niemals eintreten konnte, daß die altüberlieferten und tiefbegründeten Gegensätze stets wieder hervorbrechen mußten. Wenn die Belgier als Gründe ihrer Opposition gegen die Gesamtverfassung, gegen das oranische Regiment und Königshaus die ungleiche Verteilung der Nationalvertretung, das ungünstige Verhältnis des Südens zum Norden bei Festsetzung der hohen Staatsschuld anführten, wenn sie rügten, daß man bei der Besteuerung mehr Rücksicht genommen auf die holländischen Interessen, welche den Handel, die Ein- und Ausfuhr der Waren möglichst geschont wissen wollten, als auf die belgischen, welche in einer Entlastung der Grund- und Gewerbsteuer ihren Vorteil sahen, daß man bei der zunehmenden Höhe der Staatszinsen durch die bisher unbekannte Schlacht- und Mahlsteuer den belgischen Landschaften eine unerträgliche Last aufgelegt habe: so waren diese Gründe doch nicht stichhaltig und entscheidend. Für die Beiziehung der südlichen Länder zu der holländischen Staatsschuld konnte als Rechtfertigung angeführt werden, daß diese Schuld zum großen Teil für Erhaltung der Kolonien gemacht worden, an denen jetzt Belgien den Mitgenuß habe, und daß die Kosten der neuen Militärgrenze gegen Frankreich, die doch wesentlich zum Schutz Belgiens diene, von der Staatskasse getragen würden; gegen die Beschuldigung der ungleichen Vertretung konnte man auf den herkömmlichen Gebrauch der General- und Provinzialstaaten hinweisen, deren Benennung in der neuen Konstitution beibehalten war, auf das Vorrecht der Krone, in die erste Kammer erbliche Mitglieder auf Lebenszeit zu ernennen, und auf die Bestimmung, daß die Generalstaaten abwechselnd in einer holländischen und belgischen Stadt tagen sollten. Gegen den Vorwurf, daß die Verfassung darauf gestellt sei, dem König möglichst viel Macht in die Hand zu geben, daß das wesentliche Erfordernis einer konstitutionellen Staatsform, die Ministerverantwortlichkeit, darin keine Aufnahme gefunden, daß bei einer zehnjährigen Budgetperiode eine eingängliche Finanzkontrolle so gut wie abgeschnitten sei, daß der öffentliche Rechtsschutz durch eine einschränkende Gerichtsorganisation, die Rede- und Preßfreiheit durch strenge Verordnungen gefährdet werde: gegen diesen Vorwurf konnte erwidert werden, daß solche und andre Mängel die Gesamtheit gleichmäßig träfen und mit der Zeit durch gemeinsame Reformarbeit ausgeglichen oder gehoben werden könnten. Selbst die Klage, daß die holländische Sprache als Amts- und Militärsprache angewendet und in den Schulen bevorzugt werde, hatte keine tiefe Begründung. Die französische Sprache war nur in den gebildeten Klassen und in den großen Städten heimisch, der Mehrheit der Einwohner ebenso fremd wie die holländische, und von der vlämischen Volkssprache ohne Litteratur und Grammatik konnte kein Gebrauch gemacht werden. Ist ja doch noch heutzutage der Kultus der vlämischen Sprache nur die Ausgeburt einer erkünstelten Pietät für volkstümliche Überlieferung. Die wahren Ursachen der Mißstimmung, die gleich bei der Schöpfung des Gesamtstaats zu Tage trat und im Lauf der Jahre zunahm, waren weniger die politischen

Einrichtungen oder das Regierungssystem als die religiösen und nationalen Gegensätze. Wir wissen aus der Geschichte der Josephinischen Zeit, wie mächtig und einflußreich der katholische Klerus auf die Denk- und Gefühlsweise der belgischen Bevölkerung zu allen Zeiten während des spanisch-österreichischen Regiments eingewirkt hat, wie sehr das bigotte Volk der Herrschaft der jesuitisch-ultramontanen Geistlichkeit anheimgegeben war. Dieser strengkirchlichen katholischen Bevölkerung und ihren klerikalen Lenkern war es ein unerträglicher Gedanke, daß ein Königshaus über sie herrschen sollte, das einer andern Konfession angehörte, das durch seine ganze Vergangenheit an den Calvinismus gewiesen war, daß sie in Gemeinschaft mit Andersgesinnten zum Teil unter protestantischen Behörden ihre öffentlichen Angelegenheiten ordnen und führen, in Glaubenssachen Gleichberechtigung und Duldung gelten lassen sollten. Die flandrischen Notablen waren hauptsächlich durch geistliche Denkschriften, worin der Ausschluß der abweichenden Kulte, die Herstellung der alten Vorrechte der Kirche, der Zehnten, der Klöster, der Jesuiten verlangt war, von der Beteiligung an der konstituierenden Versammlung abgehalten worden. An der Spitze der hierarchischen Agitation stand der Bischof von Gent, Fürst Moritz von Broglie, ein entschlossener willenskräftiger Prälat, der mit den Bourbonschen Kongregationisten Verbindungen unterhielt und auf den gesamten belgischen Episkopat großen Einfluß übte. Durch ihn und seine Gesinnungsgenossen wurde die Eidleistung auf die Verfassung, die einem nichtkatholischen König die bischöflichen Rechte der Regelung des öffentlichen Unterrichts zuteile, als ein Verrat der teuersten Interessen der Religion dargestellt und verpönt. Die klerikale Presse stimmte mit Leidenschaft in die Opposition des Fanatismus und der Unduldsamkeit ein. Gerichtliche Verfolgungen steigerten die Verbitterung. Broglie entzog sich der drohenden Anklage durch die Flucht nach Paris. Er wurde ab- Nov. 1817. wesend zur Deportation verurteilt und das Erkenntnis in ehrenkränkender Weise auf einem öffentlichen Platz angeschlagen. Seitdem war der Einfluß des flüchtigen Prälaten, der von Paris aus sein agitatorisches Treiben fortsetzte, auf die belgische Geistlichkeit nur um so nachdrucksamer. Klerikalismus und Romanismus waren ja damals die Götzen des Tages; wie sollte nicht das belgische Volk seine Knie vor denselben beugen, nicht in die Losung einstimmen, daß die katholische Kirche allein die zeitliche und ewige Wohlfahrt zu begründen imstande sei?

König Wilhelm und die Volksstimmung.

Mit der Zeit trat indessen eine versöhnlichere Stimmung ein; die schroffe Opposition mäßigte sich; Nord und Süd gaben allmählich der natürlichen Verschmelzung nach; viele Mißvergnügte änderten ihren Sinn und fanden sich zurecht mit einer Ordnung, die doch auch viel Gutes im Gefolge hatte, bei welcher Bildung und Unterrichtswesen in die Höhe kamen, die volkswirtschaftlichen Interessen Pflege fanden und einen frischen Aufschwung nahmen. Der belgische Adel freilich beharrte wie der Klerus in seiner Opposition gegen ein Regiment, das er stets als eine Fremdherrschaft betrachtete; und die unwissende, abergläubische

Volksmasse ließ sich von der fanatischen Geistlichkeit und einer demagogischen Presse in ihrem Widerwillen gegen das System des bürgerlichen Liberalismus festhalten und bestärken. Dagegen befreundete sich die Mehrheit der städtischen Bevölkerung, die weder an den feudalen und romantischen Neigungen des Herrenstandes, noch an dem plebejischen Demokratismus der untern Volksklassen Gefallen fand, mehr und mehr mit dem nüchternen praktischen Realismus des niederländischen Verfassungsstaates. Die Verschmelzung der einzelnen Volksteile durch Niederlassung belgischer Fabrikanten in den Handelsstädten des Nordens, durch Ansiedelung holländischer Geschäftshäuser in Flandern und Brabant vollzog sich immer mehr. Es bildete sich ein liberaler Mittelstand, der die engherzigen nationalen und konfessionellen Vorurteile abstreifte, sich in die Formen eines konstitutionellen Rechtsstaats mehr und mehr einlebte. Dieser freisinnige Mittelstand diente der oranischen Herrschaft als Grundlage und Stütze. Sowenig König Wilhelm I., den eine strenge Erziehung und eine herbe, wechselvolle Lebensschule ernst, mißtrauisch und eigensinnig gemacht hatte, in seinem schlichten, bürgerlichen Wesen ohne fürstliche und ritterliche Charakterzüge sich die Gunst des Adels zu erwerben vermochte, so sehr seine Abneigung gegen Romanismus und Franzosentum und seine enge geizige Natur ihm die bigotte demokratische Menge und ihre Führer entfremdete, so sehr gewann er mit der Zeit die Achtung der bürgerlichen Klassen. Diese ließen sich nicht abstoßen durch seine unkönigliche Erwerbsucht, durch den Mangel an großmütigen, freigebigen Regungen und Anlagen, durch sein zurückhaltendes Wesen ohne Herzenswärme und Hingebung: in ihren Augen hatte ein geordnetes Hauswesen, wenn auch philisterhaft und langweilig, mehr Wert als eine prunkvolle Hofhaltung, ging eine freisinnige, praktisch-reale Weltanschauung, wenn auch schwung- und poesielos, über die künstlerischen und romantischen Neigungen der Zeit. Soweit ging jedoch auch in diesen Kreisen die Anerkennung und Verehrung nicht, daß eine royalistische Begeisterung hätte Wurzel fassen können. Dazu waren die Gemüter zu kühl und die Eigenschaften des Oraniers zu wenig anziehend. Starrsinnig, rechthaberisch, launisch ertrug der König keinen Widerspruch; selbständige Charaktere, wie Graf Hogendorp, wie der Staatssekretär Falck, wurden aus dem Kabinett entfernt, weil sie sich nicht als bloße Werkzeuge des Monarchen gebrauchen lassen wollten. Servile Naturen dagegen, wie der Justizminister van Maanen, die sich mit allen Systemen und Regierungsweisen zurecht zu finden wußten und den absolutistischen Zielen Wilhelms I. keine Hindernisse in den Weg legten, erfreuten sich seines unbedingten Vertrauens. In seiner scharf ausgeprägten Eigenwilligkeit war der Oranier nicht geschaffen und geneigt, sich in den Schranken eines konstitutionellen Staatswesens zu bewegen. Er selber wollte persönlich regieren, er allein der Mittelpunkt von allem, er die Seele des politischen Körpers sein.

b. Aufstand und Abfall des Südens.

Als in Frankreich mit der Thronbesteigung Karls X. der ultramontane Klerikalismus in den herrschenden Klassen zu besonderer Gunst und Macht gelangte, schöpfte auch in Belgien die katholische Opposition neue Kräfte. Und gerade jetzt lenkte die Oranische Regierung in die Bahn Josephs II. ein, indem sie den höhern Unterricht unter die ausschließliche Leitung und Aufsicht des Staats stellte, durch beschränkende Verfügungen den Lehranstalten der Ordensgeistlichkeit insbesondere der Jesuiten die Wirksamkeit unterband und lähmte, die Erziehung der adligen Jugend in ausländischen klösterlichen Instituten zu hindern suchte. Zu allen Zeiten hat die Unterrichtsfrage die leidenschaftlichsten Kämpfe zwischen Staat und Kirche hervorgerufen. Jeder Versuch einer Regierung, sich gegen feindselige und wühlerische Bestrebungen Schutz zu schaffen, wird von den klerikalen Stimmführern als Eingriff in die Gewissens- und Lehrfreiheit dargestellt. Die geistliche Agitation hat dadurch den Vorteil, daß sie ihre herrschsüchtigen und unduldsamen Ziele unter einer bestechenden Maske verhüllen kann. Wenn nun gar eine Obrigkeit von andrem Religionsbekenntnis gesetzliche Bestimmungen über Schul- und Unterrichtswesen trifft, welche die Anstellung künftiger Diener des Staats oder der Kirche von gewissen Vorbedingungen und Bürgschaften abhängig machen, so erlangt der Ruf nach Lehrfreiheit eine besondere Schärfe. Wir werden im Laufe unsres Geschichtswerks noch öfters zu handeln haben von diesem leidenschaftlichen Kampf zwischen Staat und Kirche um die Rechte und Befugnisse bei der Leitung und Beaufsichtigung der Jugenderziehung; in dem vorliegenden Fall wurden die Schulverordnungen vom 14. Juni 1825 und ihre Ergänzungen, wonach der höhere wissenschaftliche Unterricht nur an Staatsanstalten erteilt werden und die Zöglinge der bischöflichen Seminarien zu einem zweijährigen Kursus von Vorbereitungsstudien verpflichtet sein sollten, zu Agitationen gegen die Oranische Regierung benutzt.

Die Unterrichtsfrage und die katholische Opposition.

14. Juni. 11. Juli. 11. Aug. 1825.

Die Liberalen waren mit diesen Verfügungen im Sinn des geistigen Fortschritts und der Aufklärung ganz einverstanden und hätten keinen Widerspruch erhoben; dagegen waren die bürgerlichen Elemente sehr verstimmt über das neue Auflagegesetz, die Mahl- und Schlachtsteuer. In dieser Unzufriedenheit lag der Keim eines Bundes zwischen den Liberalen und der klerikal-demokratischen Partei verborgen, der zu wichtigen Folgen führen sollte. Den Anstoß zu einer heftigen Opposition gegen das Unterrichtsmonopol der Regierung in den Generalstaaten gab der rechtskundige Abgeordnete de Gerlache, ein Mann, der schon in seiner Erscheinung, seinem starken Körperbau, den willenskräftigen Herrscher über sich und andre ankündigte. An der Spitze der Liberalen, die sich allmählich mit den Klerikalen in einen unnatürlichen Bund einließen, stand der gewandte bewegliche Louis de Potter, ein reicher unab-

Die Koalition der Liberalen u. Klerikalen.

hängiger Mann, der sich viel mit litterarischen Arbeiten, insbesondere mit kirchengeschichtlichen Studien befaßt hatte. Der Versuch des Königs, durch ein
1826. Konkordat mit Rom die Opposition zum Schweigen zu bringen, hatte die entgegengesetzte Wirkung. Die Liberalen ärgerten sich über den Schritt und die
17. Sept. 1827. Klerikalen fanden in der Allokution, in welcher der Papst der Übereinkunft gedachte, mehr eine Bestätigung als eine Verleugnung ihrer Bestrebungen. Es ging damals eine scharfe Luft durch die französischen und belgischen Zeitungen. An der Hand der strengen Preßverordnung vom 20. April 1815 schritt die Regierung mit gerichtlichen Klagen ein. Potter wurde wegen eines Artikels, worin alle Ministeriellen mit einer Art Volksacht belegt wurden, zu einer Geld- und
Dez. 1828. Gefängnisstrafe verurteilt. Nun erfolgte aus dem ganzen Land ein Petitionssturm um die Rücknahme dieser tyrannischen Verordnung. Damals erhob Lamennais in Frankreich durch die Schrift „von den Fortschritten der Revolution und des Kriegs gegen die Kirche" die Fahne der religiösen Demagogie, um den Bund des Katholizismus und der Freiheit zu verkündigen. Das Buch machte in Brüssel den größten Eindruck. Vom Gefängnis aus gab Potter, der sein ganzes Leben lang als Rationalist und Freigeist gegolten, die Losung: Freiheit in allem für alle. Sie wurde der Anstoß zu einer Verständigung der beiden Parteien: die Liberalen sollten zu gunsten der Katholiken für die Freiheit des Unterrichts einstehen, diese zu gunsten jener für die Freiheit der Presse. Potter und seine Gesinnungsgenossen glaubten in dem Grundsatz der Trennung der Kirche vom Staat einen sichern Hafen für ihre Prinzipien zu finden. Im stolzen Selbstbewußtsein ihrer geistigen Freiheit trauten sie der Vernunft und der Intelligenz die Kraft zu, die finstern Mächte des Fanatismus, des Aberglaubens, der religiösen Unduldsamkeit zu überwinden. Rührige Zeitungsschreiber, wie Ducpétiaux, Nothomb, van de Weyer, wie Gendebien, Lebeau, Rogier arbeiteten im Sinn der Parteiunion; selbst der Adel, gereizt durch die Bevorzugung der industriellen Aristokratie in den Städten, trat der Koalition der Liberalen und Ultramontanen zu einer konstitutionellen Vereinigung bei. Die Regierung hielt es für ratsam, der gegnerischen Tagespresse auf ihrem eignen Gebiet entgegenzutreten. Sie gründete in Brüssel den National unter der Redaktion eines Italieners Libri-Bagno, der in Lyon früher wegen Fälschung gebrandmarkt worden, dann begnadigt aus den Galeeren von Toulon nach Brüssel gekommen war. Ein unbedingter Anhänger van Maanens „verdarb dieser Mann, was er an überlegenem Geschick und starker Logik vor vielen seiner Gegner voraus hatte, durch die verletzenden Persönlichkeiten und den cynischen Ton in seinem Blatt". Im ganzen Land herrschte eine aufgeregte Stimmung, die selbst den König und den sonst so beliebten Kronprinzen nicht schonte. Alle Schritte der Regierung wurden in den Oppositionsblättern einer rücksichtslosen Kritik unterworfen; Sturmpetitionen, durch die Agitationen der Geistlichen in Gang gesetzt, hielten das ganze Volk in Atem.

Der König war über dieses Treiben sehr gereizt. Er schrieb die ganze Bewegung einigen Aufwieglern zu, die aus eigensüchtigen Sonderinteressen das Volk aufstachelten und die unnatürliche Vereinigung der Parteien ins Werk gesetzt hätten. Die Ehrenbezeugungen, die ihm bei einer Reise durch die größeren Städte Belgiens von den Bürgerschaften erwiesen wurden, bestärkten ihn in dem Glauben, die Aufregung und Unzufriedenheit sei nur künstlich von wenigen Übelwollenden erzeugt. Vor den städtischen Behörden in Lüttich bezeichnete er ein solches Betragen als infam. Dieses Wort wurde in Flandern, dem Hauptherd der klerikalen Wühlereien, von einem revolutionslustigen Häuflein zu einem neuen Agitationsmittel benutzt. Nach dem Beispiel der Vorfahren in der Geusenzeit (XI, 170) trugen sie eine Denkmünze mit der Inschrift: Getreu bis zur Infamie. Die höhere Geistlichkeit geriet in Unruhe über das maßlose Hervortreten der radikalen Fraktion und über das Bündnis der Katholischen mit den Liberalen; auch in Rom blickte man mit Sorge auf die Wühlereien der ultramontanen Heißsporne. Und da die Regierung in den Verordnungen über den Unterricht einige Milderungen vornahm, so hatte es eine Zeitlang den Anschein, als ob eine Ausgleichung und Versöhnung eintreten würde. Allein der König, dessen autokratischem Sinn jeder Gedanke an Nachgiebigkeit oder Zugeständnisse unerträglich war, vereitelte wieder durch halbe Maßregeln jede aufrichtige Verständigung. Die Gegensätze zwischen der Regierung und der belgischen Nation schärften sich, als der König bei Eröffnung der Generalstaaten in einer Botschaft die Presse beschuldigte, inmitten des Friedens und Gedeihens den Geist der Faktion, des Tadels, der Auflehnung hervorgerufen und einen Teil der Nation in Widerspruch mit den Gesetzen gestellt zu haben. Nachdem im Verlauf der Botschaft die in den Petitionen vorgebrachten Beschwerden teils als unbegründet zurückgewiesen, teils Abhilfe in Aussicht gestellt worden, wurde nochmals betont, daß der König fest entschlossen sei, das Regierungssystem aufrecht zu erhalten, ein neues Preßgesetz ausarbeiten zu lassen und keine andre Ministerverantwortlichkeit zu gestatten, als die in der Verfassung begründete. Am nächsten Tag erließen der Justizminister van Maanen und der Minister des Innern an ihre Beamten Rundschreiben mit der Aufforderung, binnen zwei Tagen die Erklärung ihrer Zustimmung zu den Grundsätzen der Botschaft abzugeben.

Regierung u. Opposition. — *23. Juni 1829.* — *11. Dez.*

Diese Erlasse, die man in der Folge die belgischen Juliordonnanzen genannt hat, fanden in der öffentlichen Meinung die schärfste Verurteilung. Eine Zeitung sprach von Verweigerung der Steuern; in den Kammern konnte das Budget nur mit großen Abschwächungen durchgebracht werden; in einem „Brief von Demophilus" bewies de Potter, daß das herrschende Regierungssystem zu den Prinzipien eines Verfassungsstaates im grellsten Widerspruch stehe, und als einige Beamten wegen ihrer oppositionellen Haltung entlassen wurden, benutzte er den Anlaß, um einen Bund ins Leben zu rufen, dessen Mitglieder durch

Potter verbannt.

Beiträge in eine Nationalkasse sich gegenseitig sicherstellten gegen Schläge der
1. Febr. 1830. Gewalt. Nun wurde de Potter abermals in Anklagestand gesetzt und mit ihm ein Ministerialbeamter Tielemans, mit dem er in Briefwechsel gestanden, und Bartels, der Redakteur des Katholiken. Die Assisen verurteilten de Potter zu
April. achtjähriger, seine Mitangeklagten zu siebenjähriger Landesverweisung. In der Umgebung des Königs freute man sich über die Wirkung dieser Kraftentfaltung. Die Opposition wurde zurückhaltender oder verstummte. Selbst die Verlegung
21. Juni. des höchsten Landgerichts nach dem Haag wurde mit schweigender Ruhe aufgenommen. König Wilhelm wiegte sich in der Meinung, daß seine Herrschaft fester begründet sei als je. Selbst die Nachricht von der Pariser Julirevolution machte keinen merklichen Eindruck auf ihn. Es blieb ja mehrere Wochen lang alles still; die belgischen Städte trafen Anstalten zur glänzenden Feier des achtundfünfzigsten Geburtstags ihres Königs am 24. August; das Orleanssche Königtum zeigte sich friedlich und revolutionsscheu.

Volksaufstand in Brüssel. Aber es war die Stille vor dem Sturm. Potter und seine Verbannungs-
25. Aug. gefährten waren auf die Kunde von dem Dynastiewechsel in Frankreich nach Paris geeilt, wo sie mit andern belgischen Gesinnungsgenossen zusammentrafen. Bald erschien auch in ihrer Mitte Alexander Gendebien, der Sachwalter de Potters, ein entschlossener, thatkräftiger Mann aus dem Hennegau von entschiedenen demokratischen Grundsätzen. Niemand zweifelte, daß die zweite Revolution wie die erste ihren Gang durch Europa machen würde. Die belgischen Freiheitsmänner glaubten daher im Anschluß an Frankreich ihr Ziel, die Losreißung von Holland, am sichersten zu erreichen. Aber nicht alle Liberalen waren dieser Ansicht. Manche, darunter selbst Potter, wollten weder eine Union mit Frankreich, noch eine Trennung der beiden niederländischen Staaten; ihr Sinn war auf eine Reform der Verfassung, auf eine größere Unabhängigkeit und Selbständigkeit ihrer Landesverwaltung gerichtet. Aber die radikale Partei, bei allen politischen Bewegungen stets die rührigste und unternehmendste, erlangte bald die Oberhand. Öffentliche Anschläge verkündeten als Programm der bevorstehenden Geburtstagsfestlichkeiten: Montag Feuerwerk, Dienstag Beleuchtung, Mittwoch Revolution. Die Aufführung der bis dahin verpönten Oper: die Stumme von Portici, mit ihren aufregenden Volksszenen, diente den Verschwornen als Signal. Kaum war die Vorstellung, die schon im Theater selbst von Tumult und lärmendem Geschrei bei jeder Anspielung begleitet ward, zu Ende, so stürzte
25. Aug. ein Haufe des vor dem Schauspielhaus versammelten Volks in die Druckerei des National, richtete dort und in der Wohnung des verachteten und verhaßten Redakteurs Libri Verwüstungen an, während andre Scharen den Justizpalast und die Häuser des Ministers van Maanen und des Polizeidirektors Knyff zerstörten. Am folgenden Tag traf die Wut des Volks mehrere Fabrikgebäude, ohne daß von seiten der Stadt- und Regierungsbehörden oder der Militärverwaltung ein ernster Versuch zur Abwehr des wüsten Treibens gemacht worden wäre. Empört

über solche Schlaffheit und Kopflosigkeit, begaben sich einige Männer der bürgerlichen und gebildeten Stände Ducpétiaux, Vanderlinden, Delfosse, Pletinkx u. a. auf das Stadthaus und organisierten eine Bürgerwehr, welche unter der Führung von Emanuel Hoogvorst und Karl Pletinkx die frechen Aufrührer zur Ordnung trieb. Zugleich wurde ein Bürgerausschuß eingesetzt, der in provisorischer Weise die Regierungsgewalt handhabte. Ruhig ließ man es geschehen, daß auf dem Stadthaus die dreifarbige Brabanter Fahne aufgepflanzt und alle königlichen Wappen zerschlagen oder eingezogen wurden. Das Beispiel von Brüssel fand rasch Nachahmung in andern Städten. In kurzem sah man in ganz Brabant die nationale Fahne wehen, das Symbol der alten Vereinigung von Hennegau, Flandern und Brabant. Durch den Ernst der Bürgerwehr, die in den nächsten Tagen durch den Eintritt vieler geachteter Männer der mittleren Stände, selbst des Adels sich bedeutend verstärkte, wurde die aufrührerische Masse niedergehalten, Anarchie unterdrückt und Zeit zur Überlegung gewonnen. 27. Aug. 1830.

Da trat denn bald zu Tage, wie dunkel und verschiedenartig die Ziele waren, welche die Häupter der Bewegung im Auge hatten. Sollte man einer Union mit Frankreich zusteuern, sollte man die Verbindung mit Holland unter derselben Dynastie aber mit getrennter Verwaltung aufrecht erhalten, sollte man zur Errichtung eines selbständigen Staats in monarchischer oder republikanischer Form schreiten? Eine Deputation der Brüsseler, bei welcher Gendebien das einflußreichste Mitglied war, sollte im Haag eine Verständigung mit dem König anbahnen. Aber Wilhelm I. stand unter dem Einfluß des Ministers van Maanen, der in den Niederlanden die Rolle Polignacs spielte. Nach dessen Ansicht mußte eine vollständige Unterwerfung, die Herstellung der niederländischen Fahne und die Anerkennung der obrigkeitlichen Autoritäten jeder Unterhandlung oder Gewährung vorangehen. Durch Festigkeit und Energie werde das Königtum siegen. Dem entsprach die Antwort, welche die Deputation der Brüsseler Notablen im Haag empfing: Der König wollte weder in die verlangte Entlassung van Maanens willigen, noch ein Gesetz über Verantwortlichkeit der Minister gewähren, ehe die Ordnung hergestellt sei. Mit den Generalstaaten, die auf den 13. September nach dem Haag berufen werden sollten, wolle er seine Entscheidung treffen. Nur mit Mühe hatte er es über sich gewonnen, dem Prinzen Wilhelm von Oranien, dem noch ein Rest von Volksgunst geblieben war, die Reise nach Brüssel zu gestatten, um mit den Häuptern der Bewegung in Unterhandlungen zu treten. Zugleich sollte der zweite Sohn, Prinz Friedrich, die Antwerpener Truppen nach der Hauptstadt führen, um der diplomatischen Mission seines Bruders mehr Nachdruck zu geben.

Haltung des Königs. — 31. Aug.

Als bekannt ward, daß die beiden Prinzen an der Spitze von Bewaffneten in Vilvoorden, zwei Stunden von Brüssel, eingetroffen seien, mit der Absicht in die Hauptstadt einzuziehen, entstand große Aufregung. Auf Verlangen Oraniens erschien eine Abordnung der Bürgerschaft, an ihrer Spitze Hoogvorst und der

Der Prinz von Oranien in Brüssel.

ehemalige Maire Rouppe, in dem Hauptquartier. Sie wurden mit Vorwürfen empfangen, weil sie die dreifarbige Schleife trugen, und mit dem Bescheid entlassen, daß die königlichen Abzeichen wieder hergestellt und dem Einzug der Truppen keine Hindernisse bereitet werden sollten. Diese Forderung der Prinzen gab das Signal zu einer Volkserhebung, die der Pariser nicht unähnlich war. Die ganze Bevölkerung griff zur Wehr; während der Nacht wurden alle Hauptstraßen durch mehr als fünfzig Barrikaden gesperrt; was sich von Waffen und
Sept. 1830. Patronen auftreiben ließ, wurde verteilt. Am andern Tag gestattete man dem Prinzen Wilhelm, mit einem kleinen Gefolge von Offizieren in Begleitung des Generalstabs der Bürgerwehr in die Stadt einzuziehen. Der Anblick der Barrikaden und der finster dreinschauenden Menschen mit Waffen aller Art setzte ihn in Bestürzung. Als die Menge mit drohenden Geberden den Ruf ausstieß: Nach dem Stadthaus! folgte er der Aufforderung. Aber wie viele Mühe er sich gab, durch freundliche Ansprachen eine wohlwollendere Gesinnung zu erwecken, er begegnete allenthalben trotzigen Mienen. Verfolgt von Drohreden und Schmähungen ritt er mutig über Barrikaden weg nach dem königlichen Palast. Hier suchte er abermals durch gewinnendes Benehmen, durch wohlwollende Worte und Beweise von Zutrauen die alte Loyalität zu erwecken; aber alle guten Eindrücke, die er hervorbrachte, zerrannen schnell, als die Antwort bekannt wurde, die der König im Haag der Deputation der Notablen gegeben. Nun war wenig Aussicht mehr zu einer friedlichen Ausgleichung. Schon sprach man offen von der Notwendigkeit einer Trennung der beiden Landesteile in Verwaltung und Gesetzgebung. Gendebien gab dem Prinzen den Rat, gegenüber dem König das Beispiel des Herzogs von Orleans nachzuahmen. Allein der Oranische Fürst, bei dem die Familienpietät stärker war als irgend eine politische Erwägung, erwiderte mit ehrenhafter Entschiedenheit: die Nachwelt soll nicht sagen, daß ein Nassau das Diadem von seines Vaters Stirn gerissen, um es auf die seinige zu setzen. Als die in Brüssel anwesenden Deputierten der Generalstaaten eine Verkündigung an das Volk bekannt machten, daß sie die vollständige Trennung der Nord- und Südprovinzen ohne andre Gemeinsamkeit als die der Dynastie dem Thronerben als den Willen der Nation mitgeteilt hätten, da hielt der Prinz sein längeres Verweilen in der Hauptstadt von Brabant für ungeeignet und zwecklos. Mit einer Vermahnung an die Bürgerwehr, keine Veränderung der Dynastie zu dulden, die Stadt und besonders die Paläste zu schützen, und mit der Versicherung, bei seinem Vater für die Personalunion wirken zu wollen, verließ er Brüssel und kehrte nach dem Haag zurück, wo er von König und Volk mit warmen Glückwünschen über seine Rettung empfangen ward. Die Brüsseler Besatzung vereinigte sich mit den Truppen des Prinzen Friedrich.

Regierungs- u. Sicherheitsausschuß im Stadthaus. Am Königshof im Haag mochte man des Glaubens sein, die Mächte würden ihr Lieblingswerk, die Vereinigung der Niederlande, nicht einer Handvoll Rebellen zu Gefallen zerstören lassen. Aber schon die Antwort, die dem König auf eine An-

frage in London zuteil ward, konnte ihn überzeugen, daß er auf keine Hilfe von außen zu rechnen haben würde, solange in Frankreich der Friede erhalten bliebe. Größeres Vertrauen flößte ihm die Kriegsbegeisterung des holländischen Volks ein, welches den glühendsten Haß gegen die belgischen Rebellen kund gab. Soldaten, Landwehr (Schutterien) und Freiwillige brannten vor Begierde, für die Rechte der Oranier mit den Waffen einzustehen. Schon kam es in Lüttich, Namur und andern Städten zu Thätlichkeiten zwischen Bürgerschaft und Garnison. Dadurch gestaltete sich der Rechts- und Verfassungsstreit zu einem Völkerkampf, der notwendig zur Trennung führen mußte. Schon in der ersten Woche des September erkannten die Häupter der Bewegung, daß die Entscheidung mit den Waffen würde getroffen werden müssen. Daher bewirkten sie, daß durch die angesehensten Kreise der Brüsseler Bürgerschaft, durch Landtagsdeputierte, Bürgerwehroffiziere, Stadträte, ein Ausschuß zur Leitung der Regierungsgeschäfte eingesetzt ward. Es war eine sehr gemischte Behörde, worin neben den Vertretern der Justiz van de Weyer und Gendebien und zwei Stadträten, auch ein Glied des hohen Adels, Graf Felix Merode, ein herrschsüchtiger Edelmann von priesterlich aristokratischer Gesinnung, eine Stelle fand. Auch ein Sicherheitsausschuß wurde gewählt, um der zunehmenden Anarchie in den Städten und auf dem Land zu steuern. Denn die arbeitslose Volksmasse bot ein fruchtbares Feld für demagogische Aufreizungen. Die Bewegung nahm bereits einen revolutionären Charakter an, der weit über die Absichten der Anstifter und Führer hinausging, die bürgerlichen Klassen ängstigte und mit Unruhe erfüllte.

9. Sept. 1830.

Die Revolutionspartei gewinnt die Oberhand.

Noch wäre vielleicht eine Vereinbarung möglich gewesen, zumal da der König endlich den Minister van Maanen entlassen hatte; allein die feindselige und gereizte Stimmung, welche den belgischen Abgeordneten von seiten der Holländer entgegentrat, als sie nach einigen Bedenken die Generalstaaten im Haag zu besuchen beschlossen, die Erklärung des Königs in der Eröffnungsrede, er werde nie dem Parteigeist weichen oder Maßregeln zustimmen, die das Wohl des Vaterlandes der Gewalt oder den Leidenschaften opfern würden, und die schroffe Zurückweisung einer Adresse des Brüsseler Sicherheitsausschusses an die Ständeversammlung, zerstreuten alle Hoffnungen der Gemäßigten und Versöhnlichen und bewirkten, daß die Revolutionspartei die Oberhand erhielt. Bereits hatte sich auf Anstiften de Potters und andrer in Paris anwesenden Belgier aus jungen Radikalen und Republikanern ein Volksklub gebildet, an den sich fremde Aufwiegler und revolutionslustige Elemente aus Frankreich, aus Lüttich, aus Flandern, anschlossen, dessen Führer, Rogier, Bayet, van Halen, ein spanischer Verschwörer belgischer Abkunft, Pletinkx, mit den untern Volksklassen, den Arbeitern und Proletariern in Verkehr standen. Sie hatten die Revolution am 25. August eingeleitet, waren aber durch die Bürgerwehr niedergehalten und entwaffnet worden. Diese Blusenmänner und Nacktarme wieder in Thätigkeit zu setzen, das Regiment den schlaffen und unschlüssigen bürgerlichen Behörden

13. Sept.

auf dem Rathaus zu entreißen, war die Absicht der Klubdemagogen. Es war nicht schwer, unter dem Eindruck der Berichte aus dem Haag und angesichts der holländischen Truppen in Vilvoorden in der volkreichen, beweglichen Stadt neue
20. Sept. 1830. revolutionäre Auftritte hervorzurufen. Volkshaufen durchtobten Straßen und Plätze, Waffen fordernd. Ein Zufall lieferte fünf Kisten mit Gewehren in ihre Hände; andre wurden überwältigten Bürgerwehrmännern entrissen. Das Volk nahm Besitz vom Stadthaus und setzte die Mitglieder der provisorischen Regierung und des Sicherheitsausschusses in solchen Schrecken, daß sie in eiliger Flucht Brüssel verließen.

Die Septembertage in Brüssel. In der Angst wandten sich nun die Gemäßigten und Wohlhabenden, für Leben und Gut besorgt, an den Prinzen Friedrich mit der Aufforderung, die Stadt zu besetzen, zugleich aber Straflosigkeit zu gewähren. Allein noch ehe die Proklamation des Oraniers, worin er ankündigte, daß er auf Verlangen der besten Bürger komme und von der allgemeinen Verzeihung nur die Haupturheber der allzu verbrecherischen Handlungen ausschließen werde, bekannt wurde, waren die Aufständischen Meister der Stadt. Dank der patriotischen Hingebung und umsichtigen Thätigkeit des wackern Pletinkx, eines dreiunddreißigjährigen dienstlosen Unterleutnants, kamen die Gewaltthätigkeiten und Ausschreitungen, welche die Bürgerschaft fürchtete, die holländischen Agenten, um einen Rechtfertigungsgrund für kriegsrechtliche Züchtigung zu erhalten, wünschten, nicht zum Ausbruch oder wurden im Entstehen unterdrückt. Als Baron Hoogvorst den
22. Sept. Oberbefehl über die Bürgerwehr niederlegte, waren die Klubführer, Pletinkx, Ducpétiaux, Everard, Baron Felner, Ernst Grégoire, der Löwener Roussel, die revolutionäre städtische Regierungsbehörde. Die holländischen Truppen, etwas über 10,000 Mann mit hinreichender Artillerie, hofften über die schlechtbewaffneten, mit geringen Verteidigungsmitteln versehenen Insurgentenhaufen bald Meister zu werden. In diesem Vertrauen ließ der Prinz die zwei Abgesandten der Klubregierung, welche nach dem Hauptquartier kamen, um einen Vertrag auf Grund voller Straflosigkeit abzuschließen, gefangen nehmen und nach Antwerpen bringen. Aber gegen Erwarten stießen die Truppen auf den heftigsten
23. Sept. Widerstand, als sie von drei Seiten aus zum Angriff vorgingen. Nationalhaß und Verzweiflung gaben Mut. Die Thore, Barrikaden und hohen Gebäude wurden aufs hartnäckigste verteidigt und gewährten zugleich feste Standpunkte. Die „besten Bürger", welche den Prinzen zum Einrücken aufgefordert, zeigten wenig Kampflust, während die Volksstreiter und Freischaren das Beispiel der Pariser Julikämpfer vor Augen hatten. Drei Tage raste der Kampf, ohne daß die holländischen Soldaten namhafte Fortschritte gemacht hätten. Mehrere Paläste wurden durch Bomben in Brand gesetzt, der Park in eine Wüstenei verwandelt. Selbst als Pletinkx, der kühnste und entschlossenste Leiter des Aufstands, beim Übersteigen einer Barrikade in die Hände des Feindes fiel und
25. Sept. als Gefangener nach Antwerpen gebracht ward, hatte der Widerstand seinen

ungeschwächten Fortgang. Die Truppen waren auf den Tod ermüdet und erschöpft, die Munition ging zu Ende, über tausend holländische Krieger waren gefallen. Da gab Prinz Friedrich in der Nacht das Zeichen zum Rückzug nach Vilvoorden. Am Morgen feierte das Volk auf der Stätte der Verwüstung und des Grauens seine Siegesfeste. Am Abend kehrte de Potter in die freudig er- 27. Sept. 1830.
regte Vaterstadt zurück, auf der Reise und beim Einzug wie ein Triumphierender empfangen. Die Brüsseler Septembertage wurden mit Recht der großen Juliwoche von Paris zur Seite gestellt. „Das vergossene Blut der belgischen Kämpfer, die auf dem Märtyrerplatz ein gemeinsames Grab fanden, ward der Kitt einer neuerbauten Nationalität.“

Bevor noch der Kampf sein Ende erreicht hatte, war auf dem Rathaus Ganz Belgien in Aufstand.
eine neue provisorische Regierung gebildet worden, an welcher mehrere Mitglieder des frühern Verwaltungs- und Sicherheitsausschusses wieder teilnahmen und bei der de Potter den größten Einfluß erlangte. Diese Behörde gab durch einen Aufruf, worin sie die belgischen Soldaten von ihrem Eid an die holländische Regierung entband, die Losung zur nationalen Unabhängigkeit. Die nächste Wirkung war eine Lockerung und Auflösung des Armeeverbandes durch massenhafte Desertionen und Abfälle zu den städtischen Wehrgenossenschaften. In vielen Festungen mußten die Befehlshaber der Besatzungen Kapitulationsverträge auf freien Abzug schließen, so daß in kurzer Zeit die Fahne des Aufruhrs in allen Povinzen wehte. Bald waren Antwerpen, Maastricht, Venlo und Luxemburg die einzigen festen Orte unter holländischem Befehl.

c. Gründung des Königreichs Belgien.

Noch immer war das entscheidende Wort der nationalen Unabhängigkeit Die letzten Vermittelungsversuche durch den Prinzen von Oranien.
nicht öffentlich ausgesprochen; noch immer stand die Erhaltung der Union mit administrativer Trennung der beiden Staaten im Bereich der Möglichkeit, und König Wilhelm gewann es seinem autokratischen Sinn ab, den Versuch zu machen, durch Unterhandlungen und Nachgiebigkeit noch zu retten was zu retten war. Er sandte abermals den Prinzen von Oranien nach dem Süden, mit umfassenden Vollmachten ausgerüstet, und erteilte sogar dem russischen Fürsten Koslowski die halbamtliche Mission, mit dem Brüsseler Nationalkongreß über die Fortdauer der Union zu unterhandeln. Aber wie sollte das Aufstandsregiment Vertrauen fassen zu einem Fürsten, der immer nur halbe Maßregeln ergriff, der nie aufrichtigen Herzens auf die Vorschläge der Vermittelung und Ausgleichung einging, bei dem man stets erwarten mußte, daß er die Zugeständnisse wieder zurücknehmen oder abschwächen würde, der den verhaßten Minister van Maanen wieder in seinen Dienst gerufen und einen Fremdling von wenig ehrenhaftem Charakter zum Unterhändler wählte? So scheiterte denn auch dieser letzte Versuch einer Verständigung. Umsonst erließ der Prinz von Oranien eine Proklamation, 5. Okt.

in welcher die Abtrennung der Verwaltung Belgiens bewilligt, hinsichtlich des Unterrichts die größte Freiheit zugesagt und eine ausnahmslose Straflosigkeit für alle politischen Vergehen gewährt war; die Bewegungspartei hatte sich bereits ein höheres Ziel gesetzt: die dynastische Personalunion, sei es unter dem König selbst oder unter der Regentschaft des Prinzen von Oranien, genügte nicht mehr, der Sinn war auf völlige Unabhängigkeit Belgiens gerichtet. Der erfolgreiche Kampf der Brüsseler Revolutionsstreiter hatte sowohl den nationalen Haß als das Selbstgefühl der Sieger erhöht. Man wollte nichts hören von Waffenstillstandsverträgen, durch welche die revolutionäre Aktion gehemmt worden wäre. Zuerst sollte das Land von allen holländischen Truppen befreit, dann durch einen Nationalkongreß die politische Zukunft des belgischen Staats entschieden werden.
16. Okt. 1830. Auch eine zweite Proklamation des Prinzen, worin er die Unabhängigkeit Belgiens anerkannte und sich bereit erklärte, an die Spitze der Bewegung zu treten und den freigewählten Kongreß anzunehmen, blieb ohne Wirkung. Man argwohnte darin die Absicht, mit Hilfe der Oranischgesinnten Spaltung und Bürgerkrieg in den Provinzen zu erzeugen, die Sonderinteressen und den partikularisti-
19. Okt. schen Geist aufzustacheln. Ein Gegenmanifest der provisorischen Regierung gab den kurzen Bescheid: die Unabhängigkeit der Nation sei durch die Waffen des
25. Okt. Volks erkämpft und bedürfe keiner Anerkennung. Einige Tage nachher begab sich der Prinz über Rotterdam nach London, um in der englischen Hauptstadt, wo die Bevollmächtigten der großen Höfe zu einer Konferenz zusammengetreten waren, im Oranischen Interesse zu wirken.

Kämpfe um Lier und Antwerpen. Nun beschloß die provisorische Regierung, die auf de Potters Betreiben sich eine zweckmäßigere, einheitliche Organisation gegeben und mit unermüdlicher Thätigkeit eine Armee von Freiwilligen geschaffen, die Stadt Antwerpen, den wichtigsten Stützpunkt der holländischen Herrschaft, in ihre Gewalt zu bringen. Es wäre für die unfähigen belgischen Anführer, unter denen nur General Mellinet, ein ehemaliger Bonapartischer Offizier einige militärische Erfahrung besaß, eine schwere Aufgabe gewesen, die holländischen Truppen unter dem Oberbefehl des mutigen entschlossenen Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar aus Flandern zu vertreiben. Aber im Haag war man der Ansicht, die Armee sollte sich enger
18. Okt. zusammenziehen. Darum erhielt Weimar, obwohl seine Soldaten bei Lier dem Feind tapfer widerstanden hatten, den Befehl zum Rückzug nach Antwerpen, unter den Schutz der unüberwindlichen Citadelle, in welcher der 65jährige Oberst Chassé das Kommando führte. In den Gefechten um Lier fiel Ritter Dechez, genannt Jenneval, der Dichter der Brabançonne, an der Seite seines verwundeten Freundes Friedrich von Merode.

Beschießung von Antwerpen. Bisher hatte in Antwerpen die Bürgerschaft die Oberhand gehabt und alle revolutionären Bewegungen niedergehalten. Je mehr aber die Aufständischen und Freischaren heranrückten, desto mehr wurden auch hier die Patrioten Meister. Bald war auch Antwerpen, der größte Handelsplatz der Niederlande, in der Ge-

walt der Revolutionspartei und die wilden Insurgentenbanden und Volksstreiter richteten ihre Angriffe auf die von holländischen Truppen überfüllte Citadelle. Da gab Chassé, als die Verhandlungen über die Abschließung eines Waffenstillstands im Getümmel und in der Verwirrung nicht allgemein beachtet wurden, 27. Okt. 1830. den Befehl zum Feuern. So erfolgte denn die schreckliche Beschießung von Antwerpen, mehr ein Akt des nationalen Hasses und soldatischer Brutalität, als eine That des Heroismus, wie sie holländische Federn in der Folge darzustellen bemüht waren. Aus dreihundert Kanonenschlünden wurde die Stadt sieben Stunden lang derart beschossen, daß zahlreiche Häuser in Flammen aufgingen und durch Verbrennung der Warenvorräte in den Magazinen ein Schaden von vielen Millionen angerichtet ward. In der zweiten Nacht nach der Beschießung, die an die Zeiten der spanischen Furie erinnerte (XI, 610), verließ nach Abschluß einer Konvention mit Rogier, der als Vertreter der provisorischen Regierung herbeigeeilt war, der größte Teil der Besatzungsmannschaft zu Schiffe die flandrische Seestadt. Der Gang der belgischen Revolution wurde durch das Batteriefeuer von Antwerpen nicht aufgehalten; vielmehr wurde durch diese Katastrophe jede Versöhnung und Ausgleichung zur Unmöglichkeit. Durch Land und Presse ging der allgemeine Ruf, ein Strom von Blut und Thränen trenne nun Belgien von Holland und seinem Herrscherhaus.

Es war die natürliche Folge dieser erbitterten Stimmung, daß der Natio- Der Nationalkongreß in Brüssel. nalkongreß, der nach Vermittelung eines Waffenstillstands durch die Londoner Konferenz von der provisorischen Regierung im November in Brüssel zusammenberufen ward, unter dem vorherrschenden Einfluß de Potters, des „belgischen Lafayette“, die Unabhängigkeit Belgiens und die Ausschließung des Hauses 18. Nov. Nassau-Oranien vom belgischen Thron aussprach. Nach dem Sinn de Potters sollte sich der Kongreß für eine republikanische Verfassung entscheiden, wobei jener selbst die Würde eines Präsidenten zu erlangen gehofft haben mag. Allein die Versammlung, die den Baron Surlet de Chokier zum Präsidenten wählte, hielt angesichts der allgemeinen politischen Zeitstimmung die Gründung einer konstitutionellen Monarchie unter einer neuen, durch den Kongreß in Übereinstimmung mit den Mächten zu bestimmenden Dynastie für zweckmäßiger und mehr im Interesse der Wohlfahrt und des Friedens der Nation. Da entsagte der republikanisch gesinnte Patriot allen Würden und begab sich nach Paris. Von der Londoner Konferenz wurde dann nach langen diplomatischen Verhandlungen, an denen der alte Fürst Talleyrand als Bevollmächtigter der französischen Julieregierung teilnahm, die Unabhängigkeit Belgiens anerkannt. Die Ansprüche der 20. Dez. Oranier fanden wenig Beachtung bei den Großmächten, teils aus der Besorgnis, die Revolution, die sich bereits in Polen regte, möchte bei längerer Dauer der belgischen Unruhen weiter um sich greifen und durch Einmischung Frankreichs einen allgemeinen europäischen Krieg entzünden, teils aus Abneigung gegen das holländische Königshaus. König Wilhelm hatte sich durch sein abstoßendes

Betragen und durch die sophistische Auslegung des Wiener Kongreßbeschlusses über die Rheinschiffahrt (S. 673) unter den europäischen Fürsten viele Gegner gemacht. Um so weniger war die Londoner Konferenz geneigt, durch längere Zurückhaltung ihrer Anerkennung des belgischen Staats die in Europa herrschende Aufregung zu vermehren. Als Grundlage der Trennung setzte die Londoner Konferenz die Grenzen von 1790 fest, sowie ewige Neutralität Belgiens, Freiheit der Flüsse und Teilung der Staatsschuld. Luxemburg wurde als deutsches Bundesland dem König der Niederlande zugesprochen. Gegen diese Beschlüsse protestierte der belgische Kongreß, ermutigt durch den polnischen Aufstand und die Pariser Einflüsterungen.

20. Jan. 1831.

Das neue belgische Königtum.

Lange konnte man sich nicht einigen, wer den neuen Königsthron besteigen solle. Frankreich brachte den zweiten Sohn Ludwig Philipps, den Herzog von Nemours, in Vorschlag, Rußland den Fürsten von Leuchtenberg, Sohn des ehemaligen Vizekönigs Eugen Beauharnais, England den Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg, dem schon früher die griechische Krone angeboten worden war. Obschon die Konferenz alle Glieder der fünf großen europäischen Dynastien vom belgischen Thron ausschloß, wählte der Kongreß den Herzog von Nemours zum König und ernannte einstweilen den Präsidenten Surlet de Chokier zum Regenten. Lord Palmerston aber erklärte, England betrachte die Wahl des Herzogs von Nemours als gleichbedeutend mit der Einverleibung Belgiens in Frankreich und als Kriegsgrund. Der Ernst dieser Erklärung vermochte in Paris und Brüssel so viel, daß Ludwig Philipp die Krone für seinen Sohn ausschlug und die Kandidatur des Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg mehr und mehr Boden gewann. Der von der Londoner Konferenz vorgeschlagene, dem englischen Königshaus verwandte und bald darauf mit einer französischen Prinzessin in zweiter Ehe vermählte Prinz Leopold wurde nun vom Brüsseler Kongreß zum König gewählt. Vier Kongreßmitglieder begaben sich nach der Themsestadt, um bei dem Prinzen anzufragen, ob er die Wahl durch die belgische Nationalversammlung samt der neuen stark demokratischen Verfassung vom 7. Februar 1831 annehme. Nach einigem Bedenken über die Konstitution, welche die Liberalen durch ein Repräsentativsystem auf Grund der Volkssouveränität, die Klerikalen durch die Gewährung völliger Unabhängigkeit der Kirche vom Staat zufriedenzustellen suchte, willigte Leopold ein, unter der Bedingung, daß die Belgier sich den Beschlüssen der Konferenz unterwürfen und diese dem neuen Staat etwas mehr Zugeständnisse hinsichtlich der Grenzen und Schulden gewährte. Dies wurde in den „18 Artikeln" erreicht. Als der Kongreß diese Festsetzungen bestätigt hatte, nahm Leopold die Krone an und hielt als König der Belgier seinen Einzug in Brüssel. Aber Holland verweigerte die Annahme der 18 Artikel und versuchte nochmals, mit Kriegsmacht die Abgefallenen zur Unterwerfung zu zwingen. Die belgische Armee, an verschiedenen Orten geschlagen und zurückgedrängt, vermochte nicht lange zu widerstehen. In seiner Not rief König Leopold die Fran-

Februar. — 4. Juni. — 26. Juni. — 21. Juli. — Leopold I. 1831–1865.

zosen zu Hilfe, welche unter General Gérard einrückten. Zugleich bedrohte eine englische Flotte die holländische Küste. Nun legte sich die Konferenz wieder ins Mittel. Sie stellte eine neue Friedensgrundlage auf in Gestalt der 24 Artikel, 14. Okt. 1831. deren Annahme sie nötigenfalls erzwingen zu wollen erklärte. Die Frage der Grenze und der Schuldenbeteiligung war hierin für Belgien etwas ungünstiger gelöst. Aber König Wilhelm von Holland hielt noch lange mit seiner Zustimmung zurück und weigerte sich die Citadelle von Antwerpen zu räumen. Es bedurfte der Beschlagnahme der holländischen Schiffe in den französischen und englischen Häfen, der Blockade der holländischen Seestädte und eines neuen Feldzugs des Generals Gérard, der den tapfern Chassé zur Kapitulation in der Citadelle von 23. Dez. 1832. Antwerpen zwang, ehe die Holländer sich nachgiebig zeigten. Auch die zwei Forts Lillo und Liffenshoek, welche den freien Verkehr auf der Schelde sperrten, mußten nach langer rühmlicher Verteidigung vertragsweise den Belgiern abgetreten werden. Die endgültige Ausgleichung zog sich indessen noch jahrelang hin. Erst im Jahr 1838 verstanden sich die Holländer zur Annahme der 24 Ar- 14. März 1838. tikel. An Stelle des belgisch gewordenen Teils von Luxemburg trat das Herzogtum Limburg in den Deutschen Bund. Von da an entwickelte sich ein neues Staatsleben auf nationaler Grundlage in Belgien. Litteratur und Publizistik nahmen einen erfreulichen Aufschwung; eine durch patriotische Männer in Brüssel gegründete Hochschule förderte die freie Wissenschaft und Forschung im Gegen- 1834. satz zu der klerikalen Universität in Löwen; das wirtschaftliche Leben, Industrie und Handel kamen in Flor und, begünstigt durch seinen natürlichen Reichtum an Kohlen und Erzen, entwickelte sich Belgien rasch zu einem der gewerbfleißigsten Länder der Welt.

2. Polens Erhebung und Fall.

a. Polen unter russischer Herrschaft und die Geheimbünde.

Polen unter Kaiser Alexander.

Nicht bloß die an Frankreich grenzenden Staaten wurden durch die Julirevolution in Bewegung gesetzt, selbst in ferner gelegenen Ländern des europäischen Erdteils machte sich der Stoß fühlbar. Vor allem wurden die Polen durch den glücklichen Ausgang der französischen und der belgischen Revolution zu dem lange geplanten Vorhaben ermutigt, durch eine nationale Schilderhebung die Losreißung des Königreichs von Rußland zu erwirken. Das Andenken an den alten Bund mit Frankreich, dessen Erneuerung man jetzt erhoffte, und an die gemeinschaftlichen Kriegsthaten und Kriegsleiden unter Napoleons Adlern war so wenig erloschen, wie die Erinnerung an die frühere Größe der Republik. Zwar war Polen unter der russischen Herrschaft zu einer höhern Blüte gelangt, als unter der alten Anarchie. Wir wissen, daß Kaiser Alexander in den Tagen seiner großmütigen humanitären Geistesrichtung aus eignem Antrieb dem Königreich Polen

eine Verfassung und politische Stellung eingeräumt, die ganz mit seinen liberalen Grundsätzen in Übereinstimmung stand, zum großen Verdruß der andern Teilungsmächte. Er hatte die Bedingungen eingehalten, unter denen er auf dem Wiener Kongreß das Weichselland dem russischen Zepter unterworfen (S. 516, 751). Die Konstitution mit einem in Senat und Landboten geteilten Reichstag, mit einer umsichtigen Verwaltung und unparteiischen Rechtspflege unter polnischen Beamten und Richtern, mit einem geregelten Staatshaushalt und einer Nationalbewaffnung gewährte dem Volk eine geordnete Freiheit, die Industrie kam in Aufschwung, eine Nationalbank wurde gegründet, gangbare Heerstraßen erleichterten den Verkehr, Handel und Fabriken verbreiteten Wohlstand, die Litteratur hob sich, Wissenschaften und Künste wurden mit Eifer gepflegt, in den Städten bildete sich ein achtbarer und wohlhabender Mittelstand, zwischen Edelmann und Bauer stellte sich ein besseres, auf persönliche Freiheit gegründetes Verhältnis fest. Der Minister Fürst Xavier Lubecki aus Litauen belebte die volkswirtschaftlichen Interessen und schaffte Ordnung im Finanzwesen, und der Oberstatthalter, Großfürst Konstantin, brachte die Armee in guten Stand. Es war ein Zustand der Aufblüte, der alle Berechtigung zu geben schien, eine bessere Zukunft zu erwarten.

Konspiratorische Thätigkeit.

Dennoch fand die russische Herrschaft viele Widersacher unter den höhern Ständen, bei Beamten und Militär; es entstand eine starke Opposition, die sich zuerst in der Presse und im Reichstag vernehmen ließ, und dann, als die Regierung die Zensur einführte und die Öffentlichkeit der Verhandlungen untersagte, in geheimen Verbindungen, wie sie damals in den südlichen Ländern Europas, in Spanien, Italien, Griechenland und anderwärts bestanden, sich erhielt und fortpflanzte. Es ist uns erinnerlich, daß selbst in dem heiligen Rußland, als während der letzten Regierungsjahre Alexanders die Zügel strammer angezogen wurden, konspiratorische und agitatorische Bewegungen mit geheimen Verbänden sich zeigten (S. 753 f.). Diese Zeichen der Zeit traten noch stärker hervor in dem Lande Polen, wo die Neigung zu Konföderationen und geheimen Gesellschaften ein nationaler Grundzug aus den Zeiten der Väter war, wo eine Partei von überspannten Patrioten bestand, die von der Sorge gedrückt ward, daß ein leidlicher Zustand das Volk entnerven, sein Nationalgefühl abstumpfen, die Abneigung gegen die Fremdherrschaft mindern möchte, die den praktischen Verstand, der das Gegebene auszubauen unternimmt, als gemeinen Materialismus verschrie. Ein weitverzweigter patriotischer Geheimbund unter verschiedenen Namen suchte den Nationalsinn zu stärken, die Gemüter für die Herstellung Polens in seinen frühern Grenzen zu begeistern und den nie schlummernden Gedanken einer Wiederbelebung des zerrissenen Vaterlandes in seiner alten Unabhängigkeit und Freiheit zu nähren. Die Mitglieder mußten schwören, alle Kräfte anzuwenden zur Wiedergeburt ihrer unglücklichen, aber geliebten Mutter und dafür Vermögen und Leben aufzuopfern. Umsonst warnte der Kaiser den Reichstag in seinen

Eröffnungs- und Schlußreden vor revolutionären Umtrieben und verbot alle Verbindungen, auch den Freimaurerorden; der wachsende Widerstand der Liberalen in Frankreich gegen das restaurierte Königtum der Bourbonen, der den Ausbruch einer neuen Revolution in Paris erwarten ließ, erfüllte die patriotische Partei in Polen mit großen Hoffnungen, befestigte sie in ihren Gesinnungen und Bestrebungen, stärkte ihre Zahl und ihren Einfluß. Die geheimen Verbindungen der Unzufriedenen vermehrten sich; man füllte die Phantasie der Jugend auf Schulen und Universitäten mit Traumgebilden von der alten Größe und Herrlichkeit des Reichs; Schriftsteller und Dichter, wie Lelewel, der wegen seines polnischen Patriotismus seinen Lehrstuhl in Wilna einbüßte, wie Niemcewicz u. a., weckten nationale Gesinnung; die jüngern Offiziere, verletzt durch die eiserne Strenge und pedantische Disziplin des Großfürsten Konstantin, des Militärgouverneurs von Warschau, und aufgeregt durch überspannte Parteiführer, wie Uminski und Krzyzanowski, schlossen geheime Verbrüderungen, die selbst in der russischen Armee ihre Verzweigungen hatten. Es ist uns bekannt, wie erschütternd die Wahrnehmung dieser feindseligen Stimmung auf Alexander gewirkt hat. Er starb am gebrochenen Herzen fern an Europas Ostgrenze. Die 1. Dez. 1825.
gerichtliche Untersuchung, die nach dem gescheiterten Militäraufstand in Petersburg (S. 755) auch über die Mitglieder der geheimen Verbindungen in Polen verhängt wurde, endete mit der Freisprechung der Angeklagten durch den Senat, 1827.
der angesichts der aufgeregten Bevölkerung Warschaus und der leidenschaftlichen Kundgebungen der öffentlichen Meinung in seinem von Czartoryski abgefaßten Bericht keine Verurteilung auszusprechen wagte.

Dieser Ausgang machte auf Kaiser Nikolaus den ungünstigsten Eindruck Polen und Kaiser Nikolaus.
und erfüllte ihn mit Mißtrauen gegen die ganze Nation. Wie in den übrigen Ländern seines unermeßlichen Reichs, suchte er jetzt auch in Polen den Absolutismus zur Herrschaft zu bringen, das konstitutionelle und parlamentarische Leben allmählich zu unterdrücken, die nationalen Eigentümlichkeiten und Einrichtungen zu schwächen und zu vernichten. Sein Bruder Konstantin, der als Vizekönig das Land regierte, ein jähzorniger Mann von militärischem Despotismus, gestattete sich mancherlei Eingriffe in die Verfassung und in die verbrieften Rechte und erbitterte die reizbare, durch Geheimbünde und Verschwörungen unterwühlte Nation durch die Strenge der polizeilichen Überwachung, Ausspäherei und Zensur, durch verächtliche Behandlung aller Nationalgesinnten, durch seine offene Hinneigung zu dem Metternichschen Unterdrückungssystem. Mißvergnügte Edelleute, wie der uns wohlbekannte reiche Fürst Adam Czartoryski, der, von der alten Königsfamilie der Jagellonen entsprossen, die russenfeindliche Gesinnung als Erbteil seines Hauses überkommen und als Alexanders Vertrauter und Jugendfreund sich Hoffnungen auf die Statthalterwürde in Polen gemacht hatte, wie der in den litauischen Landschaften einflußreiche und thätige Graf Plater unterstützten die nationalen Bestrebungen, die vor allem auf die Vereinigung

Litauens und Polens gerichtet waren, und förderten bewußt oder unbewußt die Pläne der Verschwornen, deren Seele der ehrgeizige Intrigant Zaliwski war. Aber bei den geteilten Interessen und Zielen der einzelnen Parteiführer und bei der Schwierigkeit der Lage inmitten dreier absoluter Reiche würden sich die Polen kaum zu einem allgemeinen Unternehmen entschlossen und geeinigt haben, hätte nicht die Nachricht von der Pariser Julirevolution den zündenden Funken in den aufgehäuften Brennstoff geworfen und in der erregbaren Nation eine begeisterte Erhebung erweckt, die zum raschen Handeln führte und alle Bedenken und Überlegungen niederschlug. Durch einen Aufstand im Innern sollte der Zar verhindert werden, ein Bündnis der Ostmächte gegen Frankreich ins Leben zu rufen. Die Nachricht, daß in Petersburg der Befehl gegeben worden sei, eine Anzahl polnischer Studenten und junger Offiziere, die als Häupter und Glieder geheimer Verbindungen bezeichnet worden, zu verhaften, beschleunigte den Ausbruch der Revolution, indem die Schuldbewußten, denen schmachvoller Tod oder ewige Haft bevorstand, dem drohenden Verderben zuvorzukommen beschlossen.

29. Nov. 1830. Der Militäraufstand in Warschau und die Befreiungswoche.

Es war am 29. November Abends sechs Uhr, als zwanzig bewaffnete Jünglinge der Kadettenschule, Teilnehmer einer weitverbreiteten Militärverschwörung, unter der Leitung des Leutnants Wysocki in das Belvedere, den Palast des Vizekönigs, drangen, um diesen zu töten, während andre Verschworne das Volk der Hauptstadt zu den Waffen riefen, eine dritte Schar unter Zaliwski sich des Arsenals bemächtigte. Nur mit Mühe entging Konstantin dem ihm zugedachten Schicksal, dagegen fielen mehrere Personen aus seiner Umgebung und einige angesehene Generale als Opfer der Nationalrache in der dunkeln Schreckensnacht. Die Unschlüssigkeit des kaiserlichen Statthalters, der sein Lager in Wierbzna, zwei Meilen von Warschau aufschlug, und dort mit einer gemischten Deputation von Getreuen und Abgefallenen, unter ihnen Czartoryski, Ostrowski,
30. Nov. Lelewel, Lubecki, Beratung pflog, gab den Aufständischen Zeit, die polnischen Regimenter in der Hauptstadt für die nationale Sache zu gewinnen. An den nächsten Tagen schlossen sich die Generale Skrzynecki, Zymirski, Krasinski mit ihren Leuten den Patrioten an. Erbittert über diesen Abfall des Heeres, auf dessen Treue und Hingebung er so sicher gezählt hatte, wich der Großfürst dem
4. Dez. Sturm und zog mit seinen russischen Soldaten und Beamten aus dem Land. Man legte den Abziehenden keine Hindernisse in den Weg. Wurde es doch dadurch den Sendboten der Patrioten möglich gemacht, das ganze Land ohne Gewalt und Blutvergießen in den Aufstand zu ziehen. Allenthalben wurden alsbald Klubs gestiftet, das Volk durch heftige Reden und Proklamationen zum Aufstand aufgerufen, Nationalgarden errichtet, Truppenaushebungen angeordnet. Aufwiegler durcheilten in allen Richtungen das Land, um das Volk zu bearbeiten und für die Sache der Revolution zu gewinnen. Warschau glich einem Vulkan, der Feuer spie und alles umher erschütterte. In acht Tagen, einer zweiten „großen Woche“, war des Landes Befreiung vollzogen. Armee, Kriegsvorräte,

Staatsgelder waren in den Händen der Polen. Aber bereits war eine Spaltung eingetreten. Die aristokratisch-konservative Partei, an ihrer Spitze der bisherige Minister Lubecki, trachtete nur nach einer Reform der Verfassung in der Art der Pariser Charte und nach Beseitigung der autokratischen Willkürherrschaft; die demokratischen Häupter und Führer der Verschwörungen und Geheimbünde hingegen sowie die jüngern Militärs niedern Ranges strebten nach einer Losreißung von Rußland, nach völliger nationaler Unabhängigkeit, von der Einsicht geleitet, daß eine Empörung wider fremde Unterdrücker totgeboren sei, wenn sie nicht alles an alles setze.

Damit nicht die ungestüme Revolutionspartei sich der Gewalt bemächtige, nahm nun eine aus den Mitgliedern des Verwaltungsrats und einigen volksbeliebten Männern, wie Lubecki, Czartoryski, Niemcewicz und dem General Chlopicki, zusammengesetzte provisorische Regierung einstweilen die Leitung der Dinge in die Hand. Da sie aber den langsamen Weg der Unterhandlung einschlugen, statt den neuerwachten Kriegsmut, die frische Begeisterung der patriotischen Bürger und der feurigen Jugend zum stürmenden Angriff gegen das unvorbereitete und ungerüstete Rußland zu gebrauchen, so nahm von vornherein der Aufstand eine unglückliche Wendung. Parteiung lähmte die Unternehmungskraft; die Gemäßigten und Konservativen wollten Abstellung der Mißbräuche, aber Beibehaltung der Verfassung und Union, während die Volkspartei auf Wiederherstellung des alten Polenreichs mit demokratischen Formen und nationaler Unabhängigkeit lossteuerte. Kein Wunder, daß die meisten Glieder der provisorischen Regierung bald in den Verdacht des Verrats kamen und ihnen andre national und liberal gesinnte Männer, namentlich Professor Lelewel, das Haupt des „patriotischen Klub", an die Seite gesetzt wurden, eine Fortschrittspartei, die mit demagogischen Mitteln die Revolution in rascheren Gang zu setzen suchte. Neben Lelewel waren die Hauptführer dieses Klubregiments: Moritz Mochnacki, Adam Gurowski, Xavier Bronikowski, der redegewandte Advokat Ostrowski und der volksbeliebte Priester Kaj. Pulawski. Chlopicki, ein alter General, der die Kriegszüge Kosciuszkos mitgemacht und im französischen Heer in Spanien mit Auszeichnung gefochten, später aber, verstimmt über ungerechte Zurücksetzung, den Dienst verlassen hatte, behielt die Leitung des Heerwesens und wurde auf Veranstaltung der aristokratischen und konstitutionellen Partei, die in dem ungestümen Treiben der kriegslustigen Jugend und der republikanischen Klubs nur Unheil erblickte, zum Diktator ernannt. Chlopicki nahm die Würde bis zum Zusammentritt des Reichstages an; aber ein eigensinniger rechthaberischer Mann von aristokratisch-militärischem Charakter, stieß er bald auf unüberwindliche Schwierigkeiten.

Chlopicki zum Diktator gewählt.

Wie konnte man hoffen, mit dem gezogenen Schwert in der Hand von dem zürnenden Machthaber in Petersburg Gnade oder Zugeständnisse zu ertrotzen! Und doch traten Chlopicki und seine aristokratischen Ratgeber mit dem Kaiser in

Unterhandlungen mit Rußland.

Unterhandlung, wiesen den Vorschlag der Patrioten, die unter österreichischer, preußischer und russischer Obmacht stehenden Provinzen des ehemaligen Polenreichs zur Empörung aufzurufen, entschieden ab und setzten, statt einen Volks- und Nationalkrieg zu organisieren, ihr Vertrauen auf Frankreichs gleißnerische Zusagen und auf diplomatische Unterhandlungen, durch die sie hofften, die polnische Revolution in den Augen der europäischen Mächte als eine legitime That darzustellen und sich den Weg der Gnade bei dem Kaiser offen zu halten. Sie vergaßen die alte Lehre, daß, wer das Schwert zum Aufruhr erhebt, die Scheide wegwerfen müsse. Wie im Jahr 1794 lebte man in Warschau in einem Rausch von Festlichkeiten mit Trinkgelagen und Volkstänzen, als ob das Werk der nationalen Befreiung vollendet wäre. Und doch hemmten Spaltung, Parteistreit und Mißtrauen alle Unternehmungen, indes Kaiser Nikolaus Anstalten traf, ein Heer von 120,000 Mann mit 400 Kanonen unter Feldmarschall Diebitsch und dem Grafen Toll als Leiter des Generalstabs in Polen einrücken zu lassen.

20. Dez. 1830. Der Reichstag und der Entthronungsbeschluß. Der in Eile zusammengerufene Reichstag nahm eine unhaltbare Stellung ein. Er erklärte den Aufstand für eine Nationalsache und für das Ergebnis der Verfassungsverletzungen von seiten Rußlands, bestätigte aber dabei die Diktatur Chlopickis, nur mit der Beschränkung, daß er ihm eine aus Senatoren und Landboten bestehende Aufsichtskommission als Vollzugsbehörde zur Seite stellte. Zugleich wurde ein Manifest verbreitet, worin in scharfen Ausdrücken alle Rechtsverletzungen und Bedrückungen aufgezählt waren, welche Polen von Rußland zu erleiden gehabt, um in den Augen Europas den Aufstand als gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Überzeugt, daß das polnische Heer in seiner damaligen Verfassung den Russen nicht widerstehen könne, riet Chlopicki noch zu Unterhandlungen, als der Kaiser seine feindseligen Absichten schon zu erkennen gegeben, und war nur für einen Verteidigungskrieg. Zwei Abgesandte überbrachten dem Zaren die Forderungen der Polen: Strenge Durchführung der Verfassung, Entfernung der russischen Regimenter und Vereinigung der alten Provinzen mit dem Königreich. Die Zurückweisung war zu erwarten. Nikolaus stellte nur für den Fall unbedingter Unterwerfung Straflosigkeit in Aussicht. Deshalb mit dem Aufsichtsrat entzweit und von den Demokraten in Reden und Zeitschriften
17. Jan 1831. heftig angegriffen, legte der Diktator seine Würde nieder, ohne sich jedoch dem Vaterland in der Not zu entziehen. Sein Nachfolger als Oberbefehlshaber war der reiche, vaterländisch gesinnte Fürst Michael Radziwill, dem, weil er des Kriegs unkundig war, General Chlopicki als freiwilliger Ratgeber zur Seite stand; die Verwaltung leitete ein Kollegium von fünf Räten, unter denen Fürst Adam Czartoryski das meiste Ansehen besaß und auch die Volkspartei in dem Geschichtschreiber Lelewel, einem Mann von republikanischen Grundsätzen aber dem praktischen Leben entfremdet, ihren Vertreter hatte. Wenige Tage nachher sprach der Reichstag, auf Anregung der Grafen Soltyk und Ostrowski, die Ent-
25. Jan. thronung des Kaisers Nikolaus und des Hauses Romanow in Polen aus. Nach

vollendeter Befreiung sollte eine konstitutionelle Monarchie auf der Grundlage der Volkssouveränität errichtet werden. So schnitt man einerseits jede Versöhnung ab und unterließ doch anderseits die Erweckung eines Volkskriegs, der allein Polen hätte retten können, indem im folgenden April der Reichstag durch die Übermacht der Adelspartei den Antrag verwarf, den Bauern Grundeigentum zu erteilen und die Fronden in einen ablösbaren Bodenzins zu verwandeln. Damit wurde der Revolution der Lebenskeim ausgebrochen. Die Hoffnung, daß Frankreich sich des alten Bundesgenossen, der durch den Aufstand die beabsichtigte Einmischung und Koalition der Ostmächte abgewendet habe, annehmen würde, erwies sich als eitel. Ludwig Philipp war mehr auf Befestigung seiner jungen Krone, als auf Erwerbung von Kriegsruhm bedacht. Das Sprichwort der Väter, daß Gott zu hoch und Frankreich zu fern sei, traf auch bei den Nachgebornen ein.

b. Der Revolutionskrieg und das Organische Statut.

Dem Beschluß vom 25. Januar, der das Haus Romanow der polnischen Krone verlustig erklärte, folgte der Einmarsch der russischen Heere auf dem Fuß. Im Feld bewährte sich indessen die polnische Tapferkeit aufs glänzendste. Trotz der Überlegenheit der russischen Streitkräfte waren die Polen in den meisten Gefechten siegreich oder bestanden doch mit Ehren. Chlopicki und Skrzynecki fochten mit Heldenmut, und wenn auch Fürst Radziwill während seines Oberbefehls keine militärische Begabung zeigte und seine Unzulänglichkeit für den Posten, zu dem er berufen war, selbst bekannte, so hat er doch bei Freunden und Gegnern den Ruf persönlichen Muts hinterlassen. Vom 17.—19. Februar folgte Gefecht auf Gefecht. Am Tage, da Skrzynecki, ein Begünstigter der Czartoryskischen Familie, bei Dobre den zweimal überlegenen Feind ruhmvoll aufhielt, schlug und zerstreute Dwernicki glücklich und unerwartet die von Geismar befehligte Truppenabteilung bei Stoczeck, und bei Wawr widerstanden Szembeck und Zymirski mit Ehren den russischen Feldherren Rosen und Pahlen. Umsonst drang Diebitsch bis in die Nähe der polnischen Hauptstadt vor; die blutige Schlacht bei Grochow, wo das schönste Reiterregiment der Russen großenteils vernichtet wurde, und Geschick und Tapferkeit auf beiden Seiten um die Palme rangen, vereitelte den beabsichtigten Sturm auf Warschau und führte einige Zeit nachher den Rückzug der Russen herbei. Nunmehr trat, da Radziwill freiwillig dem Oberbefehl entsagte und Chlopicki verwundet war, Skrzynecki, der Held von Dobre und Grochow, an die Spitze des Heeres. Aber so tapfer er auch im Feld war, so schadete er doch der polnischen Sache durch Unschlüssigkeit, Zögern und Unterhandeln, immer im Vertrauen auf die Vermittelung der Mächte und die beruhigenden Zusagen der Diplomaten, während Rußland mit Energie vorging. Statt die Bewohner Litauens, wo die Patrioten unter der Führung der Gräfin

Der russisch-polnische Krieg.

17.—19. Febr. 1831.

25. Febr.

Emilie Plater, einer modernen Amazone, und des Wüterichs Matussewicz die Fahne der Empörung aufgepflanzt, in den Kampf hereinzuziehen und dadurch den Russen im Rücken einen mächtigen Feind zu schaffen, ließ man dort die Bewegungspartei ohne nachdrückliche Unterstützung. Dadurch verflüchtigte sich die revolutionäre Aufregung in einigen nutzlosen Aufständen und geringfügigen Gefechten, bis das polnische Hilfsheer, nachdem General Gielgud als angeblicher Verräter durch die Kugel des Leutnants Skulski gefallen, unter Chlopowski auf preußisches Gebiet gedrängt ward. Dagegen wollte der tapfere Dwernicki Wolhynien zum Anschluß bewegen, fand aber keine Unterstützung und wurde durch die Übermacht der Feinde so sehr ins Gedränge gebracht, daß er sich nur durch einen kühnen Marsch, der den größten Waffenthaten der neuern Kriegsgeschichte beizuzählen ist, auf österreichisches Gebiet retten konnte, wo er und seine April 1831. sechstausend tapfern Streiter als Kriegsgefangene zurückgehalten wurden. Das 10. April. Gefecht von Iganie bei Siedlce, wo die Polen unter Prondzynski tapfer und erfolgreich gekämpft hatten, blieb ohne Früchte. Endlich erwachte Skrzynecki aus seiner Unthätigkeit; er zog im Mai über den Bug, wurde aber von Diebitsch und seinen Garden durch einen kühnen Eilmarsch erreicht und trotz des 26. Mai. tapfersten Kampfes in der Schlacht von **Ostrolenka** besiegt.

Niederlage der Patrioten. Die Schlacht bei Ostrolenka war der Wendepunkt der polnischen Revolution. Zwietracht, Parteiung, Verrat und die Sirenenstimme der französischen Zwischenträger führten Polen seinem schnellen Untergang entgegen. Diebitsch 10. Juni. starb an der Cholera, die damals zum erstenmal ihren fürchterlichen Zug durch Europa begann, nachdem sie in Moskau ein entsetzliches Sterben und die höchste Verzweiflung erzeugt. Eine Woche später folgte ihm der Großfürst Konstantin ins Grab und in den nächsten Monaten Gneisenau, der das preußische Beobachtungskorps befehligte, und sein Generalstabschef Clausewitz, alle von der fürchterlichen Seuche hingerafft. Diebitschs Nachfolger wurde der unternehmende Paskiewitsch, der von der Eroberung der persischen Stadt Eriwan mit dem umliegenden Gebiet (S. 766) den Beinamen Eriwanski führte. Dieser setzte, unterstützt von Preußen, das von dem Erfolg der polnischen Revolution den Abfall Juli. seiner östlichen Provinzen fürchtete, über die preußische Weichsel und näherte sich den Mauern von Warschau, wo die größte Ratlosigkeit herrschte. Da erhob sich die Demokratie zu einer furchtbaren Blutthat. Im Glauben, daß das Mißlingen der Revolution von Verrat herrühre, drang ein Volkshaufen, von Solda- 16. Aug. ten geführt, in das Schloß, mordete daselbst mehrere unter Aufsicht gestellte Generale und nahm dann, durch das Verbrechen fortgerissen, auch an andern als Aristokraten, Kundschafter und Russenfreunde verdächtigen und gehaßten Personen blutige Rache. Entsetzt floh Czartoryski verkleidet in das Lager, wo General Dembinski, der den Sommer über in Verbindung mit Gielgud in Litauen gegen die Russen gestritten und in Anerkennung seiner Tapferkeit zum Oberfeldherrn ernannt worden, nunmehr in Skrzyneckis Geist das Kommando

führte. Czartoryskis Entfernung aus der Stadt des Schreckens bewirkte, daß die Regierungsgewalt in die Hände eines Mannes geriet, der entweder ein höchst beschränkter Kopf oder ein Verräter war: Krukowiecki, ein General aus der Napoleonischen Zeit von demokratischen Grundsätzen und Skrzyneckis Feind, wurde von dem Reichstag zum Regierungs-Präsidenten mit diktatorischer Gewalt ernannt. Dieser gab, als Paskiewitsch sich mit seinem großen Heer der Hauptstadt näherte, durch die widersprechendsten Maßregeln und verkehrtesten Einrichtungen seine Mutlosigkeit und Verzweiflung an jedem Erfolg zu erkennen. Er übertrug dem alten wenig befähigten Malachowski den Oberbefehl über die Armee und sandte den schon im piemontesischen Aufstand thätig gewesenen General Ramorino, einen genuesischen Abenteurer, den das Gerücht zum natürlichen Sohn des Marschalls Lannes machte, zur Herbeischaffung von Lebensmitteln in das Land, wodurch in dem entscheidenden Augenblick die Besatzungstruppen Warschaus empfindlich geschwächt wurden. Tapfer widerstand indessen die polnische Armee auch jetzt den voranstürmenden Feinden bei Wola, der alten Walstätte der Könige, und die Heldenthaten des vierten Regiments im dortigen Kirchhof wurden seither in Liedern gefeiert. Über elftausend Russen waren bei dem zweitägigen Sturm bereits gefallen; da übergab Krukowiecki 6. u. 7. Sept. 1831. Warschau und Praga dem russischen Feldmarschall und überlieferte sich, von dem abziehenden Heer als Verräter ausgestoßen, dem siegreichen Feind als Kriegsgefangenen.

Regierung und Reichstag begaben sich darauf mit der Armee nach Modlin. Emigration und Organisches Statut. Unter sich entzweit und von den Russen bedroht, blieb ihnen kein Ausweg, als die letzten polnischen Festungen Zamosc und Modlin vertragsweise zu übergeben 5. Okt. und sich auf preußisches Gebiet zu flüchten. Hier wurden die tapfern Streiter, 24,000 Mann stark, entwaffnet und solange verpflegt, bis nach gänzlicher Bezwingung Polens Kaiser Nikolaus durch Begnadigung den meisten die Rück- 1. Nov. kehr gestattete. Dasselbe Schicksal hatte Ramorino, der sich schon vorher mit seinem Heer nach Galizien geflüchtet. Der Gnade des zürnenden Kaisers mißtrauend, kehrten die polnischen Patrioten zu Tausenden ihrem Vaterland den Rücken und wanderten nach Frankreich, England, der Schweiz und andern Ländern aus, vorziehend, das Brot der Trübsal auf freiem, wenn auch fremdem Boden zu essen, als der allmählichen Vernichtung der polnischen Nationalität geduldig zuzusehen. Die Teilnahme in dem ganzen liberalen Europa, namentlich in Deutschland, wo die Unglücklichen auf ihrem schweren Gang aufgenommen und bewirtet wurden, war eine Linderung ihres Kummers. In Polen, Litauen, Wolhynien ergingen schwere Strafgerichte über die Schuldigen; Sibiriens Bergwerke und Schneeflächen bevölkerten sich mit Verurteilten; einige wurden am Leben, eine große Anzahl an Freiheit, Ehre und Gut geschädigt. Die Ausgewanderten büßten Vermögen, Rang und Bürgerrecht ein. Durch das „Organische Statut“ verlor Polen seine Verfassung, seinen Reichstag und 26. Febr. 1832.

seinen Reichsrat; es wurde als russische Provinz mit abgesonderter Verwaltung und Rechtspflege dem großen Moskowitenreich beigefügt und der strengsten Polizeiaufsicht unterworfen. Die Universitäten in Warschau und Wilna wurden aufgehoben, die Schätze der Kunst nach Rußland geführt, das polnische Wappen zerbrochen, die Nationalarmee aufgelöst. Seitdem herrschte Paskiewitsch der Sieger als kaiserlicher Statthalter mit eisernem Zepter in dem gedemütigten Warschau, bis er zu Anfang des Jahres 1856 als lebensmüder Greis ins Grab sank. Abermals hatten die Polen bewiesen, daß sie wohl hochherziger patriotischer Regungen und tapferer Thaten, keineswegs aber eines einträchtigen Strebens und einer edeln Selbstaufopferung fähig seien. Die alten Erbübel des polnischen Adels, Parteiung, Zwietracht und Verrat, verbunden mit aristokratischer Selbstsucht, vereitelten diesmal die Wiederbelebung des nationalen Staats, wie sie früher denselben zu Grunde gerichtet hatten.

II. Litteratur und Geistesleben in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts.

Litterarische Hilfsmittel: Zu den XIII, 570 aufgeführten litterarhistorischen Werken, dem Handbuch von Joh. Scherr, Allgem. Gesch. der Litteratur. Stuttg. 1881. 6. Aufl.; Adolf Stern, Gesch. der neueren Litteratur, Leipzig 1882 ff.; Brandes, Die Hauptströmungen der Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts, deutsch von Strodtmann, Berlin 1872 ff., sind für die nächste Periode des litterarischen und wissenschaftlichen Schaffens noch folgende Schriften beizufügen. 1. Für Deutschland: Außer den mehrfach erwähnten litterarhistorischen Werken von Gervinus, Julian Schmidt (Geschichte der deutschen Litteratur im neunzehnten Jahrhundert), Gottschall (Gesch. der deutschen Nationallitteratur in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts), Wilh. Scherer (Gesch. der deutschen Litteratur, Berlin 1886) u. a.; R. Haym, Die romant. Schule. Ein Beitrag zur Gesch. des deutschen Geistes, Berlin 1870; H. Hettner, Die romant. Schule in ihrem innern Zusammenhang mit Goethe u. Schiller, Braunschweig 1850; Fulda, Chamisso und seine Zeit, Leipzig 1881; v. Treitschke, Zur Gesch. des deutschen Dramas, Leipzig 1870. — Zur Philosophie: Die schon XII, 665 aufgeführten Werke von K. Fischer, Zeller, Überweg, ferner Haym, Hegel u. seine Zeit. Berl. 1857; Const. Frantz, Schellings posit. Philos. Köthen 1879. — Zur Theologie: Außer den einzelnen Artikeln in Herzogs Real-Encyklopädie: Baur, Kirchengesch. des neunzehnten Jahrh. Herausg. v. Zeller, 2. Aufl. Tüb. 1877; Nippold, Handb. der neuest. Kirchengesch. seit der Restauration von 1814, 3. Aufl. Elberf. 1880 ff.; Henke, Neuere Kirchengesch. herausg. v. Gaß. 3 Bde. Halle 1874—1880; Dilthey, Leben Schleiermachers, Berl. 1867. — 2. Für Frankreich: Zu den schon oben XII, 336 angeführten litterarhist. Werken von Nisard, Villemain, Demogeot, soweit sie in die gegenwärtige Periode hineinreichen, sind beizufügen: Vinet, Etudes sur la lit. fr. du 19me siècle. Par. 1849—1851. 3 voll.; Nettement, Hist. de la lit. fr. sous la restaur. et sous le royauté de Juillet. Par. 1852 ff.; Charpentier, la litt. franç. au 19. siècle, Par. 1875, auch deutsch; Merlet, Hist. de la litt. franç. 1800—1875, Paris 1878; Julian Schmidt, Gesch. der franz. Litteratur seit der Revolution.

2 Bde. Leipz. 1873 f.; Mager, Versuch einer Gesch. und Charakteristik der franz. Nationallitteratur. 5. Bde. Berl. 1834 ff.; Kreyßig, Gesch. der franz. Nationallitt. Berl. 1879. — Dazu eine Menge biograph. und ästhet. Einzeldarstellungen von Ste. Beuve, Chasles, Weiß, Feugère, A. Bettelheim, Beaumarchais, eine Biogr. Frankf. 1886. — 3. Für England: Zu Bd. 3 u. 4 des XIII, 103 angeführten Werks von H. Taine beizufügen: Murray Graham, An historical view of lit. and art in Gr. Brit. London 1872; Rob. Chambers, Cyclopaedia of Engl. lit. 2 Bde. Edinb. 1875; Craik, A compend. history of Engl. lit. and language. Lond. 1871. 2 Bde.; Spalding, The hist. of Engl. lit. Edinb. 1871; Charles Grant, The last hundert years of Engl. literat. Jena and Lond. 1866. Dazu die von deutschen Schriftstellern verfaßten Zusammenstellungen von Alex. Büchner (Gesch. der Engl. Poesie, Darmst. 1855. 2 Bde.), von Joh. Scherr (Gesch. der Engl. Litteratur. Leipz. 1883), von Herrig (Handb. der Engl. Nationallitteratur), von Jul. Schmidt, (Übersicht der Engl. Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts. Leipzig 1859), von Gräße (Engl. Sprache und Litteratur in der Encyklop. von Ersch u. Gruber). Verschiedene Dichterbiographien: Lord Byron von Eberty u. von Elze. — 4. Für Italien: Außer den schon früher (X, 307) erwähnten Werken von Ginguené, Hist. litt. d'Italie continuée par Salfi. P. 1811—1835. 14 voll. u. Sismondi, (Litér. du midi: Camillo Ugoni, Della letteratura italiana. Deutsch: Gesch. der Ital. Litteratur seit der 2. Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Zürich 1825—1830. 3 Bde. Maffei, Storia della lett. ital. Milano 1834. 4 Bde.

A. Litteratur und Zeitbildung in Deutschland.

I. Die romantische Schule und Goethes Alter.

Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts waren Weimar und Jena Mittelpunkt einer Bildung und litterarischen Thätigkeit, wie sie noch nie auf so kleinem Raum vereinigt war. Männer und Frauen von künstlerischem Ruf und wissenschaftlicher Bedeutung hatten dauernd oder vorübergehend in jenen thüringischen Städten ihren Aufenthalt. Als aber der Tod einen um den andern der großen Dichter abrief, und ein Jahr nach Schillers Hintritt die Schlacht von Jena und die verhängnisvollen Kriegsereignisse den litterarischen Kreisen einen erschütternden Schlag versetzten, hörte das Land auf, Sammelplatz und Brennpunkt der Kultur zu sein; Weimar blieb nicht länger die Metropole der Dichtkunst, alle Städte und Landschaften fingen an, mit eignem Licht zu strahlen. Die neuromantische Schule gewann ihren Hauptsitz in Berlin, wo Tieck, Bernhardi, Wackenroder, Adam Müller geboren waren, wo beide Schlegel und Schleiermacher längere oder kürzere Zeit weilten, wo Fichte seine patriotischen Vorträge hielt und die neugegründete Universität ein Brennpunkt deutschen Geistes ward. Auch Wien beteiligte sich mehr als früher an dem künstlerischen und wissenschaftlichen Leben. Das Burgtheater förderte in noch höherm Grade als Weimar und Berlin die dramatische Dichtkunst. Mit Staunen wurde man nun gewahr, welche Riesenschritte die Bildung im ganzen Vaterland und unter allen Klassen gemacht. Die Blicke der andern Völker richteten sich nach Deutschland, und

Ausbreitung der deutschen Litteratur.

diejenige Nation, die bisher so oft ihre geistigen Bedürfnisse von fremdem Abfall gesättigt, diente jetzt ihren frühern Lehrmeistern, den Franzosen, Engländern, Italienern, als Muster und Vorbild. Nur die humoristisch-sentimentale Romanlitteratur eines Thümmel und Jean Paul lehnte sich an englische Vorgänger an. Dagegen nahm die neuromantische Poesie und Kunst, die im Gegensatz zu dem Geist der Aufklärung und der Revolution das Mittelalter mit seiner religiösen Dichtung, Kunst und Mystik zurückzuführen bestrebt war, von Deutschland aus ihren Zug durch Europa. Zwar mißbilligte Napoleon die Neigung der Franzosen für deutsche Kultur und verbannte Frau von Staël aus seinem Reich, weil sie gewagt, in ihrem Buch über Deutschland ein andres Volk, als die Franzosen, zu preisen, allein der Einfluß des deutschen Geisteslebens machte sich dennoch geltend; die klassische Vornehmheit und Glätte der alten Zeit erlag in Paris der mit jugendlichem Ungestüm auftretenden und von den Neigungen des Volks getragenen neuromantischen Schule. Wie sehr auch unsere Nachbarn den Einfluß der deutschen Romantik auf ihre eigne romantische Dichtung bestreiten mögen, eine innere Verwandtschaft ist nicht zu verkennen. „Beiden gemein," bemerkt Julian Schmidt, „war die leidenschaftliche Reaktion gegen den Geist des achtzehnten Jahrhunderts, gegen die akademische Regel und die encyklopädistische Aufklärung. Beide gingen auf die Litteratur des Mittelalters, der Renaissance, der Spanier und Engländer zurück, um mit ihrer Beihilfe die poetischen Formen zu erweitern und zu vervielfältigen. Beide hatten eine artistische Vorliebe für das Rittertum und die Kirche. Beide hatten spiritualistische Anwandlungen, die dann ebenso häufig durch Sprünge ins Phantastische und Groteske unterbrochen wurden. Das hauptsächlichste Moment der Verwandtschaft liegt aber darin, daß beide von der Kunst und den Künstlern einen ganz neuen, scheinbar höhern Begriff aufstellten, als bisher gegolten hatte. Die Kunst sollte Selbstzweck und die höchste Erscheinung des Lebens sein, und der Künstler sollte in heiliger Weihe mit dem Priester und Propheten wetteifern." Ebensowenig vermochte sich England den Einwirkungen deutscher Bildung zu entziehen, wie sehr auch die orthodoxen Wächter des anglikanischen Zion gegen die deutsche Freigeisterei und Denkgläubigkeit eiferten. Der begabteste der englischen Dichter, Lord Byron, vereinigte in sich den ungestümen Freiheitsdrang der Kraftgenies, die philosophische Wegsetzung unsrer großen Dichter über kirchliche und konfessionelle Beschränktheit, das überreizte Gefühls- und Seelenleben, sowie die Sinnlichkeit unsrer Romantiker. Aber indem er alle diese Eigenschaften zum Übermaß steigerte, wurde er der Schöpfer jener, auch nach Deutschland verpflanzten, unglücklichen Poesie der „Zerrissenheit" und des „Weltschmerzes", zu der sich die vornehme Welt hingezogen fühlte, weil sie darin die eigne Stimmung wiederfand. Auch nach Skandinavien, Polen, Rußland und Ungarn bahnte sich die deutsche Litteratur einen Weg. Der Russe Puschkin und der Pole Adam Mickiewicz, den der Aufstand seines Landes in die Verbannung trieb, schöpften aus der romantischen Dichtung

den Nationalsinn und die Vaterlandsliebe, die sie wie die italienischen Dichter zum Haß und Kampf gegen den Despotismus anspornten. Der große Völkerkrieg gegen Napoleon, der, wie einst die Kreuzzüge, fast alle europäischen Staaten gegen den mächtigen Zwingherrn unter die Waffen führte, begünstigte und erleichterte den Austausch. Es entstand gleichsam eine Weltlitteratur, in welcher nicht ein bestimmter Geschmack, wie einst der französische, Ton und Richtung angab und die Herrschaft führte, sondern worin alles, was irgend eine Nation Großes und Schönes geschaffen, Geltung und Würdigung haben sollte.

Der Mittelpunkt dieser neuen Weltlitteratur war Deutschland: seine Lage, seine Bildung, die Natur des Volks schien es zum Hüter und Lenker der geistigen Bestrebungen bestimmt zu haben. Und wer wäre geeigneter gewesen, dem Vaterland diesen Ehrenposten zu erwerben, als die Häupter der romantischen Dichtung mit ihren herrlichen Anlagen, mit ihrer anregenden Thätigkeit, mit ihrer Empfänglichkeit für die Schönheiten fremder Kunsterzeugnisse, mit ihrer Fülle von Kenntnissen, wären sie auf Goethes und Schillers Wegen fortgeschritten, statt nach neuen Bildungsformen, nach neuen Kunst- und Geschmacksregeln zu streben, und hätten sie die zweifelhafte Ehre, für Schöpfer einer neuen Weltbildung zu gelten und deren Verbreitung mit unduldsamem Sekteneifer zu betreiben, nicht dem sichern Ruhm vorgezogen, als Wahrer und Förderer der errungenen, auf Freiheit und Humanität gegründeten Kultur gepriesen zu werden! Wohl gingen auch die Häupter der romantischen Schule von dem Streben aus, die durch die beiden großen Dichter geschaffene künstlerische Idealität gegen die herandringende Oberflächlichkeit und den gemeinen Realismus zu behaupten, und suchten in der hellenischen Dichtkunst die Musterbilder ihrer Ästhetik; aber bald verließen sie den real-idealen Boden, auf dem jene ihre plastischen Schöpfungen aufgeführt, und schufen Werke der Einbildung, wobei die poetische Form ganz von den Thatsachen des Lebens absah. Wohl war es ein großes Verdienst der romantischen Schule, daß ihre Gründer und Häupter einen höhern Maßstab des Kunsturteils aufstellten, daß sie der herabziehenden Art der Kotzebue und andrer untergeordneten und mittelmäßigen Tagesschriftsteller mit scharfer Kritik wie mit Spott und Ironie entgegentraten, den künstlerischen und litterarischen Geschmack auf der Höhe der großen Klassiker unsrer Nation zu halten suchten: aber sie schwangen das Schwert mit Übermut; sie richteten ihre kritische Geißel nicht nur gegen das Fehlerhafte, Ordinäre, Gemeine, sondern befehdeten auch Lebensanschauungen und Geistesrichtungen, die in bürgerlich ehrbaren Geleisen einherwanderten; sie suchten Erscheinungen, die sie für ungesund und schädlich hielten, durch scharfe Gegenmittel zu heilen, die dem Körper Krankheitsstoffe andrer Art zuführten. „Die Kunst," sagt Treitschke, „galt ihnen als ein Zaubertrank, der, dem Philister ungenießbar, allein den Gottbegnadeten berauschte, so daß der Trunkene der Wirklichkeit vergaß und das Leben wie ein tolles Maskenspiel belächelte. Diese souveräne Ironie, die sich rühmte den Scherz als Ernst

Die deutsche Romantik. Ziele und Abwege.

zu treiben, Ernst als Spaß nur zu behandeln, widerte den gesunden Sinn der Menge an." Wenn die beiden Schlegel durch ihre kritischen Aufsätze im Athenäum, in der Europa und in andern periodischen Schriften, Tieck durch seine humoristischen Dramen, Bernhardi in Anzeigen und Rezensionen, in den Aufsätzen und Erzählungen, die er Bambocciaden nannte, der Plattheit, Mittelmäßigkeit und Philisterhaftigkeit heftige Schläge versetzten, so waren das luftreinigende Thaten, aber in gar vielen Fällen übten sie das Pförtneramt zum Parnaß mit zu großer Einseitigkeit und für manche Geistesrichtungen hatten sie einen zu kurzen Maßstab, ein zu befangenes Urteil. Dabei waren ihre eignen poetischen Erzeugnisse keineswegs von so durchgreifender Trefflichkeit, daß sie zu dem unbestrittenen Richteramt berechtigt hätten. Goethe freilich war zu groß und vielseitig, als daß die Romantiker nicht hätten versuchen sollen, an diese feste Säule ihre Schule anzulehnen; sie näherten sich ihm mit ungemessener Bewunderung und Lobpreisung, um ihn als „Idol ihres Kultus" aufzustellen; erst als er den Tempel ihrer Verehrung verschmähte und sich ihnen nicht unbedingt hingab, erkaltete allmählich ihr Lob. Schiller dagegen wurde gleich anfangs von den Romantikern, die weder an seinem Freimut, noch an seinem weiten Christentum, noch an seinem dichterischen Verfahren Behagen fanden, unterschätzt und vornehm beiseite geschoben, so sehr auch ihre eignen ästhetischen Gesetze und Ansichten auf seinen Forschungen beruhten, und in der kleinen Thüringer Universitätsstadt Jena, die längere Zeit neben Berlin Hauptsitz und Werkstätte der romantischen Schule war, die Berührungen nahe lagen.

Vorliebe für das Mittelalter und reaktionäre Richtung

Aus Widerwillen gegen die Aufklärung und die in ihr wurzelnden Revolutionsideen verloren sich die Romantiker in einen völligen Quietismus des künstlerischen und wissenschaftlichen Treibens; sie flüchteten sich in das Mittelalter, in die religiöse Mystik und Mythologie und meinten, in dem Aber- und Wunderglauben einer geistig armen Vergangenheit und in der thatlosen Beschaulichkeit des Morgenlandes einen Damm wider den Unglauben der Freidenker zu finden; ja einige, wie Friedrich Schlegel, Adam Müller, Zach. Werner, „der Christi Blut und Wunden poetisch predigte", suchten im Schoß der römisch-katholischen Kirche Schutz gegen die Vermessenheit der menschlichen Vernunft, gegen den Forschungstrieb der Rationalisten, gegen die Neuerungslust eines beweglichen Geschlechts, und dienten gleich Gentz, Jarcke u. a. der reaktionären Staatskunst Metternichs in Österreich. In ihren Ausläufern führte so die Romantik zur freiheitsfeindlichen Reaktion auf kirchlichem und politischem Gebiet. Anstatt, wie Schiller, die neuere Zeit und die Geschichte zum Vorwurf der Dichtung zu nehmen, die Wirklichkeit zu idealisieren und dem realen Leben einen poetischen Anstrich zu geben, machten die Romantiker die Poesie zum Mittelpunkt alles Lebens und Strebens, wo alle geistigen Richtungen, alle Momente der Welt- und Menschenauffassung zusammenlaufen sollten, und empfahlen alle jene Perioden der Menschheit, wo ein solcher poetischer Anstrich auf dem wirklichen

Leben zu liegen schien, Rittertum und katholisches Christentum, Mittelalter und Orient. Fr. Schlegels „Ideen“ in der Zeitschrift Europa und seines Bruders Berliner Vorlesungen im Jahr 1802 waren Missionsversuche für die neue Religion der Kunst und des Gefühls. Der Wunderglaube und die religiöse Beschaulichkeit einer christlichen Vorzeit, das Minnewesen und der sinnliche Religionsdienst eines untergegangenen Rittergeschlechts, die heilige Kunst des Mittelalters, die blütenreiche Dichtung der Morgenländer, das Volkslied und die phantasievolle Märchenwelt fesselten vorzugsweise ihr Interesse. In den „glänzenden Hervorbringungen des Mittelalters in Leben und Poesie“ fand A. W. Schlegel die Wege, „auf denen der gottverlassene Vernunftkultus wiederum in den Tempel der wahren gotterfüllten Gemütsandacht zurückgeführt werden könnte“, und Tieck suchte im Mittelalter und in der wundervollen Märchenwelt den frommen Glauben, den kindlichen Sinn, die Heilquelle für alle Gebrechen der Gegenwart. Diese Vorliebe der Romantiker für das Mittelalter hatte die Folge, daß Deutschland mit einer Flut von Ritterromanen überschwemmt wurde, welche den Sinn des Volks, insbesondere der Jugend und der weniger gebildeten Kreise, für Wahrheit und Wirklichkeit abstumpften, die Phantasie mit falschen Gebilden und Vorstellungen füllten. Überall ist das Kennzeichen der eigentlichen Romantik „die Flucht in über- und unterirdische Regionen, in das Reich der Träume und Geister, in die Fernen der Zeiten und Völker, die Wiederbelebung der Dichtungswerke dieser abgelegenen Zeitalter, die Verleugnung der Gegenwart, der Neuzeit und alles wirklichen Lebens“. Mochten immerhin die Gründer und Häupter der Schule ihr Bestreben darauf richten, der Nation die Schätze der erworbenen Bildung zu wahren, den Geschmack vor dem Versinken in das Gemeine zu retten, den poetischen Reichtum zu mehren, durch Einführung neuer Stoffe und dichterischer Formen eine größere Teilnahme für das Ideale im Volk zu wecken: sie konnten die überflutende Strömung der Jünger und Nachahmer nicht eindämmen, die Übertreibungen nicht zurückhalten, den Verirrungen in das Überspannte, Krankhafte, Phantastische nicht wehren. Wenn die Schlegel, Tieck, Novalis das Ziel verfolgten, Poesie und Leben in innigeren Bund zu setzen, die Wirklichkeit durch die Dichtkunst zu verklären, die Erzeugnisse des Geistes und der Phantasie aller Zeiten und Völker zu einem nationalen Gesamtschatz zu vereinigen, so wurde dieses Streben bald in einseitige Bahnen gelenkt, wodurch im Gegensatz zu ihren Absichten eine völlige Entfremdung der romantischen Poesie von dem Wirklichen und Lebendigen herbeigeführt, die poetische Bildung zum Sondergut einer Klasse von Anhängern erhoben ward. „Ihr Zweck, das Reale zu idealisieren,“ urteilt Gervinus, „verflüchtigte sich in nichtige Luftgespinste; man wollte der Zeit, deren prosaische Außenseite mit ihrem poetischen Aufschwung noch im Widerspruch war, die Muster einer andern Zeit vorhalten, wo das Leben selbst einen poetischen Strich hatte; man führte die romantischen Dichtungen des Mittelalters und der Fremden ein, aber man vergaß, daß das, womit man

neues Leben schaffen wollte, größtenteils für uns tot war. Da der Widerklang nicht laut genug werden wollte, so steifte man sich desto nachdrücklicher auf diese Gattung, und das Mittel ward geradezu zum Zweck." Weil nicht alle Blütenträume reiften, griff das mißvergnügte Künstlergeschlecht in die leere Luft, indem es nach Phantomen jagte und diese mit eigensinnigem Trotz zu lebendiger Wesenheit verkörpern wollte. Die Schule verließ ihren ursprünglichen Ausgangspunkt, den ästhetischen Boden, und stürzte sich, eine dogmatisierende Wendung nehmend, in das Mittelalter und in den Gegensatz des Rationalismus, der Aufklärung, des politischen und religiösen Fortschritts. Vernunft und Wissenschaft wurden mehr und mehr überwuchert von Phantasie und Mystik. Meinte doch schon Fr. Schlegel, die Verdrängung der denkenden Vernünftigkeit durch „die schöne Verwirrung der Phantasie" sei der Anfang aller Poesie. Die Aufklärung nannten sie Abklärung. Sie galt ihnen als die Hefe, die nach abgeschäumter Poesie auf dem Boden des Lebens übrig bleibt.

Vielseitige Thätigkeit der Romantiker

Die Hauptverdienste der Romantiker lagen in der fruchtbringenden Anregung zu vielseitigen wissenschaftlichen Forschungen, in der Erweckung des Interesses für die geistigen Güter und Schöpfungen, die wenig bekannt im Schoß der Völker ruhten, in der Wiederbelebung des historischen Sinnes, in der Hinweisung auf die vaterländischen Poesieschätze. Wir werden bald des Näheren erfahren, wie die Brüder Schlegel, die, wenn auch nicht gerade Genialität oder fruchtbare Schöpfungskraft, doch einen scharfsinnigen empfänglichen Geist, ein reiches Wissen, einen feinen ästhetischen Sinn und ein klares Urteil besaßen, durch Übersetzungen und Abhandlungen, durch Kritiken und Charakteristiken, durch Aufsätze und Vorlesungen für die Erkenntnis und Verbreitung der inländischen und ausländischen Litteratur wirkten. Aus dem Schoß der romantischen Poesie hat sich die philologisch-historische Forschung der Brüder Jakob und Wilhelm Grimm losgewunden und die Anregung geschöpft zu folgenreichen Untersuchungen auf dem Gebiet der germanischen Sprache und Litteratur, der volkstümlichen Rechtsübungen und religiösen Vorstellungen, sowie zur Sammlung der Volks- und Hausmärchen. Das griechische Altertum wurde durch den Romantiker Solger, den kenntnisreichen und ästhetischen Übersetzer des Sophokles, und die Sprachwissenschaft durch die „Sprachlehre" des Philologen Aug. Ferd. Bernhardi, Tiecks Schwager, von einer neuen Seite dem deutschen Volk zugeführt. Mit der romantischen Schule stand die gleichzeitige Philosophie in so unverkennbarer Verwandtschaft, daß man vielfach versucht hat, die eine aus der andern herzuleiten. Von Fichtes Wissenschaftslehre ausgehend, hat Schelling in seiner zweiten fruchtbarsten Entwickelungsperiode sein naturphilosophisches System mit Anlehnung an die neuromantischen Vorstellungskreise aufgestellt, den Kultus des Schönen in der Kunst fast an die Stelle der Religion gerückt. Denn in dem Ineinanderfließen des Phantasie- und Gedankenlebens besteht das eigentliche Wesen der Romantik. Aufs innigste war Schleiermacher mit den Häuptern

Solger. 1780—1819.

Bernhardi. 1769—1820.

der Romantik in Berlin verbunden. Seine Ansicht, daß die Religion nicht ein bestimmtes Glaubensbekenntnis sei, sondern der Inbegriff aller höhern Gefühle, stimmte mit den Grundanschauungen der neuen Poesie überein. Der berüchtigte Roman Fr. Schlegels, Lucinde, in welchem in der Form „alle Gesetze der Komposition von der romantischen Muse der subjektiven Willkür geflissentlich mißachtet werden", im Inhalt die Lebens- und Liebesverhältnisse des Verfassers, insbesondere seine Beziehungen zu Dorothea, „cynisch und sapphisch" in verhüllter Gestalt als „Bekenntnisse eines Ungeschickten" dargestellt sind, in welchem die Einheit und Harmonie des Lebens in der „erotischen Begeisterung" erblickt wird, die dem geistigen Gefühl einen sinnlichen Ausdruck giebt und umgekehrt die sinnliche Lust vergeistigt, dieses „tolle kleine Buch", ein Abbild des romantischen Mutwillens und genialen Übermuts, wurde von dem Prediger Schleiermacher zum Gegenstand „Vertrauter Briefe" gemacht, worin die ästhetischen und moralischen Grundsätze und Ziele gegen die „Unverständigen" verteidigt, die Scheu und Zurückhaltung gegenüber der Liebe und Herzensneigung als Prüderie verdammt werden, eine Rechtfertigungsschrift im Dienst der Freundschaft gegen spießbürgerliche Ansichten von Sittlichkeitsgefühlen. Aus den Überlieferungen des orientalischen und griechischen Altertums hat Fr. Creuzer „die Symbolik und Mythologie der alten Völker" systematisch zu entwickeln und in ihrem innern Zusammenhang zu erklären gesucht, ein Bestreben, das Görres, Mone u. a. zur Nacheiferung anspornte. Adam Müller hat durch seine „Vorlesungen über deutsche Wissenschaft und Litteratur" eine romantische Staatsdoktrin zu begründen gesucht. Die Romantik hat, wie keine andre Poesie, eine mächtige Rückwirkung auf die Wissenschaft geübt, insbesondere durch ihre Vorliebe für alles Ursprüngliche, Volkstümliche, Phantasievolle. Achim von Arnim, Klemens Brentano und Ludwig Uhland sammelten deutsche Volkslieder, die beiden Grimm deutsche Märchen, Görres die deutschen Volksbücher. Durch die Brüder Schlegel wurde die Litteraturgeschichte neu begründet; zwei neue Wissenschaften, die altdeutsche und die indische Philologie, Sagen- und Mythenforschungen gewannen jetzt erst ein festes Prinzip und inneres poetisches Leben. Und wie wenig auch die Häupter der Schule die politische Freiheit geliebt und gefördert haben, für Erweckung des Nationalgefühls und der Vaterlandsliebe, für die Stärkung des deutschen Bewußtseins waren ihre Worte und Bestrebungen von nicht geringer Wirkung. Auch die Verpflanzung fremder Kunsterzeugnisse auf heimischen Boden und die dadurch geweckte Lust des Forschens und Nachbildens ist unstreitig ein hohes Verdienst der Romantiker. Der tiefsinnige prophetische Dante, der eine christliche Mythologie geschaffen und in die Poesie eingeführt, wurde auf ihre Anregung in einer Menge von Bearbeitungen in Deutschland einheimisch; bald folgten Petrarca, Ariost, Tasso, die der talentvolle Übersetzer J. D. Gries aus Weimar mit großem Geschick in deutsche Verse übertrug. Cervantes' Don Quixote wurde von Tieck mit feinem Takt und Verständnis verdeutscht; A. W.

Creuzer. 1771—1858.

Schlegels Bewunderung für Calderon und die spanische Romanzendichtung richtete den Blick der Litteraturfreunde auf die Pyrenäische Halbinsel und forderte zu Übertragungen spanischer Dichtwerke auf. Besonders war Shakespeare, „das Muster universaler Weltpoesie“, der in dem „Brennpunkt seiner Genialität alle Bezüge des Lebens, der Geschichte, der Zeiten, Nationen und der Natur vereinigte“, der Gegenstand ihrer Verehrung, daher sie auch aufs eifrigste bemüht waren, den britischen Dichter in Deutschland einzubürgern, ein Streben, das ihnen vollkommen gelungen ist und auf England zurückgewirkt hat. Das von Herder geweckte Interesse für die orientalische Dichtung wurde durch die beiden Schlegel genährt und auf die indische Sprache und Litteratur ausgedehnt. Von

v. Hammer. 1774—1856. ihnen angeregt, unternahm der Orientalist von Hammer-Purgstall die Bearbeitung der Geschichte der Osmanen, die Übersetzung arabischer und persischer Dichter und das große Sammelwerk: Fundgruben des Orients. Friedrich Rückert, gleich berühmt als Dichter und Übersetzer, führte das Beginnen zu größerer Vollendung. Ebenso wurden die Edda und andre skandinavischen Dichtungen übertragen und dadurch für die deutsche Litteratur und Sprachforschung neue Quellen erschlossen.

Meister und Grundzüge der Schule. So erfolgreich und fruchtbar die Bestrebungen der romantischen Schule auf die Bereicherung und Vertiefung der Wissenschaften wirkten, so viele Keime eines frischen Geisteslebens durch ihre Forschungen und Sammlungen, durch ihre Übersetzungen und Erklärungen fremder Litteraturwerke ins Dasein gerufen, so sehr die Grenzen des geistigen Erkennens erweitert wurden: so zweifelhaft waren die Errungenschaften und Erfolge auf dem Gebiet der Kunst und Poesie, so verwachsen und überwuchert waren die Blüten des dichterischen Schaffens mit Dorngebüsch und Schlingpflanzen, die das echte Kunstideal verhüllten. Wie sehr immer Fr. v. Hardenberg, genannt Novalis in den Hymnen an die Nacht, jenen „tiefsinnig schwermutsvollen Lauten klagender Verzückung und inbrünstigen Schmerzes“, das subjektive Empfindungsleben gefühlvoll und ergreifend ausgoß, in den „geistlichen Liedern“ seine innere religiöse Stimmung und Glaubenswärme niederlegte und in den Fragmenten „Blütenstaub“ treffliche Gedanken und Ansichten über Ziel und Wesen der Dichtkunst kund gab, sein Roman Heinrich von Ofterdingen ist doch nur ein schwaches, verschwommenes Seitenstück zu Goethes Wilhelm Meister. Wie sehr immer Ludwig Tieck, das produktivste poetische Glied der romantischen Schule, in seinen lyrischen Gedichten den mächtigen Wirkungen des Naturlebens auf Gemüt und Seelenstimmung Ausdruck gab und dadurch den Natursinn weckte, durch seine dramatische Bearbeitung alter Volksmärchen der Dichtkunst ein neues Reich erschloß, die Poesie des Wunders und der Phantasie der Wirklichkeit gegenüberstellte und die platte, ordinäre Alltagswelt durch eine „verkehrte Welt“ mit aristophanischer Laune verspottete und verneinte, wie sehr er ferner durch seine gemeinschaftlich mit A. W. Schlegel unternommene Übersetzung Shakespeares und durch die ver-

ständnisvolle Übertragung des ihm ob seiner Ironie besonders zusagenden Don Quixote von Cervantes sich um die Einbürgerung fremdländischer Dichtungswerke ersten Ranges und um die Erweiterung des litterarischen Gesichtskreises des deutschen Volks verdient machte: so bahnte doch gerade Tieck die Wege an, auf welchen die spätern Anhänger der Schule zu den Verirrungen und Entartungen der echten Kunst und der gesunden Idealität herabstiegen. Niemand verstand es besser als Tieck „das stille, süß innige Geheimleben der Natur zu schildern, das ahnungsvolle, flüsternde Rauschen des Waldes, das plauderhaft schwatzende Plätschern des Bergbaches, die schreckhaften Geister der Tier-, Pflanzen- und Steinwelt und all die lieblichen und doch so ängstlich schauerlichen Wunder der Waldeinsamkeit"; aber in diesen Naturschilderungen lagen auch die Keime der Übertreibung, der Phantastik, der feenhaften Übersinnlichkeit, des Hereinziehens dämonischer und gespenstischer Naturmächte in die Poesie verborgen. Wenn die Romantiker die deutsche Dichtkunst durch Einführung neuer Formen und Versmaße aus dem Orient und aus dem romanischen Süden bereicherten, so war damit auch der Nachteil verbunden, daß die Lyrik vorzugsweise auf formale Glätte und Vollendung ausging, auf melodischen Sprachklang und musikalische Rhythmik den Hauptwert setzte*), und daß durch die Vermischung verschiedenartiger Dichtungsformen und Metren, durch die Verzerrung der richtigen und unerläßlichen Kunstforderungen eine Neigung zur Überkünstelung entstand, daß nicht nur der Inhalt gering angeschlagen wurde, sondern auch das dichterische Formgefühl Schaden nahm und der Sinn für einheitliche geschlossene Kunstform sich abstumpfte. Jede Poetik, jedes Dichtungsgesetz erschien dieser Schule als eine Abschwächung der schöpferischen Urkraft, des reichfließenden Borns echter Universalpoesie. In Tiecks Genoveva ist der Versuch durchgeführt, alle Formen der Dichtung anzuwenden, Epos, Lyrik und Drama zu einer Art elementarer Urpoesie zu verschmelzen. Auch die hervorstechendsten Eigentümlichkeiten der romantischen Schule, die Ironie und die katholisierende Richtung, wurden von Tieck eingeführt und von den Nachzüglern auf die Spitze getrieben. In der ironischen Laune, die im genialen Übermut ihre eignen Gestalten verspottete und vernichtete, in dem Schweben des Künstlers über seinem Stoff, erblickten die Romantiker „die Offenbarung der Freiheit", den entsprechendsten Ausdruck des im Vollgefühl der Kraft und Selbstbestimmung sich frei bewegenden individuellen Geistes. „In der steten Unterbrechung der hingebenden Begeisterung durch übermütige Selbstparodie sollte die Mahnung liegen, daß die vorgeführte Welt eine von der Wirklichkeit streng geschiedene sei, eine lediglich auf sich selbst gestellte, rein dichterische,

*) Liebe denkt in süßen Tönen,
Denn Gedanken stehn zu fern,
Nur in Tönen mag sie gern
Alles was sie will verschönen.
Tieck, Phantasus.

nur durch die Phantasie geborene.“ Neben Tieck hat Amadeus Hoffmann diese selbstironisierende Laune des Schaffens, diesen überspannten Subjektivismus, dieses Spielen mit dem Stoff, am grellsten angewendet. Und wie durch diese Ironie und Selbstparodie, die sich über ihren eignen Inhalt lustig macht und ihre eigne Illusion zerstört, die dichterischen und ästhetischen Kunstgesetze verwirrt wurden, so durch die Hinneigung zum Katholizismus, die allen Jüngern der neuen Kunstschule eigen war und nicht wenige ihrer Mitglieder in die Arme der römischen Kirche geführt hat, das religiöse Bewußtsein. Mag auch diese katholisierende Richtung bei Tieck und A. W. Schlegel weniger aus dogmatischen Gründen geflossen sein als aus einer rein künstlerischen Vorliebe, aus einer Sehnsucht nach dem Wunderbau der mittelalterlichen Kirche, so war doch die Neigung zum Katholizismus eine so hervorragende Eigentümlichkeit, ein so ausgeprägter Grundzug der ganzen neuromantischen Schule, daß schon Novalis die Weisheit des Papstes pries, weil er den „frechen“ Ausschreitungen des menschlichen Denkens und Wissens auf Kosten des heiligen Sinnes Schranken gesetzt, und in der Wiederherstellung der katholischen Universalkirche in ganz Europa den Rettungsanker gegen die Schäden und Verirrungen der Welt erblickte, daß einer der begabtesten Jünger der Schule in ihren spätern Ausläufen, Eichendorff, die Romantik für „die Sehnsucht nach der verlornen Heimat“, d. h. der katholischen Kirche erklärte, da der deutsche Geist in der „rhetorischen Idealität“ Schillers und in der „symbolischen Naturpoesie“ Goethes keine Genüge und keine Ruhe mehr gefunden. Aus dem Dienst der Kunst und Poesie trat die Romantik in den Dienst der Kirche und ihrer hierarchischen Zwecke.

Schlaffe Moralgrundsätze. Auch noch eine andre Seite ihres Wesens darf nicht ungerügt bleiben, nämlich daß die Romantiker durch ihre schlaffe Moral, ihre Geringschätzung von Sittlichkeit und ehrbarer Lebensweise verderbliche Ansichten und Beispiele aufstellten, der Sinnlichkeit nicht nur in der Poesie, sondern auch im Leben die Zügel schießen ließen, sich mit derselben Willkür, mit demselben genialen Übermut über die Sittengebote wegsetzten, wie über die Kunstregeln und die Gesetze der Ästhetik. Es galt als natürlicher Grundsatz, daß man keinem Wesen in seinen Neigungen Zwang anthun dürfe. Ein ungebundenes und unstetes Wander- und Reiseleben, dem sich die meisten zwanglos hingaben, beförderte die sinnlichen Neigungen und die sündhafte Lüsternheit. In ihrem Streben, die Philisterhaftigkeit und Ehrensteifigkeit aus dem geselligen Leben zu verdrängen und dasselbe durch Einführung eines freiern Tons und feiner Manieren heiterer und anmutiger zu gestalten, gerieten einige von ihnen auf Abwege und gaben durch ihren regellosen Lebenswandel, durch ihr willkürliches Hinwegsetzen über bürgerliches Herkommen und gesellschaftliche Ordnungen, die sie als Vorurteile ansahen, durch ihre Hingebung an die Reize der Sinne mancherlei Anstoß. Die Vermischung von „himmelnder Sehnsucht und irdischer Genußsucht“ ist ein charakteristisches Kennzeichen aller Romantiker. Geniale Frauen, wie Dorothea Veit,

Tochter des Philosophen Moses Mendelssohn, nach ihrer Scheidung von dem jüdischen Gemahl mit Fr. Schlegel verehelicht, und Karoline Böhmer, Tochter des Göttinger Orientalisten Michaelis, mit Aug. W. Schlegel, dann mit Schelling vermählt, spielten eine bedeutende Rolle auf der abschüssigen Bahn der Ungebundenheit und Willkür. Die in Fr. Schlegels „Lucinde" verkündigte Apotheose des Fleisches blieb für manche Romantiker ein Evangelium für ihr ganzes Dasein. Ein epikureisches Leben im ruhigen Genießen, frei von Berufspflichten, ohne Arbeit und Zweck, ohne Zwang und Absichten erschien den Romantikern als der Gipfelpunkt des Daseins. Der Fleiß und der Nutzen, wird in der Lucinde gelehrt, sind die Todesengel mit dem feurigen Schwert, welche dem Menschen die Rückkehr ins Paradies verwehren. Als Gegenmittel diente ihnen im Alter die Religion der Gnadenerlösung, der Glaube an den Schatz der guten Werke in der Kirche.

Die Mitglieder der romantischen Schule.

Die romantische Schule ist nicht gerüstet und streitfertig, wie Pallas Athene aus Jupiters Haupt, plötzlich als die Schöpfung eines übermächtigen Genius in die Erscheinung getreten; sie war vielmehr das Erzeugnis eines Bundes, zu dem allmählich mehrere verwandte Geister sich zusammenfanden und der im Lauf der Jahre durch den Anschluß gleichgestimmter und gleichgesinnter Anhänger und Jünger sich erweiterte. Die Verbindung der beiden Schlegel und ihrer Freunde mit Tieck und dessen Schwager, dem Philologen Bernhardi in Berlin, war der grundlegende Anfang, der dann in Jena, wo zuerst August Wilhelm, dann auch Friedrich Schlegel bei der Universität thätig waren und Tieck ab und zu sich aufhielt, festere Gestalt und Ausbildung empfing. An die Namen Schlegel und Tieck blieb die Gründung der romantischen Schule stets geknüpft, wenngleich mit der Zeit, als die Richtung und die charakteristischen Eigentümlichkeiten sich mehr entwickelten und klärten, ein andrer Name, der lyrische Dichter Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis, aus dem Mannsfeldschen, mehr in den Vordergrund trat. Die Nachgebornen verehrten den Dichterjüngling Novalis, der aus dem Leben schied als die neue Poesie erst ihren historischen Entwickelungsgang begonnen, aus Pietät als das Haupt der romantischen Schule sowohl wegen seiner übersinnlichen, schwermütigen Dichtungen und poetischen Aufsätze, als weil er in dem erwähnten unvollendeten Roman Heinrich von Ofterdingen zuerst Zweck und Streben der Romantik kund gethan. Ihm galt die Poesie als der Mittelpunkt aller geistigen Lebensthätigkeit, so daß „seine ganze Weltbetrachtung unmittelbar zu einem großen Gedicht ward". Wie Schleiermacher, stieg auch er aus dem engen Herrnhuter Sektenglauben zu einer idealen Gefühlsreligion auf. Diese strenge Herrnhuter Erziehung, tiefsinnige Studien in dem mystischen Jakob Böhme (XII, 700), schwindsüchtige Leiden und der frühzeitige Tod einer geliebten Braut, erzeugten in ihm jene trübe, krankhafte Gemütsseligkeit, jene „transcendente Sehnsucht", die in seinen poetischen Erzeugnissen den Grundton bildet.

Novalis. 1772–1801.

Aug. Wilh. Schlegel. 1767–1845. Fr. Schlegel. 1772–1829.

Von größerm Einfluß auf die Bildung und Kunstrichtung der Zeit war die Wirksamkeit der beiden Schlegel, der Söhne des Dichters und Predigers Johann Adolf Schlegel aus Hannover, die in ihren Studien wie in ihren Lebenswegen und Weltanschauungen ähnliche Bahnen verfolgten. Beide teilten mit Goethe und Schiller die begeisterte Hingebung für das klassische Altertum und die hellenische Kunst, von der damals die beiden Dichterheroen beseelt waren, und auch in spätern Jahren, als sie in andre Bildungsgänge einlenkten, sind sie der antiken Kunstwelt stets in Liebe

zugethan geblieben. Doch liegen ihre Vorzüge nicht in den dichterischen Produktionen, die auf griechischem Boden wurzeln: denn weder das Drama Jon, eine Überarbeitung des Euripideischen Stückes, und die einst vielgepriesenen Gedichte: Elegie über die Kunst der Griechen und „Arion war der Töne Meister", von August Wilhelm, noch die dramatische Dichtung Alarkos, worin Friedrich Schlegel das antike Pathos eines Äschylos mit dem spanisch-romantischen eines Calderon zu verschmelzen, die tragische Schicksalsidee durch den Fatalismus eines modernen Ehr- und Loyalitätsbegriffs zu ersetzen versuchte, können mit den Schiller-Goetheschen Erzeugnissen der antikisierenden Richtung den Vergleich aushalten. Ihren größten Ruhm erlangten sie nicht in dem Wettkampf in der Arena der griechischen Muse, sondern durch andre Leistungen. August Wilhelm Schlegel, der nach einem vielbewegten Leben im Vaterland und in der Fremde, zuletzt als Professor in Bonn lebte und starb, erwarb sich größern Ruhm durch seine kritischen und ästhetischen Schriften, Aufsätze und Rezensionen in verschiedenen Zeitschriften, durch seine „Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur", durch sein feines Gefühl und Urteil über fremde Poesiewerke, wodurch er anregend auf seine Zeitgenossen wirkte, durch seine (später von Tieck beendigte) meisterhafte metrische Übersetzung Shakespeares und durch seine Arbeiten über indische Litteratur und Sanskritsprache, als durch seine eignen lyrischen und dramatischen Dichtungen, Romanzen, Elegien u. a. Als mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV., des „Romantikers auf dem Thron der Cäsaren", für die Epigonen der romantischen Dichterschule ein letztes Abendrot anbrach, Tieck, Schelling, Rückert nach Berlin berufen wurden, hoffte auch A. W. Schlegel in die Nähe des Hofes gezogen zu werden; dieses Ziel war jedoch seinem Ehrgeiz nicht beschieden. Die Vorliebe für „die Sprache und Weisheit der Inder" teilte auch der Bruder Friedrich Schlegel, der während seines Aufenthalts in Wien den frühern Freisinn und die Leichtfertigkeit, die ihn zur Abfassung der Lucinde geführt, ablegte, in seiner geistreichen, aber einseitigen Geschichte der alten und neuen Litteratur und in den Vorlesungen über Philosophie der Geschichte als Eiferer für die römische Kirche und Hierarchie und als Vorfechter aristokratischer Vorurteile auftrat, als Mann des politischen Rückschritts landständische Verfassungen bekämpfte und den Quietismus, die thatlose Beschaulichkeit des Orients als höchste Tugend pries. „Im Orient," sagt er in seinem Gespräch über Poesie, „müssen wir das höchste Romantische suchen, d. h. das tiefste und innigste Leben der Phantasie, und wenn wir erst aus den Quellen schöpfen können, so wird uns vielleicht der Anschein von südlicher Glut, der uns jetzt in der spanischen Poesie so anziehend ist, wieder nur abendländisch und sparsam erscheinen." In seinen Vorlesungen über neuere Geschichte stellt er das einträchtige Zusammenwirken von Papsttum und Kaisertum als das Ideal dar, welches dem europäischen Staaten- und Völkersystem zu Grunde liege; daher weilte sein Blick mit Vorliebe auf dem Mittelalter, wo diese beiden Kräfte den Einheitspunkt der Geschichte bildeten und das Rittertum ein sittliches Band um alle Völker schlang; darum war er der Lobredner Österreichs, das die Verfassung des Mittelalters und den Begriff von einem Ganzen der gesamten Christenheit stets aufrecht zu erhalten gesucht habe.

Ludw. Tieck. 1773—1853. Bestand das Hauptverdienst der Schlegel in ihren wissenschaftlichen Leistungen, in ihrer geistreichen Kritik („Charakteristiken und Kritiken"; „Athenäum"), wodurch sie die verflachte Litteratur mit „göttlicher Grobheit" bekämpften und der Poesie wieder ihren idealen Standpunkt anwiesen, sowie in ihrer vielseitigen Anregung, so machte sich der Berliner Ludwig Tieck durch seine dichterischen Erzeugnisse und seine Bemühungen um das Theaterwesen verdient. Am meisten Ruhm erlangte er durch die dramatische Bearbeitung alter Volkssagen und Märchen, sowohl in den größern Dramen Genoveva,

der Apotheose des christlichen Wunderglaubens, Kaiser Octavianus, der Verklärung des „alten romantischen Landes", seines Heldentums und seiner keuschen Frauen, seiner Minne und seiner Wunder, Fortunat, mit seinem Geldsäckel und Wunschhütlein zum Beweis, daß zeitlich Gut allein kein dauerndes Glück bringe, als in den Sammelwerken: Peter Lebrechts Volksmärchen und Phantasus. Die Richtung zum Wunderbaren, Geheimnisvollen und Phantastischen machte diese Werke zur Lieblingslektüre gewisser vornehmen Kreise, die sich nunmehr ebenso dem Religiösen und Mystischen, dem Wunder- und Aberglauben zuwandten, wie früher dem Unglauben und der Freigeisterei. Diese Märchen- und Volksbücher des Mittelalters waren der eigentliche Boden für die romantische Poesie; hier lag die unbegrenzte Welt des Gemüts und der Phantasie in „mondbeglänzter Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält", offen da; hier erreichten die Romantiker am besten ihren Zweck, den Leser in die Empfindung eines Träumenden hineinzuwiegen, in eine Welt zu versetzen, wo Morgen- und Abendland, alle Stände, Alter und Geschlechter bunt durcheinander wogen. Im Märchen blühte den Romantikern die „blaue Blume", das Ziel der unendlichen Dichtersehnsucht. Tieck schwankte lange in seiner Richtung, ehe er den wahren Boden für seinen Geist fand. Seine ersten Romane, das orientalische Schauerbild Abdallah und der Briefroman William Lovell, lassen keineswegs die spätern Ansichten des Dichters erraten. William Lovell, nach einem französischen Roman des Rétif de la Bretonne, ist ein Nachtstück menschlicher Leidenschaftlichkeit, auf Rousseauschem Pessimismus aufgebaut, das Tieck selbst als das „Mausoleum vieler gehegten und geliebten Leiden und Irrtümer" bezeichnet, das Bild eines haltungslosen Gefühlsmenschen, der in den Stürmen des Lebens untergeht. Der echt romantische Charakter des Dichters tritt erst hervor in dem eben erwähnten Buch Peter Lebrechts Volksmärchen, einer Sammlung phantastischer, auf humoristische Weise dramatisierter Märchen mit polemischen Beziehungen auf lebende Litteraten, wie Blaubart, der gestiefelte Kater, die verkehrte Welt, Prinz Zerbino oder die Reise nach dem guten Geschmack, und noch entschiedener in dem Roman: Franz Sternbalds Wanderungen, den Tieck gemeinschaftlich mit seinem frühverstorbenen Freund W. H. Wackenroder, dem Verfasser der Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders, oder doch unter der anregenden Teilnahme desselben bearbeitete. In diesem Roman, „mehr eine Kunststimmung als ein Kunstwerk", kommen zuerst die Grundsätze von der religiösen Heiligung der Künste, wonach der Künstler nur durch den unmittelbaren göttlichen Beistand seine Vollendung erreichen könne, das Schwelgen der Kunst und des Künstlergemüts im Preise ihrer eignen Herrlichkeit zum Ausdruck, eine katholisierende Überschwenglichkeit, die den Spott Goethes herausforderte; „weil einige Mönche Künstler waren, sollten nunmehr alle Künstler Mönche sein". Der Phantasus ist eine Sammlung von Volkssagen, romantischen Novellen, Märchen (z. B. Melusine; getreuer Eckhardt; vier Haimonskinder), mit vorherrschendem Hang zum Wunderbaren, Mystischen und Phantastischen. Tiecks Dramen sind zur Aufführung ungeeignet, eine Entfremdung vom Praktischen, die um so mehr auffallen muß, als er für Theater und Schauspielwesen in Dresden sehr thätig wirkte, sowohl durch seine Übersetzung Shakespeares und seine Arbeiten über das altenglische Theater, als durch seine dramaturgischen Blätter. In der spätern Periode seines Lebens widmete Tieck seine schriftstellerische Thätigkeit hauptsächlich der Novelle, worin er große Kunst und Erzählungsgabe bei Entwickelung des innern Seelenlebens beurkundet, aber weder poetische Tiefe noch sittliche Kraft: Der junge Tischlermeister; Dichterleben (Shakespeare); Des Dichters Tod (Camoens); Vittoria Accorombona. Alle seine Charaktere haben etwas Träumerisches und Energieloses.

Wackenroder. 1772—1797.

Hölderlin. 1770—1843. Mit dem Jenaer Dichterkreis stand auch der junge Friedrich Hölderlin, aus Lauffen am Neckar, in Verbindung (XIII, 616). Ein Landsmann von Schiller und ganz erfüllt von dessen Idealismus und Begeisterung für das Hellenentum, hat er in dem Briefroman Hyperion oder der Eremit in Griechenland, das Ringen einer edlen Menschenseele nach den idealen Gütern der Freiheit und Schönheit im Kampf gegen die „Unheilbarkeit des Jahrhunderts" dargestellt. Hyperion selbst, sein Freund Alabanda und seine Geliebte Diotima tragen deutlich die Züge von Don Karlos, Posa und Elisabeth an sich. Wie diese die Befreiung der Niederlande als Lebensziel im Herzen tragen, so jene die Losreisung Griechenlands von der Türkenherrschaft, die Rückführung der alten hellenischen Herrlichkeit. Der Roman, der den russisch-türkischen Krieg vom Jahr 1770 zum historischen Hintergrund hat, ist eine Verherrlichung griechischen Lebens und Landes in elegischen Tönen, sehnsüchtigen Empfindungen und naturphilosophischen pantheistischen Anklängen. Eine tiefpoetische schwärmerische Natur, mußte Hölderlin im Kampf mit der Wirklichkeit des Lebens ebenso zu Grunde gehen, wie die Helden des Romans. Was Diotima für Hyperion, wurde für ihn die Mutter seiner Zöglinge, die er als Hauslehrer in einer der kaufmännischen Aristokratie Frankfurts angehörenden Familie in sein liebeglühendes Herz einschloß; eine Wiederholung der Leidensgeschichte Werthers, die einen weniger gewaltsamen aber nicht minder tragischen Ausgang hatte. Von dem Gegenstand seiner Liebesschwärmerei getrennt, von einer ungestillten Sehnsucht nach unerreichbaren Zielen verzehrt und zerrissen, geriet Hölderlins phantasievoller Geist in einen Zustand unheilbarer Störung, deren Spuren schon frühzeitig hervorgetreten waren. Aus dem südlichen Frankreich, wo er eine neue Hauslehrerstelle bekleidete, kehrte er im Jahr 1802 in Bettlertracht nach der Heimat zurück, ein Bild geistiger und körperlicher Zerrüttung. Er wurde nie wieder völlig geheilt, wenngleich neben Anfällen von Wut und Tobsucht auch lichte Zeiten von längerer oder kürzerer Dauer eintraten, während deren er noch die Antigone und König Ödipus von Sophokles übersetzte. „Noch ein kurzes Aufflackern, ein Sichsammeln des irren Geistes, dann die Nacht, die vierzigjährige Nacht." Im Zustand völligen Wahnsinns verlebte er noch eine lange Reihe von Jahren im Haus eines Tischlers in Tübingen, bis er in hohem Alter sein bewußtloses Dasein schloß. Was Novalis einmal von dem in der Fülle der Begeisterung und Phantasie schaffenden thätigen poetischen Sinn aussprach, „daß er mehr Verwandtschaft mit dem Sinn für Weissagung, mit religiösem Sinn, mit dem Wahnsinn überhaupt" habe, das ist bei Hölderlin wörtlich eingetreten. Seine lyrischen Gedichte, Hymnen, Oden, Elegien, die in der Folge von Schwab und Uhland gesammelt und herausgegeben wurden, geben durch die Tiefe und Fülle der Empfindungen, die Glut der Phantasie und die Innerlichkeit der Gefühle den Beweis, welch edle Anlage und schöpferische Dichtergabe durch Gemütskrankheit und Wahnsinn zerstört worden sind.

Dichter von allen Formen. Wenden wir uns nun von den Häuptern der Romantik zu deren übrigen Vertretern, so finden wir im allgemeinen, daß die romantische Poesie mehr empfangend und nachbildend, als selbstthätig war und ihren Hauptwert in die Vollendung von Form, Sprache und Versbau setzte. In der Lyrik herrscht ein düsterer, melancholischer Grundton, eine weiche, empfindsame Stimmung, ein ungestilltes Sehnen; so bei Tiedge (Tiedge 1752—1841), dessen elegisches Gedicht Urania von Gott und Unsterblichkeit singt, bei Baggesen, Matthisson, Chamisso; im Drama haben die schauerlichen, von religiöser Mystik und Schwärmerei durchdrungenen Dichtungen des überspannten, ziel- und regellos umhergetriebenen Zacharias Werner (Werner. 1768—1823.) mehr Nachahmung gefunden, als die lebendigen Theater-

stücke des talentvollen Heinrich von Kleist und die freilich oft trockenen und schwunglosen historischen Dramen der Brüder Heinrich und Matthäus Collin, wie sehr auch Platen mit aristophanischem Witz die verschrobene Richtung jener „Schicksalstragödien“ bekämpfte. Mit besonderem Interesse pflegten die Romantiker die Erzählungs- und Novellenlitteratur; aber gerade in dieser Gattung trat die überspannte und gespreizte, wenn auch oft geniale und hochkünstlerische Richtung dieser Schule am schärfsten zu Tage. Arnim, Hoffmann und Brentano liefern den Beweis, daß bedeutende poetische Begabung, welche der Zucht der Form und des Gedankens entbehrt, verhallt, ohne ein Echo in der Nation zu finden. Mehrere dieser Dichter, wie Chamisso, de la Motte Fouqué, hatten in Verbindung mit Varnhagen, Hitzig u. a. zu Anfang des Jahrhunderts in Berlin den Nordsternbund gegründet, worin gemütliche Geselligkeit, vaterländisches Streben und künstlerische Hebung das gemeinsame Band bildeten. Bei dieser Richtung der Zeit, der die talentvollsten Schriftsteller und die Wortführer des Volks huldigten, vermochten die wenigen Stimmen, die einen freiern Ton anschlugen, nicht durchzudringen. Was half es, daß der freiheitliebende, patriotische Seume, der rüstige Spaziergänger nach Syrakus, in seinen Gedichten Seume. 1763—1810. „durch die ein bitterer Gram seine Furchen zieht“, die Gedanken und Empfindungen einer freien Seele ausspricht und in Amerikas Wäldern, wohin ihn hessische Werber geschleppt, bei den Huronen Menschlichkeit findet, die der übertünchte Europäer verlernt? Die ernste Sprache des rauhen Mannes fand wenig Anklang; Heinrich Zschokke mußte seinen Freimut und seinen Rationalis- Zschokke. 1771—1848. mus in die Schweiz tragen, und sein Freund Heinrich von Kleist, dessen H. v. Kleist. 1777—1811. Hermannsschlacht sowie die Ode Germania an ihre Kinder von seiner patriotischen Gesinnung und von dem Gram über Deutschlands Schmach zur Zeit des Rheinbundes zeugt, gab sich, ein „politischer Werther“, im Kummer über die Leiden der Zeit mit einer kranken Freundin bei Potsdam selbst den Tod. „Ein echt romantischer Selbstmord ohne Leidenschaft, der das Leben ausstreicht, wie eine zu lange Szene in einem Drama.“ Heinrich von Kleist ist der begabteste Dichter der romantischen Schule: er hätte als Dramatiker unter einem günstigeren Stern das Höchste leisten können. In Wirklichkeit war sein Leben nur eine entsetzliche Krankheitsgeschichte. Selbstquälerische Kämpfe, Siechtum des Leibes und der Seele, der Zusammenbruch des Vaterlands nach der Schlacht bei Jena und der ungerechte Kaltsinn der Zeitgenossen vereinigten sich, diesen tiefen Geist zu erschüttern. Die Glut seiner Leidenschaft, die Wahrhaftigkeit seines Hasses gegen den Unterdrücker Deutschlands, der Ernst, den er mit seinen dichterischen Stoffen und Gestalten machte, stimmten wenig zu den romantischen Idealen mit ihrer Selbstironie, ihrem geistreichen spielenden Schweben über den Dingen. Selbst Goethe verhielt sich ihm gegenüber ablehnend und ebenso ablehnend traten die geringeren Zeitgenossen allen seinen Schöpfungen, auch den reifsten und vollendetsten, gegenüber.

Trotz vielfacher Verirrungen sind alle Gebiete der Poesie in dieser Zeit emsig und erfolgreich bearbeitet worden, und die Zahl berühmter Dichternamen ist nicht gering. Schenkendorf. 1783–1817. Unter den lyrischen Dichtern sind am bekanntesten: der gefühlvolle Max von Schenkendorf aus Königsberg, wie Körner Sänger und Krieger, während seines Aufenthalts in Karlsruhe und am Rhein der Jung-Stillingschen Familie befreundet, daher seine Gedichte, neben ihrer Richtung auf „Kaiser und Reich", hauptsächlich in christlicher Gläubigkeit, religiöser Gefühlsamkeit und in katholisierendem Romantizismus Stägemann. 1763–1840. wurzeln. Friedr. Aug. von Stägemann, verdienter Staatsmann und Beamter unter Stein und Hardenberg und vaterländischer Dichter (Historische Erinnerungen in Kosegarten. 1758–1818. lyrischen Gedichten; Sonette). Ludw. Th. Kosegarten aus dem Mecklenburgischen, auf der Insel Rügen und in Greifswald wirksam; von ihm: lyrische Gedichte, Idyllen (Jukunde), Romane u. a. Der erregbare, enthusiastische und unbeständige Däne Baggesen. 1764–1826. Baggesen (Heideblumen; Parthenais, ein idyllisches Epos). Der schon erwähnte Tiedge (bei Magdeburg, zuletzt in Dresden wohnhaft), dessen Begeisterung „aus Nächten dunkler Trauer" stammt und dessen Phantasie nur „in Einsamkeit und Natur" rege erMatthisson. 1761–1831. scheint. Tiedges Freund und Landsmann Matthisson, bei dem die Naturschwärmerei, die sanfte Melancholie und zugleich die Form-Vollendung und der Wohllaut den Höhepunkt erreichten. In Matthissons klangreichen elegischen Naturschilderungen weht eine „duftige Mondscheinspoesie voll sanfter Schwermut, voll beschaulicher Schwärmerei, voll Natursinn und weicher melancholischer Anklänge". Einen düstern Hang zur Schwermut, eine Vorliebe für das Herzerschütternde und Grauenvolle, doch gemischt mit harmloser Heiterkeit und französischer Schalkhaftigkeit, findet man auch in den GeChamisso. 1781–1838. dichten des aus Frankreich nach Preußen übergesiedelten Adalbert von Chamisso, des Verfassers des weltberühmten Märchens Peter Schlemihl, worin er das eigne Weh des aus dem Vaterland gestoßenen Verbannten schildert, der den Verlust des angebornen Guts weder durch fremde Schätze zu ersetzen, noch durch rastloses Wandern zu vergessen vermag, und vieler Balladen, Romanzen und andrer Gedichte, die von großer Sprachgewandtheit zeugen. In ihm erscheint die klare französische Form verbunden mit deutscher Tiefe und Innerlichkeit (Schloß Boncourt). Zu der berühmten poetischen Erzählung Salas y Gomez, einem Gedicht von ausgeprägtester Physiognomie, „in welchem der Ausdruck schroffster Öde und Weltverlassenheit und bitterer Verzweiflung in marmorharte Verstafeln gegraben ist", wurde Chamisso auf einer dreijährigen Reise Eichendorff. 1788–1857. um die Welt durch unmittelbare Eindrücke angeregt. Auch Jos. v. Eichendorff, ein vielseitiger Schriftsteller, ist am bedeutendsten auf dem Felde der Lyrik. Von seinen gemütvollen Liedern haben sich manche bis zur Stunde im Munde des Volks erhalten. Seine ersten Gedichte machte er unter dem Namen Florens bekannt. In Matthissons Salis. 1762–1834. Geist dichtete auch der Freiherr v. Salis aus Graubünden, dessen gemütvolle Gedichte und Naturschilderungen während eines bewegten Kriegslebens entstanden.

Mit geringerem Erfolg wurde die dramatische Poesie von den Romantikern bearbeitet. Zu den bekanntesten Namen, deren Stücke sich zum Teil noch auf der Bühne erhalten haben, gehören: H. v. Kleist (Penthesilea; Prinz von Homburg; Die Familie Schroffenstein; Käthchen von Heilbronn; Der zerbrochene Krug; auch mehrere Heinrich v. Collin. 1771–1811. treffliche Erzählungen (Michael Kohlhaas) haben Kleist zum Verfasser); Heinrich v. Collin aus Wien (Coriolan; Regulus; Balboa). Der Däne Öhlenschläger, Öhlenschläger. 1779–1850. ein vielgereister, mit den Häuptern der romantischen Schule befreundeter Mann, der deutsch und dänisch dichtete (Correggio), führt uns in seinen weichen dramatischen Werken meistens in die Mythengeschichte der deutschen und skandinavischen Urzeit (Hakon Jarl; Der Palnatoke; Baldur der Gute; Die Drillingsbrüder von Damask sind eine Tiecksche Nachahmung). Zach. Werner nahm bei seinen, von dunkler

Mystik, schauerlich erregten Ahnungen und Gefühlen und wunderbaren Verhängnissen
angefüllten Tragödien (Die Söhne des Thals; Die Mutter der Makkabäer; Der vier-
undzwanzigste Februar; das Kreuz an der Ostsee; Martin Luther oder die Weihe
der Kraft) Calderon zum Vorbild und bewirkte durch seine Übertreibungen, „daß die
Dramatik des Tags ganz verwildert und den Schauspielern jeder Sinn für Natur
und Wahrheit wieder entwöhnt ward". Werner war das verzerrte Urbild eines zer-
fahrenen Menschen, der sich weder im Leben noch in der Kunst zurechtzufinden ver-
stand. Nach einer in Unsittlichkeit und ziellosem abenteuerlichem Umherwandern ver-
geudeten Jugend, dreimal verheiratet und dreimal geschieden, trat er in Rom zur
katholischen Kirche über und beschloß seine letzten Lebensjahre als Priester in Wien.
Durch seine Einwirkung wurde auch Sophie von Schardt, Schwägerin der Frau
von Stein, einst wohlgelitten in dem Weimarer Dichterkreis, zum Übertritt bewogen,
den sie jedoch bis zu ihrem Tod geheim hielt. Angeregt von Werner gerieten Adolph
Müllner, Advokat in Weißenfels, ein Mann von nüchternem Verstand und mit der (Müllner. 1774–1829.)
Gabe, sich fremde Muster anzueignen (Die Schuld; König Yngurd, Die Albaneserin),
Franz Grillparzer (Die Ahnfrau), ein sonst verdienter charakterfester Wiener Dichter, (Grillparzer. 1791–1872.)
der erst nach seinem Tod recht gewürdigt ward, E. v. Houwald (Das Bild; Der (Houwald. 1778–1845.)
Leuchtturm), auf die verschrobene, an Schillers Braut von Messina angelehnte Schick-
salstragödie, gegen welche Graf August von Platen-Hallermund, der Dichter der (A. v. Platen. 1796–1835.)
orientalischen Ghaselen, seine dramatischen Satiren (Die verhängnisvolle Gabel; Der
romantische Ödipus) in aristophanischer Weise und mit hoher Formvollendung und
Sprachgewandtheit richtete. Auch der fruchtbare Romanschriftsteller Baron de la Motte
Fouqué geriet in seiner den Sagen der Edda und der Nibelungen nachgebildeten
Trilogie: der Held des Nordens (Sigurd der Schlangentöter, Sigurds Rache, und As-
lauga) in die unnatürliche Übertreibung des Tages. Wilh. Schütz verfolgte in seinen
romantischen Dramen (Lacrymas; Niobe; Karl der Kühne) die Bahn der Schlegel;
ebenso der Tragödien- und Novellendichter Johann August Apel († 1816), dessen
Trauerspiele (Polyidos; Kunz von Kaufungen) und Novellen (Gespensterbuch) den Wert
hoher Formreinheit besitzen. Apels Mitarbeiter an dem Gespensterbuch war der unter
dem Namen Friedr. Laun bekannte Fr. A. Schulze, ein fruchtbarer Dichter und Ro-
manschriftsteller († 1849).

Am fleißigsten wurde die Novellen- und Romanlitteratur gepflegt. Eine
hervorragende Stellung in der romantischen Dichterschule nehmen Arnim und Bren-
tano ein: Klemens Brentano, Enkel der Sophie Laroche, verfaßte u. a.: Die Grün- (Kl. Brentano. 1778–1842.)
dung Prags, eine dramatische Dichtung voll barocker Einzelheiten; Vom braven Kasperl
und vom schönen Annerl, eine Erzählung im Volkston; Gockel, Hinckel und Gackeleia,
ein Märchen, das bei aller Verkehrtheit doch von einer gemütlichen Auffassung des Natur-
lebens zeugt. Achim von Arnim, ein phantasiereicher Dichter, voll Empfänglichkeit (Arnim. 1781–1831.)
für die untergegangene Herrlichkeit der mittelalterlichen Romantik, die er mit dem Leben
der Gegenwart zu verbinden strebte, und für die Tiefe des deutschen Gefühls in den
Volksliedern (wovon er in Verbindung mit seinem Freund und Schwager Brentano
die berühmte Sammlung, des Knaben Wunderhorn genannt, veranstaltete), verfaßte
Romane (Die Kronenwächter; Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores)
und Dramen (Halle und Jerusalem; Die Gleichen), die durch ihre Schrankenlosigkeit
die Überspanntheit dieser Schule beurkunden. In Arnims Romanen ist die Erzählung
selbst nur der Rahmen, um Episoden und Nebenbilder aufzunehmen. Die Kronen-
wächter sind auf einer dünnen historischen Unterlage aus den Anfängen der Refor-
mationszeit aufgebaut, während bei der Gräfin Dolores, einer von vielen Gedichten
und Histörchen durchzogenen Familiengeschichte aus den höhern Gesellschaftskreisen,

alles in der Luft schwebt, mit Einblicken in zerrüttete Eheverhältnisse, doch nicht ohne zutreffende Erfassung und Gestaltung echtdeutscher Charaktere und Gesinnungen. Diese Überspanntheit erscheint krankhaft gesteigert in den mattherzigen, von dem Laubwerk mittelalterlicher Ritterlichkeit durchwachsenen Romanen des erwähnten Dichters und Freiheitskämpfers de la Motte Fouqué (Undine, ein Märchen, die Beseelung der elementaren Naturkräfte darstellend, nicht ohne Poesie und zarte Sinnigkeit, wenn auch der Bewunderung, die es einst gefunden, nicht würdig; Der Zauberring), in krampfhafter Höhe bei dem, übrigens in seiner Art sehr talentvollen und mit allen Künsten, besonders der Musik, vertrauten Amadeus (eigentlich Ernst Theod. Wilh.) Hoffmann, dem Verfasser der humoristischen Erzählungen: Elixire des Teufels; Kater Murr; Serapionsbrüder (eine aus dem Nordsternbund hervorgegangene Gesellschaft, deren Name den Rahmen abgab für eine Reihe von Novellen); Nachtstücke; Klein Zaches; Phantasiestücke in Callot's Manier. Wild und phantastisch ahmte Hoffmann den Jean Paul nach, aber ohne den Frieden in sich zu tragen; seine Schöpfungen, wie gelungen auch manche seiner Charakterzeichnungen und Naturschilderungen sein mögen, haben etwas Finsteres, Dämonisches, Grausenerregendes, sie sind ein Bild eines zerrissenen Herzens, ein „Hohlspiegel, in dem alle Gestalten zu Doppelbildern und Fratzen werden" und den Leser mit einem wunderlichen Grauen durchrieseln. Seine Schriften sind das treue Abbild seines ruhelosen, zerfahrenen Lebens und seiner aufgeregten Stimmung in durchschwärmten Nächten. In den Elixiren des Teufels werden in der Lebensgeschichte eines entlaufenen Kapuzinermönchs alle Laster und Verbrechen gezeichnet, das Grausenhafte und Entsetzliche durch Visionen und Doppelgängerei, dämonische Figuren und gespenstige Erscheinungen auf den Gipfel wahnsinniger Phantastik gehoben. Im Kater Murr erreicht die romantische Ironie der Kunstform ihren Höhepunkt. Die Selbstbiographie des gebildeten Katers wird fortwährend unterbrochen durch die Geschichte des Kapellmeisters Kreisler und eines deutschen Hoflebens, indem der Kater zwischen die Blätter seiner Lebensbeschreibung Löschblätter aus einem zerrissenen Buch gelegt hat, die nun gleichfalls zum Abdruck kommen. In Fouquéscher Manier sind auch die Romane und Novellen von Franz Horn gehalten.

Fouqué. 1777–1843. — Amad. Hoffmann. 1776–1822.

Liberale und patriotische Dichter.

Die Befreiungskriege zündeten auch in der trüben und dämmerigen Poesie eine kurze Taghelle, indem der tapfere Theodor Körner aus Dresden (Sohn von Schillers Freund) in einer kräftigen, volkstümlichen Liederpoesie, Leier und Schwert, der wackere Ludwig Uhland aus Tübingen, der patriotische E. Moritz Arndt und Friedrich Rückert in seinen Jugendgedichten (geharnischte Sonette) von deutscher Einheit und Freiheit, von Treue und Ehre sangen und in Schillers Geist an das Vaterland mahnten. Aber die Begeisterung und patriotische Belebung ging vorüber, die Ruhe und Erschlaffung, die sich über Europa lagerte, war der romantischen Dichtung günstiger, als dem aufregenden Freiheitsgesang. Körner fiel im Krieg; Rückert wandte sich der Romantik zu, die dem schwärmenden, empfindsamen Geschlecht mehr zusagte, indem er in den Östlichen Rosen die weichen Gefühle orientalischer Poesie besang und in seinen Übersetzungen und Nachbildungen von Indiens beschaulichen Dichtwerken (Nal und Damajanti) und den Makamen des arabischen Dichters Hariri durch die Biegsamkeit unsrer Sprache die Nachbarvölker in Erstaunen setzte. Was vermochten einzelne Stimmen gegen die Richtung der Zeit, die über den Träumen an eine

schöne Vergangenheit, über frommen Gefühlen und religiösen Schwärmereien die Gegenwart und das, was Not that, übersah und mißkannte?

Theodor Körner, geb. zu Dresden 23. September 1791, begab sich noch vor Th. Körner. 1791—1813.
Vollendung seiner Studien von Leipzig nach Wien, wo er sich zuerst durch dramatische Dichtungen: Der grüne Domino, Der Nachtwächter, und namentlich durch die ernsten Stücke: Hedwig, Rosamunde und Zriny bekannt machte. Das letztere in Schillerschem Geist gedichtete Trauerspiel war in jener Zeit der gärenden Volkskraft durch seine Darstellung echten Heldenmuts von großer Wirkung. In den Freiheitskriegen zeichnete er sich durch seine Tapferkeit aus, bis er neben der Straße von Schwerin nach Gadebusch unweit Rosenberg den Heldentod starb (26. Aug. 1813) (S. 462). Seine lyrischen Gedichte: Leier und Schwert, verehrt das deutsche Volk als teures Vermächtnis. Ludw. Uhland, geb. 26. April 1787 in Tübingen, wo er sich als frühreifer Jüngling Uhland. 1787—1862.
dem Studium der Rechtswissenschaft widmete. Ausgegangen von der vaterländischen Richtung der romantischen Schule, hat er das Schwärmerische und Träumerische, eben darum aber auch Gespannte und Unwahre, welches dem Deutschtum der ältern Romantik anhing, vollständig überwunden. Die erste 1815 erschienene Sammlung seiner patriotischen Gedichte war nicht ohne Einfluß auf die Beratungen der Stände seines Vaterlandes und fand allenthalben eine begeisterte Aufnahme. Seit dem Jahr 1819 wirkte er als Mitglied der württembergischen Ständekammer und legte, um sich diesem Beruf ungestört widmen zu können, im Jahr 1833 die ihm drei Jahre früher verliehene Professur der deutschen Sprache und Litteratur nieder. Er gehörte zu den eifrigsten Gliedern der konstitutionellen Opposition (S. 701). Außer seinen durch Gemütlichkeit und wahre Empfindung ausgezeichneten lyrischen Gedichten, Balladen und Romanzen, in denen sich eine vaterländische Gesinnung und eine tiefe Bewunderung für vergangene Herrlichkeit kund gibt, besitzen wir noch einige dramatische Arbeiten (Herzog Ernst von Schwaben; Ludwig der Bayer) und eine musterhafte Sammlung alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder, nebst einer Abhandlung über Walther von der Vogelweide. Als treuer Vorkämpfer des Fortschritts und aller freiheitlichen Ideen durch Wort und That, der selbst die Ordensverleihungen zweier deutscher Könige zurückwies, war Uhland dem deutschen Volk ein teurer Name († 13. Nov. 1862). E. Moritz Arndt, geb. 26. Dez. 1769 Arndt. 1769—1860
auf der Insel Rügen, studierte in Greifswald und Jena und machte dann große Reisen, die seinen geistigen Gesichtskreis erweiterten. Als Professor in Greifswald zog er sich durch seine freisinnige Schrift: Geist der Zeit, deren wir früher gedacht (S. 274), Napoleons Ungnade zu, so daß er sich zwei Jahre (von 1807—1809) in Stockholm aufhalten mußte und später nur durch Annahme des Namens Allmann den Nachstellungen in Deutschland entging. Im Jahr 1812 begab er sich nach Petersburg und wirkte dann als Freund und Verehrer von Stein durch patriotische Gedichte und Schriften (Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze; Soldatenkatechismus) für die Sache der deutschen Freiheit gegen Napoleons Gewaltherrschaft. Im Jahr 1818 erhielt er die Professur der neuern Geschichte in Bonn, wurde aber schon im folgenden Jahr, als bei den demagogischen Umtrieben beteiligt, des Amts entsetzt, eine unverdiente Strafe, die erst bei dem Regierungsantritt des Königs Friedrich Wilhelm IV. aufgehoben wurde. Ihm war das herbe Los beschieden, Anfechtungen von solcher Seite zu erfahren, wohin er seine Liebe gewendet hatte. Unter seinen spätern Schriften sind seine Schwedische Geschichten unter Gustav III. und Gustav IV. Adolf, seine Erinnerungen aus dem äußern Leben und seine Wanderungen mit dem Freiherrn vom Stein die bedeutendsten. Als Vermächtnis an sein Volk erschien bald nach seinem Tod (29. Jan. 1860) die vollständige Sammlung seiner Gedichte. Friedr. Rückert, Rückert. 1788—1866.

geb. zu Schweinfurt 16. Mai 1788, studierte in Jena, arbeitete von 1815 bis 1817 in Stuttgart am Morgenblatt und wurde nach einer Reise nach Rom im Jahr 1826 als Professor der orientalischen Sprachen in Erlangen angestellt, von wo er im Jahr 1841 nach Berlin berufen ward. Nur wenige Jahre jedoch hat er der Berliner Hochschule angehört, er flüchtete immer wieder in die ländliche Ruhe seines Gutes Neuseß bei Koburg und hat vom Jahr 1848 an bis zu seinem am 31. Januar 1866 erfolgten Tod dauernd daselbst gelebt. Seine ersten deutschen Gedichte, welche auch die geharnischten Sonette enthielten, gab er unter dem Namen Freimund Reimar heraus. Seine Fruchtbarkeit ist beispiellos und seine Gewandtheit in Handhabung der Form führte ihn zu den mannigfachsten Dichtungsarten. Dem Inhalt nach lassen sie sich einteilen in lyrische Gedichte von bunter Verschiedenheit, in Übersetzungen und Bearbeitungen orientalischer Poesien, und in Dichtungen religiösen Inhalts (Leben Jesu; Saul und David; Herodes der Große).

Goethes Alter. Goethe, dem das schöne Gleichmaß der menschlichen Natur und ihre ästhetische Befriedigung als Hauptziel galt, fand kein Gefallen an den Dichtungen der Romantiker, an der „Epoche der forcierten Talente", so sehr ihm diese auch huldigten. Wohl legte er die Vorurteile gegen die mittelalterliche Kunst ab, seitdem ihn Sulpiz Boisserée überzeugt, daß die einseitige und ausschließliche Anlehnung an die Antike den modernen Menschen, welcher die großen Errungenschaften der durch das Christentum begründeten tiefern Gemütsinnerlichkeit in sich trägt, nicht ganz erfüllen und befriedigen könne; doch blieb er dem Nazarenertum zeitlebens abhold. Die bloß empfängliche „dilettantische" Natur der Romantiker, die Altertümelei und Frömmelei, das Übersinnliche und Phantastische ihrer Dichtungen sagte ihm nicht zu: er vertiefte sich in seine künstlerischen und wissenschaftlichen Untersuchungen, er legte seine Ansichten und Forschungen in den Propyläen, in der Zeitschrift Kunst und Altertum und in seinen Aufsätzen über Naturkunde (Farbenlehre) nieder, er versetzte sich in die schöne Zeit der Vergangenheit und lieferte in seiner mit unübertrefflicher Kunstvollendung verfaßten Selbstbiographie: Dichtung und Wahrheit (1811 ff.) vortreffliche Beiträge zur Erkenntnis der Sitten- und Litteraturgeschichte, der Personen und Zustände seiner frühern Jahre. Dieses anziehende Werk, das mit der Schilderung des eignen Lebensganges zugleich ein umfassendes Zeit- und Kulturgemälde verbindet, führt uns hauptsächlich den Bildungsgang der Goetheschen Jugendzeit vor die Seele; durch die Beschreibung seiner italienischen Reise und durch verschiedene Abhandlungen über Kunst und Künstler, z. B. Biographie von Hackert und Winckelmann, wird uns die wichtige Periode seines italienischen Aufenthalts näher gerückt; in der Kampagne von 1792, die er als Begleiter seines Herzogs in der preußischen Armee mitmachte, erfahren wir seine Schicksale beim Ausbruch der Revolution und bewundern seine Gabe der Auffassung des Einzelnen; in den zahlreichen Briefsammlungen von ihm und an ihn blicken wir in das Innerste seiner Seele, seine Sinnes- und Denkungsart, und die letzten Reden, Gedanken und Bemerkungen des Dichterhelden in Weimar sind uns von Eckermann, Riemer u. a. mitgeteilt worden. Das Schicksal des weimarischen Landes

und seines Herzogs nach der Schlacht bei Jena ging Goethe sehr nahe. Man besitzt eine Aufzeichnung von Johannes Falk über den Seelenzustand des Dichters in diesen Tagen. Er billigte durchaus die Teilnahme Karl Augusts an dem Krieg: „Ich sage Euch, der Herzog soll so handeln, wie er handelt, er muß so handeln! Ja, und müßte er darüber Land und Leute, Krone und Zepter verlieren, wie sein unglücklicher Vorfahr, so soll und darf er doch um keinen Preis von dieser edlen Sinnesart und von dem, was ihm Menschen- und Fürstenpflicht in solchen Fällen vorschreibt, abweichen. Und wenn es auch dahin mit ihm käme, wohin es mit jenem Johann Friedrich einst gekommen ist, so soll uns auch das nicht irre machen, sondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unsern Herrn, wie Lukas Cranach den seinigen, ins Elend begleiten und treu an seiner Seite ausharren. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zu einander sprechen: Das ist der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der französische Kaiser seines Thrones entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war." Später als das Alter den weimarischen Sänger nachsichtiger und duldsamer machte, fand er sich nicht bloß mit den politischen Zuständen zurecht, sondern versöhnte sich auch mehr mit der neuen Kunstrichtung und stimmte in den Ton und Geschmack der Zeit ein. In dem durch Vollendung der Form wie durch Plan- und Regelmäßigkeit in Anlage und Ausführung ausgezeichneten Roman: Die Wahlverwandtschaften lieferte Goethe ein Meisterstück der neuen Novellenlitteratur, und in der Reihe kleiner Erzählungen, die als Wilhelm Meisters Wanderjahre erschienen, huldigte er dem Märchengeschmack und dem Gefallen am Geheimnisvollen und Mystischen. Die Wahlverwandtschaften nannte Goethe „die Grabesurne herben Geschicks"; es sei kein Strich darin, den er nicht selbst erlebt, wenn auch keiner so, wie er ihn erlebte. Eine heiße Liebe zu der jungen Minna Herzlieb, die er im Haus des Buchhändlers Frommann in Jena kennen gelernt, war die Seelenstimmung, bildete die tragischen Herzenserlebnisse, aus denen das Werk hervorgegangen. Im Gegensatz zu den schlaffen Ansichten der Romantiker ist das unauflösliche Ehegebot das notwendige Sittengesetz, die Schicksalsmacht des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Die Wanderjahre wollen darthun, wie durch politische und soziale Einrichtungen, durch eine neue Erziehungsweise, durch genossenschaftliche Vereinigung des Gewerbestandes und durch andre zeitgemäße Reformen die harmonische Organisation des Staats und der Gesellschaft begründet werden möchte. „Vom ästhetischen Standpunkt betrachtet, bleiben die Wanderjahre eine Sandwüste, öde, dürr, unfruchtbar, und unter den Novellen finden sich wenige grüne Oasen." In ihnen einen Vorläufer der Sozialsysteme späterer Tage zu sehen, ist eine kühne Schlußfolgerung. Im innersten Grund ist dieser vermeintliche Sozialismus Goethes nur die Humanitätsidee des achtzehnten Jahrhunderts auf das politische Gebiet übertragen; die Wanderjahre sollen nicht nur eine Fortsetzung, sondern zugleich eine Erweiterung und

Vertiefung der Lehrjahre bilden. Während der Freiheitskriege, für welche der nunmehr alt gewordene Goethe ebensowenig Verständnis empfand wie für die Revolutionsbegeisterung der frühern Jahre, wendete er wieder dem handelnden und wirkenden Leben den Rücken und flüchtete sich in die Beschaulichkeit des Orients. „Die Ruhe des Alters fühlte sich von jener körperlosen, nebelhaften, unsinnlichen Lyrik angezogen; denn schon ehe er seinen westöstlichen Diwan herausgab (1818), hatte seine eigne Dichtung die ähnliche Gestalt angenommen." Die Dichtung: Erwachen des Epimenides war nur ein kühler allegorischer Anklang an die Freiheitskämpfe der auferstandenen deutschen Nation. Auch die Wirkungen der von Lord Byron begründeten „Poesie der Verzweiflung" erlebte Goethe noch und legte in den zahmen Xenien, die von dem klaren Sinn zeugen, welchen der lebensweise Dichter bis ins hohe Alter festgehalten, manche treffende Bemerkung über diese und andre Entartungen der deutschen Litteratur nieder.
22. März 1832. Und kurz zuvor, ehe er als zweiundachtzigjähriger Greis ins Grab stieg, übergab er der Nation im zweiten Teil des Faust einen allegorischen Rückblick auf sein eignes Leben und die Umgestaltung seiner Bildung und Dichtung von der Zeit an, da sich ein Heraustreten aus der Innerlichkeit und aus dem Dunkel der Naturperiode in das handelnde öffentliche Leben in der Welt und in ihm vollzog. Während im ersten Teil Faust als eine voll ausgeprägte Gestalt auftritt, wenn auch zugleich als „symbolischer Träger des strebenden Menschengeistes und der allgemeinen Menschheitsidee", erscheint er im zweiten mehr als der Inbegriff der Menschheit in den Hauptrichtungen der geschichtlichen Entwickelung. An die Stelle einer Tragödie tritt eine dichterisch behandelte Philosophie der Geschichte. Es erfüllte sich was Schiller vorausgesagt hatte: „die Fortsetzung des Faust wurde eine lehrhaft philosophierende Ideendichtung, in welcher die schöpferische Phantasie sich zum Dienst der Vernunftidee bequemen mußte".

In den beiden ersten Akten werden des Dichters Studien der Natur und des Altertums symbolisch angedeutet. In die Tiefe der Natur hinabgetaucht, hat er in den Urbildern der Dinge das Ideal gefunden und ist auf hellenischem Boden von einem neuen Gefühl durchdrungen worden. In dem dritten, prachtvoll ausgeführten Akt wird in der Vermählung Fausts mit Helena die Verbindung des romantischen Dichters mit der Antike dargestellt: „Die Sage von dem Verlangen Fausts nach dem Besitz der schönen Helena wurde vom Dichter benutzt, die unbesiegbare Sehnsucht des modernen Menschen nach dem Wiedergewinn des antiken Schönheitsideals darzustellen. Helena ist die Personifikation des griechisch klassischen Kunstgeistes, Faust die Personifikation des mittelalterlich romantischen." Die Frucht dieses Bundes (Euphorion) ist die romantische Poesie, ein Genius ohne Flügel, ein Gaukler, der in Ikaros' Los endigt, mit besonderem Bezug auf Lord Byron. Im vierten Akt wird die Lage des Dichters der Revolution und Restauration gegenüber, und im fünften sein Verhältnis zum Leben und zur Weltlitteratur angedeutet.

II. Philosophie und Theologie.

1. Die deutsche Philosophie nach Kant.

Allgemeiner Entwickelungsgang.

Die Entwickelung der deutschen Philosophie ist bis zum fast unbestrittenen und allseitigen Sieg des Kritizismus Kants fortgeführt worden (XIII, 672). Von Kant haben sich zunächst zwei Richtungen abgezweigt. Die eine setzte in Fries u. a. die kritische Linie fort, während die andre, bedeutender hervortretende, die Zeitgenossen vornehmlich mit der Aussicht blendete, dasjenige in seiner Einheit und Einerleiheit zu erkennen, was bei Kant fremd und spröd sich gegenübergestanden hatte: „Erscheinung" und „Ding an sich", Verstand und Vernunft, Welt und Gott. Schon Reinhold eröffnete diese Bewegung; die „Wissenschaftslehre" Fichtes mit ihrem kühnen Flug in das Reich des absoluten Idealismus vollendete, was er begonnen, indem sie von beiden Gegensätzen nur das „Ich" bestehen ließ. Aus ihr folgte in nächster Abkunft, aber den Accent auf den gerade entgegengesetzten Pol rückend, die „Naturphilosophie" Schellings, welcher zugleich das Losungswort dieser ganzen Richtung aussprach: „Identität", d. h. Überwindung des überkommenen Dualismus von Äußerem und Innerem, Natur und Geist, Objekt und Subjekt in der Alleinheitslehre. Die Mittel zur Konstruktion eines solchen, Natur und Geist wie zwei Kehrseiten vereinigenden, Weltbildes lieferte die Spekulation, welche in genialster, aber auch durchaus ungebundener Weise geübt wurde von Schelling, während sein Nebenmann und Nachfolger Hegel sie unter die Zucht des Denkers zu bringen bemüht war und behufs einer Gesamtanschauung der Welt als eines lebendigen, geistdurchdrungenen Kosmos eine Art von Denkgrammatik schuf, an deren Ausbau seine ideale Sehnsucht nach Schönheit und sein ausgebildetes Verstandesbedürfnis gleich beteiligt waren. Im Gegensatz zu der von Kant behaupteten Unerkennbarkeit des „Dinges an sich", aber auch zu Fichtes den Dingen abgeschlossen und souverän gegenüberstehendem, ihre selbständige Existenz verleugnendem Ich, handelt es sich in der von Schelling eingeleiteten Identitätsphilosophie um ein absolutes Wissen, wie es im Wesentlichen durch keine nachfolgende Philosophie mehr zu überbieten sein werde. Als Bürge für diesen letzten und ewigen Sieg wird von Hegel die absolute Methode aufgeboten, mit welcher das absolute System selbst gegeben ist und zusammenfällt. Als denkende Betrachtung der „Selbstbewegung des Begriffs" hat diese Philosophie nämlich zu ihrer notwendigen Form eine, aus Fichtes Wissenschaftslehre überkommene, dialektische Methode, welche von Satz zu Gegensatz fortschreitet, um in einer höhern Zusammenfassung beider Endpunkte einen vorläufigen Abschluß gegenüber dem Bisherigen, zugleich aber auch einen Ausgangspunkt für neue Gedankengänge zu gewinnen. Durch korrekte Anwendung dieser, angeblich dem Geheimnis des Daseins abgelauschten, Methode schien sich also mit Notwendigkeit

und Unfehlbarkeit im Bewußtsein des denkenden Subjekts die „immanente Dialektik“ des gedachten Inhalts selbst zu wiederholen und neu zu schaffen.

Friedr. Heinrich Jacobi. 1743—1819. Zu denjenigen Vertretern der Philosophie Kants, welche es entschieden ablehnten, den Riesenschritt der sog. Identitätsphilosophie in den „objektiven Idealismus“ mitzumachen und rein aus Mitteln der Spekulation zu leben, gehörten vornehmlich Friedrich Heinrich Jacobi und Jakob Friedrich Fries. Jenem, welchen wir bereits als Vertreter einer religiös gerichteten Gefühlsphilosophie kennen gelernt haben (XIII, 636), schien durch die pantheistische Alleinheitslehre, die er mit dem stärksten Affekt des Herzens in Schelling bekämpfte, der Geist in seinem eigentümlichsten Wesen, d. h. als Wille, Freiheit, Unabhängigkeit von der Natur, bedroht. Er wollte wie einen ethischen, mit Bewußtsein und Willen handelnden Gott, so auch einen ethischen, sich aus sich selbst bestimmenden Menschen, zugleich aber einen solchen, welcher fähig ist, sich an seinem göttlichen Urbild zu orientiren und dasselbe in sich nachzubilden. Dazu bedurfte es aber einer weit sichereren Gotteserkenntnis als die Postulate der praktischen Vernunft Kants sie an die Hand gaben. Während es daher ganz nach Jacobis Sinn war, wenn die Wissenschaft durch die kritische Philosophie auf das Erfahrungsgebiet beschränkt und die Kompetenzen des Verstandes genau umschrieben worden waren, vollzog er anderseits an jener Philosophie eine Art von Radikalkur, indem er die praktische Vernunft als die einzige wirkliche Vernunft in die gleichen Rechte mit dem Verstand einsetzte, ihr aber als entsprechendes Objekt ein wesentlich höheres Gebiet zuwies. Mit der gleichen Sicherheit wie die Sinne die äußere Wirklichkeit wahrnehmen, erschaut die eigentliche Vernunft die ewigen Vernunftideen; sie ist genau das was die Theologie Glauben nennt. Und wie es der sinnlichen Anschauung gegenüber keine Demonstration gibt, sondern man die Dinge nehmen muß, wie sie einmal sind, so verhält es sich auch mit den Gegenständen, welche der Glaube erfaßt. Er ist die erste und letzte Instanz bezüglich des Übersinnlichen. Man muß übrigens gestehen, daß Jacobi einen sehr mäßigen Gebrauch von diesen, späterhin viel reichlicher ausgebeuteten, Prinzipien machte, sofern sich seine Glaubenswelt im Grunde nirgends über die rationalistische Sphäre hinaus erstreckte. Originell ist dafür die Kühnheit und Offenheit, womit er sich zu dem unauflöslichen Dualismus zwischen Verstandesinteresse und Gemütsbedürfnis bekennt. Nicht bloß hat er den menschlichen Geist gleichsam nach dem Modell eines Januskopfes konstruiert, dessen eines Gesicht der sinnlichen, das andre der übersinnlichen Welt zugewandt ist, so daß im Grunde zwei Systeme der Erkenntnis des Weltganzen sich in diesem Kopf berühren, sondern er hat auch den unversöhnlichen Widerspruch beider Systeme proklamiert und bekannt, er selbst sei mit dem Verstand ein Heide und Pantheist, da alle Wissenschaft unvermeidlich dem Spinozismus zuführe, mit dem Herzen dagegen ein Christ: der erste bewußte Repräsentant eines zwischen Wissenschaft und Religion geteilten, an einer haltbaren Vermittelung aber allmählich verzweifelnden Jahrhunderts.

Jakob Friedrich Fries. 1773—1843. Geschulter und methodischer als Jacobi, mit welchem er in regem Gedankenaustausch und in geschlossenem Bund wider alle Identitätsphilosophie stand, hat Fries
1807. in Jena gelehrt und geschrieben. Seine „Neue oder anthropologische Kritik der Vernunft“ übersetzte die Vernunftkritik Kants in die Sprache der erfahrungsmäßig zu Werke gehenden Psychologie. Nüchterner als Jacobi blieb er dabei stehen, daß wir, trotz der auf den allgemeinen Denkgesetzen, welche die Vernunft mitbringt, ruhenden, relativen Sicherheit des Wissens, doch die Dinge nur so erkennen, wie sie sich in den Formen des Raumes und der Zeit darstellen. Gleichberechtigt steht solchem Wissen der Glaube gegenüber, der sich über jene Schranken erhebt und eine rein ideale Anschauung der

Dinge mit sich führt. Auf diesen Glauben an das wahre Wesen der Dinge, welcher uns die Erscheinung des letzteren in der Sinnenwelt erst deuten und im Zusammenhang verstehen lehrt, hat Fries nicht bloß, sofern vor allem die persönliche Würde des Menschen ein Gegenstand des Glaubens ist, seine Ethik, sondern auch eine umfassende „ästhetisch-religiöse Weltansicht" begründet, in welcher der Unterschied zwischen Religion und Kunst fast zu verschwinden schien. Eine Reproduktion fast aller Grundideen dieser Philosophie lieferte Apelt in Jena, während Schüler wie Matthias, Jakob Schleiden und Oskar Schlömilch seine Ideen zum Teil sogar für Botanik und Mathematik verwertbar fanden. Sie in die Theologie einzuführen und die Religion aus dem künstlerischen Triebe des Menschen zu erklären, ist besonders der verdiente Gelehrte De Wette bemüht gewesen, dessen Leistungen in biblischer Kritik und Exegese noch später hervorzuheben sind.

Andre Fortbildner der Gedankenreihen Kants, wie Beck und Bardili, verraten schon mehr Verwandtschaft mit der zweiten der unterschiedenen Hauptrichtungen. Hier knüpft sich das Gedächtnis der konsequenten Fortbildung eines Systems, welches seinen Ausgangspunkt ganz im menschlichen Ich, in der Beschaffenheit seines Denkapparates und in seinem sittlichen Wesen genommen hatte, zunächst an den großen Namen Johann Gottlieb Fichte, eines der überzeugungskräftigsten, charaktervollsten und tapfersten Männer, welche jemals auf dem Boden des vom Leben abgeschlossenen, deutschen Gelehrtentums herangediehen sind. Sein „Versuch einer Kritik aller Offenbarung", womit er seine Laufbahn als philosophischer Schriftsteller eröffnete, wurde bei dem Erscheinen allgemein für eine Schrift Kants gehalten. Nach Jena berufen, stellte er unter dem Namen der „Wissenschaftslehre", deren Begründung eine ganze Reihe von Schriften gewidmet sind, ein philosophisches System auf, in welchem der Subjektivismus Kants bis auf die äußerste Spitze fortgeführt war. Schon bei Kant hatte sich die ganze Welt der Objekte um das in seiner sittlichen Freiheit fest begründete Ich bewegt. Dieses allein, aus dessen Tiefen die Stimme der Pflicht so vernehmlich ertönt in der Form des „kategorischen Imperativs", war der Mittelpunkt, in welchem die Ahnung eines Ideenreichs sich begegnete mit der Gesetzgebung für die Verknüpfung der Eindrücke der Erscheinungswelt. Irgendwie bestand aber doch noch diesem festen Punkt gegenüber eine Außenwelt. Den letzten Schritt, nach der Ansicht seiner Kritiker und Gegner freilich einen Schritt ins Bodenlose, that nun Fichte, indem er sich ganz nur auf das reine Ich zurückzog und versuchte, wie von da aus mit der Außenwelt fertig zu werden war. So unternahm es dieser energievolle Geist, von einem einzigen unumstößlichen Grundgedanken aus seine Welt sich aufzuerbauen, indem er das was Außenwelt, Objekt, „Nicht-Ich" hieß, lediglich unter dem Gesichtspunkt einer Selbstoffenbarung sowohl wie Selbstbegrenzung des Ichs faßte. Insofern ist Fichte der erste Philosoph, welcher den Menschen ganz auf sich selbst stellte und allem Jenseits gründlich ein Ende zu bereiten schien. Jenes weit ausgedehnte unbekannte Land, darüber Kant nichts zu wissen bekannte, ist nicht bloß kein Gegenstand, sondern besitzt

Johann Gottlieb Fichte. 1762–1814.

1792.

1794.

überhaupt keinen Bestand. Denn eine Welt existiert nur durch das Ich, für das Ich, in dem Ich; was sich aus dem Ich nicht begreifen läßt, das hört überhaupt auf, ein wirkliches und wahrhaftes Sein zu besitzen; was nicht aus dem Ich heraus mit innerer Notwendigkeit sich verstehen läßt, das ist nur verschwindender Schein, wesenlose Chimäre. Das Ich, worunter Fichte freilich nicht das endliche, erfahrungsmäßig im Individuum gegebene, sondern das Prinzip alles Bewußtseins und alles Willens überhaupt verstand, also das ideale, das reine Ich, ist das ausschließlich und absolut Produktive, welches eben dadurch zur Entfaltung seiner unendlichen Selbstthätigkeit gelangt, daß es sich das Nicht-Ich, also die Außenwelt, die Natur, als Schranke, aber zugleich auch als Anstoß seiner Thätigkeit gegenüberstellt. Auf diesem Weg zog Fichte aus dem kritischen Subjektivismus Kants die Folgerung eines subjektiven Idealismus, welcher die ganze gegenständliche Welt für ein Erzeugnis des unendlichen Ich, für bloßen Wiederschein des Bewußtseins erklärte.

Dieses „Ich" Fichtes, für spätere Geschlechter eine so phantastisch-wunderliche Hieroglyphe, war der erste Name, welchen eine nach Aufhebung des Kantschen Dualismus dürstende Zeit dem ersehnten letzten Einheitspunkte von Außenwelt und Innenwelt gab. Fichte ist einer der entschiedensten Vertreter der vorher und nachher vielgehörten Anschauung geworden, wonach im „empirischen Ich das absolute Ich", im Individuum nur das allgemeine Denken denkt, das Individuum also genau in dem Maß richtig und inhaltvoll denkt, als eben jenes allgemeine Denken in ihm waltet und lebt, das besondere, eigenwillige und querköpfige dagegen erlischt. Aber die großartige und stärkende Einwirkung dieser Philosophie auf die Zeitgenossen begreift sich erst, wenn man das Ich von der Seite des Willens betrachtet. Die Äußerung und Darstellung des reinen Ich im individuellen Ich ist nämlich das Sittengesetz, und nur durch die Sittlichkeit geht das empirische Ich in das ideale Ich zurück. Denn dieses reine Ich, welches Ausgangspunkt für das ganze System sein soll, muß selbstverständlich Grund seiner selbst sein, folglich auch That seiner selbst, folglich reine, einfache, vollendete Thätigkeit. Hier heißt es: „Im Anfang war die That". Daß die Menschen noch von irgend einem Sein außer dem Handeln träumen, das ist bloß ein Symptom ihrer natürlichen Energielosigkeit; „faul, falsch und feig" nennt der Philosoph sie gelegentlich. Ein rechter Mann weiß, daß der ganze Wert der Erscheinung nur darauf beruht, daß sie „Material unsrer Pflicht" ist; daß also ihr ganzes Wesen nicht in ihr selbst, sondern in dem besteht, was nach dem Gebot der Sittlichkeit aus ihr werden soll. Selbstthätigkeit also um der Selbstthätigkeit willen, absolute Freiheit ist der höchste Ausdruck für die sittliche Aufgabe. Dies namentlich der Inhalt seines „Systems der
1798. Sittenlehre nach den Prinzipien der Wissenschaftslehre".

Fichte war der Mann dazu, seine Lehre von dem souveränen Ich, das Schöpfer und Gesetzgeber der Welt ist, durch sein Leben zu illustrieren. Wegen eines Aufsatzes „Über den Grund unsres Glaubens an eine göttliche Weltregierung", in welchem die Begriffe der Gottheit und der sittlichen Weltordnung einander gleichgesetzt waren, vom kurfürstlich sächsischen Konsistorium atheistischer Lehren beschuldigt und in eine Unter-
1799. suchung verwickelt, trat er von vornherein so trotzig gegen die weimarische Regierung auf, daß diese sich veranlaßt sah, seiner Drohung mit Niederlegung seines Amtes wirkliche Entlassung entgegenzusetzen. Seither ist der Streit um das religiöse Recht des Pantheismus nicht mehr von der Tagesordnung verschwunden. Fichte aber fand freund-

liche Aufnahme im preußischen Staat und wurde Professor der Philosophie zuerst in Erlangen, dann an der neugegründeten Universität Berlin. 1805. 1810.

Inzwischen hatte sich in seinen philosophischen Ansichten eine teilweise Umwandlung vollzogen, von welcher zuerst die „Anweisung zum seligen Leben oder Religionslehre" Zeugnis ablegte. 1806. Die souveräne Rolle, welche früher das „Ich" gespielt hatte, geht hier über auf das uranfängliche, sich ausschließlich im sittlichen Handeln freier Persönlichkeiten offenbarende, göttliche Leben, dessen Mittelpunkt die Liebe bildet, und mit dem das endliche Ich in der Liebe sich einigen, ja darin es aufgehen muß. Jetzt also ist Gott das absolute „Subjekt-Objekt", dessen ewiger Gedankeninhalt das von ihm selbst als sein Nicht-Ich gesetzte Universum ist. So endet hier das rastlose Streben nach dem absoluten Punkte, wo alle Gegensätze schwinden, in religiösen Gedankenreihen, wie sie später von den Philosophen und Theologen des sogenannten „spekulativen Theismus" wieder aufgenommen worden sind, während sich an die erste Form des Systems direkt die Gedankenschöpfungen Schellings und Hegels anschließen. Denn das Grundschema der „Wissenschaftslehre", wonach das Ich sich selbst setzt, das Nicht-Ich setzt und sich als eins erkennt mit dem Nicht-Ich, dieser Prozeß der Thesis, Antithesis und Synthesis blieb auch für die genannten Denker die Form aller Erkenntnis, die beherrschende Methode des Systems. Beim deutschen Volk aber ist Fichte in ehrenvollem Andenken geblieben als kühner Vorkämpfer für Volksfreiheit, sowohl gegen die überlieferte Politik der europäischen Kabinette und Regierungen („Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas, die sie bisher unterdrückten, Heliopolis im letzten Jahr der alten Finsternis" und „Beiträge zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die französische Revolution", beide von 1793), als gegenüber dem mächtigsten Zwingherrn des Zeitalters. Seine „Reden an die deutsche Nation" (1808) erstreben eine völlige Umgeburt des deutschen Volksgeistes auf dem Weg einer neuen zur Selbstthätigkeit und Sittlichkeit führenden Erziehung, für welche er in der Pädagogik Pestalozzis Anknüpfungspunkte fand (S. 273 f.). Nachdem er die Frucht seiner Bemühungen in den Befreiungskriegen hatte reifen sehen, starb er, ohne die trübe Kehrseite der Sache zu erleben, an dem Nervenfieber, welches durch seine Frau, die sich der Krankenpflege in den Lazaretten widmete, auf ihn übertragen worden war.

Fichtes Nachfolger in Jena war ein junger Mann geworden, welcher als Sohn eines schwäbischen Landgeistlichen am 27. Januar 1775 zu Leonberg in Württemberg geboren schon mit fünfzehn Jahren die Universität Tübingen bezogen und während seiner Studienzeit mehrere theologische und philosophische Abhandlungen veröffentlicht hatte. Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling. 1775–1854. Mit frisch jugendlicher Kraft und mit Erfindung von immer neuen Wendungen suchte Schelling zunächst den Übergang von Kant zu Fichte zu ebnen und zu glätten. So besonders in seiner noch zu Tübingen herausgegebenen Schrift „Vom Ich als Prinzip der Philosophie", welche Fichte als einen Kommentar zu seiner eignen Wissenschaftslehre ansah. 1795. Nach kürzerem Aufenthalt in Leipzig ließ sich Schelling in Jena nieder und lehrte daselbst anfänglich neben Fichte und wesentlich in dessen Geist und Richtung. 1798. Doch macht sich schon jetzt bemerklich, wie aus der versuchten Auseinandersetzung zwischen Kant und Fichte ein Hinausgehen über beide werden will. Innerhalb der Ringmauern des Ich, wohin Kant die feste Position des philosophischen Denkens verlegt und von wo aus Fichte dann alle Verbindung mit der gegenständlichen Welt abgebrochen hatte, drohten Mangel und Leere einzukehren; die Vorräte in der unbesiegbaren Feste gingen aus. Es mußte wieder ein freier Rapport mit der Natur hergestellt werden. Gegenüber den großen Entdeckungen in Physik, Chemie, Geologie und Physiologie, womit damals der im folgenden Jahrhundert zu immer prachtvollerer Entfaltung gelangende Triumphzug der Naturwissenschaften sich einleitete, konnte das

Ich unmöglich die eigensinnige und eigensüchtige Stellung behaupten, welche ihm die Wissenschaftslehre angewiesen hatte. Schellings sinnreicher Naturanschauung wenigstens war es auf die Dauer nicht möglich, das glänzende Weltbild da draußen so stiefmütterlich behandelt zu sehen, wie dies von seiten einer Lehre geschah, welcher alle diese Herrlichkeit nur als matter Abglanz des eignen, in alle Ewigkeit hinaus zu entwickelnden
1797. Ich erschien. Zwar gibt er noch in der Schrift: „Ideen zu einer Philosophie der Natur" vollkommen zu, daß die Natur ein Produkt des Ichs, eine Erscheinung der eignen Intelligenz sei, ein „Doppelbild, das der Geist selbst produziert, um durch die Vermittelung desselben zur reinen Selbstanschauung, zum Selbstbewußtsein zurückzukehren". Aber eben darin geht er nun über Fichte hinaus, daß er den Menschen, um sein eignes Inneres zu finden und zu verstehen, in die Natur weist. Er gestaltet sonach die Lehre seines Vorgängers vom Ich und Nicht-Ich zu einem spekulativen System um, dessen beide Seiten die Lehre von der Natur und die vom Geist darstellen. Von diesen beiden hat er zunächst freilich vorzugsweise die Lehre von der Natur ausgebildet, und darauf beruht hauptsächlich die ungemeine Anziehungskraft, welche die neue Philosophie auf das anhebende Zeitalter der Romantik ausübte. Aber erst in der
1798. Schrift: „von der Weltseele" legt Schelling der Natur ein eignes selbständiges Dasein bei, sofern ihr ein Lebensprinzip innewohnt, welches die unorganischen und die organischen Wesen vermöge eines allgemeinen Zusammenhangs aller Naturursachen zu einem Gesamtorganismus verknüpft, und zwar so, daß die Kräfte der unorganischen Natur sich in höherer Potenz auf der Stufe der organischen wiederholen. Damit war der idealen Transcendentalphilosophie Fichtes ein neues System zur Seite getreten, die „Naturphilosophie". Den Übergang zu dieser zweiten Periode von Schellings schrift-
1799. stellerischer Thätigkeit bezeichnen die Schriften „Erster Entwurf eines Systems der
1800. Naturphilosophie" und „System des transcendentalen Idealismus", in welchen Natur und Geist, das reale und ideale Sein, als negativer und positiver Pol des Einen, des Ganzen, des Absoluten erscheinen. „Identitätsphilosophie" ist daher die umfassendere, die verschiedenen Wandlungen der Entwickelung Schellings, aber auch die Systeme seiner Nachfolger, namentlich dasjenige Hegels, gemeinsam begreifende Bezeichnung. Dort der Inbegriff alles Objektiven, hier der Inbegriff alles Subjektiven; beides als Eins begriffen vermöge der sogenannten „intellektuellen Anschauung", welche Schelling
1796. als sein eigentümliches Erkenntnisprinzip schon in den „philosophischen Briefen über Dogmatismus und Kritizismus" proklamiert hatte, „ein geheimes wunderbares Vermögen, uns aus dem Wechsel der Zeit in unser innerstes, von allem, was von außenher hinzukam, entkleidetes Selbst zurückzuziehen und da unter der Form der Unwandelbarkeit das Ewige anzuschauen".

Das alte Wort „Erkenne dich selbst" bedeutet sonach für Schelling nicht mehr eine mühsam auf die eignen Geistesvermögen, vor allem auf den Prozeß des Erkennens gerichtete Untersuchung im Sinne Kants oder charaktervolle Verfestigung im Bewußtsein des sittlichen Wertes der Persönlichkeit im Sinne Fichtes; es bedeutet vielmehr ein schon halb mystisches, „intuitives" Sichversenken in das große All, um in diesem Spiegel unsre eignen Züge zuletzt wiederzuerkennen und Wesen wie Geschichte der menschlichen Intelligenz aus der Natur zu konstruieren. Die Natur als Geschichte des Geistes, das ist das Thema von Schellings Identitätsphilosophie, und in diesem Sinne ist dieselbe in erster Linie Naturphilosophie, eine mit allen Mitteln der Phantasie und des Wissens ausgemalte, von dichterischem Hauch nicht minder als von wissenschaftlichem Geist durchdrungene Darstellung der äußern Natur als einer Illustration des Wesens der Intelligenz. Denn die Naturphilosophie, welche von der Erfahrung ausgehend durch eine endlose Reihe von Entwickelungen ihrem Ziel entgegenschreitet,

faßt letzteres als „vollkommene Darstellung der Intellektualwelt in den Gesetzen und Formen der erscheinenden Welt und hinwiederum vollkommenes Begreifen dieser Gesetze und Formen aus der Intellektualwelt, also die Darstellung der Identität der Natur mit der Intellektualwelt". Dieser „spekulativen Physik" zufolge erscheint die tote Natur nur als „unreife Intelligenz", die Materie als „erloschener Geist". In aufsteigender Reihenfolge der Geschöpfe reflektiert sich die Natur immer tiefer in sich selbst, bis sie im Menschen ihren eigensten Grund erreicht. Succession und Organisation bilden das Geheimnis dieser Entwickelung, und die Intelligenz selbst ist nichts andres als das endlose Streben, sich zu organisieren. Dieser leitende Gedanke einer „fortschreitenden Entwickelung des in der Natur gleichsam versteinerten Riesengeistes" zum Bewußtsein, welches er im Menschen gewinnt, übte auf die Geister der Zeitgenossen und Nachkommen einen unbeschreiblichen Reiz aus und bildete recht eigentlich die Zugkraft der neuen Identitätsphilosophie. Innerhalb derselben entspricht übrigens der spekulativen Physik auf seiten des Geistes die „Transcendentalphilosophie" als „inwendig gewordene Naturphilosophie", worin dieselbe successive Entwickelung am anschauenden Subjekt vorgenommen wird, bis durch eine ähnliche Stufenfolge von Anschauungen „das Ich sich zum Bewußtsein in der höchsten Potenz erhebt". Wie die Naturphilosophie zerfällt auch die Transcendentalphilosophie in drei Teile, in die theoretische, in die praktische und in die Philosophie der Kunst. Denn Kunst ist die bewußte Nachbildung der bewußtlosen Naturidealität, und Schönheit das Unendliche selbst, endlich dargestellt. Das Kunstwerk als „die vollkommene Identität der Ideen und der Erscheinung", des Geistes und der Natur, ist unserm Philosophen daher das höchste Produkt des Geistes, darin „die Intelligenz zur vollkommenen Selbstanschauung gelangt".

Auf diesem Punkt fällt zugleich ein helles Licht auf Schellings Bedeutung für die deutsche Nationallitteratur, auf die Stellung der Identitätsphilosophie in der modernen Kulturgeschichte überhaupt. Kant und Fichte waren Schöpfer eines Dualismus gewesen, für dessen äußerste Pole die Begriffe Ich und Nicht-Ich ausgeprägt wurden. Den Höhepunkt unsrer Dichtung bezeichnet ein gewaltiger Drang nach Harmonie der Weltanschauung, also nach Einheit von Subjekt und Objekt, von Idealem und Realem. Unter dem Einfluß dieser allbeherrschenden Stimmung hatte Schelling auf die Natur gewiesen. Aber die äußere, rohe, unverarbeitete Natur läßt jene Harmonie nur unter beständigen Einschränkungen erscheinen. Nicht an den Rohstoff hielt sich daher jene ideale Stimmung, wie sie dann besonders die Romantik beherrschte, sondern an seine Verarbeitung, an die Kunst. Schellings Ästhetik.

Schon Schiller hatte in seinen Briefen über ästhetische Erziehung gezeigt, wie die auseinander gehenden Seiten der menschlichen Natur in der Produktion und Anschauung des Schönen sich einheitlich zusammenschließen, und in der Vorrede zur Braut von Messina findet er, das Poetische liege in dem Indifferenzpunkt des Sinnlichen und des Ideellen. Dies ein deutlicher Anklang an Schelling, welcher als klassischer Philosoph der Romantik nunmehr einen Kultus des Schönen auferbaute, wie er damals und später in den Kreisen der Gebildeten die Stelle der Religion einnahm. Ihnen war nach Schellings eignen Worten die Kunst „das Allerheiligste, wo in ewiger und ursprünglicher Vereinigung, gleichsam in e i n e r Flamme brennt, was in Natur und Geschichte gesondert ist, und was im Leben und Handeln ebenso wie im Denken ewig sich fliehen muß". Er selbst aber bringt mit solcher Wertung der Kunst eine Huldigung dem Genius Goethes dar, dessen wissenschaftliche und dichterische Bestrebungen, das Universum als die Stufenfolge aller Lebensordnungen zu begreifen, in welche die Natur sich auseinander setzt, um sich selbst zu genießen,

das ursprüngliche Vorbild zu der Begriffsdichtung der Naturphilosophie abgegeben haben.

Schon durch die Scheidung zwischen Natur- und Transcendentalphilosophie hatte Schelling mit dem Standpunkt Fichtes gebrochen. Ihm stand vielmehr längst fest, daß das Bewußtsein nicht das Erste und Ursprünglichste ist. Vielmehr heißt die Natur Denken seine eigne Vorgeschichte Erkennen. Mit der unbewußt schaffenden Natur war nun aber ein Grundgedanke der Spekulation Spinozas aufgenommen, dessen makrokosmische Weltanschauung allmählich sogar das Übergewicht über den mikrokosmischen Idealismus Kants und Fichtes gewann. Namentlich während seines Aufent-
1803—1806. halts als Professor in Würzburg, womit die dritte Periode seines geistigen Schaffens beginnt, tritt die Identität des Realen und des Idealen, nach Spinozas Ausdruck der Ordnung der Dinge und der Ordnung der Ideen, nach moderner Fassung des Seins und des Denkens, immer ausschließlicher in den Vordergrund. Dahin gehören schon
1802. Schriften wie „Bruno oder über das natürliche und göttliche Prinzip der Dinge“, namentlich aber die „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums“, welche eine populäre Darstellung der Grundzüge des jetzt abgeschlossenen Systems der Identitätsphilosophie, des Näheren den Versuch einer encyklopädischen Bearbeitung sämtlicher Fakultätswissenschaften und Disziplinen in übersichtlicher Darstellung vom Standpunkt der genannten Philosophie aus enthalten. Nach der hier gegebenen Anweisung, die Aufgaben des Wissens zu begreifen, soll die intellektuelle Anschauung eine Handlung der absoluten Vernunft sein, vermöge welcher das Absolute als Indifferenz zwischen dem Subjektiven, welches Fichte hervorgehoben, und dem Objektiven, welches Jacobi vergeblich gesucht hat, vermittelnd erkannt wird. „Zwischen Subjekt und Objekt kann daher, da es eine und dieselbe absolute Identität ist, die sich in beiden darstellt, kein qualitativer Gegensatz, sondern nur eine quantitative Differenz (ein Unterschied des Mehr oder Weniger) stattfinden, so daß Nichts entweder bloß Objekt oder bloß Subjekt ist, sondern daß in allen Dingen Subjekt und Objekt vereinigt sind, nur in verschiedenen Mischungen.“ Die Stufenfolge dieses Übergewichtes sei es des einen, sei es des andern Faktors stellt sich als eine Reihe von Potenzen des Subjekts oder Objekts dar, und es ist die Aufgabe der „wissenschaftlichen Konstruktion“, wie Schelling seine neue Methode nannte, die Stufenfolge dieser Potenzen auf rein spekulativem Weg als notwendige Evolutionen und Manifestationen des Absoluten darzustellen.

Schellings Theosophie. Aber auch auf diesem Standpunkt vermochte Schelling nicht lange zu verharren. Wie er von Anfang an nicht sowohl auf Grund einer Totalanschauung von den Erträgnissen der Geschichte der Philosophie, als vielmehr, auch hierin an Plato erinnernd, unter sofortiger, wenngleich modifizierter, Aneignung einzelner Leistungen auf diesem Gebiet gearbeitet hatte, so nahm er jetzt allmählich von Plato, vom Gnostizismus und Neuplatonismus, von Giordano Bruno und von Leibniz so vieles in den Zusammenhang seines Systems auf, daß dieses bald sich selbst nicht mehr glich und zuletzt in ein buntes Gewebe synkretistisch-mystischer Doktrinen ausartete. Besonders
1806. seitdem er nach München berufen war, zunächst als Mitglied der Akademie der Wis-
1820—1826. senschaften, dann, nach vorübergehendem Aufenthalt in Erlangen, als Mitglied der
1827. neugegründeten Universität, folgte er, die konstruierende Methode verlassend, mehr seiner schrankenlosen Phantasie und wohl auch den Eingebungen und Neigungen seiner neuen Umgebung, namentlich Franz Baaders. Dieser vierten Periode gehören
1804. schon Schriften an wie „Philosophie und Religion“, worin unter Anlehnung an neuplatonische Ideen die Endlichkeit als Produkt eines Abfalls vom Absoluten erscheint, das Ziel und die Endabsicht aller Geschichte aber in der Ausgleichung und Versöh-

nung dieses Abfalls, in der vollendeten Offenbarung Gottes gefunden wird. Mit dieser Idee verknüpft Schelling die platonischen Vorstellungen von einem „Herabsteigen der Seele aus der Intellektualität in die Sinnenwelt", sowie von einer Wanderung, Erlösung und Heimkehr derselben. In dem Helldunkel solcher Phantasien fühlte sich Schelling von nun an immer heimischer. Alle Wissenschaft hat ihm bald nur noch Wert, sofern sie spekulativ, d. h. „Kontemplation Gottes" ist. Losgesagt von der Meinung des aufklärerischen Geschlechts, daß die Menschheit sich erst allmählich von der Dumpfheit des Instinkts zur Vernunft emporgerichtet, fand Schelling sie vielmehr von einem Zustand früherer Bildung herabgesunken, indem sie einst der Erziehung höherer Wesen, „eines Geistergeschlechts", teilhaftig gewesen sei; in der gefallenen Periode zeigten sich solche Lehrer nur noch einzeln wieder, die mit Bewußtsein zur Herstellung jenes vollkommenen Lebens anleiteten. In der Rolle solch eines Lehrers wies er also auf die Urwelt zurück, wo ihm die Sage von Göttern und Halbgöttern als eine geschichtliche Thatsache, die Mythologie als das größte aller Kunstwerke erschien, das einer unendlichen Auslegung fähig sei. Dieses Eingehen auf die platonischen und neuplatonischen, durch die gesamte Schwärmerei und Mystik des Mittelalters sich hindurchziehenden Gedankenreihen führte endlich den stets neue Wege suchenden Philosophen der tiefsinnigen aber unklaren Theosophie des Jakob Böhme zu. Er brauchte eine Antwort auf die Frage, wie der Abfall in Gott zu Stande kommen, der Gegensatz aus ihm hervorbrechen soll, wenn er nicht schon als Potenz in ihm vorhanden ist. In der Richtung auf ein solches Ziel gehalten sind namentlich: das Grundbuch aller modernen Theosophie, die „philosophischen Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Frei- 1809.
heit und die damit zusammenhängenden Gegenstände" und die Streitschrift „Denkmal der Schrift Jacobis von den göttlichen Dingen". Letztere brachte zuerst den Gegensatz 1812.
gegen die bisher üblichen Formen, Gott vorzustellen, welcher sich aus dem Standpunkt der Identitätsphilosophie ergeben mußte, zum Bewußtsein.

Gehören Geist und Natur zusammen, so hat auch Gott in der Natur sein Dasein, gewinnt auch in ihr eine gewisse Wirklichkeit seines Lebens und seiner Selbstoffenbarung. Dann kann man aber auch von einer Natur in Gott selbst reden. Dies ist es nun, was gegen Jacobi und den gewöhnlichen Theismus geltend gemacht wird. Dieser sah in der Annahme, welche Gott aus einem dunkeln, weder intelligenten noch sittlichen Grund sich erheben ließ, also in der Annahme eines werdenden Gottes an sich schon die Zerstörung des Gottesbegriffs. Umgekehrt findet Schelling den Abgrund der Unbegreiflichkeit darin, daß man sich für einen fertigen und damit toten, statt für einen sich selbst zur Vollkommenheit entfaltenden, also lebenden und wirklichen Gott interessiren möge; nimmermehr werde eine Lehre, welche in Gott keine „Natur", keinen „Grund", nichts Unbewußtes und Elementares anerkenne, es zu einem kräftigen und gehaltvollen Gottesbegriff bringen. Und so ist denn seither auch bei der ganzen Schule Schellingscher Theosophen und Theologen, namentlich bei Franz von Baader und seinem katholischen und evangelischen Anhang, die Rede von der „Natur in Gott" zu einem stehenden Artikel und damit ein Gottesbegriff eingeführt worden, welcher wie eine Verbindung von Naturalismus und Theismus aussieht. Die andre erwähnte Schrift Schellings unterscheidet in Gott erstens die reine Indifferenz, den „Urgrund" oder „Ungrund", d. h. den Anfangspunkt des göttlichen Wesens, die unbegreifliche Basis aller Realität, welche aber sofort sich entzweit, auseinander geht, in Grund und Existenz, in Reales und Ideales, die zusammen das wirkliche Leben in Gott ausmachen. Die Natur ist dunkler Trieb, blindwirkende Macht, die bloße Unterlage der sich entwickelnden freien Persönlichkeit. Schellings Gott ist also nicht ein seiender, sondern ein werdender. Indem sich nämlich der Urgrund nach ungewissen und dunkeln Gesetzen, einem wogenden Meere gleich,

sehnend bewegt, erzeugt er eine innere Vorstellung, vermöge welcher er sich selbst im Ebenbild erblickt. Diese Vorstellung ist das „ewige Wort in Gott", der johanneische Logos, welcher „in der Finsternis als Licht aufgeht und zu seinem dunkeln Sehnen den Verstand hinzugibt". Vereint mit dem Grund, wird solcher Verstand zum freischaffenden Willen. Sein Geschäft ist die Anordnung der Natur, des bisher regellosen Grundes; aus dieser Verklärung des Realen durch das Ideale entsteht die Schöpfung der Welt, so daß Gott ihr Grund und ihre Ursache zugleich ist. Daher auf der einen Seite die Ordnung und Schönheit der Welt, auf der andern der nie ganz überwundene Rest des Chaotischen. Die weitere Entwickelung der Welt weist in der Hauptsache zwei Stadien auf. Zunächst dasjenige der allmählichen aufsteigenden Organisation bis zum Menschen, dann die Entwickelung des Menschengeschlechts in der Geschichte. Dort die Geburt des Lichtes in der Natur, hier die Geburt des Geistes in der Geschichte. Wie aber allein das Wollen Ursein ist, so sind es auch die Prinzipien des Universalwillens und des Partikularwillens, welche die großen Scheidungen unter den lebendigen Geschöpfen bedingen. Sofern sie aus dem dunkeln Grund Gottes stammen, in welchen die Anfänge alles Unvollkommenen und Bösen zurückreichen, haben alle Wesen ihren Eigenwillen; sofern aus der Intelligenz, haben sie den Universalwillen. Daher verhalten sich die Naturwesen zu Gott, von dem sie durch jenes dunkle Prinzip geschieden sind, peripherisch, der Mensch aber ist ein Zentralwesen und soll im Zentrum bleiben. Bei den vernunftlosen Naturwesen herrscht der Universalwille als äußere Naturmacht, als leitender Instinkt. Im Menschen sind beide Prinzipien, der Universalwille und der Partikularwille, vereinigt, aber zertrennlich und auf dieser Zertrennlichkeit beruht die Möglichkeit des Guten und des Bösen. „Das Gute ist die Unterordnung des Partikularwillens unter den Universalwillen; die Verkehrung dieses richtigen Verhältnisses ist das Böse." In der Möglichkeit beider beruht die menschliche Freiheit. Kraft dieser hat der Mensch sich in vorzeitlicher, intelligibler Selbstbestimmung zu dem gemacht, was er jetzt ist. In dem menschlichen Zentralwesen sind alle Dinge erschaffen, so wie Gott nur durch den Menschen auch die Natur annimmt und mit sich verbindet. Indem das Licht in persönlicher Gestalt als Mittler zur Wiederherstellung des Zusammenhanges der Schöpfung mit Gott erscheint, erhebt sich der Kampf des göttlichen und des dämonischen Reichs auf seinen Höhepunkt, und tritt das Prinzip der Liebe persönlich dem menschgewordenen Bösen gegenüber. Aber der Geist des Guten siegt, und das Ende der Geschichte ist die völlige Erhebung des dunklen Grundes in das Licht des Geistes, die Versöhnung des Eigenwillens und der Liebe, die Herrschaft des Universalwillens, so daß „Gott alles in allem" ist.

Schellings Theologie.

Die ganze bisherige Entwickelung Schellings zog nirgends so tiefgreifende Folgen nach sich wie auf dem Gebiet der religionsgeschichtlichen und theologischen Fragen. Hier wirkte sie geradezu revolutionär, sofern Schelling der Bahnbrecher jener nachhaltigen Bewegung geworden ist, welche sowohl das Wesen als die besonderen Bestimmungen des Christentums auf spekulativem Weg neu entdeckt zu haben glaubte. Wie durch Kant der wirkliche moralische Charakter, so kam der angebliche Ideengehalt des Christentums durch Schelling zur Anerkennung. Er „konstruierte" dasselbe von der allgemeinen Ansicht aus, daß das Universum überhaupt, also auch sofern es Geschichte ist, nach zwei Seiten differenziert erscheine, demgemäß die alte Welt gleichsam die Naturseite der Geschichte, die neue aber, deren erster leitender Gedanke die menschgewordene Gottheit war, den Prozeß des Rückgangs des Endlichen zum Unendlichen repräsentiere. Gerade diejenigen Dogmen also, welche der herkömmliche Rationalismus am meisten in Mißkredit gebracht hatte und die auf einer, der Zeitbildung abhanden gekommenen Weltanschauung und Denkmethode beruhten, wie Dreieinigkeit, Gottmensch-

heit, Versöhnungswerk, boten der spekulativen Auffassung natürlich die geeignetsten Handhaben dar und wurden als die tiefsinnigsten Mysterien der Religion nicht bloß, sondern ebenso sehr auch als die höchsten Probleme der Philosophie aufgefaßt. Auf jeden Fall wurde damit das erreicht, daß sowohl für den Inhalt des positiven Dogmas insbesondere, als auch für die weltgeschichtliche Bedeutung des Christentums überhaupt ein neues Interesse erwachte. Namentlich aber teilte sich seit der Schlacht, welche Jacobi gegen Schelling geschlagen hatte, das ganze Bewußtsein der Zeit in die theistische und in die pantheistische Weltansicht, und wir werden sehen, wie speziell innerhalb der Theologie das Auftreten und die Wirksamkeit Schleiermachers dazu beigetragen hat, einer Grundform des Schellingschen Gottesbegriffs auch religiöse Bedeutung und Geltung zu verschaffen. Nach dem Sinn des spätern Schelling war freilich eine solche Verwertung seiner Gedanken ebensowenig, wie die Fortbildung, welche ihnen gleichzeitig Hegel zu geben wußte.

Mit der Schrift „über die Gottheiten von Samothrake" trat Schelling eigentlich 1815.
für immer vom Schauplatz litterarischer Produktivität ab, um die Periode der Alleinherrschaft der Philosophie Hegels mit langem Schweigen zu begleiten. Erst geraume
Zeit nach dem Tod seines Nebenbuhlers bezeichnete er in der Vorrede zu Beckers Über- 1831.
setzung einer Schrift von Viktor Cousin die Philosophie Hegels als eine negative, welche an die Stelle der lebendigen Wirklichkeit den toten Begriff setze. Als man daher in Preußen anfing sich vor eben dieser Philosophie zu fürchten, wurde Schelling nach
Berlin berufen, ohne daß diese fünfte Spätlingsperiode seiner Wirksamkeit noch irgend 1841.
welche bedeutendere Früchte gezeitigt hätte. Denn was seine Berliner Antrittsvorlesung versprach, Ergänzung der negativen Philosophie durch eine positive, näher durch eine „Philosophie der Mythologie und Offenbarung", d. h. der unvollendeten und der vollendeten Religion, das hat Schelling selbst, soviel an ihm war, der Welt vorenthalten. Indessen geben die betreffenden Vorlesungen, schon bei Lebzeiten des Verfassers sowohl von Frauenstädt als von Paulus, nach seinem am 20. August 1854 im Badeort Ragaz erfolgten Tod in authentischer Form veröffentlicht, im wesentlichen die in der Schrift über die menschliche Freiheit vorgetragene Spekulation. Nur die Terminologie ist anders, und die aus den drei „Potenzen" in Gott hervorgehenden drei Personen bilden den Übergang und Untergang dieser einst himmelstürmenden Spekulation im kirchlichen Vorstellungskreis und Lehrausdruck ab. Dafür erbauten sich die vornehmen Kreise, welche sich für die Heilung der von Hegels Philosophie geschlagenen Wunden erwärmten, an dem geistreichen, aber schiefen und irreführenden Gedanken, es müsse auf die petrinisch-katholische und auf die paulinisch-protestantische Epoche der Christenheit eine Johanneskirche der Zukunft folgen, in welcher die absolute, mit der Religion identische Philosophie die Hegemonie führen wird.

Die Philosophie Schellings ist sonach kein geschlossenes, fertiges System, zu welchem sich die einzelnen Schriften wie Bausteine verhielten, sondern sie ist ähnlich wie diejenige Platos Entwickelungsgeschichte, und zwar individuelle: sie umfaßt eine Reihe von Bildungsstufen, welche der Philosoph in sich selbst durchgemacht hat. Rastlos wirft er sich in den verschiedensten Formen umher, fängt, anstatt die einzelnen Wissenschaften vom Standpunkt seines Prinzips aus zu bearbeiten und das Ganze der Wissenschaft zu gliedern, immer wieder von vorn an, experimentiert mit neuen Standpunkten und Wegen, um stets auch auf der neuen Fährte bald still zu halten. Mit sich übereilender Kühnheit überschaut er von jeder Stufe, welche sein Denkprozeß durchmacht, immer wieder die ganze Wirklichkeit, um sie durch mehr oder weniger glückliche Griffe nach sehr allgemeinen Kategorien und oft nur in den ersten Umrissen zu ordnen oder auch nach seinen augenblicklichen Interessen und zufälligen Studien eine spezielle

Erscheinung hervorzuheben, welche dann auch wieder mit Hast und ohne empirische Genauigkeit konstruiert wird. Aber in so vielerlei Umgestaltungen und wiederholten Darstellungen er seine Gedanken auch ans Licht gebracht hat, stets hatte er gleich leichtes Spiel, wenn es galt das Allgemeinste in das Speziellste hineinzulegen, die ernsthaftesten Gegensätze auszulöschen in genialen Anschauungen und geistreichen philosophischen Bemerkungen, welche oft ein überraschend blendendes Licht auf weite Gebiete des geistigen wie des physischen Kosmos werfen.

Johann Jakob Wagner. 1775—1841. Unter den Anhängern und Geistesverwandten Schellings sind zu nennen Johann Jakob Wagner, welcher das ursprüngliche Identitätssystem festhielt, jedoch an die Stelle der dreiteiligen die vierteilige Konstruktion setzte, und Philosophen wie Suabedissen, Blasche und Troxler, Naturforscher wie Lorenz Oken, Nees von Esenbeck, Alexander Braun, Karl Friedrich Burdach, Karl Gustav Carus und Hans Christian Örsted, der Ästhetiker Solger, der vielseitig gebildete Romantiker und Altlutheraner Heinrich Steffens und sein Freund Johann Erich von Berger. Innerhalb der protestantischen Theologie und Religionsphilosophie knüpfte an Schelling besonders die bei dem Philosophen Christian Hermann Weiße und bei dem Theologen Richard Rothe hervortretende Tendenz an, mit der Persönlichkeit und überweltlichen Selbständigkeit Gottes seine Innerweltlichkeit zu verbinden. Anstatt wie sie allein vom Absoluten

H. Fichte. 1796—1879. ausgehend, strebte Immanuel Hermann Fichte, Sohn des Schöpfers der Wissenschaftslehre, ähnliche Ziele zugleich vom Ausgangspunkt der Weltwirklichkeit an. Der Weg von unten nach oben bildet den ersten, „emporleitenden“, der Weg von oben nach unten, d. h. von der Gottheit zur Weltwirklichkeit, den zweiten Teil der Philo-

Christian Friedrich Krause. 1781—1832. sophie von Christian Friedrich Krause, welcher neben Ulrici, Chalybäus, Karl Philipp Fischer, Wirth, Karl Schwarz, Späth gleichfalls zu den Hauptvertretern des sogenannten spekulativen Theismus zählt. Ohne die gezwungene Terminologie seiner Schriften hätte dieser umfassende Geist wohl leicht eine bedeutendere Wirkung ausgeübt. Doch hat er nicht bloß in der deutschen Rechtsphilosophie wohlthätig gewirkt (als Anhänger sind hier Ahrens und Röder zu nennen), sondern auch im Ausland Anerkennung und Nachfolge gefunden (Tiberghien, del Rio). Auf der andern Seite näherte sich der Neu-Schellingianismus auch vielfach bedenklich dem Phantastischen; so schon bei dem gemütvollen Gotthilf Heinrich von Schubert, mehr noch bei dem konfusen Verfasser der „Philosophie in ihrem Übergang zur Nicht-Philosophie“, Adam Karl August Eschenmayer. Direkter als Schelling selbst knüpft die, vielfach mit dem System des Genannten in Wechselwirkung sich entwickelnde,

Franz von Baader. 1765—1841. Theosophie des naturwissenschaftlich gebildeten, katholischen Gelehrten Franz von Baader an Jakob Böhme an. Sein System ist ein im Sinn der kirchlichen Lehre materialisierter Schellingianismus mit phantastisch überwuchernden Auswüchsen, von welchen es seine Schüler und Anhänger Franz Hoffmann, Julius Hamberger und Lutterbeck einigermaßen zu reinigen versuchten, während Anton Günther es unternahm, die Naturphilosophie Schellings der katholisch-kirchlichen Weltanschauung einzugliedern.

Schelling und Hegel. Daß aus der Identitätslehre mehr wurde, als ein vorübergehender Rausch der Geister, ist nicht Schellings, sondern erst Hegels Verdienst. Er hat den Wurf gethan, mit welchem die solange und schmerzlich gesuchte Überwindung des Dualismus, den Kant geschaffen hatte, endlich gefunden zu sein schien. Das letzte Wort des ursprünglichen, theosophisch noch nicht angekränkelten, Schelling war die Kunst gewesen. Damit hatte er das romantische Zeitalter von der Seite

seiner mächtigsten Passion erfaßt. Die Kunst sollte auf einmal alles sein, der allgemeine Ocean, in welchen auch die Philosophie am Ende zurückfließt. Der ursprüngliche Grund aller Harmonie des Subjekts und des Objekts war im Kunstwerk und sonst nirgends auf der Welt zu finden. Solches entsprach zwar jener ästhetischen Stimmung, welche die Romantik charakterisiert; für die Philosophie aber hätte es leicht verhängnisvoll werden können. Der Gewissenhaftigkeit des alten Kritizismus völlig entsagend, taumelte sie in einen neuen, diesmal ästhetisch bedingten Dogmatismus hinüber. Schelling hörte auf vom Katheder herab zu lehren; er weissagte vielmehr vom Dreifuß. Diese Philosophie philosophierte nur noch, sofern sie sich zum Universum so verhielt, wie Pygmalion zu seinem Kunstwerk, bis es Leben annahm vor seinen verzauberten Blicken. Da stand es also leibhaftig in jedem Kunstwerk vor der Menschheit des anbrechenden neunzehnten Jahrhunderts, was das achtzehnte gesucht hatte: die Einheit von Natur und Geist. Denn im Kunstwerk kehrte die Natur als mit Bewußtsein produktive Natur in sich selbst zurück. So gab es bald keine physischen und keine moralischen Gegensätze mehr, welche man nicht künstlerisch als identisch anzuschauen vermochte. Zu solch kühnem „Konstruieren", welches auf dem Boden der Naturwissenschaften bald seinen vollendetsten Bankrott erleben sollte, trat dann aber vielfach auch ein dreistes Aburteilen gegenüber allen anders gearteten Denkweisen. Alles, was den Identitätsstandpunkt und die Kunstschwärmerei nicht zu teilen vermochte, hieß flach, seicht, impotent u. dgl. Selbst Schiller entging in den Schelling-Schlegelschen Kreisen nicht den Urteilssprüchen eines hochpeinlichen Gerichts. Am erhabensten aber fühlte man sich über den im Rationalismus ernüchterten Protestantismus. Im Gegensatz zu ihm begann man mit Wollust zu wühlen in den Mysterien der Ägypter und Griechen, das schlüpfrige Gebiet der orientalischen Symbole und Religionen zu untersuchen, mit dem mittelalterlichen Mariendienst und Frauenkultus zu liebäugeln. Kurz die romantisch philosophierende Zeitgenossenschaft war vielfach wie von einem Taumel ergriffen, und als man allmählich wieder zu sich kam, fand sich, daß einstweilen seltsame Dinge geschehen waren. Nicht bloß hatte Friedrich Schlegel seine väterliche Religion aufgegeben, die Schwenkung ins Mittelalterliche war auf der ganzen Linie bemerkbar geworden; die Romantik sah zuletzt wesentlich romanisch und römisch aus.

Hegels Bedeutung in der Geschichte der Philosophie wird es bleiben, daß er diese ihr drohende Gefahr zeitig bemerkt, daß er die einbrechende Verwüstung von ihr abgewendet, daß er sowohl ihren deutschen, wie ihren protestantischen Charakter gerettet hat. Wie die romantische Poesie an unbegrenzter Nebelhaftigkeit und Ziellosigkeit litt, so war auch Schelling, in welchem sie den ihr eigentümlichen Philosophen gefunden hatte, nie dazu gekommen, seinen Gedanken eine feste und dauernde Form zu geben. Im Gegensatz dazu war Hegel vor allem der große Meister in der exakten, bis ins kleinste Geäder symmetrischen Form. In

seinem System erst verliert die Identitätsphilosophie völlig jene abenteuerliche Gestalt, die sie bisher aufgewiesen hat. Vor den scharf umrissenen Bestimmtheiten der Hegelschen Logik, vor der unendlichen Fülle dieses Gedankenwörterbuchs erblaßten die luftigen Gebilde der Naturphilosophie. An die Stelle des Einfalls trat der klare Gedanke, an die Stelle der improvisierenden Keckheit der mühsam gefundene strikte Beweis. Schon die berühmte Vorrede zu der „Phänomenologie des Geistes" enthält den gründlichsten Absagebrief an alle Gefühls- und Phantasieschwelgerei. Schonungslos wird das Unsittliche in jenem ästhetisch spekulativen Enthusiasmus aufgedeckt, darin das Schöne, das Heilige, das Ewige, die Religion, die Liebe der Köder gewesen, um Lust zum Anbeißen zu erwecken, schneidend ein philosophischer Standpunkt verurteilt, für welchen alles kurzer Hand eins und dasselbe ist und das Göttliche selbst sich in eine Nacht verwandelt hat, in der freilich „alle Kühe schwarz sind". Gegenüber solchen Extravaganzen sind es nun die Mächte des Maßes, der Methode, der Form, der Bestimmung, des Begriffs, wofür Hegel in die Schranken tritt. Anders als der in wenig Jahren alles Feuer der Produktionskraft verpuffende Jugend- und Studienfreund stellt Hegel den langsam reifenden, stetig fortschreitenden Geist dar, welcher auch Früchte bringt, aber „zu seiner Zeit". Eine „geistig massive Natur", empfand er tief die ganze Leere des außerhalb der gegenständlichen Welt stehenden und nach selbstgemachten Kategorien willkürlich über sie räsonnierenden Subjekts. Ihn dürstete nach Objektivität, d. h. der über dem Subjekt stehenden Vernunft Gesetze ihr abzulauschen und so mit realen, in das Wesen der Dinge selbst eingreifenden Begriffen zu denken, aber auch von Anfang bis Ende zu denken und nur zu denken, nicht zu träumen. Ein Ideal der Weltbetrachtung schwebte ihm dabei von Jugend an vor; es war das Ideal der schönen, lebendigen, vom Gedanken ganz durchdrungenen Welt. Das ganze Universum vermittelst eines Kunstwerkes des Erkennens darzustellen als einen göttlich belebten Kosmos: darauf ist sein Geist stetig gerichtet, und man erkennt dieses Ideal auch da noch, wo wie in seiner Logik alle frische Farbe geschwunden ist vor der überwältigenden Macht der altersgrauen Reflexion. Denn erst nach langer, unermüdlicher Arbeit, nach zähem und schwerem Ringen war es ihm in seinen Mannesjahren gegeben, sein Ideal darzustellen in der strengen Schulform eines Systems. Während er nach diesem Ziel wie auf sicher gezogener Bahn, aber fast schweigend, voranschritt, überließ er es dem genialen Landsmann, einstweilen den Ruhm der Welt einzuernten. Dafür war es dann an Schelling, sich nach den erstaunlich raschen und glänzenden Entfaltungen seiner produktivsten Epoche plötzlich in Stillschweigen zu hüllen, um endlich am Schluß seines Lebens vor der erwartungsvollen Welt einen Schlag ins Wasser zu thun. Hegel seinerseits, welcher zu einer Zeit, da Schelling unwiderstehlich wirkte, mit vier Zuhörern eine obskure Wirksamkeit auf dem Katheder begann, stieg innerhalb der letzten zehn bis zwölf Jahre seines Lebens zu einem Ruhm empor, wie ihn kein Denker

bei Lebzeiten besessen, und starb in einem Augenblick, da sein System eben die unbestrittene Herrschaft im Reich der Geister angetreten hatte.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel, geboren den 27. August 1770 zu Stuttgart, war bis 1793 Mitglied des Tübinger Stiftes, dann Hauslehrer zuerst in Bern, seit 1797 in Frankfurt am Main; im Jahr 1801 habilitierte er sich in Jena mit Veröffentlichung seiner Erstlingsschrift: „Differenz des Fichteschen und Schellingschen Systems der Philosophie". Aber auch seine eigne Differenz von dem System Schellings kam ihm, namentlich seitdem dieser Jena verlassen hatte, zum Bewußtsein, wenn es auch noch immer drei Jahre dauerte, bis er seine erste „Entdeckungsreise" auf eigne Faust antrat. So bezeichnet er selbst sein erstes selbständiges Hauptwerk, die „Phänomenologie des Geistes", eine Darstellung der Entwickelungsformen des menschlichen Bewußtseins, sowohl des individuellen als des allgemeinen, bis zur Höhe des absoluten Denkens. Diese Krone seines Wirkens war unter dem Kanonendonner des Sieges der französischen Waffen vollendet worden. Der Verfasser zog sich vor dem Kriegswetter nach Bamberg zurück, wo er eine Zeitung redigierte, bis ihn ein Ruf nach Nürnberg zum Rektor des dortigen Gymnasiums machte. Hier entstand sein großes Werk: „Wissenschaft der Logik", welches ihm durch Daubs Vermittelung eine Professur in Heidelberg eintrug, die er aber schon nach zwei Jahren mit einer gleichen Stellung in Berlin vertauschte. Noch in Heidelberg hatte er zum erstenmal das Ganze seines Systems dargestellt in der „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundriß". Den Gipfel seines Ruhmes und seiner Wirksamkeit erstieg er aber erst in Berlin, wo er sich eine ausgebreitete, in Wissenschaft, Kirche und Staat überaus rührig sich bethätigende Schule heranzog, Vorlesungen über alle Zweige der Philosophie hielt und seinem System eine Zeitlang die Geltung einer preußischen Staatsphilosophie erwarb. Er selbst hat übrigens nur noch die „Grundideen der Philosophie des Rechts" veröffentlicht. Die übrigen Teile des Systems haben nach seinem am 14. November 1831 an der Cholera erfolgten Tod seine Schüler (Michelet, von Henning, Boumann, Marheineke, Rosenkranz, Gans, Hotho, Bruno Bauer, Friedrich Förster) herausgegeben.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel. 1770—1831. *1801.* *1807.* *1808.* *1812—1816.* *1818.* *1817.* *1821.*

Hatte Schelling das Identitätssystem hauptsächlich von seiten des einen, der Natur zugewandten, Poles bearbeitet, so ging Hegel von dem entgegengesetzten Endpunkt aus. Seine Philosophie ist Geistesphilosophie. Ihm galt es das Universum zu begreifen als vom Geist durchhauchte Werkstätte und Schöpfung des Geistes. Schelling hatte gesagt: Das Absolute ist allgemeine Indifferenz, in welcher die Gegensätze sich als identisch erkennen. Aber Indifferenz und Identität sind für Hegel tote Namen. Das Absolute bleibt so nur Substanz, was es schon für Spinoza gewesen war. Hegel aber will nun den ganzen Schatz von Reflexion und Wissen, den gesamten Reichtum des subjektiven Bewußtseins, alles was erlebt werden kann und vorgeht im Kopf und Herzen des Menschen, mit hereinbringen zur Belebung dieses Weltbildes. Darum sagt er: Das Absolute ist nicht bloß Substanz, es ist auch Subjekt.

Das System des absoluten Idealismus.

Schelling hatte die Substanz Spinozas wieder aufgenommen; auch Hegel geht von der Voraussetzung aus, daß die absolute Vernunft als Substanz der Natur sowohl wie dem Geist zu Grunde liegt. Aber dieser Gedanke soll nicht um den Preis der Innerlichkeit, soll so festgehalten werden, daß zugleich der richtige Gehalt des Idealismus Fichtes in Geltung bleibt. Spinozas gegenständliche Weltanschauung soll durch Fichtes Subjektivismus korrigiert und verinnerlicht werden. Das bedeutet das neue Schlagwort: Das Absolute ist nicht bloß Substanz, es ist auch Subjekt. Andres aber kann bei diesem Wort nicht gedacht werden, als dies, daß das Absolute der Prozeß ist, dessen Ausgangspunkt die Substanz, dessen Endpunkt das Subjekt ist. Das

Absolute ist mithin die Selbstentwickelung der Substanz zum Subjekt, es ist durch und durch Prozeß. Damit ist zugleich auch die bezeichnende Formel für den Grundgedanken dieser Philosophie erklärt: Das Absolute ist Geist. Soll das Absolute nicht bloß Substanz, sondern auch Subjekt sein, so muß eben die erstere ganz von dem letzteren durchdrungen, es muß die Natur für den Geist durchsichtig werden können. Es gilt dann, mit ganzer Energie des Denkens in die Welt so allseitig und so tief wie möglich einzudringen. Ist das Absolute Geist, ist das Universum lebendig schöner, über alle Beschränktheit und Ziellosigkeit gleich erhabener Kosmos, so ist dem Denken die Aufgabe gestellt, sich auch im Einzelnen trotz alles Scheidens immer wieder zur Einheit, trotz alles Teilens immer wieder zur Totalität zurückzufinden. Das Absolute ist Geist, damit hat diese Weltbetrachtung eine Überschrift gewonnen, der nun der Text in allen Einzelheiten entsprechen muß. Es handelt sich also für unsern Philosophen darum, überall in der Welt das Zersplitterte, Zufällige der Erscheinungen auf seine Notwendigkeit und Einheit zurückzuführen und zu zeigen, wo und wie alles zusammenhängt, um so endlich jene tausendfarbige Ausmalung des großartig gezeichneten Weltbildes zu erreichen, welche ihm von Anfang an als hehres Ideal alles menschlichen Wissens vorgeschwebt hat. Alles was ist soll seine Stelle finden, wenn auch seine noch so untergeordnete, in dem großen Prozeß des absoluten Geistes. Daher jenes rastlose Vergeistigen und Verlebendigen der Erscheinung, jenes in Bezug setzen und Ergänzen alles Verschiedenen, jenes Totalisieren und Verallgemeinern alles Einzelnen, wie es notwendig schien, wenn die gesamte Wirklichkeit durchdrungen werden sollte mit dem Begriff. Hegel operiert daher so, daß er sowohl von aller Realität den reinen Begriff abschöpft, als auch den reinen Begriff in die Realität umsetzt. Darin besteht seine Methode, ja darin besteht im Grunde sein ganzes System. Mit der Methode ist hier in der That das System erklärt. Denn „der Begriff realisiert sich", indem das, was in ihm ist, sich offenbart; es offenbart sich aber, indem die verschiedenen Bestimmtheiten, die darin vereinigt sind, auseinander und sich gegenübertreten, bis endlich das so Auseinandergetretene durch die Differenz zu einer neuen Einheit hindurchdringt: Thesis, Antithesis, Synthesis. Sonach besteht die sogenannte Selbstbewegung des Begriffs wesentlich in Setzung und Wiederaufhebung eines Gegensatzes. Die ganze Logik ist ein Kontinuum von solchen flüssig ineinander überspielenden, nach dem Dreischlag der Methode rastlos fortströmenden Kategorien. Sein, Nichts, Werden: heißt es da; Dasein, Endlichkeit, Unendlichkeit, Fürsichsein, das Eine, das Viele, Attraktion, Repulsion, Qualität, Quantität: so geht es endlos fort. Diese „Dialektik" des Begriffs ist es nun aber, was den eigentlichen Prozeß des Absoluten ausmacht. Das Absolute ist nichts andres, als ein solches Fortgetriebenwerden von Bestimmung zu Bestimmung, eine durch lauter Gegensätze zum Ganzen allmählich fortschreitende und sich vollendende Dialektik. Das bedeutet die letzte Formel: das Absolute ist dialektisch. Die unendliche Methode der Dialektik des Begriffs ist es, was das Absolute zum Absoluten, was es zum Geist macht. Wie der Embryo zwar „an sich" schon Mensch ist, „für sich" es aber erst geworden ist, wann er vernünftig entwickelt ist, so verläuft auch der Prozeß des Absoluten in einem unaufhörlichen Übergang aus dem „An sich" durch das „Für sich" zum „An und Für sich"; in einer unendlichen Entwickelung aus der Idee durch die Natur zum Geist. War das im wesentlichen auch der Inhalt der Philosophie Schellings gewesen, so glaubte doch Hegel die Sache erst erwiesen zu haben vermöge seiner an die Stelle der „intellektuellen Anschauung" gesetzten Methode, die den wahren Stolz seines Systems bildete. Methodelosigkeit hatte er Schelling vorgeworfen, der darum sein System nur „aus der Pistole geschossen" habe; dafür ist bei Hegel die Methode alles geworden.

Das Absolute ist Substanz, das Absolute ist Subjekt, das Absolute ist Geist, das Absolute ist Prozeß, das Absolute ist Dialektik: unter jeder dieser Formeln kann man sich ein Gesamtbild des Systems entwerfen. Unter der letzten insofern am besten, als sie die Einheit des Systems mit seiner Methode zu Tage treten läßt; am vollständigsten aber unter der Formel: das Absolute ist Geist, wenn man damit die andre, wonach es Dialektik ist, in Verbindung setzt. Denn nun sondern sich auch die einzelnen Teile des Systems wie von selbst ab. Im ersten Teil, den Hegel die Logik nennt, entwickelt er die reinen, allem natürlichen und geistigen Leben unzeitlich vorangehenden Begriffe, die allem Sein zu Grunde liegenden Denkbestimmungen. Dieser Teil gibt also die rein logische Entfaltung des Absoluten als Gedankens; er enthält die Exposition des Indifferenzpunktes und läßt den Geist entspringen aus dem Nochnichtsein, ihn seines Unterschiedes von Nicht-Geist bewußt und so endlich seiner reinen Idee inne werden. Den zweiten Teil bildet die Naturphilosophie; sie zeigt wie der Geist sich realisieren, also ein gegenständliches Leben sich gegenübersetzen muß. Dieses „Anderssein des Geistes", seine Verzerrung in Raum und Zeit, ist nichts andres als die reale Welt, die Natur. Diese ist also hier nicht reines Produkt, reiner Schatten des Ich, wie sie es bei Fichte war, sondern sie hat wieder ein selbständiges Sein erlangt. Für den absoluten Idealismus Hegels sind die endlichen Dinge nicht, wie für den subjektiven Idealismus, Erscheinungen für uns, d. h. nachweisbar nur für unser Bewußtsein vorhanden, sondern sie gelten als Erscheinungen an sich, welche den Grund ihres Seins nicht in sich, sondern im Absoluten haben. Auf die Entwickelung der realen Welt folgt endlich die des konkreten, in Recht, Sitte, Staat, Kunst, Religion und Wissenschaft sich bethätigenden Geistes, d. h. als dritter Teil des Systems die Geistesphilosophie, welche die Rückkehr aus jener Selbstentfremdung des Geistes darstellt. Der Geist kommt zu sich selbst, wird wirklicher, sich wissender Gedanke, indem er jene Gegenständlichkeit als seine eigne erkennt und kraft dieser Erkenntnis das Anderssein der Natur aufhebt. Er hört mit einem Wort auf Natur zu sein und wird Mensch.

Der Zusammenhang dieser Gedankenwelt ist weniger abstrus, als die scholastische Sprache, in welche sie gekleidet war. Im ersten Teil erscheint das Absolute als einfache, stofflose Dialektik des Begriffs; im zweiten als sein Gegenteil, als Natur; im dritten als Einheit beider, als Geist. Aus der Idee durch die Natur zum Menschen: das sind die Stationen des Prozesses, in welchem das Absolute auf dem Weg seiner Selbstverwirklichung ewig begriffen ist. In diesen drei Absätzen kommt der Begriff des Geistes erst zur Vollziehung; darum stellen sie auch nur wieder die drei Momente der absoluten Methode dar. Wie im einzelnen, so fällt auch im ganzen und großen das System wieder zusammen mit seiner Methode. Die ganze Logik Hegels beschreibt die Methode des seine eignen Ideen aus sich herausarbeitenden Geistes; das Absolute aber ist weder in der Logik, noch in einer der beiden andern Stationen gleichsam fixiert, sondern es ist nichts andres als der fortschreitende Prozeß des Geistes, wie er von den niedrigen zu den höhern Bewußtseinsformen und durch Überwindung aller Gegensätze bis zur vollkommenen Selbstgewißheit, zum vollendeten Selbstbewußtsein gelangt. „Das Absolute, sagt Hegel, ist das Werden seiner Selbst; der Kreis, der sein Ende als seinen Zweck voraussetzt und zum Anfang hat und nur durch die Ausführung und sein Ende wirklich ist."

Fragen wir nun nach den Wirkungen, welche diese, das All aus dem Begriff herausspinnende und wieder in den Begriff auflösende, Philosophie auf die Zeitgenossen ausgeübt hat, so sind zunächst sehr reale Verhältnisse und Interessen geltend zu machen, an welchen der graue Begriffsschematismus der absoluten Philosophie näher beteiligt

Politischer Charakter des Systems.

ist, als man glauben sollte. Wir müssen an den allgemeinen Charakter der Restaurationszeit, insonderheit an die durchaus konservative Stellung erinnern, welche die preußische Regierung eben damals, als Hegel nach Berlin berufen wurde, bereits eingenommen hatte. Wir werden sehen, wie die damals von Savigny in Berlin vertretene, historische Richtung innerhalb der Rechts- und Staatswissenschaften, unbeschadet aller ihrer Verdienste, diesen restaurativen Zug der Zeit mächtig förderte. Ihm gleichsam die Weihe der Wissenschaft zu erteilen war aber nicht minder auch Hegel beflissen, der übrigens mit jener Rechtsschule das Verdienst einer großen und würdigen Auffassung des Staates gegenüber dem „Gesellschaftsvertrage" Rousseaus, dem juristischen Rationalismus Kants und der amerikanischen Utilitätstheorie teilt. Nicht minder als Savigny war es Hegel, welcher den Zeitgenossen vorstellte, daß der Staat nicht ein gemachtes oder machbares Kunststück, sondern etwas Gewordenes und stets Werdendes, daß er Geschichte sei. Ja die Weltgeschichte selbst ist für ihn wesentlich Staatsgeschichte. Denn im Staat als der „Totalität aller sittlichen Zwecke" realisiert sich der objektive Geist. Der Staat erscheint ihm in einer an das antike Ideal erinnernden Weise als die Wirklichkeit der sittlichen Idee, als ein Göttliches auf Erden.

Aber auch bei Hegel kehrt diese Lehre ihre Spitze nicht bloß gegen die Aufstellung hohler politischer und sozialer Ideale, gegen die Dichtungen, Staatsromane oder gegen die leichtfertige Bauwut so vieler praktischer Politiker, welche glaubten ihre Versuche am großen Gemeinwesen anstellen zu dürfen, sondern diese in der Zeit der Karlsbader Beschlüsse erschienene Rechtsphilosophie schloß durchaus Frieden mit der politischen Konvenienz des Tages und fand für jedes Verderbnis der traurigen Gegenwart eine allbeschönigende Theorie in dem vielberufenen Wort aus der Einleitung zur Rechtsphilosophie, auf dessen Erfindung ein Gentz hätte stolz sein können, alles Wirkliche sei vernünftig. Preußen wie es war, ohne jede deutliche Unterscheidung von Sein und Sollen, war nun dem ehemaligen Bewunderer Napoleons der „Staat der Intelligenz", dessen Vernünftigsein von jedem Vernünftigen zu begreifen sei. Versöhnt mit allen Thatsachen der schlechten Gegenwart, machte er gleich seit Beginn seiner Wirksamkeit in Berlin unaufhörliche Ausfälle nicht bloß gegen die Politik der Wünsche und Ideale überhaupt, nicht bloß gegen jedwede subjektive Meinung des Besserwissens, sondern auch gegen verdiente Patrioten wie Schleiermacher, Fries, de Wette und gegen jeden, welcher in dem neuen Musterstaat auch menschliche Schwächen zu entdecken und zu beklagen fand. Zu seinen Füßen ließen sich die alten Burschenschafter F. Förster und Heinrich Leo von ihren politischen Sünden bekehren; er wurde der eigentliche Staatsphilosoph der Restauration; sein System und die Sache der Freiheit waren bald und, wie es schien, für immer geschieden.

Dennoch hat dieses System nicht bloß in der Geschichte der Philosophie selbst eine ganz enorme, in vieler Beziehung abschließende Bedeutung, sondern es fällt auch, wie außer der kritischen Philosophie Kants kaum von einer andern Erscheinung der neuern Philosophie ausgesagt werden kann, mit seinem ganzen Gewicht unmittelbar in die allgemeine Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts herein, welches einen ähnlichen Schulmonarchen, der das Denken der Menschen in dem weitesten Kreis und auf den verschiedensten Gebieten als souveräner Diktator beherrschte, nicht wieder gesehen hat. Zu ihm wallfahrtete die strebsame Jugend, nicht bloß um, wie wir eben andeuteten, ihren Geist von den Ausschweifungen des romantischen Schwindels zu befreien und in die Zucht des methodischen Denkens zu nehmen, sondern um für jegliche Fachwissenschaft die philosophische Weihe zu holen. Bringt man dazu noch in Erwägung die allgemeine Abneigung gegen die Öffentlichkeit des Lebens, den ruhesüchtigen, doktrinären Zug der Zeit, vor allem den Schutz und die Gunst der Regierung,

so begreift man die Alleinherrschaft, welche dieser kräftige, selbstbewußte Geist solange nicht bloß über alle Teile der Philosophie, sondern auch im Leben der Kunst, der Religion und des Staates zu behaupten verstand. Den Hauptreiz übte dabei doch immer die Sache selbst, die in Aussicht gestellte absolute Sicherheit eines Universalwissens. Denn auf dem Standpunkt einer Philosophie, der Denken und Sein eins und dasselbe war, verstand es sich von selbst, daß solche mühevolle Arbeit des teilenden und scheidenden, zuletzt aber immer wieder zu neuen Einheiten fortschreitenden Denkens nicht etwa verlorne Mühe um wesenlose Schattengebilde bedeutete. Was Hegel in seiner Logik konstruierte, sollte vielmehr das ewige Wesen Gottes selbst darstellen, wie seine Naturphilosophie die Welt, die Geistesphilosophie die Geschichte erklärt. Denn er war sich bewußt, nicht bloß den Weltgeist in seinen ewigen Plänen, sondern auch die gesamte Wirklichkeit in Natur und Geschichte als seine Offenbarung begriffen zu haben. Staunend sahen die Zeitgenossen den großen Magus des Gedankens mit beispielloser Unermüdlichkeit und Zähigkeit des Abstraktionsvermögens dem absoluten Geist gleichsam nachdenken, den Fortschritt und Werdegang des Göttlichen in der Welt durchsichtig machen, überall in der Wirklichkeit die Spuren des Begriffes, die Gesetze der Logik nachweisen und auf diesem Weg eine Gottes- und Weltanschauung herstellen, deren Zauber die Geister der Zeitgenossen fast ein Menschenalter über nicht losließ, bis ein neu herangewachsenes Geschlecht sich mit dem Ausruf Fausts: „Welch Schauspiel! Aber ach ein Schauspiel nur", davon abwandte. Die Kräfte, welche die spätere Ernüchterung bewirken sollten, waren zwar allenthalben, namentlich auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, schon wirksam. Aber man schätzte sie noch nicht in ihrer ganzen Tragweite. Vielmehr schien in den zwanziger und dreißiger Jahren der deutsche Geist einen dauernden Abschluß gefunden zu haben in dem künstlichen Gewebe des Systems, worin Hegels Meisterhand alle Fäden der Zeitbildung zusammengefaßt hatte. Deutschland feierte nach den Zeiten seiner Kunstblüte jetzt seine philosophische Kraftperiode; man glaubte die Spitze der Pyramide menschlicher Gedankenarbeit erstiegen zu haben. Kirchen- und Staatsmänner, Beamte und Künstler, Angehörige aller Berufsklassen und berufslose Liebhaber der Wissenschaft: alles mußte sich mit der Philosophie auseinander setzen. Die philosophische Kunstsprache wurde allgemeines wissenschaftliches Darstellungsmittel und drang sogar ein in die gewohnte Alltagssprache.

Am erkennbarsten wird die Einwirkung des Systems auf das Denken der gleichzeitigen und auch nachfolgenden Generation auf dem Gebiet der geschichtlichen Betrachtung. Hegel strebte nach einer „Philosophie der Geschichte", er suchte in den wirren Bahnen der Menschen und Völker den regelmäßigen Fortschritt des Gedankens nachzuweisen; er wollte gründlich aufräumen mit jener, einst vielgerühmten und vielgeübten, sogenannten pragmatischen Methode, welche nicht selten die große Welt zu einem Schauplatz der kleinsten Kleinigkeiten machte, die bedeutendsten Ereignisse aus willkürlichen Einfällen oder bewußten Berechnungen einzelner erklärte; er wollte zeigen, daß auch die Geschichte im Grunde nur Logik ist; alles Frühere ist auch hier nur die Voraussetzung des Spätern; alle Gegensätze vermitteln sich zu höhern Einheiten im Leben so gut wie im Buch. Alles ist auch hier „Prozeß", „Entwickelung", Worte, welche nie so oft gebraucht worden sind als in den Jahren der Hegelschen Alleinherrschaft. Jetzt gab es in der Geschichte nicht mehr bloß ein Nacheinander von Zahlen, es gab ein Nacheinander von Stufen; die Weltgeschichte wurde zur großen, ganz regelmäßig und symmetrisch gebauten Wendeltreppe, auf welcher man aus dem Hauch der Grüfte zu der sonnigen Höhe der Idee emporstieg. Der Menschheit wurde, nachdem ihre philosophischen Lehrjahre zu Ende zu sein schienen, gleichsam noch nachträglich eine Übersicht des vieltausendjährigen Lehrkursus in die Hand gegeben, nach dem sie bisher

Philosophie der Geschichte.

unterrichtet worden war, ein Verzeichnis der Stationen und Klassen, der Pensa und Lektionen, welche durchzumachen oder, um in der ins Leben übergegangenen Sprache des Systems zu reden, der „Momente", welche „aufzuheben", der Standpunkte, welche zu „überwinden" waren, bis endlich alle Gegensätze in ihrer „höhern Einheit" erkannt, alle Widersprüche versöhnt waren. Beispielsweise stellt Hegels Geschichte der Philosophie ein geschlossenes System für sich dar, gebildet von der genetischen Exposition des Begriffs, dasselbe in zeitlicher Projektion, was die Logik als zeitloser Fortschritt der reinen Vernunft ist. Heraklit folgt im Anfang dieser Geschichte auf die Eleaten mit derselben Notwendigkeit, womit im Anfang der Logik das Sein durch das Nichts hindurch seinen Übergang zum Werden findet. Die Moral von dieser organischen Geschichtsbetrachtung fiel dann natürlich immer zu gunsten der Gegenwart aus, so gewiß alle Entwickelung nur von unten nach oben gehen kann. Diese Geschichtsphilosophie ist mithin unbedingt optimistisch. So erschien der denkenden Gemeinde des damaligen Deutschlands zu einer Zeit, da thatsächlich das politische Leben tief erkrankt war und lauter Mißbildungen erzeugte, alles gleichwohl in schönster Ordnung; die ganze Weltgeschichte war ein lebendiger Prozeß des sich selbst bewegenden Begriffs, sie war in allen ihren Teilen gleichsam zur Vernunft gebracht; alles Wirkliche war vernünftig geworden.

Zusammenbruch des absoluten Idealismus. Nur schade, daß gerade in Deutschland die öffentlichen Zustände vor und nach der Julirevolution sowenig zu der Doktrin stimmten, ja daß die ganze Geschichte nur eine sehr teilweise und relative Bestätigung für den dialektischen Fortschritt bietet. Denn entgegen steht vor allem der Umstand, „daß sich der Weltgeist in seiner zeitlich sinnlichen Erscheinung zahllose poetische Lizenzen erlaubt, daß die Weltgeschichte voll ist von Verstößen gegen die vermeintliche absolute Grammatik der reinen Vernunft". Nicht der geringste dieser Verstöße wäre es, wenn auf das System des absoluten Idealismus überhaupt noch weitere Entwickelungsphasen von fruchtbringendem Gehalt in der Geschichte der Philosophie gefolgt sein sollten, da jenes System vielmehr darauf berechnet ist, als Schlußstein der Geschichte des menschlichen Denkens zu gelten. Noch schlimmer aber würde es mit den Geschicken des Systems dann bestellt sein, wenn seine Methode, mit der es zusammenfällt, als im Grundsatz falsch nachgewiesen wäre. Aber gerade diesen Gang hat die Geschichte der Philosophie von Hegel bis auf die Gegenwart genommen. An die Stelle des dialektischen Dreiklangs ist die, von den Naturwissenschaften geübte und durch ihre Erfolge mit der mächtigsten Empfehlung ausgestattete Methode der Induktion getreten, d. h. das auf dem Grund der Erfahrung ruhende Verfahren, durch welches man ein Merkmal, das in einer Mehrheit von Dingen derselben Art wiederkehrend erfunden wird, bei allen Dingen derselben Art voraussetzt, also der Schluß vom Besonderen auf das Allgemeine. Anderseits hat das System auch bezüglich seines Inhalts Anfechtungen in steigendem Maß, eine besonders schneidige Kritik durch Trendelenburg erfahren in seinen, zugleich auch die Systeme von Kant und Herbart in den Kreis der Beurteilung ziehenden, im übrigen aber eine gemeinsame Basis für die auseinander gehenden Doktrinen anstrebenden „logischen Untersuchungen" (1840). In der That war es nicht schwer einzusehen, daß z. B. nicht das reine

Friedrich Adolf Trendelenburg. 1802—1872.

Sein als der absolut inhaltsleere, daher mit dem Nichts identische Begriff den Ausgangspunkt für die Selbstbewegung des Begriffs bilde, sondern der Begriff des Seins vielmehr eine Abstraktion ist von allem Unterschied in dem durch gültige Begriffe Gedachten unter alleiniger Festhaltung des darin Identischen, der Begriff des Nichts aber dadurch gewonnen wird, daß die Abstraktion noch einen Schritt weiter geht und auch noch von diesem letzten Rest des Identischen absieht. So erwies sich die ganze Logik als ein Reich von Schatten und Schemen, welche ihre Existenz lediglich dem Abstraktionsvermögen des menschlichen Denkens verdanken, während nichts für ihre objektive und reale Existenz, nichts auch gerade für diesen Zusammenhang, für diese Reihenfolge und Abstammungslinie, worin sie bei Hegel erscheinen, Bürgschaft leistet. Unabwendbar war daher in dem auf Hegel folgenden Menschenalter der Zusammenbruch seiner Weltanschauung, wobei jedoch nicht ausgeschlossen blieb, daß unter dem großartigen Ruin des von einem König der Geister gebauten Palastes kostbares Material genug hervorgezogen werden konnte, womit nachfolgende Geschlechter sich noch immer leidlich einzurichten vermochten.

2. Schleiermacher und die protestantische Theologie.

Deutschland, die Geburtsstätte der Reformation, der Herd und Mittelpunkt der protestantischen Theologie und Philosophie, blieb auch im neunzehnten Jahrhundert der schöpferische Boden für Religionssysteme und theologisch-wissenschaftliche wie kirchlich-praktische Unternehmungen, welche der individualisierenden und isolierenden Natur des Volks gemäß die verschiedensten Gestaltungen annahmen und in den auseinandergehendsten Richtungen verliefen. Zunächst dauerte der alte Zwiespalt zwischen dem Rationalismus, welcher als höchstes Gesetz des Denkens auch in religiösen Dingen die natürliche Offenbarung der Vernunft anerkannte, und dem Supranaturalismus, der dasselbe in der heiligen und unfehlbaren Überlieferung einer einmaligen und abgeschlossenen, übernatürlichen Offenbarung finden wollte, noch lange fort, aber allerdings mit abnehmender Kampflust auf beiden Seiten und unter wachsender Teilnahmlosigkeit auf seiten des Publikums. Allmählich traten auf dem Boden der Theologie selbst neue Gesichtspunkte und Interessen in den Vordergrund. Nur der bedeutendste Vorkämpfer der „Denkgläubigkeit", Paulus, stand noch lange wie eine einsame Säule vergangener Zeiten unter den jüngern, teils viel gläubiger, teils noch viel ungläubiger gewordenen Geschlechtern aufrecht. Die von dem Großherzog Karl Friedrich von Baden neu belebte Universität Heidelberg, an welcher Paulus seit 1811 wirkte, war bis dahin der erste Sitz einer neuen und tieferen, die rationalistische Dürftigkeit durch neue Zufuhr von spekulativem und religiösem Gehalt überwindenden Theologie gewesen. Auf dem Posten blieben auch jetzt der Dogmatiker Daub und der christliche Pädagoge Schwarz.

Standpunkte und Entwickelungsgänge.

während die jüngern Kollegen de Wette, Marheineke und Neander nach Berlin berufen wurden, wo sie im Verein mit Schleiermacher die berühmteste theologische Fakultät der zwanziger und dreißiger Jahre bildeten.

Ebendaselbst entschieden sich die Geschicke der Theologie aber auch noch infolge der Mitwirkung der Philosophie und der Staatskunst. Eine so restaurationslustige Zeit mußte durchaus auch mit der alten Kirchenlehre wieder auf einen positiven Fuß kommen, und eine Philosophie von den Zielen der Hegelschen konnte an dieser dankbarsten Aufgabe am wenigsten vorübergehen. In der That hat der Urheber der Philosophie des absoluten Idealismus nicht gezögert, seiner Abneigung gegen allen „seichten" Fortschritt, gegen Rationalismus und Aufklärung auch auf diesem Gebiet freien Lauf zu lassen. Er und seine Schule verkündigten mit großem Pomp die „Versöhnung von Wissen und Glauben". Nach langer Gedankenleere schien es jetzt gelungen, den gesamten Inhalt der Religion aus der Form der Vorstellung, in welcher er Eigentum des Volks ist, in die Form des Begriffs zu erheben, in welcher er zum Gemeingut der Gebildeten und Denkenden werden soll. Hegel hatte nichts dagegen einzuwenden, als sein Schüler Göschel in seinen „Aphorismen" nur noch einen formalen Unterschied zwischen Philosophie und Orthodoxie bestehen ließ. So hatte die Dreieinigkeitslehre noch für Herder den Anstoß aller Anstöße gebildet, und soeben noch hatte sie Schleiermacher am Boden liegen lassen. Jetzt erschien sie plötzlich als tiefsinniges Symbol des Grundgesetzes der Logik, als Lösung des Welträtsels. Dieselbe Rettung erfuhr die Lehre von den zwei Naturen in Christus, welche ja die Einheit des Unendlichen und des Endlichen anzudeuten schien. So wurde das Zeitalter mit einer durch und durch unwahren Rechtgläubigkeit beschenkt. Man bildete sich ein, mit dem Kirchenglauben im besten Einvernehmen zu stehen, und der schon im Dunkeln schleichende Zwiespalt, welcher dann inmitten der dreißiger Jahre zum Ausbruch kommen sollte, wurde absichtlich ignoriert.

Ungleich nachhaltiger, wenngleich weniger allgemein wirksam, erwies sich ein andrer Restaurationsversuch, welcher im Unterschied von der Hegelschen Orthodoxie dem eigentlich Lebensfähigen auf dem Gebiet von Religion, Theologie und Kirche galt. Es war Schleiermacher, welcher, von der Romantik ausgegangen, schon um die Wende der Jahrhunderte einem Geschlecht, das des Wanderns in den Steppen einer phantasie- und gemütlosen Aufklärung überdrüssig zu werden begann, den Weg nach den frischen Quellen der Religion zeigte. Hatte er doch diese Brunnen, welche gleichsam von den Philistern verschüttet waren, wie einst die Brunnen Abrahams in Kanaan, erst wieder entdeckt und aufgegraben in der, dem Menschen als solchem eigenen, gefühlsmäßigen Richtung nach dem Ewigen. So namentlich in den „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern". Hier „entrollte Schleiermacher zuerst ein allgemeines und ideelles Bild der Religion, wo er ihr abstreift, was Staat,

Wissenschaft, Priestertum, Unduldsamkeit, Streitsucht und die sinnliche Vorstellungsweise des Volks ihr Falsches, Beschränktes und Unwesentliches angehängt haben; er schildert nunmehr das Wesen der Frömmigkeit, der Ergebung an Gott, das Gefühl der Gemeinschaft mit dem Unendlichen, und zeigt wie natürlich und unvermeidlich diese Gefühle in ihrer Reinheit dem menschlichen Gemüt sind. Er gewinnt dann jene Angeredeten durch die höchst unpriesterliche Unbefangenheit, mit der er die unmündigen sinnlichen Begriffe von Gott und Unsterblichkeit, von Wundern und Offenbarung u. a. preisgibt, den blinden Autoritätsglauben als einen sklavischen Dienst verwirft, die Religion in jeder Gestalt und Erscheinung ehrt". Später unternahm es derselbe Mann in seiner Glaubenslehre, die ehrwürdige Ruine der christlichen Dogmatik noch einmal wohnlich einzurichten, indem er daran ging, den eigentlichen Bestand des Glaubens der religiös Angeregten unter den Zeitgenossen zu verzeichnen und gegen ungerechtfertigte Übergriffe sowohl des Rationalismus wie des Supranaturalismus abzugrenzen. Dabei versäumte er aber nicht darauf hinzuweisen, daß das Dogma, sei es der Bibel, sei es der Kirchenlehre entlehnt, nicht als Gegenstand, sondern bloß als Ausdruck des religiösen Glaubens gelten wolle und könne. War ja doch der entgegenstehende Irrtum der römischen und der altprotestantischen Dogmatik die fruchtbare Mutter aller Ausschließlichkeit und Unverträglichkeit geworden. Um so ungeschmälerter bleibt sein Verdienst, nicht bloß, wie Lessing, die sittliche, sondern auch die logische Notwendigkeit der Toleranz mit dem neugeweckten Interesse an der Welt des Glaubens verbunden zu haben. Wie für denjenigen, welcher die Naturwissenschaften treibt, nicht eine oder die andre Formel, nicht ein Buch oder ein System von der Natur, sondern die Natur selbst der Gegenstand, die Formel dagegen der dem Bedürfnis des Augenblicks Genüge leistende, aber in steter Veränderung begriffene Ausdruck der erlangten Kenntnis ist, so ist auch das Dogma in der Religion nicht der Gegenstand des Glaubens, sondern der Ausdruck dessen, was des Menschen religiöser Geist von Gottesahnungen umschließt. Jedes Geschlecht besitzt natürlich in dieser Beziehung seine eigne Sprache, und so wurde die Dogmatik hier aus dem Bereich der systematischen ausdrücklich in denjenigen der historischen Wissenschaften versetzt. Nicht bloß das Gebiet der Glaubenslehre ist somit ein andres geworden, sofern Schleiermacher sie als Entfaltung des christlichen Bewußtseins behandelte, sondern auch die Methode. Was sich, wie jenes Gesamtbewußtsein einer gläubigen Gemeinde, allmählich und fortschreitend aufschließt und abklärt, verträgt eben nur eine historische oder besser eine beschreibende Darlegung. Nicht als ob Schleiermacher selbst ein Genüge daran gefunden hätte, die Religion bloß historisch zu begreifen und ein Inventar über ihre Reichtümer aufzustellen; ihm kam es im Gegenteil vor allem darauf an, ihr ewiges Feuer in sich und andern wach zu erhalten und gleichsam die Wärmeempfindung dafür zu schärfen. Wie er aber schon in den „Reden über die Religion" das ungemünzte, echte Metall unterscheiden lehrte von den ausgeprägten

Münzsorten, welche als dogmatische Formeln im täglichen Tauschverkehr vorkommen, so hätte er wohl auch grundsätzlich nichts dagegen einzuwenden gehabt, wenn die von ihm selbst in Umlauf gesetzten Formulierungen des Glaubensbestandes schon im Verlauf des nächsten Menschenalters nach seinem Tod von seinen eignen Anhängern und Nachfolgern als nicht mehr ausreichend befunden worden sind, indem die zur Rechten Gehenden deren kirchlichen Wert nicht mehr als vollhaltig anerkennen wollten, die zur Linken dagegen in seinen Sätzen dem alten Glauben größere Zugeständnisse gemacht sahen, als nach den eignen Voraussetzungen des Systems zu rechtfertigen war. Er selbst aber konnte immer nur auf der Seite stehen, wo überzeugungsvoll und mutig dasjenige Streben befolgt wurde, welches er als das Ziel der Reformation und insbesondere als Bedürfnis der Gegenwart dahin formuliert hatte: „einen ewigen Vertrag zu stiften zwischen dem lebendigen christlichen Glauben und der nach allen Seiten freigelassenen, unabhängig für sich arbeitenden wissenschaftlichen Forschung, so daß jener diese nicht hindern und diese nicht jenen ausschließe".

Diese Grundsätze sind bekanntlich nach seinem Tod aufgegeben worden. In Preußen insonderheit sind ihre Vertreter bald systematisch zurückgedrängt worden, und auch, wo man sie in der Wissenschaft anerkannte, hat man sie im Leben preisgegeben. Es war der Schmerz seines Alters, daß er diese Wendung vorausahnte, ja schon zu seinen Füßen die Verderben bringenden „Larven überall hervorkriechen" sah. „Soll denn der Knoten der Geschichte so auseinander gehen, ruft er, das Christentum mit der Barbarei und die Wissenschaft mit dem Unglauben?" Zunächst brachen neue Händel innerhalb der theologischen Welt los, indem Schleiermachers dogmatische Bestimmungen fast nicht weniger Anlaß zu verhängnisvollen Mißverständnissen und grellen Widersprüchen abgaben, als diejenigen Hegels. Am schroffsten aber standen sich freilich beide Schulen selbst gegenüber. Schleiermacher hatte die Religion als eine Sache für sich aufgefaßt und bei der Erhebung der im unmittelbaren Gottesgefühl beschlossenen Reichtümer jede Beteiligung der Philosophie abgelehnt. Hegel seinerseits wollte sich im Namen der letztern eine solche Ausschließlichkeit nicht gefallen lassen: nur die Philosophie könne der Dogmatik den Wert der Wissenschaft verleihen; das Gefühl, worauf Schleiermacher alles stellte, sei das niedrigste Gefäß für einen göttlichen Inhalt. Nimmt man nun noch hinzu, daß gleichzeitig auch der alte Rationalismus, wiewohl den jetzt zur Herrschaft gelangenden Restaurationsideen von Grund aus widerstrebend, z. B. in der „Allgemeinen Kirchenzeitung" fortbestand, und daß auf der entgegengesetzten Seite Hengstenberg 1827 seine „Evangelische Kirchenzeitung" als Organ für neumodische Orthodoxie, Denunziantentum und Ketzerverfolgung gründete, so gewinnen wir ein nicht eben erfreuliches Bild von dem allenthalben unfertigen Wesen und von der Zersplitterung, welche auf diesem Gebiet allmählich eingerissen waren und die dadurch, daß die meisten deutschen Staats- und Kirchenregierungen sich je länger desto

ausschließlicher aus Bequemlichkeit und anscheinenden Nützlichkeitsgründen nur für die entschieden rückläufigen Richtungen erwärmten, wahrlich nicht geringer werden konnten.

Wir haben im vorigen Band die Geschichte des religiösen Lebens in Deutschland, soweit dasselbe sich in theoretischen Formen zu fassen sucht und in der philosophischen, vornehmlich aber in der theologischen Litteratur zum Ausdruck gelangt, fortgeführt bis zum fast vollständigen Sieg, welchen die Aufklärung in Gestalt des Rationalismus errungen hat (XIII, 622 f.). Wir haben zugleich aber auch neben der zunehmenden Verstandesdürre und Gemütsleere der herrschenden Theologie nicht bloß dunkle und phantastische, und trotzdem kräftige, Regungen des Mystizismus walten sehen, sondern auch das Bestehen eines theologisch geschulten Supranaturalismus verzeichnet, welcher selbst aus der Philosophie Kants Nahrung zu ziehen wußte (XIII, 670 f.). Der alte Streit zwischen dieser und der „denkgläubigen" Theologie zog sich nunmehr auch noch tief in das neue Jahrhundert hinein, welches nicht bloß in Röhrs Briefen über Rationalismus (1813) und in Wegscheiders Institutionen (1815) den klassischen Ausdruck dieser Richtung auf dogmatischem Gebiet, sondern auch gleich seit seinem Beginn ihre merkwürdigste und bezeichnendste Kundgebung auf dem Gebiet der biblischen Wissenschaften begrüßen sollte, den gelehrten Evangelienkommentar des Professors Paulus, seit 1789 in Jena, seit 1803 in Würzburg, seit 1808 in Bamberg, seit 1809 in Nürnberg und seit 1811 erst in Ansbach, dann in Heidelberg wirksam. Hier ist beides gleich charakteristisch, sowohl die Freiheit des theologischen Denkens, welches durchaus nichts Übernatürliches oder auch nur Unbegreifliches mehr dulden will, als auch die Gebundenheit desselben Denkens, wie sie sich darin ausspricht, daß der Inhalt unsrer Evangelien noch durchweg auf Augen- und Ohrenzeugen zurückgeführt und als treue und genaue Berichterstattung verteidigt wird. In der Vereinigung dieser beiden Voraussetzungen besteht die einst viel bewunderte, dann nicht immer aus wissenschaftlichen Beweggründen verspottete Kunst seiner Auslegung, vermöge welcher er keiner andern Mittel als der im Text selbst gegebenen zu bedürfen glaubte, um aus demselben alles Übernatürliche und Wundervolle zu entfernen. So gewinnt der Leser zwar anscheinend ein anschauliches Bild von einem wirklichen Thatbestand, aber diese Anschaulichkeit dient nur dazu, uns eine Reihe ordinärer und trivialer Alltagsgeschichten vorzuführen, die es unbegreiflich erscheinen lassen, wie das Urchristentum jemals die Phantasie des Volks in Anspruch nehmen und im Bewußtsein der Gläubigen sich mit dem göttlichen Inhalt erfüllen konnte, mit welchem es in die Geschichte eingetreten ist. Alles läuft am Ende hinaus auf eine Täuschung, welcher die Mutter Jesu schon vor seiner Geburt unterlegen war, welche dann aber als messianisches Bewußtsein schon in dem Knaben Jesu groß gewachsen oder von seiner Umgebung groß gezogen worden ist. Leider sind die sonstigen Verdienste des belesenen und scharfsinnigen Mannes, der noch in den Zeiten maßlosester Reaktion seinen Freimut und seine „Überzeugungstreue" (so übersetzte er das biblische Wort „Glauben") zu bewähren verstand, fast vergessen worden über diesen barocken, später in seinem „Leben Jesu" zusammengefaßten Ansichten über das „Urchristentum".

Heinrich Eberhard Gottlob Paulus. 1761—1851.

Die Richtung, welcher Paulus im Verein mit Voß und einer schwindenden Anzahl von Gesinnungsgenossen sowohl persönlich in Heidelberg als auch schriftstellerisch in Büchern und Zeitschriften entgegenzutreten sich berufen fand, läßt sich auch auf theologischem Gebiet als die romantische bezeichnen. War bei Kant einst das sittliche Wesen des Menschen an sich als Überwindung des Gegensatzes zwischen der Erscheinungswelt und der übersinnlichen, intelligibeln Welt aufgetreten, so verstand es sich

Karl Daub. 1765—1836.

freilich für eine so hervorragend sittlich veranlagte Natur wie der Heidelberger Kollege von Paulus, Karl Daub war, der jetzt aus der Schule Kants in diejenige Schellings überging, von selbst, daß jene Errungenschaft der kritischen Philosophie auch auf der Höhe der Identitätslehre nicht aufgegeben werden sollte und konnte. So wuchs in ihm die erste Hauptgestaltung der modernen Theologie, die Kantische, auf normale Weise in die zweite, die spekulative, hinüber. Daub vornehmlich vertrat in Gemeinschaft mit dem Philologen und Symboliker Creuzer diese Richtung an der Universität. Von ihm rühren die ersten theologischen Versuche zu einer durchaus spekulativen Behandlung der dogmatischen Probleme her. Im Geist der theologisch fortgebildeten Identitätslehre wird das Christentum als die symbolische, geschichtlich begrenzte Form aufgefaßt, in welcher die ewigen Wahrheiten so ausgeprägt sind, daß sie zu Lehren werden, welche den unmittelbaren Glauben und das freie Handeln im Glauben ermöglichen; ohne daß es je zur Frage nach dem Verhältnis der geschichtlichen Wirklichkeit zur philosophischen Wahrheit käme, schaut der geistreiche Theosoph immer beides zusammen in einem und handhabt mit einer Unbefangenheit, welche dann bis zum Auftreten von D. F. Strauß auch in der theologischen Schule Hegels geherrscht hat, die dogmatischen Bestimmungen der Kirche über Person und Werk Christi als des Gottmenschen einfach wie sinnbildliche Ausdrücke für einen allgemeinen kosmischen und metaphysischen Prozeß der Zurückführung der Welt auf ihren göttlichen Urgrund. Später ist Daub ganz auf den Standpunkt Hegels übergetreten. Solche Wandlungen, wie sie anders geartet aber auch bei den Schulhäuptern Fichte und Schelling selbst vorkamen, sind bei einem so kräftigen Geist bezeichnend für den sprudelnden und schäumenden Charakter des deutschen Idealismus in dem damaligen Stadium seiner Entwickelung, nicht minder aber auch für den unselbständigen und haltlosen Geist der damaligen Theologie, welche bei jeglichem Mangel an historisch-kritischem Interesse, geschichtlichem Blick und traditionellem Sinn die Aufgabe einer religiösen Weltanschauung mit den Problemen der Metaphysik verwechselte und ihren ganzen realen Gehalt von den wechselnden Systemen der Philosophie bezog.

Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher. 1768—1834. Es ist die unvergängliche Bedeutung des, auch in die Entwickelung der Philosophie so bewußt und geschickt eingreifenden, protestantischen Theologen Friedrich Schleiermacher, dem Aufgehen der Theologie in idealistische Spekulation Einhalt geboten und das religiöse Bewußtsein wieder zu sich selbst gebracht, auf seine eigentümliche Lebenssphäre zurückgeführt zu haben. Geboren am 21. November 1768 zu Breslau, wo sein Vater als reformierter Feldprediger seinen Aufenthalt hatte, wuchs er auf in der Erziehungsanstalt der Herrnhuter zu Niesky, seit seinem sechzehnten Jahr in dem theologischen Seminar derselben religiösen Genossenschaft zu Barby. Die engbegrenzte Stille der schlesischen Brüdergemeinde bildete den Mutterschoß, darin sein religiöser Genius reifte, und niemals hat auch der fertige Mann diesen Ursprung seines frommen Gefühlslebens ganz verleugnet. Die Religion, sagt er später selbst, blieb ihm, „als selbst Gott und Unsterblichkeit dem zweifelnden Auge verschwanden. Sie leitete mich absichtslos in das thätige Leben, sie zeigte mir, wie ich mich selbst mit meinen Vorzügen und Mängeln in meinem ungeteilten Dasein heilig halten soll, und nur durch sie habe ich Freundschaft und Liebe gelernt". Jene erwähnten Zweifel traten ihm schon zu Barby nahe, als die Gnadengefühle, wie sie vorgeschrieben waren, sich nicht einstellen wollten. Seine gesunde, energische Natur besiegte die Gefahr, auf die Wege der Heuchelei oder des Selbstbetrugs abzubiegen. Offen erklärte er seinem Vater gegenüber sich unfähig, „zu glauben, daß der ewig wahrer Gott war, der sich selbst Menschensohn nannte" und bezog, nach hartem Kampf von allen geistigen Fesseln befreit, die Universität Halle, wo damals Semler lehrte. „Die Auszehrung des Geistes,

das ist Empfindelei und Schwärmerei, zu der ich in Herrnhut bei geringerer eigentümlicher Kraft würde gezogen worden sein, drohte mir nun nicht mehr." Nach Bestehung der Prüfung trat er als Hauslehrer beim Grafen Dohna auf Schlobitten ein, wo „das zarte Gefühl für das Sanfte und Schöne, der feine Sinn für die lieblichen Kleinigkeiten des Lebens" sich ihm erschlossen. Nachdem das Verhältnis sich gelöst hatte, wurde er Hilfsprediger zu Landsberg an der Warthe, um von da in die äußerlich be- 1794.
scheidene Stellung eines Geistlichen an der Charité zu Berlin aufzurücken. Die sechs 1796.
Jahre, die er hier verbrachte, waren für seinen Bildungsgang entscheidend. Er brachte vieles schon mit, vornehmlich Kenntnis der Klassiker und Studium Platos, Spinozas und Kants, auch Belesenheit in der Litteratur der Aufklärung und den gegen die überkommene Weltanschauung gerichteten Werken der Skeptiker; er fand vor eine geistreiche Gesellschaft von Freunden und Freundinnen, welche das höhere geistige Leben in der damaligen Gesellschaft Berlins darstellten. Wie eine warme Luft flog es über sein sehnendes Herz und ein reicher Blumenflor entstieg sofort dem Boden seines Gemütslebens. Das der Verstandeskultur gewidmete Berlin Friedrichs des Großen sah sich gerade damals von einer jüngern Generation verdrängt, in welcher der Geist der Romantik aufkeimte. Mittelpunkte waren die geselligen Kreise, welche sich um die beiden Jüdinnen Dorothea Veit, Mendelssohns Tochter, und Henriette Herz sammelten. Dahin gehörten Graf Alexander Dohna und Gustav von Brinkmann, Ludwig Tieck und dessen Schwester Sophie, von 1797 bis 1799 auch Friedrich Schlegel, mit welchem Schleiermacher damals in innigster Freundschaft verbunden lebte, bis die gemeinsam unternommene, dann von Schleiermacher allein vollführte Übersetzung des Plato sie entzweite. Was man in diesen Kreisen kultivierte war die Darstellung und Bildung der eignen Individualität, die Pflege der ebenso empfänglichen wie mitteilungsbedürftigen innern Welt des Gemüts, die Virtuosität im Ausdruck und Austausch der innern Zustände und Bewegungen des Seelenlebens, vor allem das Kunstideal. Indem Schleiermacher dieses wogende Leben mit Begierde in sich einschlürfte, geriet sein ganzer Organismus in eine gewisse Exaltation, deren nur ein so klarer Geist, eine so durch und durch ethisch gestimmte Natur wieder vollständig Meister werden konnte. Die gereiften und geläuterten Früchte dieser Periode liegen vor in den am Schluß des alten Jahrhunderts erschienenen „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" und in den, den Beginn des neuen begrüßenden, „Monologen": zwei nach Inhalt und Form vollendeten Programmen einer ästhetischen Auffassung des Lebens, dort insonderheit der Religion, hier der Sittlichkeit. Beide tragen nicht bloß vollständig die Grundzüge seines eignen Wesens, sondern auch das Gepräge einer Zeit, für welche das in sich Gehen, sich selbst Beschauen und Bespiegeln, sich Vertiefen in dem eignen Innern, um sich ganz in sich selbst zu besitzen, aber auch gleichgestimmten Geistern ganz durchsichtig und anschaulich werden zu können, Lebensbedürfnis geworden war. Beide Schriften ergänzen sich in dieser Beziehung: feiern die „Reden" das Ewige, welches die ganze Welt der Geister durchströmt und im frommen Gefühl einen Widerhall findet, so die „Monologen" den Menschen, in welchem es sich spiegelt, wie die Sonne im Tautropfen. Die Voraussetzung sowohl der unbedingten Hingabe dort als des stolzen Selbstgefühls hier bildet die halb spinozistisch, halb romantisch gefaßte Annahme einer unmittelbaren Einheit des kräftig und gesund fühlenden Individuums mit dem allgemeinen Leben. Der Vollzug dieser Vereinigung findet im Gefühl statt.

Seit langer Zeit zum erstenmal war in den „Reden", welche diesem Gefühlsthema gewidmet sind, wieder einmal ein großes Wort über eine Angelegenheit gesprochen worden, welche in den Kreisen der „Gebildeten", denen sie gewidmet sind, einem steigenden Mißkredit begegnete und im wissenschaftlichen Bewußtsein der Zeit fast alle Die Reden über die Religion.

greifbare Bedeutung verloren hatte. Der Redner ist überzeugt, daß eine solch niedrige Schätzung sich meist auf ein Mißverständnis zurückführen lassen werde, indem man für Religion halte, was zwar eine bestimmte Weise darstelle, über göttliche Dinge zu denken oder zu handeln, nicht aber das wirkliche Wesen der Religion betreffe. Nachdem nun aber soeben Kant die Unfähigkeit der Vernunft, Übersinnliches zu erkennen, dargethan und damit aller bisherigen Theologie, der sogenannten natürlichen, so gut wie der übernatürlichen, ihr solange mit Schwung betriebenes Geschäft lahm gelegt hatte, mußte schlechterdings eine neue Straße beschritten werden, wenn die Religion überhaupt noch Gegenstand vernünftiger Gedankengänge bleiben sollte. Schleiermacher bemüht sich nicht einmal mehr, wie doch soeben selbst noch Kant gethan hatte, für gewisse „Vernunftideen", in welchen dieser den unveräußerlichen und eigensten Besitz der Religion erblickte, wie Gott und Unsterblichkeit, eine offene Stelle jenseits alles Endlichen zu finden, das nur Erscheinung sei, sondern er sucht das Unendliche und Ewige inmitten des Endlichen und Vergänglichen selbst. Betrachtung des Endlichen in seiner Einheit mit dem Ganzen ist religiöse „Anschauung", Religion das unmittelbare Bewußtsein des allgemeinen Seins alles Endlichen in dem Unendlichen und durch das Unendliche, also Anschauung des Universums und Berührtwerden durch dasselbe im unmittelbaren „Gefühl". Die Religion, welche für die alten, der „reinen Lehre" huldigenden Theologen ein Gegenstand des Erkennens, für den auf sie folgenden, durchaus moralisch gestimmten Rationalismus ein Beweggrund des Willens und eine Norm des Thuns gewesen war, wurde auf solche Weise in tiefere, aber auch dunklere Regionen verlegt; sie erscheint hier als Nerv, durch welchen das Individuum seines Zusammenhangs mit dem Ganzen, seines Lebens im göttlichen All inne wird; sie heißt geradezu „Sinn und Geschmack für das Unendliche", beruhend auf der Virtuosität, durch alle Hüllen und Schleier des Endlichen hindurch die Schläge des göttlichen Herzens zu empfinden, mitten in den Disharmonien des irdischen Daseins der heiligen Musik sich zu erfreuen, welche aus dem Innern tönt. Bei einer solchen lyrischen Auffassung des religiösen Vorgangs mußte sich Schleiermacher freilich in demselben Verhältnis, als er sich von Kant entfernt, von Spinoza angezogen fühlen, und so bringt er denn auch in den Reden „den Manen des verstoßenen Heiligen" eine schwungvolle Huldigung dar (XII, 697 f.).

Die Monologe. Nachdem Schleiermacher versucht hatte, die Religion in diesem Sinn einer eben mit Schellings Auftreten anbrechenden Weltanschauung aufs neue als ein wesentliches Element gerade des höchsten geistigen Lebens nachzuweisen und den Zeitgenossen zu Gemüte zu führen, daß ihr inneres Dasein aller Weihe, ihre Weltanschauung des letzten Abschlusses, ihr Denken und ihr Wollen der innern Vermittelung und Einheit entbehren würde ohne sie, stellte er in den „Monologen" ebenso dem Kantischen, auf Uniformität des Handelns abzielenden, Moralprinzip neue Normen der Selbstbeurteilung entgegen, die mehr an den Idealismus Fichtes und seine Lehre vom freien, schöpferischen Ich erinnern. Es ist im Grunde der gerade jener Zeit wieder wie ein leuchtendes Gestirn aufgehende Begriff der Individualität, den sie durchführen. Jeder soll sich als ein besonderes Werk der Gottheit wissen, jeder seine Eigenart als das ihm vertraute Heiligtum bilden und wahren. „Beginne schon jetzt dein ewiges Leben in steter Selbstbetrachtung; sorge nicht um das was kommen wird, weine nicht um das was vergeht; aber sorge, dich selbst nicht zu verlieren, und weine, wenn du dahintreibst im Strom der Zeit, ohne den Himmel in dir zu tragen." „Nimmer soll mir der frische Lebensmut vergehen; was mich jetzt erfreut, soll mich immer erfreuen; stark soll mir bleiben der Wille, lebendig die Phantasie. Nichts soll mir den Zauberschlüssel entreißen, der die geheimnisvollen Thore der höhern Welt mir öffnet; nimmer

soll mir verlöschen das Feuer der Jugend; kräftige Verachtung gelobe ich mir gegen alles Ungemach, ewige Jugend schwöre ich mir selbst."

Es ist Thatsache, daß diese Schriften auf die Zeit und auch noch unter nachwachsenden Geschlechtern gewirkt haben fast wie ein neues Evangelium; sie haben ihrem Verfasser eine, von keinerlei Konfessionsschranken eingeengte, weit über die theologischen Kreise hinausreichende Gemeinde gebildet. Mit ihnen war Schleiermacher Schriftsteller der Nation geworden. Er selbst fand Erholung für die Aufregung des Berliner Aufenthalts zu Stolpe, wo er einige Jahre lang als Prediger wirkte. Das Erträgnis 1802—1804.
seines Stilllebens in Hinterpommern liegt vor in den „Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre", einer Vorstudie zu seinen umfassenderen ethischen Arbeiten. Eine zweite Periode seiner schriftstellerischen Wirksamkeit, die schon mehr eigentlich theologischen Charakter an sich trägt, beginnt mit seiner Berufung als Professor der Theologie nach Halle. Hier trat er nicht bloß allen Fachstudien näher, sondern veröffent- 1804.
lichte auch die kleine Schrift „Weihnachtsfeier", ein Gespräch über den Festgegenstand, womit Freunde und Freundinnen sich den heiligen Abend verkürzen. Schon hier kündigt 1806.
sich die Wendung nach dem positiv Christlichen deutlich an. Zur selben Zeit als Schleiermacher rastlos am Plato, dessen wahlverwandter Geist ihn mächtig anzog, arbeitete und dessen Lehre von den ewigen Urbildern bekannt machte, fing er an, auch selbst an ein religiös-sittliches Urbild zu glauben, welches der christlichen Gemeinde in der Person ihres Stifters aufgegangen war. So hatte er schon die mannigfachsten Bildungsstoffe in sich verarbeitet, als er nach Auflösung der Universität Halle seit 1807 sich dauernd in Berlin niederließ, wo er Prediger an der Trinitatiskirche und bei Gründung der 1809.
Universität zugleich auch Professor der Theologie wurde. Jetzt stand er auf der Höhe 1810.
des Lebens und der Wirksamkeit. Zwar hörte seine Thätigkeit im Ministerium des Innern schon 1814, wo auch er politisch verdächtig zu werden anfing, auf. Dafür hat er seither der philosophischen Abteilung der Akademie der Wissenschaften als Sekretär angehört. Die Woche über von Jünglingen aus allen Teilen des Vaterlandes umgeben, erholte er sich von der erkältenden Verstandesarbeit des Sonntags auf der Kanzel, um welche sich stets eine auserlesene Gemeinde von solchen sammelte, welche sich in der Erbauung belehrt und in der Belehrung erbaut finden wollten. Nur bei einer sehr haushälterischen Benutzung der Zeit konnte eine so erstaunlich vielseitige Thätigkeit ein Vierteljahrhundert über in der aufreibenden Luft der Metropole des protestantischen Deutschlands entfaltet werden. Mit strenger Enthaltsamkeit hatte er seine geistigen Kräfte gespart und gerade sein Hauptwerk vom „christlichen Glauben" bis über das fünfzigste Lebensjahr in sich reifen lassen, bis es endlich seine vollendete Form fand, in welcher es in die Öffentlichkeit trat. Es bildet im Grunde nur die Ausführung des wichtigsten Teils 1821.
seiner schon zehn Jahre früher erschienenen Encyklopädie der Theologie, in welcher die der 1811.
letzteren angehörigen Fachdisziplinen als an sich teils der Geschichte, teils der Philosophie, teils der klassischen und orientalischen Philologie anheimfallend, aber durch das praktische Interesse für die Bildung künftiger Diener der Kirche zusammengehalten erscheinen.

Nicht minder treten auch die Grundlinien der Anschauungen, welche in den Dogmatik.
„Reden" niedergelegt waren, noch sehr erkennbar zu Tage in der „Glaubenslehre". Nur ist mittlerweile aus dem „Gefühl", welches die Reden als solches schon heilig sprechen, das „Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit" geworden, und wird überhaupt von den gewonnenen Grundsätzen über das Wesen der Religion durchgängige Anwendung auf das Christentum gemacht, um in ihm die höchste Erscheinung der Religion, im Bewußtsein seines Stifters den Punkt nachzuweisen, wo das menschliche Gottesbewußtsein sich vollendet und aus dem es für alle Zeiten ausreichende Nahrung gezogen hat. Auf der einen Seite soll, wie es die Geschichte verlangt, dieser Christus ein Mensch sein

wie andre; dabei soll aber, wie aus dem von ihm produzierten Gottesbewußtsein der christlichen Gemeinschaft erschlossen wird, dieses Gottesbewußtsein in so ursprünglicher und unerschöpflicher Fülle in ihm gewaltet haben, daß alle Momente seines Lebens mit religiösem Gehalt erfüllt und er selbst das vollendete Urbild der Menschheit, in dem Gott selbst wohnte, geworden ist. Ob diese beiden Seiten miteinander überhaupt zu vereinigen, ist eine andre Frage. Es entstand daraus das Problem, darum sich noch geraume Zeit nach Schleiermacher die theologische Erörterung bewegte. In der Anschauung, welche Schleiermacher von seinem religiösen Ideal gewonnen hatte, waren sie jedenfalls vereinigt. Sie konnten es gerade für ihn um so mehr sein, als die Vereinigung zweier auseinander klaffender Richtungen kraft der zusammenhaltenden Macht der Persönlichkeit das Geheimnis seines eignen Wesens bildete. Ein wahrer Virtuose des Gefühlslebens, ein Enthusiast in der edelsten Bedeutung des Wortes, dessen Begeisterung einen Strahl von Idealität auch auf seine ganze Umgebung warf, wie sein Briefwechsel bezeugt, war er auf der andern Seite wieder ein Meister der Dialektik und der Reflexion, womit er stets die Welt des eignen Gemüts überwachte und ordnete. Seinen scharfen, scheidenden und zersetzenden Verstand bekunden gelehrte Arbeiten, wie über den ersten Timotheusbrief und über die Schriften des Lukas, woran man den Schüler Semlers erkennt. Daß man die heilige Schrift im ganzen als eine unersetzliche Urkunde der Ursprünge des Christentums, als das klassische Buch der Religion hochhalte und doch gleichzeitig auf ihre einzelnen Teile dieselben Gesetze der litterarischen Kritik anwenden könne, welcher alle andern Werke des Altertums unterliegen, verstand sich ihm ganz von selbst. „Der reinste, einfältigste Glaube und die schärfste Prüfung sind eins und dasselbe, weil doch niemand, der Göttliches glauben will, Täuschung, alte und neue, fremde oder eigne, soll glauben wollen." Und ebenso konnte Verwerfung einer bestimmten Formel über Gott und göttliche Dinge jetzt nicht mehr länger Unglaube an das Göttliche und Religionsverachtung heißen, wenn das Dogma nicht wissenschaftlich maßgebende Feststellung irgend eines natürlich erworbenen oder übernatürlich mitgeteilten Wissens ist, sondern der mit der fortschreitenden Zeit reifende, aber immer unvollkommene Ausdruck für Zustände und Bewegungen des frommen Gefühls. Dann ist das Dogma eben nur noch ein Symbol, darunter gleichgesinnte Gemüter sich die Selbigkeit ihrer religiösen Erfahrung mitteilen; sein wissenschaftlicher Wert aber fällt keineswegs zusammen mit dieser seiner religiösen Bedeutung, und ein Konflikt vollends zwischen auf so ganz verschiedenem Boden gewachsenen Faktoren, wie Dogmatik einerseits, wissenschaftliche Welterkenntnis anderseits kann nur auf Mißverständnissen beruhen.

Philosophischer Standpunkt.

Der Umschwung, welchen Schleiermacher auf dem Gebiet der Theologie und Kirche hervorgebracht, umfaßt übrigens noch keineswegs das Ganze seiner Einwirkung auf die Zeit. Dieses ließ sich erst übersehen, als nach seinem am 12. Februar 1834 erfolgten Tod seine Schüler (L. Jonas, Sydow, A. Brandis, A. Schweizer, George u. a.) seine Werke sammelten und in drei großen Reihenfolgen (Philosophie, Theologie und Predigten) herausgaben, darunter namentlich die Vorlesungen über Dialektik, Psychologie, Ästhetik, philosophische und theologische Ethik. Ausgeschlossen blieb die Übersetzung Platos, welche übrigens von epochemachender Bedeutung für die neuere Erforschung dieses wichtigsten Stückes der griechischen Philosophie gewesen ist. Schleiermacher selbst nimmt in der Geschichte der neuern Philosophie einen, durch besonnene Abwägung des Haltbaren in den entgegengesetzten Systemen von Spinoza und Fichte, Kant und Schelling bemerkenswerten und fruchtbaren Standpunkt ein. Mit Kant läßt er den Stoff des Wissens durch die sinnliche Empfindung gegeben sein, die Form aber von innen stammen. Resultat eines solchen Zusammenwirkens von orga-

nischer und von intellektueller Funktion, wie er die beiden Faktoren des Erkenntnisaktes nannte, ist das Wissen, zu dessen Objektivität er als Platoniker ein besseres Zutrauen hegt, als die kritische Philosophie glaubte rechtfertigen zu können. Den Formen unsrer Erkenntnis entsprechen vielmehr die Formen des Seins, und namentlich sind auch Raum, Zeit und Kausalität Formen der die Erkenntnis bedingenden objektiven Wirklichkeit. Diese Wirklichkeit reproduziert sich also im Bewußtsein durch ein gesundes Zusammenwirken des apriorischen Erkenntniselements und der Rezeptivität der Sinne. Dem letztern Faktor entspricht das Reale in der Welt, wie dem erstern das Ideale. Gott ist die absolute Einheit des Idealen und des Realen, mit Ausschluß aller Gegensätze gedacht, während die relative Einheit des Idealen und des Realen mit Einschluß der Gegensätze den Begriff der Welt liefert. Gott und Welt sind mithin Korrelatbegriffe. Dahin also wird die, ursprünglich den Lehren Spinozas und Schellings ganz nahe liegende Auffassung des Gottesbegriffs ermäßigt, daß zwar weder Gott ohne Welt, noch Welt ohne Gott, Gott aber auch ebensowenig einerlei mit der Welt, als von ihr geschieden sein soll. Von der Welt ist man, da ein Minimum von Gegenwirkung freisteht, immer nur relativ abhängig, während das Gefühl absoluter Abhängigkeit dagegen auf Gott sich bezieht. Über ihn sind entweder nur negative oder aber, wenn positive, nur bildliche, anthropomorphische Aussagen möglich. Er ist also kein Gegenstand des eigentlichen Wissens, wohl aber ist er als Urgrund in dem menschlichen Bewußtsein vermittelst des religiösen Gefühls gerade so von innen her gesetzt, wie die Wahrnehmungen der Außendinge von außen her. Eben darum haben aber auch religiöse Sätze ihrer Natur nach nichts mit wissenschaftlichen Sätzen zu thun. Nirgends auf religiösem Gebiet lassen sich Aussagen über göttliche Dinge antreffen, welche man als gleichwertig mit metaphysischen, mathematischen, physikalischen und historischen Sätzen behandeln könnte. Auch hier macht eine reinlich gezogene Grenzlinie, welche zwei voneinander unabhängige Gebiete scheidet, allem Streit ein Ende und stellt die religiöse Wahrheit des Christentums außerhalb des dem Wissensstreit zugänglichen Feldes.

Bleibende Verdienste hat sich Schleiermacher endlich um die wissenschaftliche Begründung und den Ausbau der Moral erworben. Dieser Aufgabe sind seine Abhandlungen für die Akademie gewidmet, und die Ausführung hat er sowohl unter philosophischen als unter theologischen Gesichtspunkten gegeben. Von ihm rührt namentlich der lange stehen gebliebene Schematismus her, wonach die Sittenlehre unter den drei Gesichtspunkten der Lehre von den Gütern, von den Pflichten und von der Tugend zu behandeln und wonach, entsprechend den vier Formen des sittlichen Handelns, vier ethische Organismen oder Güter zu unterscheiden sind. Das höchste Gut, die Einheit des Geistes und der Natur, ist sittliches Ziel; Pflicht ist das Gesetz der Bewegung zu diesem Ziel; Tugend ist die bewegende Kraft. Das Handeln der Vernunft in der Richtung auf die Natur mit dem Zweck der Produktion von Gütern ist auf der einen Seite teils ein organisierendes oder bildendes, teils ein symbolisierendes oder bezeichnendes, auf der andern teils ein allgemein gleiches, universelles, teils ein eigentümliches, individuelles. Aus der Kreuzung beider Unterschiede ergeben sich die vier Arten des sittlichen Handelns, welchen als zu produzierende Güter die großen Gemeinschaftsformen des Staates, des gesellschaftlichen Lebens, der Schule in des Wortes allgemeinster Bedeutung und der Kirche entsprechen. Das Charakteristische der Ausführung liegt auf der Seite des individuellen Bildens und Symbolisierens, indem Schleiermacher die Einseitigkeit und starre Härte des Kantischen Pflichtbegriffs, welcher das Eigentümliche der sittlichen Aufgabe gegenüber der allgemeinen Regel nicht zum Recht kommen ließ, durch eine Ethik zu überwinden suchte, welche die jedesmal vor- Die Ethik.

liegende Aufgabe durch die Individualität des Handelnden mit bedingt sein ließ. Man erkennt somit in dem Urheber des ethischen Systems ebenso den Verfasser der Monologen wieder, wie in dem Urheber der Dogmatik den Verfasser der Reden über die Religion.

Schleiermacher und das preußische Unionswerk.

Auch in der wichtigen Angelegenheit der Union der protestantischen Konfessionen, deren wir früher Erwähnung gethan (S. 570), entfaltete Schleiermacher eine hervorragende Thätigkeit. Schon in diesem Zeitraum bot die evangelisch-protestantische Kirche in Preußen und in ganz Deutschland das unerquickliche Bild tiefer innerer Zerfahrenheit und eines, mit der Zeit nur immer noch gesteigerten Mangels an Gemeinsinn unter den sich befehdenden Parteien. Für den Protestantismus konnte dieser Umstand um so verhängnisvoller werden, als gleichzeitig die katholische Kirche, wiewohl ihre Wissenschaft und Theologie fast völlig versandet waren, doch auf dem Gebiet des Lebens ihre Kräfte mit um so größerem Erfolg wieder sammelte und der wiederhergestellte Jesuitenorden allenthalben dafür Sorge trug, jenen Geist der Toleranz und Milde, der sich zu Ende des vorigen Jahrhunderts eines großen Teils der katholischen Geistlichkeit bemächtigt hatte, zu bannen und gründlich auszufegen. Das einzige Praktische, was auf protestantischem Gebiet geschah, um sich zu kräftigen, bestand in der Union beider Bekenntnisse, welche aus Anlaß des Jubelfestes der Reformation 1817 in Preußen, dann auch in einigen kleinern Ländern, wie Baden, Nassau, Rheinpfalz, förmlich eingeführt wurde, aber auch da, wo ihrem kirchenrechtlichen Vollzug Schwierigkeiten entgegentraten, doch zur innerlich unbestreitbaren Thatsache geworden ist. Schleiermacher, der theologische Genius dieses Werkes, in dessen Dienst er auch seine „Glaubenslehre" stellte, hatte die Union recht eigentlich als eine schützende Vereinigung gegenüber der römischen Bedrohung aufgefaßt. Allein das Unionswerk hatte auch noch einen andern Vater und Protektor. Es war der König Friedrich Wilhelm III., welcher eigens zu diesem Zweck theologische Studien angestellt hatte und zu dem Resultat gelangt war, die Verschiedenheit beider Konfessionen berühre nur die Abendmahlslehre, ihre Vereinigung sei daher „höchst einfach". Ohne Zweifel war bei ihm die Idee einer, durch die Aufhebung des alten Zankes herbeizuführenden Wiedergeburt der evangelischen Kirche einem frommen Bedürfnis des Herzens entsprungen, und die Thatsache, daß der mächtigste protestantische Fürst Deutschlands die Union in die Hand nahm, wirkte schon an sich förderlich. Dennoch ist schwer zu sagen, ob er durch das persönliche Interesse, welches er der Sache der Union zuwandte, derselben mehr Nutzen oder Schaden gebracht hat. Offenkundig genug lag allerdings die Thatsache vor, daß das protestantische Glaubensbewußtsein seit einem halben Jahrhundert die bedeutendsten Umwandlungen erfahren hatte, so daß der Gedanke an den Zusammentritt von Parteien, die sich einst tödlich befeindet hatten, gar nichts Abenteuerliches mehr enthielt. Die Zeitbildung selbst hatte die alten Lehrunterschiede überwunden. Aber eben nur dadurch war dies möglich gewesen, daß man über Bedeutung und Wert des Dogmas überhaupt zu geläuterten Begriffen gelangt war, wie soeben am Beispiel Schleiermachers gezeigt wurde. Die Union beruht schon in ihrem eignen Bestand nicht etwa bloß auf der Abschwächung der innern evangelischen Gegensätze des Dogmas, sondern auf grundsatzmäßiger Zurückstellung des dogmatischen Prinzips überhaupt. Gleichwohl wurde sie von ihrem königlichen Stifter zumeist im Licht einer dogmatischen Ausgleichung im Punkt des Abendmahls aufgefaßt, und die soldatisch-gewaltsame Weise, wie besonders seit 1830 in Preußen bei ihrer Durchführung vorgegangen worden ist, konnte eher dazu dienlich sein, das konfessionelle Bewußtsein wieder zu wecken und zu schärfen, als es vollends einzuschläfern. Zu diesem Mangel in der Ausführung des Guten kamen nun aber noch verhängnisvollere Unterlassungssünden, durch welche

schon damals der Grund zu allen den unsäglichen Wirren und Irrsalen gelegt worden ist, die im Bild der kirchlichen Zustände Deutschlands so auffallend hervortreten. Noch im Dezember 1813 hatte man in Berlin das größte Gewicht darauf gelegt, eine geregelte Presbyterial- und Synodalverfassung in der protestantischen Kirche einzuführen; aber schon 1817 war ein offizieller Entwurf erschienen, welcher das synodale Element auf ein bloßes Scheindasein zurückführte. In einer Zeit vollends, in welcher die Karlsbader Beschlüsse gefaßt wurden, hatte man Grund genug, die Reform der kirchlichen Verfassung gänzlich zum Stillstand zu bringen, und Schleiermachers mannhafte Mahnworte verhallten ungehört. Ein um so bestimmteres Interesse legte der König für Reform des kirchlichen Kultus an den Tag, wie er denn auf rein absolutistischem Weg kraft des von Kultusminister und Hoftheologen erfundenen „liturgischen Rechts" und mit Hilfe der immer gefügiger werdenden Geistlichkeit seit 1821 eine, in seinem Kabinett zustandegekommene Agende nach und nach fast überall in den alten Provinzen zur Anerkennung brachte. Der Widerstand Schleiermachers, an dem die byzantinischen Verirrungen der preußischen Hof- und Staatsreligion einen gerechten aber unerbittlichen Richter fanden, trug seinem Urheber nur neue Zurücksetzung und Ungnade ein. Tief verstimmt über den auf kirchlichem Gebiet sich einstellenden Knechtssinn, dessen erstes Aufkeimen er doch nur erleben sollte, war er damals nahe daran, sich ganz von der Kirche und ihren unheilbaren Übeln zurückzuziehen und auf solche Weise selbst schon denjenigen Verzweiflungsakt zu begehen, zu welchem dann innerhalb der nächsten Menschenalter so viele, von der um sich greifenden byzantinischen Fäulnis angewiderte Geister sich durch die Not der Zeit gedrängt sahen.

Wilhelm Martin Leberecht de Wette. 1780—1840.

Man darf, um eine Musterkarte der verschiedenen Richtungen der gleichzeitigen Theologie zu gewinnen, nur die Kollegen Schleiermachers in der theologischen Fakultät zu Berlin betrachten. Gleich bei der Gründung der Universität war de Wette aus Heidelberg dahin berufen, in der Folge aber wegen eines Trostschreibens an die Mutter Karl Ludwig Sands, welches man dem König als eine Entschuldigung des Mordes darzustellen gewußt hatte, entlassen worden. Er hat später eine langjährige und umfassende Wirksamkeit in Basel entfaltet. Wir haben ihn bereits als systematischen Theologen in der Nachfolge von Fries angetroffen (S. 871). Hier vertritt er eine, auf das notwendige Verhältnis von Idee und Symbol gegründete Unterscheidung der rein vernunftgemäßen, rationalistischen und der ästhetischen, gläubigen Ansicht vom Christentum, kraft welcher er in den Dogmen der Kirche zwar keine verständige Weltansicht, aber „eine notwendige heilige Poesie als das Gemeingefühl der Kirche vermittelnd" nachzuweisen vermochte. Seinen eigentlichen Ruhm aber verdankte er dem kritischen Forschergeist, womit er das hebräische Altertum behandelte, ganz besonders seinen verdienstvollen Lehr- und Handbüchern der biblischen Einleitung und Exegese, welche nicht bloß Muster knapper Bearbeitung eines massenhaften Stoffes, sondern auch einen treuen Spiegel des kritischen Prozesses darstellen, soweit derselbe sich in den vier ersten Dezennien des Jahrhunderts vollzogen hat.

Philipp Konrad Marheineke. 1780—1846.

Ein Jahr nach de Wette wurde auch Marheineke als Professor und Pfarrer nach Berlin berufen. In letzterer Eigenschaft Schleiermachers Kollege an der Dreifaltigkeitskirche, bildete er in der Theorie den direkten Gegensatz zu ihm. Anfangs an Schelling sich anschließend, ward er bald ein strenger Schüler Hegels, teilte die theologischen Restaurationsbestrebungen des Meisters und verkündigte mit hohepriesterlicher Würde namentlich ein nach der Methode des absoluten Idealismus modernisiertes Trinitätsdogma. Aber auch der Jurist Göschel hat es verstanden, die gesamte Theologie der Konkordienformel, welche er später als Konsistorialpräsident der Provinz Sachsen zu vertreten hatte, aus den Büchern Hegels herauszulesen. Und so schien

Karl Friedrich Göschel. 1781—1861.

denn zu Anfang der dreißiger Jahre der Friede zwischen Philosophie und Kirchenlehre vollkommen und für immer hergestellt, der Bund zwischen beiden in der Metropole der deutschen Intelligenz selbst eingesegnet, ihre ewige Verlobung auf dem Katheder besiegelt zu sein. Für um so gesicherter konnte dieser neue Gottesfriede im Reich der Geister gelten, als gleichzeitig sich eine besondere Klasse von sogenannten positiven Philosophen bildete, bestehend aus einer Reihe tüchtiger, teils an Schleiermacher, teils an Schelling und Hegel anknüpfender Gelehrten, wie wir sie oben schon als die Vertreter des sogenannten spekulativen Theismus kennen gelernt haben (S. 880). Konstruierten die orthodoxen Hegelianer vornehmlich die Lehren von der Gottessohnschaft und Versöhnung, so waren die positiven Philosophen dafür bestrebt, den Gottesbegriff von dem pantheistischen Anflug, welchen er selbst bei den letztgenannten immer noch aufwies, zu reinigen und dem Kreisbild des in sich selbst zurückkehrenden Prozesses des Absoluten gleichsam als ruhendes Auge das unverrückbare Selbst eines persönlichen Gottes einzusetzen.

August Neander. 1789–1850. Die kirchengeschichtlichen Forschungen wieder mächtig angeregt zu haben, ist das Verdienst eines jüngern Kollegen, des mit Marheineke von Heidelberg nach Berlin übergesiedelten Neander, dessen Arbeiten alle von dem Geist milder und wohlthuender Frömmigkeit erfüllt sind, übrigens das Gepräge der Subjektivität ihres Urhebers in fast allzureichlichem Grad an sich tragen. Um seine kaum minder erbaulichen als belehrenden Vorträge sammelte sich bald der größte Kreis von Zuhörern. Nimmt man endlich noch den gegen Schluß der Wirksamkeit Schleiermachers durch hohe Protektion in die Fakultät eingetretenen, kühlen und berechnenden Fanatiker Hengstenberg hinzu, so hat man ein Bild nicht bloß der damaligen Zustände, sondern auch eine Andeutung derjenigen, welche kommen sollten.

Ernst Wilhelm Hengstenberg. 1802–1869.

3. Die geistige Zeitströmung.

Wie in politischer so kennzeichnet sich die Epoche, bei welcher wir angekommen sind, auch in litterarischer Beziehung als das Zeitalter der Restauration, des Rückschlags gegen die Revolution sowohl, wie gegen traditionslose, schöpferische und verwegene Regungen überhaupt, gegen „Sturm und Drang“ jeder Art. Ein über die Grenzen der Staaten und Nationalitäten hinausgreifendes, inniges Einverständnis der auf verschiedenen Gebieten in gleicher Richtung arbeitenden Geister, die sich durch die „Solidarität der konservativen Interessen“, wie man es später nannte, verbunden wußten, konnte nicht ausbleiben, und die Staatskunst des Restaurationszeitalters hätte blind sein müssen, wenn sie das günstige Fahrwasser nicht beizeiten entdeckt hätte, auf welchem ihre, an sich keineswegs sehr idealen Zwecke wie von einer geistigen Macht, von einem geheimnisvollen, poetischen Zug der Zeit gehoben und getragen erschienen. Ein geistreich dichterischer Schimmer hätte zwar dem Metternichschen System schlecht zu Leibe gestanden. Aber darauf hat man doch nicht bloß in Berlin, sondern auch in dem leichtlebigeren Wien nicht vergeblich spekuliert, der deutsche Geist werde am sichersten durch Philosophie und Wissenschaft von den gefährlicheren Bahnen praktischer Politik abzulenken sein. Wenigstens hat die nächste Folgezeit dieser Erwartung Recht gegeben. Aus dem durch die romantische

Überschwemmung befruchteten Geistesboden schossen, gepflanzt, begossen und gepflegt von Gelehrten, die fast alle freundschaftlich an die romantischen Zirkel anknüpften, die Saaten des Wissens in üppigster Fülle auf, und unter den Eindrücken eines überfruchteten geistigen Lebens gingen dem deutschen Volk der Ehrgeiz der Freiheit und der Trieb nach naturgemäßer Beteiligung an der Entscheidung seiner Schicksale auf längere Zeit fast verloren. Im Zentrum des Weltteils wohnend, legte es zumeist in den fünfzehn Jahren zwischen dem Wiener Kongreß und der Julirevolution den gediegenen Grund zu jener allseitigen Beherrschung der verschiedensten Wissensgebiete, durch welche Deutschland im Laufe der Zeiten Kopf und Herz Europas geworden ist. Aber wie das deutsche Volk die Geistesthat der Reformation, den für die geistige Freiheit der Welt erkämpften Sieg zunächst mit dreihundertjähriger Zerklüftung und politischem Jammer aller Art bezahlen mußte, um erst spät zu einheitlicher Befestigung zu gelangen, so war auch der solide Weg, auf welchem der zusammenfassende Abschluß der nationalen Bildung im neuen Reich durch Schule und Kirche, Kunst und Wissenschaft mühsam und schrittweise Vorbereitung fand, mit dem erheblichsten Kostenaufwand verknüpft. Die Zeit der Romantik ist in Sprache und Naturkunde, in Kunst und Altertum, kurz in allen denjenigen Fächern groß geworden, welche mit dem wirklichen Leben nichts zu thun haben. Mit vollem Bewußtsein und folgerichtigem Ernst ward zwischen Schule und Leben von den hervorragendsten Vertretern der erstern selbst eine undurchsichtige Scheidewand aufgerichtet, die fast ein halbes Jahrhundert Bestand hatte. Mit der Würde des Gelehrten war Abscheiden von dem offenen Markt des Lebens unabtrennbar verknüpft. Gleich nach den Befreiungskriegen hielt Hegel seine Antrittsrede in Heidelberg, worin er als Hauptgewinn der opfer- und siegreichen Kämpfe die für die deutsche Jugend neu eröffnete Möglichkeit, in Ruhe Philosophie zu studieren, hinstellte. Die Wissenschaft sollte nach einer berühmten Äußerung Jakob Grimms mit Notwendigkeit den Schein des Unpraktischen mit sich führen. In diesem Gelehrten von umfassendstem Wissen hatte überhaupt der Rückzug von Leben und Gegenwart die ausgeprägteste Gestalt gewonnen. Anderseits mußten Männer, die sich zu einer so vollständig durchgeführten Einseitigkeit der Lebensführung schwerer entschließen konnten, dies mit Erfahrungen und Enttäuschungen von oft bitterer und verletzender Art bezahlen. Wir verweisen nur auf das, was wir von Schleiermacher erwähnt haben. Aber auch ein Mann von so hervorragenden Verdiensten wie Wilhelm von Humboldt sah sich durch die Karlsbader Beschlüsse aus seiner politischen Wirksamkeit gänzlich herausgeworfen.

An seinem Beispiel läßt sich nun freilich recht anschaulich machen, wie jene beklagenswerte Verdumpfung des öffentlichen Lebens der Wissenschaft zunächst zu statten kam. Der Ertrag der teils erzwungenen, teils mit Bewußtsein und Resignation übernommenen Beschränkung der deutschen Gelehrsamkeit auf die Schreibstube kündigte sich schon im Verlauf der zwanziger Jahre als ein ganz

gewaltiger an. Damals eben bereiteten sich allenthalben die großen Triumphe der Naturwissenschaften vor, von welchen die nächsten Dezennien zu erzählen und zu rühmen haben sollten. Im vollen Flor aber standen bereits die Geisteswissenschaften. Seinen Lieblingsforschungen zurückgegeben, suchte Wilhelm von Humboldt von den einzelnen Sprachen nach dem Gesetz der Sprachbildung selbst vorzudringen. Während gleichzeitig Karl Ritter den Zusammenhang der physikalischen Bedingungen des Lebens der Völker mit ihrer geistigen Entwickelung aufdeckte, trat nunmehr aus den dem Werden und Wachsen der Sprachen zugewandten Studien die Gemeinsamkeit der arischen Volksstämme in ein ganz neues Licht, und wurde namentlich die Etymologie „aus einer Ergötzlichkeit des Wett-Ratens zu einer verlässigen Wissenschaft" erhoben. Es war im Grunde noch eine Erbschaft der Romantik, welche man damit antrat. Seitdem Friedrich Schlegel in seiner dilettantischen Weise auf „Sprache und Weisheit der Indier" hingewiesen (1808) und August Wilhelm Schlegel seine „indische Bibliothek" eröffnet (1819), hatte sich allmählich die vergleichende Sprachkunde als eine ganz neue Wissenschaft konstituiert. Während ihrem Ganzen der Däne Rask sein Leben widmete, bearbeiteten Bopp das Sanskrit, Sylvestre de Sacy und Ewald das Semitische, die beiden Grimm das Altdeutsche. Von den Bemühungen der Letztgenannten sollte das deutsche Volk schon in der Zeit, welcher unsre Betrachtungen zunächst gewidmet sind, einen bleibenden Gewinn und tiefgehende Eindrücke beziehen. War die Einkehr in das deutsche Altertum eine unter den vielen Neigungen der weitherzigen Romantik gewesen, so füllte sie das Gelehrtenleben der Brüder Grimm ganz aus. Hatten aber frühere Gelehrte, wie Görres, Mone, von der Hagen, zu ihren Bearbeitungen der altdeutschen Litteratur den ganzen teutonischen Eifer der Zeit der Befreiungskriege herzugebracht, so war dafür in Jakob Grimm ein der Altertümlichkeit und Eigenart des Gegenstandes ganz verwandter Geist erstanden, voll kindlicher, patriarchalischer Einfalt, von selbstloser, unermüdlicher Hingabe. Aus seinen und seines Bruders Händen nahm die deutsche Familie am liebsten jenen wunderbaren Märchenschatz entgegen, dessen Andenken so innig mit unser aller Jugenderinnerung verbunden ist.

Aber auch dem andern Hebel unsrer Jugendbildung, dem klassischen Altertum, gehörten Fleiß und Neigung dieser rastlos arbeitenden Zeit. August Böckhs Schrift über den Staatshaushalt der Athener und sein Inschriftenwerk legten den Grund für einen ganz neuen Ausbau einzelner Teile der alten Geschichte. Gleichzeitig berichtigte Otfried Müller die Urteile über die alte Geschichte Spartas und lehrte im Verein mit Bernhardy die griechische Litteratur tiefer und zusammenhängender als bisher auffassen, während F. G. Welcker die Mythologie bearbeitete. Auch der Lieblingsgedanke der Romantik von den Zusammenhängen der griechischen und der orientalischen Mythenwelt fand eine gelehrte Vertretung in Creuzers Symbolik, gegen welche freilich weniger romantisch gestimmte und philosophisch strenger geschulte Geister wie Gottfried Hermann und Lobeck,

auch Voß noch in seinen letzten Lebensjahren, einmütig Zeugnis ablegten. Unter den Geschichtschreibern ist besonders Friedrich Christoph Schlosser in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts als strenger Zensor den romantischen Stimmungen der Zeit entgegengetreten, während anderseits Friedrich Raumer in seiner Geschichte der Hohenstaufen einem mit den romantischen Ideen tief verwachsenen Stoff ausgiebige Bearbeitung zuteil werden ließ. Bald aber begnügte sich die Geschichtschreibung nicht mehr mit neuen Darstellungen wesentlich bekannter Teile der Weltgeschichte, sondern schritt fort zu wahrhaften Riesenarbeiten, die durchaus auf neue Stoffsammlung gerichtet waren, wie die von Pertz geleitete Sammlung deutscher Geschichtsquellen. Aber auch Leistungen, die mehr in das Gebiet der neuern europäischen Staatengeschichte einschlugen, wie z. B. Rankes Werke, lehnen jegliche Art von Bezugnahme auf Aufgaben und Interessen der Gegenwart ab. Es fehlte sogar nicht an Zeichen dafür, daß diese von den gelehrten Geschichtschreibern geübte Zurückhaltung, wie zweifellos im Interesse der Wissenschaft, so auch in demjenigen des öffentlichen Lebens selbst willkommen geheißen werden mußte, da jene für Beurteilung des letztern vielfach einen ganz unzureichenden Maßstab mitgebracht hätten. Mit Niebuhrs Forschungen fängt ohne Frage die neuere Wissenschaft von der Geschichte Roms an. Er selbst war durch diese Studien gewöhnt worden, seine Forderungen an die Zeit so sehr immer nur von Rom herzuleiten, daß er in seinem konservativen Eigensinn nicht einmal für das Verlangen der Zeitgenossen nach konstitutionellen Staatsformen Verständnis und Anerkennung zu finden wußte. Als Hauptbegründer aber der neuen, auch von Niebuhr vertretenen Rechtsschule ist Savigny zu nennen, ein umfassender Geist, durch welchen ein ganz neuer Aufschwung und zugleich Eleganz und klassische Klarheit in die Rechtswissenschaft kam. Gleich oppositionell gegen Hallers brutale Machttheorie wie gegen den liberalen Rationalismus der unmittelbaren Vergangenheit, teilte doch auch er in der Hauptsache die Stimmung der gelehrten Zeitgenossen, indem er seiner Gegenwart in einem berühmt gewordenen Verdikt jedweden Beruf zur Gesetzgebung absprach. Wie Niebuhr ein Gegner der Verfassung, so war Savigny ein Gegner einheitlicher Gesetzgebung. Beide wollten ihre nach der ständischen Schule strebende Generation lieber in der Vorschule der Gemeindeordnung festgehalten sehen. Nichts sollte hinfort mehr auf dem Gebiet des Staats- und Rechtslebens aus Prinzipien konstruiert, alles sollte in seinem organischen Wachstum, als Produkt innerlich bildender Volkskräfte, wie man sich beschönigend ausdrückte, begriffen und erhalten werden. Daher legte sich die neue Schule vorzugsweise den Namen der historischen bei. Es sollte damit der Sinn für das Positive und Traditionelle ausgedrückt werden, welchen die unmittelbare Vergangenheit, die Revolutionszeit, gänzlich verloren hatte. Wie aber schon ihren bahnbrechenden genialen Häuptern die Gegenwart eigentlich nicht mehr zur Geschichte gehörte, so wurde der Name „Historisch“ bald das Schlag- und Losungswort, welches auf der ganzen Linie

des Rückschritts erscholl, und worunter man eben jenes Zurückgreifen und Anknüpfen an frühere Zustände, das man von der Romantik gelernt hatte, jene entschiedene Ablehnung aller mit der französischen Revolution in Zusammenhang stehenden oder aus ihr gebornen Ideen verstand. Es ist kein Wunder, daß auch kräftigere und gediegenere Geister dem lockenden Zauber der rückläufigen Bestrebungen bald nicht mehr widerstehen konnten, wenn doch selbst bei den Altmeistern der Wissenschaft der gesunde Sinn für Freiheit und Vaterland so vielfach verkümmert war, ja wenn geradezu von allen Seiten alles, was im Ruf des Geistes und der Gelehrsamkeit stand, nach derselben Richtung drängte. Zu diesen rückwärts treibenden Mächten gehörte vor allem die Philosophie selbst, sowohl wie sie mit Hegel Staatsphilosophie geworden war und es mit Schelling gern wieder geworden wäre, als auch in mehr sekundären Schulbildungen, wie in derjenigen Herbarts. Im übrigen fehlte es keiner dieser Lehren an einem, tief mit ihrem innersten Kern verwachsenen, vorwärtstreibenden, ja revolutionären Elemente. So hat sich der Urheber der Identitätsphilosophie in seinen alten Tagen vergeblich bemüht, den von ihm in die Zeit geworfenen pantheistischen Gärungsstoff unschädlich zu machen, und der Schöpfer der Geistesphilosophie hat zwar den Umschlag seiner eignen Schule auf politischem wie kirchlichem Gebiet nicht mehr selbst erlebt, aber doch wie durch den ganzen Geist eines rastlos von Stufe zu Stufe fortdrängenden Systems, so insbesondere auch in einem ersten, ungedruckt gebliebenen Jugendwerke über das „Leben Jesu", einem direkten Vorläufer des Werkes von David Friedrich Strauß, vorbereitet. Aber letztgenanntes Werk, mit welchem auf einmal alle Illusionen über die konservativen Wirkungen der Philosophie und Kritik verschwanden, liegt selbst schon jenseits der Julirevolution, wie auch die fernere litterarische Laufbahn seines Verfassers und der ganze Hintergrund, von welchem sie sich abhebt, einer spätern Periode angehören. Bezeichnend aber ist es, daß sich der ganze Befreiungsdrang, welcher im wissenschaftlichen Bewußtsein der Zeit sich angesammelt hatte, zunächst auf das theologische Gebiet flüchten mußte, um sich vorläufig einmal Luft zu verschaffen.

B. Die französische Litteratur während und nach der Revolution.

1. Die Litteratur unter dem Einfluß der liberalen politischen Zeitströmung.

Charakter der französischen Litteratur.

In keinem Land ist die Litteratur so innig mit dem öffentlichen Leben verflochten und übt solchen Einfluß auf die Sitten, die Denkweise und die staatlichen Vorgänge wie in Frankreich. Sie beherrscht die Gesellschaft, drängt sich in die Politik und bestimmt die religiösen und kirchlichen Ansichten der gebildeten Stände. Die französische Litteratur hat infolgedessen auch nicht die selbständige

Stellung, nicht das freie Wachstum, nicht die unbefangene, harmlose Selbstgenügsamkeit andrer Länder. Der Grundsatz, die Kunst sei nur um ihrer selbst willen da, sie habe mit dem wirklichen Leben nichts zu schaffen, ist in dem Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts nicht zur Geltung gekommen. Hier ist die Litteratur bald Herrscherin, bald Dienerin der Politik und hat stets die innigste Beziehung zu den öffentlichen Zuständen. Nicht zufrieden mit dem geistigen Schaffen, sucht sie die Ideen, Ansichten und Grundsätze auch zu verwirklichen und im praktischen Leben zur Geltung zu bringen. In den letzten Zeiten des alten Königtums teilte sie den allgemeinen Charakter der Auflösung, der Verneinung, des sittlichen Verfalls; in den Tagen der Republik stimmte sie den Ton wilder Freiheitsbegeisterung an und diente dem Konvent als Werkzeug zur Begründung seiner welterschütternden Maßregeln; zur Kaiserzeit stieß sie in die Posaune des Ruhms und huldigte dem neuen Machthaber mit Schmeichelworten und Prunkreden; unter der Restauration erlangte die neue Romantik mit ihrer religiösen Sentimentalität die Herrschaft, stützte und förderte das System der kirchlichen Gläubigkeit und der Legitimität. Was in den hohen Gesellschaftskreisen aus Politik begünstigt ward, fand bei einem großen Teil der Nation Anklang. Überall sehnte man sich aus der einförmigen Wirklichkeit heraus nach einem Land der Ideale und Märchen. Neben allen diesen Richtungen lief jedoch gleichzeitig eine kräftige Opposition einher, die bald mehr, bald weniger geschickt und erfolgreich gegen die herrschende Strömung Widerspruch einlegte und dadurch eine gefährliche Einseitigkeit verhinderte. Diese Opposition ging zuerst von dem Romantizismus aus gegen die abgelebten und entarteten Formen der alten Klassizität; als jener aber selbst zur Herrschaft kam und seiner Eigentümlichkeit ausschließliche Geltung verleihen wollte, erstand ihm im Liberalismus und im Hellenismus ein mächtiger Gegner, bis endlich der Sozialismus auch in der Litteratur einen breiten Boden gewann. Die Muse, die sich anfangs mit den Lilien geschmückt, setzte zuletzt die rote Mütze auf.

Die sittliche Entartung und religiöse Versunkenheit, die der Revolution vorangging, gab sich zunächst in der Litteratur kund. Nicht nur, daß die zersetzende Kritik und beißende Satire eines Voltaire die bestehenden Verhältnisse, die überlieferten Meinungen und Grundsätze erschütterte, nicht nur, daß die skeptische und materialistische Philosopie der Encyklopädisten den Kirchenglauben und die Grundwahrheiten der Religion antastete, auch die Begriffe von Tugend und Ehrbarkeit wurden durch die leichtfertige Romanlitteratur der Zeit verkehrt und verwirrt und die Sittlichkeit in ihrem innersten Kern vergiftet. Dieses letztere Übel war um so wirksamer und folgenreicher, als die Romanlitteratur sich immer weiter verbreitete und in alle Klassen drang. Die schlüpfrigen, unsittlichen, zu Sünde und Wollust verlockenden Romane des jüngern Crébillon († 1777) und des Abbé Prévost (XIII, 134), das abscheuliche Buch Justine ou les malheurs de la vertu des Marquis de Sade, eines verwilderten Sohnes

Die monarchische Zeit.

der Aristokratie, der im Irrenhaus endigte († 1814), die Liaisons dangereuses des Choderlos de la Clos († 1803), eines Genossen des lasterhaften Herzogs Egalité von Orleans, der berüchtigte Roman des Girondisten und Konventsgliedes Louvet de Couvray († 1797) Les amours du chevalier de Faublas, in dem „das Ideal der liebenswürdigen Liederlichkeit" aufgestellt ist, hatten den sittlichen Boden der Gesellschaft bereits untergraben, als die Revolution wie ein göttliches Strafgericht diese vollends niederwarf, um sie auf neuer Grundlage aufzuführen. Das revolutionäre Strafgericht wurde wesentlich gefördert durch die in Anlage und Ausführung meisterhaften Lustspiele des Bühnendichters P. A. Caron de Beaumarchais (Der Barbier von Sevilla; Figaros Hochzeit), worin mit allem Zauber der Kunst und mit hinreißender Lebendigkeit unter Witz und Scherz die ganze Frivolität und der leichtfertige Mutwillen der höhern Stände dargestellt ist, so daß man behaupten kann, daß diese politischen Intrigenspiele mit ihrem scharf eindringenden Stachel, welche auf der Bühne Regierung, Gerichte, Adel, Finanzwelt schonungslos der Verurteilung der gesamten Bevölkerung preisgaben, nicht weniger zum Sturz des Adels und zur Vernichtung der unsittlichen und verkehrten Verhältnisse der Gesellschaft beitrugen, als Rousseaus Naturschilderungen. Denn Satire und Idylle wurzeln in derselben oppositionellen Stimmung gegen die Wirklichkeit. Die Aufführung des Figaro konnte nur mit den größten Schwierigkeiten im Jahr 1784 erreicht werden. Der Eindruck war ein überwältigender, wahrhaft revolutionärer, das Wehen einer neuen Zeit. Man meinte später, das Stück habe zum Sturz der alten feudalen Aristokratie und des von ihr gestützten Königtums mehr beigetragen als die Erstürmung der Bastille.

Beaumarchais. 1732—1799.

Idealismus.

Diesem Zustand der Entartung hatte, wie uns bekannt (XIII, 143 ff.), der Genfer J. J. Rousseau das Glück und die Tugend eines idealen Naturzustandes mit Freiheit und Gleichheit aller entgegengestellt und nur in einer Rückkehr zur Einfachheit und Natur das Heil der Welt gefunden. Rousseaus Gefühlsleben und idyllische Glückseligkeit wurden von dem sinnigen Dichter Bernardin de St.-Pierre aus Havre, der in einem abenteuerlichen Leben weit in der Welt herumgekommen war und mit offnen Augen und warmer Phantasie die wechselnden Stimmungen in sich aufgenommen hatte, in den lieblichen ergreifenden Erzählungen „Paul und Virginie" und „Die indische Hütte" nachgebildet und mit dem Glanz eines südlichen Himmels übergossen.

Bernardin de St.-Pierre. 1737—1814.

„Paul und Virginie," sagt Alexander von Humboldt, „ein Werk, wie es kaum eine andre Litteratur aufzuweisen hat, ist das einfache Naturbild einer Insel mitten im Meer, wo, bald von der Milde des Himmels beschirmt, bald von dem Element bedroht, zwei anmutvolle Gestalten in der wilden Pflanzenfülle des Waldes sich malerisch wie von einem blütenreichen Teppich abheben. Hier und in der Chaumière indienne, ja selbst in den Études de la nature, welche leider durch abenteuerliche Theorien und physikalische Irrtümer verunstaltet werden, sind der Anblick des Meeres, die Gruppierung der Wolken, das Rauschen der Lüfte in den Bambusgebüschen, das

Wogen der hohen Palmengipfel mit unnachahmlicher Wahrheit geschildert." In dem Heimweh der nach Paris versetzten Virginie und in der Unschuld des von aller menschlichen Gesellschaft ausgestoßenen Paria ist in weichen empfindsamen Tönen das Glück der Natur und Herzenseinfalt rührend dargestellt.

Eine der edelsten Naturen der Revolutionszeit, welche Rousseaus Idealismus und idyllischen Natursinn in einer Welt voll Leidenschaft und Selbstsucht begründen zu können glaubte, war Frau Roland, geb. Phlipon, zur Zeit der Frau Roland. 1754–1793. Girondistenherrschaft die Seele jener politischen Partei, die auf den Trümmern des alten Königtums ihre republikanische Welt aufzurichten vermeinte. Ihre aus dem „Vernunftschwärmer" Rousseau geschöpfte Begeisterung für Freiheit und Menschenrechte verband sich mit einer feurigen Bewunderung des republikanischen und patriotischen Heldensinns der alten Welt, die sie aus Plutarchs idealen Schilderungen kennen gelernt, und trieb sie an, ihre schriftstellerischen Gaben und die ganze Thätigkeit ihres Geistes der Begründung eines Zustandes in Staat und Leben zu widmen, der allein das Glück und Heil der Menschheit bewirken könne. Ihre politischen Aufsätze, sowie der bekannte, im Auftrag ihres Gemahls verfaßte Brief an den König sind unmittelbare Ergüsse einer für Freiheit, Vaterland und Wiedergeburt des Menschengeschlechts begeisterten Seele. Wie edel, rein und lauter diese Seele war, wie fern von aller Eitelkeit und aller Beziehung nach außen, geht aus ihrem erst im Jahr 1841 bekannt gewordenen Briefwechsel mit ihrer Jugendfreundin hervor. Und als sie aus ihrem Traum erwachte und im Namen derselben Freiheit, die ihr teuerstes Gut war, in den Kerker geführt wurde, um ihn nach einiger Zeit mit dem Schafott zu vertauschen, da bewies sie, welche Ruhe, Kraft und Größe in einem weiblichen, von idealen Bestrebungen erfüllten Herzen wohne, indem sie hier im Angesicht des Todes ihre anziehenden Denkwürdigkeiten, ihre „Berufung auf die Nachwelt" verfaßte. In der Besorgnis, die erste Handschrift möchte verloren sein, schrieb sie kurz vor ihrer Hinrichtung das ganze Buch zum zweitenmal.

Die politischen Ansichten und das Schicksal der Frau Roland und ihrer Partei, aber nicht die schriftstellerischen Eigenschaften derselben teilt der Marquis v. Condorcet, Mitglied der französischen Akademie und fruchtbarer Arbeiter Condorcet. 1743–1794. auf dem Gebiet der Philosophie, der Politik und der schönen Litteratur. Durch seine Überzeugung, sein warmes Gefühl für Menschenwohl und Menschenwürde in den Strudel der Revolution und zu republikanischen Ansichten geführt, bewahrte er in seinen Schriften doch stets das Gepräge der frühern klassischen Bildung und schrieb im Geist des rechnenden und berechneten Enthusiasmus der encyklopädischen Schule. Condorcet „stützte sich in seinen Schriften auf eine Reihe wissenschaftlicher Theorien, um darzuthun, daß das menschliche Geschlecht einer ins Unendliche gehenden Vervollkommnung fähig sei. Er gehörte zu der Zahl derjenigen, welche von einem fortdauernden Fortschreiten menschlicher Weisheit, Gerechtigkeit, Glückseligkeit mitten unter den Greueln und Grausam-

keiten der damaligen demagogischen Gewalthaber träumten". Indem er aber dieses stete Fortschreiten und Verändern, wenn auch zum Bessern und Vollkommeneren, als oberstes Prinzip hinstellte, mußte er notwendig zur Verneinung und Bekämpfung alles Positiven und Bestehenden kommen. In den Sturz der Gironde verflochten, fand er bei einer großmütigen Freundin ein Asyl und schrieb daselbst die treffliche Schrift: Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain, in welcher er die unbegrenzte menschliche Vervollkommnungsfähigkeit darlegt. Sein tragisches Ende haben wir früher kennen gelernt (XIII, 867). Condorcets Geistes- und Gesinnungsgenosse war der gelehrte K. Fr. Dupuis, der in seinem berühmten Buch: L'origine de tous les cultes ou réligion universelle die alten Mythen durch die Astronomie zu erklären und die Religion mit der freigeistigen Philosophie der Revolution zu durchdringen suchte, während ein andrer Genosse, der Arzt und Physiker Cabanis, Condorcets Schwager, das ganze Geistes- und Seelenleben des Menschen auf die Nerven zurückführte. Aus der Beobachtung des lebendigen Menschen sucht Cabanis zu beweisen, daß Körper und Geist nicht nur in der innigsten Wechselwirkung stehen, sondern unbedingt eins und dasselbe sind. „Die Entwickelung der Körperorgane und die Entwickelung der Empfindungen und Leidenschaften entsprechen einander so genau und vollständig, daß Körperlehre, Erkenntnislehre und Sittenlehre nur die drei verschiedenen Zweige der in sich einen und selben Wissenschaft, der eigentlichen allgemeinen Menschenlehre sind." Doch lenkte Cabanis bereits von der breiten Heerstraße des Materialismus ab, indem er über und in den Naturerscheinungen eine höchste Weisheit und einen auf die höchsten Zwecke gerichteten weisesten Willen anerkannte. Auf seinen Schultern steht Graf Destutt de Tracy, der seinen Jugendidealen auch in den Tagen der Revolution, der Napoleonischen Herrschaft und der Restauration treu blieb und noch als sechsundsiebzigjähriger, fast erblindeter Greis auf die Barrikaden der Julirevolution stieg. In seinem Hauptwerk, Éléments d'Idéologie erscheint wie bei Cabanis die Wissenschaft vom menschlichen Geist wesentlich als ein Teil der Naturgeschichte; Denken und Wollen gelten ihm nur als Nervenempfindung, ganz und gar in den Eindrücken und Bedingungen des Nervenlebens aufgehend. Nach Destutts Hauptwerk pflegte Napoleon die ganze doktrinäre Opposition, die ihre Politik nach philosophischen Grundsätzen ausbildete, als Ideologen zu bezeichnen. Wie Dupuis und Condorcet bekannte sich auch Graf Konstantin Volney zu den materialistischen, allen überlieferten Glauben bekämpfenden Grundsätzen der Encyklopädisten. Durch gelehrte Studien, durch einen längern Aufenthalt in Syrien und Ägypten, durch öffentliche Thätigkeit während der Revolution und durch eine Reise nach Amerika mit vielseitigen Kenntnissen und Erfahrungen ausgerüstet, hat er viele namhafte Werke politischen, geschichtlichen und philosophischen Inhalts verfaßt, unter denen das durch glänzende Rhetorik und phantasiereiche Darstellung ausgezeichnete histo-

Dupuis. 1742–1809.

Cabanis. 1757–1808.

Destutt de Tracy. 1754–1836.

Volney. 1757–1820.

rische Gemälde „Die Ruinen“ (Les ruines, ou méditations sur les révolutions des Empires) am berühmtesten ist. Ausgehend von dem Grundsatz der Materialisten, daß die Liebe des Menschen zu sich selbst und das Verlangen nach Wohlbefinden die Haupttriebfedern alles Strebens und Handelns seien, sucht Volney darzuthun, wie die richtige Anwendung dieser Lehre den Menschen aus seinem rohen Naturzustand herausgerissen, ihn schöpferisch gemacht, ihn zur Gesellschaft, zur Wissenschaft, zur Kunst, zum Genuß geführt habe, dagegen Überstürzung der Selbstliebe in blinde Regellosigkeit der Begierde und Unwissenheit die Quelle aller Übel, welche die Welt verwüsteten, geworden sei. Die französische Revolution gilt ihm als Versuch, die Vernunftherrschaft zu verwirklichen und die großen Prinzipien Gleichheit, Freiheit, Eigentumsrecht ins Leben einzuführen.

Der monarchischen Zeit und ihrer Bildung gehören auch zwei Männer an, durch welche die französische Sprache, Kritik und Litteratur eine große Ausbildung und Bereicherung erfahren haben: Anton Rivarol und Jean François Laharpe. (Rivarol. 1753—1801.) Beide waren von dunkler Herkunft, denn wenngleich Rivarol sich Graf nannte, war doch von seinem Vater nichts weiter bekannt, als daß er ein piemontesischer Abenteurer war, der sich zu Bagnolles in Languedoc als Gastwirt niedergelassen, und beide wurzelten mit ihren Ansichten und geistigen Richtungen in der Schule Voltaires und der Encyklopädisten, in den Anschauungen des achtzehnten Jahrhunderts. Aber ihre Lebensschicksale gingen weit auseinander. Rivarol, der durch seinen Witz, seine sprachlichen und philosophischen Kenntnisse, seinen kritischen Scharfsinn und seine gesellschaftlichen Talente in den Salons der Vornehmen eine hervorragende Rolle gespielt hatte, wandte sich bald von der Revolution ab und trat in die Reihen der Emigranten. Er lebte abwechselnd in Brüssel und London, in Frankfurt und Hamburg und starb am 13. April 1801 in Berlin, unermüdlich beschäftigt mit kritischen und wissenschaftlichen Abhandlungen über alle philosophischen, politischen, litterarischen Zeitfragen und Erscheinungen, mit den Vorarbeiten zu einem großartigen Wörterbuch der französischen Sprache, von dem jedoch nur der Prospekt erschienen ist. Alles, was Rivarol schrieb, giebt Zeugnis von seltenem Scharfblick, klarer, logischer Denkweise und vorurteilsfreiem Urteil. Laharpes Charakter und Lebensansichten (Laharpe. 1739—1803.) waren weniger folgerichtig. Anfangs ein Anhänger der Revolution mit ihren politischen und religiösen Freiheitsideen ging er angesichts der Greuel vom Jahr 1793 zu den entgegengesetzten Ansichten über und wurde ein heftiger Feind der Konventsmänner. Der philosophische Träumer Cazotte hatte im Jahr 1788 einst einer vornehmen Gesellschaft, die bei einem glänzenden Mahl sich in rühmenden Worten über die Umgestaltung der öffentlichen Dinge unter der Herrschaft der Philosophie und Vernunft erging, ihr tragisches Ende vorausgesagt. Diese „Prophezeiungen Cazottes“ scheinen bei Laharpe die Gesinnungswandlung erzeugt zu haben. Er erlebte nicht mehr die Restauration, die seinen rückläufigen

Ansichten den Sieg brachte. Schwach von Charakter und von sittenlosem Lebenswandel hatte Laharpe nie in großer Achtung gestanden, so verdienstvoll und gründlich auch seine französische Litteraturgeschichte war.

Die Revolutionspoesie. Die Girondisten, welche noch der alten Bildung angehörten und sich größtenteils der eleganten Schreibart und Redeform der Akademie bedienten, wurden endlich überflügelt von den Jakobinern, die in der Litteratur ebenso entschieden mit der Vergangenheit brachen, wie in Staat, Religion und geselligem Leben. In den Schriften und Journalen der Bergpartei herrschte ein wilder, zügelloser Geist, der die überkommenen Gesetze und Formen der Sprache und litterarischen Darstellung ebenso keck übersprang, wie er sich über die ererbten Satzungen in Staat, Kirche und Leben weghob. Dieser Geist der Freiheit und der republikanischen Leidenschaft teilte sich auch den Dichtern der Revolutionszeit mit, unter denen Joseph Rouget de l'Isle, sonst ein unbedeutender Poet, darum den ersten Rang einnimmt, weil der berühmte, von ihm zu Straßburg gedichtete und in Musik gesetzte Schlachtgesang der Rheinarmee, nach den Marseiller Föderierten, die ihn zuerst nach Paris brachten, die Marseillaise genannt, dieser Freiheitsbegeisterung den entsprechenden Ausdruck verlieh. Ihm zunächst steht Ponce Denis Ecouchard Lebrun, der seiner Geburt und Erziehung nach der klassischen Zeit angehört, aber sich so ganz der Revolutionsbegeisterung hingab, daß ihn der Konvent als den französischen Pindar begrüßte und ihm als dem würdigsten Sänger der Republik im Louvre eine Wohnung anwies. Früher dem Kreis Voltaires angehörend, hatte er sich durch eine Ode auf das Erdbeben von Lissabon und durch viele witzige und scharfe Epigramme bekannt gemacht, bis er später hauptsächlich durch die Ode an den Rächer (Au vengeur) unter den Dichtern des Terrorismus in die erste Reihe trat. Auch der Dichter Parny von der Insel Bourbon, in jungen Jahren ein gefühlvoller, erotischer Lyriker, stimmte in seinem komischen Epos „der Götterkrieg" in den cynischen Ton ein, den die wilden Gesellen des Vernunftkultus in Paris gegen alles Religiöse und Heilige angeschlagen. Dagegen bewahrte Desaugiers selbst unter den Schrecknissen von San Domingo, die er erlebte, den Frohsinn und heitern Mut eines provençalischen Chansonnier und Vaudevilledichters, der ihn zu einem Rivalen Bérangers machte. Bedeutender durch litterarische und poetische Leistungen ist Marie Joseph de Chénier und sein unglücklicher Bruder André de Chénier. Der erstere benutzte vor und im Beginn der Revolution das Drama, um, dem Zeitgeist huldigend, die im Volk oder doch unter den Gebildeten herrschenden Ideen, Ansichten und Neigungen auf der Bühne vortragen zu lassen. Von der Tragödie Karl IX. sagte Camille Desmoulins: das Stück fördert unsre Geschäfte mehr als der 5. Oktober. Während der Revolution politisch thätig, hielt er sich zu den Jakobinern, diente dem Konvent als Odensänger und Festdichter und verfaßte den durch Méhuls Komposition zum Nationallied gewordenen Chant du départ, dessen Wirkung man den Sieg bei

Rouget de l'Isle. 1760–1836. Lebrun. 1729–1807. Parny. 1753–1814. Desaugiers. 1772–1827. M. J. Chénier. 1764–1811. André Chénier. 1762–1794.

Fleurus zuschrieb, sowie viele andre Hymnen auf merkwürdige Zeitereignisse (Hymne à la raison; Chant des victoires). Ein echter Dichter der Revolution, zu deren Entstehung er als Tragiker mitwirkte, deren Gewalt er durch seine Hymnen vermehrte, die er als Liederdichter förderte, indem er die Poesie zur Rhetorik, die Rhetorik zu demagogischen Zwecken ausbeutete, war M. J. Chénier, obwohl er sich stets von den Terroristen ferngehalten und ihre Unthaten und Ausschweifungen verdammt hatte, nicht geeignet, sich Napoleons Gunst zu erwerben, so sehr auch sein Drama Cyrus mit schmeichelhafter Beziehung auf den Ersten Konsul und die Kaiserkrönung verfaßt war. Er erlangte erst wieder Bedeutung, als er sich durch die kühne Epistel an Voltaire den kaiserlichen Zorn zugezogen. Sein älterer Bruder André Chénier, der in seinen lyrisch-epischen Dichtungen: Der Blinde (Homer als fahrender Sänger auf der Insel Chios) und Der Bettler (Odysseus bei den Phäaken) sowie in dem dialogischen Idyll Die Freiheit zuerst wieder echt griechischen Geist und hellenische Form in die französische Poesie zurückführte, war von minder biegsamem Charakter. Wohl hatte auch er wie seine ganze Familie den Anbruch der Revolution als die Morgenröte einer neuen Zeit freudig begrüßt; aber ein Freund konstitutioneller Staatsverfassung, die er während eines längern Aufenthalts in England kennen und achten gelernt, geriet er bald bei den republikanischen Machthabern in Verdacht, zumal er in einer Elegie auf den Tod der Charlotte Corday Gedanken und Gefühle ausgesprochen, die dem herrschenden System von Volksfreiheit gefährlich erschienen. Er kam in Haft und büßte für seine Opposition gegen den republikanischen Vandalismus auf dem Schafott, von dem ihn umsonst sein Bruder als Konventsmitglied zu retten suchte. Kurz vor seinem Tod dichtete er zu Ehren seiner schönen Mitgefangenen, Anna Françoise de Coigny, geschiedenen Herzogin von Fleury, die herrliche Elegie: Die junge Gefangene, welche Lamartine den melodischsten Seufzer, der je aus den Spalten eines Kerkers hervordrang, genannt hat. Einen tiefen Eindruck machten besonders die Verse, worin der Dichter, jung und vom Beil bedroht, wie die von ihm besungene Dame, sein eignes Bangen so rührend ausspricht. Wie Rouget de l'Isle die kriegerische, so stellt André Chénier die elegische Seite der Revolution dar. Während des Kaiserreichs war die Poesie gekünstelt und frostig. Ihr fehlte „der tiefe Atem des Gemüts". Die bessern unter den Dichtern der Zeit besaßen ein oratorisches Talent, das sie in wohlklingenden Versen niederlegten, ihre Werke waren aber von keiner natürlichen Wärme beseelt.

Die beiden Brüder Chénier waren die Söhne des auch durch schriftstellerische Arbeiten bekannten Generalkonsuls in Konstantinopel und hatten eine griechische Mutter. Anfangs der militärischen Laufbahn sich zuwendend, gaben beide in der Folge diesen Stand auf, um sich der Litteratur und den Studien ungehindert widmen zu können. Das erste epochemachende Stück M. J. Chéniers war das Drama Charles IX., das sowohl durch die Schilderung der Bartholomäusnacht als durch das ergreifende Spiel Talmas den im Volk lebenden Tyrannenhaß nährte. Nicht als ob das Stück

die revolutionären Bewegungen und den Haß gegen die Priester und gegen die Bourbons zuerst erregt hätte, sondern Chénier ließ nur auf der Bühne in pomphaften Versen aussprechen, was das Volk im stillen dachte und empfand. Er schuf jedoch keine neue Gattung von Drama, sondern paßte nur Voltaires alte Manier dem demagogischen Bedürfnis an. „Als M. J. Chénier kühn genug war, in der Person Karls IX. einen Fürsten darzustellen, der im Dienst des Fanatismus auf seine Unterthanen feuerte, drängte er in ein einziges Stück die ganze Summe des Hasses und alle Hoffnungen zusammen, welche alle Dichter der letzten fünfzig Jahre kund gegeben hatten." Wie in Karl IX. schmeichelte M. J. Chénier auch in den folgenden Dramen (Henri VIII.; La mort de Calas) den Leidenschaften und der herrschenden Stimmung des Volks. Das demagogische Stück Cajus Gracchus diente den Jakobinern und Cordeliers gegen die Girondisten und hatte großen Erfolg. „Von Handlung war kaum die Rede, aber die strenge leidenschaftliche Deklamation, der kräftige Ausdruck des Patriotismus, das Fieber der Freiheit und Gleichheit regten die Menge auf." Auch die Terroristen Collot d'Herbois, Fabre d'Eglantine, Ronsin suchten durch republikanische Schauspiele in ihrem Sinn auf die öffentliche Meinung zu wirken. Seine politischen Ansichten während der Herrschaft des Konvents gab M. J. Chénier in den Dramen Fénélon und Timoleon kund; doch beweisen sowohl diese Stücke als seine in Taciteischem Geiste gedichtete Tragödie Tiber, daß ihm der Terrorismus nachgerade zu stark wurde. Im Timoleon wird von der übermütigen Tyrannei gesprochen, die ohne Scheu den Namen der Freiheit usurpiert. Bei der Feier des höchsten Wesens (XIII, 895) dichtete Chénier die Festhymne. Unter dem Direktorium vielfach angefeindet und von seinen Gegnern als Brudermörder, als Kain oder Timoleon geschmäht, rächte er sich für die Verleumdung mit scharfen Satiren. Durch seinen Cyrus wollte er auf dieselbe Weise für Bonapartes Kaisertum wirken, wie er für die Revolution durch Karl IX. gewirkt hatte. Sein Stück mißfiel aber den Parisern durch die Schmeichelei des darin vergötterten Ersten Konsuls und diesem, seinen Kreaturen und Höflingen durch die vielen guten Lehren für Monarchen, die dem Stück einverleibt waren. Durch die Epistel an Voltaire, worin er kräftig und würdig seinen Abscheu gegen alle Willkürherrschaft aussprach, suchte sich Chénier für das Mißlingen seines Planes zu rächen und gewann dadurch wieder in demselben Grad die Gunst des Publikums, als er sich die Ungnade des Herrschers zuzog. Während seiner letzten Jahre wendete er sich hauptsächlich geschichtlichen und litterarischen Studien zu, treu den Grundsätzen der geistigen und politischen Freiheit, aber milder und nachsichtiger als in den Tagen seiner republikanischen Jugend.

Konstitutionelle Richtung. Frau von Staël. 1766–1817.

Wie Frau Roland die bedeutendste Vertreterin des von Rousseau gelehrten demokratischen Idealismus und der Vernunftschwärmerei war, so ihre geistreiche Zeitgenossin Frau Necker-Staël die des von Montesquieu gepriesenen Konstitutionalismus und Rechtsstaates. Anne Louise Germaine de Staël, die Tochter des protestantischen Bankiers und Ministers Necker, im Jahr 1786 vermählt mit dem schwedischen Gesandten Staël-Holstein (XIII, 786), gehörte zu jenen Pariser Damen, die durch Geist, Bildung und gesellige Talente sich eine hervorragende Stellung in den höhern Kreisen der französischen Weltstadt zu verschaffen wußten, und durch die in ihrem Salon vereinigten gelehrten, genialen Zirkel auf den Geist und die Richtung der Litteratur und der Ansichten einwirkten. Ihrer Erziehung und Bildung nach der alten Zeit angehörend, war ihr Geist elastisch

genug, sich auch in die durch die Revolution veränderten Verhältnisse und Ideen zu finden und sie zu verarbeiten. Von ihrem Familiengut Coppet am Genfer See, wo sie mit ihrem Vater die Jahre des revolutionären Terrorismus verbracht, nach Paris zurückkehrend, nahm sie zur Zeit der Direktorialregierung und selbst noch unter dem Konsulat eine einflußreiche gesellschaftliche Stellung ein, bis Napoleon, der weder eine selbständige Haltung, noch irgend eine stille oder laute Opposition gegen seine Machtherrschaft ertrug, sie aus der Hauptstadt verbannte, dadurch aber ihren Namen mit dem Glanz des Märtyrertums umgab. Da sie den republikanischen Liberalismus und die bürgerliche Bildung der Revolutionszeit mit der aristokratischen Feinheit und Formvollendung des alten Regime zu verbinden und endlich auch die neuromantische Gefühlseligkeit sich anzueignen wußte, so erlangte sie vermöge dieser geistigen Vielseitigkeit das höchste Ansehen in der litterarischen und vornehmen Welt, deren Spitzen sich in ihrem Haus versammelten. Ihre Werke zerfallen in drei Klassen, in politische, ästhetisch-soziale und poetische, die jedoch häufig ineinander übergehen. Von der Zeit an, da sie ihres Vaters Finanzverwaltung in einer vielgelesenen Schrift pries, bis kurz vor ihrem Tod, da sie ihre Betrachtungen über die französische Revolution bekannt machte, hat sie in den verschiedenen Perioden des Lebens Schriften politischen Inhalts bald über bestimmte Zeitereignisse (Betrachtungen über den Prozeß der Königin), bald über allgemeine Fragen (Betrachtungen über den Frieden; die halb politische, halb philosophische Schrift Über den Einfluß der Leidenschaften auf das Glück einzelner Menschen und ganzer Staaten) verfaßt. In der Gattung der ästhetisch-sozialen Schriften nimmt das geistreiche Buch Über die Litteratur in bezug auf die sozialen Einrichtungen und das bekannte Werk über Deutschland, die Frucht eines längern Aufenthalts in Weimar und Berlin sowie des Verkehrs mit A. W. Schlegel und den Romantikern, die erste Stelle ein. Das Lob, das in dem letztern Werk dem Charakter sowie der poetischen und philosophischen Natur der Deutschen gespendet ward, reizte Napoleon so sehr, daß er durch seinen Polizeiminister Savary das Buch in Frankreich verbieten und die erste Auflage mit Beschlag belegen ließ. Frau v. Staël rühmte darin den Reichtum von Ideen, der sich in Dichtung und Wissenschaft kund gebe, den religiösen Sinn des Volks, der sich neben aller Geistesfreiheit des Einzelnen erhalten habe, die idealistische Philosophie, die der materialistischen Richtung ihrer Landsleute einen Damm entgegengeworfen. Im Gegensatz wider die gesetzgebende Autorität der französischen Akademie und ihre sprachordnende Tyrannei pries sie das Selbstvertrauen und die Selbstherrschaft des deutschen Geistes, der sich selber Gesetz und Regel sei, der bei all seiner Freiheit in der Dichtung nicht zu einer „Anarchie des Geschmacks, sondern zum Idealbegriff der Kunst und zu einer reichsten Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse geführt habe“. In allen Schriften der Frau von Staël entdeckt man ein klares gemäßigtes Urteil, Achtung vor jeder echten Natur und Seelenregung, Anerkennung aller berech-

tigten Eigentümlichkeiten. Sie verfocht die Eigenart der Völker und der Einzelnen gegenüber dem romantischen Katholizismus; gegenüber der nüchternen Verstandesrichtung der Aufklärung nahm sie die Unmittelbarkeit der Empfindung in Schutz; gegenüber dem konventionellen Formalismus der vornehmen Gesellschaft trat sie für Genie und Originalität in die Schranken; gegenüber der Frivolität empfahl sie Sittlichkeit und moralischen Ernst; gegenüber der materialistischen Zeitströmung redete sie dem Idealismus das Wort. Nach ihrer Verbannung aus Paris bereiste Frau von Staël die meisten Länder Europas und hielt sich abwechselnd in Coppet, dem reizenden Landsitz am Genfer See auf. Ihre Reiseeindrücke hat sie in dem Buch Zehn Jahre der Verbannung und in verschiedenen andern Werken niedergelegt. Unter diesen haben die beiden Romane: Delphine, eine Nachbildung der Neuen Heloise Rousseaus, in Briefen voll melancholischer sentimentaler Stimmungen, und Corinna, worin weibliche Wesen im Kampf mit den durch Sitte, Herkommen und Übereinkunft gesetzten Schranken geschildert werden, die größte Bewunderung erregt. Durch diese Romane, besonders durch die Corinna, in welcher das Ideal eines nach gesellschaftlicher Berechtigung ringenden Weibes mit glühender Phantasie gemalt und zugleich ein reizendes Bild von Italien entworfen wird, wurde sie die Vorläuferin der sozialen Romane der George Sand.

„In der Corinna und in der Delphine," urteilt Schlosser, „wird die kecke und nackte Verteidigung der Sinnlichkeit in der Liebe, die in den Romanen der George Sand ohne Scheu vorgetragen wird, unter dem Sophisma vom Gebundensein des Weibes an Konvenienz und von der Freiheit des Mannes versteckt. Corinna hat außer der genialen Leichtfertigkeit mit Goethes Wilhelm Meister auch die Ähnlichkeit, daß sich in ihr alles um deklamatorische Poesie dreht, wie bei Goethe um Kunst, und auch darin gleicht sie den in höhern Kreisen am meisten gelesenen Meisterstücken unsres aristokratischen Dichters, daß in ihr wie bei diesem und bei Heinse Italien zum irdischen Paradies wird. Als unser deutsches häusliches Leben als Philistertum, unsre Natur als nordische Prosa, unsre Religiosität des Herzens und Verstandes als Mangel an Kunstsinn und Beweglichkeit dargestellt ward, seufzten alle zarten Herzen in Berlin und Dresden nach Papismus, nach Italien als dem Land, wo Zitronen blühen, Orangen glühen, Kastraten singen und fromme Kunst den Mangel der Sittlichkeit erträglich macht. Die Corinna hatte ähnliche Wirkung in den Pariser Salons."

Nach Napoleons Sturz kehrte Frau von Staël nach Paris zurück, wo sie bis zu ihrem Tod auf die Litteratur und das öffentliche Leben Frankreichs im Geist des liberalen Konstitutionalismus zu wirken fortfuhr. Aus ihrem Kreis in Coppet gingen die Männer hervor, die, wie ihr Schwiegersohn, der Herzog von Broglie, ihr Freund Benjamin Constant, der Historiker und Staatsmann Guizot, während der Restauration und unter Ludwig Philipps Regierung an der Spitze der konstitutionellen Opposition standen und für Aufklärung und Fortschritt thätig waren, oder wie Bonstetten, der Vermittler deutscher und französischer Litteratur, der Geschichtschreiber Sismondi, humane und liberale

Bildung zu fördern suchten. Als Vorläufer der Tochter Neckers kann der als Publizist und diplomatischer Unterhändler thätige Genfer Mallet du Pan gelten, dessen Betrachtungen über die französische Revolution die gemischte Regierungsform als die der menschlichen Natur am meisten entsprechende Staatsordnung empfahlen, auf den Erfahrungssatz sich stützend, daß die Demokratie stets dem Militärdespotismus den Boden bereite. Auch Madame Récamier, die liebenswürdige und reiche Dame, welche alle Größen der Zeit in ihre Salons zu ziehen und zu ihren Verehrern zu machen verstand, gehörte dem Kreis der vermittelnden Richtung an, die man auch als die Genfer Schule bezeichnet hat.

Die liberale und doktrinäre Schule.

Als die Häupter dieser Richtung während der Restauration darf man die uns bekannten Staatsmänner, Deputierten und Schriftsteller B. Constant, Royer-Collard, Cousin u. a. betrachten. Benjamin Constant de Rebecque, ein frühreifes Talent ohne eigentliche Kindheit, ein Schriftsteller, der sich allen Eindrücken hingab, ohne etwas Ernstliches dabei zu empfinden, in einer zahllosen Menge von Briefen die kalte Ironie seines Herzens und Verstandes in allen Lebensverhältnissen der Welt offenbart hat, entwarf in dem Roman Adolphe ein Bild aus der vornehmen Gesellschaft voll tiefer psychologischer Beobachtungen über die Leidenschaften, Schwächen und Vorurteile der Menschennatur, die Abgründe der Eitelkeit und Selbstsucht. Im Jahr 1802 aus dem Tribunat entfernt, begab er sich nach Deutschland und teilte das Wanderleben der Frau von Staël. Wie sehr er für die deutsche Litteratur Neigung schöpfte, bewies er durch die Übersetzung von Schillers Wallenstein. Dieser Umgang mit der geistreichen Frau machte B. Constant ernster; er streifte die Frivolität seiner Natur ab und widmete sich in Göttingen eifrig den Studien. Die Frucht war das dreibändige Werk: Über die Religion, ihren Ursprung, ihre Formen und ihre Entwickelungen, an das sich ein nach seinem Tod veröffentlichtes Werk über den römischen Polytheismus anreihte. Nach der Abfassung einer Schrift politischen Inhalts: Über den Geist der Eroberung und Usurpation, ging er im Gefolge Bernadottes nach Paris und schloß sich den Bourbons an, trat dann aber während der hundert Tage in den Staatsrat. Die zweite Restauration nötigte ihn auf einige Zeit Frankreich zu meiden. Doch kehrte er 1816 wieder zurück und nahm in der Deputiertenkammer in den Jahren 1819 und 1824 seinen Sitz bei der Opposition, wo er neben Royer-Collard der bedeutendste Redner war.

Benj. Constant. 1767—1830.

Royer-Collard selbst, der einst neben Bailly im Gemeinderat von Paris gesessen, dann nach der Schreckenszeit in den Rat der Fünfhundert gewählt worden war, hatte die Überzeugung gewonnen, daß bei dem fortwährenden Wechsel der öffentlichen Meinung eine bleibende Autorität aufrecht erhalten werden müsse. In dieser Ansicht befestigte er sich mehr und mehr. Während des Kaiserreichs Professor der Philosophie an der Pariser Universität, wo er mit hinreißender Beredsamkeit vor einer begeisterten Jugend seine dem Sensualismus Condillacs entgegengesetzten Doktrinen vortrug, wurde er nach der Restauration

Royer-Collard. 1763—1845.

ein Verfechter der konstitutionellen Regierungsform. Das Erbkönigtum mit dem Repräsentativsystem erschien ihm als die geeignete Staatsordnung, um die durch die Revolution der Nation errungenen Rechte und Güter zu wahren und auszubilden. Im Gegensatz zu der herrschenden Reaktion stritt er in dem Abgeordnetenhaus für Freiheit des Glaubens, der Presse, des Unterrichts, für bürgerliche Gleichheit. Als die Julirevolution ausbrach, war er Präsident der Kammer. Er fügte sich dem neuen Regiment, das die Grundsätze der konstitutionellen Monarchie zu verwirklichen verhieß, doch ohne Begeisterung, und als Ludwig Philipp mehr und mehr in die rückläufige Bahn der Bourbons einlenkte, trat Royer-Collard gegen seinen ehemaligen Schüler Guizot wieder für die Freiheit der Presse in die Schranken.

Philosophie. Allgemein schlug man nach der Revolution andre Wege in der Philosophie ein. Die kritisch-skeptische Geistesrichtung des achtzehnten Jahrhunderts entsprach nicht mehr der modernen Weltanschauung der jungen Generation. Man richtete den Blick mehr dem Staats- und Gesellschaftsleben zu, strebte einen mehr positiven Boden zu gewinnen und schaute sich nach den Forschungs-
Comte. 1798–1857. resultaten andrer Völker um. So konnte August Comte aus Montpellier durch eifriges Studium aller praktischen Wissenschaften und durch eignes Nachdenken einen „Kursus der positiven Philosophie“, ein System ausbilden, welches alles menschliche Wissen umfassend die fortschreitende Vervollkommnung des Menschengeschlechts nachweisen und alle Geistesthätigkeit in einen harmonischen Einklang setzen sollte. Sein eklektischer Positivismus, welcher sich bald an den Sozialismus eines St.-Simon, bald an die mystisch-religiösen Anschauungen eines Bonald, de Maistre und Lamennais anlehnte, war viele Jahre hindurch von großem Einfluß auf die Ausbildung seiner Zeitgenossen. Von noch größerer
Cousin. 1792–1867. Bedeutung war Viktor Cousin, welcher, eingeweiht in die weitern Gesichtskreise einer Frau von Staël, eines Benjamin Constant und Royer-Collard, durch längern Aufenthalt in Deutschland mit den Systemen der deutschen Philosophen, insbesondere Hegels, vertraut, der eigentliche Begründer der eklektischen Philosophenschule in Frankreich ward. Sowohl als gefeierter Lehrer auf dem Katheder als durch seine elegante Geschichte der Philosophie und durch viele kritische gelehrte Arbeiten übte Cousin einen bedeutenden Einfluß auf die französische Jugend und die zeitgenössische Bildung. Auch Jouffroy, ein kräftiger philosophischer Geist, huldigte den Grundsätzen Comtes und Cousins. Nach der Julirevolution wurde der Eklektizismus zur Staatsphilosophie. Für die Verbreitung und Popularisierung desselben wirkte besonders einflußreich Maxi-
Littré. 1801–1881. milian Paul Littré, einer der vielseitigsten Gelehrten Frankreichs im neunzehnten Jahrhundert. Ausgehend von der medizinischen Wissenschaft, die er durch gelehrte Forschung in vielen Schriften bereichert und beleuchtet hat, wandte er sich später hauptsächlich dem Studium der Sprache und Litteratur zu. Unter den gründlichen Werken in diesem Fach hat besonders sein Wörterbuch

der französischen Sprache im In- und Ausland große Anerkennung gefunden, ein Werk, das ebensowohl von dem kritischen Sammlerfleiß des Verfassers als von seinen tiefen historischen Kenntnissen des gesamten romanischen Sprachschatzes ein rühmliches Zeugnis giebt.

2. Romantik und katholische Litteratur.

Der philosophische Materialismus des achtzehnten Jahrhunderts hatte in dem atheistischen und gotteslästerlichen Treiben der Revolutionsmänner seinen praktischen Höhepunkt erreicht. Es war daher ganz natürlich, daß man nach Bewältigung der Revolution auf die Wiederbelebung des religiösen Sinnes im Volk hinarbeitete und durch das Christentum die Wunden zu heilen suchte, welche die kirchenfeindliche Philosophie geschlagen. Schon Frau von Staël hatte auf die Notwendigkeit einer religiösen Wiedergeburt hingewiesen und während des Konsulats mit dem Vikomte de Chateaubriand, dem Begründer der christlichen Romantik in Frankreich, in geselligem Verkehr gestanden. Bonaparte selbst und seine Brüder und Schwestern begünstigten diese die Wiederherstellung der gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung fördernde Richtung in der Litteratur. Als Chateaubriand, der gleich vielen andern Edelleuten der Bretagne beim Ausbruch der Revolution nach Amerika ausgewandert war, nach dem 18. Brumaire mit Fontanes, dem rhetorischen formgewandten Dichter (Le cri de mon coeur; La Forêt de Navarre; Le verger) und kunstfertigen Konventsredner (Lobrede auf Washington), nach Frankreich zurückkehrte, erhielt er einen Anteil an der weitverbreiteten Zeitschrift Mercure de France. Angeregt von den Schriften Rousseaus und Bernardins de St.-Pierre, veranschaulichte er in den zwei christlichen Erzählungen: Atala und René die Idee eines religiösen Naturlebens und fand durch sein großes poesiereiches Werk: Geist des Christentums so viel Beifall, daß er mit Ehren und Gnadenbezeigungen überhäuft wurde. Er wurde bald die Seele der geistreichen Kreise, die sich, wie in der alten monarchischen Zeit, um Fontanes, den begünstigten Prunkredner der Napoleonischen Herrschaft im Senat und Gesetzgebenden Körper, um Joubert, den Kritiker und Ästhetiker (Recueil de pensées), um Portalis, den rechtskundigen Ratgeber Napoleons bei Abfassung des Code und des Konkordats und um einige Damen, besonders Madame Récamier in Paris zusammenfanden. „In der entlegenen Bretagne geboren, unter einem Stamm altväterlichen Glaubens und Aberglaubens, als Edelmann in einer ärmlichen Familienumgebung, von dem adelstolzen Vater durch harte Erziehung in sich gescheucht, von der frommen Mutter und einer überspannten Lieblingsschwester verwöhnt, war Chateaubriand frühe in ein Phantasieleben versunken, das ihn geistig und körperlich überreizte, in einen Hang zur Einsamkeit, Schwermut und Menschenscheu, in eine stumme Träumerei, in der er mit Phantomen eingebildeter Liebe verkehrte und kränkelnd über Selbst-

Romantische Poesie.

Chateaubriand. 1768–1848.

Fontanes. 1757–1821.

mord brütete." Die Revolutionsgreuel hatten sein weiches Herz empört und ihn zur Flucht über den Atlantischen Ozean und nach seiner Rückkehr in die Reihen der Emigranten in London getrieben. Von Sorgen und Zweifeln zerrissen, wurde er durch die letzten Ermahnungen seiner in Not und Elend gestorbenen Mutter zur Religion und zum Glauben der Väter hingezogen. Schon in Amerika hatte er den Plan zu einem großen Heldengedicht entworfen, welches den Naturmenschen im Gegensatz zur Zivilisation darstellen sollte. Als Stoff diente ihm das tragische Schicksal der Natchez in Louisiana, wo im Jahr 1729 der eingeborne Stamm und die dort angesiedelte französische Kolonie den Untergang fanden (XIII, 200). Nach seiner Angabe waren Atala und René Bruchstücke oder Episoden dieses großen Heldengedichts über die Natchez. Unter den französischen Kolonisten in Amerika, wo noch die ursprünglichen Sitten, die alten Volkslieder und Sprachformen, die religiöse Gesinnung des sechzehnten Jahrhunderts fortdauerten, und unter den Wilden in den Wäldern und Wüsten hatte Chateaubriand das konventionelle Wesen abgeworfen und sich die Idee von religiösem Naturleben gebildet, die seinen ersten Schöpfungen ihren Reiz gab. Es war die Wahrheit, die Neuheit in den Gemälden und Empfindungen, was die Romane René und Atala dem französischen Volk und allen nach religiöser Wärme und christlichem Gefühl verlangenden Gemütern ohne Unterschied der Konfession wert und anziehend machte. „In der litterarischen Wüste erschienen diese Werkchen mit ihrer neuen Fremdartigkeit, ihrer Mischung von Christentum, Gemüt, Natur und Wildheit wie rettende Oasen." Der Roman Atala, worin Chauteaubriand die Sitten und die Lebensweise eines zwei Jahre lang von ihm beobachteten nordamerikanischen Volksstammes schilderte, erlangte wie der verwandte Roman René schnell die weiteste Verbreitung, noch ehe beide dem großen Werk: Geist des Christentums, das der Dichter zur Zeit der Konkordatsverhandlungen in dem Landhaus seiner Freundin und Verehrerin, der Frau von Beaumont verfaßte, als episodische Bruchteile beigefügt wurden. Dieses berühmte Werk, Génie du Christianisme, welches das Christentum ganz in das Gebiet der Schönheit hinüberspielt, die Religion zu einem Gegenstand des ästhetischen Genusses macht, enthält Chateaubriands poetische Religion und seine katholische Philosophie in Geschichten, Bildern und frommen Träumen. Es war die Heilige Schrift der Herren und Damen der Salons, denen das biblische Christentum zu nackt und zu trocken erschien, eine poetische Rechtfertigung der christlichen Überlieferungen und Mysterien, der heiligen Legende und Sage, an den Schönheitssinn und die Einbildungskraft gerichtet. Der glänzende Stil, die landschaftlichen Schilderungen, die weichen Töne einer bilderreichen poetischen Prosa und die vollendete Darstellung erregten nicht minder Beifall und Bewunderung als der christliche Inhalt und Ton. Vor allem aber kam dem Dichter die herrschende Stimmung jener Tage zu statten, als durch den Abschluß des Konkordats „sich alle frommen Seelen gerettet glaubten und selbst die Nüchternen

nicht ohne eine freudige Rührung zu den unvergessenen Gefühlen und Gebräuchen der Religion zurückkehrten".

Die Tochter der Wüsten, Atala, ein Chactas und ein Pater Aubry, dem die Indianer vor Jahren die Hände abgehauen und der das wilde Liebespaar mit den Vorstellungen und Gefühlen eines sentimentalen Christentums über die Leiden der irdischen Welt tröstet, waren als Hauptpersonen eines Romans oder einer Erzählung ganz unerhörte Erscheinungen und fielen gerade in eine Zeit, als das Konkordat eine neue papistisch-bonapartische Kirche in Frankreich an Stelle der alten gallikanisch-bourbonschen stiftete. Das Neue erschien also im Roman wie im Leben unter alten Formen. „In René hat Chauteaubriand sein eignes Wesen und den Dämon seiner Zeit mit einer erschreckenden, aber zugleich hinreißenden Wahrheit gezeichnet", urteilt Julian Schmidt. „Man hat René mit Werther verglichen: beide sind gebrochene Existenzen, die ersten Typen jenes krankhaften Gefühls, welches die jüngern Dichter unter dem Namen des Weltschmerzes ausgebeutet haben. In René glüht ein wildes düsteres Feuer, welches nur verzehrt, ohne zu wärmen; es ist ein Herz ohne eigentlichen Inhalt, ohne Glauben und Hoffnung, von einem dämonischen Zerstörungstrieb besessen, der ihm das Leben wie seine eigne Seele als eine Wüste erscheinen läßt." Melancholisch und unstät umhergetrieben, wird René von einem großen Seelenschmerz erfaßt. Seine Schwester Amelie trägt eine leidenschaftliche Liebe für den Bruder im Busen und sucht im Kloster Ruhe und Vergessen. Er reist nach Amerika, wird Krieger eines indianischen Stammes, nimmt ein indianisches Weib, Celuta, und beteiligt sich an den Jagden und Kämpfen der Natchez, wie in dem Roman dieses Titels weiter erzählt wird. Bei dem Hinschlachten dieses Stammes findet auch René seinen Untergang. Er erfuhr noch zuvor den Tod seiner Schwester im Kloster und legte seine Empfindungen und seinen verzweifelnden Schmerz in einem Brief an Celuta nieder, auf den Chateaubriand noch im hohen Alter mit Stolz zurückblickte. Der Roman ist ein Epos in Ossianscher Prosasprache. Die beiden lose miteinander verbundenen Erzählungen Atala und René, in autobiographischer Form, sind ausgezeichnet durch poetische Naturschilderungen und durch einen Reichtum von anschaulichen Bildern und Gleichnissen. „Was Chateaubriand im Génie du Christianisme als den Inhalt der christlichen Religion verherrlicht, das ist der äußere Pomp, die Symbolik, der bunte Zeremonien- und Legendenschmuck der Kirche des Mittelalters, und zu gunsten dieser phantastischen Schwärmerei, die an die Stelle der scholastischen Kirchenlehre tritt, wird immerdar nur das Gefühl und die Phantasie angerufen." Von ähnlichem Geist wie der Genius des Christentums ist der kleine Roman aus der Maurenzeit Granadas, Les aventures du dernier Abencérage, eine Elegie auf die untergegangene Ritterlichkeit, ein harmonisches Kunstwerk, das, ebenso sehr zur Phantasie wie zum Herzen sprechend, zur Wiederbelebung der Romantik wesentlich beitrug.

Nach dem Tod des Herzogs von Enghien (S. 154) wandte sich Chateaubriand von dem Napoleonischen Herrscherhaus ab. Er entsagte der diplomatischen Stelle, die ihm der Kaiser in Rom und in der Schweiz übertragen, und unternahm, schwer verwundet im Herzen durch den Tod seiner Schwester Lucile, des Vorbilds der Amelie im René, eine große Reise nach Griechenland, Ägyp- 1806.
ten, Jerusalem, und zurück über Spanien, als deren Ergebnis man nicht nur sein Itinéraire ansehen darf, sondern auch die epische Dichtung: Die Märtyrer, worin er die Vorzüge des Christentums vor dem griechischen Heidentum in glänzenden

und erhabenen Zügen, aber mit vieler Übertreibung, Unwahrheit und Parteilichkeit darzuthun sucht. In der Pilgerfahrt nach Jerusalem sind die Eindrücke und religiösen Gefühle des Dichters, die Empfindung bei dem Anblick der heiligen Orte, die mächtige Wirkung der vom historischen Hauch geweihten Natur des Morgenlandes treu und anziehend geschildert.

„In allen Schriften Chateaubriands," urteilt Schlosser, „findet man glücklich gewählte Bilder und Ausdrücke, Frische, Originalität und dichterisches Leben; aber man darf nicht erwarten, daß die Begriffe, die er vorträgt, die ruhige Prüfung des Verstandes aushalten, oder auch nur, daß sie unter sich übereinstimmen, noch viel weniger, daß sie ein harmonisches Ganze bilden. Sobald er über das Malen und über die Ausführung gewisser Sätze im kleinen hinauskommt, sobald die Gegenstände größer werden, darf man seiner Beweisführung nicht mehr trauen. Man sucht das Urteil eines ruhig prüfenden und forschenden Weisen vergeblich bei ihm; man findet dagegen überall das Kolorit eines farbenkundigen, erfinderischen Malers. Sein Stil ist zuweilen allerdings erhaben; allein er sinkt stellenweise auch sehr tief herab; dies merkt man dann am meisten, wenn er die Nachahmung der Alten zu weit treibt und dadurch kalt wird. Gleichwohl ist bei allem seinem Anschmiegen an den Geschmack der vornehmen Welt seiner Zeit etwas von der Unabhängigkeit der ihm in frischer Jugend in den amerikanischen Wildnissen zu teil gewordenen Eindrücke zurückgeblieben."

Als mit der Restauration Chateaubriands religiöse und politische Ansichten den Sieg erlangten, ging für den Dichter das goldene Zeitalter an. Noch in den kritischen Tagen des Schwankens und der Unbestimmtheit hatte seine mit Schmähungen, Lügen und Übertreibungen gegen Napoleon gefüllte Schrift: Von Bonaparte und den Bourbonen einen solchen Einfluß auf die öffentliche Stimmung in Frankreich geübt, daß sie Ludwig XVIII. an Wert einer Armee gleichstellte. Bald wurde er nun Minister, Gesandter an verschiedenen Höfen, Teilnehmer am Kongreß zu Verona, Verteidiger der legitimen Königsmacht in mehreren politischen Schriften, doch trieb ihn seine wandelbare und elastische Natur auch manchmal zur Opposition. Der Ultraroyalist und Verbündete der Heiligen Allianz teilte zeitweise das Heerlager der Liberalen. Als Anhänger und Verfechter der Legitimität trat er nach der Julirevolution aus der Pairskammer und verteidigte die Rechte der ältern Bourbonschen Linie in verschiedenen Flugschriften, mit heftigen Schmähungen auf Ludwig Philipp und seine Anhänger, bis der klägliche Ausgang der Herzogin von Berry in der Vendée seinen romantischen Royalismus schwächte. Seine Denkwürdigkeiten von jenseit des Grabes (Mémoires d'outre-tombe) tragen in ihrer geschwätzigen Ruhmredigkeit und Selbstüberschätzung die Spuren des Alters an sich. Man gewinnt daraus den Eindruck, daß er in seinen Lebensansichten sich vielfach nach den Zeitumständen, nach der herrschenden Meinung richtete, daß seine Begeisterung oft mehr eine gekünstelte als aufrichtige und wahrhaftige war. Er bewegte sich fortwährend zwischen zwei Leben, die miteinander nichts zu thun haben, dem poetisch träumenden und dem thätigen.

Mit Chateaubriand trat ein neues Element in die französische Litteratur ein und gewann bald einen breiten Boden, die Romantik und die Poesie des katholischen Christentums. Daß die deutsche romantische Dichtung der Zeit dabei nicht ohne Einfluß gewesen, haben wir oben angedeutet. Nicht als ob eine bewußte Nachahmung stattgefunden hätte, allein der vorherrschende Zug des Jahrhunderts führte in beiden Ländern zu denselben Wegen und Anschauungen. Auch in Frankreich nahm die Romantik fortan eine bedeutende Stellung in den poetischen Erzeugungen ein, wenn sie auch nicht so sehr die andern Richtungen überflügelte wie in Deutschland. Mehrere der namhaftesten und einflußreichsten Schriftsteller der Bourbonschen Zeit verfolgten dieselbe Bahn. So in erster Linie Chateaubriands Freund und Gesinnungsgenosse, der Vikomte de Bonald, Bonald. 1754—1840. der schon als Emigrant zu Heidelberg während der Revolutionszeit das legitime Königtum in einer dunkeln metaphysischen Schrift anpries, nach der Restauration einer der thätigsten Vorkämpfer der absoluten Monarchie und des kirchlichen Ultramontanismus war und die verhaßte Volksherrschaft durch eine „Herrschaft Gottes", durch eine neue Theokratie mit hierarchischen Stützen verdrängen wollte, bis die Julirevolution seiner Wirksamkeit ein Ziel setzte. Schon Bonald war ein Anhänger des Jesuitenordens und ein Verfechter der päpstlichen Unfehlbarkeit; aber noch eifriger und geschickter kämpfte für beide der Graf Joseph de Maistre aus Chambéry seit 1803 längere Zeit sardinischer Maistre. 1754—1821. Gesandter in Petersburg. Im bürgerlichen Leben unsträflich, gerecht und einfach, ein heiterer liebenswürdiger Gesellschafter und Weltmann von feinen Sitten, aber eitel und eingebildet auf seine litterarischen Leistungen, auf die Unfehlbarkeit seiner Gedanken und Ansichten war er ein hervorragender Kämpe für das Prinzip der Erhaltung und des Rückschritts. Schon im Jahr 1795 sprach er in den Betrachtungen über die französische Revolution den Gedanken aus: der Mensch sei eine blinde Maschine in der Hand Gottes und die Greuel der Revolution seien die göttliche Züchtigung für die Auflehnung gegen seine Gebote. Von Frankreich sei der Umsturz der göttlichen Institutionen ausgegangen, von da müsse auch die Wiedereinführung und die Umkehr ausgehen, das sei die von der Vorsehung gestellte Aufgabe des Landes. In seinen Schriften über das Papsttum, über die gallikanische Kirche und in seinen Petersburger Abenden sieht er nur in einem theokratischen, absoluten Königtum und in der unbedingten Herrschaft der Kirche auf dem ganzen geistigen Gebiet das Heil für die durch die Erbsünde verderbte Menschheit. Er bricht nicht nur über die ganze Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts und über die Reformatoren und ihr Werk den Stab, selbst die Verbreitung der Heiligen Schrift unter dem Volk ist ihm ein Greuel; „der Kirche allein gehört das lebendig fortgepflanzte abgewogene Wort, die Schrift, die Verfassungsurkunde der Reformation, ist das stumme Wort, ist ein falscher Gott". Das Papsttum ist ihm das sichtbare Symbol der Vorsehung; die Päpste sind nach ihm die Ordner, Schützer und Retter, die wahrhaft konsti-

tuierenden Genien Europas. Die Religion selbst dient ihm nur als Bollwerk zur Verteidigung der sozialen Zustände, zur Befestigung und Erhaltung der Autorität, nicht als Heiligung für die Seele. Maistre liebte es, seine Ansichten auf die Spitze des Paradoxen zu treiben und mit scharfer Ironie die extremsten Meinungen mit schlagfertigem Witz und geistreicher Wendung zu verfechten. Er verteidigt den Herd des Christentums, sagt Nisard, „wie man sein Vaterland gegen den Angriff des Fremden verteidigt, mit allen Waffen der Zerstörung, welche das Kriegsrecht erlaubt, hart gegen die Ideen mehr als gegen die Personen in dem Glauben, daß es ebensowenig erlaubt sei, nachsichtig zu sein auf Kosten der Wahrheit, als freigebig mit dem Geld andrer". Die französische Charte ist ihm verhaßt, weil alles, was durch die menschliche Weisheit vorausgesehen und festgesetzt ist, den Ruhm der göttlichen Vorsehung beeinträchtigt. Nach ihm entscheidet nicht der innere Gehalt oder die Wahrheit der Glaubenslehren, sondern die Festigkeit der Organisation über den Wert der Kirche. Louis Claude Saint-Martin dagegen, der „unbekannte Philosoph", der im Gegensatz gegen den fanatischen Klerikalismus selbst in den Schreckenstagen der Revolution von dem Geheimnis des Herzens und seinem Zug zu Gott träumte, und in der Seele des Menschen den Abglanz Gottes erblickte, der die Wahrheit aller Dinge erkennt oder schaut, stellte seinen dem Görlitzer Theosophen Jakob Böhme nachgebildeten mystischen Pantheismus als Religion für Eingeweihte über den Kirchenglauben der Menge; für die äußere Kirche hatte er keinen Sinn. Sein Ideal waren die stillen Versammlungen schöner Seelen, in denen man sich liebevoll von den Geheimnissen des Geistes unterhielt.

St.-Martin. 1743—1803.

Frei von dieser religiösen Mystik, aber ebenfalls dem Bourbonschen Königtum ergeben und darum von Napoleon viel verfolgt, war der als vielseitiger Gelehrter, Kritiker und Dichter bekannte Charles Nodier aus Besançon, ein begeisterter Bewunderer der deutschen Dichtkunst und besonders des Goetheschen Werther, durch die Verpflanzung deutscher Ideen einer der ersten Begründer der romantischen Schule in Frankreich. Er handhabte die französische Sprache und Grammatik mit meisterhafter Gewandtheit. Unter seinen romantisch angehauchten Novellen sind am bekanntesten: Stella; Der Maler von Salzburg; Smarra oder die Dämonen der Nacht, Phantasiebilder aus einer übersinnlichen Traumwelt; Jean Sbogar; Therese Aubert und seine Erzählungen und Balladen. Seine Figuren sind chimärisch, aber die Anmut des Stils umgibt diese Schattenbilder mit einem poetischen Anhauch. Nodiers Vorliebe für Deutschland teilte auch Delatouche, Lyriker, Idyllendichter und Romanschriftsteller, der an überspannten und phantastischen Gebilden Gefallen fand. Noch weiter ging Henri Beyle (pseudonym Stendhal), der das Wesen der neuen Litteratur in einem affektierten Haschen nach Originalität, nach paradoxen Ideen und Widersprüchen gegen Herkommen und Sitte suchte. In der Bewunderung italienischer Kunst und italienischen Lebens hält er den deutschen Romantikern das Gleichgewicht.

Nodier. 1780—1844.

Beyle. 1783—1842.

Hat schon Chateaubriand in seinem langen, vielbewegten Leben manche Sprünge und Wandlungen der Gesinnungen und Anschauungen gezeigt, so war dies in noch höherm Grad der Fall bei seinem Landsmann Hugues Felicité Robert de Lamennais. Geboren in St.-Malo in einer wohlhabenden Familie, die aber in der Revolution ihr Vermögen verlor, mußte Lamennais frühe für seinen eignen Unterhalt sorgen. „All sein Leben lang kränkelnd, aufgewachsen ohne eine weltliche Jugend, unter der Zucht eines ältern, streng geistlichen Bruders, ein Schnellleser, der zahllose Bücher durchraste, in innigerm Verkehr mit den Toten als den Lebenden, war er alt schon in jungen Jahren, leidend an einer verzehrenden Melancholie, ein einsamer Autodidakt, der vorzeitig auf Ideen und Systeme ausstrebte, während Geist und Scharfsinn all sein Leben lang mit kindlicher Naivität und unerfahrener Unwissenheit in ihm zu streiten hatten." Er widmete sich dem geistlichen Stand und ging während der Restaurationszeit auf die ultramontanen Bestrebungen des Tags mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seiner Natur ein. In den Schriften von Görres und den Häuptern der deutschen Romantik, die er eifrig las, fühlte er die verwandte Richtung heraus. Ein Mann der Phantasie versenkte er sich in das Dogma von der unfehlbaren Autorität des Papsttums. Hatte er schon in der Kaiserzeit durch seine von der Polizei unterdrückte Schrift: Reflexionen über den Zustand der Kirche im achtzehnten Jahrhundert und in der Gegenwart, in prophetischer Sprache verkündet, daß die Autorität der Kirche die Pforten der Hölle überwinden werde, so wurde er unter der Restauration durch das bedeutsame Buch: Über die Indifferenz in Sachen der Religion, das allmählich zu vier Bänden anwuchs und eine Reihe von Auflagen erlebte, einer der hervorragendsten Streiter der herrschenden Zeitideen, ein Vorkämpfer der Kirchenlehre gegenüber dem Unglauben, der Zweifelsucht, der Aufklärungsphilosophie. Mit eindringlicher, volkstümlicher Beredsamkeit, die er meisterhaft zu handhaben verstand, wußte Lamennais auch den Gleichgültigen aufzuwecken. Vernunft und Wissenschaft haben in seinen Augen keine Geltung gegenüber der Offenbarung, der geheimnisvollen mächtigen Autorität der Kirche und des Stellvertreters Christi. Der protestantische Geist in England und in Genf war ihm Stickluft. Toleranz ist ihm gleichbedeutend mit Abtrünnigkeit. In den hochkirchlichen Kreisen war Lamennais ein gefeierter Streiter; Papst Leo XII. hängte sein Bildnis im Audienzzimmer des Vatikan auf und empfing ihn bei einem Besuch in Rom (1824) mit großer Auszeichnung. Dies führte den Philosophen immer weiter auf der ultramontanen Laufbahn. In einer Schrift: Über die Religion in ihren Beziehungen zur politischen und bürgerlichen Ordnung, verdammte er die Deklaration von 1682, das Grundgesetz der gallikanischen Freiheiten (XII, 395) in so scharfen Worten und mit so heftigen Ausfällen gegen Zustände des Staats und der Gesellschaft in der Gegenwart, daß selbst in jener hochkirchlichen Zeit (1826) eine Anklage gegen den Verfasser erhoben und die Unterdrückung der Schrift verhängt ward. In

Lamennais. 1782—1854.

den klerikalen Hofkreisen sah man es nicht gern, daß religiöse Zeit- und Streitfragen durch die Presse auf den großen Markt gebracht wurden. Man glaubte durch Intrigen und die Mittel einer parteiischen verfolgungssüchtigen Staatskunst sicherer zum Ziel zu kommen. Selbst in Rom trug man Bedenken, den übereifrigen Vorkämpfer der streitenden Kirche mit dem apostolischen Schild zu decken. Nun schwieg Lamennais einige Jahre, verbittert auf Rom, das ihn aus Furcht und Schwäche im Stich gelassen habe, und grollend auf die Regierung, die seine Maßlosigkeiten nicht dulden wollte. In diesen Jahren vollzog sich in seinem Innern der Umschlag, der ihn aus den Armen des Romanismus, dessen Haupt und Glieder in seinen Augen abgestorben waren, mehr und mehr auf die Seite des Volks drängte und zum Entwurf eines Bundes des Katholizismus mit der Freiheit trieb. Die Julirevolution rief ihn von neuem auf den Kampfplatz. In der Zeitschrift L'Avenir, die er mit dem jungen Grafen Montalembert, mit den Geistlichen Lacordaire und Gerbet und einigen weltlichen Mitarbeitern gründete, stellte er Ansichten auf, die sowohl der Regierung als der römischen Kurie und der Hierarchie mißfielen. Hatte er früher der Herrschaft der Kirche über die Welt das Wort geredet, so forderte er jetzt unbedingte Freiheit, Freiheit der Kirche, der Presse, des Unterrichts. Die Geistlichkeit sollte unabhängig vom Staat sein, die Kirche arm aber frei, Schule und Unterrichtswesen nicht mehr unter der Oberleitung der Universität stehen. Dabei trat er aber doch der ganzen liberalen Zeitbildung schroff entgegen, indem er alle Philosophie, den freien Gebrauch der Vernunft und Denkkraft, die zum Skeptizismus führe, verdammte. Diese Herausforderung erregte Anstoß. Von den weltlichen Gerichten verurteilt, suchte Lamennais Schutz und Hilfe in Rom. Aber auch die Kurie erklärte sich gegen den kühnen Kriegsplan des kirchlichen Streiters. Gehorsam dem Papst, aber tief verletzt in seinem Innern, unterwarf sich Lamennais der Autorität und leistete den verlangten Widerruf (11. Dezember 1832). Damit trat eine Wendung in seinem geistigen Leben ein. Von dem Legitimismus der Bourbonen verlassen, von dem Liberalismus der Juliregierung verstoßen, von dem päpstlichen Stuhl verleugnet, warf er sich dem Demokratismus in die Arme und wurde im Namen der Religion der Prophet der Revolution. An die Stelle der päpstlichen Autorität, die er bisher verkündigt, setzte er nunmehr die Autorität des Volks und wurde ein christlicher Demagog, der für das Volk alle Menschenrechte als religiöses Erbteil forderte. Kaum ein Jahr nach seinem Widerruf ließ er das Buch Paroles d'un croyant in die Welt ausgehen, das über hundert Auflagen erlebte und in alle Sprachen übersetzt wurde. „In einer feurigen Sprache," so kennzeichnet Julian Schmidt das merkwürdige Buch, „noch ausgestattet mit den alten Bildern des Christentums, in Visionen, welche die Phantasie um so lebhafter anregten, je dunkler sie waren, wurde hier das Evangelium der Freiheit und Gleichheit verkündet, wie es ungefähr Robespierre und St.-Just vorgeschwebt hatte." Es waren poetische Bilder in biblischer Prosa. Die Verur-

teilung seines Buches in Rom erhöhte seine Bitterkeit gegen das Papsttum. In seinen spätern Schriften: Affaires de Rome und Le livre du peuple, warf er alle Rücksichten gegen Hierarchie und Kirchenlehre von sich. Das letztere Buch ist eine Verherrlichung des souveränen Volks mit Ansätzen zu sozialistischen Gesellschaftsorganisationen. Die herrschende Bourgeoisie wird durch die Lehre von der christlichen Liebe, Freiheit und Brüderlichkeit bekämpft; in dem Buch: Von der modernen Sklaverei (1840) wird der Aufruhr und Bürgerkrieg gerechtfertigt. Eine gerichtliche Verurteilung zu einjähriger Gefängnisstrafe erhöhte in jenen Jahren der politischen Aufregung sein Ansehen. Nun folgten noch mehrere Schriften religionsphilosophischen Inhalts, die alle das Ziel hatten, das Christentum den demokratischen Ideen dienstbar zu machen, ein Evangelium der Freiheit und Volkssouveränität aufzustellen, aus der Heiligen Schrift alle Wahrheiten der sozialen Ordnung abzuleiten, bis die Februarrevolution, die ihn in die Reihen der Volksvertreter berief, ihm Gelegenheit bot, auf einem größern Forum im Sinn seines Systems zu wirken. Seine letzten Schriften gaben Zeugnis von seinem Ringen, für seine demokratischen Staatsdoktrinen eine christlich-philosophische Quelle und Unterlage zu finden. Dabei verflüchtigt sich ihm aber unter der Hand sein Christentum zu einem Pantheismus, wonach Gott das Absolute ist, welches sich nur in der endlichen Erscheinung geltend macht, und der Mensch wie die ganze Schöpfung den Gesetzen der eignen Natur folgt. Die Kirche hat an Lamennais' Sterbebett keine Triumphe gefeiert. Nach seiner letztwilligen Verfügung wurde er ohne priesterliche Mitwirkung bei den Armen auf Père Lachaise begraben, unter großer Beteiligung des Volks.

Einen ähnlichen Gang geistiger Entwickelung machte Alex. Guiraud, Guiraud. 1788—1847. der in Romanen, in einem christlichen Epos Flavien und in einer katholischen Philosophie der Geschichte die Gegensätze und Kämpfe der bösen und guten Elemente in der Menschenwelt darstellte, um zu beweisen, daß die Theokratie und der christliche Sozialismus die beste Staatsordnung sei. Die römische Kirche wußte aus jeder politischen Umwandlung Vorteil zu ziehen. Klerikale Zeitschriften, wie die Gazette de France, gegründet von Abbé Genoude, dem Verfasser der Geschichte einer Seele, Selbstbekenntnisse im Sinn Augustins, wie die Quotidienne unter Berryers Einfluß, wie das Univers des fruchtbaren, fanatischen Publizisten und Romanschriftstellers Louis Veuillot, empfahlen den päpstlichen Absolutismus als Heilmittel aller politischen Krankheiten, die Kirche als Stütze und Beschützerin aller Gewalt, möge sie auf dem Thron oder in der Hand des Volks ruhen.

C. Die englische Litteratur.

1. Volksdichtung. Walter Scott.

Neue Geschmacksrichtung. Die großen geschichtlichen Begebenheiten, welche England zu einer Weltmacht ersten Ranges erhoben und das nationale Selbstgefühl mächtig gestärkt haben, machten sich auch in dem geistigen Schaffen bemerkbar und gaben den Anstoß zu einer poetischen, publizistischen und historiographischen Fruchtbarkeit, die nicht nur mit den übrigen europäischen Kulturländern gleichen Schritt hielt, sondern in manchen Zweigen neue Vorbilder schuf, da ein großes öffentliches Leben ihr als Unterlage diente und sich in den Gebilden des Geistes und der Phantasie abspiegelte. Denn alles Große und Gewaltige gibt der Seele einen Aufschwung und befruchtet die poetische Kraft. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts machte sich die englische Litteratur allmählich frei von dem französischen Einfluß und Regelzwang, und kehrte wieder zu ihrer nationalen Eigentümlichkeit, zu den einheimischen Stoffen und Dichtern zurück. Auf die Wendung des Geschmacks übte die neue Romantik, der sich auch England nicht zu entziehen vermochte, einen großen Einfluß, aber der gesunde, jeder Übertreibung widerstrebende Sinn der Nation bewahrte die Litteratur vor der krankhaften Entartung, in welche die französische und deutsche Romantik verfiel. Das Zurückgehen auf die Vergangenheit hatte in England zunächst die Folge, daß man das Mittelalter mit seinem poetischen Reichtum dem jüngern Geschlecht nahe zu führen suchte, indem man die alten Balladen und Volksdichtungen sammelte, oder in Romanen und geschichtlichen Schilderungen das Leben der untergegangenen Welt in allen seinen Erscheinungen zur Anschauung brachte, daß man den während der Herrschaft des französischen Geschmacks ganz vernachlässigten Dichtungen Shakespeares wieder die gebührende Anerkennung zollte, zumal seitdem man in Deutschland diesen Dichterhelden so hoch stellte und der große englische Schauspieler David Garrick (1716—1779) durch sein meisterhaftes Spiel der Nation die ganze Tiefe und den unendlichen Reichtum der Shakespeareschen Dramen zum Verständnis brachte. Aus dieser Rückkehr zur poetischen Vergangenheit flossen die Ossianschen Gesänge des Macpherson (XIII, 119), floß die schöne Sammlung altenglischer Volksballaden des Thomas Percy (Reliques of Ancient English poetry), das anziehende Spiegelbild eines nationalen Heroenzeitalters wie die deutschen Volkslieder und Sagen in des Knaben Wunderhorn.

Schottland. Am frühesten ging man von dem französischen Geschmack in Schottland ab, in jenem von dem Mittelpunkt des politischen Lebens entlegenen Land, wo die konventionelle Poesie die heimische Volksdichtung nie ganz zu verdrängen vermocht, wo eine reiche Fülle von volkstümlichen Geschichten, Sagen, Balladen

und Liedern sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hatte, „wo in den Grenz- und Hochlanden ein musikliebendes, heimatfrohes Volk, noch sehr entfernt von der eintönigen Mühsal des englischen Fabrikarbeiters, ein ungebundeneres Leben führte und an den alten Überlieferungen des Volksgesangs, des Aberglaubens und des politischen Sondergeistes fest hielt", wo eine lebensfrische periodische Presse sowohl auf die staatlichen als litterarischen und ästhetischen Ansichten einen bestimmenden Einfluß übte. Die Zeitschrift Edinburgh Review, an welcher Francis Jeffrey, der witzige Sidney Smith und andre Studien- und Gesinnungsgenossen Broughams arbeiteten, wurde das Tribunal einer freisinnigen und maßvollen Kritik, ein Magazin ernster und tiefer Forschungen im Geist des vernünftigen Fortschritts, während die von Walter Scott gegründete Quarterly Review die Erhaltung von Recht und Verfassung in Kirche und Staat nach den altenglischen Anschauungen verfocht. Eine Reihe von schottischen Dichtern, zum Teil den untern Ständen angehörig, setzten der englisch-französischen Kunstpoesie eine einfache, gemütvolle Naturdichtung entgegen; die reiche Natur und das sinnige Seelenleben des Volks, sowohl in der Wirklichkeit als in den alten Nationalgesängen, war die unversiechbare Quelle ihrer dichterischen Thätigkeit. „Anfangs die Genies und Versemacher ihres kleinen Geburtsortes, Dorfes oder Städtchens, erweiterten sie allmählich den Kreis ihres Ruhms, indem sie entweder die Umgegend bereisten, oder mit Hilfe freiwilliger Abschreiber ihre kunstlosen Dichtungen ganzen Bezirken zufließen ließen." Der erste, der diese Bahn einschlug, war Allan Ramsay, zuerst Perückenmacher, dann Buchhändler in Edinburg; Ramsay. 1686–1758. er dichtete in schottischer Mundart ein Hirtenspiel (The gentle shepherd) voll treuer und lebendiger Naturschilderung und sammelte viele altschottische Lieder. Sein Beispiel wurde nachgeahmt von dem unglücklichen, infolge einer Gehirnerschütterung im Irrenhaus jung gestorbenen Rob. Fergusson, in dessen Fergusson. 1751–1774. schottischen Gesängen sich ein innig poetisches Leben kund gibt, und von Lady Anna Barnard, geb. Lindsay, in der schönen Ballade: Der alte Robin Gray. Lady Barnard 1750–1825. Aber der eigentliche schottische Nationalsänger und Volksliebling war Rob. Burns, ein armer Bauer aus der Grafschaft Ayr. Die drückenden Verhältnisse, Burns. 1759–1796. unter denen er sein ganzes Leben hindurch zu leiden hatte, vermochten das angeborne poetische Talent nicht zu ersticken, doch hemmten sie seinen Flug und füllten seine lebensfrohe musikalische Natur mit Schwermut und Kummer. Seine in zahllosen Ausgaben und Übersetzungen verbreiteten Gedichte sind echte Naturlaute voll Wärme, Frische und Klarheit und von einer Mannigfaltigkeit der Gefühle, Empfindungen und Stimmungen, wie sie nur eine reiche Phantasie, ein empfängliches Herz und ein mit dem ganzen Seelenleben des Volks vertrauter Geist erfassen und wiedergeben kann. Das schöne Gedicht an den Abendstern, zum Andenken seiner frühverstorbenen Geliebten, der Hochlands-Mary gedichtet, lebt im Mund des schottischen Volks fort, und die Balladen „Hans Gerstenkorn" (John Barleycorn) und Tam O'Shanter sind am Doon und in

Edinburg noch heute bekannt. Manche seiner Gedichte, wie The Jolly Beggars erinnern an Béranger; nur daß Burns nicht so frei ist von Ehrgeiz und Eitelkeit wie der französische Sänger. In religiösen Dingen ist er ein Freidenker; die engherzige presbyterianische Orthodoxie und der geistliche »cant« widerstreben seinem natürlichen lebensfrohen Gemüt. Der ungeteilte Beifall, den Burns' Dichtungen allenthalben fanden, hatte zur Folge, daß diese Gattung im Übermaß gepflegt wurde und daß die Zahl der sogenannten Naturdichter in Schottland wuchernd zunahm. Unter den vielen Namen sind hervorzuheben: Johanna Baillie, die Freundin Walter Scotts, die sich nicht minder durch ihre schottischen Lieder, als durch ihre einst sehr bewunderten moralischen Dramen über die Leidenschaften berühmt gemacht hat; der Maurer Allan Cunningham und der sogenannte Ettrick-Schäfer James Hogg, der, angeregt von den alten Sagen und Volksliedern, als Hirtenjunge zu dichten begann, ehe er noch lesen und schreiben gelernt. Von Walter Scott aufgemuntert, widmete er sich der Poesie und entfaltete bald einen sehr fruchtbaren Geist. Unter seinen zahlreichen Werken ist am bekanntesten: Der Königin Fest (The queens wake), eine Sammlung von Balladen und Märchen. Manche dieser kunstlosen Volksdichtungen sind auch satirischen und epigrammatischen Inhalts. In dieser Gattung war besonders Thomas Hogarth (der Oheim des berühmten Malers Hogarth) aus dem Thal Troutbeck in Westmoreland bekannt und gefürchtet. Hogarth, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts starb, schrieb auch Schauspiele und namentlich ein Stück in Versen, Die Zerstörung von Troja, dessen Aufführung auf dem Abhang eines Hügels unter freiem Himmel drei Tage lang dauerte, und in welchem fast die ganze Pfarrgemeinde mitspielte; das Landvolk aber war von weit und breit zusammengeströmt.

Johanna Baillie. 1762—1851.

Cunningham. 1784—1842.

Hogg. 1772—1835.

Von dem größten Einfluß auf die neuere Litteratur nicht bloß Englands, sondern auch des Festlandes, war der vielseitige, mit fruchtbarer Schöpferkraft begabte schottische Dichter Walter Scott von Edinburg. Nachdem er durch Sammeln und Nachbilden alter Volksballaden und Minstrels-Lieder sich in den Geist und Sinn der altschottischen Geschlechter eingelebt, gelang es ihm im Lauf der Jahre durch eigne Produktionen in gebundener und ungebundener Rede das Historisch-Romantische eine Zeitlang zum Mittelpunkt und Hebel der weltlitterarischen Bewegung zu machen, indem er in epischen Erzählungen und Romanen geschichtliche Stoffe durch freie Ausmalung der Sitten, Gebräuche, Lebenseinrichtungen und der Landesnatur sowie durch treffliche Charakterschilderungen zu anziehenden Lebensbildern zu gestalten wußte. Er begann (in Waverley) damit, „die Träume seiner Kindheit zu beleben, die Einsicht auszubeuten, die ihm seine anfängliche juristische Thätigkeit in das Kleinleben seiner Landsleute verschaffte, die Kenntnis der Natur und des Volks, die er in seinen Wanderungen in die Grenz- und Gebirgslande und auf die Inseln erworben hatte, die massenhaften Studien vergessener Urkunden und Volkslieder, die ihn befähigten, die Ver-

Walter Scott. 1771—1832.

gangenheit seines Volks in ihren verschiedenen Perioden lebenstreu nachzubilden". Diese schottischen Orts-, Sitten- und Volksschilderungen, mit historischer Treue und Wahrhaftigkeit, wenn auch mit modernen Färbungen ausgeführt, sind bei weitem das Beste in seinen Werken. Die Vorliebe der Zeit für Rittertum, Feudalwesen und historische Vergangenheit, sowie der durch die Romantik geweckte und geschärfte Natursinn erhöhten das Interesse und die Gunst der Menschen für seine Schöpfungen, für die plastischen Gestalten seines Talents und seiner Phantasie.

Auf der Hochschule zu Edinburg legte sich Walter Scott neben den klassischen Studien auf die neuern Sprachen und begann dann seine dichterische Laufbahn mit einigen Übersetzungen aus dem Deutschen (Bürgers Lenore und Wilder Jäger; Goethes Götz von Berlichingen und Erlkönig), bis er, von Percys Balladensammlung und Burns angeregt, sein poetisches Heimatland zur Unterlage seiner litterarischen Thätigkeit machte, aus den Chroniken, Memoiren und Sittenschilderungen der Vergangenheit die Denk- und Gefühlsweise, die Thaten und Stammesfehden der alten keltischen und angelsächsischen Bewohner der schottischen Hoch- und Niederlande erforschend. Die größtenteils mündlichen Überlieferungen entnommenen volkstümlichen Balladen des schottischen Grenzlandes (Minstrelsy of the Scottish border) mit geschichtlichen Erläuterungen wurden, wie auch seine erste größere Dichtung, das Lied des letzten Minstrels, mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen. Dies ermunterte ihn zu neuen Schöpfungen auf dem verwandten Gebiet des romantischen Nationalepos. Im Jahr 1808 erschien die epische Ritterdichtung: Marmion, a tale of Floddenfield (ein durch die Niederlage der Schotten im Jahr 1513 berühmtes Schlachtfeld, X, 607), und zwei Jahre später sein berühmtestes Werk: Die Jungfrau vom See (The lady of the lake), auf demselben heimatlichen Geschichts- und Sagengrund aufgebaut, mit herrlichen Schilderungen der schottischen Hochlandsnatur. Damit hatte Scott den Höhepunkt der romantisch-epischen Gattung erreicht; seine folgenden erzählenden Gedichte (The vision of Don Roderick; Rokeby; The Lord of the isles; Harold the dauntless) stehen den frühern in Anlage und Ausführung nach. Berühmter noch als durch seine Balladen und epischen Gedichte machte sich Walter Scott durch seine historischen Romane, eine Gattung, in welcher er eine neue Epoche schuf und ein Lieblingsschriftsteller aller Völker wurde. Niemand verstand es besser als er durch die Kunst der Kleinmalerei den ästhetischen Sinn zu ergötzen, seinen Heldengestalten zugleich ein persönliches und historisches Interesse zu verleihen, an den handelnden Menschen zugleich die Zeit zu erläutern, mit den geschichtlichen Schilderungen eigne Beobachtungen zu verbinden. „Ein Mann von gelassener Natur, mit einem wackern Teil des volkstümlichen gesunden englischen Humors ausgestattet, ein guter Unterhalter und Erzähler von Jugend auf, schrieb er seine Novellen ohne irgend einen höhern Zweck für die harmlose Unterhaltung der Menge. Er arbeitete ohne Feststellung oder Festhaltung eines Planes, der ihm überhaupt nur diente als ein Faden, um daran hübsche Dinge anzureihen; er suchte, was er gerade schrieb, nur unterhaltend zu machen, und überließ das Andre dem guten Glück." Tiefe der Gedanken, eine große überwältigende Idee sucht man vergebens in seinen Romanen. Den Anfang machte die im Jahr 1814 anonym erschienene Novelle Waverley, die bald so beliebt ward, daß sie als Gattungsname für eine ganze Reihe ähnlicher Romane, die Scott in kurzer Frist aufeinander folgen ließ, diente. Die bekanntesten darunter sind Guy Mannering; Der Altertümler; Rob Roy; Das Herz von Mid-Lothian oder

der Kerker von Edinburg; Die Schwärmer (Old mortality); Die Braut von Lammermoor; Die Legenden von Montrose; Ivanhoe; Kenilworth; Quentin Durward; Woodstock. Am gelungensten sind seine frühesten Arbeiten und besonders diejenigen, die sich auf heimischem Boden, in Schottland und England bewegen, weil sie auf tiefer Kenntnis der Natur und des Volkscharakters beruhen, daher am meisten Frische und Leben haben; die spätern, wie Anna von Geierstein; Robert von Paris, fallen gegen die ältern ab und liefern den Beweis, daß auch der kräftigste Geist durch allzu große Fruchtbarkeit geschwächt wird. Manche seiner spätern Werke schrieb Walter Scott auch in der Absicht, sein Vermögen wieder herzustellen, das durch den kostspieligen Bau und die Gartenanlagen von Abbotsford und mehr noch durch den in dem unseligen Schwindel- und Verlustjahr 1826 erfolgten Bankrott der Buchhändler Ballantyne und Constable, deren Geschäftsteilhaber er war, sehr abgenommen hatte. Auch als Geschichtschreiber ist Walter Scott nicht ohne Verdienst; doch sind nur diejenigen geschichtlichen Werke wahrhaft anziehend, die, wie die Erzählungen meines Großvaters, noch in das Bereich des Romans und der Sage gehören, während seine Geschichte von Schottland ohne besonderen Wert ist. Am wenigsten gelungen ist sein Leben Napoleons, ein parteiisches und flüchtiges Werk, dagegen sind manche seiner litterarhistorischen Arbeiten, wie die Lebensbeschreibungen älterer Romandichter (Richardson, Fielding, Smollett) sowie die Biographien Drydens und Swifts wertvoll und belehrend.

2. Die Seeschule und die englische Naturdichtung.

England. Gleichzeitig wurden auch in England glückliche Versuche gemacht, den französischen Geschmack und die konventionelle Kunstdichtung durch gemütvolle Naturpoesie, durch volkstümliche Balladen und Lieder zu verdrängen. Auf Thomson und Young (XIII, 118 f.), welche zuerst die äußere Natur und das davon so vielfach bedingte und bewegte innere Seelenleben der Menschen mit Gefühl und Innigkeit darstellten, folgte William Cowper, ein von religiöser Schwärmerei und krankhaftem Trübsinn erfüllter Dichter, dessen früheste Poesien Zeugnis geben von seiner düstern puritanischen Weltanschauung. In der gesunderen Seelenstimmung, zu der er sich unter dem Einfluß der geistreichen Lady Austen aufgeschwungen, verfaßte er seine bekanntesten Poesien, das Lehrgedicht: Die Aufgabe (The task), worin er ein warmes Gefühl für Recht, Freiheit und Vaterland beurkundete, und die humoristische Ballade John Gilpin, in welcher er die altenglische Volksdichtung erneuerte. Noch berühmter war die Ballade Admiral Hosier's ghost von Richard Glover, einem durch epische und dramatische Dichtungen bekannten Handelsmann und Parlamentsmitglied; und in Thomas Gray fand Thomsons elegische Naturschilderung einen trefflichen Nachfolger. Seine Elegie auf einem Dorfkirchhof ist noch bis zur Stunde eine Lieblingsdichtung der Engländer und auch dem Ausland bekannt durch zahlreiche Übersetzungen in allen Sprachen. Auch der vielseitige, als Historiker, Kritiker und gemütvoller Romanschriftsteller berühmte Oliver Goldsmith (XIII, 126) hat den Ton der Volksdichtung und gefühlvollen Naturschilderung angeschlagen.

Cowper. 1731–1800.

Glover. 1712–1785.

Gray. 1716–1771.

Ein begabter und phantasievoller Dichter war der unglückliche Thom. Chatterton von Bristol, der sich in einem Anfall von Schwermut über gekränkten Stolz und über Mangel an Lebensunterhalt als achtzehnjähriger Jüngling durch Vergiftung selbst den Tod gab. Seine in altertümlicher Sprache verfaßten und als angebliche Erzeugnisse eines altenglischen Mönches Rowley herausgegebenen Balladen wurden auch dann noch bewundert, als ihr moderner Ursprung entdeckt war. Die altertümelnde Fälschung war eine Wirkung des beginnenden Enthusiasmus für das Mittelalterliche, wie bei seinem Zeitgenossen Macpherson, wie später in Frankreich bei Mérimée. Chattertons übrige lyrischen Gedichte fanden besonders in der Folge Beachtung, da man in ihnen das erste Vorbild der im Weltschmerz und in der Zerrissenheit sich ergehenden Poesie der spätern Zeit erblickte. Ausgezeichnet durch klare, lebendige und wahre Naturschilderung, aber ohne das „sonnige Lächeln" Goldsmiths, war Georg Crabbe, der Dichter der Wirklichkeit, zuerst Wundarzt, dann Geistlicher. Ähnlich den niederländischen Malern stellt er in seinen beschreibenden Gedichten (Das Dorf; Der Flecken [borough]; Das Kirchspiel-Register; Erzählungen in Versen) die Natur und das niedere Leben mit Genauigkeit und Wahrheit, aber ohne malerischen Schmuck und ideale Färbung, dar und zergliedert mit der Kenntnis und Sicherheit eines Arztes das menschliche Herz in allen seinen Regungen.

Chatterton. 1752—1770.

Crabbe. 1754—1832.

Veredelter und gehobener erscheint die Naturdichtung in William Wordsworth und der sogenannten Seeschule, d. h. bei einer Anzahl Dichter, die sich mit Vorliebe in der Schilderung der reizenden Seen von Westmoreland und Cumberland ergingen und sich so sehr in die Schönheiten und die Anmut der Natur versenkten, daß sich ihre Bewunderung bis zur Belebung und Beseelung einzelner Erscheinungen steigerte, daß sie mit einer an Pantheismus grenzenden Schwärmerei in den kleinsten wie in den größten Wesen den innigsten Zusammenhang, das heilige Band mit dem Naturganzen verehrten, mit tiefer Pietät auf alle Geschöpfe und Gebilde des Weltalls blickten. Sie bestrebten sich, ihre Gefühle und Gedanken in einfacher natürlicher Sprache auszudrücken und auch den geringsten Gegenständen einen poetischen Reiz abzugewinnen. Nicht immer sind indessen ihre Dichtungen der Ausdruck natürlicher Begeisterung. Öfters bemerkt man das absichtliche Studium, das Sammeln und Aufbewahren von „Vorräten zu künftigem Gebrauch". Die bedeutendsten Vertreter dieser Richtung sind außer Wordsworth, ihrem Führer, die Dichter Coleridge, Southey und Wilson.

Die Seeschule.

Durch Studien und Reisen gebildet, im Besitz schöner Einkünfte und eines Landgutes am Rydalsee in Westmoreland, war William Wordsworth in der glücklichen Lage, seine ganze Muße der Dichtkunst und dem Nachdenken über das Wesen derselben zu widmen. Die kühle Aufnahme, welche seine lyrischen Balladen fanden, verwandelte sich allmählich in ungeteilten Beifall, als auf seine größere philosophische Dichtung The excursion, eine Reihe von poetischen

Wordsworth. 1770—1850.

Werken folgte (Das weiße Reh von Rylstone; Peter Bell; The waggoner), die unwiderleglich bewiesen, daß Wordsworth, wenn auch nicht ein genialer, doch ein sinniger, für Einfachheit und Natürlichkeit empfänglicher Dichter sei. Geregelt und geordnet in seinem ganzen Wesen, religiös und sittlich in Thun und Denken, ein Verehrer der „glücklichen Konstitution" von England, wonach die Freiheit der Nation mit der Ehrfurcht vor dem Thron und vor der wahren Kirche zu einem heiligen Bund vereint ist, war Wordsworth in den Augen der Engländer würdig, das Hofamt eines gekrönten Dichters zu bekleiden. Am liebsten wählt er seine Stoffe aus den niedern Volksklassen, aus den Kreisen der Mühseligen und Beladenen, besonders unter den Dorfbewohnern, für deren leidensvolles Dasein er ein größeres Interesse zu erwecken suchte, zugleich mit einem moralisierenden Nebenzweck. Und da gelingen ihm denn am besten die leicht hingeworfenen Frauengestalten, „die mit demselben ruhigen und doch verliebten Blick angeschaut sind, mit welchem Wordsworth auf Vögel und Bäume sah; sie sind die Natur selbst". In diesen balladenartigen Liedern aus den Erlebnissen und Erscheinungen des Kirchspiels, der geringen und armen Landbevölkerung tritt seine naive Poesie am lieblichsten und rührendsten hervor. (Die Brüder; Der blinde Hochlandsknabe; Michel, die Trauer eines alten trefflichen Vaters über den entarteten Sohn darstellend; Wir sind sieben; Die Hirschsprungquelle; Der alte Bettler.) Unter Wordsworths größern Gedichten ist der vorhin erwähnte Ausflug am berühmtesten, eine Reihe von Gesprächen, die der Dichter mit einigen Personen geringen Standes, einem Hausierer, einem abgedankten Feldprediger, einigen Frauen, über die wechselnden Geschicke des menschlichen Lebens hält, mit Betrachtungen über das Verhältnis des Menschen zu Gott, zur Natur, zu seinen Nebenmenschen und andre Lebensfragen. Halb Dichtung, halb Predigt, gleicht das Werk einem protestantischen Tempel, ehrwürdig aber nackt und monoton.

Mit Wordsworth befreundet, aber von sehr verschiedenem Charakter und weniger fruchtbar war Samuel Taylor Coleridge aus Devonshire. In seiner Jugend ein feuriger Republikaner und Bewunderer der französischen Revolution, wie seine Ode an Frankreich vom Jahr 1798 beweist, führte er ein wechselvolles, durch Nahrungssorgen getrübtes und durch mancherlei journalistische und litterarische Arbeiten nicht genügend ausgefülltes Leben, bis er durch die Unterstützung eines Gönners instandgesetzt ward, eine längere Reise nach Deutschland zu unternehmen. Hier wurde er mit der romantischen Litteratur vertraut, und wenn er gleich auch für Schillers Dichtungen eine solche Vorliebe faßte, daß er den Wallenstein ins Englische übersetzte, so behielt die Neigung für die Romantik, die in seiner träumerischen, indolenten und genußsüchtigen Natur einen günstigen Boden fand, doch die Oberhand und übte auf seine politische und litterarische Richtung einen unverkennbaren Einfluß. Er wurde konservativ und leitete nacheinander einige in diesem Sinne gehaltene Zeitschriften, bis die

Coleridge. 1772–1834.

Regierung durch eine kleine Leibrente für seine nötigsten Bedürfnisse sorgte. Er starb auf dem Landgut eines Freundes, unweit London, gequält von Reue und Selbstvorwürfen über sein verfahrenes zielloses Leben. Coleridge war ein origineller Dichter von glühender Phantasie und tiefer Empfindung: da er aber nicht sehr fruchtbar war und seine dichterische Einbildungskraft sich mehr und mehr ins Mystische und Phantastische verlor, so drangen seine Werke weniger ins Volk, als die der übrigen „Lakisten". Seine dramatischen Stücke, sowohl Der Sturz Robespierres, eine dialogisierte Geschichtsepisode mit der Redeweise des Pariser Konvents, als das Wintermärchen Zapolya sind von geringerem poetischem Wert als seine lyrisch-epischen Dichtungen. Bei Coleridge steigerte sich die Bewunderung der Natur bis zu einer Art mystischer Natursymbolik, die besonders in seinen Hauptwerken Christabel, einem schauerlich schönen, aber unvollendet gebliebenen Gedicht, in dem die Wundertöne und das Dämonische der Sagenwelt wiederklingen, und in dem trotz der phantastischen Spukgeschichten meisterhaften Romanzenzyklus: Der alte Seemann, sowie in einigen seiner Balladen und kleinern lyrischen Gedichten hervortritt. Wie bizarr immer der Inhalt der Romanzen vom alten Seemann erscheinen muß, doch fühlt man darin überall den Atem des Meeres, das Großartige und Gefahrvolle des Seelebens, die unheimlichen und doch anziehenden Naturerscheinungen der ozeanischen Welt mit ihren Schrecknissen und Wundern, nur daß die triviale Moral, wonach die Verletzung des Gastrechts selbst bei einem Seevogel (Albatros) die verderblichsten Strafgerichte auf die Schuldigen herabzieht, dem großen Aufwand der Erzählung nicht entspricht.

Robert Southey, der dritte im Bund der Lakisten oder Naturalisten, ein gewandter und fruchtbarer Dichter von lebendiger Phantasie und bilderreicher Sprache, teilte mit seinem Freund Coleridge die jugendliche Bewunderung für die republikanischen Ideen, wie die spätere Rückkehr zu konservativen Anschauungen. Der Freiheitstrieb war bei beiden anfangs so lebendig, daß sie den Vorsatz gefaßt hatten, in Verbindung mit einem dritten Meinungsgenossen Robert Lovell nach Nordamerika überzusiedeln, ein Plan, den sie jedoch bald aufgaben. Aus dieser Zeit des Sturms und Drangs rührt das revolutionäre Drama Wat Tyler. Doch war nicht das Drama, sondern die Heldendichtung und die lyrische Poesie das Gebiet, das sich Southeys dichterischer Geist mit Vorliebe wählte. Nach der Herausgabe seiner, mehr durch Schönheit der Sprache, blühende Einbildungskraft und idyllische Naturschilderungen, als durch künstlerische Anlage ausgezeichneten epischen Erzählung Joan of Arc machte der Dichter eine größere Reise nach Spanien und Portugal, wodurch sein Geist bereichert, sein Geschmack geläutert, sein Sinn für weiche geschmeidige Formen und stimmungsvolle melodische Verse geschärft wurde, wie seine nächste metrische Romanze, Thalaba der Zerstörer, eine wundersame arabische Geschichte in unregelmäßigen Versarten, darthut. Noch größere Bewunderung erregte Der Fluch von Kehama, eine auf

Southey. 1774—1843.

Hindusagen beruhende phantastische Erzählung voll treuer und schöner Schilderungen der Natur, Denkungsweise und Sitte des Landes und Volks, wenngleich die geistige Luft Altenglands über der orientalischen Wunder- und Zauberwelt schwebt. Madoc, der Prinz von Wales behandelte eine Walliser Sage, wonach im zwölften Jahrhundert welsche Abenteurer nach Amerika verschlagen worden und die Entdecker des neuen Weltteils gewesen; als Roderich der letzte der Goten, eine Frucht seiner spanischen Reise, erschien, war Southey schon zum Hofdichter ernannt (1813). Diese Wendung in seinem äußern Schicksal gereichte seiner poetischen Thätigkeit nicht zum Vorteil; denn wenn ihm auch mitunter noch kleinere epische, lyrische und satirische Gedichte gelangen, so läßt sich doch in seinen folgenden Werken eine Erschöpfung des Geistes und eine politische und kirchliche Beschränktheit nicht verkennen. Sein mattes Gedicht: Die Vision des Gerichts wurde von Lord Byron scharf gegeißelt; nach seinem letzten größern Gedicht The tale of Paraguay nahmen seine dichterischen Kräfte zusehends ab, daher er sich mehr der Geschichtschreibung und andrer Prosaschriftstellerei zuwendete. Zu den gelungensten Prosawerken gehören seine Geschichte von Brasilien und sein Leben Nelsons; von englischen und hochkirchlichen Vorurteilen befangen zeigt er sich in seiner Geschichte des peninsularischen Kriegs und in seinen Vindiciae ecclesiae oder Kirchenbuch. Southey war ein ehrenwerter fleißiger Mann mit häuslichen und bürgerlichen Tugenden ausgerüstet, der aber nie ganz das Gepräge des engen Philistertums und des orthodoxen Moralisten ablegte.

Wilson. 1785–1854. Auch der schottische Dichter John Wilson, ausgezeichnet durch männliche Schönheit und kräftige Gestalt, der sich nach einem genialen Jugendleben in Cumberland niederließ, bis er als Professor der Moralphilosophie nach Edinburg berufen ward, wird der Seeschule beigezählt, besonders wegen seiner poetischen Erzählung: Die Palmeninsel, worin die Geschichte zweier Liebenden, die von einem Schiffbruch verschlagen auf eine einsame Insel sich retten und dort sieben Jahre leben, zart und lieblich dargestellt ist. Seine Sehnsucht nach dem ursprünglichen Naturzustand, seine Hinneigung zum Lehrhaften, seine Freude an der Tierwelt und dem Kleinleben der Natur weisen ihm seine Stelle unter den Lakisten an. Von ergreifender Wirkung ist sein dunkles Gemälde: Die Stadt der Pest, eine Reihe dramatischer Szenen, die mit erschütternder Kraft eine Familientragödie aus der Londoner Pest von 1666 vorführen. Unter seinen übrigen Werken ist eine Sammlung von Erzählungen aus dem schottischen Volksleben: Licht und Schatten, am beliebtesten. Warme Menschenliebe, reiche Naturanschauung, Gedankenfülle und seltene Anmut der Darstellung weisen ihm einen hohen Rang unter Englands neuern Dichtern an. Er war die Hauptstütze der angesehenen Zeitschrift Blackwoods Magazin, in welcher seine Recreations of Christopher North erschienen.

Weniger durch reiche Erfindungsgabe und lebhafte Phantasie, als durch Anmut und feinen Geschmack ausgezeichnet ist Samuel Rogers von London, ein didaktischer Dichter, über dessen zarten und lieblichen Schilderungen ein sanfter, elegischer Hauch ausgegossen ist. Seinen Dichterruf begründete er 1792 durch sein beschreibendes Lehrgedicht: Freuden des Gedächtnisses, das mit großem Beifall aufgenommen und auch auf dem Festland durch Übersetzungen bekannt wurde; dann folgten: Die Reise des Kolumbus, die dichterische Erzählung Jacqueline und das bedeutendste seiner Werke, die poetische Reisebeschreibung Italy, reich an trefflichen Schilderungen italienischer Sitten und Landschaften. In Rogers' Geist, aber mit mehr Kraft und Wärme, dichtete Thom. Campbell von Glasgow sein didaktisches Gedicht: Die Freuden der Hoffnung mit einer pathetischen Stelle über Polens Teilung, welche Kosciuszko beim Lesen zu Thränen rührte. Nach einem längern Aufenthalt in Deutschland, wo er die trefflichen Gedichte The mariners of England und Die Schlacht von Hohenlinden, der er selbst anwohnte, verfaßte, ließ er sich in Sydenham bei London nieder, wo er sich der den Engländern besonders zusagenden poetischen Erzählung zuwendete (O'Connor's child; Gertrude of Wyoming, ein Stoff aus Amerikas Urwäldern, der an Chateaubriands romantische Dichtungen erinnert; Theodoric) und dabei mit Geschichtschreibung und Journalistik sich befaßte. Campbells Dichtungen sind mehr ausgezeichnet durch schöne Form und edle Sprache, als durch Schwung und Tiefe; doch fehlt ihnen keineswegs Innigkeit und Wärme. James Montgomery aus Ayrshire in Schottland, Sohn eines Predigers der mährischen Brüdergemeinde, benutzte, nachdem er seine anfängliche Begeisterung für die französische Revolution abgebüßt und abgelegt hatte, die Poesie hauptsächlich zu religiösen Betrachtungen und Gefühlsergüssen, obwohl er den geistlichen Stand mit dem eines Journalisten vertauschte. Seine Bearbeitung der Psalmen (Songs of Zion) ist ein beliebtes Andachtsbuch. Religiöse Gefühle und moralische Gesinnung bilden auch den Kern der schönen poetischen Erzählungen: Der Wanderer in der Schweiz; Die Welt vor der Sündflut; Grönland; Die Pelikaninsel. Montgomerys Stärke besteht im Beschreibenden und Lehrhaften.

Rogers. 1763–1855.

Campbell. 1777–1844.

Montgomery. 1771–1854.

An Frömmigkeit und religiöser Gesinnung mit Montgomery verwandt, aber von höherem, romantischem Flug ist Felicia Hemans, geboren zu Liverpool, die unter den vielen dichtenden Frauen Englands durch Tiefe des Gefühls wie durch poetische Formvollendung hervorragt. Angeregt von der deutschen Poesie, von Herder und den Romantikern, dichtete sie die herrlichen Eidgesänge und die Stimmen der Völker in Liedern (Lays of many lands); in dem Waldheiligtum schildert sie in edeln Tönen die Jugendschicksale und Seelenkämpfe eines aus seinem Vaterland in die Urwälder Amerikas entflohenen Spaniers; und in ihren Hymnen, Liedern, Balladen entfaltet sie eine tiefpoetische Natur. Neben ihr nimmt die unglückliche Lätitia Elis. Landon, die Verfasserin

Dichtende Frauen. Felicia Hemans. 1794–1835.

Lät. El. Landon. 1804–1838.

mehrerer Romane und lyrisch-epischer Gedichte von romantischer Färbung (The improvisatrice; The troubadour; The golden violet) einen hervorragenden Rang ein. Vermählt mit dem englischen Gouverneur der südafrikanischen Küste, wurde sie von einer Dienerin vergiftet. Ihr Schwanengesang war das schwungvolle Gedicht: Der Polarstern.

3. Byron, Shelley, Moore.

Byron. 1788—1824. Der größte Dichtername im modernen England ist Lord Byron, der wie ein glänzendes Meteor zugleich prächtig und furchtbar am Horizont dahinfuhr, alle andern Gestirne verdunkelnd. Die Verehrer des Grundsatzes „Thron und Altar", an ihrer Spitze Southey und die Wächter des anglikanischen Zion, schauten mit unheimlichem Grauen auf die titanischen Naturen, die wie Byron, Shelley, Keats, sich über die Schranken der traditionellen Weltanschauung Altenglands so kühnen Schrittes wegsetzten, und nannten sie die „satanische Schule"; aber an Schwung der Phantasie, an Großartigkeit der Entwürfe, an fruchtbarer Schöpfungskraft überflügelten sie alle zeitgenössischen Dichter. Insbesondere war Byron eine Staunen erregende Wundererscheinung, sowohl wegen der Vielseitigkeit und schöpferischen Macht seines Genius, der, wenn auch im wesentlichen zur Lyrik angelegt, in allen Gattungen der Poesie Großartiges geleistet hat, als wegen seines abenteuerlichen vielbewegten Lebens, das mit seinem heroisch-romantischen Abschluß bei Missolunghi (S. 749) selbst einem Roman gleicht. Neben den großen Gedichten Childe Harolds Pilgerfahrt und Don Juan, in welchen er die eignen Erlebnisse und Eindrücke, Gefühle und Stimmungen in den Rahmen eines modernen Epos kleidete, hat er romantische Erzählungen und Balladen von hinreißender Darstellung und Formvollendung gedichtet, wie: Der Giaur; Die Braut von Abydos; Der Korsar; Lara; Mazeppa, hat er Dramen geschaffen, die wie Manfred, ein tiefsinniges Nachtstück aus der Faustgattung, wie Marino Faliero, Die beiden Foscari, Sardanapal und das religionsphilosophische Mysterium Kain die Fruchtbarkeit seines Genius bewiesen, hat er durch den Zauber seiner Lyrik, die besonders in seinen Hebräischen Melodien das Herz ergreift, Mit- und Nachwelt entzückt.

Lebensgang und Dichtungen. George Noel Gordon, Lord Byron, wurde am 22. Januar 1788 zu London geboren. Sein Vater, ein Kapitän, der durch Verschwendung sein Vermögen durchgebracht, starb drei Jahre nach der Geburt des Sohnes, worauf die Mutter nach Banff in Schottland zog. Hier in der Gebirgsluft der Hochlande erstarkte der Körper des Knaben, so daß er trotz seines Klumpfußes in allen Leibesübungen, im Schwimmen, Reiten, Fechten, Schießen hervorragte. Er wollte dadurch die körperliche Verbildung überwinden, über die er sein ganzes Leben lang die tiefste Verbitterung gegen das Schicksal empfand, „das ihn so halbvollendet in die Welt gestoßen". Als er zehn Jahre alt war, fiel ihm durch den Tod eines Großoheims

eine reiche Erbschaft und die Würde eines Lord und Peer zu, worauf die Mutter
nach England zurückkehrte, um dem Sohn eine wissenschaftliche Bildung zu geben.
Nach einem fünfjährigen Aufenthalt auf der Schule zu Harrow, wo er schon einige
dichterische Versuche machte und seine erste unglückliche Jugendliebe zu Mary
Chaworth in dem schwermutsvollen Gedicht: Der Traum schilderte, begab er sich
auf die Universität Cambridge und überließ sich einem tollen Studentenleben.
Seine erste im Jahr 1807 unter dem Titel: Stunden der Muße (Hours of 1807.
idleness) erschienene Sammlung von Gedichten „eines Minderjährigen", wurde
in der Edinburger Review sehr ungünstig beurteilt, eine Kränkung, für die sich
der geniale Dichter durch die vernichtende Satire English bards and Scotch 1809.
reviewers rächte, mit verletzenden Ausfällen auch auf solche Mitarbeiter wie
Moore, Scott, Lord Holland, mit denen er später in freundschaftliche Beziehungen
trat. Vom Jahr 1809 bis 1811 unternahm er mit seinem Freund Hobhouse
eine größere Reise durch Griechenland, Albanien und die Türkei, bei welcher Ge-
legenheit er von Sestos nach Abydos über den Hellespont schwamm, und besuchte
alle merkwürdigen in Geschichte und Sage berühmten Orte. Aus vielen poeti-
schen Ergüssen läßt sich erkennen, welch tiefe Eindrücke diese fremdartige Welt
auf seine Seele hervorbrachte. Im Jahr 1812, kurz nachdem er im Oberhaus 1812.
seine Jungfernrede gehalten, erschienen die beiden ersten Gesänge seines Childe
Harold, die mit unglaublichem Beifall aufgenommen wurden, und im näch-
sten Jahr die türkische Liebes- und Rachegeschichte The Giaur, die Frucht seiner
orientalischen Reise. Die Romanze Childe Harold ist ein poetisches Reisetage-
buch, welches die in der Pyrenäischen Halbinsel und in der Levante empfangenen
Eindrücke und Erinnerungen in herrlichen Versen wiedergibt und die beschrei-
bende Poesie zur Lyrik höchsten Stils erhebt. Unter der Maske des Pilgers
erkennt man leicht die Züge des Dichters selbst, der von da an der Held des
Tages ward. Nicht minder vollendet als der Giaur waren auch die nächsten
poetischen Erzählungen, Die Braut von Abydos, Der Korsar und der düstere 1813.
geheimnisvolle Lara, die Fortsetzung und der Schluß des Korsar. Im Jahr
1814 erschienen die Hebräischen Melodien, die, uralten israelitischen Sangweisen 1814.
angepaßt, in elegischer Schilderung einzelne Ereignisse der jüdischen Geschichte
berühren, oder in unbeschreiblich innigen Herzenslauten die Trauer eines unglück-
lichen Volks über seine Vergangenheit und Gegenwart ausdrücken. Im Jahr
1815, mit dessen Beginn er eine unglückliche eheliche Verbindung mit Anna 1815.
Isabella Milbanke einging, erschienen: Die Belagerung von Korinth und Pari-
sina. Verlassen und endlich geschieden von seiner Gattin, die ihm eine Tochter
gegeben, verkaufte er im nächsten Jahr sein ererbtes Gut und verließ England,
um nie wieder zurückzukehren. Wie ein Geächteter und Verstoßener verbrachte
er sein ferneres Leben im Ausland. Auf der Rheinfahrt begann er den dritten
Gesang des Childe Harold, und an den reizenden Ufern des Genfer Sees, wo
er in Verbindung mit Shelley einen Sommer zubrachte, entstand die poetische 1816.

Erzählung The prisoner of Chillon nebst einigen andern Dichtungen und zum Teil das metaphysische Drama Manfred, worin eine großartig angelegte Natur, durch eine furchtbare Schuld zu Boden gedrückt, den finstern Mächten verfallen ist, mit herrlichen Schilderungen der Alpenwelt und mit Erinnerungen aus Goethes Faust und Shakespeares Macbeth. Im Herbst begab er sich nach Italien und nahm einen längern Aufenthalt in Venedig, wo er sich den üppigsten Lebensgenüssen überließ, die Sinneslust und die Weltfreuden in vollen Zügen einsog, dabei aber in seiner dichterischen Schöpferkraft nicht geschwächt ward. Er vollendete den vierten Gesang des Childe Harold, die schönste und hinreißendste aller poetischen Schilderungen, zu denen die unvergänglichen Reize
1817. Italiens von jeher die Sänger aller Nationen begeistert haben; er dichtete die humoristische Erzählung Beppo und das epische Reitergemälde Mazeppa; er verfaßte die freiheitglühende Ode an Venedig und begann die genialste seiner Poesien, das epische Gedicht Don Juan in sechzehn Gesängen von achtzeiligen Stanzen. In diesem wunderbar schönen Gedicht, das nie zum Abschluß kommen sollte, treibt Byron Übermut mit seinem Talent; er schildert in buntem Wechsel und in bizarren Sprüngen, mit Ariostischer Ironie und Üppigkeit alle Leidenschaften, Gefühle und Stimmungen, die edelsten und erhabensten, wie die schlimmsten und gottlosesten; er entfaltet einen Reichtum der Phantasie, eine Fülle von Witz, Spott und Satire, eine Meisterschaft in Behandlung der Sprache und des Versbaues, die Bewunderung erregen. „Es herrscht eine gewisse Universalität in diesem Gedicht, die alle Tonarten des Lebens sich zu eigen gemacht, in allen Abgründen und auf allen Höhen heimisch ist. Byron hat den höchsten Aufschwung und die höchste Erschöpfung seines Geistes darin gemalt; er hat gezeigt, daß er alles Große und Erhabene der Welt erkannt, und sich mit dieser Erkenntnis in den Abgrund der Vernichtung gestürzt.“ Die Ironie des Weltschmerzes, der Verzweiflung, des Lebensüberdrusses, die auch aus den reizendsten Schilderungen und erhabensten Stellen hervorleuchtet, erregt bei allem Wohlgefallen an den hohen Schönheiten des Gedichts ein Gefühl des Grauens. Im
1820. Jahr 1820 ließ er sich in Ravenna nieder, wo er an der Seite der reizenden, von ihrem Gatten getrennten Gräfin Therese Guiccioli und im Umgang ihrer Angehörigen, besonders ihres Bruders, des Grafen Gamba, das glücklichste Jahr seines Lebens verbrachte, Liebe empfangend und gewährend und nach allen Seiten wohlthätig wirkend. Dort dichtete er unter andern Arbeiten das Trauerspiel Marino Faliero; die im folgenden Jahr herausgegebene Tragödie Sardanapalus mit der herrlichen weiblichen Liebesgestalt der Jonierin Myrrha war „dem berühmten Goethe“ gewidmet. Diesem Drama zunächst folgte das der venetianischen Geschichte entlehnte Trauerspiel Die beiden Foscari und die tiefsinnige Dichtung Kain, die er nach den kirchlichen Schauspielen des Mittelalters ein Mysterium nannte. Kain, eine Art Prometheus, und die Satansfigur Luzifer lassen sich mit den Gebilden Goethes und Miltons vergleichen, wie sehr

auch die englischen Hochkirchenmänner dagegen eiferten. Gegen den Hofpoeten Southey, der ihn und seine Freunde in der Vision des Gerichts hart angegriffen hatte, schleuderte er die heftige Satire mit gleichem Titel. Die Feuerzeichen freiheitlicher Bewegungen, die damals von den Anden bis zum Athos einen hochpoetischen Glanz auf die politische Welt warfen, regten den Dichter mächtig auf und weckten in ihm den Gedanken, nicht mit der Feder allein, auch mit den Waffen für die Sache der Völker einzustehen. Nur in der dieser Zeit angehörenden poetischen Erzählung: Die Insel gibt sich eine ruhigere künstlerische Stimmung kund. Eingeweiht in die Pläne und Unternehmungen der Carbonari, hielt sich Byron bei der Unterdrückung der italienischen Revolution in Ravenna nicht länger sicher; er begab sich mit seiner Geliebten nach Pisa, wo er seinen 1821.
Freund Shelley verlor, und dann nach Genua. Die heftigen Ausfälle in seinem Age of Bronze und in andern polemischen Gedichten gaben Zeugnis von dem tiefen Ingrimm seiner Seele über die gleißnerische Kongreßpolitik. Im Sommer 1823 setzte er nach Griechenland über, um die Freiheit, die er in so feurigen 1823.
Worten besungen, nun auch mit Gut und Blut erkämpfen zu helfen. Er übernahm das Kommando einer von ihm errichteten Brigade von 500 Sulioten; aber ehe er zu dem beabsichtigten Angriff auf Lepanto schreiten konnte, erlag er einer durch seine fieberhafte Aufregung und durch das Klima hervorgebrachten Krankheit am 19. April 1824, im sechsunddreißigsten Lebensjahr. Seine Asche 1824.
ruht, da ihm von der hochkirchlichen Geistlichkeit ein Grab in der Westminsterabtei versagt wurde, in einer englischen Dorfkirche unweit seines einstigen Lieblingssitzes Newstead Abbey.

Byron besaß eine poetische Kraft, die alles bewältigte, und einen geistigen Charakteristik Byrons.
Universalismus, der alle Regungen der menschlichen Seele, alle Falten des Herzens, alle Leidenschaften und Stimmungen zu durchdringen und in Worte zu fassen wußte. Dem ziellos Umhergetriebenen war das Leben zum Überdruß, und diese Stimmung bildet die düstere Unterlage seiner meisten Dichtungen; von den Menschen verkannt und geschmäht, haßte und verachtete er die höhere Gesellschaft und übergoß sie mit Spott und Satire, mit Hohn und Ironie; übersättigt an den sinnlichen Genüssen des Lebens, gedenkt er mit Wehmut und Trauer seines hingeschwundenen Glücks und haucht in schwermütigen Klagen jenen Seelenschmerz aus, der von dem an der Grundton der modernen Poesie der Zerrissenheit und des Weltschmerzes ward; mit der Gegenwart und der ihn umgebenden Menschheit zerfallen, sucht er Heilung für sein krankes Gemüt in einem der Kultur noch fern stehenden Geschlecht, wo die Natur und die Leidenschaften noch frei und mächtig walten. Aber wie sehr die Gefühle eines innern Seelenkampfes bei Byron vorherrschen, seine Phantasie war reich und schöpferisch genug, auch alles Hohe, Edle und Ideale zu erfassen und dichterisch zu gestalten. Ohne religiöse Gläubigkeit, wußte er doch die zartesten Gefühle eines frommen, hingebenden Herzens und den stillen Frieden eines gläubigen, andachterfüllten

Gemüts zu schildern; in unglücklicher Ehe lebend und die Genüsse einer flüchtigen, unbeständigen, sinnlichen Liebe im Übermaß schöpfend, verstand er doch, edle Frauencharaktere mit hinreißendem Zauber zu zeichnen und das Glück reiner Liebe und standhafter Treue in seiner ganzen Größe und Schönheit darzustellen. „Überreich hatte ihn das Glück beschenkt, denn apollinische Schönheit, eine Pairie von England, dichterische Anlagen ersten Ranges, fielen ihm in den Schoß. Aber als ob eine arge Fee den Fluch hinzugethan, nagte der Wurm, das böse Prinzip unbezähmbarer Leidenschaften, an der durch keine Selbstbeherrschung vermittelten Fülle strahlender Gaben. Er steckte in dem Klumpfuß, in der Zerrüttung der Vermögens- und Familienverhältnisse, in dem Bruch mit Sitte, Recht und Glauben.“ Ein Schwärmer für Völkerbefreiung, hat Byron den griechischen Unabhängigkeitskampf benutzt, um seinen Tyrannenhaß und seine Freiheitsbegeisterung in herrlichen Liedern und Schilderungen auszusprechen; und daß seine Worte ihm aus der Seele kamen, bewies seine Beteiligung an diesem todbringenden Kampf. Eben darin liegt die Macht der Byronschen Poesie, daß wir allenthalben den unmittelbaren Eindruck seines eignen Seelenzustandes empfinden, daß alle seine Dichtungen die Darstellung der eignen Ideen, Gefühle, Stimmungen und Ansichten sind, daß sein innerstes Wesen und Sein in seinen Werken zu Tage tritt; er war so sehr ein ursprünglicher, subjektiver Dichter, daß selbst seine große Kunstfertigkeit nur als angebornes Dichtertalent erscheint. Eben darum war auch seine Poesie von so unwiderstehlicher Gewalt auf die Zeitgenossen und die nächste Nachkommenschaft. Die prunkvollen Dichtungsstücke, urteilt Gervinus, erreichen durch die wunderbare bald weiche Geschmeidigkeit, bald kraftvolle Kühnheit des Ausdrucks in Wort und Bild eine technisch formale Vollkommenheit, die keinem englischen Dichter in diesem Maß eignete. Sein unmittelbares Gefühlsleben war so überwältigend, daß er häufig die ästhetischen und künstlerischen Grundgesetze übersprang; daher seine Dichtergröße hauptsächlich in der Lyrik hervorleuchtete und auch seine epischen und dramatischen Dichtungen lyrisch angehaucht sind.

Shelley. 1792–1822. Ein sehr begabter, aber religiös verirrter und innerlich zerrissener Dichter war Percy Bysshe Shelley, in welchem der Skeptizismus seines Freundes Byron sich zum Pantheismus und Atheismus steigerte. Seiner irreligiösen Ansichten wegen von der Universität Oxford verwiesen, einer gegen den elterlichen Willen eingegangenen unglücklichen Ehe halber von seinem Vater verstoßen, durch einen Richterspruch des Rechts beraubt, seine Kinder erziehen zu dürfen, führte Shelley ein ruheloses, durch Seelenkämpfe und Körperleiden verkümmertes Leben, bis er in jungen Jahren, als er auf einem offnen Boot von Livorno nach Lerici segeln wollte, während eines plötzlich ausgebrochenen Sturmes im Mittelmeer ertrank. Seinen von den Wogen ans Ufer gespülten Leichnam ließ sein Freund Byron verbrennen und die Asche bei der Pyramide des Cestius in Rom beisetzen. Der innere Unfriede, der sich in Shelleys Leben zeigt, gibt sich auch in

seinen dichterischen Werken kund. In seinem Hauptgedicht, Königin Mab, das er schon im siebzehnten Jahr mit wilder Genialität verfaßte, und dem die beigefügten Noten den schärfsten Stachel verliehen, legt er den Maßstab philosophischer Spekulation an die politischen, religiösen und sozialen Zustände, die er im Sinn schrankenloser Freiheit des Einzelnen zu reformieren sucht, und schildert mit flammenden Worten den Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit. Der schrecklichen und trostlosen Vergangenheit und Gegenwart, welche die Feenkönigin Mab die Seele Ianthes auf ihrem Flug durch das Universum sehen läßt, tritt die Vision einer Zukunft gegenüber, wo die Erde des Himmels Wirklichkeit sein und statt des Christentums die Religion der Natur und Menschenliebe herrschen wird. Fester in der Form und konkreter im Stoff, als diese philosophisch verflüchtigte Königin Mab, ist das von dem Hauch elegischer Schwermut überzogene Gedicht Alastor or the spirit of solitude, welches das phantastische Traumleben eines Jünglings von keuschem Gemüt und abenteuerlichem Geist schildert, den ein überschwenglich Sehnen nach einem unerreichbaren Ideal in ein frühes Grab treibt, eines Jünglings, der, vereinzelt und einsam, das Band nicht finden kann, das ihn mit dem Weltall verknüpfe und ihm seine Stelle unter den Erschaffenen als eine notwendige und begehrenswerte begründe. Es ist das symbolische Abbild seines eignen Wesens und Lebens. Seine dramatischen Gedichte, Der entfesselte Prometheus (Prometheus unbound) und Hellas, dienten ihm zur Verherrlichung der Freiheit und des griechischen Unabhängigkeitskampfes; in den Cenci hat er einen grausigen Stoff der italienischen Geschichte zu einer Tragödie bearbeitet; Die Empörung des Islam (The revolt of Islam) in zwölf Gesängen, Shelleys umfassendste Dichtung, stellt in einer Reihe von Gemälden die mächtigen Wirkungen einer für Freiheit und Menschenbeglückung begeisterten Seele dar, mit ergreifenden Schilderungen des Elends der Tyrannei, des Übels des Aberglaubens und der religiösen Täuschungen. In dem Gedicht Rosalinde und Helena schildert er die Leiden, welche veraltete Institutionen im Verein mit menschlicher Bosheit über die Guten und Freisinnigen herabziehen, mit deutlichen Anspielungen auf seine eignen Erlebnisse. Dickfuß der Tyrann und Die Maske der Anarchie sind politische Satiren auf Georg IV. und seine Regierung. In der rührenden Elegie Adonais betrauert Shelley den ihm verwandten Dichterjüngling John Keats, den ein früher Tod in Rom dahingerafft hatte. Keats, Keats. 1796–1821. der Verfasser der mythologisch-mystischen Dichtungen Endymion und Hyperion und lyrischer Gedichte, in denen er wie Shelley und Byron die Natur mit schwärmerischer Begeisterung, in elegischen Tönen sinnlich und anschaulich beschrieben, welkte in jungen Jahren dem Grabe zu, teils infolge schwindsüchtiger Anlage und hoffnungsloser Existenz, teils aus Kummer über die Verkennung und ungünstige Beurteilung seiner poetischen Leistungen. Shelleys zweite Gattin, an deren Seite ihm ein glücklicheres Leben aufging, hat sich ebenfalls als Dichterin versucht, namentlich in dem Roman Frankenstein or the modern Prometheus.

Shelleys dichterische Vorzüge liegen in seiner seelenvollen Lyrik, insbesondere in der poetischen Auffassung und Darstellung der Natur in allen ihren Erscheinungen. „Shelley stürzt sich in die Natur," heißt es bei Brandes-Strodtmann, „als sich die Menschenwelt ihm verschließt. Darum empfindet er sie nicht wie andre außer sich als kalt oder gleichgültig oder fühllos oder grausam. Ihre steinerne Ruhe dem Wohl und Wehe des Menschen gegenüber, ihre göttliche Fühllosigkeit gegenüber unserm Leben und unserm Tod, unsern kurzen Triumphen und langen Qualen, ist Milde für ihn im Vergleich mit der Dummheit und Roheit der Menschenwelt. Er verhöhnt in Peter Bell III. Wordsworth, weil dieser die Natur wie eine Art moralischer Eunuch liebe, der niemals gewagt habe, ihr den Gürtel zu lösen; er selbst liebt sie wie man eine Geliebte liebt, er verfolgt wie ihr Schatten ihre heimlichsten Schritte, sein Puls pocht in geheimnisvoller Sympathie mit dem Puls der Natur. Selbst titanisch und gigantisch angelegt, liebt Shelley die titanische und gigantische Schönheit der Natur. Nicht die handgreifliche und leicht zugängliche Poesie der Blumen oder des Waldes besingt er, nein, seine großartige Seele berauscht sich namentlich an dem Großen und Fernen, an den hohen und erhabenen Gegenständen der Natur, an den weiten Bewegungen des Raumes und dem Tanz der Weltkörper durch den Himmelsraum." Das Meer war Shelleys Leidenschaft; er segelte beständig umher, und in seinem Boot liegend hat er seine schönsten Gedichte verfaßt, während die Sonne sein Antlitz bräunte. Die Leidenschaft für das Meer war sein Leben und wurde sein Tod.

Diesen auf längere oder kürzere Zeit in Italien weilenden Dichtern sind noch beizuzählen: Walter Savage Landor, der begeisterte Anhänger einer idealen Freiheit, die er in lateinischen und englischen Versen besungen (Heroic Idylls; Imaginary conversations), der er seinen Arm im peninsularischen Krieg gewidmet, der er noch im Greisenalter durch Unterstützung ungarischer und polnischer Flüchtlinge in Florenz huldigte, sowie der als theatralischer Kritiker, Satiriker und freisinniger Publizist rühmlich bekannte Leigh Hunt, welcher in der schönen poetischen Erzählung The story of Rimini den Danteschen Stoff zu einem herrlichen Gemälde verarbeitete und eine Sammlung von Erinnerungen und Episoden aus Byrons Leben herausgab. Wegen eines heftigen Artikels auf den Prinz-Regenten Georg (IV.) im Examiner wurde er im Jahr 1812 zu einer Geldstrafe und zweijährigen Haft verurteilt.

Landor. 1775—1864.

Hunt. 1784—1859.

Mit Lord Byron befreundet und in längerm Verkehr war Thomas Moore, der Irländer. Wir haben in frühern Blättern die tiefbewegten leidenschaftlich erregten Jahre der irischen Geschichte kennen gelernt, in welche Moores Jugend fiel. Sie füllten ihm das Herz und die Phantasie mit düstern Bildern und Erinnerungen. Ihm war nicht das Los beschieden, daß er wie sein schottischer Zeitgenosse mit nationalem Selbstgefühl auf eine stolze Vergangenheit blicken konnte, daher auch seiner Lyrik stets ein weicher melancholischer Charakter anhaftete. Doch dauerte es einige Zeit, ehe er aus dem Schacht heimischer Erinnerungen die Empfindungen schöpfte, die seiner Poesie den eigentümlichen Reiz verliehen. Ausgehend von Anakreon, dessen heitere und leichtfertige Lieder er übersetzte und in seinen eignen kleinern Gedichten (Tom Little's poems) mit Witz und Phantasie, aber nicht ohne Frivolität nachahmte, gewann Moore die

Thomas Moore. 1780—1852.

Palme der lyrischen Poesie erst durch seine reizenden Irischen Melodien, die, den Text zu den von Stevenson gesammelten irischen Nationalweisen bildend, als ein herrliches Denkmal vaterländischer Gesinnung und warmer Anhänglichkeit an das arme grüne Eiland dastehen. Aus der lange verstummten Harfe seiner Heimat, die er wieder mächtig rührte, strömt der Dichter jene herrlichen Gesänge aus, „in welchen die Lust und der Schmerz, der Stolz und die Trauer abwechselnd in Formen voll herzergreifender Melodie jubeln und weinen, zürnen und klagen". Alle Gefühle, vom freiheitsbegeisterten Bardengesang bis zum hinschmelzenden elegischen Klaglied über Irlands verschwundene Herrlichkeit finden in diesen Gedichten ihren Ausdruck, und die Schönheiten der Natur wie die Leiden des Volks sind ergreifend geschildert. Den irischen Melodien stehen die Sacred songs und National airs würdig zur Seite. Moore begnügte sich jedoch nicht damit, in elegischen Liedern die Leidensgeschichte seines Volks zu beklagen, er richtete auch spitze Pfeile wider die Bedrücker. Ergrimmt über die Hartherzigkeit der englischen Tories gegen sein unglückliches Vaterland, machte der Dichter seinem Unwillen Luft in einer Reihe von Satiren, unter denen The two penny postbag und Letters of the Fudge family in Paris den ersten Rang einnehmen. Die angeblichen Briefe der in Paris lebenden englischen Familie Fudge, sowie die Schriften: Aufgefangene Briefe und Fabeln für die Heilige Allianz enthalten scharfe Ausfälle und satirische Geißelhiebe auf die politische Zeitgeschichte. Zugleich beschäftigte sich Moore mit dem Orient, wohin ja mit Vorliebe der Zug der romantischen Schule gerichtet war. Bald nach den satirischen Briefen veröffentlichte er sein Hauptwerk, die morgenländische Dichtung Lalla Rookh (Die Tulpenwange), die aus vier poetischen Erzählungen (Der verschleierte Prophet von Khorasan; Das Paradies und die Peri; Die Feueranbeter; Das Licht des Harems) besteht, um welche sich eine kurze, in Prosa geschriebene Liebesgeschichte als anmutiger Rahmen legt. Den vielbewunderten Romanzenzyklus, in welchem der Kronprinz der Bucharei als eigner Herold seine indische Braut heimführt, und ohne von ihr gekannt zu sein während der Reise durch die vier Erzählungen sich die Liebe der schönen Fürstentochter gewinnt, vergleicht Taine wie die ähnlichen Dichtungen Southeys Thalaba und Kehama, mit einer Prunkoper, welche durch ihre blendenden Glanzszenen die Sinne und die Einbildungskraft fesselt, aber Herz und Verstand kalt und leer läßt. Als eine Art Seitenstück zu Lalla Rookh, jedoch mehr lyrisch gehalten, können die durch reizende Schilderungen und echt orientalische Färbung ausgezeichneten Loves of the angels nach der Genesis gelten. Der philosophisch-religiöse Lehrroman: Der Epikureer hat die Konflikte des Christentums mit dem griechischen Heidentum und den ägyptischen Mysterien zum Inhalt und eine Bearbeitung desselben Themas in Versen ist: Alciphron. Später wandte Moore sich mehr der Prosa zu und lieferte in den Memoirs of the life of Capitain Rock eine anziehende, wenn auch parteiisch gefärbte Schilderung der irischen Zustände und in den

Memoirs of Lord Edw. Fitzgerald schätzbare Beiträge zur Geschichte von Irland. Dagegen ist die unter dem Titel Travels of an Irish gentleman in search of religion erschienene Schutzrede des römischen Katholizismus ein wunderliches Werk voll glänzender Sophistik. Seine Geschichte von Irland behandelt nur die ältesten Zeiten bis zur englischen Invasion. Moore war ein Mann von viel Bildung und Lebenserfahrung, der unter allen Schwierigkeiten den frohen Mut behauptete und auch in bedrängten Lagen nie die Ehrenhaftigkeit seines Charakters, noch die Geistesfreiheit verlor. Doch war er nicht frei von den Vorurteilen seiner Nation gegen das Ausland. Auch ihm war Großbritannien das gelobte Land und seine Bewohner das auserwählte Volk.

Sheridan. 1751—1816. Moore hat auch die Werke seines Landsmannes Sheridan herausgegeben und sie mit einer Lebensbeschreibung des berühmten Dichters und Staatsmannes versehen. Wir haben den feurigen Redner, der mit Burke um den oratorischen Siegespreis rang, sowohl im Parlamentshaus als bei Gelegenheit des großen Gerichtsdramas gegen Warren Hastings in frühern Blättern kennen gelernt (XIII, 276, 289, 312). Er hielt mit Fox an der liberalen Fahne fest, als Burke in das gegnerische Lager übergegangen war. Aber nicht bloß als Redner, sondern auch als Dichter hat sich der hochbegabte Mann unter seinen Zeitgenossen hervorgethan. Den Spuren des Bühnendichters Congreve nachgehend (XIII, 109), hat Sheridan in den beiden dramatischen Stücken: Die Lästerschule und Die Rivalen alle Eigenschaften eines vortrefflichen Lustspieldichters entfaltet, glänzenden Witz, Raschheit der Handlung, Wahrheit der Charaktere und Situationen, leichten gefälligen Dialog. Er bewegt sich immer in maßvoller Schönheit, urteilt Hettner; „er übertreibt nur so weit als die Übertreibung auch der feinsten Komik unabweislich notwendig ist; nirgends fällt er in eitle Verzerrung". Wie Fielding deckt auch Sheridan in der auf die Macht der Sitte gestellten Gesellschaft die Heuchelei auf, jene Entartung, welche die Sittlichkeit vernichtet, indem sie allzu geflissentlich ihr Banner zur Schau trägt. Neben den beiden genannten Lustspielen erfreute sich die komische Oper The Dueña und die Farce The critic des allgemeinen Beifalls. Auch Sheridans Trauergesang (Monody) auf Garrick fand große Anerkennung.

Durch Burns und Walter Scott, durch Byron, Moore und die Seeschule wurde die neuere englische Poesie auf den Höhepunkt gebracht, der seitdem nicht überschritten wurde. Mit Ausnahme des Romans wurden neue folgenreiche Bahnen seitdem in keiner Dichtungsgattung mehr betreten. W. Savage Landor, der erwähnte stürmische Freiheitsdichter, der im sonnigen Florenz eine neue Heimat suchte und in einer Reihe erdichteter Gespräche von Staatsmännern, Schriftstellern und Künstlern eine große Vielseitigkeit an Kenntnissen und Ideen
Elliot. 1781—1849. darlegte; Ebenezer Elliot, der Sänger der feurigen Cornlaw rhymes voll ergreifender Schilderungen des Elends und der Leiden der untern Klassen; Thomas Hood (Das Lied vom Hemde; Die Seufzerbrücke und lyrische Gedichte

humoristischer und pathetischer Gattung) schließen sich Byron und Moore an; Robert Pollock, der frühverstorbene Verfasser des religiösen Lehrgedichts: Der Lauf der Zeit; Will. Tennant, der lahme Schulmeister von Anstruther, Verfasser des komischen Heldengedichts Anster fair in Ottave rime; William Motherwell von Paisley, der gefühlvolle Elegiker und Herausgeber von Minstrelsy ancient and modern, folgten der von Burns, Walter Scott und den Naturdichtern vorgezeichneten Bahn, indes der geistliche Verfechter der Episkopalkirche, Will. Bowles, sich an Southey und die Seeschule anschloß. Ein anmutiger Lyriker, Dramatiker und Publizist ist Charles Lamb, der Verfasser zahlreicher Skizzen, Aufsätze und Erzählungen, in denen er seine heitere Lebensphilosophie vorträgt (Tales from Shakespeare; Essays of Elia).

Pollock. 1799—1827. Tennant. 1785—1848. Motherwell. 1797—1835. Bowles. 1762—1850. Lamb. 1775—1834.

Mit geringerem Erfolg als die Lyrik wurde die dramatische Poesie in England gepflegt, so sehr auch einige ausgezeichnete Schauspieler und Schauspielerinnen, wie Kemble, Kean, Macready, die Siddons bemüht waren, durch kunstvolle Darstellung der Shakespeareschen Stücke Sinn und Interesse für das echtnationale Drama zu wecken. Zu den bekanntesten Bühnendichtern gehören: der irische Parlamentsredner Lalor Shiel, der Schauspieler James Sheridan Knowles, der sich sowohl in seinen geschichtlichen Trauerspielen (The Gipsy; Virginius; Caj. Gracchus; W. Tell; Alfred the great) als in seinen Lustspielen (The beggar; The love chase; Old maids) Shakespeare zum Vorbild nahm; H. H. Milman, der zunächst biblische Stoffe (Belshazzar; Fall of Jerusalem) wählte, dann durch sein Trauerspiel Fazio großen Ruhm erlangte, später aber sich andern Gattungen zuwandte; der Rechtsgelehrte auch als Parlamentsredner bekannte Th. Talfourd suchte durch seine einfachen Tragödien Jon, The Athenian captive das griechische Drama wieder zu beleben. Schönen Erfolg erzielte Henry Taylor durch seine historischen Theaterstücke (Isaac Comnenus; Philipp van Artevelde; Edwin der Schöne). Miß Mary Mitford ist die Verfasserin vieler zum Teil guter Stücke, unter denen besonders Rienzi große Vorzüge besitzt. Doch sind ihre trefflichen Schilderungen des englischen Landlebens ihren dramatischen Schöpfungen weit überlegen.

Drama. Knowles. 1784—1862. Milman. 1791—1868. Talfourd. 1795—1854. Taylor. 1800—1886. M. Mitford. 1786—1855.

D. Das litterarische Leben in Italien.

1. Die Übergangszeit vom Klassizismus zur Romantik.

Wir haben früher (XII, 331 ff.) dargethan, wie die schöpferische Kraft der Italiener auf dem Gebiete der Kunst und Litteratur allmählich herabsank von der glanzvollen Höhe, die sie in dem Zeitalter der Renaissance erstiegen hatte. Man zehrte von den Schätzen, welche die Vorfahren gesammelt, und folgte ihren Spuren. Es wurde erwähnt, daß man sich in der Lyrik an die klangvollen aber

Die Nachklänge des Klassizismus.

gedankenarmen Sonette und Kanzonen Petrarcas anlehnte, oder den griechischen und römischen Odendichtern folgte, daß im Heldengedicht das humoristische Epos Ariostos das unerschöpfliche Vorbild blieb, daß nur die Operndichtung, begünstigt durch die Zeitrichtung und das Wohlgefallen der Höfe an prunkenden Schaustücken, durch Zeno und Metastasio zu größerer Vollendung geführt ward. Auch Metastasios Nachfolger im Amt eines Hofdichters in Wien, Giambat-
Casti. 1721—1803. tista Casti, der hervorragendste italienische Dichter in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, widmete anfangs seine poetischen Kräfte dem musikalischen Drama, nur daß er nicht seines Vorgängers ernste heroische Oper wählte, sondern die komische (Opera buffa). Casti ist der letzte bedeutende Repräsentant des französisch-italienischen Klassizismus des achtzehnten Jahrhunderts. Ein echtes Kind des Zeitalters der philosophischen Aufklärung mit seinem Witz, seiner Ironie und Spottsucht, seiner üppigen frivolen Lebensauffassung und aristokratischen Verstandesbildung, stimmte er in den Ton und die Geschmacksrichtung ein, die damals an den Höfen und in der vornehmen Gesellschaft herrschend waren. Und auch darin glich er jenen französischen Philosophen, daß er eitel nach Fürstengunst strebte. Er besuchte die damaligen Hauptsitze der Zeitbildung, Wien, Petersburg, Berlin, Paris, und drängte sich an die Höfe Josephs, Katharinas und Friedrichs. Seinen größten Ruhm erlangte Casti durch seine in Ottaven geschriebenen Galanten Novellen in Boccaccios Geist mit altitalienischer Leichtfertigkeit und Mutwilligkeit, und vor allem durch sein satirisches Epos: Die redenden Tiere mit feinen, scharfen Anspielungen auf das Hof- und Staatsleben, auf die politischen und sozialen Ansichten und Zustände seiner Zeit. Diese Gedichte fanden in den gebildeten, höhern Gesellschaftskreisen jener Tage um so mehr Beifall, als sie in einer zierlichen leichten Form die Zügellosigkeit der italienischen Novellistik mit der skeptischen und frivolen Bildung des achtzehnten Jahrhunderts verbanden. Auch in den scherzhaften Sonetten Li giulji tre, auf einen zudringlichen Gläubiger, schlug Casti den Ton der heitern Satire des französisch gebildeten Zeitalters an.

Bühnendichtung. Auch in der Bühnendichtung blieb der klassische Geschmack der Franzosen bis gegen Ende des Jahrhunderts herrschend: Die vielbesprochene Tragödie
Maffei. 1675—1755. Merope des Marchese di Maffei aus Verona war nur ein Versuch, das französische Drama mit der griechischen Tragik in Übereinstimmung zu setzen. Im Lustspiel wurde die alte volkstümliche Kunstkomödie (Commedia dell' arte), die wir in Band X, 313, 333 kennen gelernt haben, mehr und mehr durch die „Charakterkomödie" im französischen Geschmack verdrängt, welche in dem Vene-
Goldoni. 1707—1793. tianer Goldoni ihre höchste Ausbildung erlangte. Carlo Goldoni, den die Italiener mit Molière vergleichen, hatte mit seinem französischen Vorbild das Talent gemein, die Sitten und gesellschaftlichen Zustände der Zeit mit richtigem Blick zu erfassen und mit sicherer Hand zu zeichnen, Charakterbilder anschaulich und naturgetreu darzustellen, mit großer Erfindungsgabe und Produktionskraft

komische Handlungen und Situationen mit Witz, Heiterkeit und dramatischer Gewandtheit vorzuführen. Allein seine Komödien, deren Zahl sich auf mehr als 120 beläuft, erheben sich nicht zu der idealen Höhe des französischen Komikers, sondern bewegen sich auf dem Boden der gewöhnlichen Wirklichkeit, der herrschenden Sitten, der gesellschaftlichen Erscheinungen des Tages. In diesen Sitten und Erscheinungen zeigt sich aber eine solche Kraftlosigkeit, ein so gänzlicher Mangel an Würde, Erhebung und Ehrgefühl, daß sie uns weder moralisch noch künstlerisch anziehen können. Goldoni besitzt nicht das Genie, das den Dichter über sein Zeitalter erhebt; er fühlt sich selbst zu behaglich in der Welt seiner Bühnendarstellungen, als daß er nicht gern mit hochtönenden Redensarten den Mantel der Tugend und Ehre um gemeine Charaktere gehängt hätte. Während Molières Größe in der Enthüllung der moralischen Fehler und Gebrechen der Menschennatur besteht mit der Absicht der Besserung und Heilung, haben Goldonis Stücke nur den Zweck, das Publikum durch komische Szenen zu belustigen und zu unterhalten.

Für diese moderne Bühnenwelt ohne Harlekin und Masken hatten indessen nur die gebildeten Stände Sinn und Verständnis; die große Menge hielt an der altnationalen Kunstkomödie mit ihren Possen, improvisierten Witzen und Späßen, ihren lustigen Personen fest. Auf diesem volkstümlichen Untergrund baute Goldonis Landsmann und Gegner, Graf Carlo Gozzi seine Dramatik auf, die Gozzi. 1722—1806.
in der Hinneigung der Zeit und des italienischen Volks zu dem Märchenhaften, Phantastischen und Wunderbaren einen mächtigen Halt hatte, so daß er an Popularität längere Zeit den „großen Goldoni" übertraf, namentlich solange er mit Sacchi, dem trefflichsten Harlekin Italiens, und dessen Schauspielergesellschaft in Verbindung stand. Nicht aus dem bürgerlichen Leben, wie sein Rivale, sondern aus der Feen- und Märchenwelt und aus den burlesken Traditionen der alten Volkskomödie schöpfte Gozzi seine Stoffe. Unter seinen Stücken (Das blaue Ungeheuer; Der grüne Vogel; Die Liebschaft der drei Pomeranzen, mit Parodien auf Goldoni und Chiari) ist in Deutschland besonders Turandot, Prinzessin von China durch Schillers Bearbeitung bekannt geworden. Sie sind alle auf die äußere Wirkung berechnet, keck in der Anlage, phantastisch und skizzenhaft in der Ausführung, mitunter mit Anspielungen und Ausfällen auf lebende Personen gewürzt.

Auch der größte dramatische Dichter Italiens, Graf Vittorio Alfieri, Alfieri. 1749—1803.
den wir schon früher als den vertrauten Freund der Gräfin von Stolberg-Albany kennen gelernt (XIII, 43), steht noch auf dem Boden des französischen Klassizismus, in Anlage und Form, in der Wahl und Behandlung der Stoffe, in der philosophischen Freidenkerei Voltaires und Diderots, während bei seinem Zeitgenossen und Mitbewerber Monti schon die Übergänge zur romantischen Poesie in der Verherrlichung und Nachbildung Dantescher Dichtung zu erkennen sind. Aber in Alfieri tritt auch zuerst der charakteristische Zug der italienischen Poesie

hervor, die Dichtkunst als Mittel zur Erweckung des Freiheitsgefühls, der Sittlichkeit und der Vaterlandsliebe zu verwenden. Nach seiner Ansicht sollte die Bühne eine Erziehungsanstalt sein, um das Volk „frei, stark und edel“ zu machen. Daher trägt seine Dichtung einen ernsten gehaltvollen Charakter und erhebt sich nach Inhalt und Ziel ebenso sehr über die leichtfertigen Spiele der andern, wie sie an Anmut, Lieblichkeit und Grazie unter den Bühnenstücken des französischen Geschmacks steht. Alfieri gehörte durch Stand und Bildung der Aristokratie an, die zwar zu dem Bestehenden in Kampf und Widerstreit lag, aber dem Volk selbst fern blieb. Doch hat der durch weite Reisen in die meisten europäischen Länder gebildete erfahrungsreiche Edelmann, der den größten Teil seines Lebens abwechselnd in Florenz, Rom und Paris verweilte, die ganze Opposition der Zeit in seine Seele aufgenommen und in seinen Tragödien, deren man einundzwanzig zählt, in Oden und Sonetten zum Ausdruck gebracht. Indem er mit stoischer Strenge die Unterdrücker der Menschheit in ihrer Schrecklichkeit und moralischen Häßlichkeit darstellte, wurde er zugleich ein Prophet und demagogischer Vorkämpfer der Freiheitsideen, ein Erwecker der Volkskraft zur Abschüttelung des Joches der Tyrannei, ein ernster Sittenprediger, der die Geister zu stählen und aus der Schlaffheit und Stumpfheit aufzurütteln bestrebt war. Freilich mußte er seine patriotischen Sentenzen und Zwecke fast verstohlen und unter fremder Adresse dem Publikum zuführen. Alfieri war nicht zum Dichter, geschweige zum Tragiker geboren, sondern wurde durch Erziehung, Studium und die gärende Zeit dazu gemacht. Empörung gegen jede mißbrauchte Gewalt, gegen jede Tyrannei, ein begeistertes Gefühl für Freiheit, tiefer Groll über die Erschlaffung seines Volks, das sich weder gegen innern noch äußern Druck stemmte, waren die Hauptzüge, die von Kindheit an seinen Charakter bestimmten und auch die Seele seiner Tragödien ausmachten. Aber ihm fehlte durchaus die Wärme des Herzens, die Kenntnis der menschlichen Natur und das innige Interesse daran; daher war es ihm nicht möglich, lebendige Gestalten in ihrem Kampf mit dem Geschick und den Leidenschaften vorzuführen, und seine Charaktere sind nur kalte und magere Ausführungen abstrakter Ideen, die an einer notdürftig in Gang gebrachten Handlung verkörpert werden. Er wollte nur mit den einfachsten Mitteln wirken und allem Schmuck entsagen, durch männlichen Ernst seinen Zweck erreichen. Zu seinen besten Stücken gehören Saul, Abel und Philipp II. „Im skandinavischen Norden war ihm die düstere Melancholie des Ossian verständlich geworden, aus Englands politischen und religiösen Zuständen fiel ihm zuerst das Licht auf die Lage seines Vaterlandes, und Shakespeare war ihm bekannt geworden und ins Blut gegangen, obgleich er sich, im italienischen Stolz gegen die nordische Barbarei, seiner erwehrte. Mit diesem vorsätzlichen Eigensinn blieb er an den französischen Formen und dem Bekenntnis des Klassizismus hängen, im grellsten Widerspruch mit den Richtungen und Zwecken seiner Dichtung.“ Erst sein Zeitgenosse Giovanni Pindemonte von Verona

Giovanni Pindemonte. 1751—1812.

schlug in seinen einst bewunderten, jetzt ziemlich vergessenen Tragödien (Ginevra di Scozia) eine freiere Bahn der Phantasie ein und wagte es von der klassischen Tradition abzuweichen. Giovannis jüngerer Bruder Ippolito Pindemonte dichtete in einer vielbewegten Zeit weiche schwermütige Naturschilderungen voll idyllischer Anmut und lyrische Gedichte und Episteln, in denen sich neben klassischer Bildung tiefe Innigkeit des Gefühls und religiöse Gesinnung ausspricht. Auch als glückliche Übersetzer antiker Dichter, besonders des Homer, haben sich die beiden Brüder bekannt gemacht. Aber auch Ippolitos dramatische Dichtungen mit Chören und eingeflochtenen lyrischen Gesängen sind jetzt größtenteils vergessen.

Ippolito Pindemonte. 1753–1828.

2. Romantisch-patriotische Poesie.

Alfieris talentvollster Nachahmer auf dem Gebiet der tragischen Kunst, aber ohne seines Meisters Freiheitsgefühl und Charakterstärke war Vincenzo Monti aus dem Ferraresischen. Ein Wohldiener der Großen, dichtete Monti, nachdem er sich durch einige Arbeiten nach dem Vorbild Dantes und durch die Tragödien Galeotto Manfredi und Aristodemo einen Namen gemacht, bei Gelegenheit der Ermordung des französischen Gesandten Basseville in Rom (XIII, 963) zu gunsten des Papstes das an glänzenden Stellen reiche Gedicht »Basvilliana« gegen die französische Revolution, eine Schrift, die von den Demokraten in Mailand verbrannt wurde. In dem Gedicht wird Basseville, der vor seinem Tod seine Sünden aufrichtig bereut hat, von einem Engel abgeholt und zur Buße durch Frankreich geführt, wie Dante von Virgil durch die Hölle, um dort alle Greuel der Revolution zu sehen. Er wohnt der Hinrichtung Ludwigs XVI. bei; wie Dämonen umflattern die Philosophen der Gottlosigkeit, die Encyklopädisten, die Guillotine und sättigen sich am Blut. Aus Furcht vor den Republikanern, zu denen sich sein Rivale Gianni in Mailand hielt, lenkte jedoch Monti bald wieder ein und verfaßte einige Gedichte entgegengesetzten Inhalts, so daß er schon damals ein Chamäleon genannt ward. Diese Charakter- und Gesinnungslosigkeit bewährte der Dichter auch während der Wechselfälle seines Vaterlandes am Ende des Jahrhunderts. Beim Herannahen der russischen Heere floh er mit dem Direktorium aus Mailand, und doch glaubten viele, daß ein Sonett, worin Suwarow als russischer Heros gepriesen war, aus seiner Feder geflossen sei. Während seines Exils in der Nähe von Chambéry schrieb Monti die Tragödie Cajo Gracco und das Lobgedicht auf seinen Freund und Leidensgefährten, den Dichter und Mathematiker Mascheroni, mit Anspielungen auf die politische Zeitlage. Eine Kantate auf die Schlacht bei Marengo verschaffte ihm die Gunst Napoleons. Von dem Imperator in Mailand zum Hofpoeten und Geschichtschreiber des Königreichs erhoben, feierte er den Überwinder Italiens in lobpreisenden Gedichten auf alle wichtigen Ereignisse (La spada di

Monti. 1754–1827.

Federigo, worin der Schatten Friedrichs des Großen nach der Jenaer Schlacht seinen Degen verteidigt). Mit dem Sturz Napoleons ging eine neue Wandlung in ihm vor; er erwarb sich zuletzt durch eine Kantate auf Kaiser Franz und andre höfische Bestellungsgedichte auch die Gunst des österreichischen Beherrschers und den lebenslänglichen Genuß seines Einkommens. Ebenso schwankend und unsicher wie in seinen politischen Ansichten war Monti auch in seiner poetischen Richtung. Von Natur den klassischen Kunstregeln zuneigend, hat er doch durch die Wiederbelebung der Danteschen Poesie einen mächtigen Anstoß zur Erweckung des Romantizismus gegeben, der aber in Italien nicht wie in Deutschland dem Rückschritt, sondern dem Fortschritt, der freiheitlichen und nationalen Entwickelung diente.

Während der französischen Herrschaft war Monti eine Zeitlang Professor der italienischen Litteratur in Pavia. In dieser Stelle hatte er zum Nachfolger Foscolo. 1777—1827. Niccolo Ugo Foscolo aus dem Venetianischen, einen leidenschaftlichen, freiheitglühenden Dichter, in dem zuerst der Gedanke einer politischen Wiedergeburt Italiens begeisterten Ausdruck fand. Seine Tragödien (Tieste; Ajace; Ricciarda), worin er nach dem Vorbild Alfieris seine Freiheitsideen niederlegte, sind weniger wegen ihrer künstlerischen Vorzüge, als wegen der patriotischen Gesinnung ausgezeichnet. Die Anfeindungen und Verfolgungen, die er sich dadurch zuzog, hielten ihn nicht ab, als Mitglied der Consulta in Lyon (S. 122) eine kühne, später durch den Druck bekannt gemachte Rede an Bonaparte zu halten. Aber nur zu bald überzeugte er sich von der Erfolglosigkeit seiner Bemühungen und der Trüglichkeit seiner Hoffnungen, und dieses Gefühl des Schmerzes über die Versunkenheit seines Vaterlandes verschmolz er mit seinen Liebesklagen in dem Roman Briefe zweier Liebenden, oder, wie er ihn nach einer spätern Umarbeitung benannte, Letzte Briefe des Jacopo Ortis (1802), einem Buch, das als der „italienische Werther" bezeichnet werden kann, indem der Held deutsche Sentimentalität mit italienischem Patriotismus vereinigt und an beiden zu Grunde geht. Nach dem verlornen Vaterland verliert er noch eine unerlangbare Geliebte und gibt sich dann selbst den Tod. Beide Leidenschaften, Vaterlandsliebe und Weiberliebe, waren mit ergreifender Innigkeit und der Kraft einfacher Natürlichkeit geschildert; das Buch war mit des Dichters Blut geschrieben und hatte eine mächtige Wirkung. Darum blieb auch Foscolo trotz seiner vielfachen Verirrungen ein Liebling der italienischen Jugend. Nicht minder einflußreich auf die Gesinnung der Italiener als dieser Briefroman war Foscolos didaktisches Gedicht: Die Gräber, dessen dunkle Klagetöne strafende Wahrheiten und hoffnungslosen Schmerz aushauchen. Als religiöser Freigeist und Mann des politischen Fortschritts von der mailändischen Regierung mit Argwohn betrachtet und mit gerichtlichen Verfolgungen bedroht, floh Foscolo nach London, wo er im Jahr 1827 starb.

Regellos in seinem Leben und die Sitten der Gesellschaft verachtend, schwankte Foscolo in seinen Ansichten unbeständig hin und her. Dennoch war er der bedeutendste und einflußreichste Dichter von politischer und nationaler Richtung, die mit dem armen Giuseppe Parini aus dem Mailändischen, dem Mann, „der in Italien ohne Tadel und Neid steht", begann und in Leopardi, Niccolini, Berchet und Silvio Pellico würdige Vertreter fand. Diese vaterländische Dichtung lehnte sich mit steigender Schwärmerei an Dante an, der mit seiner patriotischen Gesinnung und geistigen Kraft unter Leiden und Verbannung den nachgebornen Geschlechtern ein Leitstern war. In dieser Bewunderung trafen sie mit der neuerwachten Romantik zusammen, die daher bald einen großen Einfluß auf die italienische Litteratur gewann, hier aber einen nationalen Charakter annahm.

Parini geißelte zuerst in seinem satirischen Lehrgedicht: Der Tag, sowie in Oden und Sonetten in glatten klassisch-korrekten Versen die Sitten und die Lebensweise der Vornehmen, der sogenannten guten Gesellschaft, in deren Erschlaffung, Genußsucht und Gleichgültigkeit für alles Hohe und Ideale er die Quelle des sittlichen Verfalls und aller Schäden des öffentlichen Lebens in Italien erblickte, und hielt den entarteten Enkeln die Vorbilder der Ahnen vor Augen. Die Liebe zur Tugend, bemerkt Ugoni, war in seinem Herzen mit der Liebe zur Freiheit innig gepaart, die er jedoch streng von der Ungebundenheit unterschied. Gewisse Tugenden waren ihm immer verdächtig, wenn sie von der Liebe zur bürgerlichen Freiheit getrennt sich zeigten; denn indem er sie mit dem verglich, was er im Innern fühlte, sah er, wie ungerecht und heuchlerisch sie waren. Wie er die Kraft seines Geistes dahin richtete, durch seine Schriften gegen die offenbare Gleichgültigkeit seiner Zeit für jeden edlern Aufschwung, gegen das ängstliche Jagen nach Sinnengenuß und den lachenden Frivolitäten des Lebens anzukämpfen, so erfüllte er auch durch die That seinen hohen Beruf, und alles der Begeisterung für das Schöne, Gute und Wahre opfernd, beugte er sich niemals, war auch die Falschheit auf dem Thron oder die Niedertracht mächtig. Parinis Worte blieben nicht wirkungslos: in den edlern Gemütern, namentlich der Jugend, erwachte die Sehnsucht nach einer nationalen Wiedergeburt, daher auch die französischen Republikaner anfangs mit freudiger Begeisterung aufgenommen wurden, bis sich die Italiener überzeugten, daß das geträumte Glück und die ersehnte Freiheit nicht durch fremde Bajonette gebracht würden. Je mehr aber die Zustände während der französischen Herrschaft zwischen Unterdrückung und Freiheit schwankten und die Gefühle geteilt waren zwischen Stolz und Demütigung bei dem neuen Waffenruhm italienischer Heere für eine fremde Sache, desto mehr behielten die gespannten Gemüter Zeit, „die drückende Wirklichkeit mit ihren Idealen zu vergleichen und sich im Wechsel der heftigsten Leidenschaften zu verzehren". Doch blieb die französische Herrschaft nicht ohne wohlthätige Folgen, sie beförderte den Aufschwung der Nation, der auch noch

Parini. 1729–1799.

fortdauerte, als Napoleons Machtherrschaft gebrochen war und die auf dem Wiener Kongreß geschaffenen Einrichtungen die geistigen und nationalen Regungen niederhielten.

An diesem Aufschwung hatte die Litteratur keinen geringen Anteil. Die neue Romantik, die auf die große Zeit des italienischen Mittelalters hinwies, belebte das Nationalgefühl und die vaterländische Gesinnung. Der klassisch ge-
Leopardi. 1798—1837. bildete Graf Giacomo Leopardi aus der Mark Ancona, Platens Freund und Gesinnungsgenosse, gab in seinem Canto an Italien und in seinen Betrachtungen über ein dem Dante zu errichtendes Monument diesen Gefühlen Worte, daher auch das Gedicht mit der größten Begeisterung aufgenommen wurde. Noch kräftiger und schwungvoller war sein Canto an Angelo Mai, als dieser Ciceros Bücher de republica aufgefunden hatte, ein zu den edelsten Erzeugnissen der italienischen Lyrik gehörendes Gedicht, in welchem der Dichter seinem gepreßten Herzen über die traurige Lage seines Vaterlandes und über die Entartung der Zeitgenossen in klagenden und zürnenden Worten Luft macht und zugleich durch die Hinweisung auf eine ruhmreiche Vergangenheit Mut, Stolz und Selbstvertrauen zu wecken sucht. Sein an hellenischer Weisheit und römischem Republikanismus genährter Geist wurde durch den Druck äußerer Verhältnisse, wenn auch niedergebeugt, doch nicht gebrochen. Leopardis Dichtungen, die Äußerung eines tiefen Natursinns, zugleich aber eines gedrückten Gefühls und einer herben Mißstimmung über die Nichtigkeiten und Leiden des Lebens, tragen das Gepräge eines verdüsterten dem Pessimismus verfallenen Gemüts, das seine Empfindungen in melancholischen Klageakkorden mit großer Eintönigkeit aushaucht, eine Stimmung, die durch des Dichters krankhaften schwächlichen Körper gesteigert ward. Man hat Leopardis Poesie ein Erbauungsbuch des Pessimismus, eine Kodifikation des Weltschmerzes genannt. Aber indem darin die Leiden und Übel der Gegenwart ergreifend geschildert sind, war seine Poesie für die mutigeren Mitlebenden zugleich eine Ermahnung zur Auferstehung aus dem Elend und der Not der Zeit, ein Sporn zur Abstellung der traurigen Zustände, die zu so trüber elegischer Auffassung der Wirklichkeit den Anstoß gaben.

Der Hauptsitz der litterarischen Thätigkeit war Mailand. Aber auch in Florenz und andern Orten Toscanas regte die romantisch-patriotische Poesie ihre
Niccolini. 1785—1861. Schwingen. So hat namentlich Giovanni Battista Niccolini aus der Umgegend von Pisa, als Professor und Bibliothekar in Florenz wohnhaft, durch seine Tragödien aus der vaterländischen Geschichte zur Erweckung des Freiheitssinns und Nationalgefühls wesentlich beigetragen. In seinen ersten, der alten Geschichte und Mythologie entlehnten Stücken (Polyxena; Medea; Ödipus) trat er in Alfieris Spuren, erlangte aber erst Ruhm und Beifall, als er sich der Romantik zuwandte und in Antonio Foscarini, Giovanni da Procida, Lodovico Moro, Filippo Strozzi und besonders in seinem gepriesenen Arnaldo da Brescia vaterländische Stoffe mit Freimut und patriotischer Gesinnung behandelte.

Zu dem Trauerspiel Antonio Foscarini wurde er durch Lord Byrons Vorbild angeregt.

Silvio Pellico aus Saluzzo, eine weiche, elegische Natur, erwarb sich zuerst dichterischen Ruhm durch seine Tragödien, unter denen die dem Dante entnommene Francesca da Rimini die vorzüglichste ist. Von Foscolos Dichtungen angeregt, widmete er dann seine Kräfte den vaterländischen Bestrebungen und gründete zu dem Zweck in Mailand eine Zeitschrift, den Conciliatore, das Hauptorgan der Romantiker, das neben der Litteratur auch politische und soziale Fragen behandelte, mußte aber, gleich dem Dichter Maroncelli, für seinen Freimut und seine nationale Gesinnung lange Jahre unter den Bleidächern von Venedig und in den Kerkern des Spielbergs büßen. Die Leiden seiner fast zehnjährigen schrecklichen Gefangenschaft hat er selbst in dem vielgelesenen Buch: Meine Haft (Le mie prigioni) rührend und anziehend dargestellt (S. 637). Gebrochen an Körper und Geist, erlangte er endlich die Freiheit, und seine ergreifenden Schilderungen steigerten in seinen Landsleuten die Sehnsucht nach Erlösung von dem entsetzlichen Druck. In der religiösen Hingebung an die katholische Kirche teilte Silvio Pellico den Hang der deutschen Romantiker. Seine Cantiche haben alle ein didaktisches Ziel, nämlich die christlichen Tugenden der Milde, Demut und Entsagung zu lehren und die Handlungen der Menschen unter dem priesterlichen Standpunkt zu beurteilen. Im Eifer für den Katholizismus verdammte er nicht nur alle philosophische Freigeisterei, sondern auch den Protestantismus, der nur Wahn und Täuschung sei, und machte seinem Freund Gioberti Vorwürfe, daß er mit seinem Buch über die Jesuiten sich mit Ungläubigen und Ketzern auf eine Stufe gestellt habe.

Silvio Pellico. 1789—1854.

Einer der hervorragendsten Dichter und Mitarbeiter des Conciliatore war der Mailänder Giovanni Berchet. Er gehörte mit Silvio Pellico, Tommaso Grossi, Verfasser des durch Wahrheit der Charakterzeichnung bedeutenden Gedichts: Die Lombarden beim ersten Kreuzzug und der rührenden Liebesnovelle Ildegonda, zu der romantischen Schule des „Jungen Italien", zu deren Verbreitung er durch die Übersetzung von Bürgers Lenore und andern Balladen wesentlich beitrug. Er stellte an die Dichtkunst die Forderung, daß vaterländische Stoffe zum Inhalt gewählt und patriotische Gefühle im Volk geweckt und genährt werden sollten. Nach der gescheiterten Revolution von 1820—1821 traf ihn ein langjähriges Exil, das er abwechselnd in Frankreich, Belgien, England und Griechenland verlebte. Auch in Bonn und Berlin hielt er sich eine Zeitlang auf, im Umgang mit dem aus gleicher Veranlassung verbannten Marchese Arconati Visconti, mit welchem er auch, als gegen Ende der dreißiger Jahre mildere Ansichten bei der österreichischen Regierung vorzuwalten begannen, nach Italien zurückkehrte. Seine politischen Gedichte (Romanze; Fantasie) aus der Verbannung, die den Geist des Carbonarismus atmen, machten durch die Glut der Leidenschaft und durch die männliche Sprache großen Eindruck auf die Zeitgenossen

Berchet. 1783—1851. Grossi. 1791—1853.

und belebten den Ingrimm und unauslöschlichen Haß gegen die fremden Unterdrücker. In der Romanze Giulia schildert er die Schrecken der österreichischen Konskription; in Romito del Cenisio mahnt ein Einsiedler einen fremden Wanderer von der Reise nach Italien ab, weil dort keine Freude zu finden sei, sondern ein Weh so unermeßlich wie das Meer das es umgibt. Auch Karl Albert von Sardinien wird heftig angegriffen: er habe die Freiheit an die Fremden verraten. In der Romanze Le fantasie führt der Dichter in einzelnen Traumbildern den Lombarden die glorreiche Vergangenheit zur Zeit der Schlacht bei Legnano und die schmachvolle Gegenwart zu Gemüte. Die erzählende Dichtung: Die Flüchtlinge von Parga, worin in Romanzenform der heldenmütige Untergang jenes christlichen Freistaats an der albanesischen Küste mit tiefer Empfindung geschildert ist, gehört zu den herrlichsten Erzeugnissen des neuen Italiens.

„Durch alle Gedichte Berchets," sagt Ruth, „weht eine wehmütige Stimmung, oft zur verzweifelten Klage erhoben, die dem Dichter das Schicksal Italiens eingeflößt hat, Klagen über den Verrat Italiens, Vorwürfe gegen die, welche sich dem fremden Herrscher nur zu leicht ergeben haben. Aber Berchet ist zu sehr Dichter, als daß seine Stimmung die schöne Kunstform verderben sollte. Seine Gedichte haben nichts Krankhaftes, seine poetischen Ergüsse sprechen voll das Herz an. Es ist darin nicht die bittere Verzweiflung eines Geistes, der nie Besseres hofft, der von seiner eignen Verstimmung mehr als vom Unglück zu Boden gedrückt ist, sondern die männliche Trauer um ein zeitweise verlornes Gut, wenn dieses auch seinem Wesen nach mehr idealisch vorgeschwebt hatte. Er steht darin weit über Leopardi, der seinen Geist immer mit dem drückenden Bewußtsein des Nichtswerdens, Nichtshelfens hemmte, der nicht die Trauer um etwas Verlornes, wieder zu Erlangendes, sondern die lähmende Ironie der Schwäche und Ziellosigkeit seinen Gedichten zum Stempel aufgedrückt hatte."

3. Manzoni und die Roman- und Geschichtschreibung seiner Zeit.

Fern von diesen gefahrvollen politischen Bestrebungen, wenn auch nicht ohne Freiheitssinn und Vaterlandsliebe, wandelte der größte italienische Dichter des Zeitalters Alessandro Manzoni von Mailand, ein Enkel des Rechtsphilosophen und Philanthropen Beccaria, seine litterarische Bahn. In seinen geistlichen Liedern (Inni sacri) zeigt er sich als gläubigen Katholiken und christlichen Sänger in der Weise der Neuromantiker. „Es waren Stücke in dem Geist des alten Kirchengesanges, in dem wahrhaft frommen Gemüt eines milden beschaulichen Mannes entsprungen, der von den großen moralischen Verwüstungen der Revolution erschüttert war und den man durch einen französischen Prediger in einer plötzlichen Erregung dem Skeptizismus entrissen und der Kirche wieder zugeführt sagte." In seinen Tragödien (Der Graf von Carmagnola; Adelchi) entzückt er durch die klassische Würde und durch die Wahrheit des Gefühls, sowie durch den lyrischen Schwung des von ihm mit Erfolg wieder eingeführten Chors und verweist trostreich das Elend auf Duldung und Hoffnung, da das Glück

Manzoni. 1785–1873.

mit dem Unterdrücker sowenig einen ewigen Bund schließt, wie mit dem Unterdrückten. Seine Trauerode auf Napoleons Tod (Der fünfte Mai) fand so ungeteilte Anerkennung, daß selbst Goethe sie ins Deutsche übersetzte. Aber am bekanntesten und verbreitetsten ist sein der historischen Erzählungsdichtung Walter Scotts nachgebildeter Roman: Die Verlobten (I promessi sposi), eine lebendige, wenngleich etwas breite und gelehrte Schilderung der kirchlichen, politischen und gesellschaftlichen Zustände des obern Italiens unter der spanischen Herrschaft, im Geist der Ergebung gegen alle Selbstrache in Leid und Anfechtung, eine Mahnung zu christlicher Duldung und Resignation. „Alle Klassen der Gesellschaft, vom einfachen Landmann an bis zum Capitan generale Seiner allerchristlichsten Majestät, ziehen in wunderbarer Lebensfrische vor dem Leser vorüber. Das ganze italienische Volksleben, bald in hundert einzelnen lebenswahren, originellen Figuren, bald in den bunt und wildbewegten Volksmassen, so namentlich in den furchtbaren Pestszenen, ist mit einer Beweglichkeit geschildert, die ans Wunderbare grenzt." Von einer der letztgenannten Szenen, der Episode von der Mutter mit dem Kind, rühmte Goethe, sie allein würde genügen den Namen Manzoni unsterblich zu machen. Mit vollem Recht läßt sich daher der Ausspruch thun, daß dieser Meisterroman Manzonis nationalste Dichterthat war. Er rief eine Flut von Nachahmungen hervor, so daß der historische Roman in der neueren Litteratur Italiens die erste Stelle einnimmt. Rosinis Nonne von Monza kann als eine Fortsetzung der Verlobten angesehen werden. Wie Foscolo suchte auch Manzoni den kalten rednerischen Prunk abzustreifen und der Dichtung die unmittelbare Wahrheit und Einfalt der Natur wiederzugeben. Den Romantikern erschien der Roman als ein vorzügliches Mittel, ihren Landsleuten die eigne Geschichte, die Fehler und Irrtümer, die Thaten und Zustände ihrer Vorfahren darzustellen, den Patriotismus und Nationalsinn zu wecken, das Volk von der litterarischen Üppigkeit und Verweichlichung der vorausgegangenen Periode an ernstere historische Studien zu gewöhnen. Diese Zwecke verfolgte schon Karl Varese von Genua, der Verfasser einer Reihe historischer Romane nach dem Vorbild Walter Scotts. Durch Manzoni wurde der Roman zur Lieblingsgattung der italienischen Litteratur erhoben. Sein Schwiegersohn Azeglio, die Schriftsteller Rosmini, Cantu, Grossi folgten seinen Spuren. Auch Guerazzi von Livorno nahm in seinen Romanen (Belagerung von Florenz; Schlacht von Benevent) Manzoni zum Vorbild. Wie Silvio Pellico war auch Manzoni stets ein eifriger Anhänger der römischen Kirche, ihrer Lehren und Institute, so daß er als Apologet der katholischen Moral in einer Parteischrift gegen Sismondi zu Felde zog. An der Politik nahm er keinen Anteil; doch begrüßte er die italienische Bewegung vom Jahr 1859 mit vaterländischer Begeisterung.

Die Geschichtschreibung fand im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert trotz der Ungunst der Verhältnisse in Italien einige würdige Vertreter, so Geschichtschreibung.

gefahrvoll auch die Bahn eines wahrheitsliebenden und vaterländischen Historikers war. Von Giannones Neapolitanischer Geschichte ist schon früher die Rede
Tiraboschi. 1731—1794. gewesen (XII, 334). Girolamo Tiraboschi von Bergamo stellte in seiner gründlichen Geschichte der italienischen Litteratur das geistige Leben seiner Landsleute von den Anfängen wissenschaftlicher Bildung bis zum Jahr 1700 mit um-
Denina. 1731—1813. fassender Gelehrsamkeit und strenger Wahrheit dar. Carlo Denina aus dem Piemontesischen, der als Professor, Bibliothekar und Akademiker abwechselnd in Turin, Berlin und Paris thätig war, hat durch sein Werk: Über die Revolutionen Italiens und andre historische Schriften den freisinnigen Geist des achtzehnten Jahrhunderts aus Frankreich und Deutschland in die italienische Geschichtschreibung eingeführt. Die Zeit der Revolution und der Napoleonischen Herrschaft in Italien fand einen kenntnisreichen und freimütigen Bearbeiter in dem Pie-
Botta. 1766—1837. montesen Carlo Botta (Storia d'Italia 1789—1814), einem Gelehrten, der durch seine Stellung als Staatsmann in Piemont und als Mitglied des Gesetzgebenden Körpers in Paris einen tiefern Blick in die Geschicke der Staaten und in den Gang der öffentlichen Dinge thun konnte und der auch vorzugsweise befähigt war, als Fortsetzer Guicciardinis auftretend, die Geschichte Italiens vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bis auf seine Zeit darzustellen. Gemäßigt in seinen politischen Ansichten und ein guter Katholik blickt Botta mit Trauer und Wehmut auf den Untergang des alten Italiens durch fremde Gewaltherrschaft und führt den lebenden Geschlechtern mit patriotischem Ernst zu Gemüte, daß sie Freiheit und Unabhängigkeit nur durch eigne Kraft, durch Einigkeit und nationale Tugend zu erlangen vermöchten. Seine Geschichtsbücher brachten den Italienern zum Bewußtsein, daß sie nicht nur eine gemeinschaftliche Sprache und Poesie besäßen, sondern daß sie auch gemeinschaftliche politische Interessen hätten, daß sie nur dann Rettung und Besserung der öffentlichen Zustände erwarten dürften, wenn sie von dem lebhaften Gefühl durchdrungen wären, ein gemeinsames Vaterland Italien bilden, erhalten und verteidigen zu müssen. Solche Ansichten stimmten nicht mit dem System der Reaktionspolitik in Turin und Mailand, daher auch Botta viele Jahre lang in Frankreich verweilen mußte (S. 617). Bottas Zeit- und Gesinnungsgenosse war der Neapolitaner Pietro
Colletta. 1775—1831. Colletta, ein in die Geschicke seines Vaterlandes unter der französischen Herrschaft wie unter König Ferdinand tief verflochtener Mann von großen Kenntnissen im Kriegs- und Artilleriewesen. Nach einem thatenreichen Leben wurde er infolge der Revolution von 1820, trotz seiner wackern Haltung als königlicher Generalkommandant von Sizilien (S. 625), seiner liberalen Ansichten wegen als Staatsgefangener nach Brünn geführt, wo seine sonst felsenfeste Gesundheit zu schwinden begann, so daß man ihm endlich gestattete, die letzten Jahre seines Lebens in Florenz zuzubringen. Hier verfaßte er die treffliche Geschichte des Königreichs Neapel von 1734 bis 1825, die aber erst nach seinem Tod herauskam. Wir sind dem Verfasser und seinem Buch in den frühern Blättern

zum öftern begegnet. Mit einschneidender Schärfe hat der Muratistische Oberst die Schäden einer elenden Regierung, die Schlechtigkeit der Verwaltung, die Sittenlosigkeit und Entartung des Hofes, die Günstlingsherrschaft, die Korruption der Beamten, die despotische Polizeiwirtschaft, die Rechtsverletzungen der Justiztyrannei und den ganzen Jammer eines mißhandelten Volks und Landes vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung gezogen. Über die Verschwörungen und Aufstände der Jahre 1820 und 1821 haben die Urheber und Teilnehmer Pepe, Carrascosa und Santarosa lehrreiche Denkwürdigkeiten verfaßt. Die Geschichte der Sizilianischen Vesper von Michele Amari, worin der Verfasser das Nationalgefühl und den Freiheitssinn des unglücklichen Volks zu wecken und dem Despotismus mit beredter Zunge entgegenzutreten suchte, schien der neapolitanischen Regierung so gefährlich, daß der Geschichtschreiber sich den ihm drohenden Verfolgungen durch die Flucht entzog (1842). Seitdem lebte er als „unbußfertiger Revolutionär" in Paris mit ernsten Studien beschäftigt, aus denen im Jahr 1854 die quellenmäßige Geschichte der Sarazenen in Sizilien hervorging, bis die Gründung des Königreichs Italien ihm die Rückkehr ins Vaterland und (1862) den Eintritt in die Dienste des Staats als Unterrichtsminister gewährte.

Amari. geb. 1806.

Berichtigung.

Band XIII., S. 707, am Rande: das Geburtsjahr K. M. von Webers ist 1786.
Band XIV., S. 837, Überschrift: lies 3. Polens Erhebung und Fall.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.